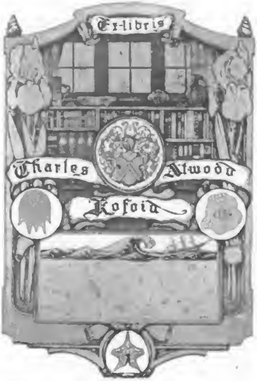
DAS BUCH DER WELT


Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid



Das

Buch der Welt,

ein

Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre 2c.

Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1849.




Das
Buch der Welt.
1849.
Stuttgart.
Carl Hoffmann

Der Erzherzog Reichsverweser.

(Taf. 1.)

Nur wenige der Leser des „Buchs der Welt“ werden sich aus eigener Erfahrung des verhängnißvollen Jahres 1813 noch erinnern können, bis zu welchem vom Jahre 1806 an Deutschland und das deutsche Volk unter fremde Herrschaft geknechtet war. Von seinen Fürsten verlassen, oder von diesen, die zu Lehensträgern des korsischen Despoten herabgesunken waren, der eigenen Existenz wegen mißachtet, vernachlässigt, und wo ja der deutsche Geist sich regte, selbst mit Zustimmung seiner unfreien Fürsten verfolgt, und in tiefster Erniedrigung gehalten, ermannte sich im Frühling jenes denkwürdigen Jahres, der zum Völkerfrühling wurde, das deutsche Volk. Das heilige Feuer des Volksbewußtseins begeisterte die Massen, die ein unsichtbares Band, Tuiskons Geist vereinigte. — Nicht der Breslauer Aufruf Friedrich Wilhelms an sein Volk war es, der Leben und Feuer in deutsche Seelen brachte, wie noch jetzt elende Schmeichler zum Verderben deutscher Fürsten und deutscher Einheit behaupten, und dadurch am deutlichsten beweisen, daß sie den souveränen Geist des deutschen Volkes in seiner Allgemeinheit nicht zu beurtheilen und zu würdigen verstehen, sondern der durch fortwährenden Druck der Fremdherrschaft von seinen Fesseln nicht erstickte, wohl aber zu neuer, kräftiger Regung erwachte Urgeist, der die Macht des welterobernden Unterdrückers vernichtete. Mit dem 18. Oktober des Jahres dreizehn und seinen Folgen hatte das deutsche Volk, hatten Deutschlands Fürsten durch dessen Kraft ihre Freiheit wieder errungen, und das Volk erwartete voll Zuversicht die Segnungen, die ihm in Aussicht gestellt worden waren. Ein durch Blut geheiligtes Band hatte Fürsten und Völker enge verbunden, leider aber stieg nur zu bald aus der Mitte des Volkes selbst ein giftiger Nebel auf, der einer finstern Wolke gleich sich zwischen Fürsten und Völker lagerte, und die Ersteren verhinderte, im Volke etwas anderes zu sehen, als eine düstere, gährende Masse, die aller bürgerlichen und politischen Reife bar, beständig am Lenkzaum gehalten, und am Gängelbande kalt berechnender, nur das eigene Wohl berücksichtigender Diplomatie geführt werden müßte. Die den Völkern von den Fürsten, deren Throne und Kronen sie gerettet, versprochenen und verbürgten Rechte, wurden ihnen nur theilweise gegeben, oft nur als Akte der Gnade verliehen, nicht aber als heilige Rechte, auf die sie gesetzlich Anspruch machen, die sie fordern durften, und bald sank das Volk, das deutsche Volk in sein Nichts zurück, aus dem es sich selbst, aus dem es seine Fürsten durch sein Herzblut erhoben hatte. Nicht Volks- nur Fürstenkongresse traten von jetzt an zusammen, um ihre gegenseitige Macht abzuwägen, ein politisches Gleichgewicht Europa's zu schaffen, und ihre gegenseitige Existenz sich zu verbürgen. Des Volks und seiner Rechte ward nur nebenbei gedacht, und obwohl auf dem ersten dieser Kongresse ein deutscher Bund als Repräsentant der deutschen Nationaleinheit geschaffen wurde, ward in demselben, leider durch Glieder des Volkes selbst, nur das Interesse der Fürsten, nicht das des Volkes vertreten, und obgleich die Schlußakte des Wiener Kongresses dem Volke Segnungen in Aussicht stellte, die es als Rechte in Anspruch nehmen konnte, verging nicht nur ein Zeitraum von mehr als dreißig Jahren, in welchem von Seiten des deutschen Bundes nichts geschah, was das deutsche Volk zu heben vermochte, sondern die Leistungen des Bundes trugen noch dazu bei, daß das deutsche Volk in den Augen anderer Völker an Achtung verlor. Die Geschichte des letzten Jahrhunderts war spurlos an den deutschen Fürsten, spurlos an deren Vertretern beim deutschen Bundestage vorüber gegangen. Der Bundestag bewährte, wie die Erfahrung bewiesen, das auf ihn gesetzte Vertrauen der deutschen Nation nicht. Seine Stellung, dem deutschen Volke gegenüber, verkennend, hatte er sich nicht nur selbst überlebt, sondern auch, trotz seiner Kraftlosigkeit, sich als Feind der deutschen Nation gezeigt. Nur allein in seinen, nichts weniger als volksthümlichen Beschlüssen, erwies er seine Thätigkeit, und war der Hemmschuh aller zeitgemäßen Fortschritte: die Veranstaltungen gegen das Bündlerwesen auf den Universitäten, die verschiedenen illiberalen Preßverordnungen, die Verfügungen und Maßregeln 1830 beim Ausbruch der Juli-Revolution, angeblich zur Sicherung und Wiederherstellung der Ruhe in einzelnen Staaten, die Regulirung der Verhältnisse in Braunschweig, die Annahme der Entscheidung über Luxemburg bei der holländisch-belgischen Frage, und die Gesetze wider den Nachdruck sind einzig und allein die dürftigen Resultate seines mehr als dreißigjährigen Bestehens! Zahllos waren dagegen die Unterlassungssünden, die er in Bezug auf die dem deutschen Volke verheißenen Rechte sich zu Schulden kommen ließ, denn er war ja nur ein Fürsten-, war kein Völkerbundestag, war das willenlose Werkzeug einer fluchwürdigen Diplomatie, und hatte das

Vertrauen der deutschen Nation nicht nur durch die unzähligen Beweise seiner Kraftlosigkeit und Ohnmacht verloren, sondern auch durch seine Inkompetenzerklärung in Sachen Hannovers, durch sein Schweigen bei Werthlosmachung der Koburger Scheidemünze, und durch sein Nichteinschreiten gegen eine fremde Macht in Sachen Schleswig-Holsteins, das durch drei Stimmen beim Bunde vertreten war, sich als einen Feind des deutschen Volkes erwiesen. Der Bund, der Deutschland groß, frei und unabhängig machen konnte, hatte das von ihm vertretene Land den andern Staaten Europa's gegenüber in Ohnmacht gehalten, durch das was er seit mehr als dreißig Jahren nicht geleistet, sich selbst gerichtet, und als nach langem Drucke das deutsche Volk von neuem seine Kraft fühlte, von neuem ein einiges Deutschland zu schaffen strebte, war der Tag, an welchem die neuberufene Centralgewalt in der Person eines Fürsten des alten deutschen Kaiserhauses, die exekutive Gewalt des Bundesstaats in Folge freier Volkswahl übernahm, der Todestag des alten, sich selbst überlebt habenden Bundes. Im Erzherzog Johann vereinigte sich das Vertrauen des deutschen Volkes, und die Wahl der deutschen Nationalversammlung fiel auf ihn, nicht weil, sondern obgleich er ein Fürst war.

Fürsten und Völker wurden seit dreißig Jahren schmachvoll durch eine kalt berechnende Diplomatie getäuscht, die einer undurchdringlichen Mauer glich, Fürsten und Völker von einander trennte, durch eine Diplomatie, die mit dem Glück und Geschick der europäischen Staaten spielte, die Völker und deren Rechte für nichts achtete, und um sich oben und am Ruder zu erhalten, den Fürsten schmeichelte und sie vom Volke entfernt hielt, dessen Langmuth sie allein ihre Existenz zu verdanken hatte. Das schimpfliche Regierungssystem wurde im Völkerfrühlinge 1848 durch die Kraft des erwachenden Volkswillens gestürzt. Mit der schmetternden Lerche stieg die Freiheit Deutschlands empor und rief mit tausend lauten Jubelstimmen Germaniens Söhne vom Schlummer auf, und ohne demagogische Verbindungen stand, trotz aller künstlichen Absonderungsmittel, mit denen man die einzelnen Stämme des Volkes zu trennen gewußt hatte, das gesammte deutsche Volk mit gleichen Wünschen und Anforderungen mit einem Male auf wie ein Mann. Die mühsam zusammengebrachten Unterschiede der engern Begrenzungen der einzelnen Theile des Vaterlandes waren verschwunden, es gab urplötzlich kein Oesterreich und kein Preußen, kein Baiern, Baden, Württemberg und Sachsen mehr, die vierunddreißig Vaterländer gingen auf im einigen Deutschland, und das schwarz-roth-goldene Band umschlang ein einiges Volk von fünfundvierzig Millionen Seelen, dessen Kraft in der Zerstückelung Niemand zu ahnen gewagt. Durch seine Wünsche nach Reformen auf gesetzlichem Wege, durch das Verlangen nach Gewährung seiner Rechte, hat das deutsche Volk seine Reife glänzend dokumentirt, daß aber mit dem Siege der Märztage noch nicht Alles gewonnen sei, darüber war das deutsche Volk einstimmig. Wohl war die Reaktion, nachdem die Fürsten faktisch die Volkssouveränität anerkannt, und dem alten System entsagend, volksthümliche Ministerien erwählt hatten, auf's Haupt geschlagen, für den Augenblick unschädlich gemacht, aber sie war nicht getödtet. Sie war zurückgetreten vom Schauplatz, auch wohl in die Reihen der Sieger übergegangen, um sich dort zu kräftigen, von ihrem Schlage zu erholen, neue Verbündete zu erwerben und den günstigen Augenblick abzuwarten, den durch seine Erfolge sicher gemachten Sieger meuchlings im Rücken anzufallen. Am Volke lag es daher, seine Errungenschaften zu behaupten, auf gesetzlichem Boden fortzuschreiten, über sich selbst und über sein Recht zu wachen, und Sorge zu tragen, daß nicht der Egoismus der einzelnen Stände zur neuen Pflanzschule der Reaktion werde, und dem so schön begonnenen Werke feindlich und hindernd entgegen trete. Dieses instinktmäßig fühlend, und zugleich die Nothwendigkeit einsehend, daß ein freies Volk, um frei zu bleiben, seine Angelegenheiten selbst berathen und die Gesetze, nach welchen es fortan leben will, durch sich selbst aufstellen muß, trat das sogenannte „deutsche Vorparlament" in Frankfurt zusammen. Es war die erste Blüthe des Volksbewußtseins, welche sich im freien, einigseinwollenden Deutschland entfaltete. Die Reise der Männer, welche sich nach Frankfurt hinbegaben, um das neuerrungene Palladium ihres Volkes zu wahren, glich einem Triumphzuge, der Empfang derselben in Frankfurt selbst setzte dem Ganzen die Krone auf, und manches aristokratische Herz mußte hier zu seiner eigenen Beschämung eingestehen, daß der Name „Volk" mehr als ein bloßer Name sei.

Aus den sehr stürmischen Sitzungen des Vorparlaments ging zwar, wie bei der großen Meinungsverschiedenheit der Abgeordneten auch vorauszusehen war, nichts Positives hervor; durch die vorläufigen Bestimmungen der Volksrechte aber, und durch das neuerschaffene Institut des Fünfziger-Ausschusses, durch welches man der sogenannten Bundesversammlung ein Gegengewicht gab, und das Volk in politischer Wirksamkeit erhielt, legte man den Grundstein zum künftigen Baue der deutschen Reichsverfassung, und ermöglichte so das Inslebentreten eines wirklichen konstituirenden Volks-Reichstags, eines wahrhaften deutschen Parlaments. Die traurigen Ereignisse in Baden und Posen, so wie der spätere Slavenaufstand in Prag, und der Kampf gegen Dänemark, eine Folge der verwerflichen, zu spät gestürzten Diplomatie, der bei einem starken, einigen Deutschland nicht hätte entstehen können, unterbrach die Wahlen nicht, und wenn sich auch nicht läugnen läßt, daß die indirekten Wahlen zur konstituirenden Versammlung ein Uebel für das deutsche Vaterland waren, während derselben die Reaktion nicht unthätig blieb, und oftmals, wenn auch nicht zugegeben, mit entschiedener Wirksamkeit auftrat, wurde doch endlich die konstituirende Nationalversammlung, trotz mannigfaltiger Verzögerungen und Hindernisse, zur Wahrheit, und von ihr erwartete, in den Maitagen, das noch immer nicht beruhigte Volk sein Heil und seine Wiedergeburt. Leider

standen sich in derselben die Partheien der Abgeordneten schroff gegenüber; der Kampf der Meinungsverschiedenheiten ward hier mit größter Erbitterung nochmals ausgefochten, und loderte zu einer Flamme empor, die eine zweite, weitumfassendere Revolution hervorzurufen drohte, wenn es nicht dem Präsidenten v. Gagern gelungen wäre, den Sturm zu beschwören und eine, wenn auch nur momentane Versöhnung der erregten Gemüther zu Stande zu bringen. Ueber die Nothwendigkeit einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland war man allgemein einig, nicht aber über die Beschaffenheit der letzteren. Einige wollten ein Triumvirat, andere die Macht in einer Hand vereinigt. Lange und heftige Debatten wurden geführt, denn Jeder sah in seiner Meinung die einzig richtige für das Wohl des Volkes und zur Beruhigung des Landes. Zehn lange Sitzungen führten zu keinem Resultate, da nahete am 29. Juni 1848 die Stunde, wo das deutsche Volk seit Jahrhunderten wieder berufen wurde, sich für seine Gesammtangelegenheiten eine Regierung zu setzen, und ein Haupt an die Spitze dieser Regierung zu stellen. Ehe man zur Abstimmung selbst schritt, ergriff von Gagern, der als Präsident der Nationalversammlung die Wahl leitete, das Wort und sprach: „Meine Herren! wer auch aus dieser Wahl hervorgehen möge, lassen Sie uns den festen Entschluß fassen, daß wir ihn unterstützen wollen in seiner schweren Aufgabe, und zwar mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften.“ — Es ward durch Namensaufruf abgestimmt, wobei 25 Mitglieder der Linken die Erklärung abgaben, daß sie gar nicht wählen würden, und 14 von ihnen fügten hinzu: weil die Majorität sich für einen unverantwortlichen Reichsverweser entschieden habe. Von 521 Abstimmenden erhielten: Erzherzog Stephan von Oesterreich 1, v. Itzstein 32, v. Gagern 52, Erzherzog Johann von Oesterreich 436 Stimmen; nach halb drei Uhr Nachmittags verkündete der Donner der Kanonen und das Geläute aller Glocken, vermischt mit des Volkes Jubelruf, die vollendete Wahl, und Präsident v. Gagern proklamirte Johann, Erzherzog von Oesterreich zum Reichsverweser über Deutschland. „Er bewähre,“ rief v. Gagern, „die allezeit gehegte Liebe zu unserm großen, deutschen Vaterlande, er sei der Gründer unserer Freiheit, der Bewahrer unserer Volksfreiheiten, der Wiederhersteller von Ordnung und Ruhe.“ Und die Versammlung, ergriffen von der unberechenbaren Wichtigkeit des Momentes, erhob sich von ihren Sitzen, und ein dreimaliges „Hoch!“ erscholl dem Mann der Wahl des deutschen Volkes. — Wie in Frankfurt ein allgemeiner Ausbruch des Jubels der Verkündigung dieses so glücklichen Resultates folgte, eben so in ganz Deutschland, wo immer hin die Nachricht mit Windeseile drang. Eine Deputation von sieben Abgeordneten erhielt noch am gleichen Tage den Auftrag, dem Erzherzog die Wahlakte zu überreichen, und die noch immer nicht aufgelöste Bundesversammlung richtete, sogleich nachdem sie Kenntniß von dem Ereigniß in der Paulskirche genommen hatte, ein Schreiben an den Reichsverweser, in welchem sie sich beeilte, demselben die „patriotischen Gefühle, die sich an dieses große Ereigniß knüpfen, so wie das feste Vertrauen glückwünschend auszudrücken, daß diese Wahl heilverkündend und die beste Bürgschaft für die Einheit und Kraft, für die Ehre und Freiheit unseres Gesammt-Vaterlandes sei,“ und fügte noch auffallender Weise bei: „daß es den in der Bundesversammlung vereinigten Bevollmächtigten der deutschen Regierungen noch ganz besonders zur höchsten Genugthuung gereiche, Sr. kaiserl. Hoheit die Versicherung ausdrücken zu dürfen, daß sie schon vor dem Schlusse der Berathungen über die Bildung einer provisorischen Centralgewalt von ihren Regierungen ermächtigt gewesen wären, für eine Wahl Sr. kaiserl. Hoheit zu so hohem Berufe sich zu erklären.“ Ein Passus, wegen dessen es in der National-Versammlung zu einer hitzigen Debatte mit dem Präsidenten der Bundesversammlung, Ritter v. Schmerling, kam, da der Abgeordnete Blum aus Leipzig, von der Versammlung die Frage beantwortet zu wissen wünschte: „auf welchem Wege die Bundesversammlung von dem Resultate der Wahl, noch ehe diese selbst vollzogen gewesen sei, Kenntniß genommen hätte?“ und der Präsident v. Gagern sein Ehrenwort gab, hierbei in keiner Weise betheiligt zu sein.

Das Amt eines Reichsverwesers war, obgleich unter andern Formen und anderer Bedeutung, schon in dem Grundgesetze des deutschen Kaiserreichs aufgeführt, und dauerte stets vom Tode des jedesmaligen Kaisers bis zur Wahl eines neuen, welcher dann die bis dahin von den Reichsverwesern vollzogenen Regierungsakte zu sanktioniren hatte. Solcher Reichsverweser waren nach dem Grundgesetze zwei, und zwar für den rheinischen Bezirk der Kurfürst von der Pfalz, für den sächsischen der Kurfürst von Sachsen. Ihre Macht war sehr beschränkt, und diente hauptsächlich nur zur Aufrechterhaltung der Verfassung und zur Abwendung aller dem Reiche drohenden Gefahren. Ganz verschieden von jenen bestimmten Reichsverwesern im Zwischenreich, wurden die, dem jetzigen, vom Volke durch seine Vertreter gewählten Reichsverweser übertragenen Machtvollkommenheiten von der konstituirenden Versammlung in folgenden Paragraphen niedergelegt:

§. 1. Bis zur definitiven Begründung einer Regierungsgewalt für Deutschland soll eine provisorische Centralgewalt für alle allgemeinen Angelegenheiten der deutschen Nation bestellt werden.

§. 2 Dieselbe hat a) die vollziehende Gewalt zu üben in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffen; b) die Oberleitung der gesammten bewaffneten Macht zu übernehmen und namentlich die Oberbefehlshaber derselben zu ernennen; c) die völkerrechtliche und handelspolitische Vertretung Deutschlands auszuüben und zu diesem Ende Gesandte und Konsule zu ernennen.

§. 3. Die Errichtung des Verfassungswerkes bleibt von der Centralgewalt ausgeschlossen.

§. 4. Ueber Krieg und Frieden und über Verträge

1*

mit auswärtigen Mächten beschließt die Centralgewalt im Einverständnisse mit der Nationalversammlung.

§. 5. Die provisorische Centralgewalt wird einem Reichsverweser übertragen, welcher von der National-Versammlung gewählt wird.

§. 6. Der Reichsverweser übt seine Gewalt durch von ihm ernannte, der Nationalversammlung verantwortliche Minister aus. Alle Anordnungen desselben bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung wenigstens eines verantwortlichen Ministers.

§. 7. Der Reichsverweser ist unverantwortlich (mit 373 gegen 175 Stimmen genehmigt).

§. 8. Ueber die Verantwortlichkeit der Minister wird die Nationalversammlung ein besonderes Gesetz erlassen.

§. 9. Die Minister haben das Recht, den Berathungen der Nationalversammlung beizuwohnen und von derselben gehört zu werden.

§. 10. Die Minister haben die Verpflichtung, auf Verlangen der Nationalversammlung in derselben zu erscheinen.

§. 11. Die Minister haben das Stimmrecht in der Nationalversammlung nur dann, wenn sie als deren Mitglieder gewählt sind.

§. 12. Die Stellung des Reichsverwesers ist mit der eines Abgeordneten der Nationalversammlung unvereinbar.

§. 13. Mit dem Eintritt der Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf.

§. 14. Die Centralgewalt hat sich in Beziehung auf die Vollziehungsmaßregeln, so weit thunlich, mit den Bevollmächtigten der Landesregierungen in Einvernehmen zu setzen.

§. 15. Sobald das Verfassungswerk für Deutschland vollendet und in Ausführung gebracht ist, hört die Thätigkeit der provisorischen Centralgewalt auf."

Das vorstehende Gesetz wurde mit einer Mehrzahl von 350 Stimmen von der Nationalversammlung angenommen. Paragraph 6 desselben rief, da es dem Reichsverweser durch die ihm zugestandene Unverantwortlichkeit, trotz der verantwortlichen Minister, eine Diktatur in die Hände gab, die übel angewendet, neue Revolutionen hervorrufen konnte, die meiste Opposition in der Nationalversammlung, wie im Lande hervor, die Persönlichkeit des Gewählten gab aber dem gesammten deutschen Volke die Garantie, daß Erzherzog Johann, der Mann des Volkes, selbst wenn der ihm in den Mund gelegte Toast beim Dombaufeste: „Kein Oesterreich und kein Preußen mehr, sondern ein einiges Deutschland, felsenfest wie seine Berge!" auch Sage sein sollte, sich nie in Extremen bewegen, und fest und treu wie immer, am Vaterlande und dem deutschen Volke hängen werde. — Das Volk begrüßte in ihm, dem das Vaterland freiwillig eine so welthistorische, folgenreiche Stellung übertragen, einen Anverwandten, denn durch sein häusliches Glück ist er auf das Innigste mit dem Volke verbunden, und war bis zum Tage der Uebernahme der Centralgewalt, von welchem an eine neue Aera in der deutschen Geschichte beginnt, ein fürstlicher Bürger, ein bürgerlicher Fürst.

Johann Baptist Joseph Fabian Sebastian, bekannter unter dem einfacheren Namen „Erzherzog Johann," geboren am 20. Januar des Jahres 1782 zu Florenz, war der sechste Sohn des Großherzogs von Toskana, der nach dem Tode seines Bruders, des Kaisers Joseph II. am 20. Februar 1790, demselben in der Regierung folgte, als Leopold II. den deutschen Kaiserthron bestieg, und während der kurzen Dauer seiner Regierung (er starb bereits am 1. März 1792) vieles für innere Verbesserung und Wiederbefestigung mancher unter Joseph II. aufgelösten Zustände für die österreichischen Staaten unternahm. Die Anlagen eines scharfblickenden und energischen Geistes, gepaart mit ungekünstelter Gutmüthigkeit des Herzens, entwickelten sich bei ihm schon sehr frühzeitig, und bildeten den Grundton seines eben so edeln als volksthümlichen und liebenswürdigen Charakters. Seine Ausbildung verdankte er weniger den Bemühungen seiner Lehrer, als seinen eigenen fleißigen Studien: schon als Knabe lernbegierig, warf er sich im Jünglingsalter mit regem Eifer auf das Gebiet der Geschichte und Kriegswissenschaften, und obwohl diese Beschäftigung seine Thätigkeit hauptsächlich in Anspruch nahm, hielt sie ihn doch nicht so in ihrem Banne fest, um ihm die Erwerbung anderer Kenntnisse unmöglich zu machen. Verstand und Gemüth suchten sich mit einander bei ihm auszugleichen, und brachten in dieser Vereinigung ein harmonisches Ganzes hervor. — Sein erstes öffentliches Auftreten begann im Jahre 1800, als er nach dem Rücktritt seines Bruders, des Erzherzog Karl, und dessen Nachfolgers, des Generalfeldzeugmeisters Baron von Kray, kaum 18 Jahre zählend, den Oberbefehl über das bereits geschlagene österreichische Heer übernahm. Was man in jenen Tagen entweder nicht einsah, oder nicht einsehen wollte, daß nämlich ein so überaus junger Heerführer keinem gewöhnlichen Feinde, geschweige denn einem Napoleon gewachsen sei, ging leider dießmal, abgesehen von der persönlichen Tapferkeit des jungen Helden, in Erfüllung. Kampfesmuthig drang Johann mit der Rheinarmee nach Baiern vor und streckte seinen Arm nach dem Lorbeerkranze des Siegers aus. Aber General Moreau, welcher sich ihm bei dem Dorfe Hohenlinden im Isarkreise entgegenstellte, belehrte ihn am 31. Dec. desselben Jahres eines Anderen. Die österreichische Armee sammt den baierischen Hülfsvölkern wurden hier mit großem Verluste zurückgeschlagen, und ein gleiches Loos traf das weichende Heer bei Salzburg. Eingedenk des Sprüchworts: „wer siegen lernen will, muß erst geschlagen werden!" verlor der Erzherzog seinen Muth nicht, und die nächstfolgenden Jahre boten ihm Gelegenheit genug, sich Erfahrung und kaltes Blut anzueignen. Zum Generaldirektor des Fortifikations- und Geniekorps der Ingenieur- und Kadetten-Akademie in Wiener Neustadt ernannt, beschäftigte sich der Erzherzog schon in jener Zeit mit der Idee einer Volksbewaff-

nung, ganz in dem Sinne, wie sie in den Märztagen 1848 allüberall als Volkswunsch ausgesprochen wurde, aber noch nicht zur Ausführung gekommen ist, und mit der einer Landesvertheidigung durch Schaffung zahlreicher fester Plätze; bereiste zu diesem Zweck jährlich Tyrol, Kärnthen und Steiermark, verschaffte sich die gründlichste Kenntniß dieser Gebirgsländer, und bewies nicht nur untadelhafte Leitung der Kriegsoperationen, sondern erwarb sich auch dadurch, daß er auf die Volksthümlichkeit der Tyroler einzuwirken wußte, das Vertrauen und die nimmer endende Zuneigung derselben im höchsten Grade. Beim Ausbruch des Feldzugs von 1805 eilte er wiederum nach Tyrol, organisirte in Tyrol und Vorarlberg die Landesvertheidigung, schlug die Baiern, die jetzt mit Napoleon vereinigt waren, beim Passe Strub, und kämpfte standhaft, nur dem allgemeinen Unglück weichend, für die Behauptung der Scharnitz. Unterdessen hatte Napoleon ein bedeutendes Heer gegen die östlichen Provinzen Oesterreichs dirigirt, und suchte diesen Staat in dem eigenen Herzen anzugreifen. Seinen Plan durchschauend, vereinigte sich Erzherzog Johann in Kärnthen mit seinem Bruder Karl, den man nach Italien gewiesen, und an die Stelle, die nur er auszufüllen vermochte, einen Mack gewählt hatte, um jenes Vorhaben zu verhindern, und eilten an der Spitze von 80,000 Mann auf Wien zu. Noch ehe sie aber die Gränze des eigentlichen Kriegsschauplatzes erreicht hatten, war die Schlacht bei Austerlitz (den 2. Dec. 1805) schon geschlagen, und die Heldenbrüder kamen zu spät, den vorschnellen Frieden von Presburg zu verhindern, welcher Oesterreich um ein Landesgebiet von circa 1140 Q.Meilen mit drei Millionen Einwohnern und 13½ Millionen Gulden brachte, und das blutige Ringen auf eine so traurige Weise schloß. — Bekümmert über die tiefe Schmach des Vaterlandes, und grollend mit dem widerwärtigen Geschicke, legte Erzherzog Johann den Kommandostab aus den Händen und suchte in dem erneuten Umgang mit den Wissenschaften einigen Trost für den Schmerz, welchen seine Seele bei dem traurigen Gedanken an Deutschlands klaffende Wunden empfand. Sein liebstes Kleinod, Tyrol, das ihm so werth, dem er so theuer geworden war, dessen Innsbrucker Universität ihn zum rector perpetuus erkoren hatte, und die von ihm mit so werthvollen Sammlungen bereichert worden war, war in die Hände Baierns, mithin thatsächlich in die Frankreichs gefallen, sollte nun gegen Oesterreich wirken, was es so lange für Oesterreich gewirkt; Niemand wußte es aber besser, als Erzherzog Johann, daß das tyroler Volk wohl unterdrückt, aber niemals zu untreuer That gegen Oesterreich gebraucht werden könnte. Da ihm Tyrol verschlossen war, durchstreifte er nun die nahen Alpen des Kaiserstaats, Kärnthen, Salzburg und Steiermark, schlug längere Zeit seinen Wohnsitz daselbst auf, suchte sich damals schon in Gratz die Stätte seines künftigen segensreichen Wirkens aus, beschäftigte sich in diesen Ländern mit Beobachtungen und Studien über naturwissenschaftliche, ökonomische, antiquarische und Kunstgegenstände, und sendete Naturkundige, Alterthumsforscher und Maler durch das ganze Land; zugleich aber arbeitete er, dem großen Tag entgegensehend, an welchem die Ketten der Fremdherrschaft gesprengt werden sollten, einen umfassenden Vertheidigungsplan für jene Gegenden aus, und organisirte die österreichische Landwehr und die Reserven. Mehr als alle anderen Mitglieder des Kaiserhauses mit den Sitten und Ansichten des Volkes vertraut, wußte er auch da, wo es galt, volksthümlich zu handeln, mit praktischer und entschiedener Wirksamkeit aufzutreten, und Bürger und Landmann fügten sich seinen Anordnungen um so eher, als sie in ihm einen Vermittler und Vertreter ihrer Angelegenheiten bei der Regierung des Landes erblickten. Das Volk traute ihm! Was war daher natürlicher, als daß auch er dem Volke unbedingt vertrauen konnte! — Oh, wollten nur die Fürsten das Volk, das deutsche Volk, durch eigenes Auge und Ohr, nicht durch feierliche Umzüge und Deputationen, nicht unter Ehrenpforten, auswendig gelernten, nicht aus dem Herzen strömenden Reden, und durch vorschriftmäßiges Vivatrufen kennen lernen, dann würden unsre deutschen Fürsten ein Glück genießen, das sie bis jetzt noch nicht gekannt, ein Glück, von welchem eine kalte, herzlose Diplomatie sie bisher fern gehalten. Wie arm an Liebe zu seinen Fürsten ward nicht das Volk durch die Regierungen derselben, durch das Beamtenheer, das in jeder Beschwerde eine Beleidigung der Majestät erkannte, — arm an Liebe und — arm an Geld! und doch — wo es Aufrichtigkeit sah, wo immer sich der Fürst dem Volke nahete, wo es sich um die Existenz von Kronen handelte, welch' einen reichen Schatz an Gut und Blut und Liebe brachte es nicht stets als Morgengabe! Es ist so leicht durch Vertrauen zu herrschen, und überall, wo je die Existenz der Fürsten auf dem Spiele stand, und sie vertrauensvoll sich ihren Völkern übergaben, bildeten deren Herzen ein undurchdringliches, sicheres Schild. Leider aber werden die meisten Fürsten durch Camarillen vom Volke fern gehalten, und ist durch die Liebe des Volkes und dessen blutige Opfer die Krisis glücklich überstanden, dann werden meistens alle Opfer mit dem geringschätzenden Ausdrucke „erfüllter Pflicht“ belegt, und der wie immer unnahbare Thron steigt wieder pfeilschnell zum Olymp empor.

Unausgesetzt thätig und mit unübertroffener Orientirungsgabe bereitete Erzherzog Johann Alles vor, das Vaterland von der Knechtschaft des Auslandes zu befreien, und auch die Tyroler, des fremden Joches müde, beschlossen dasselbe abzuschütteln. Andreas Hofer, der Sandwirth zu St. Bernhard im Passeyrthale, der schon zwölf Jahre früher eine Kompagnie Tyrolerschützen gegen die Franzosen an den Gardasee geführt hatte, machte sich mit einigen Patrioten auf den Weg nach Wien, um dort für seines Landes Rettung zu wirken. An wen sie sich dort zu wenden hatten, wußten die biedern Söhne des Gebirges recht gut. Ihr erster Gang war zum Erzherzog Johann. Bei ihm sprach man frisch von der Leber weg, ohne Zwang und ohne Komplimente, just so, wie es Einem gerade um's Herz war, während die

Beamten an der Hofkriegskanzlei vor Eigendünkel und pedantischem Formenwesen sich kaum zu lassen wußten. Des Erzherzogs Haus war den Hülfesuchenden eine grüne Oase in der endlosen Sahara des Wiener Beamtenthums. Viele geheime Unterredungen über die Noth Tyrols und deren Abhülfe wurden hier gehalten, und viele Pläne zur Befreiung von der französischen Botmäßigkeit entworfen, bis man sich endlich über den ganzen Entwurf geeinigt hatte. Der Freiherr Joseph von Hormayr, ein geborner Tyroler, gleich tüchtig als Historiker und Soldat, und glühend vor Patriotismus, hatte auf Befehl des Erzherzogs die geheimen Verbindungen in Tyrol und den Nachbarlanden zu leiten und seinen Landsleuten mit seinem Rathe beizustehen. Mit den Abgeordneten reiste er in ihre Thäler zurück, beschäftigte sich dort mit der Organisation des Aufstandes, und dieser wurde im Jahre 1809 so glücklich ausgeführt, daß ganz Tyrol in drei Tagen, vom 11. bis zum 13. April, befreit war und 8000 Mann französischer Kerntruppen die Waffen strecken mußten. Zu eben dieser Zeit ergossen die pariser Journale die niedrigsten Schmähungen gegen Oesterreich und dessen Regentenhaus; die deutschen Bundesfürsten mußten ihre Heere für Napoleon vollzählig machen, die französischen Truppen zogen sich in immer größeren Haufen in Deutschland und Italien zusammen, und Napoleon, der Alles zu einem entscheidenden Schlage gegen Oesterreich vorbereitet hatte, verlangte von demselben, daß es sein Heer auf den Friedensfuß reduziren sollte. Der Krieg konnte nun nicht mehr umgangen werden. Am 6. April 1809 erklärte Erzherzog Karl dem Heere, daß der Kaiser sich genöthigt sehe, für die Selbstständigkeit seines Reiches die Waffen zu ergreifen. Erzherzog Johann, vor Begierde glühend, den schimpflichen Flecken sklavischer Unterthänigkeit auf Deutschlands Waffenehre zu tilgen, reichte am 15. Februar seinen Operationsplan ein, und ward am 20. mit dem Oberbefehl des achten und neunten Armeekorps betraut, welche den Kampf in Tyrol und Italien beginnen sollten. Ganz Tyrol ward binnen 14 Tagen durch Feldmarschall-Lieutenant Chasteler erobert. Den 13. April erreichte Erzherzog Johann den Tagliamento, hinter welchen Fluß sich Eugen Beauharnais, der Vicekönig von Italien, zurückzog, und zwischen Pordenone und Sacile festsetzte, um hier Verstärkungen an sich zu ziehen. Am 14. und 15. April kam es zur Schlacht. „Es gilt unseres Volkes Ehre! vorwärts, ihr Brüder, mit Gott!“ rief Johann seinen Truppen zu, und mit freudiger Begeisterung stürzten sich diese, ihren muthigen Führer an der Spitze, auf den Feind. Die Franzosen wichen von allen Seiten, und nach einem vollständig erfochtenen Siege über sie, der ihnen 5000 Mann Todte und Verwundete und 6000 Gefangene kostete, ging der Erzherzog über die Piave, und schlug am 20. sein Lager vor Treviso auf. Das Glück war mit ihm. Am 30. bereits hatte ein Theil seines Heeres die Etsch überschritten, und nach dem neuen Siege bei Castell-Franco hätte er sich die herrlichsten Erfolge versprechen können, wäre sein Heer, das seit Eröffnung des Feldzugs auf seine ursprüngliche Stärke beschränkt geblieben war, und in den verschiedenen Gefechten namhafte Verluste erlitten hatte, vom Mutterlande aus ergänzt worden. Mitten in seiner glorreichen Laufbahn ward ihm der, durch die Unfälle des Hauptheers in Deutschland gebotene, Befehl zum augenblicklichen Rückmarsch. Blutenden Herzens fügte er sich der eisernen Nothwendigkeit, und manche Thräne netzte sein Auge, ehe er das unselige Kommandowort „Kehrt“ auszusprechen, über sich gewinnen konnte. Eugen Beauharnais und Marschall Macdonald, über dieses unerwartete Ereigniß nicht wenig verwundert, das sie anfänglich für eine Kriegslist ansahen, suchten es schnell zu ihrem Vortheil zu benutzen, und folgten dem Weichenden auf dem Fuße nach. Unter fortwährenden Gefechten mußte Erzherzog Johann seinen Rückzug vollführen. Sein Plan, sich mit dem Kern seines kleinen, kaum 20,000 Mann betragenden Heeres, worunter 2500 Reiter, sich nach Tyrol zu werfen, ward durch tägliche, ihm zugefügte Verluste vereitelt. Am 8. Mai, als er mit seinem Heere über die Piave gegangen, hinter welcher ein starkes feindliches Korps sich aufgestellt, begann ein hartnäckiger, blutiger Kampf gegen die französische Uebermacht, die allein 13 Reiterregimenter in die Schlacht führte, und durch 40,000 Mann Fußvolk unterstützt wurde. Der Erzherzog, der sich immer an den gefährlichsten Stellen befand, wurde mit Mühe der Gefangenschaft entrissen, und sein Heer zog sich mit einem Verlust von 1100 Todten und Verwundeten, 1700 Gefangenen und 15 Feldstücken weiter zurück. Die während der folgenden Tage fortdauernden Gefechte ermüdeten die Truppen außerordentlich, die am 11. und 12. wiederum über 2000 Mann einbüßten, und der Erzherzog wandte sich nun nach Krain, wo er am 14. sein Hauptquartier in Villach aufschlug. Am 17. Mai erhielt der Erzherzog die Nachricht, daß Wien bereits gefallen sei, daß an der nördlichen Gränze Steiermarks sich die Franzosen zeigten, Mariazell schon besetzt sei, und bereits nach Ungarn Abtheilungen gezogen wären. Der Palatin sammelte sein Heer bei Raab, wohin sich der Erzherzog Johann ebenfalls wandte, nachdem er noch mehrere Gefechte wie bei Popa bestanden hatte; allein, ohne Unterstützung geblieben, war der Genius des Sieges ganz von ihm gewichen, und die Schlacht zwischen ihm und Eugen bei dem Dorfe Raab, am 14. Juni, endete mit dem Rückzuge der Oesterreicher, welcher zehn Tage darauf den Fall der Stadt und Festung Raab zur Folge hatte. Die Riesenschlacht auf dem Marchfelde bei Wagram, am 6. Juli, an welcher Erzherzog Johann Theil zu nehmen leider zu spät aufgefordert wurde, und trotz der Eilmärsche erst auf der Wahlstatt ankam, als die Schlacht schon vorüber war, entschied zu Gunsten Napoleons. In den österreichischen Bülletins ist dem zu späten Erscheinen Johanns mit seinem Heereshaufen der Verlust dieser Schlacht beigemessen worden; doch waren hierbei Partheilichkeit und Kabinetsintriguen im Spiel, denn es ist erwiesen, daß der Erzherzog Johann, welcher sich mit dem linken Flügel vereinigen sollte, den

Befehl zum Vorrücken viel zu spät erhielt, als daß es für ihn möglich gewesen wäre, noch an der Schlacht Theil zu nehmen. Bald darauf folgte der Waffenstillstand zu Znaym, und kurz nach demselben gingen bedeutende Veränderungen in Oesterreich vor: Erzherzog Karl trat am 31. Juli vom Schauplatz ab; Graf Stadion, bisher Minister der auswärtigen Angelegenheiten, nahm seine Entlassung und ward durch Metternich ersetzt, dessen für Deutschland verderbliches System nunmehr begann und immer tiefer Wurzel faßte. Schon am 17. August begann dieser, nur einer volksfeindlichen Diplomatie, nicht aber der Ehre Deutschlands dienende Staatsmann, mit dem französischen Minister Champagny zu Altenburg in Ungarn friedliche Unterhandlungen, und brachte den Wiener Frieden zu Stande, in welchem Oesterreich das Innviertel, den westlichen Theil des Hausruckviertels, Salzburg mit Berchtholdsgaden, den Villacher Kreis, ganz Krain nebst Istrien, Idria mit seinen Quecksilbergruben, das Friaul, Triest, einen großen Theil von Kroatien, ungrisch Dalmatien, Räzuns, ganz Westgalizien, und einen Theil Ostgaliziens, mithin 2058 Quadratmeilen, 3,430,000 Einwohner und 11 Millionen Gulden Einkünfte verlor.

Noch mißmuthiger als beim ersten Friedensschlusse legte Johann seine Feldherrnwürde nieder, ohne jedoch sein Talent dem Vaterlande zu entziehen; war in seiner neuen Stellung als Generaldirektor des Ingenieurkorps und des Fortifikationswesens mit Prüfung neuer Erfindungen und Verbesserung der alten beschäftigt, suchte außerdem Trost in den Künsten des Friedens, und bewies das hohe Interesse, welches ihm auch die andern Wissenschaften einflößten, im Jahre 1811, durch die Gründung des Johanneums in Grätz, eines Nationalmuseums, das besonders für Naturwissenschaften, Geschichte, Alterthumskunde und Technologie von großer Wichtigkeit wurde. In dem Befreiungskriege 1813 und 14 trat er zwar eben so wenig wie Erzherzog Karl beim Heere selbstthätig auf, war aber fortwährend mit dem inneren Vertheidigungswesen Oesterreichs beschäftigt, und zeigte, obwohl feurig und kühn, eine Selbstbeherrschung, die um so bewundernswürdiger war, als die damalige Begeisterung gegen die Zwingherrschaft Napoleons auch viele Fürsten mit sich fortriß, die die Vergrößerung ihrer Reiche nur den Machtsprüchen des Eroberers zu verdanken hatten; durch seine Mäßigung verlor er nicht den mindesten Theil der Zuneigung, mit welcher ihn das Volk zu jeder Zeit beehrte, denn das Volk fühlte, was es an Johann hatte. Nur ein einziges Mal, im Jahre 1815, sahen wir ihn wieder kriegerisch thätig im Felde, als er Hüningen belagerte und einnahm, und damit seine kriegerische Laufbahn schloß. Nachdem Deutschland seine Unabhängigkeit mit seinem edelsten Blute erkämpft hatte, begab sich Erzherzog Johann nach Paris, London und den Niederlanden, nur wenige fürstliche Reisende werden aber aus ihren Reisen so viele Belehrung gezogen haben, wie der durch seinen ganzen Bildungsgang so darauf vorbereitete Prinz. Im Jahre 1816 kehrte er nach Oesterreich zurück, richtete sich in seinem geliebten Steiermark ein, und lebte abwechselnd in Theresienberg bei Wiener-Neustadt, ohne mit der hohen Aristokratie des Adels, noch weniger aber mit dem erlauchten Staatskanzler, Fürsten von Metternich, in nähere Verbindung zu treten. Des Schrittes, durch welchen er aller Fürstenhoheit seiner Nachkommen entsagend, sich mit dem Volke selbst verband, gedenkt der in Gotha erscheinende, genealogische Kalender der allerhöchsten, höchsten und hohen Herrschaften mit keiner Sylbe. Man findet den Erzherzog hier als k. k. Feldmarschall und General, als Direktor des Ingenieurkorps und Fortifikationswesens, als Inhaber des ersten Dragoner-Regiments und als Chef des sechzehnten preußischen Infanterie-Regiments aufgeführt, aber daß er verheirathet, sehr glücklich verheirathet, und Vater eines ihm gleichenden Sohnes sei, darüber ist man mit vornehmem Stillschweigen hinweggegangen, weil seine Verbindung als morganatisch, nicht aber als standesgemäß betrachtet werden soll. Und doch glauben wir, daß einem Reichsverweser, dem das Volk sich vermählt, nichts schöner steht, und nichts standesgemäßer sei, als gerade eine Vermählung mit dem Volke.

Die Gemahlin des nunmehrigen Reichsverwesers, eine tugendhafte, liebenswürdige, und wenn auch nicht hochgeborne, doch hochachtbare und makellose Dame, war die Tochter eines Postmeisters in dem, in einem Thalkessel der Obersteiermark gelegenen Marktflecken Aussee. Die Bekanntschaft ihres Gatten machte sie auf folgende, gewiß sehr interessante Weise: „In der Erntezeit, als alle Knechte auf dem Felde beschäftigt waren, und die Ankunft eines mit Extrapost Reisenden zu den seltensten Fällen gehörte, rollt eine Kalesche vor die Posthalterei, deren Inhaber, ein alter, halb von der Gicht gelähmter Mann, sich nicht zu rathen weiß und fast die Besinnung verliert, als er vernimmt, des Kaisers Bruder, Erzherzog Johann, wünsche die Pferde zu wechseln. Noch ehe der Alte sich von seiner Bestürzung erholt hat, wirft seine Tochter, eine blühende Alpenrose, sich schnell in die Galla-Uniform eines Postillons, legt frische Pferde vor den Wagen, besteigt den Bock und kutschirt auf und davon. Der zierliche Wagenlenker erregt die Aufmerksamkeit des Erzherzogs, welcher nun ein Gespräch anknüpft und bald inne wird, daß er von einem Mädchen gefahren werde. — Aus diesem Zusammentreffen entspann sich ein zartes und inniges Liebesverhältniß. Erzherzog Johann, treu und ehrlich, war kaum in Wien angelangt, als er auch schon alles in seinen Kräften stehende anwandte, um seinen Wunsch, die Geliebte des Herzens als Gattin heimzuführen, in eine Thatsache zu verwandeln. Die kaiserliche Familie und der Hof lachte ihn aber aus, und Fürst Metternich ward in eine sehr angenehme Laune versetzt, als er das Liebesgeständniß des kaiserlichen Prinzen vernahm. — Obwohl der Mensch dem Menschen gegenüber keine größere Waffe in den Händen hat, als wenn er dessen Benehmen in's Lächerliche zieht, fand sich bei dieser Gelegenheit doch bald, daß jedes Ding auch seine Gränzen hat. Spott und Persiflage vermochten nichts gegen

die ruhige Energie, mit welcher der Erzherzog beiden entgegentrat. Was er versprochen hatte, wollte er, seinem Ahnherrn Friedrich dem Schönen gleich, auch halten. Bitten, Vorstellungen und Drohungen prallten machtlos an seinem eisernen Willen ab, und der Kaiser sah sich endlich gezwungen, trotz der Einwendungen des Fürsten Staatskanzlers, die Postmeisterstochter zur Baronin von Brandhof zu machen, und sie als seine Frau Schwägerin von linker Seite zu begrüßen. War dieser Umstand auch besonders dazu geeignet, das Nasenrümpfen der hohen Aristokratie hervorzurufen, so konnte der glückliche Gatte sich doch um so glücklicher preisen, als ihm sein Weib zwar keinen Rang und Reichthum, wohl aber das kostbarste Juwel, ein reines und treues Herz, entgegen brachte. Das Volk aber zählte von Stunde an einen Braven mehr in seinen Reihen. Erzherzog Johann zog sich bald darauf gänzlich aus der Nähe der Kaiserstadt zurück, um in den Gebirgsthälern der Steiermark ein stilles, aber desto reineres Glück zu genießen. Hier brachte er den größten Theil seiner Tage auf einer ländlichen Besitzung, dem „Brandhofe“ (bei Vordernberg) zu, und vergaß im Umgange mit seiner zärtlichen Hausfrau, bei dem Anblicke eines kräftig emporblühenden Sohnes, den die Herkunft seiner Mutter vom Range eines kaiserlichen Prinzen ausschloß, und der, weil ihm sein Vater die Herrschaft Schänna, im Passeyrthale bei Meran in Tyrol gelegen, ankaufte, durch des Fürsten Metternichs Gnade den Titel eines Grafen von Meran erhielt, gar bald den schimmernden Prunk und die Freuden der fernen Residenz. Wenn der Sturm über die Firnen der norischen Alpen hinwegraste, und pfeifend an den mit ewigem Schnee bedeckten Kuppen vorüberglitt, traf man den Erzherzog selten in seiner Behausung an. Mit froher Waidmannsentschlossenheit klimmte er zu den Firnen empor, und kehrte erst dann wieder heimwärts, wenn ihm der kurze Stutzen eine gute Beute gesichert hatte. Niemand würde in dem schlichten Jägersmann, welcher in grauem, mit grünen Aufschlägen verzierten Loden rüstig einherschritt, und bald in diese, bald in jene Hütte einkehrte, um die frugale Kost ihrer Bewohner und deren biedern Händedruck zu theilen, den Kaisersohn erkannt haben, und nur da trat er als Erzherzog auf, wo das halb despotische, halb jesuitische Polizeiwesen Metternichs der friedlichen Entwickelung des hier sehr genügsamen Volkes hemmend entgegenwirkte. Aber auch während dieses Stilllebens versäumte er die Pflege der Wissenschaften und die Hebung der Kultur und Industrie des an Weinbau und Erzen so reichen Landes nicht, und zahlreiche Stiftungen und Vereine sind sprechende Zeugnisse seiner unermüdlichen Thätigkeit für die Wohlfahrt seines Lieblingslandes, in welchem zu wirken es ihm bisher allein vergönnt war.

Als endlich eine neue Aera für Deutschland aufstieg, als auch Oesterreich der Reformbewegung sich anschloß, und am Abend des 13. März 1848 eine aus Bürgern bestehende Deputation in das Innere der Hofburg gedrungen war, um den Kaiser von den Wünschen und Forderungen des Volkes zu unterrichten, empfing diese der Erzherzog Johann, der nach Wien geeilt war, als es zu handeln galt, und bedeutete ihr: „daß der Kaiser sich zur Erfüllung sämmtlicher Wünsche entschlossen habe, und daß Metternich abtreten werde.“ Letzterer, welcher so eben aus einem anstoßenden Kabinet trat, und die ihn betreffenden Worte hörte, erwiederte mit triumphirender Ironie: „Nein, Metternich tritt nicht ab!“ — Eine kurze peinliche Stille trat ein. Alles fühlte, daß der herbeigeführte Moment ein welthistorischer sei, daß alle Hoffnungen vielleicht mit einem Schlage vernichtet sein, oder nur mit einer Unzahl von Leichen erkauft werden könnten. Da wendete sich Johann mit imponirender Ruhe halb gegen den Fürsten, halb zu der Deputation: „Wie ich Ihnen schon sagte, meine Herren,“ entgegnete er, „Fürst Metternich tritt ab.“ — Diese wenigen Worte waren entscheidend. Der Staatskanzler hatte nicht geglaubt, daß man ihm, dem bisher Allmächtigen im Lande, seine Entlassung so kurz und eisig geben würde. Wie vom Blitze getroffen taumelte er zurück, und rief mit erbleichenden Lippen: „Wie? dies der Lohn für fünfzigjährige treue Dienste?“ — Ein spöttisches Gelächter der Umstehenden schallte als Antwort auf seine Phrase zurück, und machte ihm klar, daß seine Zeit, die alte Nacht, vorüber sei. — Ein glänzenderes und heilbringenderes Auftreten nach so langer politischer Unthätigkeit, als das des Erzherzogs Johann, läßt sich kaum denken. Von jetzt an war er die leitende Hand Oesterreichs. Als Kaiser Ferdinand seine Hauptstadt heimlich mied und nach Innsbruck übersiedelte, weil eine aristokratische Parthei ihn zu reaktionären Zwecken benutzen wollte, war es der Erzherzog, der ihn dringend zur Rückkehr ermahnte, und da Krankheit ihn daran verhinderte, von ihm als Stellvertreter nach Wien abgesandt wurde. Am 25. Juni langte der Erzherzog in Wien an, vereinigte und beruhigte in wenig Tagen alle Partheien, und zeigte dem Volke an, daß er an Kaisers Statt den Reichstag eröffnen werde. Mittlerweile traf die Nachricht ein, daß Johann zum Verweser des deutschen Reiches erwählt sei, und das Volk, welches seinen Liebling auf den Standpunkt eines höchsten Vertreters der ganzen Nation gestellt sah, schwelgte in einem wahren Wonnerausche und seine Freude kannte keine Gränzen. War die Reise der Frankfurter Deputation, welche dem Erzherzog die Wahl der Nationalversammlung verkünden sollte, ein wahrer Triumphzug, so war deren Empfang in Wien am 4. Juli ein fürstlicher. Am andern Vormittag überreichte dieselbe, die von den verschiedenen Ausschüssen der Bürger-Nationalgarden geleitet worden, in der Kaiserburg dem Erzherzog, der umgeben von sämmtlichen Ministern, den Gesandten aller deutschen Staaten und der Generalität die Deputation feierlich empfing, die Wahlakte, und das Geläute aller Glocken, der Donner der Kanonen und unzählige Musikchöre verkündeten Wien die Annahme der Wahl. Am 11. Juli traf der Erzherzog mit der Deputation in Frankfurt ein, und nur mit Mühe konnte seine sechsspännige Kalesche die jubelnden Volksmassen



Nr. 9.

zertheilen, welche sich, um ihn zu sehen und zu begrüßen, herandrängten. Am 12. Juli, Vormittags 11 Uhr, donnerten alle Geschütze der Stadt, erklangen alle Glocken, und von fünfzig Deputirten geleitet, trat der Erzherzog Johann, gerade an dem Tage, an welchem vor 42 Jahren das deutsche Reich durch den rheinischen Bund aufgelöst wurde, in die Nationalversammlung ein, übernahm das Amt eines Reichsverwesers, und wiederholte die Erklärung: „daß er das Gesetz halten und halten lassen wolle, zum Ruhme und zur Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes!“ — An demselben Tage schloß die zu einem Schattenbilde herabgesunkene deutsche Bundesversammlung ihre 71ste und letzte Sitzung, um hoffentlich nie wieder zu erstehen. — Möge die provisorische, durch die Wahl des Volkes entstandene Centralgewalt durch die Mitwirkung aller Vaterlandsfreunde unterstützt werden, denn „nicht des Kaisers Bruder und Ohm, nicht den Habsburgsprossen hat Deutschland zum Reichsverweser sich erwählt, sondern den Prinzen, der im Bürgerthum sein Glück gesucht und gefunden, und stets als Mann des Volkes mit dem Volke gelebt hat.“

1

Die Bachstelzen.

(Taf. 2.)

Die Bachstelzen (Motacillae), gehören zur Familie der Sänger (Sylviadae), bilden eine an Arten nicht sehr umfängliche Gattung, die nur der alten Welt angehört, und zeichnen sich vor andern Sängern durch ihre hohen Füße und den langen Schwanz aus, den sie unaufhörlich auf und nieder schnellen. Sie sind klein, lebhaft und gewandt, fliegen schnell in bogenförmigen Linien, laufen fast noch besser auf der Erde, und halten sich immer an freien Orten, auf ebenen, rasigen Triften, brachliegenden Feldern, auf Waiden, sandigen Uferrändern, und an Seen, Flüssen und Bächen, überhaupt gern in der Nähe des Wassers auf. Auf Bäume setzen sie sich selten, bebuschte Flächen vermeiden sie, und in Wälder gerathen sie nur durch Verfolgung oder Zufall, und verlassen dieselben, sobald die Gefahr vorüber ist. Die Bachstelzen haben ein weißes oder gelbes Gefieder, einen geraden, dünnen, feinen, walzigen, an der Wurzel etwas platten, dann zusammengedrückten Schnabel, einen gestreckten Leib und lange Beine, einen langen, schnellenden Schwanz, und lange Schulterfedern, fast wie die Strandläufer, von denen die der zweiten Ordnung am längsten sind, und bei zusammengeschlagenen Flügeln fast auf die vordere Spitze reichen. Sie laufen gern am Wasser umher, waten sogar in dasselbe hinein, um Insekten und deren Larven zu holen; suchen, in regelmäßigem Schritt schnell einherlaufend, die Oberfläche des Bodens nach Insekten ab, holen dieselben zum Theil aus den Spalten und Vertiefungen desselben heraus, und fangen oft ihre Beute im Fluge ab. Sie mausern sich des Jahres zweimal; erhalten im Frühjahr ein bunteres Kleid als im Herbste, und bei mehreren Arten ändert sich dann die Farbe des Halses und sogar des Kopfes. Außerordentlich zutraulich und munter, und die Gesellschaft der Menschen liebend, zeigen sie sich nichts weniger als scheu, übernachten im Schilfe und Gesträuche, und nisten in natürliche Höhlungen des Bodens, im Grase oder in Löchern niedriger Uferränder. Bis jetzt kennt man acht Arten, die fast sämmtlich Europa angehören. In Deutschland sind drei Arten heimisch, von welchen die weiße Bachstelze den größten Verbreitungsbezirk behauptet. In Amerika ist noch keine Art aufgefunden worden.

Die gemeine Bachstelze, weiße Bachstelze, Ackermännchen oder Wasserstelze, Motacilla alba, Fig. 1, 2, ein allgemein bekannter und beliebter artiger Vogel, der gern in der Nachbarschaft von Wohnungen weilt, an Bächen und auf Fußwegen auf seinen langen Füßen umherläuft, und beständig dabei mit dem Schwanze schnellt, erreicht eine Länge von 7—8 Zoll, wovon der Schwanz allein die Hälfte beträgt. Oben ist er aschgrau, unten weiß, Stirn, Kehle, Gurgel und Schwanz sind schwarz, und nur der letztere am Rande weiß. Im Frühlingskleide ist der ganze Vorderhals tief schwarz, im Herbstkleide bleibt nur ein schwarzer Halskragen stehen. Alte Weibchen gleichen den Männchen, nur ist die Färbung viel matter. Die weiße Bachstelze ist nicht nur in allen Theilen Europa's, in Nordafrika und im nördlichen Asien zu finden, sondern geht selbst bis Island und Kamtschatka. Im Norden, selbst im nördlichen Deutschland ist sie Zugvogel, erscheint bereits im Februar, wenn irgend die Witterung erträglich zu werden beginnt, und wird nur durch die im Spätherbst eintretenden Fröste zum Weggehen bewogen. Ist der Winter mild, bleibt sie stets zurück und wird zum Standvogel. Sie liebt die Nähe der Menschen, und hält sich deßhalb gern um Dörfer und Wohnungen, auf Viehwaiden und Wegen auf, wo es stets viele Insekten gibt, die ihr zur Nahrung dienen, läuft auf Brachfeldern herum, folgt gern dem Pfluge, mengt sich zwischen die Heerden, und kommt auch öfters in die Mitte ländlicher Gehöfte, um Fliegen zu fangen; bietet ihr das Land nicht hinlängliche Nahrung, so bleibt sie in der Nähe von Gewässern und watet selbst in das Wasser, um die Larven der Wassermotten heraus zu holen. Ihr Gesang ist weder besonders angenehm noch laut, und besteht aus vielen an einander hängenden Strophen, die sie den ganzen Sommer hindurch hören läßt. Zum Zimmervogel ist sie ihrer Unreinlichkeit wegen nicht wohl zu empfehlen, so munter und neckisch sie ist, und so schnell sie auch zahm wird, wenn man sie frei herumfliegen läßt, die Stube von Fliegen und Mücken reinigt, und mit Semmel und Milch und gehacktem Fleisch in Ermangelung von Insekten erhalten werden kann. In jedem Sommer zieht sie zwei, bisweilen auch oft drei Bruten; die erste Paarung geschieht im März, die zweite folgt, so wie die erste Brut sich selbst zu ernähren gelernt hat. Ihr Nest erbaut sie ohne Kunst und mit geringer Sorgfalt in irgend eine Höhlung, in Weidenbäume, Uferhöhlen, Steinhaufen, Holzstöße oder

Strohdächer, aus Halmen, Blättern, Moos, Wurzeln oder Haaren, und legt in dasselbe sechs, bisweilen auch acht bläulich- oder grünlichweiße, graupunktirte oder schwarzgesprenkelte Eier. Am Nesterbau nehmen Männchen und Weibchen Antheil, und brüten beide auch die Eier gemeinschaftlich aus. Der Guckguck legt oft sein Ei in das Nest der Bachstelze, und diese zieht nach dem Ausbrüten stets das Stiefkind mit Vernachlässigung ihrer eigenen Jungen auf.

Die schwarzrückige Bachstelze, Motacilla lugubris, hat die Größe der vorigen, ebenso auch deren Zeichnung, nur sind alle Parthien, die bei der gemeinen Bachstelze aschgrau sind, bei dieser schwarz. Naumann hält sie für keine besondere Art, sondern für eine klimatische Abänderung, was aber wohl zu bezweifeln sein dürfte. Im südlichen und östlichen Europa kommt sie nur selten, bei uns gar nicht vor, dagegen gehört sie im nördlichen und mittleren Asien zu den gemeinsten Vögeln, und wird auch in Japan in Menge gefunden.

Die graue Bachstelze, Winter- oder Gebirgsbachstelze, Motacilla sulphurea, ist 7 — 8 Zoll lang, der Schwanz länger als bei der weißen. Sie ist oben dunkelgrün und olivengrün, unten schwefelgelb, die zwei äußern Schwanzfedern sind fast ganz weiß; die Kehle des Männchens ist schwarz, die des Weibchens röthlichweiß, und die Füße aller sind fleischfarben. Sie ist scheuer und vorsichtiger, findet sich überall in der alten Welt, doch bei uns weniger häufig als die weiße, hält sich am liebsten in bergigen Gegenden auf, und nistet gern an den Ufern rauschender Bäche, in Steinhaufen, wo sie jährlich zweimal brütet, stets sechs schmutzigweiße, fleischroth gesprenkelte Eier legt, und dieselben gemeinschaftlich brütet. Bei uns ist sie ein Zugvogel, der im Oktober fortzieht, bereits Anfang Februar aber schon wieder kommt, in milden Wintern aber auch oft bei uns bleibt, nur schwer und ruckweise fliegt, und fortwährend sein zi zi ertönen läßt. Ihr Gesang ist stärker als der der weißen Bachstelze, hat aber nur zwei kurze, schreiende Strophen.

Die gelbe Bachstelze, Wiesenbachstelze, Kuhstelze oder gelbes Ackermännchen, Motacilla flava, Fig. 3, ist kleiner als die vorige, von 6½ bis 7 Zoll lang, oben grüngrau oder olivengrün, unten schön hochgelb, der Kopf bläulich, mit weißem Augenstreif; die äußern Flügeldeckfedern sind am Ende weiß gesäumt, der Schwanz ist kürzer, und charakteristisch der sehr lange, schwach gebogene Nagel der Hinterzehe. Sie lebt auf nassen Wiesen, Aeckern und in sumpfigen Gegenden von ganz Europa, ist bei uns ziemlich gemein, besonders auf Viehwaiden und Triften, wo sie fast immer unter den Heerden herumläuft, um Insekten zu suchen, und dabei immer munter sip sip ruft; auch findet man sie häufig an den Rändern von Sümpfen und Rohrteichen. Ihr Gesang ähnelt dem der weißen Bachstelze. Sie nistet jährlich zweimal im Gras oder Getreide, auch in Uferhöhlen oder verlassenen Maulwurfslöchern, wo sie aus Grashalmen und Wolle ein einfaches Nest erbaut und 5 bis 6 gelblichgrüne, braun gesprenkelte Eier legt. Im Herbst sammeln sie sich oft in ganzen Schaaren in der Luft, lassen ihr sip sip laut ertönen und fallen auf Brachäcker und in's Schilf.

Die schwarzköpfige Bachstelze, Motacilla melanocephala s. Feldeggii, ist von der vorhergebenden nur durch den schwarzen Kopf unterschieden, sonst ihr in Größe, Körperfärbung und Lebensart durchaus gleich, ist aber nur im Süden Europa's zu finden, und verirrt sich selten nach Deutschland.

Die sibirische Bachstelze, Motacilla citreola, ähnelt der grauen, ist 7 Zoll lang, oben aschgrau, unten schwefelgelb und hat einen ganz gelben Kopf. Der Schwanz ist bedeutend kürzer, und das Männchen zeichnet sich durch ein schwarzes Genickband aus. Eine ihr sehr ähnliche, fast gleich gefärbte, aber kleinere, nicht viel über 5 — 5½ Zoll lange, deutlich verschiedene Art, Motacilla citrinella. Naum., kommt auf der Insel Helgoland vor, ob noch anders wo? ist bis jetzt noch nicht bekannt. Auf der Düne daselbst trifft man sie in großer Menge, doch scheint sie nicht dort, sondern in Felsenlöchern zu nisten.

Yarrells Bachstelze, Motacilla Yarrellii, die Gould zu Ehren des Zoologen Yarrell als eigene Art aufstellte, soll größer als die weiße Bachstelze, und der Rücken so schwarz wie Kopf und Kehle sein. Von M. lugubris, der sie in der Färbung am ähnlichsten ist, unterscheidet sie sich durch ihre Größe. Lebensweise und Sitten sind denen der weißen gleich; abweichend erscheint nur die Neigung zur Jagd auf kleine Fische, deren Yarrell in seiner Geschichte der britischen Vögel gedenkt. Nester und Eier gleichen ganz denen der gemeinen Bachstelze, und Gould behauptet, daß diese neue Art nur in England, Norwegen und Schweden, sonst aber nirgends in Europa angetroffen werde.

Die javanische Bachstelze, Motacilla speciosa, wird von einigen Ornithologen zu den Schwalbenstelzen (Enicurus) gerechnet, die Aehnlichkeit mit den Würgern, Bachstelzen und Fliegenfängern haben, und den Uebergang von den letztern zu den Bachstelzen und Sängern machen. Die javanische Bachstelze, von den Eingebornen Kingking oder Tschanginging genannt, bewohnt ausschließlich die Südküste der Insel Java, wo zahllose kleine Bäche, von den nahen Gebirgen herabrauschend, zwischen einer ungemein üppigen Vegetation sich Bahn brechen. Mit Schnelligkeit und Sicherheit hüpft sie zwischen den schäumenden Wellen von Stein zu Stein, und fängt die über dem Wasser spielenden Insekten. In ihren Sitten und durch die schnellende Bewegung des Schwanzes erinnert sie an die weiße Bachstelze, der sie auch, bis auf geringe Unterschiede in der Färbung, gleicht, durch einen zurückliegenden Federbusch auf dem Kopfe und dem getheilten Schwalbenschwanz aber von ihr abweicht.

Fig. 1 weiße Bachstelze, im Sommerkleide; — Fig. 2 dieselbe, im Winterkleide; — Fig. 3 gelbe Bachstelze; — Fig. 4 Ei der weißen Bachstelze; — Fig. 5 Ei der gelben Bachstelze 1

Die Holzinsel; eine Erzählung.

Zu der Inselgruppe der Bermuden gehörig steigt ein kleines Eiland steil und felsgegürtet aus dem Ozean. Der Golfstrom bricht sich mit wilder Gewalt an seiner Südküste und gegen Nord zeigt ein gefährliches Riff bei jeder Ebbe die scharfen Zacken eines Klippengewirrs, welches zur Fluthzeit schon manchem guten Schiff den Untergang bereitete. Nur von West her dringt das Boot mit erfahrenem Führer, durch eine enge Felsspalte in eine rings geschützte, kleine, tiefe Bai. — Die Insel ist unbewohnt, und schaurige Geschichten erzählen sich die Fischer der Nachbareilande von ihr, die wahrscheinlich in der Zeit wurzeln, von der ich Euch erzählen will.

Es mögen jetzt etwa hundert Jahre sein, da lag auf einer der höchsten Felsstirnen der Insel ein Mann in leichter Schiffertracht, und spähete aufmerksam durch einen Tubus nach einem gewaltigen Dreidecker, der stolz und drohend über die Wogen daherrauschte. Er stand wohl noch fern, doch schien die Segelstellung dem kundigen Auge völlig klar. „Er will mir seine Visite machen, der gewaltige Southampton," sprach der Mann sich aufrichtend, „nun er soll mit Ehren empfangen werden!" — Er strich nachdenkend mit den feinen Fingern durch die dicken Locken eines dichten Bartes von auffallend glänzend schwarzer Farbe. „Arme, süße Elvira, holdes, harmloses Kind," flüsterte er weich, „wo werde ich das Versteck finden, das Euch Ruhe gewährt? O, Menschen, Menschen!" —

Er blickte trüb sinnend eine Weile vor sich hin, als aber sein Auge den mehr und mehr sich nähernden Southampton streifte, raffte er sich plötzlich zusammen, zog eine Pistole aus dem bunten Shawl, der die Hüften gürtete, und schoß sie in die Luft. Augenblicks sah er sich von etwa zwanzig kräftigen Männern umgeben, deren Kleidung und ganze Haltung die Seeleute kund gab. Schwarzbart zeigte blos mit der Hand auf das Kriegsschiff und frug kurz, doch freundlich: „Alles fertig?" —

Wohl, wohl, Sir! war die ruhige Antwort.

Also, frühstücken; dann! sprach der Führer kalt, und wandte sich in ein Gebüsch von Lebenseichen, Wallnuß und Ahorn, über welches die Giebel eines Dutzends fester Blockhäuser aufragten. Eine dichte Reihe Pallisaden, ein regelrechter Wall und Graben schirmte rings die Wohnungen, die in einem fleißig bebaueten Garten nicht ohne Geschmack gruppirt waren, gegen die Außenwerke sah man indeß kein Fenster in ihnen, sondern nur dunkle, drohende Schießscharten — das Ganze bildete ein kleines, aber sehr festes Kastell. Am Eingang der Citadelle trat dem Kommandanten ein schönes, junges Weib, mit einem kräftigen Knaben auf dem Arm, entgegen; sie war bleich und dunkel gefärbt, wie der Marmor des Pentelikon, und ein Paar herrlicher, nußbrauner Augen, die zierliche Grazie der Bewegungen, bewies, daß Castilien ihr Vaterland sei. Der Knabe langte mit beiden Aermchen nach dem Vater, der ihn an's Herz drückte, indeß er die andere Hand der Dame bot.

Ist unser Frühstück bald fertig, liebe Elvira? frug Schwarzbart.

Schon länger ist es bereit, entgegnete die Frau, du kamst so lange nicht, und Charles wollte nicht mehr warten; da glaubte ich, dich rufen zu müssen.

Ich sah mich um nach einem Uebungsziel für die Kanonen; nachher, wenn wir gegessen haben, werde ich etwas schießen lassen; also, erschrick nicht, mein Lieb!

Der Ruf der Kanonen ist mir noch unvergessen, lieber William, und hier glaube ich ihn nicht fürchten zu müssen. Wenn wir nicht von der Bai herauf beschlichen und übermannt werden, so halte ich uns für völlig sicher. Meinst du nicht auch, William?

Allerdings! doch, da kommen die Leute; sie haben, glaub ich, Appetit!

Sie setzten sich um eine lange Tafel, und einige Weiber von beinah jeder Hautfarbe, reichten nahrhaften Kakaotrank zu geröstetem Brod. Nach zehn Minuten war das Mahl geendet, und die Männer blickten ruhig, doch erwartend auf Schwarzbart, der Weib und Kind küßte, und an ihrer Spitze so kaltblütig hinausging, als gälte es wirklich nach einer Scheibe zu schießen.

Der Southampton kam mit dem Meeresstrom heran, und ließ stolz die englischen Kreuze im Wind flattern. Dann setzte er ein Boot mit der Parlamentärflagge aus, welches sich einer Felsspitze nahete, auf deren unterster Terrasse Will Teach, der Herr der Insel, mit einem Halbdutzend seiner Leute stand.

Boot Ahoi! rief Einer von ihnen.

Ahoi! Boot vom Southampton! Wo ist denn an Eurer verdammten Insel ehrlicher Ankergrund zu finden?

Keiner für Euch da! — was gibt's?

Ihr werdet hiermit aufgefordert, Euch zu ergeben, und Euren Führer, William Teach, genannt Schwarzbart, den blutigen Seeräuber, lebendig oder todt, auszuliefern: so soll Euch Leben und Freiheit geschenkt sein. Wo nicht, so sollt Ihr Alle Eurer Frevel Lohn empfangen.

Ach, der Tausend, wie gnädig, erscholl die Antwort vom Fels; Schwarzbart liegt zwar da, unter dem Hickory im Grase, aber wir können ihn vor der Hand nicht entbehren. Will Sr. Ehren, Euer Kommandant, durchaus einen Kapitän an seine Raa hängen, so mag er's mit sich selbst probiren, wir werden mit Vergnügen zusehen. Sonst können wir nicht dienen — leider!

Euer Blut auf's eigne Haupt! rief der Parlamentär, und das Boot wandte.

Jetzt, mein ich, Kapitän, läg es sich wo anders grad nicht schlimmer, wie hier: denn ich wette, ehe fünf Minuten vergehen, versuchen sie Euch todt zu schießen, weil sie Euch nicht hängen können. Eine Ehre wollen sie Euch mit Gewalt anthun!

Geht nur voraus, hinauf zur Batterie, lächelte Schwarzbart, langsam aufstehend. Doch laßt ihnen die Ehre des ersten Schusses — ich komme gleich nach!

Der Lieutenant Tom Ryde hatte Recht gehabt. Kaum lag das Boot dem Southampton zur Seite, als schmetternd eine ganze Breitseite sich auf den Felsgrat entlud, wo Schwarzbart sich befinden sollte. Sogleich antwortete, vom Gipfel herab, eine völlig maskirte Batterie, welche, vermöge ihrer Stellung, von oben herunter, mit mörderischer Wirkung gerade auf's Deck des Linienschiffs schoß, dessen Geschütz da hinauf nicht gerichtet werden konnte. Nach wenigen Chargen schon breitete der Southampton seine Segel, und zog sich aus dem Bereich der verderblichen Kugeln seiner Gegner. — Am andern Morgen waren noch kaum die Spitzen seiner Maste gegen Ost am Horizont sichtbar.

Schwarzbart erkannte seine Lage wohl. Mehrere Jahre hatte er der Krone England gegen Spanien als Kaper gedient, und seine flinke Korvette, mit trefflich exerzirter, muthiger Mannschaft, und achtzehn herrlichen Metallkanonen, hatte manche stolze Gallione mit drei Batterien über einander, heimgebracht. Als der Frieden geschlossen ward, hatte die spanische Rachsucht so manche empfindliche Demüthigung nicht vergessen, und ein geheimer Artikel stipulirte Schwarzbarts Auslieferung. Der Gouverneur von Virginien, ein Freund des muthigen Mannes, warnte ihn, und rieth, die bedeutende Summe seiner Prisengelder lieber im Stich zu lassen, als Freiheit und Leben zu riskiren.

Daß ein solches Benehmen einen Mann wie Schwarzbart äußerst erbittern mußte, ist einleuchtend. Was er für England gegen Spanien zu thun berechtigt gewesen war, bedachte er sich nicht, auch gegen England für sich selbst auszuführen; bis zum Ersatz seines, ihm entzogenen Prisengeldes, meinte er wohl Anfangs — aber dies ließ sich doch so genau nicht berechnen. Beim Essen kommt oft erst der Appetit, sagt Sancho! — So war nun der Southampton gesandt, den Piraten zu verderben, fand aber seine Aufgabe nicht gut thunlich, und enteilte, Rapport zu machen und Succurs zu holen. Nach kaum drei Wochen erschien er wieder, und, wie um den stolzen Schwan der Schwarm kleiner, flinker Krikenten, so schossen sechs behende Schooner um ihn her. Die Schiffe stellten sich rings um die Insel auf, und keine Böte näherte sich ihr unbeachtet. Doch, so emsig die Wachen späheten — sie konnten nichts Lebendiges auf ihr entdecken: kein Mann ließ sich blicken, kein Rauch wirbelte empor. Mehr und mehr wagten die Schooner sich heran, und Einer fand sogar zuletzt die Einfahrt in die Bai. Als aber auch hier kein Widerstand, sondern nur die Bettungen einer leeren Batterie sich fanden, errieth der englische Scharfsinn die Wahrheit: Teach Schwarzbart hatte die Blokade nicht abgewartet, sondern die Insel mit den Seinigen verlassen. Wo die Blockhäuser standen, lagen nur einige halbverkohlte Balken, um welche die welken Blüthen aus Elviras Blumengärtchen nickten —

Unter Neuorleans, wo der gewaltige Mississippi sich zum Meer verbreitert, liegt in ihm ein Gewirr kleiner Inseln. Entwurzelte, fortgeschwemmte Bäume legen sich hier, wo der Wirbel, der die Bai von Mexiko fortwährend höhlt, die Strömung leiser macht, fest; andere lehnen sich an die Ersten, stets Neue sendet der Urwald herab, und der Strom thürmt das gewaltige Rafz über den Sawyer *). So entstehen hier und verschwinden junge Eilande, auf denen der Alligator sich sonnt, der Anhinga auf Beute lauert, und geräuschlos untertaucht, wenn ein Boot sich nähert, der herrliche Schwan den Brüteplatz findet. Bald übergrünt die junge Erde, die rankende Weide, die Wurzeln der Erle, des Ahorns geben zähen Halt, der stolze Hickory, die grüne Lebenseiche, der breite Wallnußbaum, die dunkle, ernste Cypresse heben sich über das Buschwerk, unter dem eine stets wachsende Schicht fetter, schwarzer Erde sich lagert. Der Verkehr des Handels flieht die Stromarme zwischen diesen Anschwemmungen, denn sie sind voller Wirbel, reißender Strömungen, und dumpfer Fieberluft; nur der streifende Trapper belistet hier den einsamen Erdbiber, die scheue Otter, das graue Eichhorn.

Eine solche Insel war es, an der, geführt von dem Lieutenant Tom Ryde, mehrere Boote anlegten. Eine Anzahl Bewaffneter, an ihrer Spitze Teach Schwarzbart, stieg an's Ufer, dann erst folgten neun Frauen mit dreizehn Kindern, und zuletzt wurden mehrere schwere Kisten und Tönnchen an's Land geschafft, in welchen die edeln Metalle, in Barren und gemünzt, versandt zu werden pflegen. Unter einer dichten Baumgruppe wurden rasch einige Zelte aufgespannt, und die Weiber begannen zu kochen, indeß Schwarzbart mit den Männern in verschiedenen Richtungen die Insel durchspähete. Ihr seht, Kapitän, begann Tom Ryde, der den Kapitän begleitete, daß meine Beschreibung der Holzinsel richtiger ist, wie die anderer Kommissionäre, wenn sie die Leute zum Auswandern bereden wollen. Verborgen, wie das Paradies, und eben so lieblich, dürft Ihr Euch gerade nicht wundern, daß sie auch einige Schlangen beherbergt, weil wir ja auch mehrere Ladies mitgebracht haben. Sobald das alte Mutterschwein, sammt hoffnungsvoller Familie, sich von der etwas unbequemen Stellung, in der es die Ueberfahrt machen mußte, erholt hat, werden wir all diese Leisgänger bald los sein — Schade, daß man die Leisen und Stillen draußen im Lande nicht auch den Schweinen füttern kann — es wäre wohlthätig! — Wasservögel und Fische sind reichlich vorhanden, und drüben der Wald hegt Hirsche und Musethiere genug — leider aber auch Panther und Wölfe.

„Sind mir liebere Nachbaren, wie Engländer. Wie weit sind wir vom Fahrwasser des Stroms?“

Etwa zwei Stunden in West, Sir!

„Sind die Inseln da drüben bewohnt?“

Von Eichhörnchen, Ottern, Alligatoren — sonst

*) Rafz heißt eine solche angeschwemmte Holzinsel, die vielleicht später als Braunkohlenlager erschürft wird — Sawyer — Säger — der einzelne Stamm; im Grunde mit den Wurzeln festliegend, der Gipfel, vor dem Andrang des Stromes nickend, sägend.

nicht; was das gelbe Fieber zu fürchten hat, geht nicht gern hieher, besonders im Herbst.

„Bis dahin wohnen wir am klaren Eriesee. Sobald die Frauen hier eingewöhnt sind, mache ich meinen letzten Kreuzzug nach Virginien, verkaufe die Korvette, und es steht dann bei Jedem von Euch, ob Ihr mit mir aus tüchtigen Seeleuten brave Jäger werden wollt.“

Das wird sich leicht machen, wie aus Stiefeln Pantoffel. — Es läßt Keiner von Euch!

„Das hoffe und glaube ich fest. Mit einem unserer Tönnchen kaufe ich dort ein deutsches Fürstenthum, und die armen Rothhäute sollen nicht darüber zu klagen haben, daß wir zu ihnen gekommen. Vielleicht wird unsre Ansiedlung mit der Zeit eine namhafte Stadt, in der viele, viele glückliche Menschen wohnen.“

Eure Prophezeihung würde mir weit plausibler erscheinen, wenn diese guten Leute uns jetzt schon die Bauplätze abkaufen und bezahlen würden. Was später geschieht, wenn meine Tischnummer gelöscht ist — kümmert mich nur ein ganz klein Bischen. Ich habe weder Weib noch Kind, und das ist sehr bequem.

„Aber auch gewaltig nüchtern. Du kennst das heilige Gefühl nicht, was den Mann an Weib und Kind kettet!“

Ist, meiner Treu, auch ganz überflüssig! Ich bin Euer William Teach, und kann nicht auch noch einem Weibe und einem Halbdutzend zarter, quarrender Breivögel anhängen. Donna Elvira verehre ich, wie einen Engel und Euer Weib: aber als mein Eigenthum müßte ich mir ein solches Meubel sogar bestens verbitten.

„Und doch, Tom Ryde, habe ich dich gerade ausersehen, wenn ich mit der Korvette abfahre, unser gesammtes derartiges Mobiliar zu schirmen und pflegen.“

Ist, glaub ich, wohlgethan! Ihr sperrt die Katze besser zum Honig, als Ihr einen Bock zum Gärtner macht. Ich werde für Keine partheilich sein, was nöthig werden dürfte! — Halt, Kapitän, halt! seht Ihr den Panther dort, auf der dicken Cypresse? Er duckt sich zum Sprung — — Nur leise, leise; wir werden gleich sehen, auf was der Bursch zielt!

Die Männer standen hinter einem dicken Baumwollbaum und dichtem Gebüsch gut verborgen, und beobachteten mit steigender Spannung jede Bewegung des Raubthiers. Fest auf den horizontalen Ast des Baumes gedrückt, regte sich nur der ausgestreckte Schwanz wie eine Schlange, und spannten alle Muskeln sich, zuckend vor Gier und Erwartung. Der Kopf war dem Stromarm zugewandt, aus dem eben jetzt rauschend ein prächtiger Hirsch an's Ufer stieg. Hinter dem Bug stak dem ächzenden Thier ein Indianerpfeil, von dem der dunkle Schweiß herabtroff; die schlanken Läufe zitterten, das große Auge blickte angsterfüllt ringsum. Er gewahrte sogleich den lauernden Panther, und wandte sich wieder gegen den Fluß, auf dem behend ein Kanot von Rinde daher schoß. Die Freunde winkten sich, die Büchsen krachten zugleich: der Hirsch brach zusammen, und der Panther stürzte schwerwund vom Ast; am Ufer aber hob sich ernst und stolz die herrliche Gestalt eines jungen Indianers aus dem Boot. Die Hand hielt den Bogen und den Pfeil auf der Senne bereit, vom Faustgelenk hing der Tomahawk, am Gürtel Wampumschnüre, die Adlerfeder auf dem Scheitel bezeichnete den Häuptling. Das markirte Gesicht war in unerschütterlicher Ruhe den Fremden zugewendet, die neben dem verendeten Hirsch standen, und ein tiefer Kehllaut der Ueberraschung entfuhr ihm.

Hast du den Hirsch geschossen, Bruder? frug Schwarzbart.

Der Indianer trat mit leichtem, sichern Schritt heran, zog den Pfeil aus der Brust des Wildes, und zeigte die Gleichen aus seinem Köcher. Der Hund, der mit ihm aus dem Kanot gesprungen, hatte indeß die Spur des Panthers aufgenommen und verbellte ihn laut und heftig im Gebüsch.

„Hugh!“ stieß der Indianer hervor, und seine Augen ruheten fragend auf den Weißen.

Ich habe einen Panther geschossen, der auf deinen Hirsch lauerte, entgegnete Tom, aber die zähe Katze muß wohl nicht ganz genug haben.

Wanisha will ihn tödten, sprach der Häuptling, zog das Beil aus dem Gürtel und schritt gegen das Gebüsch; als Tom folgen wollte, streckte er nur schweigend den Arm aus, und der Lieutenant blieb so plötzlich stehen, daß Schwarzbart lächeln mußte. Teufel, brummte Tom, die Rothhaut kommandirt, als wär's Euer leiblicher Herr Vetter.

„Der Herrscher wird geboren!“ rief Schwarzbart.

Meinetwegen, murrte verdrießlich Tom Ryde, doch ist's, glaub' ich, gut, daß solche ächte Kommandanten nicht zu Zwillingen und Drillingen kommen, und daß manche davon, vor Kraftdrang, abschweben von der irdischen Bühne, ehe sie sich selbst zuknöpfen lernen!

Der Indianer kam zurück, und schleppte den Panther mit gespaltenem Schädel nach. Ihr für Wanisha, winkte er, auf den Hirsch deutend: Wanisha für Euch!

Dein Theil wäre mir lieber, lachte Tom, er ist doch eßbar!

Fehlt es meinem Bruder an Wildprett? frug Wanisha.

Wir haben gesalzenes Fleisch genug! lehnte der Kapitän ab.

Möge der weiße Mann den Hirsch nicht verschmähen — an den Ufern der Strommutter *) waiden noch viele für die Pfeile Lennapee's.

So wolle der Häuptling uns folgen zu unserm Wigwam, daß er mit uns rauche, sprach Teach, und kaum hatte der Indianer zustimmend das Haupt geneigt, als Tom auch schon begann, das Wild auszuwaiden, und die Decke flink abzustreifen; dann wickelte er den Rücken des feisten Thiers hinein, und eilte voraus, Teach hatte die Keulen aufgepackt, Wanisha aber

*) Metcha-Sypi — Mississipi, Mutter der Ströme, indianisch.

rasch den Panther geblößt und die Haut um die Hüften geschlungen.

Der Häuptling setzte sich schweigend am Feuer, das zwischen den Zelten flammte, nieder, er trank nur sehr mäßig vom gebotenen Branntwein, schien es aber sehr anzuerkennen, als Donna Elvira ihm den bunt verzierten Tabacksbeutel freundlich füllte. Er stopfte bedächtig den rothen Thonkopf seines Kalumet, er blies den Rauch gegen den Himmel und die Erde: dann bot er Schwarzbart die Pfeife, der sie nach einigen Zügen Tom Ryde reichte. So war ohne Feder und Tinte, ohne Versprechen und Geloben, ja, ohne ein Wort, ein Freundschaftsbündniß geschlossen, inniger, probehaltiger wie die Kontrakte und Verträge unter sogenannten Civilisirten.

Wo steht der Wigwam des Häuptlings der Lenni-Lennapee's? frug Schwarzbart nach langer Pause.

Wanisha deutete mit ausgestrecktem Arm nach Nordwest.

Werden die jungen Krieger der Lennapee's bald herabkommen, mit meinen Leuten den Büffel zu jagen?

In fernem Land, begann der Indianer, stand eine silberne Lilie, die nahm ein starker Häuptling an seine Brust, und trug sie fernhin, daß er an ihrem Duft sich labe. Er zog aus zu Jagd und Krieg, und die Lilie stand blühend in ihrer Herrlichkeit am gewaltigen Strom. Als aber die Kolbe des Mais sich gelbte, kehrte der Häuptling zurück; er hatte lockige Skalps am Gürtel, er hatte viele Wampum gewonnen, und alle seine jungen Leute trugen Lasten von Wildprett. Am rauschenden Strom war die süße Lilie indeß verwelkt — ein kleiner Vogel sang auf ihrem Grabe. Fern davon im Walde jedoch blüheten die Erdbeeren fröhlich fort — sie erreichte der Pesthauch des Sumpfes nicht. Ich habe gesprochen!

Ehe die Blüthe der Sykamore fällt, entgegnete Schwarzbart, wird die Lilie am Ufer des klaren Sees, nicht mehr am sumpfigen Strom, duften.

Dort werden die Krieger sich ihrer freuen, und die Vögel schöner singen, sprach der Indianer sich neigend! Er ergriff Bogen und Tasche und stand auf; auch Schwarzbart hatte sich erhoben und bot dem Gastfreund eine blanke Büchse dar. „Der Häuptling der tapfern Lennapee's soll den Büffel hinfort mit der Kugel seines weißen Bruders treffen, und seinen Bogen ihm zum Gedächtniß geben,“ bat er freundlich.

Die Augen Wanisha's funkelten vor Lust, doch auch jetzt blieben die stolzen Züge starr und ernst. Tom Ryde brachte ein volles Pulverhorn und den Kugelbeutel; Elvira reichte lächelnd ein Dutzend Feuersteine, und ein Korallenhalsband, welches sie ihm auftrug, seiner Squaw mitzunehmen. Er schlang es an den Gürtel. — Wanisha's Hütte ist noch einsam, sprach er dann, aber die Kugel dieses Gewehrs wird stets Euren Feind treffen. Er reichte den Männern die Hand, und glitt in's Gebüsch.

Der Verkehr war eröffnet, die Freundschaft geschlossen. Von da an erschien der Häuptling der Lenni-Lennapee's oft mit seinen Kriegern auf der Holzinsel, und stets sanken die leichten Rindenkähne bis zum Bord in's Wasser unter der Last von Wildprett, welches den Freunden zum Geschenk gebracht wurde. Amerika, hundert Jahr jünger, war vom Heutigen unendlich weit verschieden, und die mächtigen, kriegerischen Stämme der Ureinwohner lagen noch nicht, schändlich geknechtet, unter der Ferse eingedrungenen Gesindels, das stets weiter und weiter sie drängend, die rechtmäßigen Besitzer durch Kultur ausrottet. Teach hatte begreiflich einen großen Vorrath an Waffen jeder Art, und hielt es nicht für unklug, seine rothen Freunde damit zu rüsten, daß sie sein Theuerstes schirmten, wenn er es nicht konnte. Bald hatte auch Wanisha's stolzer, edler Sinn das Vertrauen Donna Elvira's und der übrigen Frauen in hohem Grade erworben; Tom Ryde, der Lieutenant, war mit ihm ein Herz und Seele geworden. Schwarzbart beschleunigte unter diesen Umständen kräftig seine nothwendige letzte Fahrt nach Virginien, seine geliebte Korvette, sein so oft erprobtes Geschütz zu verkaufen und nöthiges Geräth zur friedlichen, unabhängigen Ansiedlung am Eriesee zu erwerben. Einige Tage zuvor, ehe er den Anker lichtete, erwartete er mit Tom den Häuptling auf einer Lichtung des Urwaldes am plätschernden Bach. Schon sank der Abend herab, die melancholischen Laute des Whip-poor-Will tönten aus dem Gipfel einer Weymuthfichte, und der Spottvogel wiederholte sie, der Truthahn kollerte und trieb die Hennen, aufzufliegen zum Ast des Zuckerahorn, dessen breites Laub das sicherste Versteck bot. Der Waschbär lauerte, an den Stamm eines gestürzten Baumes gedrückt, auf die Näherung des aufgeblasenen Burschen, und brauchte nicht lange zu harren: radschlagend mit gespreizten Flügeln daherrauschend, hatte der Vogel kaum einen einzelnen Nothschrei ausgestoßen, als er schon, vom behenden Feind geschleppt, im Gebüsch verschwand; verdutzt sahen die Hennen ihm nach. — Wanisha läßt uns lange warten, murrte Teach ungeduldig, als plötzlich die schlanke Gestalt des Indianers, aus dem Bett des Bachs, in dem er sich herangeschlichen, sich erhob. Ohne ein Wort zu sprechen, setzte er sich zu den Freunden, ohne ein Zeichen von Neugier erwartend, was ihm mitgetheilt werden sollte, schien er in sich versunken.

Ich reise nach zwei Tagen ab, begann Schwarzbart endlich, und lasse nur Diesen, meinen Freund, bei den Frauen auf der Holzinsel!

Hugh! tönte es, wie mitten aus der Brust des Indianers.

„Sollte Noth oder Gefahr den Hülflosen nahen, bis ich wiederkehre, so hoffe ich auf die Freundschaft der Lennapee's rechnen zu dürfen!

Der weiße Häuptling kann das!

„Will Wanisha die Lilie schirmen, wo Tom Ryde es nicht vermögen sollte?“

Wanisha ist stark und muthig, aber er kann dem Fieber nicht wehren. Es ist stärker, wie der graue Bär, und fliegt geräuschlos, wie die Eule! Die Lilie soll zu den Hütten der Lennapee's kommen, wo kein Fieber ist!

„Ehe die Zeit des Fiebers kömmt, bin ich hier, sie zu holen."

Ich habe gesprochen! schloß der Häuptling, bot den Männern die Hand, und schritt in den Wald.

Als nun die Korvette unruhig vor ihrem Anker schwankte, zur letzten Fahrt mit der alten Mannschaft bereit, ergriff Alle tiefe Wehmuth. Mit Thränen im Auge umfingen die Männer die laut jammernden Weiber, die bangen Kinder, und sogar Tom Ryde, der stets lachende Philosoph der Gesellschaft, warf mit sehr ernstem Gesicht den Kautaback aus einer Backentasche in die andere. Endlich schien es William Teach Zeit, die schmerzliche Szene zu enden: er legte die ohnmächtige Elvira in Toms Arme, drückte ihm die Hand, und sprang in's Boot, dessen Ruder sogleich in's Wasser fielen. Die Korvette drehete die Segel dem Wind entgegen, wie grüßend neigte sich das Schiff, schnell und schneller dahinrauschend — es bog, zierlich zur Seite gesenkt, um die vorstehende Landspitze, und war verschwunden!

Mit den Männern schien alles Leben, alle Freude von der Holzinsel entflogen. Die Weiber drängten sich in ein scheues Häufchen zusammen, und ließen die Kinder nicht mehr von der Hand; die Gespräche dreheten sich nur um die Abwesenden. Tom Ryde, von der ächtesten Treue beseelt, unermüdlich die Blockhäuser mit der Büchse umkreisend, fand die Sache schon nach ein paar Tagen grausam langweilig, und besonders plagten ihn Elvirens ewig wiederkehrende Fragen über das Wetter, und die muthmaßliche Entfernung des Schiffes. Eben glaubte er sich mit der Büchse fortgeschlichen zu haben, um zum Zeitvertreib nach Kaimans zu schießen, als die Dame ihm am Ufer, den kleinen Charles an der Hand, entgegen trat. — Wie braust der Sturm durch die Cedern, begann sie, o Tom, wo schwankt das Schiff mit Ihm!

Etwa im Bahamakanal, Maam, und die Brise wird ihnen gut thun.

Dort unten ballt sich schwarzes, drohendes Gewölk — wenn der Ouragan sie überfällt —! Hilf Madonna! —

Wird nicht gleich der Teufel los sein — doch wär's auch nicht der erste Sturm, den Schwarzbart abwettert.

O, wenn die Masten brechen und der Rumpf kracht, dann rettet und schirmt ihr Engel des Himmels!

Ach, Possen! die kleine Jule ist am Stern erst neu geschalt, und hat Rippen wie ein Stier. Die Engelein kennen den Dienst nicht, aber unsere Topgasten, das sind Kerle zum Küssen.

Tom, du guter, treuer Mensch, hast du denn nie der Liebe Sehnsucht empfunden, daß du mich nicht verstehst?

Nein, Maam, Gottlob, das Elend hat mich verschont! Ich habe das kalte Fieber gehabt an der holländischen Küste, der gelbe Jak hat mich auf Jamaika besucht, und die Cholera zu Benares, auch von der Krätze bin ich einmal angesteckt: aber verliebt — brrr — nein, niemals. Da hab ich einen Schutzengel, wie ein Hausknecht, der läßt mir solche harte Strafe meiner Sünden nicht zutheilen.

Die Dame hatte sich schmollend abgewandt, und ging den Häusern zu, Tom sah ihr mürrisch nach. Da ist doch ein Schafhund oder ein Dorfschulmeister noch eine glückliche Kreatur, brummte er; jetzt wird man gar unangenehm, wenn man nicht mit der Mond-, Bleich-, Sehn- oder sonst einer Sucht geplagt ist! Es muß doch auch noch einzelne vernünftige Menschen in der Welt geben; wer sollte sonst steuern? Wenn nur Schwarzbart erst wieder da wäre: ich habe es so satt, wie sieben Tage Regenwetter, der einzige Hahn dieses kakelnden Hühnerhofs zu sein. — Ein Alligator, der sich bequem, wie ein Baumstamm, von den Wellen dahertreiben ließ, mußte das Bad austragen: Toms Kugel schlug ihm derb an den gepanzerten Kopf — hoch auf spritzte das Wasser vom Schwanzschlag des erschrockenen Schläfers, der augenblicklich untertauchte. Der Schwan am Ufer stieß einen rauhen, tiefen Ton aus, der Geyer, welcher auf dem Ast eines Hickory ein treibendes Aas erlauert, erhob einen Augenblick Hals und Kopf aus der Federkrause des Nackens, hoch im Gipfel der Ceder stockten die muntern Sprünge des grauen Eichhorns einen Moment — die kleine blaue Wolke des Pulverdampfs verzog sich, und die Ruhe der Wildniß lagerte wieder rings auf dem ernsten Urwald! —

Die Julia hatte indeß vor frischer Brise die Südspitze Florida's doublirt, und schwamm, von Wind und Strom begünstigt, zwischen den herrlichen, grünenden Bahamainseln dahin. Teach stand an der Gallerie des Sterns, und betrachtete sinnend die leuchtenden Alabasterfelsen Eleuthera's, die stets kühner und wilder sich seitlich erhoben. Ein Segel vorn im Wind! meldete die Wache aus dem Mars, doch in milde, friedliche Träume versenkt, schien Schwarzbart den Zuruf kaum zu beachten. Nicht mehr der kühne, gewaltige Freibeuter, ein ruhiger, harmloser Kaufmann, segelte er dahin, Niemand Gefahr drohend, und keine fürchtend. Es war eine trotzige Fregatte, die gegen die flinke kleine Julie heranbrauste, und hohe Zeit, daß Schwarzbart seine Phantasieen verabschiedete, und die Galathea in's Auge faßte, welche den Wind mit sich herunterbringend, nicht mehr zu vermeiden war. Auch die Mannschaft der Julia schien das alte Handwerk vergessen zu haben, besonders blickten die Verheiratheten mit unverkennbar ahnungsbangem Gemüth über die Gallerien, nach dem Kreuzer, denn augenscheinlich war es ein Solcher.

Meine Jungen, begann Schwarzbart, wir haben da eine Gefahr vor uns, wie wir schon manche mit einander im Lee gelassen. Wahrscheinlich wird es ohne etwas Fechten nicht abgehen, obwohl wir diesmal nicht darauf ausgesegelt sind. Wenn wir dem großen Schlingel auch die englische Flagge zeigen: so ist er doch nicht damit zufrieden, sondern verlangt die Privatsignale, von denen wir so viel wissen, wie Sr. Hochwürden, der Dechant von St. Paul, der sonst ein gar gelehrter Herr sein soll. Also, meine Bursche, kaltes Blut, und schnel-

les Gehorchen! dann hoffe ich das Beste, besonders, wenn irgend ein Lordssöhnlein da drüben kommandirt.

Der Tag ging zu Rüste, als die Galathea auf Schußweite herangekommen war. Der Wind war frisch, und die langen Dienungen des Ozeans hoben sich vor ihm zu kurzen Wogen; da gierte die Fregatte ein wenig, aus ihrem Bug quoll eine weiße Wolke, und mit dem Knall schlug die Kugel dicht hinter dem Spiegel der Julie in's Wasser.

Sitzt unter der Brüstung nieder, Männer, winkte Schwarzbart, die Possen wird er bald bleiben lassen, wenn er uns wirklich sprechen will; er hat schon eine volle Kabellänge verloren.

Aber auch drüben, auf dem Kreuzer, sah man genau, wie viel das Abweichen von der Segellinie und der Rückstoß eines Bugstückes, einem Segler, wie die Julie gegenüber, ausmache. Kein Schuß mehr fiel, doch stets hielt Schwarzbart den Verfolger in so gerader Linie hinter sich, daß seine drei Masten nur wie Einer erschienen. Spiegeljagd, lange Jagd! lachte er; doch der gewaltige Segeldruck setzt bei frischem Wind stets das gut segelnde, größere Schiff gegen das kleinere in bedeutenden Vortheil. Nach einer halben Stunde, als der Rand der Sonne den Horizont zu berühren schien, war die Galathea der Julie auf Musketenschußweite genähert: doch vergebens prasselten die Gewehrkugeln auf das Deck der Korvette, sie zum Beilegen zu zwingen; unter allem ihrem Linnen flog sie dahin, bis der Bug der Fregatte sie fast berührte, da fielen, zum Zeichen des Ergebens, plötzlich alle Segel.

Das Feuer schwieg. Weg die Segel! Die Pinasse in See! hallte das Sprachrohr auf der Fregatte, indeß sie stolz an der Julie vorbeischoß.

Jetzt Achtung, Männer, scholl Schwarzbarts Stimme. Das Steuer ganz lee.

Lee ist's!

Sturmsegel auf! Klüverschote windwärts weg! Besansegel voll gebraßt!

Knarrend bogen sich die Raaen vor dem plötzlichen, gewaltigen Druck, wie ein Renner bei eingerannten Sporen, erhob sich die Korvette und war bereits eine halbe Meile hinter der gewaltigen Feindin weggebraust, ehe diese die Wolken ihrer Segel bergen, den mächtigen Schwung hemmen, und zur Verfolgung des verachteten Feindes sich wenden konnte, der im Fliehen noch eine verderbliche Breitseite herübergeschmettert hatte.

Die Nacht sank herab, schwer und schwarz lag sie auf der See, die vor dem anschwellenden Sturm stets wilder, tobender aufrauschte. Die Julie flog dicht beim Wind dahin, die Segel eng gereefft, nur den Klüver und das Sturmsegel beigesetzt, und in zorniger Hast folgte die Fregatte, mit so viel Tuch im Wind, als sie nur immer zu tragen vermochte. Der Kapitän und der erste Lieutenant standen, die Nachtgläser am Auge, auf dem Deck.

Da ist er, Sir, rief der Lieutenant, dicht an unserm Bug. — Das Ding tanzt auf den Wellen wie eine Baßgans!

Richtig, Mr. Somers; er giert etwas, um Abako nicht zu nahe zu kommen. Er muß schon öfter den Providencekanal gesehen haben. Es ist Schwarzbart, oder der Teufel selbst.

Mehrere unserer Leute wollen die „Julie“ erkannt haben, und der Streich am Abend sieht ihm auch völlig gleich. Ein Höllenbrand, zum Entzücken!

Je weniger davon gesprochen wird, desto besser, glaub ich: doch wünschte ich, man sagte mir eine ähnliche Finte nach! Verdammt seine Augen!

Er scheint, sie noch gut zu gebrauchen! Sehen Sie, wie er abfällt: er rennt mit seiner leichten Nußschale an den Bahamabänken hin, wohin wir ihm nicht folgen können.

Kapitän Etoille sah zu seinen Masten auf, die im Dunkel gespenstisch schwankten, und knirrend sich bogen; er schien zu erwägen, ob die Galathea noch stärkeren Druck zu ertragen vermöge, als krachend die Vormarsraa brach, und ihr Segel zerschlitzt im Wind flappte.

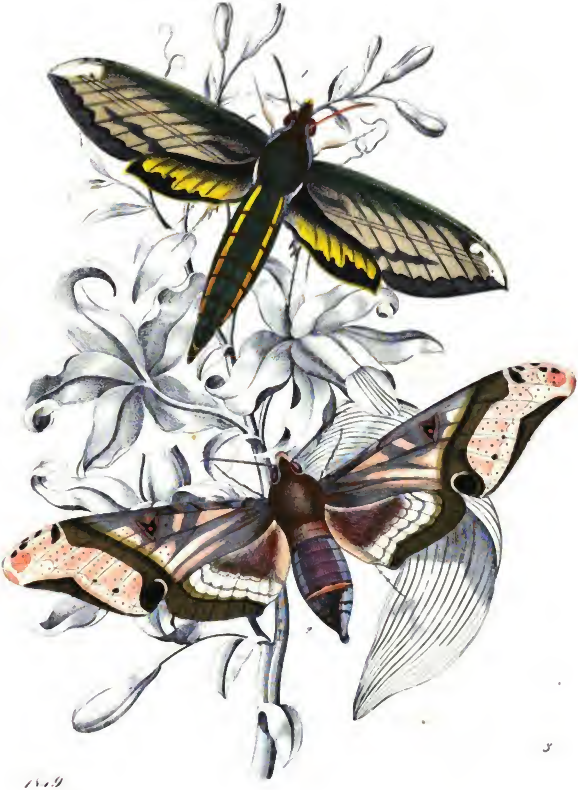
Weg das Segel da vorn; klärt das Wrack, heulte das Sprachrohr, und muthig suchten die Leute dem Befehl nachzukommen, welches im Toben des Sturms nicht so leicht sich thun ließ. Das brave Schiff, von unverhältnißmäßiger Last plötzlich befreit, hob sich stolz aus dem Wellentrog und warf rechts und links Ströme von Sprühwasser von seinen Bugen, statt, zu gewaltig fortgerissen, sich mitten in den Wasserberg vor sich zu stürzen. — Die Offiziere beobachteten einen Augenblick nur ihr Schiff, dann suchten sie wieder emsig nach der Korvette, die sie lange nicht auffanden.

Der Morgen kam, aber mit gleicher Gewalt wüthete der Tornado. Im Lee der Fregatte lag, auf einen Fels gerannt, das Wrack der schmucken Julie, von dem die Wellen eine Planke nach der andern splitternd rissen. Von der Mannschaft war nichts zu sehen — fernhin trieb ein umgestürztes Boot, in dem sie vielleicht sich zu retten gesucht. — Man hat nichts mehr von ihr gehört! —

Drei Monat waren vergangen. Auf der Südspitze der Holzinsel, unter einer breiten Ceder saß ein bleiches, junges Weib, neben dem, an einen der untern Aeste befestigt, ein zierlich geflochtener Hamak schwankte, in welchem ein schönes Kind schlummerte. Es war Elvira; sie blickte hinaus auf die endlos wogende Fluth des Mississippi, vom Morgen, wenn die ersten Strahlen der Sonne den Tukan erwecken, bis in der Abenddämmerung des Spottvogels wechselnde Strophen erschallen, und des Wiskonsin düstre Laute das Herz voll banger Ahnung noch schwerer machen. Unfern von der Frau lehnte unbeachtet ein hoher Indianer an einer Balsampappel — es war Wanisha, der sie bewachte.

Schon winselt der Panther am Strom, begann der Häuptling, die bleiche Lilie soll schlafen.

Elvira reichte ihm die feuchte, kühle Hand mit dankendem Blick; sie nahm den Knaben aus dem Bettchen, sah noch einmal mit schmerzlichem Sehnen den Strom hinab, dann wandte sie sich zum Gehen. Da rauschte



es durch's Gebüsch, und Tom Ryde schritt hastig hervor. Bleibt, Donna, bleibt noch einen Augenblick, bat er, und Elvira wandte sich stumm: sie legte das Kind wieder in's Hängebett, und setzte sich, den dunkelnden Strom hinaus schauend, auf die Moosbank unter der Ceder. Es mußte Arges sein, was der Lieutenant dem rothen Krieger sagte, denn mit sichtlichem Schrecken trat er zurück, und senkte die hohe Stirn an den Stamm. Dann aber gefaßt, trat er zu der Frau. Die Lilie und ihr Sohn sollen mit ihrem Bruder zu den Wigwams der Lennapee's gehen, sprach er entschieden.

Elvira sah unwillig auf, und schüttelte stumm die schwarzen Locken.

Es ist wahrhaftig nothwendig, Maam! sprach Tom schwer betonend.

Elvira verneinte schweigend.

Es hilft nichts, fuhr Tom fort, ich muß ihr die ganze Breitseite zwischen Wind und Wasser in die Rippen jagen, daß sie vor Schrecken vernünftig wird! Maam, der gelbe Jack ist los: schon zwei Weiber und ein Kind sehen aus, wie Butterblumen und toben wie harpunirte Meerschweine. Ihr müßt sogleich, mit der Rothhaut da, fort, in die Berge, in reinere Luft!

Die Frau bewegte, stumm verneinend, das Haupt.

Da möchte ja ein Stundenhalter fluchen! schrie Tom, in den Häusern schnattern die Andern, wie die Vögel auf einer Guanoinsel, und die ist so stumm wie ein Gallionbild!

Wanisha trat jetzt vor die Schwermüthige; er legte eine Hand auf des Kindes Haupt, und hob warnend den Finger der anderen, indeß fragend sein dunkles Auge ihren Blick suchte.

Elvira bog sich über ihren Sohn, und hob, wie beschwörend, die Rechte.

Hilft Alles nichts, versicherte Tom resignirt, da ist die Liebe und Treue schlimmer, wie das gelbe Fieber! Wenn sie nur noch Taback kauen wollte, oder Rum trinken — das schützt zuweilen — aber sie thut's auch nicht!

Nach vierzehn Tagen hatte Tom die sämmtlichen Weiber und Kinder der Holzinsel begraben. Elvira war die Letzte gewesen; mit erstarrender Hand schaukelte sie noch die Leiche des schon drei Tage gestorbenen kleinen Charles, aber sie wich nicht von der Ceder, wo sie den Strom hinabsehen konnte, auf dem ihr Gatte zurückkehren sollte. Dort grub Tom auch ihr Grab; über ihm reichte er Wanisha dankend die Hand, und verließ dann das schaurige Eiland, auf dem seither schon Mancher vergeblich nach Schwarzbarts dort verborgenem Schatze gewühlt hat.

Schmidt.

Ausländische Dämmerungsfalter.

(Taf. 3.)

Die Dämmerungsfalter, Crepuscularia, bilden die zweite Familie der Staub- oder Schuppenflügler, Lepidoptera, und unterscheiden sich von den Tagfaltern, Papiliones diurnae, dadurch, daß bei ihnen am Rande der Hinterflügel stets einige Borsten in der Form eines Zahnes zusammensitzen, welche in eine Art von Haken am Vorderflügel passen, und sie diese in der Ruhe in horizontaler oder schiefer Richtung halten, während bei den Tagfaltern die Oberflügel, und meist auch die untern, in der Ruhe senkrecht stehen. Die Fühlhörner sind in der Mitte dicker und bilden eine bald prismatische, bald spindelförmige Kolbe. Die Dämmerungsfalter fliegen nur in der Morgen- und Abenddämmerung, nie am Tage, und ihr Flug ist schwerfällig und bebend. Mit ihrem langen Rüssel saugen sie, über den Blumen schwebend, deren Saft, lassen sich aber nur selten auf Blumen nieder. Sie entstehen aus großen, haarlosen Raupen, die immer 16 Füße und auf dem letzten Ringel ein Horn haben, und daher mit dem Namen Pfeilschwänze bezeichnet werden. Man scheidet sie in zwei Gruppen, in Zygänen, Zygaenae, und Schwärmer, Sphinges.

Die Zygänen oder unächten Schwärmer machen den Uebergang von den Tagfaltern zu den ächten Dämmerungsfaltern; sie fliegen langsam, oft auch am Tage, und werden oft auf Blumen sitzend angetroffen. Ihr Leib ist ziemlich dick, wenig behaart; ihre Fühlhörner sind verschieden, fast borstenförmig, oft spindel- und widderhornförmig, zuweilen auch in einem kleinen Büschel von Schuppen endigend; die Freßspitzen sind dünn, walzen- oder kegelförmig, und mit drei Gliedern. Die Raupen sind fast walzenförmig, behaart, haben 16 Füße, und verwandeln sich über der Erde in einem Gespinnste. Manche Zygänen gleichen in ihrem Aeußeren einigermaßen den Wespen, Bienen und manchen Zweiflüglern, und sind nach dieser Aehnlichkeit benannt, auch in eine eigene Gattung: Glasflügler, Sesia, gebracht worden.

Die ächten Schwärmer, Sphinges, fliegen ziemlich schnell und summend, sind es besonders die im Fluge saugen, und manche von ihnen erreichen in der Färbung die schönsten Tagschmetterlinge, wie z. B. der Windig, das Abendpfauenauge, der Weinschwärmer, der Ligufter, der Wolfsmilchschwärmer u. v. a. Die Flügel sind meist glattrandig, seltener ausgeschnitten und eckig; der Rüssel ist meist sehr lang, selten kurz oder ganz fehlend; die Freßspitzen sind dick, kurz, anliegend, dicht mit kurzen Haarschuppen besetzt, und das Endglied sehr klein. Die Raupen sind gewöhnlich nackt; die Stellung mehrerer gleicht derjenigen, welche die Egypter ihren fabelhaften Sphinxen gaben, und nach dieser erhielten sie auch ihren lateinischen Namen.

Auf beiliegender Tafel haben wir zwei der schönsten Ausländer abgebildet, die auf Java und Sumatra heimisch sind, von deren Lebensart und Sitte aber, da deren Verwandlung nie beobachtet wurde, bis jetzt noch nichts bekannt ist.

Der Nessus, Sphinx Nessus, Fig. 1, ist an den Seiten des Bruststücks und unten dunkel-, die Mitte desselben und die Seiten des Leibes aber sind hellgelb; der Grund der Vorderflügel braungelb, mit kleinen, dunkle-

ren Flecken und braunen transversalen Streifen, die Flügelspitzen farblos, durchscheinend. Die Unterflügel sind rothviolett, mit schön hellgelber Guirlande, und der Rand derselben ist hellgelb gesäumt.

Der Panopus, Sphinx Panopus, Fig. 2, ist hinsichtlich der Form seines Leibes, ungemein kurz und dick im Verhältniß der Größe seiner Flügel; der Rüssel ist lang und zusammengerollt; die Oberflächen der Flügel sind schön gezeichnet, und das Auge an der innern Ecke des Oberflügels ist glänzend sammtschwarz.

Beide Schwärmer sind außerordentlich selten, und nur in einigen der größeren holländischen Sammlungen zu finden, aus denen sie Cramer zuerst bekannt machte.

1

Boon's Töchter; eine Erzählung.

Boon's Name wird weder unsern Lesern noch den Freunden Nordamerika's unbekannt sein, und Jeder sich erinnern, daß Daniel Boone und seine Gefährten die Ersten waren, die das östliche Küstenland verließen, die Wälder des Westens durchdrangen, die Kette der Alleghanys überstiegen und Kentuckys reiche Wildnisse jagend durchforschten; entzückt von der Schönheit und dem Reichthum des wilden Landes zurückkehrten nach ihrer alten Heimath, um den Freunden Bericht über ihre Entdeckung abzustatten, und dann mit Weib und Kindern in die Wildniß zogen, in das Paradies der Waldmänner, um dort der Union in wenig Jahrzehnten einen Mittelpunkt zu schaffen, der zur Wiege der Kraft des ganzen Mississippithales werden sollte.

Es war im Sommer 1778 als Daniel Boon mit den Seinen im neuen Lande ankam, und am südlichen Ufer des Kentuckyflusses eine Art von befestigtem Blockhaus erbaut hatte, um wenigstens in Etwas vor den plötzlichen Anfällen feindlich gesinnter Indianer gesichert zu sein. Wohl gehörte von Seiten der Weiber ein kräftiger Entschluß und ein muthiges Herz dazu, sich in jener Zeit in jenes Land zu wagen, aber die Frau und die Töchter Daniel Boon's, und die seiner unerschrockenen Gefährten waren ächte Eichenherzen, und brauchten nicht zweimal gemahnt zu werden, um eine ruhige, friedliche Heimath gegen eine Wohnung in der Wildniß zu vertauschen, die trotz ihrer romantischen Schönheit, zu jener Zeit unter dem Namen des „finstern und blutigen Grundes“ bekannt war. An einem schönen Abend, wie man sie nur in jener romantischwilden Gegend kennt, als das ganze umherliegende Land einen höchst malerischen und prachtvollen Anblick darbot, kehrten die Jäger, einer nach dem andern, aus dem Walde heim, und streckten sich nieder unter einem der Riesenbäume ganz in der Nähe des Blockhauses, wo ihr abgehärteter und waghalsiger Führer oft geruht hatte, ehe die tiefe Stille des Waldes von den Schlägen der Axt unterbrochen worden war. Die ältern Frauen aus dem Fort setzten sich unter die Jäger und horchten mit wachsendem Interesse auf die Erzählung ihrer mannigfachen Entdeckungen. Unbeachtet von ihren vorsichtigern Freunden gingen drei der jüngern Mädchen, Boon's Töchter, an das Ufer des Flusses hinab, wo ein rohes, aus einem mächtigen Stamme gehauenes Kanoe angebunden lag. Sie setzten sich hinein und in einem Augenblick fuhren sie rasch hin über das leicht gekräuselte Wasser. Das Geschrei und Gelächter der Mädchen hallte längs dem Flusse wieder, während sie die Ruder mit großer Geschicklichkeit handhabten. Das entgegengesetzte Ufer des Flusses war mit mannigfachen wilden Blumen bedeckt, namentlich hatte ein wilder Rosenstock von ungewöhnlicher Größe sich um den Stamm und die Zweige eines Baumes geschlungen, der über das Ufer hinaus in den Strom hing. Dieß lockte die Mädchen an, sie ruderten hinüber, banden ihr Kanoe nachlässig an, und sprangen dann mit der Beweglichkeit von Bergnymphen den steilen Abhang hinauf. Sie trennten sich sogleich, und jede schlug eine andere Richtung ein, wie Laune und jugendlicher Muthwillen sie nach dieser oder jener Blume laufen ließ. Nach wenigen Augenblicken aber schlug das Triumphgeschrei eines Wilden gleich dem Schall der Todtenglocke an ihr Ohr, und schreckte sie auf aus ihrem Traume kindischer Lust. Die älteste von Boon's Töchtern stand gerade dem Wilden gegenüber; Widerstand war unmöglich, ein Versuch zur Flucht mehr als eitel; sie stieß einen wilden Schrei der Verzweiflung aus und ward als Gefangene aufgegriffen und hinweggetragen in den Armen des rothen Kriegers. Bei dem ersten Schrei versuchten die beiden andern Mädchen das Ufer und ihr Kanoe wieder zu gewinnen, als sie aber an die Stelle kamen, wo sie es gelassen hatten, sahen sie, daß es langsam der Mitte des Stromes zuschwamm und dann in rascherm Laufe der Strömung folgte. Sie hatten keine Zeit, an ein anderes Auskunftsmittel zu denken, denn nach wenigen Augenblicken theilten sie das Schicksal ihrer unglücklichen Schwester, und waren Gefangene der Indianer.

Der erste Schrei, den der Indianer ausstieß, hatte die Aufmerksamkeit derer auf der andern Seite des Flusses erregt, und die Unerfahrenern unter den Jägern wollten zu augenblicklicher Verfolgung aufbrechen; aber Boon, obgleich der Betheiligtste, that ihrem Ungestüm Einhalt. Er wußte allzuwohl aus Erfahrung, denn er war selbst schon oft den Indianern in die Hände gefallen und fast immer durch Besonnenheit dem Martertode entronnen, was das Schicksal der armen Gefangenen sein würde, wenn er in einen so unbesonnenen Plan einwilligte. Er sah klar voraus, daß das Skalpirmesser sein furchtbares Amt an den Häuptern seiner Lieblinge verrichten würde, bei der ersten Anzeige von Verfolgung, und weislich beschloß er, wo möglich vor den Räubern seiner Kinder zu verbergen, daß er um deren That wisse. Willig opferten die übrigen Jäger ihre Meinung auf, sobald sie mit der ihres Führers im Widerspruch stand, verletzten nie eine von ihm in Vorschlag gebrachte Regel, noch handelten sie gegen einen von ihm ertheilten Befehl, nicht als ob er ein Tyrann gewesen wäre und eine despotische Herrschaft über sie

ausgeübt hätte, sondern weil sie wußten, daß er stets nach dem klügsten Plane handelte, den eine lange Erfahrung und die reifste Beurtheilung ihm an die Hand gab. Die Sonne war mittlerweile hinter die westlichen Hügel hinabgesunken und er verschob die Verfolgung auf den folgenden Morgen; nahm dagegen sein Gewehr, und ging ohne alle Begleitung über den Fluß, um sich der Richtung zu vergewissern, welche die Indianer eingeschlagen hatten. Nichts weiter geschah in dieser Nacht von Seiten der erbitterten, nicht aber in Schrecken gesetzten Ansiedler, als Vorbereitungen für die morgen beginnen sollende Verfolgung zu treffen, und kaum grauete der junge Tag, als schon Boon und ein halb Dutzend seiner Leute zum Marsche bereit waren. Sie gingen über den Fluß, fanden die Fußspuren der Indianer, verfolgten dieselben jedoch nur eine kleine Strecke, worauf Boon zu halten befahl, und seinen Begleitern mittheilte, daß es nicht seine Absicht sei, der Fährte der Räuber anhaltend zu folgen. Er wußte durch genaue Kenntniß der Gewohnheiten der Indianer, daß man ihnen nur dadurch mit einer Aussicht auf guten Erfolg nachsetzen könne, wenn man jeden von ihnen, der um auszukundschaften etwas zurückblieb, so hinters Licht führte, daß er die, welche im Besitz der Gefangenen waren, nicht von einer Gefahr benachrichtigen könne. Boon und seine Leute waren noch nicht weit gegangen, als sie die Ueberbleibsel des Feuers entdeckten, um das sich die Indianer in der letzten Nacht gelagert hatten. Nun schlugen sie sich rechts, ließen die Fährte links, zogen einige Meilen in der Richtung fort, welche die Indianer einschlagen mußten, gingen dann links, quer durch die Fährte und zogen nun auf der entgegengesetzten Seite in gleicher Art weiter, gerade als wenn sie ein Moosethier oder ein Elenn umgehen wollten, und setzten so die Verfolgung abwechselnd fort, indem sie, je nach dem es ihnen passend schien, bald links, bald rechts die Fährte durchkreuzten. Die einzige Schwierigkeit, die sich ihnen darbot, lag darin, daß sie über die Zahl der Wilden in völliger Unwissenheit waren. Hätten sie die Spur geradezu verfolgen können, so würde Boon's Scharfsinn sicher irgend etwas gefunden haben, das zur Entdeckung dieses wichtigen Umstandes hätte führen können. So aber blieb ihnen nur die Hoffnung, auf eine andere Weise Nachricht über diesen Punkt zu erhalten, der für den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmung von so großer Wichtigkeit war. Sie blieben indeß nicht lange in Unwissenheit, denn als sie sich abermals der Fährte näherten, entdeckten sie unweit derselben eine kleine klare Quelle, und bemerkten an dieser, daß die Indianer auch bei derselben gewesen sein, und ihre eigentliche Richtung verlassen haben mußten, um zu derselben zu gelangen. Dieß war ein für die Verfolger sehr willkommener Umstand, denn Boon erkannte wohl, daß wenn die Indianer Verfolgung befürchtet hätten, sie ihren Weg in gerader Richtung, und zwar mit unablässiger Eile, fortgesetzt haben würden. Die Verfolger blieben an der Quelle nur so lange, als nöthig war, sich durch einen Trunk des erquickenden Wassers zu stärken, und während sie warteten, bis auch der letzte Mann getrunken hatte, entdeckte Boon's scharfes, Alles beobachtende Auge an einem Zweige eine weiße Schnur, ungefähr eine Spanne lang, und bei näherer Besichtigung fand es sich, daß in ihr sechs Knoten geknüpft waren. Dieß war kein Geheimniß für unsern unermüdlichen Walddurchforscher; lange hatte er erwartet oder vielmehr gehofft, ein solches Zeichen zu finden, und war nun mit einem Male von jedem Zweifel über die Zahl der Indianer befreit. Er hatte sich zwar schon vorher seine Meinung darüber gebildet, solche aber nie seinen Gefährten mitgetheilt. Jetzt fand er, daß er sich in seinen Vermuthungen nicht sehr getäuscht hatte; höchstens sieben hatte er zu finden erwartet, und nunmehr war sechs die wirkliche Zahl der Feinde.

Der Tag war bereits sehr im Sinken, und aus der Richtung und der Länge ihres Zuges erkannten sie, daß sie nicht mehr weit von den obern „blue Licks“ entfernt sein könnten. Es war gleich Anfangs Boon's Vermuthung gewesen, daß die Indianer beabsichtigen würden, an jener Stelle über den Lickingfluß zu setzen und nach ihren Dörfern am Scioto zu ziehen, und konnten sie diese Dörfer mit ihren Gefangenen erreichen, dann wäre fast alle Hoffnung auf deren Befreiung verloren gewesen, denn die Verfolger hätten sich und die Ihrigen in der Heimath der grausamsten Blutrache ausgesetzt, wenn sie bei dem Versuche, den Gefangenen Hülfe zu leisten, unglücklicherweise einen der Räuber hätten tödten sollen. — Wie ganz anders ist es doch jetzt! welch eine Veränderung ist seit einem halben Jahrhundert nicht nur in Kentucky und Ohio, sondern in dem ganzen Mississippithale in dieser Beziehung vorgegangen, und wie milde würde jetzt die Rechtsfrage über das Eindringen der Weißen in die Heimath und auf die Jagdgründe der Indianer, wegen ähnlicher Veranlassungen, selbst von den Indianern beurtheilt werden?

Boon und seine Gefährten hatten einen passenden Platz zum Nachtlager gefunden, und bereiteten, nachdem sie hastig ein spärliches Mahl eingenommen hatten, sich vor, der Ruhe zu pflegen. Zwei Wachtposten wurden in gehöriger Entfernung ausgestellt, das Feuer hinreichend gedämpft, um Entdeckung zu vermeiden, und der Rest der Gesellschaft suchte sich, in seine Decken gehüllt, unter benachbarten Büschen gesicherte Ruheplätze. Es war nahe an Mitternacht. Der Mond stand hoch am Himmel, leichte Wolken zogen darüber hin, ohne ihn ganz verdunkeln zu können, als der scharfe Knall der Büchse eines der ältern Jäger sich hören ließ. In einem Augenblicke hatte Jeder seinen Hahn gespannt und bereitete sich zum Kampf, doch ohne aus seinem Versteck hervorzukommen. Ein leises Pfeifen der Wache, welche gefeuert hatte, kündigte an, daß Alles wieder ruhig sei. Nichts störte ferner die Stille der Nacht, doch als der Tag graute, war jeder begierig, die Ursache des nächtlichen Allarms zu erfahren. Schweigend deutete die Wache mit dem Finger auf etwas, das im schwachen Morgenlichte ein mächtiger Bär zu sein schien. Bei näherer Besichtigung jedoch fanden die Jäger zu ihrem

Erstaunen die wilde Gestalt eines todten Indianers, der in ein Bärenfell gehüllt und auf allen Vieren kriechend, die Stellung seiner verfolgenden Feinde auszukundschaften versucht hatte. Ein falscher Tritt des herannahenden Spähers verrieth ihn dem geübten Auge James M'Millans, und die unglückliche Bärenhaut wurde, sammt dem Schädel des Verhüllten, zum zweiten Male durchbohrt. Sobald die Helligkeit es gestattete, nur einige Schritte weit genau zu sehen, waren die Verfolger schon wieder auf dem Wege; noch aber waren sie nicht weit gegangen, als sie erkannten, daß die Indianer eine große Büffelspur eingeschlagen hatten, die nach den obern blue Licks führte. Boon war jetzt mehr als je überzeugt, daß sie keine Ahnung von ihrer Verfolgung hätten, und frische, wenn auch fast unmerkliche Fußtritte, die nach wenigen Stunden von der Büffelspur abwärts nach einer dichten Waldung führten, gaben ihm die Gewißheit, daß die Räuber nur einen geringen Vorsprung haben konnten. Vorsichtig folgten die Weißen ungefähr eine halbe Meile weit der frischen Fährte, und als sie einen steilen Hügel hinanstiegen, entdeckte M'Millan die Indianer am jenseitigen Abhange desselben, in einer Entfernung von etwa hundert Schritten. Zum Glücke hatten sich die gefangenen Mädchen am Fuße einer majestätischen Sycamore, ungefähr dreißig Schritte vom Feuer, niedergesetzt, und befanden sich unmittelbar zwischen ihren wilden Räubern und ihren Freunden. Zwei Indianer kochten, die Andern rauchten, am Feuer sitzend, in der sorglosesten Ruhe ihre Pfeifen. Boon und M'Millan schlugen ihre Büchsen an, und würden einen Augenblick später gefeuert haben, wenn nicht einem von der Gesellschaft zufälligerweise das Gewehr losgegangen wäre. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren; zwei Indianer hatten bereits ihre Tomahawks aufgerafft und eilten auf die Gefangenen los, um diese zu skalpiren. Boon schoß mit seinem nie fehlenden Gewehre den vordersten in den Unterleib, so daß dieser sich krümmend zusammenstürzte; M'Millan feuerte ebenfalls, aber ein Zweig lenkte seine Kugel ab. Ohne Zögern warf er sich zwischen den Indianer und die Gefangenen, während die Andern dem Feuer zustürzten und die dort befindlichen Indianer theils niederschossen, theils in die Flucht jagten. Durch eine glückliche Anstrengung gelang es M'Millan, dem Wilden seinen Tomahawk zu entreißen, und nun begann zwischen Beiden ein langer, schrecklicher Kampf. So stark der Jäger war, war doch sein Gegner ihm völlig gewachsen, und nicht ohne Anwendung aller seiner Kraft glückte es ihm, dem Indianer das mächtige Skalpirmesser aus der Hand zu winden, das derselbe eben aus der Scheide gezogen hatte. Beide rangen um's Leben, und weder Boon noch seine Gefährten konnten dem bewährten Freunde beistehen, denn die Bewegungen beider Kämpfer waren so rasch, daß man unmöglich einen Streich auf den Indianer führen konnte, ohne M'Millans Leben zu gefährden. Einen Augenblick lang wurde der Kampf ausgesetzt. Mit unaussprechlicher Wuth blickten die ergrimmten Feinde einander an und begannen dann ihren Todeskampf von Neuem. Ein verhaltener Schmerzenslaut des Indianers, der mehr einem Gurgeln glich, verkündete sein Schicksal, das Messer M'Millans war ihm in's Herz gedrungen. — Boon's Töchter waren befreit, und wurden unverletzt in's Blockhaus zurückgebracht. Die Knotenschnur war von der Aeltesten geknüpft, und unbemerkt von den Indianern an einen Busch an der Quelle befestigt worden. Dieß war die erste Berührung, in welche Boon's Töchter mit den Indianern kamen; später mußten sie öfters selbst mit gegen dieselben fechten, wenn die Feinde das Blockhaus bestürmten, und ihr Name und ihre Unerschrockenheit waren im ganzen Indianergebiet bekannt. Der Erzähler dieser Begebenheit kennt persönlich den Sohn einer derselben, der jetzt ein hohes Richteramt in den Vereinigten Staaten bekleidet, und lauschte oftmals im traulichen Familienzirkel seinen Berichten der grausigen Abentheuer der ersten Ansiedler des jetzt alten Kentucky's. 1

Die Rose von Jericho.

Die Rose von Jericho, Anastatica hierochuntica, ist eine aus Palästina herstammende Pflanze, die unter die Ordnung der Cruciferen gehört, auch in Arabien und Aegypten gefunden wird, bei uns aber nur selten in Gärten vorkommt. Sie wächst in sandigen Ebenen und dürren Gegenden, wo die Hitze der Sonne alle Vegetation zerstört. Ein Samenkorn vom Winde mitten in einen solchen Strich geweht, keimt und schlägt Wurzeln zu einer Zeit, wo der Wind ruhig ist, und der Sand der Wüsten nicht mehr hin und her gejagt wird, und zieht aus der Atmosphäre alle darin befindliche Feuchtigkeit an sich, treibt Blätter und Zweige und setzt sich im Boden fest. Endlich aber stirbt die Pflanze ab, denn sie ist jährig, und zieht alle Zweige und Wurzeln zu einem Knoten oder Knäuel zusammen, hat aber damit noch nicht, wie andere Pflanzen, ihre Laufbahn geschlossen. Im August, wo diese erste Vegetationsperiode zu Ende ist, beginnen die Winde, und treiben den Sand fort, oft auf beträchtliche Entfernungen. Die leichte, ausgetrocknete Pflanze wird von dem Wüstensturme fortgerissen und läßt auf ihrem Wege die Samenkörner fallen, die wieder einer ihr ähnlichen Pflanze das Dasein geben. Der Lauf der Pflanze durch die Lüfte, durch welche sie wie eine Feder geweht wird, nimmt mit dem Aufhören der Stärke des Windes ein Ende, das lange umhergeworfene Gewächs bleibt endlich liegen, und merkwürdigerweise, oder vielmehr in Folge ihrer Eigenschaft, alle Feuchtigkeit aufzusaugen und somit schwerer zu werden, immer an feuchten Orten, und deßhalb findet man ihrer auch viele an den Ufern des Jordan. Hier scheint sie von der langen Reise auszuruhen; sie athmet gleichsam von Neuem auf; Stengel, Wurzeln und Zweige werden wieder weich, dehnen sich aus und schwellen auf, die Saugröhren erwachen wieder zum Leben, und ein neuer Saft durch-

bringt alle Zellen der Stengel, die Blüthen entwickeln sich und die Pflanze gelangt zum zweiten Male zur Reife. Es ist dieß eine wahre Auferstehung, und dieses Phänomens wegen gab man der Pflanze den griechischen Namen Anastatica.

Die außerordentliche Eigenschaft der Jerichorose, sich auf's Neue zu beleben, wenn sie in's Wasser kommt, die indessen auch mehrere Moosarten mit ihr gemein haben, machte frühzeitig schon einen Eindruck auf die Völker des Landes, in welchem sie heimisch ist, und bald bemächtigte sich der Aberglaube der Pflanze, um sie, die der Sage nach nur in der Weihnachtsnacht aufblühen sollte, zu seinem Nutzen auszubeuten. Marktschreier prophezeihten je nach dem schnelleren oder langsameren Eröffnen derselben, leichtgläubigen Weibern die nähere oder fernere, glückliche oder unglückliche Entbindung, und so allgemein und uralt ist dieser Glaube, daß noch heute die Araber in Syrien, Palästina und Aegypten, welche die Pflanze Kaf Mariam, die Hand Maria's, nennen, weil Maria, die Königin der Jungfrauen, die Niederkunft der Frauen beschützt und ihre wohlthätige Hand die Geburt erleichtert, Gebärenden eine angefeuchtete Jerichorose in die Hand geben.

Linné benannte die Pflanze, um ihr Wiederaufleben zu bezeichnen, Anastatica; aber die Wissenschaft ist auch hier in Wiederholungen gefallen, und man kennt gegenwärtig bereits zwölf botanische Namen, welche die Pflanze erhalten hat. Nach Europa kam dieselbe alles abergläubischen Nimbus entkleidet, und man kultivirt sie, wie eine gewöhnliche Pflanze. Ihre Eigenschaft, die Feuchtigkeit anzuziehen, erkannte man frühzeitig, und man benützte sie, um den Grad der Feuchtigkeit und Trockenheit der Atmosphäre kennen zu lernen. Linné soll immer einen vertrockneten Zweig derselben an seinem Fenster hängen gehabt haben. Die verschiedenen Namen dieser Pflanze, die von früheren Pflanzenkundigen zu dem Geschlecht des Täschelkrauts gerechnet wurde, hängen theils mit den verschiedenen Entwickelungsperioden derselben zusammen, theils sind sie merkwürdig hinsichtlich der Entwickelung der Botanik als Wissenschaft. Den Namen Rose von Jericho erhielt sie schon im Jahre 1560 von Gaspard Bauhin; derselbe ist übrigens höchst unpassend, denn erstens hat sie nicht das Geringste mit einer Rose gemein, und zweitens wächst sie nirgends in der Nähe der Stadt, nach welcher sie benannt wurde. Die Pflanze ist leicht aus Samen zu ziehen. Aus der langen, holzigen, dünnen, unten etwas zaserigen Wurzel kommen nahe am Boden mehrere gabelige Stengel hervor, welche gegen einen halben Schuh hoch werden; die gabelförmig zertheilten Aeste tragen spatelförmige, eirunde, an den Rändern eingeschnittene, sehr dicke, fleischige, weißflaumige Blätter, und aus den Astwinkeln kommen sehr viele weiße, vierblätterige Blüthen zum Vorschein, auf welche zweifächerige, klauenförmige, stachlige Schötchen mit runden Samen folgen, welche sehr scharf von Geschmack sind.

Eine zweite Gattung der Jerichorose, welche zum Unterschied von der wahren, auch syrische Jerichorose, Anastatica syriaca, genannt wird, wurde früher nur aus Syrien, Ostindien und von Sumatra von Reisenden mitgebracht, findet sich aber auch in manchen Theilen Deutschlands. Jacquin fand sie um St. Marks bei Wien, wo sie in ziemlicher Menge wächst, und im Juni und Juli schon verblüht ist; Scopoli fand sie in Krain, wiewohl seltener. Sie ist jährig; die Blätter sind lanzettförmig, sägeartig gezähnt, gestielt und etwas rauh; die Blüthenähren sitzen in den Winkeln der Blätter, sind sehr kurz und auf ihren Endungen scharf zugespitzt. Die Blumenblätter stehen in einiger Entfernung von einander, sind gleich breit, ausgerändet, und so lang als der Kelch. Die Schötchen haben keine Stiele, sind fast eirund, etwas rauh, und sind oben mit einer gelenklosen steifen Spitze versehen.

1

Wyers-Höhle in Virginien.

Diese wundervolle Höhle, welche die berühmten Muggendorfer Höhlen bei weitem übertrifft, befindet sich im Kanton Augusta in Virginien und trägt den Namen ihres Entdeckers. Wyer befand sich im Jahre 1806 auf der Jagd, als er bei Verfolgung eines Wildes den Eingang zu einer bisher noch unbekannten Felsenhöhle entdeckte; er ließ ihn erweitern, und nun gelangte man in eine unermeßliche Grotte, die man bis zu einer Ausdehnung von ungefähr einer halben englischen Meile untersuchte. Die Grotte besteht aus mehreren, nach allen Richtungen hin laufenden Gängen, und enthält viele mit höchst seltsamen Gebilden verzierte Säle. Die nachfolgende Beschreibung ihrer Schönheiten ist von einem Augenzeugen.

Nachdem wir eine Strecke weit aufwärts hineingekommen waren, traten wir in eine Art Vestibul oder Vorgemach, dessen Eingang acht bis zehn Fuß hoch ist und wo sich Kalkspath im Ueberflusse vorfindet. Von hier aus gelangten wir, zwischen Felsengestein hinwandelnd, in den sogenannten Drachensaal, wo das durchsickernde Wasser tausende von Stalaktiten und Stalagmiten von den abentheuerlichsten Formen gebildet hat. Die verschiedenartige Formation der Schichten gibt diesen Gebilden alle nur möglichen Farben, und man sieht deren gelbe, weiße, röthliche, marmorirte, durchsichtige und krystallinische. Im Drachensaale befindet sich, einem Gewölbe von ungeheurer Höhe gegenüber, unter dem ein die Teufelsgallerie genannter Felsen vorspringt, die Figur eines Drachen, von der dieser Theil der Höhle seinen Namen hat. Wir kamen hierauf durch einen engen, nicht sehr langen Gang, wo wir eine Reihe zum Theil in den Felsen gehauener Stufen hinabstiegen, die uns in den Tempel Salomo's führten. Hier hatten wir den herrlichsten Anblick, dessen ich noch je genoß. Monate wären erforderlich, wollte man Zeichnungen entwerfen von der Unzahl seltsamer Gebilde, die dieser unterirdische Dom umschließt, der

zur Einbildungskraft eben so wohl durch seinen wilden, düstern Anblick, als durch seine großartigen Verhältnisse spricht. Seine Wände, von der Wölbung an bis zum Boden, sind mit einer wellenförmigen Stalagmitenrinde überzogen, die einem in einen Abgrund stürzenden Wasserfall gleicht, auch führen diese versteinerten Wogen den Namen der Katarakt. Gegenüber befindet sich ein erhöhter Sitz, der Thron Salomo's, und links eine kühne, schlanke, durchsichtige Säule, Salomo's Säule genannt. Einige Schritte weiter hängen tausende von spiralförmigen Stalaktitengebilden vom Gewölbe einer andern, der Sceptersaal genannten, Höhle herab. Ungeheure, aus der Höhe herabgestürzte Felsenstücke schließen hier die Gänge und machen jedes weitere Vordringen unmöglich. Wir kehrten also um, stiegen eine Treppe hinan und kamen am Ende eines langen Ganges in den Trommelsaal, der ganz mit blätterartigen, zu Faltenwürfen geordneten Stalaktitenbildungen verziert ist, die mit einer Art durchsichtiger Vorhänge von verschiedenen Formen und Farben durchflochten sind. Tönende Platten bilden hier in der That natürliche Trommeln, und geben einen der Pauke ähnlichen Ton. Eine halb walzenförmige Säule, mit Röhren von verschiedener Länge, hat den Namen der Orgel oder des Piano erhalten.

Von hier aus stiegen wir eine natürliche Treppe hinan, wo wir am Grabe Patterson's vorüber kamen, von einem Reisenden so genannt, der hier in einen Abgrund stürzte, und nachdem wir auf einer Leiter wieder hinabgestiegen waren, gelangten wir in den Ballsaal, der ungefähr 36 Metres lang und 9 breit ist. Das eine Ende desselben stößt an ein kleineres Gemach, das Toilettenzimmer der Damen genannt. Am andern Ende des Saales sieht man einen Stalagmiten von ungefähr 4 Fuß Höhe und 12 Zoll Umfang, auf den man eine Kerze stecken kann, und den man deßhalb den Leuchter des Klausners genannt hat. Gegen den Mittelpunkt dieses schönen Saales hin befindet sich eine Art Schenktisch mit Urnen und krystallenen Bechern besetzt. Eine Platte, welche die ganze eine Seite der Mauer einnimmt, und die harmonische Tafel genannt wird, bringt, wenn man nur leicht mit dem Fuße daran stößt, einen, dem Donner ähnlichen Wiederhall hervor. Aus dem Ballsaale kamen wir durch einen engen, unbequemen Gang, zu der in einen Kalkfelsen gehauenen Jakobsleiter, an deren Fuß sich ein düsteres und niederes Gemach, das Verließ genannt, befindet. Diese Leiter führte uns in die Senatskammer, die eine Menge von Gebilden aus Spath enthält, und wo sich eine herrliche, an der einen Hälfte des Saales hängende Gallerie befindet, welche den Namen der Musikgallerie führt. Sie stößt an ein kleines, seiner akustischen Eigenschaften wegen höchst merkwürdiges Gemach; der Schall von unten wird nämlich durch so schnelle Schwingungen zurückgeworfen, daß es unmöglich ist, die einzelnen Sylben der Worte zu unterscheiden. Ein enger, winkeliger Gang führte uns endlich in den Washingtons-Saal, den größten und schönsten von allen. Seine Breite und Höhe, die mannigfaltigen Kunstgegenstände, die sich da nachgeahmt befinden, das verschiedenartige Echo und die herrliche Wirkung der Tropfsteingebilde, alles dieß trägt dazu bei, den Zuschauer in Staunen und Ueberraschung zu versetzen. Die Wände sind mit langen, harmonischen Röhren bekleidet, die, wenn man mit einem Stabe darüber hinfährt, die verschiedenartigsten Töne hören lassen.

Die Trommeln, die Pauken, das Piano oder die Orgel, jedes in den ihm eigenen Tönen erklingend, bilden ein melodisches Gebrause wundersamer Klänge, zu denen die „harmonische Tafel" mit ihrem tiefen, schwermüthigen Donner den Grundton spielt. Rechter Hand in diesem Saale steht eine Reihe wie aus dem Gröbsten gearbeiteter Figuren, die man für marmorne Statuen ansehen könnte, und tritt man ein wenig näher, so bemerkt man an der Wand eine, dem Zickzack des Blitzes ähnliche Versteinerung. Nun folgt die sogenannte Statue Washingtons, die in einiger Entfernung als eine gigantische Gestalt erscheint, und in der Nähe einer mit einem großen weißen Schleier bedeckten Gestalt gleicht. Gleich daneben links ist der Speisesaal, rings herum mit herrlichen Draperien umhangen. An der Wand dieses Saales zur Rechten befindet sich eine glatte, etwas schräg geneigte Felsentafel, die einem mit einer Draperie überhangenen Spiegel ähnlich ist, vor welchem ein Schreibtisch steht. Ein wenig weiter weg sahen wir zwei große konische Säulen, die Pyramiden genannt, und eine andere, der man den Namen Säule des Pompejus gegeben hat. Der Washingtons-Saal ist ungefähr 83 Metres lang und 18 breit; sein Gewölbe hat eine Höhe von etwa 50 Fuß; der Boden ist eben, aber mit Gries bedeckt. Ein hier abgefeuerter Pistolenschuß macht ein Getös gleich dem heftigsten Donner. Wir sahen dann noch den Diamantensaal, seiner glänzenden Steingebilde halber so genannt; Lots Frau, eine einem Salzblock ähnliche Versteinerung; den Glockenthurm, den Salzberg und die Leuchter, sämmtlich minder merkwürdig, als die vorhin beschriebenen Gegenstände.

Wir kamen endlich durch einen holperigen, die Wüste genannten Gang, in den Jeffersons-Saal. In diesem unregelmäßig gebildeten, einen wilden Anblick bietenden Durchgang liegen eine Menge von Säulentrümmern zerstreut; wie diese hierher gekommen sind, dürfte wohl ein unauflösliches Räthsel bleiben. Im Saale Jeffersons sahen wir eine ungeheure Spathmasse, die wohl ein Gewicht von mehreren tausend Tonnen haben mag, und rings herum in regelmäßige Rinnen kannellirt ist. Man hat ihr den Namen Thurm von Babel gegeben. Gegenüber diesem Meisterstücke der Baukunst der unterirdischen Natur, das die Hand eines ewigen Bildners geschaffen hat, erblickt man ein Gebild, das einem von Sternen umgebenen Monde gleicht; merkwürdig zu sehen ist hier auch noch die Laterne, ein sich nach innen vertiefendes Felsenstück, von welchem dünne, einer Schabracke nicht unähnliche Blätter oder Tücher von Tropfstein herabhängen, durch die das Licht

einer dahinter gestellten Fackel durchscheint. Die Reihe dieser merkwürdigen Gegenstände beschließen die Damentoilette, die schönste aller Tropfsteinbildungen in der ganzen Höhle, und der Mantel des Propheten Elisa. Hier angekommen, befanden wir uns über eine Viertelmeile vom Eingang, und da unsere Fackeln fast abgebrannt waren, so war es Zeit, den Rückzug wieder anzutreten. 1

Katzenartige Raubthiere.

(Taf. 4.)

Unter den Raubthieren bildet die zahlreiche, über alle Erdtheile, Neuholland allein ausgenommen, verbreitete Gattung Katze, Felis, eine eigene Familie, die in zoologischer Beziehung leichter zu definiren ist, als alle übrigen, und sich auch dem oberflächlichsten Beobachter als eine wohlbegränzte, mit andern nicht leicht zu verwechselnde, zu erkennen gibt. Reich an Arten, wie wenige andere Familien, herrscht unter Allen eine so große Aehnlichkeit des physischen und moralischen Charakters, daß alle Versuche einzelner Naturforscher, die Gattung in mehrere zu zerfällen, erfolglos geblieben sind, und man sich bis jetzt begnügen mußte, zur genaueren Scheidung der einzelnen Arten, dieselben nach äußeren Kennzeichen in einzelne Gruppen zu bringen. In ihrer Hauptbildung durchaus gleich, zeichnen sie sich durch einen starken, geschmeidigen Körper, durch einen stumpfen, kurzen, kegelförmigen Kopf, ein furchtbares Gebiß, meist langen Schwanz, gefährliche (außer beim Gepard) in besondere Scheiden zurückziehbare Krallen, eine weiche, oft regelmäßig schön gezeichnete Behaarung, und ein listiges und blutdürstiges Naturell aus. Unsere Hauskatze gibt, abgesehen von Größe und Färbung, das treue Bild fast aller Arten der Familie, und wie bei ihr, drückt sich bei allen Katzenarten der, durch Ruhe, Geduld, Geschmeidigkeit und List bezeichnete Charakter vollkommen im Aeußeren aus. Durch Abrundung der Körperformen und Gliederverbindungen, durch sanfte, gewandte und dennoch kraftvolle Bewegungen unterscheiden sie sich vor allen anderen Säugethieren. Langsam und vorsichtig gehend, wobei sie die Hinterfüße krümmen, vermögen sie ihren fast cylindrischen Leib zusammenzudrücken und sich zusammenzurollen, dabei aber ihre Pfoten mit vielem Geschick zu gebrauchen; sie laufen schnell und völlig geräuschlos, und führen, nachdem sie sich erst zusammengezogen, leicht und sicher die weitesten Sprünge aus. Die Kraft ihrer Glieder, zumal der vorderen, ist unbeschreiblich groß, eben so die des kurzen, sehr muskulösen Halses, der das freie Fortschleppen der ergriffenen Beute möglich macht, wie denn z. B. der Löwe im Stande ist, ohne Schwierigkeit Thiere davon zu tragen, die sein eigenes Gewicht übertreffen. Charakteristisch sind der Familie die breiten, abgerundeten, an den Sohlen mit weichen Ballen versehenen, oft dicht behaarten und mit furchtbaren, immer scharfen Krallen bewehrten Pfoten, deren Spur von derjenigen anderer Raubthiere sich durch den mangelnden Abdruck der Krallen unterscheidet. Die Zehen, deren die Vorderfüße fünf, die Hinterfüße nur vier haben, erscheinen kürzer, als sie in der Wirklichkeit sind, weil das letzte Glied derselben, die Krallenzehe, aufrecht getragen wird, und im Gange den Boden nicht berührt. Die Bildung des Gebisses ist höchst einfach: auf die sehr kleinen Schneidezähne, deren sechs in jeder Kiefer stehen, folgt auf beiden Seiten ein gewaltig großer Reißzahn, und endlich Backen- oder Mahlzähne $\left\{\begin{matrix}4-4\\5-5\end{matrix}\right.$ oder $\left.\begin{matrix}5-5\\5-5\end{matrix}\right\}$, die querüber keinen großen Durchmesser haben, zusammengedrückt und keilförmig gestaltet, ohne Schwierigkeit in einen Gegenstand einzudringen vermögen, und mit vorzugsweise glashartem Schmelz überzogen sind.

Unter den Sinnesorganen ist das Gesicht nicht besonders begünstigt, obwohl es bei Tag sowohl als bei Nacht scharfe Unterscheidung von Gegenständen in mittlerer Entfernung genügend gestattet. Bei vielen, besonders den kleineren Arten, ist die Pupille von elliptisch zugespitzter Form, bei den größern Arten dagegen rund, bei Allen aber fähig, unter der Einwirkung des Zornes sich kreisförmig auszudehnen. Aus gleichem Grunde entsteht auch das Leuchten der Augen, deren Iris fast immer gelb gefärbt ist, gemeiniglich aber nur des Nachts bemerkt wird. Das Geruchsorgan ist in seinem Umfange beschränkt, jedoch mit Nerven reichlich versehen; die Riechfähigkeit der Katzen indessen jedenfalls geringer, als die der Hunde. Sie bedienen sich des Geruchssinnes allemal vor dem Fressen, untersuchen riechend das Futter, ehe sie es berühren, und suchen durch denselben Sinn ungewöhnliche Zustände zu erkennen, durch welche sie in Unruhe versetzt worden sind, besonders wenn ungewöhnliche Ausdünstungen oder Gerüche ihnen auffallen. Die Zunge aller Arten der Familie ist an der Oberfläche mit zahlreichen, hornartigen, an den Spitzen rückwärts gerichteten Warzen besetzt, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, das Fleisch von solchen Knochen abzulecken, die sie zu zermalmen nicht vermögen. Zum eigentlichen Schmecken scheint die Zunge wenig geschickt zu sein, denn die Geschmacksnerven sind nur klein und mehr in den Muskeln als an der Oberfläche vertheilt. Im Uebrigen kauen die Katzen kaum ihre Nahrung, sondern zerstückeln sie nur, verschlingen sie mit großer Hast, und Füllung des Magens scheint beim Fressen ihr einziges angenehmes Gefühl zu sein. Sie trinken wenig und nur leckend. Vorzüglich scharf ist ihr Gehör, und obgleich das äußere Ohr nicht von besonderem Umfange ist, zeigt doch der Gehörgang eine bedeutende Weite und manche den Schall verstärkende Windungen und Vorsprünge. Bei vielen Arten ist das äußere Ohr aufrichtbar; alle vernehmen das leiseste Geräusch und entdecken durch das Gehör auch die noch unsichtbare Beute. Das Gefühl ist bei den Katzen ungemein fein, und dessen Organe das weiche, oft seiden-

artige Körperhaar, hauptsächlich aber die langen Bartschnurren, die auf einer drüsigen, unter der Haut gelegenen Ausbreitung wurzeln. — Die inneren Gebilde, die Eingeweide, zeigen bei den katzenartigen Raubthieren nichts sehr Abweichendes; wie bei allen Fleischfressern ist der Darmkanal sehr kurz, oft nur 3 — 5mal länger als der Rumpf. Drüsige, starkriechende Stoffe enthaltende Blindsäcke liegen zu beiden Seiten des Afters, und fast von allen Arten werden die übelriechenden Ausleerungen, um Verrath vorzubeugen, stets in einiger Entfernung von dem Wohnorte abgesetzt und verscharrt.

Die Intelligenz der Katzen ist nicht bedeutend. Ihr Charakter ist ein Gemisch von Heimtücke, List, Grausamkeit und Tollkühnheit; wahren Muth besitzt unter ihnen nur der Löwe. Offene Angriffe unternehmen nur wenige von ihnen, vielmehr versuchen sie sich selbst an ungleich schwächere Gegner heranzuschleichen und diese vor Allem durch einen Ueberfall, einen wohlberechneten Sprung wehrlos zu machen. Ihre Künste bestehen in List und Ueberraschung, und nur wenn sie zur Wuth gereizt sind, schreiten sie zur Vertheidigung oder zu tollkühnen Angriffen. Leidenschaftlich und blutgierig, lassen sie sich doch durch ruhige und ernste Haltung des Menschen imponiren und ziehen sich, wenn auch anfangs widerstrebend, leise zurück. Jung aufgezogen entwickeln sie manche nicht vermuthete Fähigkeiten, werden anhänglich, fühlen Dankbarkeit und erlangen selbst einiges Vertrauen; ein gewisser Grad von Scheu bleibt aber, trotz aller Zähmung, selbst in unsrer Hauskatze zurück, denn Mißtrauen ist ein tief gewurzelter Zug des Charakters der ganzen Familie. — In ihren Sitten gleichen sich die verschiedenen Arten ebenso, wie in ihrer Gestalt. Sie sind ungesellig und unverträglich, ziehen die verborgensten Orte zur Wohnung vor, behaupten bestimmte Jagdreviere und beobachten alle dasselbe Verfahren bei ihren Raubzügen. Bald legen sie sich an solchen Orten in Hinterhalt, wohin andere Thiere zum Trinken kommen; bald kriechen sie, flach auf dem Bauche liegend, an dieselben heran, entwickeln dabei unermüdliche Geduld und äußerste Vorsicht, spannen endlich, wenn der günstige Augenblick gekommen ist, alle Muskeln zum verderblichen Sprunge, und fallen unter lautem Gebrüll auf ihr Opfer. Wenn nicht arger Hunger sie quält, schleppen sie das erlegte Thier stets in ein Versteck und beweisen dabei einen erstaunlichen Grad von Stärke. Die kleineren Arten verfolgen ihre Beute auf die höchsten Bäume, oder beschleichen die dort schlafenden Vögel und Affen; größere, wie Panther, Onzen und Jaguare rc. erklettern zwar auch Bäume, doch meistens nur um von diesen auf ihre Beute herabstürzen zu können. Zu offenen Angriffen schreiten sie nur selten, und dann meistens nur dort, wo sie fortwährenden Verfolgungen der Menschen ausgesetzt sind. Ungesellig im höchsten Grade, vermag nur der Begattungstrieb, sie auf einige Zeit zum gegenseitigen Aufsuchen zu veranlassen. Mit Mißtrauen und unter Bedrohungen nähern sich Männchen und Weibchen, und trennen sich endlich mit Schreck erfüllt. Nur das letztere empfindet Liebe zu ihren Jungen und vertheidigt sie mit Wuth gegen die Angriffe, die oft selbst vom Männchen ausgehen. Die Jungen spielen gern und haben, selbst bei den größten Arten, viel Possierliches, allein ihr wahrer Charakter tritt frühzeitig hervor und entwickelt sich mit dem fortschreitenden Wachsthume.

Die Zahl der bekannten Arten der Familie beläuft sich auf 60; die größeren gehören ausschließlich den wärmeren Erdgegenden, die kleineren den gemäßigten, und nur die Luchse den Polarländern an. Asien zählt die meisten, Afrika weniger, Amerika außer dem Jaguar und der tigerartigen Onze viele kleine, auf Bäumen lebende Arten, Europa fünf, und Neuholland nicht eine einzige Art, man müßte denn die eingeführte Hauskatze rechnen wollen. Man hat bereits mehrere systematische Eintheilungen vorgeschlagen, sich in der zahlreichen Familie leichter orientiren zu können, noch keine ist aber vollkommen erschöpfend. Die einfachste ist diejenige in: 1. löwenartige Katzen, ungefleckte; 2. Tigerkatzen, auf rothgelbem Grunde quergestreift; 3. Pantherkatzen, auf rothgelbem Grunde mit Ring- oder Augenflecken versehen, in den niedrigsten Formen graue oder bräunliche, fast ungefleckte; und 4. Luchskatzen, mit Haarpinseln auf der Ohrenspitze. Am entsprechendsten scheint uns die Eintheilung der Familie der katzenartigen Raubthiere, Felinae, in folgende fünf Gruppen.

Gruppe I. — Löwe, Leo. — Arten: 1. Afrikanischer Löwe, Leo africanus; Männchen mit zottiger Mähne, und Haarbüschel am Schwanzende; mit mehreren Spielarten. — 2. Asiatischer Löwe, Leo asiaticus, kleiner als der vorige, mit langer, fliegender Mähne; in Indien und Persien; hierher: der mähnenlose Löwe oder Kameeltiger in Guzurate, und einige Spielarten.

Gruppe II. — Cuguar, Puma. — Arten: 3. Kuguar, Puma oder amerikanischer Löwe, Puma concolor und Puma discolor, blaß röthlichbraun oder braun, mit kleinen, kaum bemerklichen Flecken; Länge 3½ bis 5, Schwanz 2 bis 3 Fuß; Nord- und Süd-Amerika. — 4. Schwarzer Puma, Puma nigra, mit glänzend schwarzem Fell und dickem, haarigem Schwanze; Länge 2½ Fuß, Schwanz 13 Zoll; Paraguay. — 5. Yaguarundi, Puma yaguarundi; Fell dunkel schwarzgrau; Länge, nach Azara: 37, Schwanz 14 Zoll; nach Temminck: 4 Fuß 4 Zoll, Schwanz 1 Fuß 10 Zoll; Paraguay und Guyana. — 6. Eyra, Puma eyra, Fell durchaus blaß rothbraun, Kinn weiß; Länge 31, Schwanz 11½ Zoll; Paraguay. — 7. Pampas-Katze, Puma pajeros, oben grau, unten weiß, mit zimmtfarbenen Querstreifen an Hals und Brust; Länge 34½, Schwanz 11¾ Zoll; auf den Pampas von Buenos-Ayres. — 8. Leberfarbige Puma, Puma chalybeata, grau leberfarben, mit zahlreichen dunkelbraunen Flecken; Schwanz dunkler als der Körper und schwarz geringelt; Länge 4 Fuß, Schwanz 1 Fuß 3 Zoll; Chili.

Gruppe III. — Katze, Felis. — Arten: 9. Tiger, Felis tigris, oben lebhaft rothgelb, mit schwarzen



Querstreifen, unten weiß; länger als Löwe; Indien, China und ostindischer Archipel. — 10. Panther, Felis pardus, oben rothgelb, unten weiß; mit sechs oder sieben Reihen oder Zirkeln schwarzer Flecken; zuweilen ganz schwarz; Schwanz so lang wie der Körper ohne Kopf; Länge 6 Fuß 6 Zoll; Indien und Afrika. — 11. Pardel, Felis antiquorum, lederfarben, röthlich nach der Nase zu, mit sieben vertikalen Reihen offener Flecken; Länge, ausschließlich des Schwanzes, 5 Fuß 8 Zoll; Afrika. — 12. Leopard, Felis leopardus, Grundfarbe lohbraun, unten heller, mit zehn Reihen kleinerer Flecken; Afrika. — 13. Jaguar, Felis onça, feurig rothgelb oben, unten weiß; Körper mit offenen, tiefbraunen Zirkeln gezeichnet; Kopf und Beine gefleckt; Länge 6 Fuß 9 Zoll; Amerika; mit mehreren Spielarten, bis zu schwarzer Grundfarbe. — 14. Unze, Felis uncia, mit langhaarigem Fell; Grundfarbe blaß lohfarben, mit unregelmäßig vertheilten, ausgeschweiften oder ringförmigen Flecken; Länge 5—6 Fuß; Persien. — 15. Ozelot, Felis pardalis, dunkel lohfarben, mit großen, gelbrothen, schwarz eingefaßten Flecken; Schwanz schwarz an der Spitze und geringelt; Länge 2—3 Fuß, Schwanz 11—13 Zoll; Südamerika; viele Spielarten. — 16. Gegliederter Ozelot, Felis catenata, rothgelb; Backen, Hals, Bauch und Innseite der Schenkel weiß; Körper mit langen, gegliederten Streifen, Bauch und Hals mit schwarzen Strichen gezeichnet; Schwanz nur unvollkommen geringelt; Größe wie voriger; Süd-Amerika. — 17. Langschwänzige Tigerkatze, Felis macrourus, kleiner wie voriger, mit streifenartigen, aus Flecken zusammengesetzten Zeichnungen auf braungelbem, in's Graue ziehenden Grunde; Länge 2 Fuß, Schwanz 1 Fuß 7 Zoll; Brasilien. — 18. Margay, Felis tigrina, so groß wie eine Hauskatze, lohbraun, mit einfarbig dunkelbraunen Flecken und schwarz geringeltem Schwanz; Länge 1 Fuß 6 Zoll, Schwanz 14 Zoll; Brasilien. — 19. Rimau-Dahan, Felis macroscelis, Kopf verhältnißmäßig klein, Grundfarbe blaß lohbraun, mit sechs schwarzen Streifen auf dem obern Theile und den Seiten des Nackens; Körper mit unregelmäßigen, in der Mitte blässeren Flecken bedeckt; Schwanz lang, dick, pelzig; Länge 3 Fuß, Schwanz 2 Fuß 6 Zoll; Sumatra, Siam. — 20. Gefleckte Tigerkatze, oder Nebelparder, Felis nebulosa, Körper lang, schwer, Füße dick, kurz, muskulös, Schwanz dick, lang und gegliedert, Kopf klein; Körper mit großen, unregelmäßigen Flecken bedeckt, die dunkler als die Grundfarbe, nach dem Rande zu aber heller sind; China, Sumatra. — 21. Maracaya oder Chati, Felis mitis, hell graugelb, mit vier einfachen Fleckenreihen auf dem Rücken und an den Seiten mit unregelmäßigen Ringen; Länge 2½, Schwanz 1 Fuß; Süd-Amerika. — 22. Javanische Tigerkatze, Felis minuta (auch F. sumatrana und javanensis), Fig. 1 und 2 unsrer Tafel; jung röthlichbraun, unten blässer, mit Reihen verlängerter Flecken vom Kopfe längs dem Rücken und zerstreut an den Seiten; alt graubraun, unten und an der Innenseite der Schenkel weiß; Länge 2, Schwanz 1 Fuß; Java und Sumatra. — 23. Bengalische Tigerkatze, Felis bengalensis, Fell oben lohfarben, unten rein weiß; auf dem Kopf, zwischen Augen und Nase vier, längs den Backen zwei braune Linien; Körper, Seiten und Beine mit unregelmäßigen braunen Flecken übersäet; Schwanz nur oben gefleckt; Länge 1 Fuß 6 Zoll; Bengalen. — 24. Diards Katze, Felis Diardii, Pelz gelblichgrau, auf dem Rücken und an den Seiten schwarze Ringe mit grauer Mitte und auf den Extremitäten schwarze Flecken; Schwanz mit undeutlichen Ringen, lang und haariger als gewöhnlich; Länge 3 Fuß, Schwanz 1 Fuß 4 Zoll; Java. — 25. Temmincks Katze, Felis Temminckii, ganz rothbraun, unten weiß, über jedem Auge zieht sich ein weißer Streifen nach dem Hinterhaupt; Länge mit dem 12½ Zoll langen Schwanze, 31½ Zoll; Sumatra. — 26. Nepal'sche Katze, Felis nepalensis, Fig. 4 unserer Tafel, dunkelgrau, fast weiß unten; die Zeichnungen auf dem Rücken laufen in unregelmäßigen Linien, die des Körpers erscheinen als scharfeckige Flecken, die der Füße als große, schwarze Tupfen; Länge 2 Fuß 1½ Zoll; Nepal. — 27. Serval, Felis serval, Oberseite blaßgelb mit schwarzen Flecken, die auf dem Nacken in vier schwarze, bis auf den Oberkopf sich verlängernde Streifen zusammenfließen; Unterseite weiß, ebenfalls schwarz gefleckt, Schwanz an der Spitze schwarz und mit acht schwarzen Ringen umgeben; Länge 4 Fuß, Schwanz 13½ Zoll; Süd-Afrika. — 28. Afrikanische Tigerkatze, Felis capensis, fast wie voriger, aber nur 2½ Fuß lang, Schwanz 1 Fuß; Kapland. — 29. Himalayischer Serval, Felis himalayanus, auf dem Rücken schön dunkelbraun, nach unten immer lichter werdend, Brust und Bauch weiß; der Rücken wird mit schwarzen Linien durchbrochen, die Seiten mit länglichen Flecken, der Bauch und die Glieder mit dunkelbraunen Tupfen; Länge 3 Fuß 2 Zoll, Schwanz 9½ Zoll; Alpenland Indiens. — 30. Servalkatze, Felis servalina, blaß lederfarben, Kopf mit braunen Linien, die sich über den Nacken und die Schultern ziehen, Seiten und Glieder braun gescheckt, Schwanz schwarz, am Ende geringelt, Ohren mit sehr kurzen Haarbüscheln; Länge 15, Schwanz 10½ Zoll; Indien. — 31. Prächtige Tigerkatze, Felis ornata, gelbbraun, Kopf gefleckt, mit zwei schwarzen Streifen, die sich von den Schnurren nach den Augenwinkeln ziehen; Körper mit unregelmäßigen schwarzen Flecken geziert; Schwanz an der Basis mit dunklen Ringen, Spitze schwarz, und zunächst derselben vier deutliche schwarze Ringe; Indien. — 32. Colocolo, Felis colocolo, Fig. 3 unsrer Tafel, weißgrau, Körper mit schwarzen Längsstreifen geziert, Beine bis zum Knie dunkelgrau, Schwanz schwarz geringelt, mit schwarzer Spitze; größer als eine wilde Katze; Süd-Amerika. — 33. Egyptische Katze, Felis maniculata, Körper ochergrau mit fast schwarzer Rückenlinie, unten grauweiß; Vorderkopf mit acht kleinen Strichen, Glieder mit schwarzen, halbrunden Bändern, Füße schwarz, Schwanz dünn, mit zwei dunklen Ringen an der Spitze; Länge 2 Fuß 5 Zoll, Schwanz

9 Zoll; Nord-Afrika. — 34. **Wilde Katze**, Felis catus, graubraun, mit schwarzen Flecken und Ringeln, Schwanz dick behaart, schwarz geringelt; Länge 33, Schwanz 11 Zoll; nördliches Europa. — 35. **Hauskatze**, Felis domestica, bekannt, mit vielen Spielarten.

Gruppe IV. — Gepard, Cynailurus. — Arten: 36. **Gemähnte Jagd-Leopard**, Cynailurus jubata, schön braungelb, mit vollen, runden, schwarzen Flecken bedeckt, hochbeinig, Krallen nicht zurückziehbar, längs dem First des Nackens mit langen, mähnenartigen Haaren; Länge 3 Fuß 6 Zoll; Afrika, Indien. — 37. **Gepard**, Cynailurus venatica, so groß wie Leopard, aber hochbeiniger, schlanker; Schwanz lang, am Ende schwarz geringelt, Körper braungelb, mit kleinen schwarzen Flecken, fast wie voriger, doch ohne Mähne; Krallen nicht zurückziehbar; wird, wie der vorige, sehr zahm und zur Jagd abgerichtet, ist ohne Falsch; Asien und Afrika.

Gruppe V. — Luchs, Lynchus. — Arten: 38. **Caracal**, Lynchus Caracal, gleichförmig, weinroth, unten schwach gefleckt, Ohren schwarzgrau, spitz, mit kleinen Haarpinselchen; Länge 2 Fuß 10 Zoll, Schwanz 10 Zoll; Türkei, Persien. — 39. **Gold-Caracal**, Lynchus aurata, glänzend gelblichroth, unten röthlichweiß, Kehle weiß, Seiten mit kleinen, undeutlichen, dunklen Punkten geziert, Ohren kurz, ohne Büschel, Schwanzspitze schwarz; Länge 3 Fuß 4 Zoll, Schwanz 12 Zoll; Afrika. — 40. **Chilesischer Caracal**, Lynchus chelidogaster, gleichmäßig dunkelgrau mit chokoladefarbigen Flecken, Brust mit 6—10 kreisförmigen Streifen umzogen, Bauch weiß, mit braunen Tupfen, Schwanz hellbraun gefleckt; Länge 2 Fuß 2 Zoll, Schwanz 13 Zoll; Chili. — 41. **Gestrichelter Luchs**, Lynchus caligata, Fell blaugrau, röthlich tingirt an der Unterseite; Ohren sehr lang, mit Haarbüscheln, auf der Rückseite rothbraun; Fersen schwarz, fast bis zur Kniekehle; Schwanzspitze schwarz, ihr zunächst zwei bis drei abwechselnde weiße und schwarze Ringe; Länge $2\frac{1}{2}$ — 3 Fuß, Schwanz 12 — 15 Zoll; Afrika, Süd-Indien. — **Schwarzfüßige Katze**, Lynchus nigripes, hell ocherfarbig, überall mit verlängerten, schwarzen Flecken bedeckt, Hüften und Schultern schwarz gestreift, Schwanz zerstreut gefleckt, Füße schwarz; Länge ausschließlich des Schwanzes, 16—18 Zoll; Süd-Afrika. — 43. **Chaus**, Lynchus chaus, auf dem Rücken dunkel gelbbraun, blässer und gelber nach den untern Theilen und der Innenseite der Schenkel, Beine leicht gebändert, Fersen dunkelbraun, Schwanz mit schwarzer Spitze und drei bis vier schwarzen und weißen Ringeln; Ohren mit kleinen Büscheln; Länge 2 Fuß 9 Zoll, Schwanz 8 Zoll; Nord-Afrika. — 44. **Canadische Luchs**, Lynchus canadensis, Pelz lang behaart, oben braungrau, unten rein weiß, Schwanz kurz, mit schwarzer Spitze; Länge 3 Fuß 5 Zoll, Schwanz 4 Zoll; Canada bis zum 66.° N. — 45. **Bay-Luchs**, Lynchus rufa, Haare lang, graubraun mit dunkleren Rückenstreifen, Nacken und Seiten hell nußfarben mit schwarzbraunen Querstreifen, Bauch weiß, mit großen, schwarzbraunen Flecken, Schwanz unten röthlichweiß; Länge 37, Schwanz 4 Zoll; am Columbiafluß in Nord-Amerika. — 46. **Gestreifter Luchs**, Lynchus fasciata, rothbraun, mit unregelmäßigen kleinen, dunkelbraunen Flecken, auf dem Rücken mit schwarzen Streifen; Länge 3 Fuß, Schwanz 2 Zoll, mit schwarzer Spitze; an der Nordwestküste von Nord-Amerika; mit vielen Spielarten. — 47. **Gefleckter Luchs**, Lynchus maculata, rostroth mit rostbraunen Flecken, Bauch weiß, braun getüpfelt, Schwanz mit schwarzer Spitze, Ohren mit Büscheln; Länge 3 Fuß, Schwanz $6\frac{1}{2}$ Zoll; in Europa; mehrere Spielarten.

Die auf unsrer Tafel abgebildeten Katzen sind: Fig. 1, 2, Javanische Tigerkatze (oben 22); — Fig. 3, der Colocolo (32), und Fig. 4, die Nepal'sche Katze (26).

1

Eine Campagne in Neu-Mexiko, unter Colonel Daniphan.

Von F. Edwards, einem Freiwilligen, erzählt.

Colonel Daniphan befehligte ein Corps von Missouri-Freiwilligen auf einer zwölfmonatlichen Campagne in Neu-Mexiko, und die nachstehende Beschreibung ihrer Märsche und Schlachten, so wie der damit verbunden gewesenen Gefahren und der erlebten Abentheuer, enthält verschiedene interessante Skizzen über jene eigenthümliche Art und Weise Krieg zu führen. In der New-York-Evening-Post wird der Colonel mit einem Xenophon verglichen, und sein Gefährte beschreibt ihn in seinem Werke folgendermaßen:

„Meinen Lesern dürfte eine kurze Beschreibung Colonel Daniphans erwünscht sein. Ungefähr ein Vierziger von Jahren, war er sechs Fuß und zwei Zoll hoch, von herkulischem Körperbau, und hatte ein sehr geistreiches Gesicht. Sein ungezwungenes, gutmüthiges Wesen konnte nicht verfehlen, den günstigsten Eindruck zu machen. Auf dem Marsche konnte er weder durch seine Kleidung, noch seine Unterhaltung von den übrigen Soldaten im geringsten unterschieden werden, wiewohl er in Missouri als Advokat in großem Ansehen stand. Der Colonel pflegte seine Rede mit kräftigen Ausdrücken zu würzen, welche letztere viele der östlichen Bewohner mit einem Namen belegen würden, der dem Wort „Fluchen" sehr nahe kommt."

Seine, aus mehreren hundert Reitern bestehende Missouri-Legion wird in obigem Blatte ebenfalls mit den „Zehntausend des alten Griechenlands" verglichen.

„Colonel Daniphan war," so sagt man uns, „allgemein beliebt, aber die Wahrheitsliebe nöthigt mich, eines Umstands Erwähnung zu thun, welcher meine Begriffe von seiner militärischen Disciplin sehr wankend machte. Ein armer Spanier nämlich kam zu Colonel und klagte einen neben ihnen stehenden Soldaten an, daß er ihm ein Schwein gestohlen habe. Der Befehlshaber wandte sich zu dem Mann hin, und fragte ihn,

ob dies wahr sei? „Ja," antwortete der Soldat, indem er noch hinzufügte: „und sagen Sie einmal, Colonel, was wollen Sie mir denn deßhalb thun?" Diese kurze, mit einer so unverschämten Frage gepaarte Antwort brachte Colonel Daniphan etwas in Verlegenheit, welcher nach einer kurzen Pause erwiederte: „Wohlan! das weiß ich wirklich nicht; ich müßte denn kommen, und es dir verzehren helfen." Ich fürchte in der That, daß der klagende Theil keine Genugthuung erhielt, und das nenne ich ein schlimmes Beispiel gegeben.

„Was unsere Kleidung anlangte, so würde derzeit Falstaff sich gewiß unserer geschämt haben. Die hundert Mann, welche so eben zu uns gestoßen, waren natürlicherweise etwas besser als die Uebrigen gekleidet, aber die meisten Soldaten steckten noch in den nämlichen Kleidern, worin sie Missouri vor sechs Monaten verlassen hatten — und die waren, während einem äußerst anstrengenden Dienst in dem Navajo-Land, hart mitgenommen worden. Die am besten Gekleideten waren jedenfalls Jene, denen es gelungen war, sich Schafsfelle von den Indianern zu verschaffen. Eine Parade war unter diesen Umständen ein äußerst lächerliches Schauspiel. In der ganzen Compagnie waren nicht zwei Beinkleider von gleicher Farbe, und da Wenige darunter waren, welche eine Jacke besaßen, so vollendete gewöhnlich ein rothes Flanell- oder ein carrirtes Hemd die Uniform. Schuhe gehörten zu den Luxusartikeln, und „Hüte" konnte man die Kopfbedeckung im Allgemeinen mit gutem Gewissen nicht nennen. Wenn es in Neu-Mexiko damals schon mit unsern Kleidungsstücken so aussah, wie mußten solche erst bei den weiter südlich vorgedrungenen, amerikanischen Truppen bestellt sein? Wenn die Armee General Taylors sich zweier R rühmen konnte, „rough und ready" (abgehärtet und flink), so hatten wir die gerechtesten Ansprüche auf deren drei — „rough, ready und ragged" (abgehärtet, flink und zerlumpt).

„Von Sold hatten wir noch keine Spur gesehen, und der Marketender forderte für seine Mundvorräthe so viel es ihm beliebte."

Der Verfasser beklagt sich sodann bitter darüber, daß nach allen ertragenen Strapazen und errungenen Triumphen ihnen bei der Heimkehr nicht einmal der schuldige Lohn für ihre Arbeit geworden sei; „obgleich — fährt er fort — dieses Korps die Staaten von Neu-Mexiko und Chihuahua eroberte, und ganz Durango und Neu-Leon durchstreifte. Auf jenem Marsch legten sie innerhalb zwölf Monaten über sechstausend Meilen zurück. Während dieser ganzen Zeit hörten sie von der Regierung kein einziges Wort, und blieben ohne irgendwelche Instruktionen und Verhaltsbefehle; weder Zufuhren irgend einer Art, noch Sold kamen ihnen zu. Sie lebten ausschließlich von dem Lande, durch welches sie marschirten, und besaßen kein anderes Pulver und Blei, als dasjenige, welches sie dem Feinde abgenommen hatten. Von Chihuahua nach Matamoras, einer Entfernung von neunhundert Meilen, marschirten sie in fünfundvierzig Tagen, — siebenzehn schwere Geschütze als Trophäen mit sich führend."

Unter den wilden Abentheuern und den Notizen über Gegenstände, welche dem Verfasser bemerkenswerth schienen, kopiren wir folgendes aus der Charakteristik der durchstreiften Gegenden und dem Treiben der unwillkommenen Gäste:

„Es war gar kein ungewöhnliches Ereigniß, daß wir des Morgens nach einem schweren Thau innerhalb einer Viertelmeile vom Lager mehr als zwanzig Klapperschlangen tödteten, welche, um an dem Thau sich zu erfrischen, herausgekommen, und von der kühlen Nachtluft erstarrt waren, so daß sie eine leichte Beute für uns wurden. Unser Major erwachte eines Morgens, mit einem dieser Reptilien zusammengerollt gegen sein Bein anliegend, wohin es sich, der Wärme halber, gebettet hatte. Er wagte es natürlicherweise nicht, sich zu rühren, bis endlich ein Diener kam und den lästigen Gast entfernte. Ich hatte nunmehr die Gelegenheit, mich von der Wahrheit dessen, was ich gehört, aber nie geglaubt hatte, zu überzeugen: nämlich, daß diese Schlangen im Monat August doppelt giftig, aber gänzlich blind sind. Jeder erfahrene Jäger wird Ihnen sagen, daß das Gift alsdann heftig genug ist, um das Thier selbst des Gesichts zu berauben.

„In der Nacht des 17. Augusts machten wir Halt in Pecos. Es ist dies ein kleines mexikanisches Dorf, welches seinen Namen von den Ruinen der indianischen Stadt führt, welche ehemals hier blühte. Alles, was jetzt noch von jener berühmtesten der aztekischen Städte erübrigt, ist die Kirche, welche ungeheuer groß ist und für mehr als fünfhundert Jahre alt gehalten wird. Dies ist die nämliche Kirche, die das heilige Feuer enthielt, welches Montezuma angezündet und befohlen haben soll, solches bis zu seiner Rückkehr zu unterhalten. Dasselbe wurde wirklich auch dreihundert Jahre lang brennend erhalten, als, durch irgend einen Zufall, man es ausgehen ließ, und die noch übrigen Bewohner sich nach einem benachbarten Dorfe hinzogen, und sich daselbst anbauten; nachdem der größere Theil der Stadt ehedem schon durch Krankheiten verödet und entvölkert worden war. Viele Sagen knüpfen sich an jene alte Kirche, und eine derselben lautet: daß solche durch ein fünfzehn Fuß hohes Riesengeschlecht erbaut worden sei, daß dies aber ausgestorben, und rothhaarige Zwerge ihm nachgefolgt seien, welche Letztere wiederum von ihren Nachfolgern, den Azteken ausgerottet worden wären. Merkwürdig hierbei ist der Umstand, daß die Riesen sowohl, als die Zwerge „Weiße" gewesen sein sollen. Die aus dem Boden der Kirche ausgegrabenen Gebeine waren in der That von riesenhafter Länge und Dicke, und ein Schenkelbein, welches ich sah, konnte niemals einem weniger als zehn Fuß großen Manne angehört haben.

„Auf diesem Theil unserer Reise begegneten wir zum ersten Male jener Palmenart, von den Amerikanern „Soap-weed" (Seifenbaum) genannt, weil die Mexikaner sich dessen Wurzel anstatt der Seife bedienen, welchem Endzweck solche in der That auch vollkommen ent-

spricht; zum Waschen von Wollenzeugen ist sie letzterer sogar bedeutend vorzuziehen.

„Diese seltsame Staude, welche sich auch auf den Prairien findet, wo sie jedoch niemals eine beträchtliche Höhe erreicht, besteht aus einem sehr markigen Stamme, auf dessen Gipfel sich eine hübsche Krone von steifen Blättern ausdehnt, deren ein jedes ungefähr zwei und einen halben Fuß lang und am Ende mit einem langen Stachel versehen ist. Diese dicht neben einander stehenden, und den Stamm ringsum überhängenden Blätter sind von dunkelgrüner Farbe; die Blume ist weiß und sehr niedlich. Das Laubwerk verwelkt mit jedem Jahr, und die dürren Blätter entzünden sich bei der geringsten Berührung mit Feuer mit der Schnelligkeit des Schießpulvers, und blitzen in einem hellen Lichte.

„Aus verschiedenen Gründen bin ich in Beschreibung dieser Pflanze so gewissenhaft gewesen. Von den Blättern verfertigen die Eingebornen ihre Hüte, und wenn man sie ferner gleich dem Hanf zubereitet, so lassen sich Seile und Säcke daraus machen, welche mit dem unter dem Namen „Manilla-Hanf“ bekannten Stoff viel Aehnlichkeit haben, wiewohl letzterer etwas feiner ist. Diese Pflanzen haben eine eigenthümlich betrügerische Eigenschaft; von zwei bis acht Fuß hoch, erscheinen sie dem Auge im Zwielicht in den täuschendsten Formen, so daß die Schildwachen sie häufig für menschliche Gestalten hielten, und manch ein unschuldiger Soapweed dem Schuß einer solchen ausgesetzt war, weil auf die Frage: „Halt, wer da?“ keine Antwort erfolgte. Wenn euer Pferd oder Maulthier sich vom Lager entfernt hat, und ihr macht euch schon in der Morgendämmerung auf die Beine, um es aufzusuchen, so könnt ihr sicher darauf rechnen, erst in verschiedenen Richtungen durch eine dieser Stauden irregeleitet zu werden, welche jetzt, in geringer Entfernung gesehen, die Gestalt eueres Thieres angenommen hat. So könnt ihr immer wieder auf's neue hintergangen werden, und das alte Sprüchwort: „Erfahrung macht klug,“ scheint allein in Bezug auf den Soap-weed keine Anwendung zu finden.“

Hinsichtlich der Apache-Indianer fügt unser Einsender hinzu:

„Etliche Stämme dieser Indianer leben ganz allein von Pferde- und Maulthierfleisch, während andere den Prairiewolf essen; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß sie fette Kühe und Stiere, welche häufig in Heerden von mehreren Tausend angetroffen werden, vorziehen. Wenn auf ihren Streifzügen sich ein Streit wegen des Eigenthumsrechts auf eines der Thiere entspinnt, so tödten sie es und lassen es auf dem Fleck liegen, womit zugleich der Hader ein Ende hat. Ihre Spur kann durch diese häufigen Zeichen von Streitigkeiten leicht verfolgt werden.

„Die Regierung von Chihuahua setzte einstmals einen Preis auf jede Hirnschale eines Apache-Indianers, welcher, wenn ich nicht irre, hundert Dollars für einen Mann, fünfzig Dollars für eine Frau, und fünfundzwanzig für ein Kind war. Dieses System ward jedoch später wieder aufgegeben, und ein Irländer, Namens James Kirker, wurde um hohen Preis gedungen, um den Stamm gänzlich auszurotten — ein etwas großartiges Unternehmen, da deren nicht weniger als fünfzehntausend waren. Indessen gelang es ihm, von einer Bande Amerikaner und Mexikaner unterstützt, bald, seinen Namen unter den Eingebornen gefürchtet zu machen. Die Mexikaner hielten ihn sozusagen für ein übermenschliches Wesen; dagegen habe ich aus glaubwürdiger Quelle vernommen, daß seine Tapferkeit nicht so weit her ist, und er seine Siege beinahe ausschließlich seiner Verschlagenheit verdankt. Nie hat er sich anders in ein Treffen eingelassen, als wenn seine Leute denen der Indianer bedeutend an Zahl überlegen waren, oder wenn er sie im Schlafe überrumpeln konnte, und dann hielt er sich selbst, klugerweise, im Hintergrunde. Er stieß am Morgen nach dem Treffen von Bracito zu uns, nachdem er die Jagd auf die Indianer aufgegeben, weil die Regierung ihn zu bezahlen vergessen hatte. Durch seine Dienste als Führer und Dragoman machte er sich uns während unseres ganzen Aufenthaltes im Lande sehr nützlich. Als wir eines Nachts auf dem Marsch begriffen waren, kamen drei Apache-Indianer vom Gebirg herab, und raubten uns mehrere schöne Gespann Ochsen und einen Maulesel — das Eigenthum eines Handelsmanns. Lieutenant Jack Hinton nahm darauf einige Mann mit sich, verfolgte die Diebe zwei Tage lang, bekam das Vieh nebst dem Maulesel wieder heraus, und tödtete einen der Indianer, wovon er die Kopfhaut (Scalp) mitbrachte. Zu Chihuahua fand ich in der Amtsstube des Staatssekretärs eine Menge Briefe von Präfekten kleinerer Städte, in welchen allen Klage über die Raub-Einfälle jener Wilden geführt ward, — und in der That war eine, mit Gefächern versehene Seite des Zimmers lediglich den Akten-Faszikeln über diesen Gegenstand gewidmet.

„Ich glaube früher der ungeheueren Menge Hunde in Mexiko noch nicht erwähnt zu haben, deren Unzahl mir gar nicht zu berechnen zu sein scheint, und welche, da sie beinahe durchgängig eine Kreuzart von dem Prairiewolf sind, äußerst unedel und widerlich in Gestalt und Formen aussehen. Ich sah keinen einzigen edeln Hund in ganz Mexiko. Die Schooshunde werden „Comanche“ genannt; warum, weiß ich nicht. Sie sind durchaus haarlos, haben eine dunkel schieferfarbige Haut, und sind für mich die widerlichsten Geschöpfe von der Welt; sowohl um sie anzufühlen, als in ihrer nackten Erscheinung überhaupt. Die Hunde im Allgemeinen anlangend, so würde ich einem jeden Reisenden anrathen, niemals ohne eine jener vielläufigen Drehpistolen auszugehen; die Hunde fürchten solche nicht minder als ihre Herren, und der alleinige Besitz einer solchen gewährt schon hinreichenden Schutz gegen beide.“

Hier folgt eine unterhaltende Episode von einem der Treffen:

„Auf unserem Marsch von El Paso nach Chihuahua, formirten die schwarzen Bedienten der verschiedenen Offiziere des Regiments sich zu einer besondern Compagnie. Es waren der Offiziere eilf, und ein an-

gesehener Privatmann. Jo—, Diener des Lieutenant D—, wurde zum Hauptmann ernannt. Er war der schwärzeste von Allen, trug einen kleinen, schwarzen Hut mit einer langen schwarzen Feder, und einen schweren Schleppsäbel, welcher mit seinen krummen Dachsbeinen unaufhörlich in Konflikt gerieth. Mit Kapitän Jo— an der Spitze, bildeten sie eine furchtbare Macht, und wenn man sie sprechen hörte, mußten alle Zweifel schwinden, daß sie Heldenthaten verrichten würden! Während der Schlacht von Sacramento indessen war von der Compagnie nichts zu sehen; als aber das Treffen vorüber war, konnte man sie, mit wahrer Todtesverachtung, hinter den Bagagewagen hervorstürzen und sich an der Verfolgung des Feindes betheiligen sehen. An jenem Abend zog einer der Offiziere den Jo— wegen Führung seiner Compagnie zur Rechenschaft.

„Wohlan, Jo—," sagte er, „deine Leute, höre ich, waren während des Treffens hinter den Wagen verborgen?"

„Lieutenant," erwiederte derselbe in sehr geradbrechtem Englisch, „es thut mir sehr leid, daß ich gestehen muß: ich war der betrogene Theil! Ich habe Alles gethan — ich habe die Leute bei ihrem Paterismus (Patriotismus) angepackt — ich habe sie beschworen, bei Allem, was ihnen lieb ist in dieser Welt, und in der nächsten, doch tapfer zu sein — es hat mich Alles nicht mehr geholfen, als wenn ich zu Ochsen gesprochen hätte, Lieutenant — ich weiß nicht, woran es lag, aber sie wollten einmal nicht hinter dem Wagen heraus."

„Aber was thatet Ihr denn da?"

„Ich hatte mich zuerst vor die Wagen gestellt, an einen Platz, wo ich ganz außer Gefahr zu sein glaubte, Lieutenant; als aber die Kanonenkugeln dahergeflogen kamen, wie Kürbisse so dick, und viel schneller als unserer Eins laufen kann, da dachte ich, daß es am besten wäre, wenn ich mich auch hinter die Wagen stellte!"

Das ganze Land im Süden von Chihuahua wimmelte von kleinen, in vielen Farben schillernden Eidechsen, welche, von dem Tritt unserer Pferde aufgescheucht, in allen Richtungen hin flohen; sie bewegten sich mit außerordentlicher Behendigkeit und waren schwer zu fangen. Sie erschienen auf gewissen Strecken in solch' unglaublicher Menge, daß, so weit das Auge reichte, der Boden in schillernder Bewegung schien.

In der niedlichen Stadt Parras kam eine Revolutionsscene vor: „Am folgenden Tag hatte ein scheußlicher Auftritt statt. Einer unserer Train-Fuhrleute nämlich, ein junger und durchaus harmloser Mann, der seit einer Woche auf der Krankenliste gestanden hatte, war mit zwei oder drei seiner Gefährten ausgegangen, um sich die Stadt zu besehen; nach Zurücklegung einer kurzen Strecke aber, fühlte er sich noch zu schwach, um weiter zu gehen, und trennte sich von seinen Kameraden in der Absicht, zum Lager zurückzukehren, — als er plötzlich einen Dorn in den Fuß trat, und sich in der Straße niedersetzte, um den Stiefel auszuziehen, und davon zu befreien. Mit der Untersuchung seines Fußes beschäftigt, flog ihm ein Stein an die Stirne, und streckte ihn besinnungslos nieder. In diesem Zustande kam es ihm so vor, als wenn die Mexikaner ihm das Gesicht mit Steinen zerhackt, und ihn für todt liegen gelassen hätten. Nachdem er wieder etwas zur Besinnung gekommen war, raffte er sich zusammen und schleppte sich nach dem Lager hin; aber einen scheußlicheren Anblick, als dieses Mannes Gesicht darbot, sah ich niemals; sein Vorderhaupt war an zwei Stellen zerschmettert, das Fleisch hing in lauter Fetzen vom Gesicht herab, und seine Unterkinnlade war zerbrochen; außerdem zeigte sich ein gräßlicher Knochenbruch dicht unterm Auge. Seine Wunden wurden verbunden, und er schien, zur Zeit als wir Saltillo verließen, rasch auf dem Wege der Genesung zu sein; doch später erfuhr ich, daß er in Folge eines Rückfalls gestorben. Der Anblick der blutigen Gestalt unseres Freundes erregte in Einigen unserer Soldaten sogleich die heftigste Erbitterung, und sie rannten nach der Stadt hin und schlossen die meisten Läden. Rache wurde geschworen, und ein Jeder fühlte, daß nach demjenigen, was sich zugetragen hatte, es keiner großen Aufreizung mehr bedurfte, um die innere Flamme der Rache zur blutigen That auflodern zu machen; und dazu kam es nur zu bald. Nicht lange nachher setzte ein Mexikaner sich auf die Deichsel eines unserer Wagen. Der Fuhrmann des letzteren, welcher nahe daran auf einem Stein saß, und, da er Gefangener der Mexikaner gewesen war, spanisch sprach, forderte ihn in gemäßigter Sprache auf, seinen Sitz zu verlassen, indem die Vorderachse gebrochen sei, und er den Wagen beschädige, wenn er sich auf jenen Theil setze. Der Bursche aber war unverschämt genug, zu erwiedern, daß er dies machen könne, wie er wolle, und er ein eben so großes, wenn nicht größeres Recht auf diesen Platz habe, als er. Der Fuhrmann aber, ohne eine Sylbe weiter zu reden, nahm seine mit Eisen beschlagene Peitsche, und versetzte dem Mexikaner einen Hieb auf die linke Schläfe, der einen vier Zoll langen Riß in seinen Schädel zur Folge hatte. Er stürzte nieder, raffte sich aber nach einiger Zeit wieder auf und taumelte davon; indessen überlebte er die Nacht nicht mehr. Dieser Vorfall ereignete sich vor dem Haus des Konstabels der Alcada, welcher, mit seinem Amtsstab in der einen Hand und einem gezogenen Säbel in der andern, herbeilief, und schrie: „Achtung vor dem Gesetz." Ein ihm nahestehender Amerikaner aber schlug den Konstabel mit seiner Faust zu Boden, und riß ihm den Säbel ab, welchen er zertrümmerte und wegwarf. Der Konstabel machte sich mit blutigem Gesicht davon, und wagte es an jenem Tage nicht mehr, sich in irgend einen Handel dieser Art einzumischen. Während der Nacht wurden mehrere Mexikaner todt in den Straßen liegend gefunden, deren Einer eine gräßliche Säbelwunde in der Brust hatte.

„Dies System der Wiedervergeltung kann keineswegs vertheidigt werden; indessen erlaubte man sich mexikanischerseits die gröblichsten Beleidigungen nach der allgemein schonenden Behandlung, so wir ihnen grundsätzlich hatten angedeihen lassen; und es war dieß um

so auffallender, als es sich in einer Stadt ereignete, woselbst die Einwohner sich ehedem, bei der Ankunft des General Wood, um die Aufnahme und Verpflegung der Kranken wahrhaft gestritten hatten — da Jedermann deren gerne bei sich beherbergen wollte. Nördlich von diesem Ort war uns eine solche Behandlung nie zu Theil geworden, und es schien wirklich, als wenn die Bewohner daselbst die Mäßigung unserer Soldaten gehörig zu würdigen verständen. Sobald wir unser Lager nur aufgeschlagen hatten, schwärmten auch schon Weiber und Kinder durch die Reihen der Zelte, um verschiedene Sachen feil zu bieten, und zwar stets vollkommen unbelästigt und unangefochten Seitens unserer Leute.

„Obgleich wir zu Chihuahua mehrere Mexikaner wegen Stehlens tüchtig hatten durchpeitschen lassen, so schienen doch die übrigen Einwohner hierüber nichts weniger als aufgebracht zu sein; es war ihnen bekannt, daß wir nur gemeinen Dieben Peitschenhiebe geben ließen, und daß das Beispiel eine wohlthätige Rückwirkung äußern würde.“

Wir schließen mit einer andern charakteristischen Skizze:

„Als wir eines Tags in der Stadt Ceralvo herumgingen, fand ich, unter einem Baume sitzend, das ächte Muster eines texanischen Plänklers. Er hieß, wie er sagte, John Smith — ein Name, welcher mir bekannt vorkam. Bei einer Körperlänge von ungefähr sechs Fuß vier Zoll hatte er einen, seiner riesenhaften Länge entsprechenden Gliederbau, und trug eine, aus verschiedenartigen Elementen zusammengestoppelte Kleidung — sein Rock war amerikanisches Machwerk, seine Hosen mexikanisches, und der die Hüften umgebende breite Gürtel ein Produkt indianischer Industrie. Ein feines, weißes Hemd, welches bis ziemlich tief auf die Brust herab offen stand, und oben am Halse durch ein sorgfältig geschlungenes, schwarzes Seidenhalstuch gehalten wurde, vollendete, nebst einem sein dunkles Gesicht beschattenden mexikanischen Sombrero, sein Costüm. An seiner Seite stand sein jüngerer, ungefähr fünfzehn Jahre alter Bruder, welcher, mit geringen Ausnahmen, beinahe in dem nämlichen Geschmack costümirt war, und zwei sehr große, mit Silber beschlagene Reiterpistolen in seinem Gürtel stecken hatte — eine unter jedem Arm. Auch der viel ältere Bruder hatte eine Masse von Silberknöpfen und kleinen Verzierungen auf Hutband und Kleidern, während auf den Gesichtern Beider das Wort „Desperado“ mit unverkennbaren Lettern geschrieben stand. Ich setzte mich neben John Smith hin, und zog ihn in mein Gespräch. Er sagte mir, daß die Vereinigten Staaten den Plänklern gar keine Rationen gäben — weder für Mann noch Pferd, sondern eine, jenen gleichkommende Summe vergüteten, und daß sie ihren Unterhalt sich von den Mexikanern erpreßten. Ihr Verfahren dabei beschrieb er, sehr bezeichnend, folgendermaßen:

„Waal (anstatt wohl — wohlan), sehen Sie, wenn wir etwas brauchen, so brechen Einige von uns nach einer reichen Hacienda in der Nähe auf, und sagen dem Eigenthümer, daß wir innerhalb einer halben Stunde ein gewisses Quantum von Mundvorräthen haben müßten. Waal, natürlich behagt ihm dies nicht sonderlich, und er weigert sich. Dann aber schlingt Einer von uns dem alten Teufel schnell einen Lasso um den Hals, zieht solchen über den Ast eines Baumes, und befestigt ihn am Bogen seines Sattels; sodann besteigt er sein Pferd und zieht, indem er etliche Schritte vorwärts reitet, den Delinquenten schwebend in die Höhe, in welcher verzweifelten Lage er ihn einige Momente baumeln, und dann zurückweichend, ihn wieder auf die Erde herabgleiten läßt. Nachdem dies Mannöver etliche Mal wiederholt worden ist, schafft er augenblicklich Alles herbei, was wir haben wollen. Sie glauben vielleicht, wir wären alsdann mit ihm fertig, — wie? O nein — noch lange nicht. Er muß dann noch einige Mal baumeln, und zwar etwas länger wie früher, nur dann erst gibt er auch das Geld oder den Goldstaub heraus. Wenn wir ihm so Alles abgenommen haben, lassen wir den gelben Teufel laufen. Uebrigens thun wir ihm nicht besonders weh, und er hat es bald überstanden.“ Wer kann sich darüber noch wundern, daß der Mexikaner zum Guerilla wird?

Ich habe aus glaubhafter Quelle gehört, daß, wenn diese Plänkler auf Streifwachen ausgesandt werden, sie in der Regel einen mexikanischen Führer nehmen, welcher aber niemals zurückkehrt, da die Texaner, unter einem erdichteten Vorwand, ihn stets erschießen, nachdem sie seine Dienste benützt haben. Ihre gewöhnliche Art und Weise ist die, ihm durch Drohungen Furcht einzujagen, und nachdem sie ihn unter Bewachung gestellt haben, einen von ihren Leuten zu dem armen Teufel hinzuschicken, welcher ihm den Rath ertheilt, davon zu laufen, sobald die Schildwache den Rücken gekehrt hat. Dieß thut er, und die Schildwache, welcher ein Zeichen gegeben wird, dreht sich augenblicklich um, und erschießt ihn während des Entweichungsversuchs. Eine der feigsten Handlungen jedoch, wovon ich je hörte, wurde durch ein halbes Dutzend texanischer Offiziere kurz bevor wir ankamen, verübt. Sie hatten sich nämlich verirrt, und mietheten einen Mexikaner, der sie nach ihrem Lager zurückführen sollte, was er auch treulich that; sobald ihnen aber das letztere zu Gesicht kam, so loosten sie darum, wer ihren treuen, keinen Argwohn hegenden Führer erschießen sollte. Derjenige, welchen das Loos traf, zog augenblicklich eine Pistole hervor, und jagte ihm die Kugel durch den Kopf.

Die meisten jener texanischen Plänkler sind Leute, welche entweder in Mexiko als Gefangene gewesen, oder auf irgend eine Art von den Mexikanern verletzt worden sind; sie schonen deßhalb keinen Einzigen derselben, sondern schießen Jeden, der ihnen begegnet, nieder. Man sagt, daß das, die Landstraße von Monterey n[illegible] dem Süden umgürtende Gebüsch unzählige Skelette [illegible]n Mexikanern berge, welche von jenen Desperados [illegible]geopfert worden sind.

„Während meines Aufenthaltes zu Ceralvo [illegible]ar ich

Augenzeuge der Hinrichtung eines Mexikaners, welchen man für Einen von Urrea's zügelloser Bande hielt. Die Texaner wenigstens behaupteten, daß er ein solcher wäre, — obwohl kein Zweifel darüber obwalten konnte, daß dieß lediglich ein Deckmantel war, um ihre unersättliche Begierde zu beschönigen, diejenigen, welche sie so bitter haßten, zu vernichten. Bei diesem Mexikaner wurde ein Urlaubspaß von seiner Armee, um seine Familie zu besuchen, vorgefunden, welcher, gleich unseren Urlaubspässen, damit schloß, daß, wenn er seinen Urlaub überschreiten sollte, er als Deserteur betrachtet werden würde. Diese Zeit hatte er in der That weit überschritten, und selbst eingestanden, daß er von Anfang an beabsichtigt habe, nicht zurückzukehren, sondern zu den Amerikanern, mit welchen er mehr sympathisire, überzugehen. Die Plänkler aber stellten ihn vor ein Kriegsgericht, und verurtheilten ihn zum Tode durch's Blei, welchem Urtheilsspruch am nämlichen Tage noch Folge zu geben war. Als die Stunde der Hinrichtung schlug, wurde er auf den öffentlichen Platz geführt, und fünf Mann, als Vollstrecker des Urtheils, auf wenige Schritte Entfernung ihm gegenüber gestellt. Der Verurtheilte zog ganz kaltblütig seinen Stahl und Feuerstein nebst einer kleinen Papier-Cigarrette aus der Tasche, schlug Feuer, und begann mit solcher Ruhe und Gelassenheit zu rauchen, als wenn er im tiefsten Frieden auf Posten gestanden hätte; in zwei Minuten lag er dahingestreckt — eine Leiche — mit der noch rauchenden Cigarrette zwischen den Lippen. Keine Muskel seines Gesichts sah ich zucken, während die Feuerschlünde auf ihn angelegt waren; mit festem, ruhigem Blick schaute er nach seinen Mördern hin, indem er ein kleines, um seinen Hals hängendes Cruzifix fest an seine Brust drückte. Mit blutendem Herzen kehrte ich von dem Richtplatz nach Hause zurück.

Fr—g.

Jagdscenen in Indien.

Die Tiger bei Hazaree-Bauy.

Unter den Einwohnern Indiens herrscht allgemein der Glaube, daß, sobald einmal ein Tiger Menschenblut und Fleisch gekostet habe, er es dann aller übrigen Nahrung vorziehe. Es ist auch eine unbestrittene Thatsache, daß oft ein oder zwei Jahre vergehen, ohne daß in einer bestimmten Gegend mehrere Meilen umher irgend ein Mensch von einem Tiger erwürgt wird, obgleich sich dergleichen innerhalb jener Bezirke öfters zeigen, und Zug- und Lastvieh rauben; sobald aber erst wieder einmal ein Mensch von einem Tiger gepackt worden, so ist auch gewiß, daß Andern in Kurzem dasselbe Schicksal bevorsteht, und diese Thatsache ist der Grund der obigen Hypothese des Vorzugs, den der Tiger dem Menschenfleisch vor allem übrigen geben soll. Allein es läßt sich hierbei wohl auch noch ein anderer und wahrscheinlicherer Erklärungsgrund anführen: Die Tiger fürchten sich in der Regel vor den Menschen, und greifen diese nur im Fall des äußersten Hungers an. Haben sie aber erst einmal einen solchen Angriff unternommen und ausgeführt, so finden sie, daß die Menschen eine weit leichter zu bezwingende Beute sind, als die übrigen Thiere, und daß sie immer auf dieselben in der Nähe der Dörfer oder an Straßen lauern können ohne genöthigt zu sein, erst durch das Dickicht nach ihrer Beute zu jagen.

Eine Tigerin mit zwei Jungen lag in dem Engpaß von Kutkumsandy auf der Lauer, und erwürgte zwei Monate hindurch fast jeden Tag einen, öfters auch zwei Menschen. Zu diesen gehörte auch ein Dutzend Gouvernementsbediente, welche zum Transport der Postpakete gebraucht wurden, und diese Tigerin hatte allmählig beinahe alle Kommunikation zwischen der Präsidentschaft und den obern Provinzen abgeschnitten, so daß sich die Regierung veranlaßt sah, einen bedeutenden Preis auf ihre Erlegung zu setzen. Man errichtete Michauns an verschiedenen Orten, jedoch vergebens; jene setzte ihre Räubereien beständig fort. Ein Gentleman reiste gerade damals auf der neuen Straße, und wurde von acht Trägern auf einem Palankin transportirt; als er am Morgen zu jener Ghaut kam, erblickten die Träger die Tigerin, und wollten nicht weiter vorwärts, und als er sie, da er sie nicht recht verstand, doch zum Weitergehen nöthigen wollte, so setzten sie den Palankin geradezu nieder auf den Boden, und floben davon. Er mußte demnach in der heißen Jahreszeit an acht Meilen zurück, nach der Militärstation Hazaree-Bany zu Fuß gehen. Von dieser letztern Station sollte kurz darauf ein Zermidar oder eingeborner Lieutenant, mit einem Detaschement von vierzig Soldaten nach Chittrah marschiren; als sie nun mitten in jenem Ghaut anlangten, lag die erwähnte Tigerin auf der Straße. Der vorsichtige und wohlbedachtsame Zermidar, der keine bestimmte Ordre erhalten hatte, auf diesen unvermutheten Feind Feuer geben zu lassen, marschirte demnach sofort in seine Kantonirung zurück, um erst Verhaltungsbefehle für diesen Fall einzuholen. Der kommandirende Offizier konnte sich freilich hierbei des Lachens nicht enthalten, und gebot ihm, sogleich wieder umzukehren, und wenn sie die Tigerin noch träfen, derselben eine volle Charge zukommen zu lassen, und sie nöthigenfalls mit dem Bajonette niederzumetzeln. Als das Detaschement aber wieder an jene Stelle kam, so hatte der Feind bereits sein Lager aufgehoben und das Feld geräumt. Der Rajah stellte einige Tage darauf eine Hunquah dieser Tigerin wegen an, auf welche auch von mehreren Jägern geschossen wurde, und da man nachher nicht wieder von ihr hörte, so war sie wahrscheinlich getroffen worden. Ein Glück ist es für die Bewohner dieses Landes, daß die Tiger selten eine Wunde überleben; ihr Geblüt ist beständig in einem zur Fäulniß und Entzündungen besonders geeigneten Zustande, theils wegen der großen Hitze, theils weil sie sich nur von Fleischspeisen nähren.

Eine gewisse Grasart, die von den Eingebornen

Churaunt genannt wird, und sich häufig in den dortigen Waldungen findet, belästigt die Tiger zu der Zeit, da es emporgeschossen, durch seine stachligten, in das Fell unterm Bauch eindringenden und sich überall anhängenden Spitzen so ausnehmend, daß diese Raubthiere das Dickicht dann zu verlassen pflegen. Dieß soll auch der Grund sein, warum sie während der heißen Jahreszeit viel gefährlicher für Menschen und Zugvieh sind, indem sie nämlich dann nicht in den Waldungen nach ihrem Fraße jagen können und mehr auf die Straße angewiesen sind.

Der Generalmajor Sir Dyson Marshal, welcher das zu Hazaree-Baug stehende Bataillon kommandirte, erhielt die Nachricht, daß ein Tiger nicht weit von der Kantonirung in einem offenen Gerstenfelde läge. Von seinem Bataillonsarzt, Hrn. Law, begleitet, bestieg der General seinen Elephanten und ritt nach jener Gegend hin; die Gerste stand so dünn, daß man den Tiger schon in ziemlicher Entfernung erkennen konnte. Als sie ihm auf circa hundert Schritt sich genähert hatten, sprang er auf, und stürzte brüllend voller Wuth auf sie los; in demselben Augenblick aber, als er sich auf seine Kruppe setzte, um auf den Elephanten zu springen, schossen Beide zugleich auf ihn, und trafen ihn im Kopf und in der Brust so wirksam, daß er todt dicht vor den Füßen des Elephanten niederstürzte, worüber der Letztere so unruhig ward, daß er, ohne sich von seinem Führer halten und besänftigen zu lassen, spornstreichs nach Hause rannte. Dieß war das einzige Beispiel, von dem ich je hörte, daß ein Tiger ungereizt einen Elephanten angefallen, und bei näherer Untersuchung ergab sich auch der Grund davon. Der Tiger mußte nämlich vorher ein Stachelschwein niedergeschlagen haben, wie verschiedene, in der Tatze seines Vorderfußes zurückgebliebene Stachelspitzen bewiesen, welches eine Geschwulst der Tatze veranlaßt, ihn aus dem Dickicht herausgetrieben und wahrscheinlich solche Schmerzen verursacht hatte, daß er dadurch ganz wüthend geworden war.

Nur selten wird ein Mensch geheilt, den ein Tiger verwundet hat; doch kennt man auch einige Fälle dieser Art. Zwei Biparies, Leute, die Getreide und andere Waaren aus der einen Gegend in die andere zum Verkauf bringen, trieben einst einen Zug beladener Ochsen von Palamow nach Chittrah, und als sie nur noch einige Meilen von dem letztgenannten Orte entfernt waren, packte plötzlich ein Tiger den hinten gehenden Biparie. Dieß sah ein in der Nähe seine Ochsen weidender Guallah oder Hirt, lief muthig zum Beistand herbei und gab dem Tiger einen heftigen Hieb mit seinem Schwerte; der Tiger ließ hierauf den Biparie fallen und packte den Hirten, allein als dieß die Ochsen sahen, so fielen sie über den Tiger her, warfen ihn auf ihren Hörnern sich einander zu, und befreiten auf diese Weise ihren Herrn. Die beiden von dem Tiger verwundeten Männer wurden zu Dr. Johnson gebracht, dem es auch gelang den Biparie wieder herzustellen, allein der wackere Hirt kam nicht davon.

Ein schon bejahrter Mann aus der niedrigsten Klasse der Hindu's, der Dooms, deren Erwerbszweig das Matten- und Korbflechten ist, kehrte mit seiner Frau, Beide mit einer Tracht Holz beladen, aus dem Walde zurück, und setzte sich unterwegs nieder, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich hört er ein seltsames Geräusch, sieht sich um, und gewahrt, wie ein Tiger so eben seine Frau gepackt hat, und mit ihr im Rachen davoneilen will. Er springt herzu und versetzt dem Tiger mit einer kleinen Handaxt einen Hieb in den Rückgrat, worauf derselbe das Weib fallen läßt und entflieht; die Unglückliche, deren eine Brust fast völlig abgebissen war, und die verschiedene Wunden von der Tatze des Tigers im Nacken erhalten hatte, wurde gleichwohl durch Johnsons ärztliche Behandlung nach sechs Monaten wieder hergestellt.

Als ein alter muhamedanischer Priester einst zur Mittagszeit zu Pferde nur noch einige Meilen von Chittrah entfernt war, wohin er mit seinem Sohne, einem athletisch gebauten jungen Manne, der neben ihm zu Fuß herging, reisen wollte, hörten sie plötzlich in der Nähe einen Tiger brüllen. Der Sohn drang in seinen Vater, zu eilen, allein dieser ritt nur langsam weiter, und in der Ueberzeugung oder Hoffnung, daß er vor dem Raubthier gesichert sei, fing er an, den Allmächtigen im Gebet anzurufen. In demselben Augenblicke aber wurde er von dem Tiger gepackt und vom Pferde herabgerissen. Der Sohn zog sogleich sein Schwert, und hieb damit auf den Tiger los; dieser ließ den Vater fallen, packte dagegen den Sohn, und rannte mit ihm fort. Der Gerettete wurde nach Chittrah ge schafft, starb aber noch an demselben Tage; von de[illegible] Sohn sah und hörte man nichts wieder. In diese[illegible] Falle mußte übrigens der Tiger ganz rasend gewes[illegible] sein, weil er sonst seine Annäherung nicht selbst du[illegible] Gebrüll verrathen haben würde, was er immer er[illegible] im Moment des Packens zu erheben pflegt.

1

Das amerikanische Kaninchen. The rabbit.

Kommt in seiner ganzen Lebensart und seinem Aussehen dem deutschen gleich, und lebt, wie dieses, in Erdhöhlen und hohlen Bäumen; jedoch gibt es zwei Arten, von denen das in den Sümpfen und den Niederungen lebende oder sogenannte swamp-rabbit, das größere ist, und von vielen für unseren deutschen Hasen angesehen wurde; es ist aber bedeutend kleiner und wird nie schwerer als höchstens fünf Pfund. — Der deutsche Hase existirt nirgends innerhalb der Vereinigten Staaten.

Fr. Gerstäcker.





Fahrt nach Baltimore.

(Taf. 5.)

— Der Wind hatte sich nach Nordost umgesetzt, und war uns zur Fortsetzung unserer Reise und zum schnellern Vorwärtskommen besonders günstig. Wir näherten uns mit großer Schnelle der amerikanischen Küste, und stündlich sahen wir große und kleine Fahrzeuge an uns vorüberstreichen; — am Abend des 56sten Tages waren wir, nach des Kapitäns Aussage, der Mündung des Hudson, der Einfahrt von New-York, gegenüber. Den 57sten umschwärmten uns kleine Lootsenschiffe; wir hißten die Bremer Flagge, zum Zeichen, daß wir eines Lootsen gewärtig wären, aber Alle, die sich nahten, waren nach Philadelphia und New-York bestimmt. Wir steuerten gerade Süd; — der Bootsmann warf fortwährend das Loth, und hatte auf 20 bis herab auf 16 Faden Grund; demungeachtet konnten wir noch kein Land erkennen, und ein dünner, dunkler Streifen, der sich am westlichen Horizonte hinzog, mochte wohl eher eine lagernde Wolke sein. Bald nachdem die Sonne den Meridian durchschnitten hatte, kam ein kleines, schmuckes Lootsenboot auf uns zugesegelt; — der Lootsen-Kapitän rief uns durch's Sprachrohr an: „Where are you bound to!" und kaum hatte er den Ort unsrer Bestimmung erfahren, als er sein Fahrzeug über den andern Bug legte, dicht unter unserm Steuerbord hinstrich, und in demselben Augenblick ein Lootse unser Verdeck erkletterte. Nicht zwei Minuten, und das Lootsenboot war über eine Viertelmeile von uns entfernt.

Der Lootse, welcher uns die Weser hinunter in See gebracht hatte, war ein kleiner, untersetzter Helgolander; ein guter Seemann, aber von groben Manieren, und glich in seiner langen Pyejacke und seinen weiten Unaussprechlichen von langhaarigem Tüffel, eher einem Eisbär, als einem Menschen; der Amerikaner hingegen empfahl sich schon durch sein Aeußeres als Gentleman: ganz blau gekleidet, mit modischem Frack und Hut, und seinem artigen Benehmen nach, schien er eher den feinern Zirkeln einer großen Stadt, als dem rauhen Elemente anzugehören, und doch war er, trotz seines feinen Aeußern, ein ganzer Seemann. — Kaum hatte er sich über Bord geschwungen, als auch schon seine, mit Stentorstimme gegebenen Befehle ausgeführt wurden. Hierauf begrüßte er den Kapitän und Alle auf Deck Befindlichen, und erbat sich, da nicht alle Matrosen der englischen Sprache mächtig waren, den Untersteuermann zum Dollmetscher seiner Befehle.

Wenn der Wind so stehen bleibt, meint er, hofft er uns bis morgen Abend zur North-Point zu bringen! — doch traut er dem Wetter nicht, und fürchtet, daß die dunkle Wolke im Westen neuen Wind, vielleicht gar Sturm bringt. — Fortwährend muß der Bootsmann und Zimmermann das Loth werfen. — Den Abend sahen wir ein Licht gerade vor uns — es war der Leuchtthurm auf Kap Henry, der Eingang zur großen Chesapeake-Bay, in deren innerstem Winkel, an der Bucht des Patapsko, Baltimore liegt. — Leider war des Lootsen Befürchtung gegründet; der Wind setzte nach Westen um, blies hart vom Lande her, und unsere Hoffnung, übermorgen bereits in Baltimore zu sein, wurde zu nichte: der Wind wurde immer heftiger, artete zu einem Sturme aus, der zwei volle Tage währte, und trieb uns über hundert Seemeilen nach Osten zurück. Den 60sten Tag drehte der Wind nach Norden, und setzte später nach Nordost in Osten um. Der Himmel, welcher seit zwei Tagen ganz grau und mit düstern Wolken bedeckt gewesen war, wurde wieder heiter und blau, und wir segelten fünf bis sechs Knoten in der Stunde. — Merkwürdig genug, sahen wir den ganzen Tag kein Schiff; ein Fall, der in dieser Gegend, so nahe am Lande, nach des Lootsen Versicherung, höchst selten vorkommen soll.

Der Abend war wunderherrlich! — die Sonne ging rein und purpurn unter, und die leichten, mit Gold eingefaßten Abendwölkchen bildeten im Westen ein herrliches Landschaftsgemälde; — erst spät gingen wir in unsere Kojen zur Ruhe.

Das Geschrei der Matrosen: „ein Segel, ein Segel!" erweckte uns am 61sten Tage unserer Reise aus unserem Schlummer; — schnell verließen wir die engen Schlafstellen und begaben uns auf Deck, wo schon der Lootse, mit dem Teleskop in der Hand, mit starken Schritten auf der Windseite auf und ab ging, konnten aber, durch Nebelwolken gehindert, nichts erblicken. — Eine frische Kühlte schwellte die Segel, kräuselte das Meer, und trieb die leichten Nebelwolken vor sich her. Ein rother Streifen dämmerte im Osten und verkündete den nahen Aufgang der Sonne. — „Vier Glasen," schrie der Mann am Ruder; „All's well!" Der verdrießliche Obersteuermann, den Kopf durch's Kap steckend, und sich die Augen reibend: „Wo steht der Kopf?" — „West in Süd." — „Wie geht's?" — „Acht Knoten." — „Brassen!" kommandirte der Lootse, und schnell eilte die Steuerbordwache herbei, die Taue straffer zu ziehen. — Nach und nach füllte sich das Deck mit Matrosen und Passagieren. Erstere begannen das Deck zu schruppen, die Letzteren eilten mit Kannen und Brodkörben versehen, dem offenen Wasserfasse zu, den Zwieback zu netzen und Vorbereitungen zum Frühstück zu treffen. Jeder wollte der Erste sein, den durch die Ruhe erregten Appetit zu befriedigen, und nur einige, weniger irdisch Gesinnte, begaben sich in die, am Stern, dem Hintertheil des Schiffes, befindliche Jölle, den Aufgang der Sonne, dieses erhabene Schauspiel, zu bewundern.

Dem Blitze gleich durchzuckte der vorangehende Wiederschein den östlichen Horizont; — wie vom Zauberschlage berührt, theilten sich die düstern Wolken und bildeten leichtschwimmende Schäfchen, — im Purpur schlugen die Wellen; ein dunkelrother Schein überzieht mit krausen Wogen die unübersehbare Fläche, — majestätisch erhebt sich der Feuerball — mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit scheint er mehrere Grade zu durchfliegen, — ein allgemeines: „Ah!" der gefühlvollen Zuschauer in der Jölle, unterbricht die feierliche Stille. — Diana wird angeschlagen, — nochmals: „All's well!"

— Mittlerweile wird's auf der Wetterseite lebendiger. — Recht beim Wind, mit vollen Segeln, hält ein Dreimaster auf uns an. Herrlich strahlen die weißen Tops, Topgallantseels und Moonscratcher im Wiederschein der Sonne, während die Vorsegel, durch die Klüber beschattet, kaum bemerkt werden. „Das ist die North-Point von Baltimore," sagte der Lootse, „ein nach Canton bestimmter Ostindienfahrer, und unter drei Jahren, wenn's gut geht, kehrt sie nicht zurück." — Eine Meile von uns warf sie über den andern Bug und ging nach Süden, und bald war sie unsern Augen entschwunden.

„Acht Glaasen!" — „Steuerbord-Wache, ahoy!" — Die Wache wechselt. — Die laufenden Taue werden aufgepeilt. — „Koch! — Schaffen!" — „Ei, ei, Kaptain," antwortet der Alte, nnd humpelt der Glocke zu. Die Matrosen, welche auf den Raaen die Segel befestigt, steigen bedächtig die Wände herab, und setzen im Loges zum Frühstück sich nieder. — Zank und Streit tönt aus dem Zwischendeck herauf; — 's wird Zeit, daß wir den Ort unsrer Bestimmnng erreichen, sonst bricht noch Mord und Todtschlag unter den Passagieren des Zwischendecks aus: dem fehlt eine Bowle, — diesem der Biskuit, — dort drängen sich Fremde an andere Baks, nur um Streit zu haben, oder die Frauen zu ängstigen. Die Langeweile hat die Leute verdorben, und die Gemeinheit scheint ihren Sitz im Zwischendeck aufgeschlagen zu haben, trotz aller Aufseher und dem würdigen Ernste des Kapitäns. Kein Wunder, daß selbst die Matrosen sich schämen, mit solchen rohen Menschen aus einem Bak zu essen, und nur selten Passagiere unter sich, nie aber in ihrem Loges dulden. Wie ruhig und angenehm ist's dagegen in der Kajüte, im Kreise unsrer gebildeten Gefährten, — obenan der Lootse und Kapitän; letzterer zwar in Wort und Sprache etwas derb, aber herzlich und bieder, — aufbrausend zwar, wenn die Vergnügungen der Passagiere ihn im Schlummer stören, doch liebevoll und gerecht, und voll der gemüthlichsten Freundlichkeit am Abend beim Soupé und Glaie Grog.

Das Schiff schlingert und bockt, und verleibet uns das Morgenbrod, denn unmöglich ist es, die Balance zu halten, und Manchen treibt ein Leelurch mit voller Bowle unterm Wind.

Am andern Morgen tönte von des Lootsen Munde der Ruf: „Land, Land!" — Alles eilte auf Deck. — Der Westen war ganz rein: am äußersten Horizont erhoben sich, kleinen Inseln gleich, die Gipfel hoher Bäume aus dem Meere, nnd erst gegen Mittag zeigte sich die flache Küste der westlichen Welt vor unsern Augen. Alle Leiden der langen Reise waren vergessen; wir träumten uns schon am nahen Lande, und fühlten uns schon von der Ansicht unsres neuen Vaterlandes, so wenig versprechend dieselbe von Weitem war, wie neugeboren. — Wir waren etwas zu südlich, und steuerten, um die Chesapeake-Bay zu erreichen, gerade Nord. Erst Abends zehn Uhr erreichten wir den Punkt, auf welchem wir bereits vor fünf Tagen den Leuchtthurm von Kap Henry erblickt, und steuerten nun gerade West. Nachts zwei Uhr liefen wir zwischen Kap Henry und Kap Charles, zwei flachen, mit Wald bedeckten Sandhügeln, in die Chesapeake-Bay ein, und sahen gegen vier Uhr Morgens das Licht von Old Point Comfort.

Glücklich waren wir nach 62 langen Tagen in Amerika angekommen, hatten manchen bedeutenden Sturm überstanden, und erwarteten nicht, am 63sten Tag der Reise noch von einem Orkan überfallen zu werden, gegen welchen die früher erlittenen Stürme nur frische Kühlten gewesen waren.

Es war sechs Uhr Morgens, vier Stunden nach unsrer Einfahrt in die Bay, als der Wind plötzlich nach West umsetzte und mit heftigen Stößen die ganze Bay in Aufruhr brachte. Kaum daß die Segel befestigt und die Tops mit vieler Mühe heruntergenommen werden konnten. Der Sturm heulte fürchterlich, die Wellen schlugen haushoch und fortwährend über dem Verdeck zusammen. Alle in's Zwischendeck führenden Kaps wurden geschlossen und mit Theertüchern überdeckt, und — nachdem Alles befestigt war, auf zwölf Faden Grund ein Anker geworfen. — Im Zwischendeck war große Noth und furchtbare Verwirrung — die undurchdringliche Finsterniß, das Untereinanderfallen aller nicht oder nicht gut befestigten Sachen, das Herausstürzen der noch schlafenden Passagiere aus ihren Kojen, das aus dem Zwischendeck heraustönende Jammern, Wehklagen und Heulen der Weiber und Kinder — es war ein grauenhafter Morgen! — Der Lootse sprang zum Helm, wo eben eine Welle den steuernden Matrosen unsanft in Lee geworfen hatte, und faßte mit kräftiger Hand das Ruder, welches, indem das Schiff von vorn nach hinten heftig bockte, öfters den Dienst versagte. — Alle Befehle wurden durch's Sprachrohr gegeben — doch im Heulen des Sturms, welcher von einem feinstechenden Hagelwetter begleitet war, schwand jeder Ton, und selbst den zunächst Stehenden wurde es unmöglich, ein Wort zu vernehmen. — Das Schiff dröhnte furchtbar — ein dichter Nebel schloß auf Kabellänge die ganze Aussicht; die große Anzahl von Fahrzeugen, die mit uns diese Nacht in die Bay eingelaufen waren, waren unsern Blicken entschwunden; — eine Schlagwelle brach einige Bretter aus der Gallerie, und zwei der Matrosen und einer der Passagiere wurden einige Minuten lang von einer Seite des Schiffes auf die andere gewaschen. — Gegen neun Uhr nahm die Gewalt des Sturmes immer mehr zu; — ein Kabel wurde um das Schiff, und zwei andere Tauen über Back- und Steuerbord gezogen, um Unglück zu verhindern. Die ganze Mannschaft war auf dem Quarterdeck versammelt und hatte sich dort befestigt, so gut es gehen wollte; fünf von uns Passagieren, die wir stets treulich mitgeholfen, und mit dem Dienst ziemlich vertraut waren, hatten uns am Mainmast, dessen Wänden, und der Kambüse mit Tauen festgebunden. — Oft mußten wir über uns blicken, um unsere Reisegefährten und den am Helm stehenden Lootsen zu sehen, und augenblicklich wiederum sahen wir sie tief unten zu unsern Füßen, so furchtbar wurde das Fahrzeng geschleudert. — Kapitän und Mannschaft saßen

und hingen in dumpfem Trübsinn zwischen den Tauen der Besanswand, und der Stuart reichte durch eine Seitenöffnung des Nachthauses eine Flasche Rum nach der andern, die Lebensgeister aufzufrischen; — plötzlich rief und winkte der Lootse den Kapitän zu sich an's Ruder, übergab ihm den Helm und sprang mit dem Handloth zur Mainwand, die Tiefe zu nehmen. „Kapitän, wir treiben! — Anker fertig, — in einer halben Stunde sitzen wir auf Sand!" — Mit Lebensgefahr eilten die Matrosen unter Anführung des Bootsmanns nach vorn, und in wenig Minuten rollte der zweite Anker in die Tiefe auf acht Faden Grund, während die Steuerleute zur Unterstützung des Kapitäns dem Helm zueilten. Um unser Fahrzeug trieben viele Bretter und Mastholz, und eine Segelstange wurde durch die Wellen auf's Deck geschleudert; — wahrscheinlich hatten die Schlagwellen in unserer Nähe ein Schiff zertrümmert! — Nach ungefähr einer Stunde kam aus dem dichten Nebel ein kleiner Schooner mit doppelt gerefftem Vorsegel auf uns zugeschossen, streifte hart an unsrer Backbordseite, ließ die Segel fallen und warf Enterhaken herüber, — vier Menschen waren am Bord, die flehendlich die Hände nach uns aufhoben; — der Schooner war dem Sinken nahe — der Lootse, Bootsmann und Untersteuermann sprangen mit Aexten herzu, hieben die Enterhaken los, und winkten den Leuten, herüber zu kommen, welche dieses aber unterließen, sich flach auf Deck hinwarfen, und, durch eine Welle von uns getrennt, kaum eine Schiffslänge von uns entfernt, von den Wellen verschlungen wurden.

Unser Schicksal, unsere Zukunft lag beim Anblick dieses furchtbaren Schauspiels offen vor uns da! — Vor zwei Ankern reitend, trieb unser Fahrzeug, als wenn es unter Segel wäre, dem Lande zu! — mit jedem Augenblicke mehrte sich die Gefahr, — der dritte Anker wurde fertig gemacht, um auf den ersten Ruf des Lootsen hinab zu rollen, und zugleich vom Kapitän dem Zimmermann Befehl ertheilt, die Aexte parat zu legen, um, wenn dieser dritte Anker nicht halten, und dem ungeachtet das Schiff treiben sollte, die Ankertauen zu kappen, und mit vollen Segeln dem Lande zuzufahren! — Der Kapitän sprach diese Worte mit der Resignation des Todes, und schauerlich hallte sein Wort in unsern Seelen wieder. — Im Zwischendeck, wohin auch dieser Beschluß gedrungen war, herrschte die größte Verzweiflung — die Schmerzensscene da unten, ist nicht zu beschreiben. — Auf mich machten jene Worte wenig Eindruck; — schon über vier Stunden hing ich in Tauen und schwankte, von den sich peitschenden Wellen geworfen, hin und her; — Todesfurcht hatte mich nicht angewandelt, ja ich muß sogar gestehen, daß ich, trotz allem Schrecken um mich her, noch das irdische Bedürfniß des Hungers spürte, und zur Stillung desselben einen am Morgen eingesteckten, vom Seewasser ganz durchweichten Zwieback verzehrte. — Der Anblick des versinkenden Schooners hatte aber ein neues Licht auf unsere wirkliche Lage geworfen, und fühlte ich, daß wir im Kampf der Elemente enden würden: — ein Wasserberg überschüttete plötzlich das Deck, und schleuderte mich gegen die Kambüse, die Andern gegen die Leeseite des Schiffes — fast eine Minute verging, ehe das Fahrzeug sich wieder aus dem Wasser erhob — mein Leben lag wie ein Bild vor mir ausgebreitet, — eine bange Minute! — ein Gedanke an meine in Deutschland zurückgelassenen Lieben und — meine Rechnung war geschlossen! — —

Der dritte Anker sank hinab! — lauschend standen die Seeleute in banger Erwartung — der Lootse warf noch mechanisch sein Blei, und behauptete fortwährend seine Ruhe, wie vom Anbeginn des Sturmes, und richtete prüfend sein Augenmerk auf alle Theile des Schiffs. — Der Kapitän war in großer Aufregung, wie wir ihn noch nie gesehen, — er ängstigte sich um die Passagiere, und deßhalb hatte er auch den Entschluß gefaßt, auf's Land loszufahren und das Schiff stranden zu lassen, um nur die Passagiere retten zu können.

„Wir sind gerettet! — der Anker trägt!" rief der Lootse, von der großen Rüste an Bord springend. „Nun auf's Quarterdeck!" — Alles kletterte und rutschte, so gut es gehen wollte, nach hinten, und befestigte sich dort von Neuem.

Gegen ein Uhr Mittags ließ die Gewalt des Orkanes etwas nach, der Himmel lichtete sich im Süden ein wenig, und nach drei Uhr durchbrachen die Strahlen der Sonne das dichte Gewölk, und beleuchteten die tiefbewegte Bay! — Kaum vier Kabellängen von uns lag der John Adams, ein mächtiges Kriegsschiff, mit geknickten Masten, und steckte die Nothflagge heraus, — eine Meile von uns, nach Süden, saßen drei Fahrzeuge auf einer Sandbank fest; — die Bay war um uns herum mit Schiffstrümmern bedeckt, auch sahen wir zwei Leichname treiben. — Wie wir später erfuhren, waren in der Bay an diesem verhängnißvollen Morgen dreiundvierzig große und kleine Schiffe, und gegen zweihundert und fünfzig Menschen verloren gegangen. — Der Wind hatte sich nach Südwest in Süd gewandt — die Bay ging aber noch gewaltig hoch. — Die Anker wurden gelichtet, — ein neues Leben schien uns Alle beseelt zu haben; — die Kaps wurden geöffnet und die eingeschlossenen Passagiere aus ihrem Gefängnisse erlöst. — Unter Vormars- und Kreuzsegel, und dem Sturmfock- oder Vorstagsegel steuerten wir mit günstigem Winde dem Norden zu, und legten in der Stunde neun Knoten zurück. — Bald entfaltete sich noch mehr Leinwand und der Lauf des Janus beflügelte sich. Mit einbrechender Nacht fing der Wind wieder an hohl zu blasen, — der Lootse befahl die Segel zu reffen, und löste den Bootsmann ab, der von der großen Rüste das Blei warf. — Laut prasselnd heulte der Wind durch Takel und Blöcke, und bäckte die gelüerten Segel, — pfeilschnell klimmten die Matrosen die Wände hinauf, dieselben festzubinden. — Von Ferne schimmerte der Leuchtthurm am Potowmak, ein treuer Warner. Das Schiff bockte und schlingerte — Salzfluthen brachen abermals heftig am Bug und näßten die Salinge. — Besorgt hatte der Kapitän und Obersteuermann das

Ruder ergriffen, während der Untersteuermann ängstlich der Befehle des Lootsen harrte, — in banger Besorgniß der Wiederkehr des Sturmes hatten die Passagiere das Deck verlassen; — „Zween Quarter nach fünf," sang mit trüber Stimme der, unterm Wind lothende Lootse. „Anker fertig!" brüllte auf sein Geheiß der Untersteuermann; — „Ei, ei, Sir!" die des Dienstes wartenden Matrosen, — eine lange Stille. — — „Laß fahren!" — und laut rasselnd rollte der Anker in die Tiefe, daß Funken dem Spill entflohen. — Jetzt wurden die Segel angeschlagen; — vergnügt drückte der Kapitän des Lootsen Hand: „Das war ein warmer Tag!" — „Koch, besorge die armen Jungen!" — „Ei, ei, Kap'tain!" — rüstig zog der Kochsmaat die Glocke; die Matrosen gingen in's Loges hinunter, der Kapitän, Lootse und die Steuerleute in die Kajüte, wir Passagiere sämmtlich zur Ruhe. — Nichts unterbrach die Stille der Nacht, als das Schlagen der Taue, der dumpfe Tritt der Wachen, und das Anschlagen der Glaasen.

Kaum graute der Morgen, als schon Alles das Deck belebte; — freudig halfen die Passagiere den Anker heben, die Segel aufhissen und hier und dort behülflich sein. Der Sturm hatte sich gelegt; — neugierig schaute Jeder nach dem Flieger, und berechnete im Stillen den noch zu segelnden Kurs, erfreut, nun endlich die Nähe des Ziels der langen Reise erreicht zu haben.

Prächtig erhob sich die Sonne im Osten; — rechts erblickten wir die herrlichen Fluren der Eastern Shore (Ostküste Marylands) und die bewaldete Insel Kent, — über Backbord unzählige, am Ufer zerstreute Plantagen, und weiter oben das freundliche Annapolis. Sanft durchschnitt das Schiff die grünschillernde Fluth, und immer näher kamen wir der langersehnten North-Point, dem Eingang des Patapsko. — Unsere Freude wurde jedoch bald gemildert — die steigende Sonne tödtete die frische Kühlte, die unsere Segel schwellte — selbst laviren half nichts, da das Fahrwasser hier schmaler wurde und der Kiel den Grund aufrührte; — wir waren genöthigt, abermals vor Anker zu gehen.

Gegen zehn Uhr ging der Kapitän an's Land und bewilligte Einigen von uns, ihn zu begleiten; — freudig sprangen wir in die heruntergelassene Jölle und ruderten frohlockend der Küste zu; — das seichte Wasser hinderte das Ufer zu erreichen — Jeder wollte der Erste sein, das neue Vaterland zu betreten, und so scheuten wir nicht, durch's Wasser demselben zuzueilen und das Boot auf's Trockene zu ziehen. — Unser größter Wunsch war nun erreicht — wie viele Gefahren hatten wir glücklich überstanden, während mancher unsrer Brüder im letzten Sturm, in unsrer Nähe dem Todeskampfe unterlegen! — Brüderlich umarmten wir uns, den Kapitän, die Matrosen — jauchzten den am Schiff gebliebenen zu, und wendeten uns dann nach einem aus dem Gebüsch ragenden Hause.

Ein schmaler Fußsteig führte uns über eine Anhöhe, durch ein kleines Tannengehege, an dessen Ende eine Zackenfens (Einfriedigung) den Weg versperrte; — wir überstiegen dieselbe — vor uns lagen mehrere niedere, von rohen Stämmen erbaute Hütten, aus deren Mitte sich majestätisch ein schönes, von Ziegeln erbautes Haus erhob. — Hundegebell empfing uns — in wenig Augenblicken waren wir von einer Menge Neger umgeben, welche uns neugierig betrachteten, und unsere deutschen Kappen, eine hier unbekannte Kopfbedeckung, grinsend anstaunten, bald aber ihrem, uns freundlich entgegenkommenden Herrn den Platz überließen und zur Arbeit zurückkehrten. Lange unterhielt sich der Kapitän mit dem Pflanzer, während wir die Pflanzung durchstrichen. — Wie sehr verschieden fanden wir den hiesigen Landbau von dem in unserm Vaterlande! wie viele andere Gewächse, welche bei uns gar nicht, oder wenigstens sehr schwer fortkommen; vorzüglich zogen die Früchte, die herrlichen Wasser- und Moschusmelonen, die sonderbar gestalteten Flaschenkürbisse und Squashs, die Eierpflanzen und Liebesäpfel, und die zahllose Menge von Pfirschen- und Aprikosenbäumen, die wildwachsenden süßen Kastanien, die eßbaren Eicheln und die Persimonen oder Dattelpflaumen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Nachdem wir uns die Merkwürdigkeiten dieser herrlichen Pflanzung besehen, die schönen Baumwollenanlagen und Tabaksfelder, und die gemischten Farben der Sklaven im Lande der Freiheit bewundert, kehrten wir zum Herrenhause zurück. — Eben so freundlich als der Pflanzer empfing uns die Familie desselben; zeigte uns mit der größten Bereitwilligkeit die innere Einrichtung der Gebäude, der Negerhütten, der Ciderpresse, der Gin oder Baumwollenreinigungsmaschine, und nöthigte uns, einige Erfrischungen zu uns zu nehmen. — Mittlerweile bemerkte der am Fenster stehende Kapitän, daß am Schiffe geflaggt wurde, ein Zeichen, an Bord zurückzukehren; — wir empfahlen uns den guten, freundlichen Leuten, welche uns bis an's Ufer begleiteten, und uns noch zwei Körbe Obst, zur Erfrischung der am Bord Befindlichen, mit in's Boot gaben, und steuerten dem Schiffe zu, das bereits wieder unter Segel war; — bald gelangten wir an dasselbe. — Der sich erhebende Südost begünstigte unsere Fahrt. Auf Befehl des Kapitäns wurde eilends Deck und Zwischendeck gereinigt und schmuck gemacht, und alle Passagiere machten sich schon fertig, gleich nach vor Anker legen das Schiff verlassen zu können.

Der Donner einer Kanone lockte uns auf Deck; — wir waren am Fort M'Henry, zwei englische Meilen von Baltimore; — vor uns lag die herrliche Stadt im Schimmer der Abendsonne ausgebreitet; rechts ein Wald von Masten, hinter denen die ungeheuren Waarenhäuser der Fells-Point sich erhoben, — links der Observations-Hügel, auf welchem die Bremer Flagge uns salutirend wehte. Aus dem dunklen Roth der Häuser erhob sich die palastähnliche Börse und die Thürme vieler Kirchen, und hoch über der Häusermasse die Kathedrale, St. Mary's College und Washingtons Monument. — Eine Gondel mit amerikanischer Flagge, den Arzt und einen Costumhausoffizier bringend, kam an Bord. Da der Arzt die ganze Mannschaft und sämmtliche Passagiere

nach der Musterung für gesund erklärte, erhielten wir, nachdem der Kapitän die Schiffspapiere an den Offizier geliefert, die Erlaubniß, bis an die Point zu segeln — der Kapitän aber beschloß für heute im Strom vor Anker zu gehen. — — Ein sonderbares Gefühl, den Anker zum letzten Male im sichern Hafen niederrauschen zu hören; — herzlich stimmten wir Alle in das dreifache „Hurrah“ der Matrosen, welche die Hüte schwenkend, des Ankers Gruß dem Kapitän für glückliche Fahrt darbrachten.

Eine große Menge Boote umringten unser Schiff: „Sind Einwanderer am Bord?“ riefen viele Stimmen. Der suchte und erwartete Verwandte, jener Freunde, dieser erwartete Briefe oder andere Nachrichten aus dem Vaterlande, — Alle aber klagten, ob mit Grund oder nicht, über schlechte Zeiten.

Das große Boot wurde ausgesetzt; ich fuhr mit dem Kapitän und mehreren Passagieren das Bassin hinauf zur Stadt, Landsleute aufzusuchen; wir glaubten uns in Deutschland zu befinden, so viele Deutsche und Nachkommen von Deutschen fanden wir diesen Abend, und ich hatte alle Ursache, mit meiner Aufnahme in der neuen Welt zufrieden zu sein.

Am andern Morgen hatte der Janus am Zuckerhaus-Werft angelegt, um zu löschen. Das auf der Fells-Point und in dem niedern Theile der Stadt herrschende gelbe Fieber hinderte den Kapitän, höher im Bassin herauf zu gehen. Ich miethete mir ein unweit des Zuckerhauses liegendes, einstöckiges Ziegelgebäude, und ging zu dem, im Nebenhause wohnenden Eigenthümer desselben in Kost, und einige meiner Gefährten, mit denen ich in nähere Verbindung getreten war, zogen am nächsten Morgen zu mir. Unser Haus war herrlich auf einer kleinen Anhöhe gelegen, und genossen wir aus den Fenstern desselben eine köstliche Aussicht auf Baltimore, die Fells-Point und den Hafen, bis hinunter zur North-Point. Unser Hauswirth war ein lieber, freundlicher Mann, deutschen Stammes. Für das Haus, das zwar nur zwei große Zimmer enthielt, zahlten wir wöchentlich zwei Dollars zusammen, und für Kost, welche ausgesucht ist, 2½ Dollars die Person. Wir aßen dreimal zu Mittag, denn Frühstück und Abendbrod unterscheiden sich vom Mittag nur dadurch, daß bei Ersterm außer sechs Gerichten, Kaffee, und bei Letzterem Thee gereicht wird. — Um 8 Uhr Morgens ruft das Muschelhorn zum Essen: Beefsteaks, gebratener und roher Schinken, gekochte Eier, Krabben und gebratene Fische, Weißbrod und Maiskuchen, gute Butter, neuenglischer Käse, eingemachte Früchte, Senf- und Pfeffergurken und Kaffee belasten die Tafel; der Mittagstisch gleicht dem Frühstück auf ein Haar, nur daß der Braten öfters wechselt, und das Abendbrod ist eine Wiederholung des Frühstücks, an welches sich gewöhnlich ein Austerngericht anschließt. — Austern sind in manchen Jahreszeiten in Menge und äußerst billig zu haben; im Bassin lagen mehrere Austernschiffe, und der Preis der Austern war im Durchschnitt ein Vierteldollar für den Bushel. York-River-Austern, die beste Sorte von allen, wurden mit 37½ Cents (54 kr.) der Bushel bezahlt.

Nach Baltimore ging ich alle Tage, theils um mit der Stadt vertraut zu werden, theils um Bekanntschaften anzuknüpfen. — Leben und Thätigkeit fand ich überall; Unternehmungsgeist und Muth fielen mir bei Individuen der verschiedensten Stände auf, und obgleich der Handel in Folge der Bankwirren ungemein gelitten hatte, konnte ich doch, der ich von größeren Seestädten nur Bremen und Hamburg näher hatte kennen lernen, keine Schläfrigkeit im Geschäfte bemerken, und meiner Ansicht nach mußten jene beiden Städte weit in den Hintergrund treten.

Baltimore, die Hauptstadt des gleichnamigen, gegen 900 englische Quadratmeilen großen Kantons, ist, hinsichtlich ihrer Bevölkerung, die dritte, in ihrer Handelswichtigkeit die fünfte Stadt der Union. Unterm 39° 17′ nördl. Breite, und 0° 26′ östl. Länge von Washington, an der Nordseite des Patapskoflusses, 14 Meilen oberhalb dessen Mündung in die Chesapeake-Bay, und dem Schiffekanal nach 200 Meilen vom Ozean gelegen, ist sie 40 Meilen nordöstlich von Washington, 97 Meilen südwestlich von Philadelphia, 183 Meilen südwestlich von New-York, 398 M. südwestlich von Boston, 160 M. nordöstlich von Richmond, und 230 M. Ost-Südost von Pittsburg entfernt, und zählt gegenwärtig 111,327 Einwohner, in mehr als 9000 Häusern, hat mithin seit 1790, wo die Bevölkerung nur 13,503 Seelen zählte, die Zahl seiner Bewohner fast verzehnfacht. Höchst angenehm auf sanft gewelltem Grunde gelegen, der im Norden und Osten zu einigen, die Stadt beherrschenden Höhen emporsteigt, bedeckt sie einen Flächenraum von mehr als vier Quadratmeilen, und zieht sich um eine geräumige Bucht, die von der Nordseite des Patapsko sich in's Land erstreckt. Die Straßen sind regelmäßig ausgelegt und geräumig, die Häuser freundlich und nett, meist von Ziegeln erbaut, und viele derselben elegante Bauwerke. Der Hafen, einer der schönsten der Union, besteht aus drei Abtheilungen: dem Eingange, zwischen Fort M'Henry und dem Lazaret, welcher gegen 600 Yards Breite und eine Wassertiefe von 22 Fuß hat, sich landeinwärts, bei zunehmender Tiefe bis 1¼ Meile erweitert, und der Fells-Point gegenüber sich wiederum bis zu einer Viertelmeile zusammenzieht; hier ist der Eingang des zweiten Hafens, mit einer Tiefe von 12 Fuß; dieser zweite Hafen erweitert sich zu einer Ellipse von einer Meile Länge, bei einer Breite von einer halben Meile, und hat 15 Fuß Wassertiefe, und der dritte oder innere Hafen, der sich fast bis in die Mitte der Stadt erstreckt, hat eine Tiefe von 10 Fuß. Der Hafen wird durch das, am Eingange liegende Fort, auf welches die Britten im letzten Kriege einen erfolglosen Angriff unternahmen, hinlänglich geschützt. Schiffe von 500 — 600 Tonnen können sicher an den Werften der Fells-Point anlegen, kleinere, bis 200 Tonnen, aber bis an den Landeplatz des innern Hafens und in die Docks der innern Stadt gelangen; der Tonnengehalt des Hafens beträgt gegenwärtig 79,842

Tonnen. Jones-Falls, ein kleiner, von Norden kommender Strom, über welchen drei elegante steinerne und vier hölzerne Brücken führen, theilt die Stadt in zwei größere Abtheilungen.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich City-Hall in Holliday-Street, ein drei Stockwerk hohes Bauwerk mit einem Portikus von vier massiven Säulen, in welchem der City-Ausschuß seine Sitzungen hält, besonders aus. Das Rathhaus, an der Ecke des Monument-Square und Lexington-Street, ist ein großes, zweistöckiges, von Marmor und Ziegeln errichtetes Gebäude von 145 Fuß Fronte, mit toskanischen Säulen. Die sechs, in verschiedenen Theilen der Stadt errichteten Markthäuser sind ansehnliche, geräumige Bauwerke, und das Staatsgefängniß, drei große Gebäude nebst vielen Werkstätten, bedeckt mit seinen Gärten und Gängen vier Acres Land, und ist mit einem massiven, 20 Fuß hohen Wall umgeben. Die Gefangenen arbeiten am Tage in gemeinschaftlichen Sälen und sind nur des Nachts in ihren einsamen Zellen. Das unweit desselben befindliche Kantonsgefängniß ist ein schönes Bauwerk, mit einer Kuppel in der Mitte und mit Zinnen versehenen Thürmen an den Ecken. Die schönsten Zierden der Stadt aber bilden: Washingtons Monument, in der Nord-Charlesstraße, eine 140 Fuß hohe dorische Säule, die auf einer 20 Fuß hohen Base sich erhebt, und welche oben mit der 13 Fuß hohen Statue Washingtons geziert ist, und das Schlacht-Denkmal, an der Ecke von Calvert- und Fayette-Street, von 52 Fuß Höhe, welches 1815 zur Erinnerung der siegreich an der North-Point gefallenen Kämpfer gegen Großbritanniens Angriff errichtet wurde. — In verschiedenen Theilen der Stadt sind elegante öffentliche Brunnen, in Gestalt offener Tempel errichtet, welche die Stadt mit dem reinsten Trinkwasser versehen, und ein Aquadukt von einer halben Meile Länge leitet das Wasser der Jones-Falls zu einem Reservoir in der Calvertstraße, von wo es durch Röhren nach allen Theilen der Stadt geführt wird.

An gelehrten und Unterrichts-Anstalten ist hier kein Mangel. Die Universität von Maryland, welche 1812 errichtet und mit dem Baltimore-College vereinigt wurde, ist in ein akademisches, wissenschaftliches, medizinisches und juristisches Departement geschieden; das medizinische allein zählt 6 Professoren und 69 Studenten. St. Mary's-College ist ein blühendes, katholisches Institut, mit 25 Professoren und 176 Studenten; das Maryland-Institut zur Verbreitung wissenschaftlicher und mechanischer Kenntnisse durch Vorlesungen und Experimente, besitzt ein schönes, chemisches Laboratorium, und einen äußerst vollständigen physikalischen Apparat; die Maryland-Akademie für Wissenschaften und Literatur, in den Gebäuden des Athenäums, hat reiche Sammlungen naturhistorischer Gegenstände, Gypsabgüsse ꝛc., und das Asbury College eine schöne Bibliothek. An Schulen und Akademien zählt man 107, worunter mehrere Freischulen, die durch freiwillige Beiträge erhalten werden. Die Stadtbibliothek mit mehr als 40,000 Bänden, die Lehrlingsbibliothek, und die Bibliothek des St. Marys-College mit 12,000 Bänden, so wie die Lesezimmer der Börse, sind werthvolle Institute. Kirchen zählt man in der City 42, von denen 5 den Episkopalen, 6 den römischen Katholiken, 3 den Presbyterianern, 2 den schottischen Presbyterianern, 4 den Baptisten, 9 den Methodisten, die andern den verschiedenen andern Religionssekten gehören. Deutsche Kirchen existiren vier. An Wohlthätigkeits-Anstalten besitzt Baltimore ein schönes, gut eingerichtetes Hospital, ein Armenhaus von 375 Fuß Fronte, mehrere Privat-Heilanstalten, Waisenhäuser, Blinden- und Taubstummen-Anstalten, und an Belustigungs- und Unterhaltungsplätzen: zwei Theater, einen Circus, ein Museum, und mehrere Gesang- und musikalische Akademien. — Der Handel Baltimore's ist von großer Bedeutung, und vermittelt den Vertrieb der Erzeugnisse von fast ganz Maryland, des westlichen Pennsylvaniens und eines Theils der westlichen Staaten. Für Tabak ist die City der größte Markt der Union, und für Waizenmehl wahrscheinlich der größte der Welt. Der Manufakturbetrieb ist nicht weniger ausgedehnt, als der Handel, und wird durch die Wasserkraft, die sich in der unmittelbaren Nähe der Stadt zusammendrängt, ungemein befördert. Johns-Falls, obwohl ein kleiner Strom, hat eine Reihe von Fällen, die eine außerordentliche Wasserkraft bieten, und der Patapsko hat während eines Laufes von 30 Meilen gegen 800 Fuß Fall, und bietet zahlreiche werthvolle Mühlsitze. Innerhalb 20 Meilen von der City sind an seinen Ufern 60 Mahlmühlen, außer zahlreichen Baumwollen- und Tuchmanufakturen, Pulver- und Papierfabriken, Eisen-, Kupfer- und Glaswerken, Dampfmaschinenfabriken, chemischen Laboratorien und Tabaksmanufakturen. — Außer den Verbindungen durch die Bay, mit allen Theilen der Welt, sind die Verbindungen mit dem Binnenlande, durch Straßen und Eisenbahnen, von außerordentlicher Wichtigkeit. Die Baltimore- und Port-Deposit-Eisenbahn erstreckt sich 36 Meilen bis Havre de Grace, und verbindet sich dort mit der Philadelphia-Eisenbahn; die Washingtoner Zweigbahn der Baltimore-Ohio-Eisenbahn verbindet Washington, den Sitz der Centralregierung mit der City; die Baltimore-Ohio-Eisenbahn ist bereits über 80 Meilen, bis Harper's Ferry vollendet, führt bereits einen beträchtlichen Theil des westlichen Handels nach Baltimore, und wird, wenn einst bis Wheeling fortgesetzt, die direkteste Verbindung des atlantischen Ozeans mit dem Mississippithale sein. Die Baltimore Susquehanna-Eisenbahn erstreckt sich bis York, in Pennsylvanien, und schließt sich dort an die Kette von Eisenbahnen an, die Philadelphia mit Baltimore in Verbindung setzen.

Das Leben in Amerika ist ungemein angenehm; Gastfreiheit ist eine der Haupttugenden der Bewohner Baltimore's, trotz aller bitteren Erfahrungen, die sie bereits bei der Masse oft unwürdiger Einwanderer machen mußten, und obwohl ich nicht sagen kann, daß meine mitgebrachten Empfehlungsschreiben mir von großem Nutzen gewesen wären, denn der Amerikaner gibt nicht viel auf dieselben, sondern will selbst prüfen, so muß

ich doch gestehen, daß ich in wenig Wochen eine so ausgebreitete Bekanntschaft unter den besten Familien, und gerade dadurch errang, daß ich offen die Geringfügigkeit meiner Mittel gestand, als ich in Deutschland durch Familienverbindungen erst in vielen Monaten hätte machen können.

Die Gewerbthätigkeit ist hier außerordentlich lohnend. Wer Fleiß und Arbeitsamkeit übt und liebt, darf hier und in der Umgegend, so wie überhaupt in ganz Amerika, nicht um sein gutes Fortkommen besorgt sein, und hat der Einwanderer das erste Jahr überstanden, einen Grund in der englischen Sprache gelegt, sich mit Sitten und Gebräuchen seines neuen Vaterlandes bekannt gemacht, und hat er die Lokalität kennen gelernt, so wird er sich nie aus der neu errungenen Heimath zurück in die alte sehnen, und sollte ja bei ihm eine Sehnsucht nach den Geliebten des Vaterlandes erwachen, so bin ich überzeugt, es ist lediglich der Wunsch, die überseeischen Freunde um sich versammelt zu wissen, denn das allein ist ja das wahre Vaterland, und nicht eure Berge und Thäler, eure Wiesen und Wälder, oder das Dorf und die Stadt, in der ihr groß gewachsen, wie viele irrig meinen; — nein! gebt dem armen Auswanderer in Amerika seine Familie, seine Freunde — gestattet ihm den alleinigen Genuß des Selbsterrungenen und den ungehinderten Gebrauch seiner Kräfte, und freudig wird er ausrufen — ubi panis et libertas, ibi patria!!

Tr. Bromme.

Harper's Ferry.

(Taf. 5.)

Einer der malerischsten Punkte, nicht nur in Virginien, sondern den ganzen Vereinigten Staaten, im Osten der Alleghanies, ist das Poststädtchen Harper's Ferry, im Kanton Jefferson, an der Vereinigung der Shenandoah mit dem Potowmakfluß, wo die verbundenen Ströme die Kette des blauen Gebirges durchbrechen. Die liebliche Natur, der treffliche Boden, das gesunde Klima und die ungeheure, auf einem kleinen Raum zusammengedrängte Wasserkraft, welche die Anlage umgehender Werke begünstigte, zogen gar bald eine Menge Ansiedler hierher, und in dem kurzen Zeitraum eines halben Jahrhunderts hat sich um das Fährhaus des ersten Ansiedlers ein Städtchen erhoben, das bereits 810, zum größten Theil von Ziegeln erbaute Häuser, 3 Kirchen, 2 Maurerhallen, eine Akademie, 12 Handlungshäuser, und gegen 8000 Einwohner zählt, die sich mit Landwirthschaft und technischen Gewerben beschäftigen, oberhalb der Stadt über vierzig Mühlen betreiben, in der Stadt aber eine der größten Mühlenanlagen der Union, eine Eisengießerei und eine Waffenfabrik besitzen, die unstreitig die bedentendste der Vereinigten Staaten ist, und über 240 Arbeiter beschäftigt. Das hier befindliche Zeughaus der Union enthält fortwährend einen Vorrath von 80 — 90,000 Stück Schießwaffen, die, so wie sie dem Zeughaus entnommen werden, sogleich durch die Waffenfabrik ersetzt und vollzählig erhalten werden müssen. Der Chesapeake- und Ohio-Kanal, der den atlantischen Ozean mit dem Mississippithale verbindet, zieht sich, dem Städtchen gegenüber, längs dem nördlichen Ufer des Potowmak, und trägt außerordentlich viel zur Hebung der Gewerbsthätigkeit und des Handels der Einwohner bei, und seit die Baltimore-Ohio-Eisenbahn Harper's Ferry der City Baltimore bis auf 6 Stunden genähert hat, ist die reizende Umgegend zu einer Lieblings-Excursion der Bewohner Baltimore's und der City von Washington geworden. 1

Eine armenische Hochzeit in Konstantinopel.

Herr D..d, Dragoman des Hrn. O. v. K. feierte seine Hochzeit mit der sehr liebenswürdigen Tochter eines angesehenen armenischen Banquiers.

Wir, die Gäste, wurden in ein Zimmer geführt, in welchem eine Anzahl älterer Herren im Kreise auf den Divans saßen, versteht sich rauchend. Bei unserm Eintritt erhob sich Alles unter Begrüßungen mit der Hand. Man brachte uns den langen Tschibuk und die kleinen Tassen voll des schwarzen Kaffee's. An der Unterhaltung konnten wir leider nur unvollkommen Theil nehmen.

Verschiedene Erfrischungen wurden umhergereicht, die feinsten Konfekte, Liqueure und Mandelmilch. Sobald ein Aelterer in das Zimmer trat oder hinausging, erhob sich die gesammte Versammlung.

Die Damen waren ein Stockwerk höher hinauf geführt, wo der weibliche Theil der Familie versammelt war.

Plötzlich öffnete sich die, dem Eingange gegenüber liegende Thür unseres Zimmers, und die Braut, geführt von zwei Brautjungfern in kostbaren, langen, aber eng anschließenden Gewändern, trat ein; hinter ihr kam ein Gefolge von Herren. Ihr Gesicht war durch einen dichten, aus Goldfäden gewobenen Schleier verhüllt. Der Bräutigam empfing sie und führte sie schweigend in ein Zimmer des obern Stockes. Wir folgten.

Alles war für die Trauung eingerichtet. Drei armenische Priester in langen Roben, das Crucifix in der Hand, umgeben von einer Anzahl Chorknaben, welche hohe, mit Schleifen verzierte Wachskerzen trugen, bildeten einen Halbkreis, in welchen der Bräutigam trat, welcher vorher die Braut in ein anderes Zimmer geführt hatte. Die Chorknaben erhoben einen schreienden Gesang, und man brachte in einem Korbe einen völlig neuen Anzug für den Bräutigam, von welchem dieser den neuen Fez wählte und mit dem alten vertauschte. (So ward der neue Mensch angezogen.) Darauf öffnete er eine Thür und führte die, von den Brautjungfern umgebene Braut in das Trauungszimmer, welche sich neben ihn stellten. Der Priester las in armenischer Sprache das übliche Formular, und die Knaben begannen den unterbrochenen Gesang von Neuem. Während

dessen wand man dem Bräutigam und der Braut Kränze von gemachten Blumen um das Haupt. Darauf wurde ein Glas Wein gebracht, das dem Bräutigam gereicht wurde, der es austrank. Nun fragte der Priester erst den Bräutigam, ob er die Braut zu seiner Ehefrau annehmen, sie lieben, ihr getreu sein und sie niemals verlassen wolle. Auf sein Ja erging an die Braut die Frage, ob sie den Bräutigam als ihren Herrn erkennen und ihm gehorchen wolle. Ihrem Ja folgte die Einsegnung durch den Priester und mit Gesang des Chors schloß die Ceremonie.

Das junge Ehepaar ging darauf im Kreise umher und empfing die Glückwünsche der Anwesenden. Die junge Frau küßte dabei Allen, selbst den Herren, die Hand, was sie an diesem Tage selbst den Dienern thun muß, da sie für die Niedrigste gilt. Man führte sie darauf in eine Ecke des anstoßenden Zimmers, wo sie schweigend (— sie darf den ganzen Tag nicht reden —) und ohne aufblicken zu dürfen, ihren Platz einnahm. Ringsum nahmen die Verwandtinnen Platz, die äußerst reich gekleidet waren und deren Kopfputz von Diamanten funkelte. Wir Alle wurden in dieß Zimmer geführt; als wir eintraten, erhob sich grüßend die junge Frau. Darauf küßte sie noch einmal eines Jeden Hand, und nur mit Mühe konnte ich sie davon abhalten, auch mir diese Ehre zu erweisen. Es entspann sich ein lebhaftes Gespräch, bis wir zum Mahle gerufen wurden. Dieß war sehr reich und höchst geschmackvoll angeordnet. Nach Beendigung desselben zeigte man uns die prachtvollen Brautgeschenke, welche meist aus kostbaren Ringen und Rosetten von Brillanten bestanden.

Die übrigen Stunden des Tags gingen bei lebhafter Unterhaltung vorüber, und erst spät am Abende kehrten wir, uns dankbar der uns erwiesenen Freundlichkeit und Güte erinnernd, in unsere Wohnung zurück.

Julius Hoffmann.

Die Bignonie oder Trompetenblume.

(Taf. 6.)

Die Bignonien oder Trompetenblumen, Sträucher und Bäume, die gegenwärtig als Zierpflanzen in allen unsern größeren Gartenanlagen gefunden werden, gehören der zweiten Ordnung der vierzehnten Klasse Linné's an, und bilden eine eigene Familie. Das Vaterland derselben ist Nord- und Süd-Amerika, wo sie in vielen Arten vorkommen; nur eine Art ist der östlichen Hemisphäre eigenthümlich und in China zu Hause.

Am bekanntesten ist von ihnen die Catalpa oder der Trompetenblumenbaum, Bignonia Catalpa, die in Carolina und Florida heimisch ist, dort eine Höhe von 30—50 Fuß erreicht, und eine ziemlich breite Krone bildet, bei uns aber meistens zu einem buschigen Baume von höchstens 20 Fuß Höhe ausartet. Der Stamm ist weißgrau, oft 1 — 1½ Fuß dick, bei uns kaum einige Zoll stark und oft geknotet; die Blätter sind groß, spitzig, herzförmig und hellgrün, und im Juli und August treiben die Zweige große, armleuchterförmige Endsträuße von weißen, mit Purpur und gelbgefleckten Blumen, die dem Baume ein prachtvolles Ansehen geben. Die Kultur desselben ist nicht schwierig; er bedarf nur leichte Dammerde und halbe Sonne. Man säet den Samen im März in Töpfe unter Glas, oder besser im April in's freie Land; schützt drei Jahre lang die jungen Pflanzen durch Streu vor Frost, und versetzt sie im zweiten Jahre in die Baumschule, im vierten an Ort und Stelle. Auch durch Stecklinge und Wurzel-Ausläufer kann man die Catalpa vermehren, doch muß man sie dann von Zeit zu Zeit mit Erde anhäufeln.

Die Bignonia capreolata ist eine schöne, aus Virginien stammende Art, mit 3 bis 6 Fuß hohen holzigen Stengeln, welche ranken und ihre Wurzeln in Bäume schlagen, an denen sie sich auch noch mit Gabeln festhalten. Die Blätter sind bei ihr entgegengesetzt, lanzettförmig, spitzig; die obersten sind gepaart, und mit Gabeln versehen; im Juni und Juli erscheinen die röhrigen, innen orangegelben, von Außen zimmetfarbigen Achselblüthen. Die Pflanze verlangt leichte und feuchte Dammerde, an einer Mauer oder an einem Bogengang, nur nicht gegen Norden. Die Vermehrung geschieht durch Samen in's Mistbeet (der aber zuweilen erst im zweiten Jahre aufgeht), durch Einlage, oder durch Stecklinge vom zweijährigen Holz.

Die Bignonia grandiflora ist ein rankender Strauch, der in China heimisch ist, und dessen Blätter der, auf beiliegender Tafel abgebildeten B. radicans ähnlich sind. Die Blumen sind groß, zahlreich und in rispenförmigen Trauben; die Blumenkrone ist glockenförmig, safranfarbig, nicht länger als der Kelch, und dehnt sich in einen großen Saum mit fünf breiten, rundlichen Einschnitten aus. Die B. grandiflora verlangt Heideerde und ein lauwarmes Haus. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge, Ableger und Wurzeln.

Die Bignonia stans ist überall in Süd-Amerika und Westindien zu finden, verlangt aber bei uns Dammerde und ein warmes Haus, und während ihres Wachsthums oft, im Ruhestande aber selten begossen zu werden. Der ästige Stengel wird 7 bis 8 Fuß hoch; die Blätter sind immergrün, entgegengesetzt, und mit 5 bis 7 spitzigen, stiellosen, gezähnten Blättchen; im August erscheinen viele gelbe Blumen in aufrechten Endtrauben. Die Vermehrung geschieht durch Samen oder Stecklinge in Töpfe, die man in das Lohbeet unter Glas einsenkt.

Die Bignonia radicans, welche unsere Tafel zeigt, stammt aus Pennsylvanien, ist in allen östlichen Staaten der Union, von New-York bis hinab nach Florida heimisch, und fängt erst jetzt an, in unsern Gärten allgemeiner zu werden. Sie bildet einen kletternden Strauch, mit rankenden, 20 bis 30 Fuß hohen Stengeln, welche sich durch Gabeln festhalten, aus denen Wurzeln werden können. Die Blätter sind entgegengesetzt, ungleich gefiedert, mit spitzig-eirunden, gezähnten, schön grünen Blättchen. Die großen, schönen, einblättrigen, röhrigen Blumen erscheinen in kurzen



Sträußern, vom Juni an bis zum September. Die Behandlung der Pflanze wie bei B. capreolata; leichte und feuchte Dammerde sagt ihr am besten zu.

Fig. 1 ein blühender Stengel der Bignonia radicans; — Fig. 2 Kelch; — Fig. 3 Blume; beide aufgeschnitten.

1

Kaninchenjagd auf Amrum.

Reichlich eine Meile südwestlich von dem, in den letztverflossenen Jahren viel besuchtem Badeorte Wyck auf Föhr liegt in der Nordsee die friesische Insel Amrum oder Amrom. Die Badegäste in Wyck, welche in das etwas einförmige Leben auf der, an Naturschönheiten armen Insel durch häufige Segelfahrten nach den benachbarten Halligen und Inseln einige Abwechslung zu bringen bemüht sind, pflegen auch Amrum zu besuchen, besonders wegen der ansehnlichen Dünen, die am Westrande dieses Eilandes zu bedeutender Höhe ansteigen, und das hinter ihnen gelegene Land gegen den ungestümen Andrang der Wogen schützen. Man würde auch das Eigenthümliche der Nordseeinseln nicht gesehen haben, wenn man die Dünen auf Amrum oder auf Sylt nicht besuchte, denn Föhr hat deren nur sehr unbedeutende und wenige.

Als ich vor einigen Jahren längere Zeit in Wyck zubrachte, und die herrlichen Bäder zur Stärkung meiner Gesundheit gebrauchte, versäumte ich nicht die Gelegenheit, auch die anderen Inseln der Nordsee zu besuchen. Wie man an fremden Orten leichter und schneller Bekanntschaften anknüpft, als in der Heimath, besonders an Badeorten, wo gleiches Bedürfniß die Menschen aus den verschiedensten Gegenden zu gleichem Zwecke zusammenführt, so ging es mir auch damals in Wyck. Ich hatte mich früh eingestellt, gleich nach Eröffnung des Bades in den ersten Tagen des Junimonats, lange vorher, ehe der nun verstorbene König von Dänemark, Christian VIII., das Bad besuchte, der hier jeden Sommer einige Wochen, gewöhnlich im August, zuzubringen pflegte. Es war gerade mein Wunsch, meine Badekur zu beenden, ehe der Fürst mit seinem Gefolge die Insel betrat, deren stilles, einfaches Leben sich dann in ein geräuschvolles, von Zerstreuungen aller Art reich bewegtes verwandelte. Diesem zu entgehen war der Grund meiner frühzeitigen Ankunft. Doch war ich nicht der Erste unter den Gästen, bereits drei fand ich vor, die, weil sie bisher die Einzigen waren, in trautem Verkehr mit einander lebten, und mich natürlicherweise in ihren Bund aufnahmen. Unser inniges Zusammenleben, das noch wenigstens 14 Tage dauerte, da Niemand außer uns sich zum Gebrauch des Bades einfand, war um so unterhaltender, als wir alle einer anderen Heimath angehörten. Der Eine nämlich war ein Engländer, ein Kaufmann, der aber sein Geschäft seinem Bruder abgetreten hatte, nur noch den Winter in England verlebte, während des Sommers aber nun schon seit 19 Jahren regelmäßig Föhr besuchte, dort immer dasselbe Zimmer in demselben Hause unweit des Gesellschaftshauses bewohnte, und jedes Kind in Wyck, jede Familie auf der ganzen Insel kannte. Er war einige fünfzig Jahre alt, hohen Wuchses und edler Haltung, noch rasch und rüstig, so daß man ihn eher für einen Mann von vierzig Jahren zu halten geneigt sein konnte. In Allem ein Engländer, war er zurückhaltend bei oberflächlicher Bekanntschaft, aber vertraut, hatte man erst seine Zuneigung gewonnen; ein leidenschaftlicher Jäger, der, am liebsten allein, den Seevögeln nachstellte, die in zahllosen Schaaren den Meeresstrand umschwärmen. Da er als junger Mann mehrere Jahre in Amerika zugebracht hatte, später in Gräfenberg durch die Wasserkur unter Prießnitz Leitung von einer schweren Krankheit geheilt worden, den größten Theil Deutschlands, der Schweiz und Italiens aus eigner Anschauung kannte, so war seine Unterhaltung eben so angenehm als belehrend, mir besonders, der ich mich in seiner Muttersprache mit ihm unterhalten konnte. — Der Andere war ein Offizier, ein geborner Litthauer, damals Lieutenant im preußischen Heere. Er diente unter den Husaren und war ein sehr wissenschaftlich gebildeter, zugleich wohl erzogener junger Mann. Seine Familie war von schwedischem Adel, sein Vorfahr unter Gustav III. ausgewandert, sein alter Vater, der auf seinem Gute in Litthauen lebte, hatte die Feldzüge zu Anfang des Jahrhunderts als Husarenoffizier mitgemacht. Der Sohn, dessen vertrautem Umgange, zumal wir in einem Hause wohnten, ich mich noch jetzt mit Vergnügen erinnere, war heiteren Gemüthes und hatte bereits manche Erfahrungen gesammelt, die seinem Charakter eine edle Festigkeit, verbunden mit freundlicher Liebenswürdigkeit, verliehen. Im Andenken an die vertraulichen Gespräche, die wir, in stiller Abendstunde am Strande der See spazierend und über die höchsten menschlichen Angelegenheiten uns unterhaltend, genossen, thut es mir herzlich leid, niemals wieder von ihm gehört zu haben. — Der dritte endlich, ein noch rüstiger Fünfziger von kleiner Statur, mit einer grünen Brille und beständig die nie verlischende, kurze Pfeife im Munde, war ein Hamburger, der, nachdem er mit glücklichen, kaufmännischen Spekulationen ein ansehnliches Vermögen erworben, sein Geschäft niedergelegt hatte, und nun die Zinsen seines Kapitals, die täglich etwa zwei Louisd'or betrugen, immer auf Reisen verzehrte. Er war, ebenso wie der Engländer und der litthauische Offizier, nicht verheirathet, hatte den letztverflossenen Winter in Saragossa zugebracht, war übrigens in Europa überall gewesen, in Rom und in Konstantinopel, in Petersburg und in Paris, in Wien und in Madrid, überhaupt in den meisten namhaften Städten, mindestens in allen Hauptstädten und Badeörtern. Ueber seine Erlebnisse führte er ein sehr genaues, umständliches Tagebuch, an welchem er Abends oft bis nach Mitternacht zu schreiben pflegte; aber niemals war er zu bewegen, uns aus demselben vorzulesen. Ueberhaupt war er selbst einsylbig, erzählte wenig, fragte aber desto mehr, gleich je-

nen lästigen Reisenden, die alle ihre erfragten Erkundigungen als Selbsterlebnisse auf jeder Messe gedruckt zu Markte bringen, worin indeß dieser Mann ihnen nicht nachahmte. Je weniger er selbst sprach, um so eifriger war er ein aufmerksamer Zuhörer unserer Unterhaltung, und lachte gern und anhaltend über jeden Scherz, der unsere Gespräche belebte. Nach Jerusalem wollte er von Föhr, — ob er hingekommen, ob sein unsteter Fuß noch heutzutage Europa's oder Asiens Boden betritt: ich habe nie wieder von dem braven Manne etwas erfahren!

Mit den genannten Personen bildete ich gleichsam in den ersten Wochen unseres Aufenthalts in Wyck ein vierblätteriges Kleeblatt, denn wir waren unzertrennlich. Morgens früh badeten wir mit einander, Mittags trafen wir uns an der Wirthstafel, Nachmittags spazirten wir zusammen oder besuchten entlegnere Dörfer der Insel zu Wagen oder fuhren über's Meer im leichten Segelboote. Nur wenn unser Engländer auf seine einsamen Jagdabentheuer, wobei er keine Zeugen liebte, ausgegangen war, fehlte Einer in unserem Kreise, und die Unterhaltung war weniger lebhaft. Da wir aber wußten, daß er am liebsten auf solchen Streifzügen allein war, so machten wir ihm nie den Antrag, ihn begleiten zu wollen. Auffallend war es uns daher, als er uns eines Tages, als wir zu Mittag speisten, zu einer Kaninchenjagd für den morgenden Tag nach Amrum einlud. Mit Vergnügen nahmen wir das Anerbieten an, zumal die Art und Weise dieser Jagd uns Allen neu war. Der Lieutenant freilich, der in den Wäldern seiner Heimath nicht nur oft den wilden Eber erlegt hatte und vieles von den Gefahren der Sauhatz zu erzählen wußte, sondern auch mitunter an der noch weit gefährlicheren Jagd auf Bären und Auerochsen Theil genommen hatte, meinte, es verlohne sich wohl kaum der Mühe, den kleinen, unschuldigen Kaninchen nachzustellen. Aber der Kaufmann aus Hamburg freute sich, daß es mindestens auf Amrum weder Eber, noch Bären, noch Auerochsen gäbe, vor denen er einen gewaltigen Respekt zu haben schien, und war um so bereitwilliger auf den Vorschlag einzugehen, als er nicht gern sein Leben auf's Spiel setzen möchte um eines bloßen Jagdvergnügens willen, und die Kaninchen ihm doch höchstens nur ein Loch in den Stiefel beißen könnten, wenn sie es nicht vorziehen sollten, seinen Fußtritten gänzlich auszuweichen. Auch war es ihm besonders lieb, daß der Engländer ihn versicherte, er brauche dabei nicht seine Pfeife ausgehen zu lassen, denn im entgegengesetzten Falle wäre er unfehlbar zu Hause geblieben.

Was uns Alle aber begierig machte, an der beabsichtigten Ausflucht Theil zu nehmen, war die eigenthümliche Art und Weise der Jagd, deren Zuschauer wir sein sollten. Zu dem Ende nämlich hatte der Engländer vor zwei Jahren zwei Frettchen (Mustela Furo. Linn.) nach Wyck gebracht, und dem Könige von Dänemark zum Geschenk gemacht, die nun auf Kosten des Fürsten dort unterhalten wurden und deren Pflege der Engländer, so lange er im Badeorte verweilte, mit größter Sorgfalt selbst leitete. Nach aufgehobener Mittagstafel zeigte er uns die niedlichen Thierchen, die in einer kleinen Kammer seiner Wohnung gehalten wurden. Ihre Heimath ist Centralasien, wo sie besonders im Altaigebirge angetroffen werden. Deßhalb ist unser nördliches Klima ihnen zu kalt, nur im Sommer können sie ohne Nachtheil in's Freie gelassen werden. Im Frühling, Herbst und Winter muß man sie bei uns in erwärmten Räumen pflegen, in Spanien dagegen haben sie sich naturalisirt, und da her waren auch diese beiden, die wir sahen.

Sie saßen, als wir eintraten, schüchtern in einer Ecke, und wir konnten nicht genau die Farbe ihres Pelzes erkennen, nur ihre röthlich glänzenden Augen leuchteten uns entgegen. Auf den Lockruf des Engländers, der sie täglich selbst fütterte, kamen sie indeß nach einigem Besinnen hervor, und nun konnten wir deutlich die graugelbe Farbe ihres Rückens von der blaßgelben ihres Bauches unterscheiden. An Gestalt waren sie ganz dem kleinen Wiesel (Mustela vulgaris) ähnlich, das Jedermann bei uns kennt, da es sich überall in Hecken und Steinlöchern aufhält; nur mochten sie etwa noch einmal so groß sein. Im Winter hat ihr Oberrücken eine röthlichgelbe Farbe; Mund und Kinn sind weiß, der Schwanz ungefähr 5 Zoll lang. Im Allgemeinen schläfriger Natur, sind sie doch im höchsten Grade kampflustig und blutgierig, so daß sie selbst gesättigt noch andere Thiere, mit denen sie es aufnehmen können, anfallen und tödten, daher zur Jagd auf Kaninchen nicht abgerichtet zu werden brauchen, sondern aus angeborner Raubgier denselben nachstellen. Davon sollten wir am andern Tage die Beweise sehen.

Der Junimorgen dämmerte hell und klar herauf, als wir, nach genossenem Bade uns an den Strand bei Wyck begaben, wo das zu unserer Fahrt nach Amrum bestimmte Segelboot bereit lag. Der Engländer trug seine Frettchen in einem Sacke, den er in der kleinen Kajüte sachte niederlegte. Er hatte die Thierchen nur spärlich gefüttert, um sie desto kampflustiger zu machen. Unser Schiffer Jens, ein alter Küstenfahrer jener Gewässer zwischen den Inseln, deren Tiefen und Untiefen nur der dort Eingeborne, der von Jugend auf das Meer zwischen den Eilanden und dem Festlande von Schleswig befährt, genau kennt, zog den Anker auf; sein Sohn, ein rüstiger Bursche von einigen zwanzig Jahren, entfaltete die Segel, deren zwei unser Fahrzeug führte, und ein frischer Ostwind trieb uns bald vom Lande hinaus auf die See. Die dunklen Wellen, die in breiten Bogen an den Flanken unseres Bootes vorüberrauschten, hoben bald vor, bald hinter uns ihre weißbesäumten Häupter empor, um sie eben so schnell wieder in den düstern Abgrund zu tauchen. Auf ihrem unruhig bewegten Nacken tanzte das Fahrzeug lustig dahin, jetzt schoß es vorüber in die Tiefe, und am scharfen Bug herauf über das Verdeck hin spritzte der salzige Schaum, jetzt wieder arbeitete es sich am steilen Abhange der nächstfolgenden Woge mühsam empor, und

hatte es seine Spitze erklommen, so wiederholte es seinen Sturz in die Tiefe. Dabei mußten wir halben Wind halten, denn dieser ging allmählig nördlich und unser Schiff lag deßhalb so schräg auf dem Meeresrücken, daß der Rand der einen Seite fast beständig nur eine Hand hoch aus dem Wasser ragte, mitunter sogar von der Fluth überspült ward, die aber gleich wieder vom Deck zurückrollte. Unser Hamburger Kaufmann schien etwas blaß zu werden, besonders als die gewaltsam durchschnittenen Wellen ihm mit ihren, im Glanz der Morgensonne leuchtenden Tropfen die brennende Pfeife auslöschten und den Oberrock durchnäßten. Er kroch in die enge Kajüte hinab, während wir Andern oben blieben und uns des schönen Naturschauspiels freuten.

Wo ist der Flagg? fragte der Engländer den alten Jens. Statt der Antwort, die der Seemann sich gern erspart, wenn er kann, langte Jens, der das Steuerruder hielt, neben sich nieder und holte einen Dannebrog hervor, roth mit weißem Kreuze.

Nothing at all! rief der Britte, kein dänische Flagg! und dabei zog er aus der weiten Tasche seines weiß und schwarz karrirten Oberrocks ein altes Zeitungsblatt der Times hervor, schnitt mit dem Messer aus dem großen Blatte einen Keil heraus, knotete sie an das Flaggentau des Mastes und hißte die sonderbare, gespaltene Flagge empor, die knisternd im Morgenwinde flatterte. Der Offizier und ich sahen stillschweigend dem wunderlichen Manöver zu, doch war's uns auch recht, wir fuhren doch lieber unter englischer, als dänischer Flagge, denn eine deutsche gab's ja damals noch nicht.

Es war, als wenn die Möven selbst die seltsame Flagge imponirte, denn sie, die bisher laut kreischend über unser Fahrzeug hin und her geschossen waren, umkreisten dasselbe jetzt in angemessener Entfernung, und verschonten unsere Ohren mit ihrem lästigen Geschrei, welches das Rauschen der Wogen nun übertönte. Tümmler warfen ringsum den Wasserstrahl, Fontainen gleich, aus ihren Naslöchern, und machten ihren wunderbaren Purzelbaum dazu, dann tauchten sie unter und erschienen bald wieder, den Rücken halb über der Oberfläche, wie treue Gefährten den Lauf unseres Schiffes begleitend. In weiter Ferne schaute mitunter auch wohl ein Seehund aus den Wogen herauf; die scheuen Thiere aber verschwanden schnell wieder im Schooße der Wellen. Ueber das Alles breitete die immer höher steigende Sonne ihren glänzenden Lichtteppich aus, in welchem sich die schaumbedeckten Fluthen spiegelten.

Wir segelten, durch den Nordwind etwas südlich getrieben, an der Hallig Nordmarsch vorüber und gelangten, nachdem wir eine Stunde gefahren, in ein noch stürmischeres Gewässer, welches den Osten von Amrum von der Westküste Föhrs trennt. Hier dringt das Meer vom Norden her durch eine, kaum eine Viertelmeile breite Wasserstraße zwischen den genannten Inseln herein, und der Nordwind trieb heute gerade mit besonderem Ungestüm die Strömung unserem leichten Fahrzeug entgegen. Es ward uns unmöglich, den Cours mit halbem Winde zu halten, wir mußten eine südwestliche Richtung einschlagen und unser Hauptsegel reffen. Das kleine Focksegel reichte aus, uns mit Sturmeseile vorwärts zu schleudern. So wurden wir genöthigt, der Südspitze Amrums zuzusteuern, wo wir denn auch nach einer halben Stunde landeten. Man denke aber ja nicht, daß wir bequem in eine tiefe Bucht einliefen und mit einem Schritte vom Boote an's Land stiegen. Nein, wir segelten so lange wohlgemuth darauf los, bis unser Fahrzeug im Schlick des seichten Meeresbodens festsaß. Hier warfen wir Anker, in der sicheren Hoffnung, die niemals täuscht, daß das Schiff mit der nächsten Fluth schon wieder von selbst flott werden würde. Dann ward die kleine Jolle, die hinter dem Boote hergeschwommen, losgeknüpft, auf die Seite herumgeholt und ausgeschöpft. Wir stiegen ein, der Engländer mit seinen Frettchen voran, ich mit unserem Proviantkorbe in der Hand, und der preußische Offizier mit Flinte und Jagdtasche folgten, den Beschluß machte unser Freund aus Hamburg, einen vollgepfropften Tabaksbeutel im Knopfloche seines Rockes führend, daneben die Pfeife mit silbernem Deckel auf dem porzellainenen Kopfe. Der alte Schiffer blieb am Bord des Segelboots zurück, sein Sohn ruderte uns an's Land. Aber auch dieß Mal gelangten wir noch nicht ohne Schwierigkeit hinüber. Denn da das Wasser schon ziemlich weit durch die Ebbe abgelaufen war, saß auch bald unsere Jolle auf dem Grunde. Und nun mußten wir, Einer nach dem Andern, uns auf dem Rücken unseres Fährmanns, der mit seinen bis an die Schenkel heraufgezogenen Thranstiefeln den Schlick durchschritt, auf den Strand tragen lassen.

Hier standen wir nun im dürren Sande am Fuße des Dünengebirges, welches namentlich den Westen Amrums mit bedeutenden Hügeln einfaßt. Bis an die Knöchel versanken unsere Füße in dem losen Erdreich, und ließen kaum eine sichtbare Spur zurück. Das hellgrüne, trockene Dünengras schwankte im Winde hin und her, und klappernd schlugen die dürren Halme an einander. Die Sonne brannte heiß, obwohl es noch früh war, die unruhige Meerfahrt, die zwar nicht lange genug gedauert hatte, um uns den trostlosen Zustand der Seekrankheit erfahren zu lassen, hatte doch unseren Appetit gereizt. Ich meinte, wir möchten uns, ehe wir unsere Wanderung durch die Dünen antraten, erst ein wenig erquicken; allein der Engländer, der die Oertlichkeiten genau kannte, schlug vor, nur eine Viertelstunde weiter zu gehen, da sei eine Schlucht, in welcher wir im Schatten eines Dünenberges unser Mahl verzehren könnten, das uns dort besser munden werde, als hier in der Sandwüste unter den brennenden Sonnenstrahlen. Natürlich hatten wir dagegen nichts einzuwenden und setzten uns sogleich in Bewegung. Einige kleine Hügel wurden erklommen, an andern schritten wir unten vorüber, bald befanden wir uns in der beschriebenen Schlucht, auf deren Boden die hinter uns liegenden Höhen ihre dunklen Schatten warfen. Ein zahlloses Heer von Möven, Kibitzen, Strandläufern und an-

deren Seevögeln ward durch unsere plötzliche Annäherung aufgeschreckt und flog mit widerwärtigem Gekreisch in die Luft. Wir nahmen von ihren verlassenen Brutplätzen Besitz, mußten es uns daher gefallen lassen, daß viele von ihnen fortwährend mit lautem Schreien über uns kreisten, entschädigten uns aber dafür mit einigen wohlschmeckenden Eiern, die wir aus ihren warmen Nestern im Dünensande herausnahmen.

Nachdem wir uns gestärkt, der Offizier seine Flinte, der Kaufmann seine Pfeife geladen und letztere gehörig in Brand gesetzt hatte, schlugen wir einen Weg landeinwärts ein, so daß die Dünen uns zur Linken liegen blieben. Hier machte uns der jagdkundige Engländer bald auf die kleinen Löcher im Sande aufmerksam, über welche das Dünengras seine Halme erhob; dieß waren die Eingänge und Ausgänge der unterirdischen Höhlen der Kaninchen. Doch mußten wir noch weiter wandern, ehe wir zu der für unsere Jagd günstigsten Stelle gelangten, zu einem Dünenplateau, wohin die Bewohner der Insel, die den Kaninchen mit Schlingen nachstellen, die sie Abends vor den Auswegen ihrer Höhlen aufrichten, sich selten zu versteigen pflegen.

An Ort und Stelle angekommen, ward Halt gemacht. Der Engländer suchte emsig unter dem weitläuftig stehenden Grase nach den verschiedenen Röhren einer Höhle, die fast im Kreise liegen, umher, und als er solche gefunden, die seiner Meinung nach alle in ein und dieselbe Höhle führten, forderte er uns auf, ihm im Verstopfen dieser Nebenausgänge behülflich zu sein, damit nur ein Ausgang offen bliebe. Diese Arbeit war leicht geschehen, denn der leicht zusammenhängende oder vielmehr zusammenhangslose Sand gab unseren Fußtritten bald nach, und wir brauchten ihn nur in den Löchern zusammenzuhäufen. Darauf ward ein kleines Netz von einigen Quadratfuß Größe mit sehr dichten Maschen vor dem Haupteingange des unterirdischen Baues ausgespannt, indem wir es mit hölzernen Pflöcken im Boden befestigten. Nun ließ der Engländer die beiden Frettchen aus ihrem Sacke unter das Netz spazieren. Der plötzliche Wechsel der Dunkelheit mit der völligen Tageshelle schien sie anfangs ein wenig zu überraschen, sie stutzten, blieben ruhig sitzen und blinzelten mit den kleinen, röthlichen Augen. Dann aber schossen sie mit Blitzesschnelle eines nach dem andern die Röhre hinab, und waren rasch unseren Augen entschwunden.

Der Engländer lag auf den Knieen, über das Netz gebeugt, und schaute unverwandt auf die Oeffnung, die zum Bau führte; ihm gegenüber stand der Offizier, auf seine Flinte gelehnt, ebenfalls stumm das Netz betrachtend, voll Erwartung dessen, was da kommen sollte. Zu seiner Rechten, doch etwas zurück, saß der Hamburger im Dünengrase, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, in der Linken die brennende Pfeife; ein zufriedenes Lächeln spielte um seine Mundwinkel, durch die grünen Gläser seiner silbernen Brille blickte auch er, doch wie es schien sehr gleichgültig, auf das Netz. Ich selbst hatte mich dem Ausgange der Kaninchenhöhle gerade gegenüber gestellt, sah bald nach diesem, bald im Kreise umher nach den von uns verstopften Löchern, denn ich meinte, es könnten die nun aufgeschreckten Kaninchen, in ihrer Todesangst in alle Ausgänge ihres Baues gescheucht, am Ende noch einen derselben durchbrechen und uns für immer entschlüpfen. Keiner von uns versuchte indeß zu reden.

Alsbald vernahmen wir unter der Erde ein Quiken und Schreien, bald mehr, bald weniger laut; unsere Aufmerksamkeit steigerte sich. Der Engländer lehnte sich mehr vorüber, näherte sein Ohr dem Netze, das nur einen halben Fuß hoch über dem Boden stand, und kehrte mir bei dieser Wendung seines Kopfes sein Gesicht zu, das von hoher Jägerfreude strahlte. Dabei rollte ihm seine Mütze vom Scheitel, was er aber gar nicht zu merken schien, und Niemand hob sie auf, um die Stille nicht zu unterbrechen.

Da schoß ein Kaninchen zum Bau heraus mit langen Sätzen, taumelte aber ohnmächtig wieder zurück, als es mit dem Kopfe an das Netz stieß; es blutete aus einer Wunde im Nacken. Im Nu sprang der Engländer auf seine Füße, stülpte die abgefallene Mütze wieder auf und rieb sich dann vergnügt die Hände, einige unverständliche Worte des höchsten Entzückens im Barte murmelnd. Auch der Hamburger stand auf, nahm die Pfeife aus dem Munde und starrte verwundert das Schauspiel an. Der Offizier und ich — wir rührten uns nicht.

Hinter dem Kaninchen, das sich erschöpft in eine Ecke niederkauerte, stürzte eins der Frettchen her, die weiße Schnauze schon mit Blut gefärbt. Wüthend griff es das arme Kaninchen an, das sich nur schwach zur Wehre setzte, packte es in dem schon blutenden Nacken und hatte bald sein Mordgeschäft vollendet; der überwundene Feind lag todt zu seinen Füßen, und begierig schlürfte der grausame Sieger sein Blut.

Inzwischen war noch ein Kaninchen aus dem Bau gesprungen, hinter ihm ein Junges, das etwa 14 Tage alt sein mochte. Als sie sahen, wie es ihrem Genossen erging, schienen sie anfangs im Begriff, wieder in den Bau zurückzukehren, aber erneuertes Gequike, das von unten heraufschallte, machte sie stutzig, und sie hüpften lautlos in eine andere Ecke, mit hochklopfendem Herzen sich ängstlich umschauend, dann unverwandt das Frettchen betrachtend, welches sich bei seiner Mahlzeit nicht stören ließ.

Ich hatte des grausamen Schauspiels satt, mich dauerten die so mörderisch überfallenen, auch durch meine Mithülfe an ihrer Flucht gehinderten Thiere, von denen die zuletzt herausgekommenen Beiden bis zum Tode geängstet da saßen, während das Eine schon seinem blutgierigen Räuber zum Opfer anheimgefallen war. Ich that unwillkürlich einen Schritt vorwärts, und wollte, ungeachtet der Vorwürfe, die mich darüber treffen würden, das Netz lüften, um die geängsteten Kaninchen, das Alte mit seinem Jungen, zu befreien, als das zweite Frettchen aus dem Bau hervoreilte und mit einem raschen Sprunge, dem ein tüchtiger Biß in den Nacken folgte, das Alte tödtete, worauf es eben so

schnell das Junge zu Boden streckte. Auch griff der Engländer in demselben Augenblicke mich so nachdrücklich an meinem, bereits nach dem Pflocke des Netzes geneigten Arm, wobei er ein verbissenes Goddam! zwischen den Zähnen murmelte, daß ich, etwas unsanft geschüttelt, von meinem Vorhaben abstand, wodurch ich freilich auch den unersetzlichen Verlust der Frettchen, die uns entschlüpft wären, sehr wahrscheinlich herbeigeführt hätte. Ich durfte deßhalb dem Manne, der mich zornig ansah, nicht grollen; vielmehr reichte ich ihm begütigend die Hand, die er auch sogleich freundlich annahm und herzhaft schüttelte.

That's no hunter! rief er dem Offizier zu, indem er auf mich deutete. Pretty hunting! setzte er wohlgefällig lächelnd hinzu, ohne auf eine Antwort zu warten.

Der Offizier, der bis dahin unbeweglich gestanden, warf nun seine Flinte über die Schulter und trat näher heran, hinter ihm kam auch der Kaufmann herbei, der aber wohl weislich auf die andere Seite seines Vormanns trat, damit er ja nicht vor dem Laufe der geladenen Flinte zu stehen kam. Ihm war doch bei dem Schauspiel die Pfeife ausgegangen, daher zog er, nun's vorüber war, bedächtig Stahl und Stein hervor und schlug sich ein frisches Stück Zunder in Brand.

Unterdessen waren auch die Frettchen, wie es schien, gesättigt, denn sie krochen langsam zu einander hin und setzten sich stille nieder, wie wenn sie schlafen wollten. Der Engländer, der augenscheinlich die meiste Freude an dem Mordschauspiel gehabt hatte, rief den erschöpften Thieren einige Liebkosungsworte zu, hob dann vorsichtig an einem Ende das Netz in die Höhe, hielt den Sack vor der Oeffnung aus einander, und die Frettchen schlüpften hinein.

Ich meinte nun, wir wollten zu unserm Schiffe zurückkehren, wenigstens verspürte ich keine Lust, dieselbe Scene noch einmal zu sehen; auch äußerte der Offizier, daß er nicht gern nutzlos seine Flinte geladen haben und sich wohl an einem der vielen Vögel versuchen möchte, die über den Dünen und am Strande schwärmten. Doch der Britte schien begierig, noch einen zweiten Fang zu machen. Er hatte unser Gespräch wenig beachtet, während er sein Jagdgeräth zusammenpackte. Jetzt trat er uns aber näher, die beiden alten Kaninchen in der Hand.

Fine supper! rief er uns zu, indem er auf die Thiere zeigte, deren röthlichgrane Ohren mit schwarzer Spitze schlaff am Kopfe herabhingen. If you please! setzte er hinzu, und schob beide in die Jagdtasche des Offiziers, der nun, er mochte wollen oder nicht, die Beute schleppen mußte. Dann sprach er ein kategorisches Go one! nahm Netz und Sack in die Hand und schritt weiter über die Dünenebene hin. Es ward uns klar, daß er seine Jagd noch nicht aufgegeben, und als wir, die wir ihm unwillkürlich folgten, ihn darnach fragten, meinte er, wir müßten doch mindestens für einen Jeden von uns einen Braten mit nach Hause bringen; dann könnte der alte Jens die Pelze bekommen, die immer noch etwas werth seien.

Weil ich aber, wie gesagt, nicht noch einmal Zeuge des grausamen Kampfspiels sein wollte, so machte ich dem Offizier den Vorschlag, ihn an den Strand hinab zu begleiten, wo die Seevögel in zahllosen Schaaren Muscheln und Fische auf dem trockengelegten Meeresboden suchen. Daher ließen wir den Kaufmann und den Britten weiter ziehen und schlugen einen Weg links durch ein Dünenthal ein, nachdem wir uns verabredet hatten, nach Verlauf von zwei Stunden uns bei unserem Landungsplatze wieder zusammen zu finden.

Wir waren kaum einige hundert Schritte weit gegangen, so kam uns ein Knabe entgegen, der einen Korb mit wenigstens zehn Stück Kaninchen trug. Auf unser Befragen erzählte er uns, daß er diese in kleinen Schlingen von Eisendraht fange, die er Abends in geringer Entfernung vor den Löchern der Kaninchenhöhlen, da, wo er im Sande ihre Spur entdecke, aufzustellen pflege. Sie hätten die Gewohnheit, sagte er, immer denselben Weg, wenn sie aus ihrer Wohnung schlüpften, einzuschlagen, und es sei daher leicht, ihnen die Schlinge so in den Weg zu stellen, daß sie mit ihrem Kopfe nothwendig hineinfahren müßten. Da sie sich aber hüpfend fortbewegten, so ziehe sich augenblicklich die Schlinge um ihren Hals zusammen und ersticke sie. Auch er lobte das wohlschmeckende Fleisch der Thiere und sagte uns, daß sein Vater die Bälge für vier bis sechs Schillinge auf dem Festlande zu Pelzwerk verkaufe. Zugleich bot er sich uns als Führer durch die Dünen an, und wir willigten gern ein, zumal der Britte uns schon gewarnt hatte, uns nicht zu verirren, was sehr leicht angehen könne, da wir der Gegend nicht kundig seien. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde gegangen waren, bald durch enge Schluchten, in welchen zahllose Seevögel ihre Brüteplätze hatten, die sie bei unserer Annäherung mit lautem Geschrei verließen, bald über die sandigen Hügel hinweg, von denen wir eine weite Aussicht über das Meer genossen, kamen wir, als wir die letzte Höhe herabgestiegen waren, an den Strand, wo die Möven, die Strandläufer, die Regenpfeifer und viele andere Vögel nach Nahrung suchten. Mühsam gelang es dem Offizier nach mehreren vergeblichen Versuchen, einen Austernfischer zu erlegen, der unter den hier einheimischen befiederten Gästen noch einer der merkwürdigsten ist.

Indem wir dann den Strand entlang gingen, trafen wir zur bestimmten Zeit bei unserem Fahrzeuge ein, auf welches wir auch schon von der entgegengesetzten Seite den Britten mit langen Schritten zusteuern sahen, während der Hamburger Kaufmann hinter ihm her keuchte. Ersterer war so glücklich gewesen, noch vier Kaninchen zu fangen, die er an einem Strick zusammengebunden dem Kaufmann um den Hals gehängt hatte. Er selbst trug Netz und Frettchensack auf der Schulter, die Holzpflöcke hingen ihm auf der Seite im Gürtel. So nahten beide im seltsamen Aufzuge, und groß war des Britten Freude nicht allein über seinen Kaninchenfang, sondern auch über den Vogel, den wir

mitbrachten, der noch immer seiner Flinte sich zu entziehen gewußt hatte und den er sich zum Ausstopfen erbat.

Die Fluth war da, unser Segelboot flott, die leichte Jolle führte uns mit einigen Ruderschlägen an Bord desselben, und da der Himmel sich mit einigen Wolken bedeckt hatte, der Wind kühl und günstig aus Westen wehte, so ging unsere Heimfahrt rasch und glücklich von Statten. Um Mittag langten wir wieder in Wyck an, und der Abend vereinigte uns an der Tafel des Briten, wo wir mit Behagen die wohlschmeckenden Kaninchen verzehrten, die seine Hauswirthin nach dortiger Sitte gebraten hatte. Nach Beendigung unserer Mahlzeit gestand der Hamburger Kaufmann, daß ihm niemals so schön seine Pfeife geschmeckt habe, als eben jetzt, da er sie nach dem herrlichen Mahle mit dem Kienspahn kunstgerecht anzündete und wohlgefällig die blauen Rauchwolken vor sich her blies.

K. L. B.

Letztes Haupt eines Indianer-Volkes.

„Welche Veränderung!“ rief ich, als ich vor dem neuen Wirthshause vom Pferde stieg. „Vor einigen Jahren, als ich diese Gegend bereisete, war hier düsterer Wald, wüstes Gestrüpp, und jetzt finde ich ein stark bevölkertes Dorf, das vielleicht bald eine Stadt sein wird. Blühende Felder haben die weiten Sumpflachen ersetzt, die ich damals durchwaten mußte.“

In der That hat sich das Alles schnell verändert, sagte ein großer, hagerer Mann, der in der Thüre stand, ohne Miene zu machen, mir das Pferd abzunehmen, obgleich er, wie ich bald erfuhr, der Wirth war.

„Ich sehe mit Vergnügen, daß die Civilisation die rothen Menschen noch nicht von Euch verdrängt,“ fuhr ich fort, indem ich auf einige Indier deutete, die nahe am Hause auf einer langen Bank ausgestreckt waren und sich sonnten.

Es sind bloße Gäste, entgegnete der Wirth. Sie kommen nur zu uns, um allerlei Rauchwerk zu verkaufen. Jene dort sind mürrisch und unzufrieden. Man hauet sie oft hart über's Ohr.

„Wie, man betrügt sie? Man bezahlt ihre Waaren nicht was sie werth sind?“

Das ist in der Ordnung. Heute mir, morgen dir. Aber das thut ihnen nichts. Wenn sie sich über Etwas beklagen, so ist es über unsere Gerechtigkeit. Sie finden sie ungerecht. Unsere Gefängnisse sind ihnen ein Gräuel.

„Wie, Euer Dorf hat schon einen Gerichtshof und Gefängnisse?“

Zu Diensten, Herr! Jeder Weiler bei uns zu Lande hat derlei. Besser bewahrt als beklagt. Bis heute hat man nur Einen eingesteckt, und grade einen Indier, und noch dazu einen Anführer. Das ärgert sie.

Ich wünschte zu wissen, weßhalb der Chef eingekerkert worden. Der Wirth lud mich ein, in sein Haus zu treten, und zeigte sich bereit, meine Neugier zu befriedigen.

„Tangoras,“ sagte er, als wir beim Frühstück saßen, „der Vorsteher des Indierstammes in unserer Nachbarschaft ist, obgleich ziemlich bejahrt, dennoch immer ein rüstiger, starker Mann. Unerschrocken, beharrlich, erfahren, wird er von den Seinigen sehr hoch geachtet. Seine Stimme ist ihr Orakel. Sie betrachten ihn mit besonderer Ehrfurcht als den letzten Nachkommen seines Stammes, der die Sitten ihrer Vorfahren in ihrer ganzen wilden Einfachheit bewahrt.

„Der alte Häuptling betrachtete der Civilisation Fortschritte mit demselben Auge, wie der Schiffbrüchige die Welle nahen sieht, die ihn zu verschlingen droht. Umsonst hat er alle seine Kräfte aufgeboten, das Land, welches seinen Vorfahren gehörte, gegen der Europäer Vordringen zu vertheidigen. Er hat weichen müssen.

„Beklagt er sich über die Usurpation der Weißen, so sagt man ihm, daß die Erde dem Menschen gegeben worden, um sie zu bebauen, und nicht um unstät darauf herumzuirren. Der Indianer entgegnet, daß die Vögel des Himmels und die Thiere der Erde dem Menschen ebenfalls überantwortet worden, und daß das Jagdrecht nicht minder heilig ist, als das des Ackerbaues; daß er überdem die Erde bebauet, jedoch nur zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, und nicht zu allen den Ausschweifungen der Weißen.

„Macht man ihm den Einwurf, daß die Anhänger des Welterlösers, als Erben des Himmels, auch gegründete Rechte haben auf der Erde Besitz, so neigt der alte Anführer ehrfurchtsvoll das Haupt, und sagt: Wenn Ihr den Weg verfolgt, den Jesus Christus Euch vorgezeichnet, woher kommt es, daß überall, wo Ihr das Kreuz aufpflanzt, statt durch Eure Tugenden uns zu gewinnen, Ihr nur auf unsere Ausrottung sinnt? Das Kreuz, sagt Ihr, ist das Zeichen der allgemeinen Verbrüderung des Menschengeschlechts. Aber überall, wo es unter uns erschienen ist, hat es nur Jammer und Elend verbreitet.

„Aber kommen wir zur eigentlichen Geschichte. Tangoras vermied, die Dörfer der Weißen zu berühren. Er verachtete ihres Kunstfleißes Erzeugnisse. Statt dieselben, wie die übrigen Indier anzunehmen, zog er es vor, sich mit rohen Thierhäuten zu bekleiden. Er wollte, sagte er, wie seine Vorfahren leben und sterben.

„Vor ungefähr einem Monat sahen wir ihn, an der Spitze einiger Männer seines Stammes, auf jenem schmalen Fußwege, den Sie dort am Abhang des Berges bemerken, unserm Dorfe zuschreiten, das er zum ersten Male besuchen zu wollen schien. Seine Gefährten waren mit Rauchwerk beladen. Aber der alte Vorsteher mit seinem Tomahawk, oder seiner Keule in der Hand, und einem langen Jagdmesser im Gürtel, ging leer, mit stolz emporgerichtetem Haupte. Er wolle nicht, sagte er mit Bitterkeit, zum Lastthier der Europäer sich herabwürdigen.

„Bei seinem Eintritt in das Dorf wurde seine Haltung noch gebieterischer. Ich redete ihn an, ohne eine

Antwort zu erhalten. Er weigerte sich, in unsere Häuser zu kommen; er stieß die ihm dargebotenen Speisen und Getränke zurück. Während seine Begleiter ihre Waaren austauschten, streckte er sich unter jener Zypresse aus, seinen Tomahawk zur Seite.

„Indier von einem andern Stamme, weniger zahlreich als die erstern, wollten sich eben entfernen, als sie mit den andern zusammenstießen. Sogleich begann ein heftiger Wortwechsel zwischen beiden Partheien. Ihre vehementen Bewegungen, ihr immer steigendes Geschrei bewiesen, daß sie sehr zornig seien. In ihrer Nähe stand ein junger, schöner Mann, von starkem, beinahe riesigem Körperbau. Er schien sehr gereizt, und schleuderte den Indiern des Stammes Tangoras drohende Blicke zu. Nachdem er jedoch die verschiedenen Gruppen forschend gemustert, entfernte er sich mit langsamen Schritten.

„Er war bereits bis zu des Dorfes letzten Häusern gelangt, wo Tangoras unter dem Baume ruhte, als dieser ihn erblickte, sogleich aufsprang, und einen furchtbaren Schrei ausstieß. Er stürzte mit unbeschreiblicher Wuth gegen den jungen Mann, der wie ein erschrockener Damhirsch, bei dem Anblick eines Wolfes, die Flucht ergriff. Beide durcheilten die Ebene mit der Schnelligkeit zweier, demselben Ziele zufliegenden Pfeile.

„Jünger und gewandter hatte der Flüchtling bald einen ziemlichen Vorsprung gewonnen. Er erklimmte den Berg am Ende der Ebene, wahrscheinlich um sich dort zu verbergen. Tangoras, als er sein Vorhaben bemerkte, stieß ein Triumphgeschrei aus. Die übrigen Indier blieben untheilnehmende Zuschauer dieser Scene.

„Der Jüngling erreichte des Berges Gipfel, blickte hinter sich, sah seinen Feind und verschwand auf der entgegengesetzten Seite. Tangoras eilte ihm rastlos nach, indem er einen neuen Schrei vernehmen ließ. Sein Lauf blieb immer gleichförmig. Er beschleunigte ihn nicht, und verzögerte ihn nicht. Dem Anscheine nach hätte er von Sonnenauf- bis Untergang ihn also fortsetzen können.

„Kaum hatten wir beide aus den Augen verloren, als die Indier unter großem Geheul ihnen nachstürzten. Ihr Eifer und ihr Tumult beim Erklimmen des steilen Berges gab, im Verein mit der röthlichen Farbe ihrer Haut, ihren Bewegungen ein wirklich teuflisches Ansehen.

„Des jungen Indiers Schnelllauf vermehrte sich in dem Maße, als er den Berg hinabstürzte. Er sprang mit Lebensgefahr von Fels zu Fels; der Raum zwischen ihm und seinem Verfolger wurde immer größer. Dieser letzte ermüdete demungeachtet nicht. Von Zeit zu Zeit stieß er ein drohendes Geschrei aus, um dem Feinde seine Beharrlichkeit zu beurkunden.

„Ein tiefer, reißender Fluß strömt an des Berges Fuße. Der Jüngling konnte sich nicht zurückhalten; er stürzte in die Fluth. Während er dem entgegengesetzten Ufer zuschwamm, erreichte Tangoras das diesseitige. Ohne einen Augenblick zu verweilen, versenkte er sich in die Wellen, erhob sein triefendes Haupt, und durchschnitt mit seinen kräftigen Armen das rauschende Element. Alle Indianer ahmten ihm nach.

„Der Flüchtling erreichte das Gestade, und lief von Neuem mit verdoppelter Hast. Der alte Vorsteher, der sich ihm im Schwimmen genähert, verlor seinen Vortheil wieder, bis der Boden gegen die Bergkette anstieg. Erschöpft suchte der junge Indier sich zu verschnaufen. Sogleich ließ Tangoras sein Geschrei vernehmen, begleitet mit einem wilden Lachen, das die Hoffnung verkündete, sein Opfer bald zu erreichen. Das Auge starr auf dieses gerichtet, überstieg er rastlos alle Hindernisse, welche die Natur ihm in den Weg gestellt.

„An dem Fuße eines noch steilern Berges, als der erste, raffte der Flüchtling alle Kräfte zusammen, und stürzte sich in's Gestrüpp. Er hoffte dadurch seinen Feind am besten zu ermüden. Aber dieser folgte ihm wie sein Schatten.

„Je höher beide steigen, um so größer werden die Schwierigkeiten. Sie klammern sich an Wurzeln und Dornen, um steile Felsen zu erklimmen. Steine lösen sich ab unter ihren Tritten, und rollen krachend der Tiefe zu. Einer der Felsbrocken, zu welchem der junge Indier sich mit aller Gewalt emporgeschwungen, fliegt von Fels zu Fels, trifft endlich den alten Vorsteher, den er zu Boden wirft.

„Der Verwundete stößt einen gräßlichen Schrei aus. Der Flüchtling glaubt sich gerettet. Aber Tangoras rafft sich wieder auf, und wüthender als zuvor, eilt er dem Unglücklichen nach, dessen erschöpfte Kraft ihm kaum weiter zu fliehen vergönnt.

„Beide erreichen fast zu gleicher Zeit des Berges Gipfel. Der Jüngling eilt der höchsten Stelle zu, und bebt entsetzt zurück, als er einen tiefen Abgrund vor sich erblickt. Ohne Waffen bleibt ihm nichts übrig, als sich seinem Verfolger auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Dieser, seines Sieges gewiß, nahet mit gemessenen Schritten, sein langes Jagdmesser in der Faust. Sein Gegner entblößt die athemlose Brust, und stellt sich ihm mit stolzer Ruhe entgegen. Beide sind jetzt einander dicht gegenüber. Sie messen sich schweigend mit sprühenden Blicken. Tangoras erhebt sein Messer. „Stoß zu!“ ruft der junge Mann, und — sein Körper rollt, mit Blut bedeckt, der Tiefe zu, um den Uebrigen des Drama's Ende zu verkünden.

„Der alte Häuptling, in seine Betrachtungen vertieft, stand noch auf demselben Platze, als die andern Indiern zu ihm kamen. Einige derselben forschten nach dem Flüchtling. Ohne zu antworten, deutete er mit dem blutigen Messer gegen den Abgrund. Des Erschlagenen Freunde entfernten sich, um den Leichnam zu suchen. Tangoras und die Seinigen kehrten ruhig nach unserm Dorfe zurück.“

— Was aber hat ihn zu einem so grausamen Morde bewegen können? fragte ich den Wirth. Er antwortete:

„Der junge Indier hatte einige Zeit vorher Tangoras einzigen Sohn getödtet, und da des Mörders Stamm sich weigerte, ihn auszuliefern, beschloß der un-

glückliche Vater, sich zu rächen, wann und wo sich ihm dazu Gelegenheit darbiete, unbekümmert, ob die Weißen ihm daraus ein Verbrechen machen würden; um so mehr, da Gebräuche und Religion der rothen Menschen ihm Rache geboten.

„Gleich nach seiner Rückkehr in unserm Dorfe wurde er verhaftet, und von den Richtern zum Tode verurtheilt. Er erschien vor jenen mit der ruhigen Würde eines Helden. Es war nicht möglich, ihm ein Wort abzugewinnen. Er beantwortete alle an ihn gerichteten Fragen mit spöttischem Lächeln. Ohne eine Miene zu verziehen, hörte er sein Urtheil aussprechen. Sodann schritt er, seinen Wächtern voran, dem Gefängnisse zu. Auf dem ganzen Wege würdigte er die herbeigeeilten Indier nicht eines Wortes, selbst nicht eines Blickes.“

Wie, rief ich, die Elenden thaten nichts, um ihren Anführer zu befreien?

„Durchaus nichts. Was kann man auch von Menschen erwarten, die noch nicht einen Schritt gegen die Civilisation gethan? Die gesellschaftlichen Gesetze sind so sehr ihren natürlichen Gesinnungen zuwider, daß ihre ganze Energie dadurch gelähmt wird.“

Und welches war Tangoras Schicksal?

„Morgen wird er gehängt. Sehen Sie dort seinen Galgen.“

Der Wirth deutete auf eine Eiche, nahe am Gefängnisse, an deren stärkstem Zweige der alte Chef sein Leben beendigen sollte. Man hatte schon eine Leiter dagegen gestellt. Mehrere Indier standen unter dem Baume. Zwei rothe Weiber gingen in diesem Augenblick an uns vorüber. Sie schienen äußerst niedergeschlagen.

„Es sind Tangoras Frauen,“ sagte der Wirth. „Während seiner Gefangenschaft haben sie nicht aufgehört, zu weinen. Sie gehen jetzt zu ihm, wahrscheinlich um ihn zum letzten Male zu sehen, und auf immer Abschied von ihm zu nehmen.“

Ich folgte mit den Blicken den beiden Unglücklichen. Sie traten in das Gefängniß, dessen Thür sich hinter ihnen verschloß. Auf meinen Wunsch, den alten Häuptling vor seinem Ende ebenfalls zu sehen, versprach der Wirth, mir am nächsten Morgen Zutritt zu ihm zu verschaffen. Bald nachher verließen die Weiber das Gefängniß. Im Vorbeigehen blickten sie auf die Leiter und den Baum, wechselten einige Worte, und verfolgten ihren Weg. Ich bemerkte, daß sie ein viel weniger betrübtes Ansehen hatten.

Entferntes Trommelgerassel störte des Abends Ruhe. Die Einwohner liefen zusammen, und selbst die Indier, die vor dem Wirthshause ausgestreckt lagen, erhoben sich, um zu erfahren, woher dies Geräusch komme, welches sich immer mehr näherte. Bald erblickte man eine Kompagnie Soldaten, die man aus der nächsten Stadt geschickt, um die Wilden während der Hinrichtung ihres Anführers in Respekt zu halten. Die Ankommenden wurden mit Jubelgeschrei begrüßt.

Schon vor Tagesanbruch erwachte ich, und begab mich in den untern Saal, wo ich den Wirth bereit fand, mich nach dem Gefängnisse zu begleiten. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen. Die Vögel zwitscherten auf unserm Wege, das bethaute Gras sprühete in den ersten Strahlen der Sonne, und des nahen Waldes Laub erfüllte die Luft mit Wohlgerüchen. Diese Pracht der Natur bildete einen auffallenden Kontrast mit der schrecklichen Scene, deren Zeuge wir sein sollten. Eine Menge Indier, unter denen ich Tangoras Frauen erkannte, standen unter der Eiche, an welcher ihr Vorsteher gehängt werden sollte.

Der Gefangenwärter führte uns in Tangoras Kerker. Der alte Häuptling, in seine Betrachtungen vertieft, bemerkte unsere Ankunft nicht. Er stand aufrecht, die Augen auf die enge, vergitterte Oeffnung gerichtet, durch welche das Tageslicht nur spärlich hereindrang. Auf des Gefangenwärters Fragen keine Antwort. Der Wirth war nicht glücklicher. Tangoras blieb unbeweglich, den Blick immer auf denselben Gegenstand gerichtet.

Ein glühender Sonnenstrahl drang zwischen den Eisenstäben herein, und erleuchtete des Gefangenen Gesicht, dessen Ausdruck dadurch ein wenig gemildert wurde.

Gleich darauf vernahmen wir ein verworrenes Murmeln mehrerer Stimmen, und überzeugten uns, daß die Indier einen dumpfen Gesang angestimmt, der von Zeit zu Zeit sich zu erheben und leidenschaftlich zu werden schien. Seine bald melancholischen, bald schneidenden Modulationen machten einen tiefen, wehmüthigen Eindruck auf mein Gemüth. Der Häuptling, der diesen Gesang mit gespanntester Aufmerksamkeit anzuhören schien, stimmte allmählig in denselben, und ließ eine Fluth unverständlicher Worte seinen halbgeöffneten Lippen entströmen.

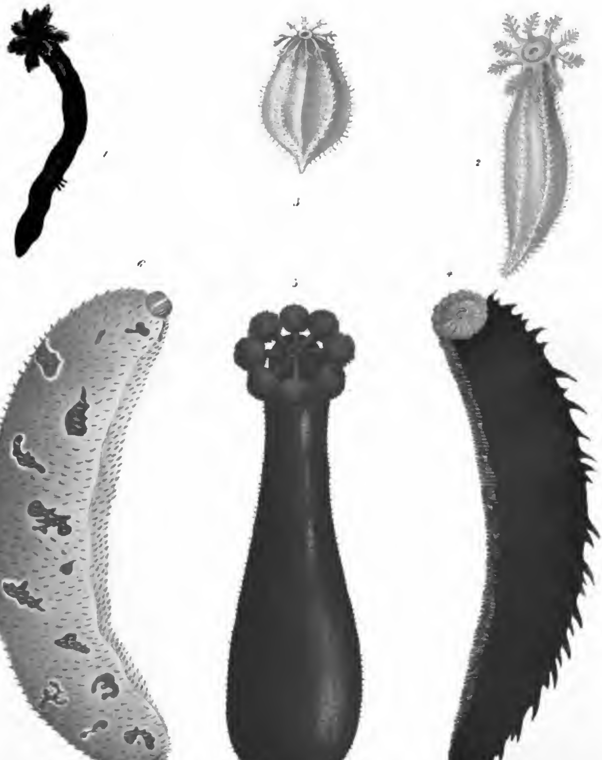
Ich wendete mich gegen meinen Begleiter und fragte ihn, was diese Scene zu bedeuten habe.

„Es ist ihr Todesgesang,“ sagte er. „In demselben gedenken die Indier der merkwürdigsten Thaten des Alten, und erheben dadurch seinen Muth.“

Tangoras verschloß die Augen, um desto aufmerksamer zu hören. Er behielt diese Stellung länger als eine Viertelstunde. Von Zeit zu Zeit schien er tief bewegt. Seine Züge verzerrten sich oft so sehr, daß wir leicht bemerken konnten, wie sehr er litt. Nach und nach begann er zu schwanken, bis er auf einmal der Länge nach zu Boden stürzte, und ein fürchterliches Kriegsgeschrei ausstieß, welches der äußere Chor durch wildes Geheul beantwortete.

Wir traten ihm näher, um ihm unsern Beistand zu leihen. Aber er erhob sich zur Hälfte, und stieß uns mit drohender Geberde zurück. Auf unsere Frage, welches seines Uebels Ursach sei? entgegnete er: „Die Natur will, daß ich sterbe als Mann, während die Christen mir ein schmähliches Ende bereiten wollten!“

Mit den heftigsten Schmerzen ringend, wälzte sich der alte Indier auf dem Boden. Auf einmal warf er sich auf den Rücken, und streckte sich der ganzen Länge nach aus. Seine Brust hob sich, und drohete zu zerspringen. Er biß die Zähne an einander, ballte die



Fäuste, verdrehte die Augen. Ein leichtes Beben durchschauerte ihn vom Scheitel bis zur Ferse. Tangoras hatte sich vergiftet.

Wir hörten immer noch außer dem Gefängnisse der Menge wildes Geheul. Man klopfte an die Thür. Der Gefangenwärter öffnete und ließ Tangoras Frauen herein. Sein Todeskampf war beendet. Sie knieten neben der Leiche, verhüllten sich das Gesicht, und blieben einige Minuten in dieser Lage. Ohne ein Wort zu sagen, erhoben sie sich und gingen hinaus. Gleich nachher verstummte der Chor.

Nach Verlauf einer Stunde sahen wir die Indier, den entseelten Körper ihres Häuptlings tragend, mit feierlichen Schritten dem Berge zuwandern. Sie hatten die Bewilligung erbeten, und sie erhalten, seine sterblichen Ueberreste, der für sie so grausamen Gerechtigkeitspflege der Weißen fern, zu beerdigen.

Die Holothurien.

(Taf. 7.)

Die Holothurien oder Spritzwürmer sind Walzenwürmer, deren weiter Mund mit Fühlfäden und einem Zahngürtel umgeben ist. Sie finden sich in allen Meeren, sind reich an Gattungen, und viele derselben werden an den ostindischen Inseln, an der Küste Neuhollands und an mehreren der australischen Inselgruppen unter dem Namen von Trepang zu Millionen gefangen, und getrocknet oder eingemacht schiffsladungsweise als wichtiger Handelsartikel nach China verführt, wo sie als besonderes Reizmittel ungemein beliebt sind, und nach den verschiedenen Arten oft theuer bezahlt werden. Die Thiere sind meistens spannenlang, erreichen aber auch oft eine Länge von mehreren Fuß, und sehen dann fast wie Schlangen aus. Sie sind walzig und mit einer lederartigen, warzigen und runzeligen, muskulösen Haut überzogen, die sie willkührlich zusammenziehen und den Leib somit bedeutend verkürzen können. Vorn besitzen sie einen weiten Mund, der meistens von großen, verzweigten und zurückziehbaren Fühlfäden, der Schlund aber von einem Kreise von Knochenstücken, wie mit Zähnen umgeben ist. Hinten befindet sich eine Oeffnung, die zugleich Athemloch und After ist, durch welche das Wasser zum Athmen eingezogen und mit großer Gewalt wieder ausgestoßen wird, wodurch die Thiere, wie die Larven der Wasserjungfern, im Wasser fortschießen; doch können sie auch kriechen und durch Schlangenbewegung und Zusammenziehen und Ausdehnen ihrer muskulösen Haut etwas schwimmen. Der Darm, der einige Windungen macht und sich dann nach hinten öffnet, um den Unrath durch das Athemloch herauszulassen, entsteht im Munde; die Kieme dagegen fängt als eine lange Röhre neben dem After an, läuft nach vorn und verzweigt sich dort auf mannigfaltige Weise. Beide, der Darm sowohl als die Kieme, sind von Blutgefäßen überzogen, und um den Schlund liegt ein Nervenring, einige Wasserblasen verschiedener Größe, durch welche die Fühlfäden eingespritzt werden, und die aus mehreren Röhren bestehenden Eierstöcke, die sich in einen einzigen Gang vereinigen, der sich am Munde, außerhalb der Fühlfäden öffnet. — Ihr Aeußeres ist ungemein verschieden: es gibt welche, deren Warzen von vorn bis hinten in fünf Streifen, fast wie bei den Meerigeln, eingetheilt sind, und die man daher Meergurken nennt; andere haben solche Warzen auf dem ganzen Leibe, ohne deutliche Furchen; noch andere, ebenfalls runde, haben nur auf der Bauchseite Füßchen und auf der Rückseite Warzen; einige sind viereckig, und andere wiederum haben einen platten Bauch, fast wie eine Sohle.

Die wichtigste Holothurie ist die eßbare, Holothuria edulis, oder der eigentliche Trepang, die außerordentlich gemein auf den Korallenbänken zwischen den Molukken, Neuholland, den Philippinen und Carolinen ist, und deren Fang Tausende von malayischen, englischen und amerikanischen Schiffen beschäftigt; sie ist spannelang, walzig, unten röthlich, oben dunkelbraun, voll kleiner Warzen und mit acht buschigen Fühlfäden versehen. Man kennt bereits gegen zwanzig Gattungen, die unter dem Namen Trepang, Beche de la mer, oder Balate in den ostindischen und chinesischen Handel kommen. Nach Europa werden sie nur selten verführt, da die Europäer ihnen bis jetzt noch keinen Geschmack abgewonnen haben, obschon sie mit Gewürzen aller Art zubereitet werden, und sie, wenn man sie zwei Tage lang kocht, wie Kalbsfuß aussehen, fast eben so schmecken, und nach der Behauptung der Chinesen und Indier eine aphrodisische Kraft haben sollen. — Nach dem Pfeffer ist der Trepang der wichtigste Handelsartikel von Indien nach China, und an jeder Küste des Inselmeers, von Sumatra an bis Neu-Guinea, gibt es Trepang-Fischereien; da aber diese Thiere sich nie oder nur selten an flachen, schlammigen Ufern, sondern immer auf Korallenbänken aufhalten, sind die bedeutendsten Fischereien östlich von Celebes, nach Neu-Guinea und Australien hin, und die ergiebigsten und lohnensten, die fast alle in den Händen der Malayen sind, an den Arü-Inseln, an der Nordküste von Neuholland. Die Spanier betreiben den Fang an den philippinischen und marianischen Inseln, die Franzosen auf den Korallenbänken der Insel Moritz, die Engländer bei den Pelew-Inseln, und die Amerikaner zwischen den Carolinen. Auf Sumatra werden die gefangenen Holothurien in Korallenkalk geworfen, wodurch sie ihre Eingeweide von sich geben, und hierauf im Rauche getrocknet. Die Eingebornen von Celebes gehen im November mit ihren Proen bis gegen Neuholland auf die Trepang-Fischerei und kommen erst im Juni oder Juli mit dem Ost-Passat zurück. Diejenigen Thiere, die nur wenige Fuß unter dem Wasser auf den Bänken liegen, werden mittelst eines Stocks, an welchem sich ein Stachel befindet, gefangen, tiefer liegende dagegen mit einem Stachel angestochen, welcher sich an einem Gewicht befindet, das mittelst einer Schnur herabgelassen wird. Liegen die

Bänke tiefer als drei oder vier Faden, so tauchen die Fischer unter, wie beim Perlenfang, und ergreifen sie mit den Händen. Nimmt man sie aus dem Wasser, so ziehen sie sich so stark zusammen, daß oft die Eingeweide vorn und hinten herausdringen. Nachdem man sie ausgenommen, werden sie von den Macassen (den malayischen Bewohnern von Celebes) in Seewasser gekocht, und dann am Feuer, zuletzt aber an der Sonne getrocknet. — Der Werth der eßbaren Holothurien hängt weniger von der Größe, als von andern Eigenschaften ab, die nur derjenige zu erkennen vermag, welcher durch lange Erfahrung genau mit diesem Handelsartikel vertraut ist, und die chinesischen Kaufleute, die auf allen ostindischen Inseln sich niedergelassen haben, sind fast die einzigen, welche diese Geschicklichkeit besitzen. Selbst die eingeborenen Fischer verstehen sich schlecht darauf, und überlassen es immer den Chinesen, nach der Rückkehr in den Hafen die Ladung zu sortiren. Auf dem Markte von Macassar, auf Celebes, dem großen Stapelplatze der Trepang-Fischerei, unterscheidet man nicht weniger als dreißig verschiedene Arten, die alle mit verschiedenen Namen besonders bezeichnet werden, und deren Preis an Ort und Stelle von fünf spanischen Piastern das Pikul (125 Pfund) bis auf vierzehnmal so viel beträgt. Die Menge, welche jährlich allein von Macassar nach China versandt wird, schwankt zwischen 7 und 8000 Pikul, und der Preis in China, nach Verhältniß der Güte, zwischen 10, 20, 50, 75 und 115 Piaster.

Von neuen, zuerst durch Lesson bekannt gewordenen Holothurien zeigt unsere Tafel:

Die Purpur-Holothurie, Holothuria (Fistularia) purpurea, Fig. 1, die nur 1½ — 2 Zoll Länge hat, sehr selten ist, und in der Saledad-Bay, auf den Malouinen gefunden wurde.

Die orangenfarbige Meergurke, Holothuria (Cucumaria) crocea, Fig. 2, in natürlicher Größe. Sie ist weich, gallertartig, findet sich zwischen den Fucusarten der Buchten der Malouinen, und dient den Phoken und Seevögeln zur Nahrung. Fig. 3 zeigt sie zusammengezogen.

Die ächte Holothurie, Holothuria quadrangularis, Fig. 4, ist über neun Zoll lang, viereckig, und die Bauchseite mit unzähligen kleinen, weichen Wärzchen von rothbrauner Farbe bedeckt; die Rückenseite ist mit einer dichten, lederartigen, schön blau gefärbten Haut überzogen, die an beiden Seiten mit Reihen weicher Stacheln besetzt ist. Man findet sie in der Offak-Bay auf der Insel Waigiou, bei Neu-Guinea.

Die peruanische Holothurie, H. peruviana, Fig. 5, von 6 Zoll Länge und violetrother Farbe, eine der schönsten Holothurien, die bei Payta, an der Küste von Peru, unter 12° S. Br. gefunden wird.

Die Timame, H. timama, Fig. 6, eine in großer Menge auf den Sand- und Korallenbänken um Neu-Guinea vorkommende, eßbare Holothurie, die allgemein gefischt wird, und eine Länge von zwei Fuß, und einen Umfang von sechs und mehr Zoll hat. Mit Gewürz eingekocht liefert sie ungemein kräftigende Suppen.

1

Pat Rothhaar.

In dumpfem Schweigen stand die Mannschaft der „Hoffnung", eines stattlichen Wallfischfängers, am Hinterdeck vor ihrem Kapitän, der düster über sie hinblickte. — Es ist mir von einer Meuterei unter Euch gesagt worden, Männer, sprach er mit tiefem Tone; ja, man hat mir sogar die Liste der Empörer gegeben. Hier ist sie; ich habe sie nicht gelesen, und will sie auch nicht lesen, damit ich nicht gezwungen bin, da Strenge und Strafen anzuwenden, wo ich gern verzeihen möchte. Das Papier flog bei diesen Worten zerrissen über die Gallerie, und aus der Brust mehrerer Matrosen zwängte sich ein hörbarer Seufzer. Ich frage Euch nun, Männer, fuhr der Kapitän fort, über was habt Ihr Euch zu beschweren?

Alles schwieg, nur das leise Plätschern der Wellen am Bug ward gehört.

Bin ich nicht stets, nach schwacher Menschenkraft, Euch treuer, sorglicher Führer gewesen? hat eine Anstrengung, eine Entbehrung, eine Gefahr Euch heimgesucht, und mich nicht an Eurer Spitze gefunden?

Gott segne Euch, Sir — Ein Hund, der's anders sagt, scholl's aus dem dichten Haufen.

Oder glaubt Ihr, ein Schiff sei ohne Strenge und pünktlichen Gehorsam zu regieren, und habe ich meine Gewalt Euch gegenüber je mißbraucht?

O, nein! Niemals! antworteten die Matrosen.

Der Kapitän wandte sich jetzt an einen hohen, gewaltigen Mann, der, stumm, nur mit höhnischem Lächeln den geschilderten Auftritt angesehen, und, von den Uebrigen gemieden, am Kapstan lehnte. Tritt vor, Patrik O Gilvie, rief er, und nachlässig den Lederhut in den braunen Fäusten drehend, gehorchte der Angeredete.

Wann war's, Pat, daß du auf mein Schiff kamst?

Vor drei Jahren, Sir, als Ihr mich aus dem Schuldthurm löstet, zu Gosport.

Wie oft habe ich dich in der Zeit strafen lassen?

Meiner Treu, Sir, öfter, wie mir lieb war; mit dem Zählen habe ich mich nie gern befaßt.

Welche Strafe steht in den Schiffsartikeln auf Meuterei?

Der Matrose blickte stumm zur Raanocke empor, und griff, wie unwillkürlich, mit der Hand an den Hals.

Kannst du läugnen, Patrik O Gilvie, daß du heute zum dritten Mal als Urheber von Meuterei vor mir stehst?

Richtig gezählt, Euer Ehren, heut ist's zum dritten Mal.

Ich that dir wohl, Mann, und Jede deiner ein=

pfangenen Strafen war nur gerecht: was treibt dich, mir mein Schiffvolk aufzuwiegeln und dich mit Gewalt in's Verderben zu stürzen.

Der Matrose sah eine Weile starr vor sich hin, dann hob er plötzlich den Kopf, daß das buschige, dunkelrothe Haar wild zurückflog — Ich leide keiner Mutter Kind über mir! rief er mit rauhem, grimmigen Ton.

Dann hättest du auf kein Schiff gehen sollen, und mußt du der ganzen Menschheit entsagen: denn nur das Thier der Wüste ist ohne Gesetz und Pflicht.

So setzt mich irgendwo aus, wenn Ihr mich nicht gern hängen wollt, knirschte der Schreckliche.

Es sei, wie du sagst, entgegnete düster der Kapitän, bis dahin legt ihn in Eisen! — Master Bruns, wollen Sie Segel setzen lassen! —

Kaum nach zwei Tagen Fahrt tauchte die Albamarlesinsel aus dem Ozean auf, und Pat Rothhaar ließ den Kapitän bitten, ihn dort aussetzen zu lassen, in den Eisen halte er es nicht mehr aus. Es wurden also in der Nähe des Eilands die Raaen back gebraßt, ein Boot hinabgelassen, eine gute Flinte mit dem nöthigen Schießzeug, eine Art, zwei Beile, mehrere Messer, Feuergeräth, Kochbedarf, trockner Mundvorrath, Gartenwerkzeuge und passende Sämereien, ein Tönnchen Wasser und ein kleineres mit Rum hineingebracht — dann Pat von den Fesseln befreit, und an's Land gerudert. Stumm war er in's Boot gesprungen, schweigend hatte die Mannschaft seiner Entfernung nachgesehen, stumm stieg er aus am sandigen Gestade, ohne das „Leb wohl, Pat!" der Männer zu erwiedern, die ihn hergebracht.

Hinter einem Dorngestrüpp warf er sich nieder, und sah mit trocknem, heißen Auge wie das Boot zurückruderte, aufgehißt wurde, wie das Schiff seine Segel breitete und am Rand der Sehlinie hinabsank. Als aber nach einigen Stunden auch die höchsten Topsegel verschwunden waren, richtete er sich mit tiefem, langem Athemzuge auf. Frei! — frei! stieß er mit heiserer Stimme hervor — und — Mona sin Diaoul — den will ich sehen, der meiner Mutter Kind wieder einfängt! — Die Fluth begann zu steigen, und widerwillig sah er sich genöthigt, die von den Gefährten an's Ufer geworfenen Sachen vor den spülenden, schwellenden Wellen zu bergen. Man sah es dem Arbeitenden an, daß er den Haß gegen die Geber auf die Gaben übertrug, und nur das unabweisliche Gebot der Nothwendigkeit ihn zwang. Endlich war Alles über die höchste Fluthmarke hinaufgetragen, und mit einem alten Segel, welches ihm statt eines Zeltes zugewiesen war, bedeckt. Pat war nicht der Mann, sich dumpfem, müssigen Brüten zu überlassen; er nahm die Flinte, betrachtete sie nicht ohne geheimes Wohlgefallen, untersuchte und lud beide Läufe, schnallte einen Stutzsäbel um, und faßte ein Beil. Mit scharfem Blick musterte er die Gegend rings umher, doch nur der tiefe Frieden, die heilige Ruhe der vom Menschen noch unentweihten Natur, lächelte ihn an. Er stand auf sandigem Ufer, das als spitzige Landzunge in die See ragte, rechts und links brandeten die Wellen über scharfem Korallenfels, der zur Zeit der Ebbe als zackiges Riff hervorragte, gegen die Mitte schien die Insel sich wölbend zu erheben, und war mit dichtem, dornigen Gestrüpp bedeckt, einer Gattung Kameeldorn, die er im Sande der Wüste gesehen zu haben glaubte, als er von Port Natal aus einst einen Jagdausflug in's Innere Afrika's begleitet hatte. Im Gebüsch nistete eine Unzahl harmloser Tauben, die ganz ohne Scheu ihn, das Köpfchen drehend, betrachteten, wenn er an die Nester herantrat. Es gibt also kein Raubthier hier, nickte Pat, das euch etwas Respekt gelehrt hätte — nun, nun! das wird bald anders werden! —

Er wanderte weiter, das Haufwerk gewaltiger, stacheliger Kaktuskugeln von Kürbisgröße verwünschend, die ihn schmerzlich verletzten und zu Umwegen von seiner Richtung zwangen. Hinter dem erhöhten Saum, den der Korallenfels gegen das Meer bildete, waren Sümpfe von Salzwasser zurückgeblieben, und mit zufriedenem Lächeln bemerkte Pat, daß der heiße Sonnenstrahl, austrocknend, sie rings mit einer dicken Salzkruste eingegränzt hatte. Zugleich sah er eine Menge brauner Schildkröten in ihnen, und erkannte sogleich, daß es Terrapins (Emys concentrica) seien, die in den Küstenstädten Amerika's oft als Delikatesse feilgeboten werden. Weiterhin lagerte eine Heerde Robben im Sande, und fand gleichfalls es kaum der Mühe werth, bei Pats Näherung sich in's Wasser zu stürzen. An den schlanken Stamm einer Kokospalme gelehnt, sah er dem Spielen der gewandten Schwimmer mit tückischem Lächeln zu; Nüsse, Seehunde, Tauben, Schildkröten, murrte er, — mein Tisch wäre passabel besorgt, auch kann ich Toddy machen, wenn die Palmen die Blüthenkolbe schieben: daß ich mir doch auch zuweilen einen Rausch trinken kann. Aber — beim Teufel, da vorn liegt mein Gepäck schon, und noch bin ich über kein Bächlein von Handbreite geschritten — das wäre fatal — etwas Wasser muß ein ehrlicher Kerl doch haben.

Die Sonnenscheibe sank in's Meer, als Pat nach achtstündiger Wanderung wieder auf der Sandspitze bei seinen Sachen anlangte. Von Durst geplagt, öffnete er das Wasserfäßchen und trank in langen, tiefen Zügen, und dann, nach einer hastigen und frugalen Mahlzeit, ordnete er seine Habe zu zwei Erhöhungen, über welche er das Segel breitete, und, Flinte und Beil zur Hand, in das gebildete Hohl kroch. Er wiederholte sich alle die sicheren Zeichen, daß weder Raubthier, noch Mensch auf der Insel lebe, und versuchte es, über ein gewisses, dunkles, unbehagliches Gefühl, das seiner Eisenbrust früher völlig fremd war, zu spotten — umsonst: der Hohn wollte nicht gelingen, und krampfig ergriff er seine Waffen, als die Robben am Strande brüllend Laut gaben. Der Mann, der dicht an der Schiffswand, welche die Wogen dröhnend peitschten, ruhig schlief, konnte in tiefer Stille und Einsamkeit den Schlummer nicht finden, denn ihm fehlte Gemüthsruhe, und das kindlich fromme Vertrauen, welches sicher ist, daß nach nützlichem Streben ein mildes, klares Vaterauge den Schlaf schützend bewacht.

Das Ruchsen und Kurren der zahllosen Tauben weckte ihn beim ersten Morgenstrahl aus wildem Fiebertraum. Er schlug das thaunasse Segel zurück, und sah ganze Schwärme dieser harmlosen Geschöpfe nach Nordwest fliegen, und nach etwa einer Stunde mit vollem Kropfe zurückkehren, um die Jungen im Nest zu tränken. Also nicht einmal für euch hat die verdammte Klippe Wasser genug, knirschte Pat, was soll denn mit mir werden, dessen Durst schon so oft Bewunderung erregte? Ich werde einen Brunnen graben müssen, was viel Arbeit machen wird, der ich gern überhoben wäre. O grünes Erin, voll Wasser, Torf, Kartoffeln und Usquebaugh! (spr. Osquibâ — Branntwein). Die schlaflose Nacht, der fieberhafte Zustand, hatte seinen Gaum gedörrt. Er trank aus dem Fäßchen und netzte einen Zwieback mit Arrak; dann arbeitete er sich durch das dichte, dornige Gestrüpp, in der Hoffnung, irgendwo saftigeren Rasen, Binsen oder andere Anzeichen einer Quelle zu finden: — umsonst, nur eine Art Riedgras mit dürren, schneidenden Blättern wuchs in einzelnen Büscheln. Wo er auch einschlug und Wasser hervorquoll — überall war es Seewasser, welches den porösen Korallenfels nach allen Seiten durchsickerte.

Die angestrengte Arbeit im Strahl der Tropensonne zwang ihn oft, zu seinem Wasservorrath sich zu wenden, und am Abend hatte er schon bedeutend abgenommen. Er hatte einige junge Tauben aus den Nestern genommen und gereinigt; um aber bei ihrer Zubereitung kein Wasser zu verbrauchen, füllte er seinen kupfernen Kochtopf mit Meerwasser, legte ein Gitter von Dornzweigen darüber, und darauf die Tauben, die er dick mit Blättern zudeckte. Der Versuch war gelungen: der Dampf hatte sie nach einer Stunde gar gekocht, und sie schmeckten trefflich. Die Milch zweier Kokosnüsse stillte den Durst.

Von der Fruchtlosigkeit seiner Mühen, Wasser zu finden, überzeugt, begann Pat am nächsten Morgen, sich eine Hütte zu erbauen; aber seine Insel bot ihm nur die sparrigen Aeste des Gesträuchs als Stoff, der so unzweckmäßig als unhandlich sich erwies. Dennoch erreichte er, mit tüchtigem Werkzeug, seine Absicht so ziemlich, und fand sein Gebäu mit irischer Genügsamkeit ganz wohnlich. Die Zweige waren so fest in einander geschlungen, Erde und Rasen so hoch darüber gehäuft, daß der Erbauer hoffen durfte, es werde einen passabeln Sturm ausdauern. Mit dem, jeden Raum genau benutzenden, ordnenden Sinn des Matrosen stauete er seine Habe ein, überschüttete den Boden mit einer hohen Lage trocknen Laubes, auf welches er seine Decken breitete. Der Abend kam, sehnsüchtig folgte Pats Auge den Tauben, die zur Tränke flogen: denn seine Hütte hatte viel Schweiß und — bei aller Sparsamkeit, noch weit mehr Wasser gekostet; das Faß schien das Unentbehrlichste kaum noch für zwei, drei Tage zu enthalten. — Der Mond tauchte aus den glitzernden Wellen auf und sandte bis zu dem trüb Sinnenden eine glänzend goldne Säule herüber; ein Stern nach dem andern erglomm am weiten blauen Dom — einem Baumstamm ähnlich, lag regungslos der Matrose am Ufer. Da tauchte ein runder Kopf aus den spülenden Wellen, und schaute spähend ringsum, dann stieg, schwer und schleppend, die Robbe an's Land und lagerte sich, schnaubend, kaum drei Schritte von Pat, im weichen, warmen Meersand. Mit lautem Geschrei sprang Pat jetzt auf und verrannte dem erschrockenen Thiere, das weinende Töne ausstieß, den Rückweg; ein Schlag des Beils auf die Nase, und es war erlegt! —

Mit blitzendem Auge, jede Muskel von Mordlust geschwellt, stand Pat Rothhaar neben dem verendeten Thiere. So soll's Jedem gehen, der dies, m e i n Ufer zu betreten wagt, so lange ich mein Beil noch schwingen kann und — nicht verdurstet bin, rief er mit heiserem, wilden Laut, und schien bei dem Nachsatz selbst zu schaudern.

Er schleppte das schwere Thier über die Fluthgränze und begann mit geübter Faust sogleich es zu streifen und zu zerwirken, als er aber im Dämmerstrahl des Mondes seine Beute der Hütte zutrug, stolperte er über das Hauswerk, welches ein Kaktus mit seinen Sprossen bildete. Die scharfen Stacheln hatten ihn peinlich verletzt, und grimmig zerstieß er mit dem dicken Absatz des Schuhs die große, gerippte Kugel. Am andern Morgen, im Tageslichte erst, wollte er die Haut mit dem Rest des Fleisches holen, und kam zu dem zertretenen nächtlichen Feinde. Nothgedrungen hatte er von der schaalen Neige seines Wassers getrunken, und mit Entsetzen so eben sich den Mangel dieses durchaus unentbehrlichen Bedürfnisses ausgemalt, als er den Eindruck seines Fußtrittes im weichen Fleisch des Gewächses, mit klarem, grünlichten Wasser gefüllt sah. Hastig tauchte er den Finger in das Naß, und fand es fast geschmacklos; er schöpfte davon in seinen Zinnbecher — es war trinkbar, ja angenehm und erquickend. Verdammt sei der Teufel und alle Angst, die er mir gemacht! schrie er wildfreudig, wenn ich alle Tage solchen dornigen Pfaffenkopf zerquetsche, und den Saft durch mein Segel drücke, so habe ich Wasser genug, mein Lebenlang!

So war durch die Güte der Vorsehung die gräßliche Marter des Dursttodes von Pat gewendet: doch so roh war sein Gemüth, so verdumpft sein Sinn, daß er keinen dankenden Blick dafür zum Himmel richtete, sondern gegentheils, sich tückisch darauf freute, etwa hier Strandenden die erquickende, rettende Pflanzenquelle vorzuenthalten.

Sein Unterhalt schien ihm jetzt gesichert, und, mehr um seiner Mordlust zu genügen, als eines andern Zwecks halber, stellte er jetzt eifrig den Robben nach, welche den Strand seiner Insel an einigen sandigen Stellen gern besuchten. Er schmolz ihr Fett in seinem Kessel aus, und bewahrte es in der leeren Wassertonne; die Häute trocknete er vorsichtig, wie er es in früherer Zeit auf den Schiffen gelernt hatte, die statt der Wale gar häufig sich mit Robbenschlag Ladung verschaffen. Besonders war es die geschätzte Pelzrobbe (Phoca mollissima), die auf ihren Wanderzügen häufig seine Beute

ward, und ihm einen wirklich werthvollen Ballen sammtiger, brauner Felle lieferte. Der stets klare, blaue Himmel jener Zone machte ihm die Kleidung schier entbehrlich, Tauben und Terrapins hatte er im Ueberfluß, wenn auch die harmlosen Thiere scheuer wurden — Pats List berückte sie dennoch, und der Fang gewährte ihm Unterhaltung. Doch schon nach etwa zwei Monden begann der völlige Mangel frischen, reinen Wassers nachtheilig auf seine eiserne Gesundheit zu wirken. Eine beständige Diarrhoe entkräftete ihn, ein Geschwür nach dem andern quälte, und bedurfte vieler Geduld, deren Pat nur wenig besaß, und in Folge deß immer grimmiger, verbißner ward.

Da, als er eines Morgens aus seiner Hütte kroch, lag ein Schiff auf etwa Schußweite auf den lauen, blauen Wellen vor ihm. Und eben stieß ein Boot voll leerer Tonnen ab, und näherte sich der Insel. Ja, ihr guten Narren, lachte Pat, ihr habt ganz Recht: hier müßt ihr Wasser holen! Gern schösse ich ein Paar von euch todt, oder mindestens lahm — aber so kann ich euch diesmal besser gebrauchen. Kommt nur heran!

Die Bootsmannschaft war sehr erstaunt, einen Menschen zu finden, der, nach seiner Aussage, freiwillig sich hier hatte aussetzen lassen. Er zeigte ihnen seine Robbenfelle, und bat, da die Insel alles süßen Wassers baar sei, ihn sammt seiner Habe zu einer andern zu bringen, die, seinen Tauben nach, im Nordwest liegen müsse. Der Führer des Schiffes bewilligte diese Bitte gern, da er nach Acapulco konsignirt war, also ohnehin diesen Strich einzuhalten hatte. Kaum nach einigen Stunden Fahrt hob sich die vermuthete Insel am Horizont, und die Flüge der Tauben, welche zwischen beiden Eilanden schwebten, zeigten, daß Pats Vermuthung richtig gewesen. Es war ein hohes Felsufer, in dessen Nähe man den Taganker fallen ließ, von dem herab stäubend eine silberne Kaskade in die See stürzte. Kein Korallenriff umgürtete die Waldinsel, die schon von fern zeigte, daß nicht der Bau zarter Zoophyten sie im leisen Strom von Jahrtausenden über den Spiegel der Fluth erhoben, sondern daß die gewaltige Thätigkeit eines Vulkans sie plötzlich donnernd erschaffen. Die gewaltige Adansonia am Strande stützte die mächtigen Aeste mit starken Wurzelsäulen, und über ihrem dichten Walde, aus dem das Geschrei der Papageien gellte, und des Glockenvogels Metallton hallte, wiegte der Kokosbaum die Last seiner segnenden Früchte, und hob die Palma real die luftige, stolze Krone.

Pat stand am Vorderstern und betrachtete das herrliche Eiland, als der Lieutenant zu ihm trat. Habt Ihr das einsame Leben noch nicht satt bekommen? frug er, ich meine, ein Mann wie Ihr, stände besser in den Paarden der großen Raa! —

Und ließe sich hin und wieder von des Bootsmanns Kätzchen etwas flattiren, höhnte Pat. Nein, nein Herr! ich kenne das Schiffleben genau, danke bestens für den Antrag, und will hoffen, auf einem ehrlichen Schiffe zu stehen, welches ich frei verlassen darf, wie ich es frei betrat.

Seid ruhig darüber, entgegnete der Offizier; weit entfernt, Euch zurückzuhalten, habe ich Euch zu fragen, ob Ihr noch etwas wünscht, was wir zur Verbesserung Eures Einsiedlerlebens Euch geben könnten.

Pat erbat sich mehreres Eisenwerkzeug, einen Taschenkompaß und ein Paar Hennen, sammt ihrem Hahn, welches Alles er geschenkt erhielt, obwohl er Robbenfelle dafür bot, und als es Nacht ward, war er auf seiner neuen Insel allein. Mit wirklichem Entzücken trank er das frische, klare Wasser des Bergquells, und schlief, die Waffen zur Hand, unter dem Schirm eines riesigen Boababs.

Leicht ward es ihm am andern Morgen unter dem regellosen Säulengewirr desselben Baumes einen tief versteckten Ort aufzufinden, der mit geringer Arbeit sich zu einer Hütte gestalten ließ. Dann, nachdem er hier seine Habe geborgen, füllte er die Taschen mit Zwieback, und ging aus, seine Insel zu durchspähen. Vom Gipfel des Berges herab zum Meer hatte sich ein Lavastrom ergossen, und lag schwarz, starr, todt da, nur bunte Flechten drängten sich in seinen Sprüngen, und aus den tieferen, klaffenden Spalten rankten sich zähe Lianen, und dufteten die Blüthen der Saxifragen; zu seinen beiden Seiten erhob sich ein üppiger Baumwuchs. Pat stieg, nicht ohne Mühe, auf den Lavaguß, dessen rauhe, glasige Schollen wie das zertrümmerte Eis eines Stromes sich über einander geschoben hatten, den Berg hinan, und stand endlich vor der, kaum zwanzig Schritt breiten, gähnenden Spalte eines schaurigen Felsthors. Hier war der Krater geborsten, und hatte den glühenden Inhalt verderbend entleert. Wie die Pforten der Unterwelt klaffte der dunkle Riß, starrten die zackigen Felskiefern. Der Bach, der unten so freundlich erschien, erhöhete das Grauen des Orts durch hohles Brausen, mit dem er sich aus dem Innern des Schlundes hervordrängte, der, ein tiefer, dunkler See, schweigend, von keinem Lüftchen gekräuselt, dalag. Selbst Pats Eisenbrust zwängte Schauer zusammen, als er diese wilde Scenerie überblickte; doch bald hatte er sich gefaßt, und — hier gefiel es ihm. Mit Behagen betrachtete er den, vom feurigen Orange bis zum blassen Strohgelb alle Schattirungen durchlaufenden, reichen Schwefelanflug des dunkeln Gesteins, das, schroffen Riesenmauern gleich, den ehemaligen Gluthbecher umgränzte, mit Freude bemerkte er die Oeffnungen weiter, blasiger Hohle, deren Zugang schwer, ja völlig unzugänglich erschien.

Er erklomm mit blutigen Fäusten den höchsten Felsgrat, und schauete ringsum. Von allen Seiten stürzte der Feuerberg jäh ab in die See, und nur in drei Buchten schien es möglich, mit Booten zu landen, doch war es nur über den Gipfel hier thunlich, von einer zur andern zu gelangen. Ein wildes Gewirr schwarzer, verglaster Felsen zog rechts unersteigbar sich hinab zur tosenden Brandung der Küste, und links lag undurchdringlich der dicht verschlungene Urwald.

Arrah! rief Pat vergnügt, ich bin expreß für diese Insel gemacht, oder sie vielmehr für mich. Tauben und Seehunde sind hier, wie auf dem verdammten Riff da

drüben; da unten wälzt sich ja ein ganzer Trupp im Sande, wie ich ganz gut sehe; wo der Affenbrodbaum und Palmen gedeihen, und es an Fleisch nicht fehlt, wird keiner Mutter Kind verderben; Nota bene, wenn Wasser sich findet.

Pat begann sogleich mit praktischem Sinn, sich, seinem Terrain gemäß, einzurichten, und wußte die Vortheile, welche es ihm bot, klug zu benutzen. Der Krater ward seine Heimath; hier bot eine weite Blasenhöhle ihm eine bequeme Wohnung, deren engen Eingang man nur auf einer Art Leiter, einem schlanken, jungen Stamm, dessen Aeste nicht glatt abgehauen waren, erreichen konnte. Hierher schleppte er seine werthesten Sachen; Pulver, Blei und Waffen aber vertheilte er an verschiedene Plätze, um, durch etwaige Feinde von Einem abgeschnitten, dennoch gerüstet zu sein. Ueber die schneidenden Schollen des Lavastroms, durch das dornige Gewirr des Urwaldes bahnte er sich tief versteckte Pfade, deren Endpunkte, außer ihm selbst, wohl kein Mensch aufgefunden haben würde. So konnte er, in kürzester Zeit, zu den drei Buchten, in welchen Landung möglich war, gelangen; aber nur mit seiner Bewilligung war ein Mensch im Stande, ihm zu folgen. — In halber Höhe des Berges rodete er mit bequemer Langsamkeit ein Stück Waldes durch Feuer aus, und bald sah er seinen Mais, Erbsen, Bohnen, Kartoffel rc. mit ungeheurer Ueppigkeit gedeihen. Seine Hühner fanden an mancherlei Beeren und Körnern reichliches Futter, bezeigten aber sehr wenig Lust, sich weit von ihrem Herrn zu entfernen, denn die rothen, schreienden Arras deuchteten ihnen, dem Hahn besonders, höchst ungeheuerliche Wesen. In wenigen Wochen war Pat von allen seinen Beschwerden nicht nur hergestellt, sondern fühlte sich wohler und kräftiger, als je. Eine Bucht, die völligen Schutz vor Wind und Wellenschlag bot, war besonders der Lieblingsplatz der Robben, aber hier tödtete Pat nur selten eine von ihnen, um sie nicht zu verscheuchen; mehrere Haie dagegen, die zuweilen verderbend herein stürzten, wußte er bald zu vertilgen. Die Tauben fing er bequem an ihren Tränkplätzen.

So war ihm fast ein Jahr vergangen, als ein Schiff seiner Insel nahete. Der Skorbut wüthete an seinem Bord, und mit mattem Ruderschlage sandte es ein Boot an's Ufer. Pat war guter Laune; der Urtrieb des Menschen, Geselligkeit, begann hin und wieder in seiner Brust sich zu regen, und drängte ihn hinab an den Strand, wo acht ausgemergelte Gerippe, die kräftigsten noch der Mannschaft, vergeblich sich abmüheten, das Boot an's Land zu ziehen, was Pat allein, laut lachend, vollbrachte. Er holte einen frisch erlegten Seehund herbei, und sah lachend die Kranken schmausen; er brachte frische Gemüse aus seinem Garten, und lachte, wie sie roh verschlungen wurden. Mit gewaltigem Arm rollte er die Wasserfässer hin und her, und versprach ihnen würzig-bittre Salatkräuter in Menge zu verschaffen, wenn sie Essig dazu hätten. Zu Allem aber, was er sprach und that, lachte er laut; der starre Krampf, der schweigend auf dem finstern Manne ein Jahr lang gelegen, schien so sich ausgleichen zu wollen.

Der Kapitän ließ sein Schiff so nahe wie thunlich an's Land bugsiren und dort festlegen, und nun begann ein reger Tauschhandel. Für Robben, Tauben, frische Eier und Gemüse erhielt Pat Rothhaar Pulver und Blei, Gewehr und Werkzeug, Rum, Fischergeräth, Decken und einige Kleider; die getrockneten Pelze aber gab er nur für ein kleines, schmuckes Boot her, welches der Kapitän zu seinem Vergnügen einst hatte bauen lassen.

Schon nach einer Woche hatte das Schiff — es hieß St. Denys, Kapitän Eynard von Dieppe — eine gehörige Ration frischen Mundvorraths eingenommen, und Pat hatte seine Gäste völlig satt — er sehnte sich nach Einsamkeit und Stille. Das quecksilberne Wesen der Franzosen, ihr sprudelnder Leichtsinn, waren dem schweigsamen, menschenfeindlichen Iren im höchsten Grade zuwider. Die sich meldenden Vorboten eines Sturms, den Kapitän Eynard nicht in der Nähe dieser wilden Felsküste zu bestehen Lust hatte, mahnten dringend zu unverweiltem Lichten des Ankers, und als Pat am andern Morgen vom Rand des Kraters eben noch die Mastspitzen des St. Denys am Horizont erkennen konnte, holte er, wie von schwerer Last befreit, tief Athem.

Sie hätten all' meine Seehunde verjagt, meine Tauben ausgerottet, meine Hühner gefressen, und meinen Garten verwüstet, murrte er, diese Tanzmeister, denen nur Wassersuppe und Froschschenkel gehören! — Doch — was kriecht dort im Dickicht? — Verdammt sei der Teufel! Das ist ein Mensch, nein, Arrah, zwei sind es!

Mit wilden Sätzen polterte Pat bergab, und stand plötzlich vor den zwei Matrosen, die, durch das anscheinend üppige, behagliche Leben Pats gelockt, vom St. Denys ausgerissen waren, und die Nacht im Walde versteckt zugebracht hatten.

Mona sin Diaoul! schrie der Wilde, wo kommt Ihr her?

Vom St. Denys, Pat; wir wollen bei Euch bleiben, war die lustige Antwort.

Wirklich? ei, wie gütig! höhnte Pat. Was wird Madame mère sich freuen, wenn sie erfährt, daß ich euch beide aufgehängt habe, wie es Ausreißern gehört!

Die Franzosen sprangen entsetzt auf, denn hier galt es bittern Ernst, das war Beiden klar beim Anblick dieses Hunen, dem das brandrothe Haar wie Flammen um das schreckliche Antlitz wogte. Sie warfen flehend sich auf die Knie und baten um Schonung und Erbarmen.

Pats Auge verlor den wilden Grimm, aber es schien noch düsterer, hassender zu sprühen. O heiliger Patrik, knirschte er, gieb diesen Hunden Kraft und Muth, daß sie sich wehren und ich sie todtschlagen kann! Den Klagweibern kann ich nichts thun — o Leid und Jammer! — Er wandte sich, und stieg den Berg hinan, wohin die Unglücklichen ihm nicht zu folgen wagten. Hier, unter einer breiten Magnolie saß er lange und

sann, bis er gegen Abend wieder zu den Deserteuren herabkam. Was kann ich mit Euch machen? grollte er. Wenn ich Euch noch so empfindlich schimpfe und beleidige: ich glaube doch nicht, daß Ihr so viel Muth und Kraft aufbringt, Euch zur Wehr zu setzen? — Der eine Franzose ermannte sich so weit, etwas von Großmuth, Mitleid u. dgl. zu stammeln, aber Pat schüttelte traurig den Kopf; ach, rief er, das sind lauter Bocksbeuteleien, mit denen man Narren ködert, aber nicht meiner Mutter Kind. Ihr seid mir sehr fatal, doch, da ich Euch nicht todtschlagen kann, weil Ihr nicht im Stand seid, Euch zu wehren, so muß ich Euch schon eine Zeit lang füttern, bis Ihr zu Muth und Kraft gekommen seiet — dann —

Nun, höret mir achtsam zu, so lieb Euch ein ungebläuetes Fell ist. Ihr bleibt hier unten am Ufer, und logirt in der Hütte, die ich dort unter dem Boabab aufgeschlagen. Wenn ich dann Morgens pfeife, so kommt Ihr herauf, in meinem Garten zu arbeiten: Bewegung ist Euch gesund; dann sollt Ihr zu Essen haben. Der, welcher es wagt, mir nach den Berg zu ersteigen, wird von mir in der Weise gepeitscht, daß, wenn die neunschwänzige Katze wieder an ihn kömmt, er glauben soll, es sei nur ein Rasierpinsel voll Seifenschaum. Schwäche ist allemal feig und tückisch, und ich schlafe gern ruhig — also, Schätzchen, hütet Euch.

Etwa einen Monat war das Leben auf der Insel nach Pats Angabe geführt worden, und die beiden Flüchtlinge fühlten sich wieder vollkommen erstarkt. Mit der Kraft aber wuchs ihnen die Unlust an der angewiesenen Arbeit, die langsam und lässig voran schritt. Pat wußte die Faullenzer jedoch auf eine Weise zum Fleiß zu ermahnen, daß ein wirklich merkwürdiger Eifer in den Söhnen der großen Nation erwachte. Sie zitterten bei der Näherung ihres Tyrannen, und hätten gern revoltirt, wenn es nur einigermaßen thunlich geschienen. Pat aber zeigte sich nur bewaffnet, und war so bärenstark, daß es eine Tollheit gewesen wäre, sich aufzulehnen. Es blieb nichts übrig, als zu arbeiten und zu schweigen. Da legte ein Schiff an die Küste, um Wasser einzunehmen, zu welchem Ende Pats Insel von jeher öfter besucht ward, und die Franzosen baten den Kapitän flehendlichst, sie aufzunehmen: ihm aber war der Zuwachs zweier, derber, geübter Leute ebenfalls sehr erwünscht. Pat Rothhaar lächelte nur beifällig: mein Garten ist um's Dreifache größer geworden, und verheißt reiche Ernte, die ich an ansegelnde Schiffe vertauschen kann. Möge den Hasenfüßen Unglück im Nacken sitzen! Graben und Hacken mag kein Ire, und ich will mein Vaterland nicht verläugnen.

Pat hatte jetzt so ziemlich Alles, was nach seinen Begriffen zum Comfort gehörte. Seine Höhle war kühl und geräumig, sein Garten groß und ergiebig, seine Hühner hatten sich ungeheuer vermehrt, und die Küste bot Fische in Menge, wie jeder Strauch Tauben. Gern lag er auf schwellendem Moos im Mondschein an einer der Buchten, und träumte mit wachem Auge, bis der Zug der Robben rauschend sich näherte, und argwöhnisch am Ufer hinschwamm. Sie wandten in kurzer Entfernung; neugierig, mißtrauend, dreheten die runden Köpfe sich nach allen Seiten, dann wagte ein Einzelner sich herein in das ruhige Becken der Bai, und schien jeden Busch, der seine langen Zweige badend in's Wasser hinab hängte, sorgfältig zu mustern. Doch rings auf dem Ufer lag schweigender Frieden, wie im Traum athmend, hob sich des blauen, lauen Meeres Brust, langsam mit der Dienung der Wogen draußen schwellend und sinkend, nur im Gipfel der herrlichen Palme am Strand flüsterte wiegend der leise Nachtwind.

Das Thier stößt einen bellenden Laut aus, und die ganze Heerde folgt dem willkommenen Ruf. Das Wasser der Bucht braust hoch auf von den kräftigen Schlägen der breiten Finnen, und neckend und spielend schleppen sich die Thiere den weichen Sand des Ufers herauf. Sie lagern sich bequem. Noch eine Viertelstunde, und alle die Schwimmer schnarchen laut, und schlafen tief; nur abseits, auf einem Felsblock, liegt eine widerwillige Wache, und hält sich gewaltsam munter. Plötzlich fällt dem Thier eine Schlinge um den schlanken Hals, ein Ruck, und ehe es einen warnenden Laut auszustoßen vermag, ist ihm die Kehle zugeschnürt, doch stürzt es sich mit lautem Geplätscher in's Wasser, wo es schnell verendet. Wohl fahren einige der Gefährten vom Schlafe auf: doch rings ist alles still, kaum regt sich das breite Blatt der Paradiesfeige im Nachthauch; sie legen sich nur bequemer zurecht — Pat aber ist seiner Beute sicher! —

Ein weiteres Jahr war vergangen. Pat lag dumpf hinbrütend auf dem Kraterrande, und dachte vergangener Zeiten. Die enge Torfhütte bei Ballynahinch, auf dem Dogshead, in der er seine Kindheit verschwinden sah, tauchte, wie aus tiefem Grunde seines Herzens, vor ihm auf. Es war ihm, als höre er wieder den Donner der Brandung an der wilden Felsküste, um die sich graue, formlose Nebelballen wälzten. Er sah, wie der düstre Vater rauchend auf der Klippe lag, und dem Segelstrich der Schiffe mit starrem Auge folgte, ob Keines, von der Wucht des stoßenden Sturmes erfaßt, in das Felsenlabyrinth der Küste gerathen möchte, und, mit Mann und Maus zerschellend, Gelegenheit gäbe zu einträglicher, lustiger Plünderung. Der Mutter gelle Stimme schien ihm zu rufen, Paddy Astore, such den Vater! die Kartoffeln sind gar, und Pater O Sullivan gekommen! Das muntere Gewimmel der neun Geschwister um die, vom Meer ausgeworfene Schiffsplanke, die, auf drei in den Boden geschlagenen Pfählen wackelnd, der Tisch genannt wurde, wenn die Mutter den Topf mit heißen Kartoffeln darauf umstürzte, das scheue Zurückweichen der Kleineren, wenn nun Sally, die älteste Schwester, bleich wie der Mond, aus dem dunkeln Winkel, in dem sie spann, vorhuschte, und, lautlos, geisterhaft, mit zwei Knollen in der Wachshand, wieder darin verschwand. Sie war trübsinnig geworden, seit ihr Verlobter im Kampf mit den Zollwächtern gefallen. Es war Pat, als höre er wieder ihren leisen Sang, so

klar, so mild, so verhallend, wie die Töne einer Aeolsharfe, und eben so scharf, so schneidend anschwellend:

Von edler Abkunft war Shenkin!
Wie er war Keiner stark, und Keiner je so kühn.
Er nahm des Reichen Gut, und gab's dem Armen gern;
Blond war sein lockig Haar, sein Auge wie ein Stern.
Er ist als Held gefallen!
Sein Auge brach im Kampf der Tod;
Der Locken lange Ringel,
Wie starren sie, vom eignen Blut so roth!

Pat wischte die Augen, sie waren ihm trüb geworden beim Blick in die Vergangenheit; er warf das wilde Haar zurück, und stand auf, die Stirn dem Seewind zuwendend. Wenn ich lesen könnte, möchte ich eine Bibel haben, flüsterte er, es soll viel Tröstliches darin stehen, sagte Pater O Sullivan immer, und die bleiche Sally drückte das Buch noch in ihrer letzten Stunde so innig an's Herz. — Es soll Keiner verloren sein, der sich bittend und bereuend an Den wendet, der am Kreuze für Alle starb — Oh, ich möchte einmal mit einem Priester reden, der mich verstände; wenn's auch kein Priester wäre; nur ein frommer, treuer Mensch, der wüßte, wie heißes, wildes Blut, Gelegenheit und Verführung, Hochmuth und Unterdrückung in der Brust wühlen und wogen. Ha, Arrah! ein Schiff! es hält hierher ab — o, vielleicht ist auf ihm ein starkes, geduldiges Herz, das mir das meinige erleichtert! —

Das Schiff näherte sich vor leichter Brise und warf an bekannter Stelle seinen Anker; es war der St. Denys, dessen kranke Mannschaft vor anderthalb Jahren sich hier erquickt hatte. Pat stand, auf eine Harpune gelehnt, am Strand, als das Boot anlegte. He, rief der Bootsmann, an's Land springend, rother Coquin, du lebst noch? Ich dachte, der alte Guillaume hätte dich indeß abgeholt, was mir sehr verdrießlich gewesen wäre: denn ich möchte ein Stündchen mit dir kosen. Was machen die lieben Seehunde, die unschuldigen Täublein, die traulichen Hühner und sonstige Compagnie?

„Alles wohl, Maurice, entgegnete Pat trocken; bleibt Ihr hier länger liegen?"

Nein, du strahlende Pechfackel, wir legten nur an, dich noch einmal zu begrüßen, und zu fragen, ob du keine Aufträge für Buenos-Aires habest: denn dahin gehen wir, um zu lichten und ein wenig zu kalfatern. St. Denys will nicht mehr recht Wasser halten, auch müssen wir etwas Ferien haben, wie der deutsche Bund in den Hundstagen; dann kommen wir wieder.

„Habt Ihr keinen Priester an Bord?

Ach, sacré bleu! Du willst beichten? das muß ich loben. Es wird einmal Zeit sein, daß du das Journal in's Hauptbuch übertragen läßt und Bilanz ziehst, wie unser Rheeder sagt. — Freilich, wir haben einen Priester, ein Prachtstück noch dazu; du sollst sehen, wenn der nur zu plaudern anfängt, so reißt der Teufel barfuß aus, sogar von einem Braten, wie du bist, meine duftende Feuerlilie.

„Führt mich an Bord, Maurice."

Ja, glaubst du, der heil. Denys wird deiner Sünden Last noch tragen, da er schon drei Mal Fische geladen hat? Aber du rothköpfiger Adam lebst ja hier ganz allein, ohne Eva sogar, in deinem Paradiese, und der Kokos wird doch nicht etwa der Baum der Erkenntniß sein. Die Dame müßte ja ein mörderliches Gebiß gehabt haben. — Steig nur ein, du süße Pechnelke.

Pat sprang in's Boot, und ward, unter fortwährenden Föppeleien des Bootsmanns, an Bord gerudert. Kaum aber betrat er das Deck, als er von hinten niedergerissen und geknebelt ward. Kapitän Eynard trat herzu, und warf ihm mit den gräßlichsten Flüchen vor, zwei seiner Matrosen zur Desertion beredet zu haben. Er wisse, fuhr er fort, daß die beiden Schelmen auf einem andern Schiffe seiner Rache entkommen seien; Pat aber solle jetzt sein Antheil daran dreifach haben. Der unglückliche Gebundene ward hierauf auf das Grausamste gepeitscht, dann mit schweren Eisenfesseln krumm geschlossen, daß Hände und Füße sich berührten, und so, ein wehrloser, ja fast regungsloser Klumpen, an das Gestade seiner öden Insel geworfen. Ja, so weit ging die feige Grausamkeit seiner Peiniger, Sorge zu tragen, daß ihr Opfer über die Fluthmark hinauf gelegt ward, damit die Wellen nicht seine Todespein verkürzten.

Pat hatte, so wie er gebunden war, allen Widerstand aufgegeben, stumm ließ er sich schmähen, wie fühllos ließ er die Katze, die Maurice mit geübter Faust schwang, sein Fleisch zerfetzen; ohne einen klagenden, oder gar bittenden Laut von ihm gehört zu haben, verließ ihn die Mannschaft des St. Denys am Ufer. Mit gellem Hohnschrei richteten die Franzosen, wie nach gewaltigem Siege, ihre Segel, die ein rascher Ost voll blähete. Da zitterte, da zuckte der Mißhandelte zusammen, daß die Ketten klirrten. Mit unsäglicher Anstrengung wälzte er sich bergan zum öden Lavastrom, den er endlich mit der Nacht erreichte. An den scharfen Kanten der Gluthschollen rieb er mit zäher Beharrlichkeit seine Kette, bis sie sprang. Er richtete sich langsam auf und dehnte die gewaltigen Glieder; die Blutkrusten seiner Peitschenwunden barsten davon auf, daß heiß der rothe Lebensstrom an ihm hinablief — er beachtete es nicht; er streckte die befreiten, mächtigen Arme gegen den Sternhimmel, und heulte einen gräßlichen Racheschwur hinaus in die hehre Stille der Nacht, daß ein schauriges Echo am Walde erwachte. Am Morgen stieg er zu seiner Höhle empor und zerfeilte die Fesseln vollends, dann barg er ihre Stücken sorgfältig bei seinen werthesten Schätzen, dem Pulver und den Waffen. Ich will sie Euch wieder schicken, flüsterte er in sich hinein, so helfe mir der Teufel!

Abermal waren zwei Jahre vergangen, und Pat wohnte noch immer auf seiner Insel. Wenn ein Schiff anlangte, so verbarg er sich meistens, denn sein Vorrath an europäischen Nothwendigkeiten war ziemlich



groß, seinen geringen Bedürfnissen gegenüber. Oft aber hätte man ihn sehen können, wie er emsig die Fesseln, in denen er verschmachten sollte, in erbsengroße, eckige Stücke zerfeilte. Eben wieder hiermit beschäftigt, sah er vom Kraterrand die Mastspitzen eines Schiffes am Horizont auftauchen, und richtete einen kleinen Tubus darauf. Alles neu, Spieren, Raaen, Takelung, Segel — murrte er — es thäte Noth, daß die Walfische so viel Rogen im Leib trügen, wie ein Häring, wenn sie von den unsinnigen, gierigen Jägern nicht ausgerottet werden sollen. Da hat wieder so ein Thrankönig von Southwark ein Söhnchen mit einem Schiff ausgestattet, und das Milchkälbchen will nun damit den Südpol erreichen, und findet es dort famos kalt! Da wendet er denn hurtig den Stern und will sich auf den Gallopagen wärmen — doch, Arrah! — das ist keine englische Takelung — beim Höllenfeuer, ja, das ist ein Franzose! Nach einer weitern Stunde, die den Rumpf über die Sehlinie hob, glaubte Pat den neu ausgerüsteten St. Denys zu erkennen, und ein wildes Lächeln flog über die wetterbraunen Züge. Mit der Behendigkeit eines Raubthiers huschte er hinab zum Strand, auf einem tiefverborgenen Wege, der vom Schiffe aus, welches rasch sich näherte, durch den Wald völlig maskirt war.

Pat hatte recht gesehen: es war der neu ausgerüstete St. Denys, der an bekannter Stelle den Anker fallen ließ. Der kranke Kapitän Eynard lehnte am Hackbord, und neben ihm stand Maurice, jetzt sein Lieutenant, und schob eben den Tupus zusammen.

Ihr könnt dreist an's Land gehen, Kapitän, sprach Letzterer; es ist nicht möglich, daß der rothe Hund sich damals gerettet hat: seine Tauben müßten ihm die Ketten abgepickt haben! Auch sehe ich auf der ganzen Insel keine Spur von ihm; alles scheint verwildert, und nirgend kräuselt ein Rauchwölkchen sich auf, und ein Ire, das wißt Ihr, hat das ganze Jahr wenigstens Kartoffeln am Feuer.

Wollte Gott, Ihr hättet Recht, entgegnete Eynard, wenn ich nicht Landluft, Gemüse und frisches Fleisch bekomme, so werdet Ihr bald Kapitän sein, Maurice!

Wäre mir nur geringe Ehre, antwortete der Lieutenant mit einem Anflug von Verlegenheit. Der Bootsmann oder Lieutenant Maurice verkroch sich in Marseille in einer Kneipe, Kapitän Maurice müßte mit den Behörden verkehren, und die könnten sich einer gewissen kleinen Mißhelligkeit erinnern —

Die Euch mit schöner, rother Mütze damals in's Bagno brachte, versuchte Eynard zu lächeln.

Lassen wir das, murrte Maurice mit tückischem Giftblick; das Schiff liegt sicher, das Wetter ist stät: Ihr könnt heute Abend noch an's Land gehen, und seid in acht bis zehn Tagen wieder so frisch wie ein Milchmädchen.

Morgen früh, morgen, verschob der Kranke; dann geht Ihr mit, laßt mir ein gutes Zelt am Bach dort aufschlagen, und schießt mir gleich ein Dutzend Tauben oder Hühner. Wir essen dann zusammen, da ich den Steward und den Koch doch mitnehmen muß.

À votre aise, Monsieur, brach Maurice ab, und ging nach vorn.

Schon früh am andern Tage ward ein großes Boot vom St. Denys ausgesetzt, ein reicher Flaschenkeller, allerlei Pickles und Confitüren unter des Stewards Aufsicht hineingestaut, und im Stern ein weiches Lager gespreitet. Acht Mann lagen auf den Rudern, als Kapitän Eynard in einem Sessel hinabgelassen wurde, und Maurice das Steuer ergriff. Ein anderes Boot, welches ein Zelt mit Kochgeräth u. dgl. schon ausgeladen, kam eben zurück, und seine Mannschaft versicherte im Vorübergleiten, nichts Lebendiges gewahrt zu haben. Maurice sprang an's Land und stieg bergan, einen passenden Platz für das Zelt zu ersehen; auf einem Sessel getragen, folgte Eynard. Keiner sprach ein Wort, und Beider Blicke flogen forschend zu beiden Seiten in das Dickicht des jungfräulichen Waldes. Auf einem grünberasten Plateau begannen, nach kurzer Wahl, die Matrosen das Zelt aufzuspannen, nachdem sie das Boot auf den Strand gezogen hatten; der kranke Kapitän sah aus dem Schatten eines großen Gummibaumes, behaglich im Stuhl sich schaukelnd, zu. Ueber ihm plauderten und kreischten die Papageien, und gurrten die tiefen Laute eines Taubers.

„Zieh fester an, du brauner Hund," schalt Maurice einen jungen, schönen Mann, der von einer der Gallopagen für den Dienst geraubt war, und begleitete die Ermahnung mit einem kräftigen Fußtritt. Im nächsten Augenblick purzelte Alles über einander; das Seil war gerissen.

Fort eines von Euch Seekälbern, fluchte der Lieutenant, und holt ein anderes Seil aus dem Boot, aber hurtig!

Mit der Schnelle eines Hirsches sprang der braune Jüngling zum Strand hinab, und kehrte eben so schnell zurück, schon von fern winkend. Komm weiß Offizer, rief er, zu sehen Boot umgestürzt, Ruder fort, ganz fort! — er blies durch die geöffneten Finger.

„Hölle und Teufel!" tobte Maurice auf, und rannte bergab, „mir nach, Canaillen!" Doch nur einige Schritte hatte er gethan, da hallte eine dumpfe Stimme aus dem Walde: „Nehmt Eure Ketten mit!" ein Schuß krachte zugleich, und der Lieutenant wälzte sich auf dem Rasen. Die Matrosen entflohen, nur der braune Mann packte den ohnmächtigen Kapitän und wollte ihn auf den Rücken laden.

Laß das, Bursch! grollte es neben ihm.

Pats gewaltige Faust hatte den ausgedörrten Kranken erfaßt, und schleuderte ihn in den Stuhl zurück. Er warf einen Blick zum Strand hinab, und sah, wie die Matrosen in das, eben wieder herankommende zweite Boot sprangen, und, von wildem Schreck erfaßt, eilig abstießen. Eine Kugel jagte er noch über die Köpfe der Franzosen hin, die bei ihrem Pfeifen sich duckten, und noch rascher, wie vorher, die Ruder regten. Mau-

rice, vom gehackten Eisen zerrissen, krümmte sich in Todesqual, und konnte doch nicht sterben; der Kapitän Eynard hing schlaff, mit grangelbem, verzerrten Gesicht und gebrochenen Augen im Sessel. Der Inder sah mit weitem, braunen Auge bald auf seine Offiziere, bald auf Pat, der bedächtig beide Läufe seiner Flinte wieder lud, nur verachtend über seine Todfeinde hinblickte, desto schärfer aber jede Bewegung an Bord des St. Denys beobachtete. Bald überzeugte er sich indeß, daß er von dort nichts zu fürchten habe; Liebe zu den beiden Offizieren schien dort nicht zu walten: nur panische Angst; in Hast breitete das Schiff seine Segel und floh.

Pats Blick lag düster und unheimlich glimmend auf den Zügen des Kapitäns. Verdammt der Teufel, murrte er, der den Leutschinder holte, ohne daß ich ihn morden durfte! Er ist todt, rein todt, und ich habe ihm keine Marter, keine Qual anthun können, ihm, der mein letztes frommes Gefühl erwürgte — Arrah! das ist schlimm, verteufelt schlimm! — — Maurice's Quallaute weckten ihn aus dumpfem, grimmigen Brüten. Ach so, mein Kleinod, du bist auch noch da? lachte er wild auf. Aus Barmherzigkeit, flehete der Todwunde, erschießt mich vollends.

Ach, warum nicht gar, grinzte Pat, habt nur ein Bischen Geduld; ich brauchte gar viel davon, bis meine Kette sprang. Mein Pulver kann ich besser anwenden! — Komm Chokoladepüppchen, wir wollen einmal sehen, was in den Flaschen ist.

Mich nennen Papenti-Meha, entgegnete der Inder; Flaschen tabu!

Possen, lachte Pat; tabu, oder heilig, nennen die Leute gar gern das, was sie für sich behalten möchten. Sieh, hier dies ist Cognak, und er deucht mich ganz gut.

Wasser, um Gotteswillen, Wasser! ächzte Maurice.

Da, Meha, sprach Pat ernst, gieb dem Hund einen Schluck — Wasser hole ich ihm nicht! Er schenkte ein Glas voll des starken Branntweins, welchen der Inder dem Verwundeten in den lechzenden Mund goß. Maurice riß die Augen weit auf, zuckte convulsivisch und verschied! —

Es sank die Sonne — die Leichen waren über den Felsen hinab in die Brandung gestürzt. — Meha, frug Pat, kannst du ein Boot nach dem Kompas steuern?

Meha kann das, war die Antwort.

Möchtest du wieder in deine Heimath?

Der Inder blickte sehnenden Auges nach Nord, und zwei große Thränen rannen über die dunkeln Wangen.

Der Wind ist steif Südost, das Wetter ist ruhig und zu dieser Jahreszeit sehr beständig; in zwei bis drei Tagen könntest du drüben sein.

Kein Kanot haben! —

Am Strand liegt das französische Boot — für Proviant will ich sorgen!

Meha sprang auf; er breitete die Arme gegen die Richtung, in welcher sein Vaterland lag, und brach in einen erleichternden Thränenstrom aus, indeß Pat den verborgenen Pfad gegen den Krater hinauf leise hinging. Er überließ es Meha, die laue Tropennacht zu verbringen, wie er konnte. Als er am Morgen wieder erschien, hatte Meha bereits mit gewaltiger Anstrengung das Boot umgekehrt und flott gemacht, und Pat half ihm jetzt eine Tonne Wasser, nöthigen Proviant ꝛc. an Bord zu bringen. Dann ward der kleine Kompas vor dem Steuer befestigt, das leichte Segel gehißt, und Meha glitt schnell und gewandt um den felsigen Vorsprung gegen Nord dahin über die langen, sanft schwellenden Wellen.

Pat sah ihm lange, lange, nach; dann verlor er sich im Dickicht des Waldes! —

Jeder Walfischfänger in der ganzen Südsee erzählte von da an dem Andern, Begegnenden, von dem meuchlerischen, entsetzlichen Anfall, den der St. Denys von Dieppe auf Pats Insel ausgehalten. Der rothe Kannibale habe mehrere Kanonen mit gehacktem Eisen an unzugänglichen Stellen aufgepflanzt, und ein mörderisches Blutbad angerichtet. Stets vergrößert, wie auf dem Lande, durchflogen die Erzählungen das stille Meer, und Pats Felseneiland ward in Folge davon ängstlich gemieden.

Schon einundzwanzig Jahre waren seit den Thatsachen unserer Erzählung verschwunden, als die englische Brigg „Sphinx" den Kurs segelte. Sie legte an, und drei junge Midshipmen, voll Muthwillen und Jugendmuth, bekamen die Erlaubniß, den ausgebrannten Vulkan zu besteigen, zu Nutz und Frommen aller Geologen der Heimath. Sie kletterten mühsam und unverdrossen den rauhen Lavastrom hinan, als der Eine plötzlich anhielt. So wahr ich einst Kapitän zu werden hoffe, schwur er, dort wachsen Kartoffeln.

Oho, John, du langbeiniger Sohn der Smaragdinsel, phantasirst du von der Heimath? lachte der Gefährte; da du aber schon so deutliche Zeichen von Kultur entdeckst, sag mir, siehst du nicht auch einen Galgen, ein Narrenhaus oder dergleichen?

Leider, nein, Charles! Du scheinst hier deine Laufbahn nicht beschließen zu sollen.

John hat Recht, entgegnete der dritte, Aeltere; hier ist ein Fleck, der einst angebaut war. Dieß ist Tarro, die Hauptnahrung der Südseeinseln — hier stehen Yams — und dieß sind Tombeskartoffeln! Wer weiß, welcher Robinson sie einst steckte? —

Weiter hinauf, drängte Charles, weiter; mich faßt eine Entdeckerwuth, die mich sogleich zum Comodore eines Geschwaders machte, wenn unsere graziöse Majestät und die brummige Admiralität davon wüßte.

Sie erreichten den Kraterriß, und traten staunend in's Innere. Für länger schwiegen die neckenden Witzeleien, bis John die primitive Leiter erblickte, und zu der engen Oeffnung der Höhle hinaufstieg. Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr ihm: auf zerfallendem Lager gebettet, lag ein, von den Ameisen reinlich benagtes Skelett — die Knochenhand hielt ein, aus zwei Stäben zusammengebundenes Kreuz!

Schmidt.

Amerikanische Laufmäuse.

(Tafel 8.)

Die Zunft der Laufmäuse, welche die Hasen und Meerschweinchen umfaßt, zeichnet sich vor allen andern Nagemäusen dadurch aus, daß ihre Repräsentanten einen dickeren Hinterleib haben, die Hinterfüße länger und mit stumpfen Klauen versehen sind, und sie Blätter- oder Faltenzähne besitzen. Außer dem Hasen, der allgemein verbreitet ist und bis zu dem höchsten Norden hinauf gefunden wird, leben alle Gattungen der Zunft nur in warmen, und viele, namentlich die auf unsrer Tafel abgebildeten, selbst in heißen Ländern, was um so merkwürdiger ist, als sie fast sämmtlich einen sehr dichten und linden Balg haben, der vor der Kälte schützt, und einige derselben kostbares Pelzwerk liefern.

Unter den amerikanischen Laufmäusen sind die Paca, die Chinchilla und die Viscacha die ausgezeichnetsten.

Die schwärzliche Paca, Coelogenys subniger, Fig. 1, unterscheidet sich von allen Säugethieren durch eine Art äußerer Backentaschen, die nicht wie in der Gattung Ascomys, nur in den weichen Bedeckungen angebracht sind, sondern mit einer eigenthümlichen Bildung des Schädels in Verbindung stehen, und der Physiognomie des Thieres etwas eben so Ungewöhnliches als Charakteristisches mittheilen. Das stark gekrümmte, auf seiner äußeren Fläche sehr rauhe Jochbein ist nämlich in so hohem Grade entwickelt, daß es wie ein breites Knochenschild den größten Theil des Unterkiefers überdeckt und eine Höhle bildet, die mit einer dünnen, haarlosen Haut, einer Fortsetzung der Gesichtshaut, ausgekleidet, aber nur durch einen engen, unterwärts gerichteten Spalt zugänglich ist. Der Nutzen dieses Behälters ist noch unerklärt; zum Behälter der Speisen kann er nicht dienen, da sein Zugang viel zu eng ist und die ihn umschließenden, harten Knochen keine Ausdehnung zulassen, überdieß auch noch ächte, im Maule sich öffnende Backentaschen vorhanden sein sollen, die zu beiden Seiten des Halses ziemlich weit hinab reichen, was jedoch von Rengger widersprochen wird. Die Paca hat ziemlich die Gestalt eines Hasen, doch ist sie größer, kürzer und dicker; sie ist zwei Schuh lang, von schwerfälligem Ansehen und plumpem Bau, braunschwarz und auf jeder Seite mit 4 — 5 Reihen weißer oder gelber Flecken gezeichnet. Der Kopf ist sehr breit, die Oberlippe sehr tief gespalten, und das Auge weit hervorragend. Die oberen Nagezähne sind ungefurcht, mit keilförmiger, horizontal abgestutzter, die unteren mit abgerundeter Schneide; Backenzähne sind überall vier, diese zusammengesetzt, und die ersten größer. Die Glieder sind stämmig und kräftig, die hinteren länger als die vorderen, mit hufähnlichen Nägeln versehen, und in der Ruhe meistens eingeknickt, wodurch der Körper eine ungeschickte, furchtausdrückende Stellung erhält. Der Schwanz ist stummelförmig und höchst unbedeutend. Die gelbe Paca, Coelogenys fulvus, unterscheidet sich von der schwärzlichen nur durch die Farbe, und stimmt mit ihr in Sitte und Lebensart vollkommen überein. Man findet beide Arten in allen Theilen des östlichen Süd-Amerika's, von Guyana an bis Paraguay, und auf den südlichen Antillen, auf Trinidad und Tabago, wo sie ihre Baue, die mit drei Zugängen versehen sind, die sie geschickt unter Laub zu verbergen wissen, in den Uferwaldungen großer Flüsse oder ausgedehnter Sümpfe, und zwar so nahe an der Oberfläche anlegen, daß die, die Wälder durchstreifenden Indianer und Jäger leicht in dieselben einbrechen. Ungeachtet ihrer Plumpheit und Schwere laufen und springen die Paca mit ziemlicher Gewandtheit, und entkommen im Wasser durch geschicktes Schwimmen und Tauchen jeder Verfolgung. Da sie gegen das Licht sehr empfindlich sind, verlassen sie am Tage selten ihre Baue, vertheidigen sich aber, wenn sie in denselben angegriffen werden, mit vielem Muthe gegen die Jäger, und vermögen die schlimmsten Bisse zu versetzen. Des Nachts gehen sie ihrer, aus Pflanzen und Früchten bestehenden Nahrung nach, und richten in den Gärten und Zuckerrohrfeldern der Ansiedler oft großen Schaden an. Die Weibchen werfen nur einmal im Jahre, und stets nur ein Junges, welches lange Zeit bei der Mutter bleibt; nach M. v. Wied soll es in Brasilien zwei Junge werfen. Früher zählte man die Paca und die mit ihnen verwandten Aguti (Dasyprocta), bestochen durch die Fußbildung, das borstenartige Haar, ihre grunzende Stimme und ihre Sitte, mit der Schnauze den Boden aufzuwühlen, zu den Schweinen, gründlichere Forschungen haben aber dargethan, daß sie den Cavien, und mithin, eben so wohl wie die Hasen, den Laufmäusen, zugezählt werden müssen. Beide Geschlechter lieben, trotz ihres Hanges zum Wühlen, die Reinlichkeit, halten ihre unterirdischen Wohnungen stets frei vom Schmutze, putzen Gesicht und Schnurrhaare nach Katzenart mit den Vorderpfoten, die sie vorher mit Speichel anfeuchten, und bedienen sich auch der Hinterbeine, um das Fell nach allen Richtungen gehörig glatt zu streichen. Ihre Intelligenz ist äußerst unbedeutend. Fr. Cuvier u. A., welche Paca im gefangenen Zustande beobachteten, bemerkten, daß sie leicht in heftigen Zorn geriethen, und sich besonders darin gefielen, einen Haufen Stroh und Heu mit den Zähnen zusammenzutragen und auf diesem den größten Theil des Tages ruhend zu verbringen. Büffon hatte ein ganz zahmes, weibliches Paca, das sich unter dem Ofen ein Lager machte, den Tag über schlief, des Nachts aber umherlief, oder, wenn er es in einen Kasten einsperrte, fortwährend nagte. Es war ungemein reinlich, und entledigte sich seines Unraths im entlegensten Winkel. Bekannten leckte es die Hand, ließ sich gern kratzen, wobei es sich ausstreckte und sein Wohlgefallen durch einen schwachen, grunzenden Laut zu erkennen gab, litt es aber nie, daß man es hielt. Fremde Personen, Kinder und Hunde wurden von ihm gebissen, und äußerte es dabei seinen Zorn durch Knirschen und Grunzen. Trotz seiner Schwerfälligkeit sprang es mit großer Leichtigkeit auf Stühle, setzte sich oft, um sich zu putzen, auf die Hinterfüße, und fraß Brod, Rüben, Sellerie, Zwiebeln, Kohl, Kräu-

ter und Baumrinden, vorzüglich gern aber Zucker und Früchte. Gegen Kälte war es nicht sehr empfindlich, daher es vielleicht eben so heimisch in Europa gemacht werden könnte, als das Meerschweinchen, was für unsere Gutschmecker als neue Errungenschaft betrachtet werden dürfte, da dessen treffliches Fleisch in Brasilien so geschätzt wird, daß es die Portugiesen daselbst vorzugsweise königliches Wildpret (Caca real) nennen. — Man fängt die Paca in Brasilien und Guyana mit Schlagfallen, jagt sie mit Hunden oder schießt sie, und bringt sie in Rio oder in Paramaribo, wo man sie Wasserhasen nennt, ausgeweidet, aber im Fell auf den Markt, wo sie stets sehr gesucht und theuer bezahlt werden, so unverdaulich auch das Fleisch, trotz seines Wohlgeschmacks, nach den Berichten einiger Reisenden sein soll.

Die Chinchilla oder weichhaarige Wollmaus, Eriomys Chinchilla, ist ein, dem Kaninchen ähnliches Thier, das in Peru und Chile gefunden, und dessen kostbares Pelzwerk jährlich in großer Menge von Buenos-Ayres aus nach Europa verschifft wird. Die Peruaner verarbeiteten schon zur Zeit der Inca's das feine Seidenhaar der Chinchilla zu theuren und sehr gesuchten Stoffen; Hawkins erwähnte das Thier bereits 1622, und Alfons de Ovalle dasselbe 1646 in seiner Geschichte von Chile; im Anfang des vorigen Jahrhunderts schon kamen die Pelze desselben als große Seltenheit über Spanien, und erst seit der Vertreibung der Spanier aus Peru und Chile wurden sie zum gewöhnlichen Handelsartikel, das Thier selbst aber erst seit dem Jahre 1827, wo Hennah das erste lebend nach England brachte, genauer bekannt, um wissenschaftlich bestimmt werden zu können. Die Pelzhändler machten zuerst darauf aufmerksam, daß die aus Ober-Peru über Arica und die aus dem nördlichen Chile unter dem Namen Chinchilla ausgeführten Pelze nicht von derselben Art herrühren könnten, da die peruanischen Felle nicht allein größer und weniger fein wären, sondern auch die zarte Färbung der chilesischen entbehrten, und spätere Entdeckungen haben auch die Richtigkeit dieser Vermuthung dargethan, und zwei Arten der Chinchilla nachgewiesen, die Beide Bewohner der höheren Thäler der Anden sind, sich dort vielkammerige Baue graben, in welchen sie gesellig wohnen, und von Kräutern, Wurzeln und Zwiebeln der verschiedenen, in den Anden heimischen Liliaceen leben. Sie scheinen weniger Nacht- als Tagethiere zu sein, und verbringen den Winter in ihren warmen, wohlausgefütterten Höhlen, wahrscheinlich in tiefen Schlaf versunken. Ob sie Vorräthe eintragen, ist unbekannt. Die peruanische Art ist größer, die chilesische, Chinchilla lanigera, kleiner als ein Kaninchen, selten über 9 Zoll lang; der Schwanz ist mittellang, behaart, die Ohren sind groß, rund und fast nackt, die Vorderfüße sind fünf-, die Hinterfüße vierzehig; der Pelz ist sehr lind, silbergrau, die Haare schwarz, mit weißen Spitzen; die Unterseite ist gelblichweiß. Der lang behaarte Kopf gleicht dem eines jungen Seidenhasen; die Schnauze ist kurz und stumpf, und mit langen Bartborsten versehen; die Nagezähne sind spitzig, die vier Backenzähne dreiblätterig, und nur die zwei vorderen des Unterkiefers von einfacherem Bau. Die Augen sind groß und schwarz, und die Vorderfüße mit vollständigem Daumen und wie die Hinterfüße mit kleinen Krallen versehen. — Die in den nördlichen Provinzen Chile's lebende, in den südlichen ganz fehlende Chinchilla soll früher in allen niederen Bergen, selbst in der Nähe der Küste anzutreffen gewesen sein; unablässige Verfolgungen haben sie indessen in's Hochgebirge getrieben, wo zwar nicht die Kälte, wohl aber Mangel an Wasser, Holz und Wegen ihre Jagd sehr erschwert. Dennoch ist die Zahl der nach Europa jährlich gebrachten Felle nicht unbedeutend. Im wilden Zustande wirft das Weibchen zweimal jährlich 4 — 6 Junge. Gefangen wird das Thier so zahm, daß es weder beißt, noch zu entfliehen sucht, wenn man es in die Hände nimmt, sondern gern geschmeichelt zu werden scheint. Setzt man es in den Schooß, so bleibt es ruhig und still sitzen, als wäre es in seinem eigenen Lager. Ruhig, harmlos und reinlich, sitzen sie beim Fressen aufrecht, wie die Eichhörnchen, zeigen sonst aber nicht mehr Intelligenz, als Kaninchen oder Meerschweinchen, und entwickeln weder Lebhaftigkeit noch Neigung zum Spielen, noch zeigen sie Dankbarkeit oder besondere Anhänglichkeit an diejenigen, von welchen sie ihr Futter zu erhalten gewohnt sind. In der Nähe von Coquimbo und Copiapo fängt man sie mit Hunden und verkauft die Felle an Handelsleute, die sie nach St. Jago und Valparaiso bringen, von wo sie weiter ausgeführt werden. Die Felle aus Peru kommen nach Lima, und von da nach Buenos-Ayres. — Eine lebendige Chinchilla, welche Collin, von Beechey's Expedition, aus Chile mit nach London brachte, mußte im Winter in ein mäßig erwärmtes Zimmer gebracht, und ihre Wohnung mit einem Stück Flanell ausgekleidet werden; es war nur selten ganz lustig, verrieth bei ungewohntem Lärm große Unruhe, war aber sonst ganz ruhig und sanft. Ein anderes, größeres Exemplar, aus Peru, lief frei im Zimmer herum, und machte tischhohe Sprünge; als man beide zusammenbrachte, entstand zwischen ihnen ein heftiger Kampf, bei welchem das größere unfehlbar getödtet worden wäre, wenn man die Thiere nicht von einander getrennt hätte. Hennah, der 1827 ein Stück lebendig aus Coquimbo nach England brachte, erhielt es daselbst neun Monate lang, und bemerkte, daß es ungeachtet seiner dichten Bekleidung gegen den geringsten Luftzug empfindlich war, bei jedem Witterungswechsel ungemein litt, nur bei trockenen Tagen spielte, bei Regenwetter aber ruhig in einem Winkel saß. In seinem Futter war es sehr eigen, ließ einmal liegen, was es ein andermal fraß, liebte besonders Gras, Nüsse, Aepfel, Trauben und Biskuit, zog aber Blumen, besonders Veilchen und Schlüsselblumen, allem vor. Es wurde ganz zahm und zutraulich; wurde es aus seinem Kasten gelassen, so hüpfte und rann es fröhlich herum, sprang auf den Tisch, nahm eine Mandel oder Traube aus der Hand, hielt sie mit den Vorderpfoten, und fraß dieselben wie ein Eichhörnchen, während es aufrecht auf

den Hinterbeinen saß, und sich mit dem Schwanz unterstützte. Dabei war es außerordentlich vorsichtig, und kehrte oft in seinen Kasten zurück, als wenn es sich einen Rettungswinkel im Fall der Gefahr sichern wollte. Seine Neugierde war gränzenlos, und eben so seine Lust, auf alle Dinge zu springen, selbst auf die Schultern und den Kopf, und legte man ein Kleid ab, so untersuchte es dasselbe von allen Seiten.

Der Pelz der Chinchilla ist ein sehr geschätzter Artikel geworden, und wird meistens zu Müffen und Palatinen für Damen verarbeitet. In Tabaksdampf verliert er seine Schönheit und wird leicht schmutzig braun; schlägt man denselben aber in ein leinenes Tuch ein und legt ihn einige Tage in einen trockenen Keller, oder reinigt man ihn mit trockener Kleie, so nimmt er seine ursprüngliche zarte Farbe wieder an. Die alten Peruaner, welche weit erfinderischer und industriöser als die jetzigen waren, machten aus der Wolle der Chinchilla Bettdecken, Mäntel und prächtige Stoffe.

Die Viscacha oder rauhhärige Wollmaus, Lagostomus viscaccia, Fig. 3, wurde früher häufig mit der Chinchilla verwechselt, lebt aber nur in den Ebenen von Buenos-Ayres und Paraguay, in den Pampas und den südwestlichen Niederungen Brasiliens; sie ist größer als ein Kaninchen und ähnelt in Gestalt dem Hasen, nur daß ihre Ohren bedeutend kürzer sind. Man kennt nur eine Art, über welche man, obgleich das Thier schon seit hundert Jahren mehrfach von Dobrizhofer, Jalis und Azara geschildert wurde, erst in den neuesten Zeiten zuverlässige Nachrichten erhielt. Nach Dobrizhofer nennen die Pampas-Indianer die Viscacha „Nehelaterek,“ und treiben sie durch eingegossenes Wasser aus ihren Bauen, die sie an erhöhten Stellen der unermeßlichen Ebene, wo sie Kolonien zahlreicher Familien bilden, mit so viel Kunst anlegen, daß der Regen in deren Zugänge nicht eindringen kann. Am Tage scheinen die Baue der Viscacha unbewohnt, da das Thier sich nur am Abend oder in hellen Mondscheinnächten hervor wagt, und auch da geraume Zeit aufmerksam horchend an der Mündung der unterirdischen Gänge sitzen bleibt, ehe es sich völlig sicher fühlt, zur Aufsuchung seines Futters, das in Gräsern und Sämereien besteht, auszuziehen. Mais und Waizen ist ihre Lieblingsspeise, und können sie diese erlangen, so lassen sie das Gras unberührt, und ziehen sich lieber in die Nähe von Ansiedelungen, wo sie in den Feldern oft große Verwüstungen anrichten. Jalis behauptet, daß durch die zusammenhängenden Baue der Viscacha's der Boden oft eine Meile im Umkreise völlig untergraben sei, und daß die zahllosen Zugänge zu eben so vielen Höhlen führen, die theils nur von den Aeltern, theils ausschließlich von der jüngern Generation bewohnt werden, und nach diesem Berichterstatter, der zwölf Jahre in Paraguay lebte, sollen die Viscacha's vorzugsweise in hartem und dürrem, völlig nacktem Boden graben, indessen ihre Wohnung nie sehr entfernt von Büschen und fruchtbarem Lande angelegt sein, wo grünes Gras, zarte Wurzeln und Baumrinde ihnen Nahrung darbieten. Vorsichtig und nur allein des Nachts ausgehend, sollen sie zwar so viel als möglich Gefahren zu vermeiden suchen, indessen im Nothfalle mit Muth und vieler Wildheit sich gegen Hunde vertheidigen, und selbst den Jägern nach den Füßen beißen. Dabei erwähnen beide Schriftsteller, daß die Viscacha's die eigenthümliche Gewohnheit haben, eine Menge unbrauchbarer Dinge, trockene Knochen, Holz und allerlei Abfall zusammenzuschleppen und um die Mündungen ihrer Höhlen aufzuhäufen. Schmidtmeyer, Proktor, Head, Miers, Haigh und andere Reisende, die in der neuesten Zeit die Pampas durchzogen, stimmen in ihren Berichten mit den Angaben jener älteren Schriftsteller über die Viscacha's überein, allein sie bemerken nicht deren Vorliebe für angebaute Ländereien, sondern fanden sie meistens nur in den einsamsten und wüstesten Gegenden der Pampas, und beschreiben sie als scheue Nachtthiere, die, statt einen Angriff muthig abzuweisen, in Vorsicht und rechtzeitiger Flucht ihre Rettung suchen. — Die ganze Ebene von Buenos-Ayres an bis S. Luis de la Punto ist dicht mit Viscacha's bevölkert, die, wenn sie sich sicher meinen, zumal in mondhellen Nächten, in großer Menge zwischen den Mündungen ihrer Baue herumlaufen, munter mit einander spielen und dabei wie junge Schweine grunzen. Stellenweise unterwühlen sie den Boden so tief und weit, daß Reisen zu Pferde, die nach Landessitte im Galopp ausgeführt werden, oft mit Gefahren verbunden sind, indem das mit den Vorderfüßen durchbrechende Pferd unfehlbar zum Sturze kommt. Man vermag indessen bei einiger Vorsicht die besonders weit untergrabenen Orte an den dichten Ranken einer wilden, bittere Früchte tragenden Melone zu erkennen, die entweder da vorzüglich gedeiht, wo der Dünger der Viscacha's sich anhäuft, oder vielleicht diesen Futter gewährt und sie zur Anlegung von Bauen bestimmt. Ihre Wohnungen theilen die Viscacha's, wie die Prairiehunde in Nord-Amerika, mit einer Eule, der Strix cunicularia, die in den Gegenden, wo ähnliche, fleißig grabende Nager nicht vorkommen, sich ohne Beistand eine eigene Höhle ausgräbt und den Tag über im Eingang ihrer Höhle sitzt und mit lachenerregender Gravität den vorüberziehenden Reisenden anstarrt. Die Bewohner der Pampas stellen den Viscacha's eifrig nach und fangen sie, sobald sie aus der Nähe ihrer Schlupfwinkel vertrieben sind, zu Pferde leicht ein. Ihr Fleisch ist ungemein fett, zart und wohlschmeckend. Der Körper einer erwachsenen Viscacha mißt 1 Fuß 8, der Schwanz, welcher einem Fuchsschwanz ähnelt, 7—9 Zoll. Die Färbung ist oben graubraun, unten weiß; der Pelz ist weich, und besonders dicht auf der Rückenlinie; der Schwanz grob behaart, kastanienbraun, die Stirn grauschwarz, und ein am Hinterhaupte beginnender, über die weißen Backen bis zu den Schnurrhaaren verlaufender Streifen ist schwarz. Die Hinterfüße sind doppelt länger als die Vorderfüße und dreizehig, die Vorderfüße vierzehig und ohne Daumenwarze. Alle Zehen tragen auf der Unterseite unbehaarte, schwielige Kissen, und sind mit hufähnlichen Nägeln versehen. Die oberen Nagezähne

sind lang, schmal und vorstehend, die untern gefurcht; Backenzähne sind überall vier, und die drei vordern sind aus zwei, der vierte aus drei Blättern zusammengesetzt und mit Schmelz bedeckt. Gewöhnlich sitzen die Viscacha's auf den Hintern, wie die Kaninchen, und haben auch deren hüpfenden Gang, das heißt: sie erheben die Hinterfüße sogleich nach den vordern; sie kommen schnell fort, und alle ihre Bewegungen sind sehr lebhaft; überrascht laufen sie mit durchdringendem Geschrei davon, in ihren Löchern aber geben sie einen dumpfen, knarrenden Ton von sich. Sie werfen 2 — 4 Junge, welche in 4 — 5 Monaten erwachsen sind. Zu zähmen hat man sie noch nicht versucht, und jagt sie nur ihres Fleisches und ihres Fells wegen, das von den Eingebornen zu Mänteln, Mützen und Taschen verarbeitet wird.

1

Die balearischen Inseln.

Der Archipel der Balearen besteht, wie man weiß, aus fünf Inseln und einigen unbewohnten Eilanden. Man kann ihn vielleicht als eine Fortsetzung der Gebirgsketten Spaniens betrachten, von denen ein Zweig, nachdem er das Königreich Valenzia durchschnitten, plötzlich beim Kap St. Antonio, nahe bei Denia, sich in's Meer senkt.

Majorka, die größte dieser Inseln, ist von unregelmäßiger Quadratform. Ihre größte Länge, vom Kap Formenton im Norden, bis zum Kap Salines im Süden, beträgt 14 Stunden. Ihre Breite, vom Ende der Dragonera im Westen, bis zum Kap Pera im Osten, wird auf zwanzig Stunden berechnet. Wenige Länder sind von der Natur mehr begünstigt worden. Eine Gebirgskette, die sich in der Dragonera erhebt, zieht sich ohne Unterbrechung bis zum Kap Formenton und schützt die Insel gegen die heftigen Nord- und Nordwestwinde. Von diesen natürlichen Wällen gedeckt, gedeiht der Apfelsinenbaum im üppigsten Wuchse, und bietet den Einwohnern das ganze Jahr hindurch seine goldenen Früchte und seine süßen Blüthen und Düfte dar. Die höchsten Gipfel dieser Gebirgskette sind die Puigs de Torrella, Major und Galazzo. Der erste ist im Norden der Insel, ungefähr drei Stunden vom Städtchen Soller entfernt. Seine Höhe beträgt nach barometrischen Messungen 4507 Fuß. Der zweite, eine Stunde südöstlich vom ersten entfernt, wird auf 3434 Fuß berechnet. Der dritte erhebt sich am südwestlichen Ende der Kette und ist 3045 Fuß überm Meer erhoben. Von diesem letzten Punkte gehen die Gebirge der Dragonera, von Andraix und Calvia aus, die sich auf der einen Seite bis zum Kap la Figuera, und auf der andern bis Palma ausdehnen. Diese drei Gipfel können als die Knoten der Hauptgebirgskette betrachtet werden. Die übrigen Höhen steigen selten oder nie über 1847 Fuß. Die Berge von Arta, auf der östlichen Seite der Insel, bilden eigentlich nur auf einander gethürmte Hügelreihen, deren höchster Punkt der Puig Ferrutx 1659 Fuß mißt.

Alle diese Berge, so wie die von Minorka und Iviza, scheinen vorzüglich aus Alpen-Kalkstein zu bestehen, und auf ihren Gipfeln zeigt sich ein fester, weißlicher Kalkfels, der zur jurasischen Formation zu gehören scheint. Sie sind größtentheils unfruchtbar und ohne Grün; aber die Vegetation wird prachtvoll, sobald die geringste Feuchtigkeit sich mit der natürlich fruchtbaren Erde vermischt. Die Thalschluchten sind mit Oel- und Johannisbrodbäumen überdeckt, und diese Bäume werden gewöhnlich sehr stark. Mehrere der ersten in der Nähe von Valldemosa haben, drei Fuß über der Erde, achtundzwanzig Zoll im Umfang. Der Johannisbrodbaum gedeiht nur am Fuße des Gebirgs, aber der Oelbaum steigt bis auf 1540 Fuß, die grüne Eiche über 2155 Fuß absolute Höhe.

Der Ackerbau ist auf Majorka noch in seiner Kindheit, und die Ackergeräthe sind noch sehr unvollkommen, deßhalb gewinnen die Einwohner dem Boden auch lange das nicht ab, was er zu erzeugen im Stande ist. Der Weinstock gibt ein vortreffliches Gewächs. Der Wein von Banabufar wird für den köstlichsten gehalten. Eben dort wird auch der Malvasier gewonnen. Man zieht diese Rebe an Geländern oder Bogen, an denen sich ihre Zweige verschlingen und ein dichtes Laubdach bilden, unter dem man vor den Strahlen der Sonne vollkommen geschützt ist. Die Umgebungen von Pollensa, dessen Einwohner die thätigsten der ganzen Insel sind, sind ganz mit Orangen- und Zitronenbäumen überdeckt. Die jährliche Ausfuhr dieser Früchte wird auf 20,000 Maulthierlasten berechnet. Die Felder werden nirgend gedüngt, sondern nur leicht geackert. Es gibt nur wenig Maulbeerbäume auf der Insel, und der Seidenbau wird nicht besonders gepflegt.

Majorka ist lange nicht mehr so stark bevölkert, als es zur Zeit der Mauren war, und die gegenwärtige Bevölkerung mag sich höchstens auf 136,000 Seelen belaufen.

Palma, die Hauptstadt der Insel, ist mit Wällen umgeben, und dadurch gegen den ersten Ueberfall gesichert, obgleich sie keine regelmäßige Belagerung auszuhalten im Stande ist. Sie wird vom Schlosse Belwer, das auf dem Hügel gleichen Namens erbaut ist, beherrscht. In dieser Stadt wohnt der gesammte Adel der Insel. Die zahlreichen Landhäuser und Höfe auf dem übrigen Theil der Insel werden nur sehr selten von ihren trägen Eigenthümern besucht. Indessen gibt es eben keine besondern Vergnügungen zu Palma, und ein Schauspielhaus, wo italienische Opern vorgetragen werden, ist beinahe die einzige Unterhaltung, auf die man Anspruch machen kann. Der Adel ist reich, und der größte Theil des Landes gehört ihm. Einige Familien stammen von Jakob dem Eroberer ab, und sie bilden sich darauf so viel ein, daß sie keinen Umgang mit den Uebrigen pflegen, die nicht aus einer so erlauchten Quelle entsprossen sind, als sie.

Die Promenaden werden am Sonntage von beiden Geschlechtern besucht. Die Frauen haben durchaus die

spanische Tracht beibehalten, und alle haben einen Fächer in den Händen, dessen sie sich mit vieler Grazie zu bedienen wissen. Die Aeltern unter ihnen haben außerdem noch einen langen Rosenkranz am Arm hängen. Die Männer haben die französische Tracht angenommen, und mehrere tragen, ungeachtet der großen Hitze, noch einen weiten Mantel, den sie gravitätisch um sich schlagen.

Priester und Mönche sind zu Palma sehr zahlreich, und vorzüglich die letzten üben sehr großen Einfluß aus. Man zählt dreißig Mönchs- und Nonnenklöster im Innern der Stadt, von denen einige sehr reich dotirt sind.

Der Handel ist auf Majorka höchst unbedeutend, und besteht nur in den allernothwendigsten Bedürfnissen. Ehemals war diese Insel die vorzüglichste Niederlage des Handels zwischen Europa und dem Morgenlande. Die Gewürze und alle übrigen Waaren, die aus Ostindien kamen, gingen auf dem rothen Meere bis Suez, von da zu Lande nach Kairo, sodann auf dem Nil nach Damiette und Alexandria, endlich nach Majorka, wo sie verkauft und in die verschiedenen Königreiche Europa's vertheilt wurden. Aber seit der Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, hat die Insel alle diese Vortheile verloren, die ihre Lage ihr zusicherten. Das einzige Denkmal, wodurch ihr vergangener Glanz noch angedeutet wird, ist die Börse, ein großes und schönes Gebäude nahe am Hafen.

Die Handwerker und das Volk von Palma unterscheiden sich durch nichts von den übrigen Spaniern. Von Natur träge, können sie allein nur durch feste und religiöse Zeremonien aus ihrer Schläfrigkeit einigermaßen erweckt werden. Wir befanden uns gerade während der Osterwoche in dieser Stadt, und wohnten den zahlreichen Prozessionen bei, die in dieser Zeit veranstaltet und mit Vorstellungen der verschiedenen Scenen aus der Leidensgeschichte Jesu untermischt werden. Man kann sich keinen Begriff von dem Tumulte machen, der alsdann in den Kirchen stattfindet, und kaum vermag man die Stimmen der zahlreichen Priester zu vernehmen, die im Chor singen. Holz- oder Strohmänner, die den Apostel Judas vorstellen sollen, waren überall aufgehängt und mit langen, papiernen Listen geschmückt, auf denen alle die Verbrechen aufgezeichnet waren, deren er sich schuldig gemacht haben sollte. Unter andern Vergehungen wurde der arme Judas auch beschuldigt, der Obergeneral und Meister aller Freimaurer, Liberalen und Negros zu sein. Am Samstage bemächtigte sich das Volk dieser Puppen, schleppten sie auf die Straßen bis auf einen Platz, erschoß sie dort, verbrannte sie sodann und zerstreute die Asche in's Meer. Kurz vor dieser Scene hatte ein Mönch eine lange Predigt gehalten, in der er die Wuth seiner Zuhörer durch die Aufzählung und Darstellung aller der entsetzlichen Verbrechen des Verräthers Judas zu reizen suchte.

Die Pages oder Landbewohner sind eben so dumm und abergläubig, als der Pöbel von Palma; aber außerdem sind Güte und Sanftmuth die Grundzüge ihres Charakters. Es gibt keine Wirthshäuser im Innern der Insel, aber sobald der Reisende ihnen nur von irgend einem Bekannten eine Empfehlung bringt, so nehmen sie ihn mit der größten Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft auf. — Die Tracht der Männer ist der griechischen sehr ähnlich. Breitgefaltete Hosen, die nur bis zum Knie reichen, eine kleine, runde Jacke ohne Kragen, ein großer Hut und Sandalen, das ist die Kleidung der Reichen. Die Aermern und die Hirten tragen nur Hosen von Leinwand und eine Ziegenhaut, der sie nicht einmal die Form eines Mantels geben. Sie stecken ihre Arme durch zwei Löcher, während die Beine des Thiers ihnen auf der Brust hängen und der Schwanz desselben sich an ihrem Hintertheile zeigt.

Minorka gilt mit Recht für die zweite Insel der Balearen. Ihre Länge beträgt ungefähr 13 Stunden, und ihre Breite zwischen 3 und 4. Ihre Oberfläche wird auf 45 Quadratstunden berechnet. Ihr höchster Punkt ist der Monte Tero, nordwestlich von Mahon. Er schließt sich an den Monte Agatha, der sich nordöstlich von Ciudadela befindet. Die Berge sind fast durchaus nackter Fels, in dessen Spalten viele wilde Obstbäume, Myrthen und Pistacien wachsen. Die Bäume werden nicht dick, weil die Nord- und Nordwestwinde Alles, was sich ihnen entgegenstellt, über den Haufen werfen.

Die Insel wird in fünf Kantone oder Terminos geschieden, die ihre Namen von ihren Hauptorten ableiten. Folgendes ist ihre Bevölkerung. Termino von Ciudadela 7000 Einwohner, Mahon 13,000, Alaior 5000, Mercadal 1700, Fererias 1100; im Ganzen 27,800 Seelen. Das Land erzeugt nicht genug Getreide zur Nahrung der Einwohner, dagegen sind Wein und Oel im Ueberfluß vorhanden.

Mahon ist die Hauptstadt von Minorka. Sie verdankt diesen Vorzug der Schönheit ihres Hafens, einen der wichtigsten des mittelländischen Meeres. Große, schnurgerade Straßen, hübsche, obgleich kleine Häuser, und eine große Reinlichkeit zeichnen den Ort vor allen spanischen Städten aus. Deßhalb halten seine Bewohner sich auch für besser, als alle übrigen Spanier.

Der Hafen ist eine Stunde lang und mißt 500 bis 600 Toisen in seiner mittlern Breite. Die Natur hat alles aufgeboten, um ihn sicher und bequem zu machen. Ueberall, selbst am Fuße der Felsen, können die Schiffe noch anlegen, ohne Klippen befürchten zu müssen. Die mittlere Tiefe ist zwischen 70 und 80 Fuß. Der Eingang ist 150 Toisen breit. In seiner Länge bemerkt man fünf Eilande. Das erste, eine Viertelstunde vom Eingange, dient zur großen Quarantaine. Das zweite wird zur mittlern gebraucht, die weniger als zehn Tage dauert. Auf dem dritten ist ein schönes, von den Engländern erbautes Spital. Das vierte ist unbewohnt, und auf dem fünften ist das Arsenal zur Erbauung der Schiffe.

Das alte Fort S. Philipp, von dem nur noch die Trümmer vorhanden sind, lag links vom Eingange des Hafens. Auf derselben Seite sieht man auch, eine halbe Stunde von Mahon, die kleine Stadt Charles-Town, die von den Britten gegründet, und seitdem Villa-Carlos

genannt wurde. Ciudadela, die alte Hauptstadt der Insel, ist noch immer der Aufenthaltsort des Adels. Sie hat einige Handelsverbindungen mit Mahon, Alcudia und Pollensa.

Im Ganzen sind die Bewohner von Minorka bei weitem weniger abergläubisch, als die übrigen Spanier, und man merkt es ihren Sitten an, daß die Engländer lange unter ihnen gelebt haben. Es gibt nur drei Mönchsklöster auf der ganzen Insel. Im Uebrigen unterscheiden sich die Bewohner durch nichts von denen von Majorka, und ihre Tracht ist durchaus dieselbe.

Iviza besteht aus niedrigen Hügelreihen. Vom Meere aus gesehen, erscheint die ganze Insel nur wie ein Wald. Ihr rauher Anblick deutet die niedrige Civilisationsstufe an, auf welcher ihre Bewohner stehen. Ihre größte Länge von Nordost nach Südwest beträgt sieben, und ihre Breite drei bis vier Stunden. Die Hügel sind mit den Pinus alepensis und Pinea, mit den Juniperus phoenicae, dessen Stamm oft einen Fuß im Durchmesser hat, bedeckt. Hin und wieder öffnen sich einige kleine Ebenen, wo Getreide und Wein gebaut wird. An einigen Stellen sieht man auch Oel- und Johannisbrodbäume, deren Vegetation so kräftig als zu Majorka ist.

Die Sitten der Bewohner dieser Insel sind roh, nicht allein des Elends wegen, das überall vorherrschend ist, sondern auch wegen der wenigen Verbindung mit civilisirten Ländern. Die Männer sind fast beständig mit einer Flinte bewaffnet, und ihr größtes Vergnügen besteht im Scheibenschießen. Eben so beliebt ist auch der Tanz. Ihre musikalischen Instrumente bestehen in einem Flageolet mit drei Löchern und einer kleinen Trommel. Beide Instrumente werden von einem und demselben Menschen zu gleicher Zeit gespielt. Ein Jüngling, mit Kastagnetten in den Händen, tanzt mit zwei Mädchen. Diese schreiten mit gesenktem Haupte abgemessen einher, während jener mit großer Geschmeidigkeit allerlei seltsame Sprünge macht. Wenn der Tanz beendigt ist, so singt der Jüngling ein langes Lied mit sehr einförmiger und zitternder Stimme ab, wozu er sich auf einer Trommel begleitet. Der Inhalt des Gesanges erstreckt sich über seine verliebten Abentheuer und seine Erfolge bei den Töchtern des Landes. Man kennt auf Iviza nur eine Melodie, die allen Liedern angepaßt wird. Wer recht zierlich singen will, muß so viel als nur immer möglich durch die Nase zu schnarren versuchen, und beim Ende jeder Strophe die Stimme zittern lassen. Ihre Hochzeitsgebräuche sind eben so sonderbar. Wenn ein Jüngling sich bei dem Vater des Mädchens um deren Hand beworben, und eine Zusage erhalten, so wird er von dem Augenblicke an als ein Glied der Familie betrachtet; aber er kann sich mit seiner Verlobten erst nach zwei oder drei Jahren verheirathen. Während dieser langen Zeit können alle unverheiratheten Männer der Umgegend die Braut, in der Gegenwart ihres Vaters, besuchen. Der, welcher am Abend zuerst erscheint, hat das Recht, die ganze Nacht hindurch mit ihr zu plaudern. Er versucht nun, durch alle möglichen Mittel die Verbindung wieder rückgängig zu machen. Er zählt die Fehler des Bräutigams an den Fingern her, und das Mädchen ist genöthigt, ihn geduldig bis Sonnenaufgang anzuhören, ohne sich darüber beklagen zu dürfen. Oft kehrt er am nächsten Abend wieder zurück und fängt seine Litanei von vornen an. Der Bräutigam und der Vater müssen diese Scherereien dulden, ohne darüber zu murren.

Die Tracht der Bewohner von Iviza ist von jener der Bevölkerung Majorka's und Minorka's ganz verschieden. Statt der weiten griechischen Beinkleider tragen sie enge Hosen, die ihnen bis auf die Waden reichen, statt des großen Huts eine rothe, wollene Mütze. Ihre Sandalen sind von Rohr, vorn zugespitzt und krummgebogen.

Iviza, die Hauptstadt der Insel, liegt am Abhange eines steilen Hügels, auf dessen Gipfel das Schloß, das vom Statthalter, ein Palast, der vom Bischof bewohnt wird, und die Hauptkirche befindlich sind. Sie wird von Mauern umschlossen, um sie gegen die häufigen Aufstände der Landleute zu vertheidigen. Diese Unglücklichen werden von schweren Abgaben fast erdrückt, und im Fall sie dieselben nicht bezahlen können, auf sehr legitime Weise ausgeplündert, was man in der Kunstsprache mit Exekution belegen nennt. Die Garnison auf der Insel ist nie über 100 Mann stark.

Die die Stadt umgebende Ebene ist morastig. Man baut auf derselben jene Art Baumwolle, die bei den Botanikern unter dem Namen Gossypium herbaceum bekannt ist, und die hier ganz vorzüglich gedeiht. Es gibt einige beträchtliche Salzwerke auf Iviza. Sie sind eine Stunde südwestlich von der Hauptstadt entfernt und erstrecken sich drei Stunden weit. Sie werden allein für Spanien ausgebeutet. Die Bevölkerung des ganzen Eilandes wird auf 15.000 Seelen angeschlagen, wovon 4000 in der Hauptstadt wohnen. Die Pueblas und Dörfer sind sehr klein, aber die Insel ist mit zerstreuten Wohnungen überdeckt.

Formentera ist von Iviza nur durch einen engen Kanal getrennt, der von unbewohnten Inselchen übersäet ist. Sie hat 1500 Einwohner, und erzeugt viel Getreide. Man hat viele alberne Geschichten über die große Menge Schlangen erzählt, von denen diese Insel wimmeln soll, aber es ist nichts Wahres daran, denn es gibt auf dem ganzen Archipel kein einziges schädliches Thier, und man kennt weder Füchse noch Wölfe. Zahlreiche Heerden von Ziegen und Schafen, die fast ganz wild geworden sind, weiden in den Wäldern und entfliehen beim Anblick eines Menschen.

Cabrera ist eigentlich nur ein nackter Fels, der vom südlichen Ende Majorka's durch einen Meerarm getrennt wird. Er wird nur von Hirten bewohnt, die auf ihm ihre Ziegen weiden lassen. 2.





ROSSINI

Rossini.

(Taf. 9.)

Giacomo Rossini, der genialste und fruchtbarste dramatische Komponist der neuern italienischen Schule, wurde im Jahre 1792 zu Pesaro, einem kleinen Städtchen in der Romagna geboren, und deßhalb auch nach seinem Geburtsorte emphatisch der „Schwan von Pesaro“ genannt. Sein Vater war ein herumziehender Musiker, und seine Mutter eine untergeordnete Sängerin an kleinen Theatern. In seinem siebenzehnten Jahre erst erwachte mit einer ungemeinen Liebe auch eine entschiedene Anlage zur Musik in ihm, und seine Talente entfalteten sich so schnell, daß ihm kaum Zeit blieb, durch gründliches Studium der Meisterwerke eines Haydn und Mozart sich die Mittel zum Selbstschaffen zu erwerben. Ein unwiderstehlicher Trieb machte ihn zum Komponisten; in seinem zweiundzwanzigsten Jahre schon wurde seine erste Oper Demetrio et Politio im Teatro de Valle in Rom aufgeführt, und mit dieser begann er seine wahre künstlerische Laufbahn als dramatischer Komponist. Die Annalen der Musik bieten fast kein Beispiel der gleich schnell verbreiteten Celebrität eines Tonsetzers. Noch nicht volle dreißig Jahre alt, hatte er schon dreißig große Triumphe mit seinen Werken gefeiert, und sein Ruhm verbreitete sich nicht nur über ganz Europa, sondern drang auch in die westliche Hemisphäre. Von 1815 bis 1822 war er unter Barbaja's Direktion in Neapel angestellt. Ganz Italien nahm seine Gesänge mit schallendem Beifalle auf; größere Triumphe erntete er aber 1822 in Wien, wohin er mit der ausgezeichneten Oper Barbaja's und seiner jungen Gattin, der Sängerin Colbrom kam, und wo er seine Oper „Zelmira,“ so wie andere seiner Opern selbst aufführte, und Alle, die mit ihm in nähere Bekanntschaft kamen, durch seine Persönlichkeit und seinen angenehmen Gesang entzückte. Nach kurzem Aufenthalte in Rom, 1823, ging er über Paris nach London, kehrte aber 1824 wieder nach Paris zurück, wo er als Direktor der italienischen Oper angestellt wurde, ohne jedoch seine frühere, unermüdliche Thätigkeit in der Komposition fortzusetzen, und begab sich 1829 wieder nach Italien, wo er vom Pabste zum Ritter ernannt und in den Adelstand erhoben wurde. — Außer einigen andern Tonstücken (Symphonie, Cantate und seinem, von großem Erfolge begleitet gewesenen Stabat mater) schrieb Rossini eine sehr große Anzahl Opern, welche zwar zum Theil das Gepräge der Flüchtigkeit und des manierirten Geschmackes seiner Schule an sich tragen, zum Theil auch ohne eine tiefere dramatische Charakteristik sind, aber überall den originalen Genius beurkunden, durch leichte, liebliche Melodie nicht minder, als durch einfache, oft großartige, selten nur leere und lärmende Instrumentation fesseln, und der menschlichen Stimme zu glänzender Entfaltung Gelegenheit geben, Vorzüge, die ihn weit über seine Nachahmer, Mercadante, Caraffa, Bellini, Donizetti ꝛc. erheben. Rossini theilt das Schicksal aller derjenigen ausgezeichneten Meister der Kunst, über welche die Urtheile oft die widersprechendsten und entgegengesetztesten sind; wie kein Anderer hatte er das Schicksal, zugleich der Abgott des Lobes und die allgemeine Zielscheibe des Tadels im musikalischen Publikum zu werden; und während man auf der einen Seite nicht ermüdete, die allbekannten, in der That auch oft zu sehr in die Augen springenden Fehler seiner Arbeiten unaufhörlich zu wiederholen, und ihm alle Tiefe und Charakteristik vornehm abzusprechen, kann man auf der andern Seite doch die Thatsache nicht wegläugnen, daß er es ist, welcher durch den Einfluß seiner Musik, den gegenwärtig vorhandenen Zustand dieser Kunst bedingt, beherrscht und hervorgerufen hat. Die vorzüglichsten seiner Opern sind: Tancred, — Demetrio, — Italiano in Algieri, — Elisabeth, — Cenerentola, — Donna del Lago, — Gazza ladra, — Othello, — Barbier von Sevilla, — die Belagerung von Korinth, — Graf Ory, — Semiramis, — Corradino — und seine neueste, voll deutscher Kraft und durchgreifender Charakteristik: Wilhelm Tell. 1

Auf See.

Im Hafen von Portsmouth lag vor wenig Jahren eine Brigg von achtzehn Kanonen vor Anker. Sie war für eine diplomatische Sendung nach Konstantinopel bestimmt, und wartete stündlich auf den Befehl zur Abfahrt. Zwei Sekretäre des Gesandten, von denen ich der Eine war, und seine Dienerschaft, befanden sich bereits an Bord. Der Gesandte selbst war noch im Regierungsgebäude, um die Pässe entgegen zu nehmen, Vormittags zehn Uhr erschien auch er. Unverzüglich ward die Chaluppe, die ihn vom Lande herüber geführt hatte, am Spiegel des Schiffs aufgehißt und dann der Befehl „Alle Mann zum Ankerlichten auf!“ vom ersten Lieutenant ertheilt. Mit einer Präcision und Schnelligkeit, wie man sie nur auf einem Kriegsschiff findet, gehorchte die Mannschaft dem Kommando. Der Kabelring ward um das Gangspill gelegt, nach vorn und dann wieder nach hinten gebracht und an der Ankerkette befestigt; darauf wurden die Spaken in die Löcher des Gangspills eingesetzt und nach dem Takte einer helltönenden Querpfeife geschah das Aufwinden der Kette. Zu gleicher Zeit war die übrige Mannschaft zum Segellosmachen nach oben beordert, der Befehl „Legt aus!“ erschallte, die Matrosen lösten auf den Raaen die Seisingen, und kaum ertönte „Laßt fallen!“ so rollte die weiße Leinwand die Masten herunter. Langsam bewegte sich das Schiff nach der Stelle, wo der Anker im Meeresgrunde ruhte. Wieder schallte das Kommando des ersten Lieutenants, die Pfeife des Hochbootsmanns wiederholte es, und nach Verlauf von zehn Minuten war der Anker aufgeholt und an der Seite befestigt, waren die Raaen gebraßt, das Ruder in Lee gelegt und das schlanke Fahrzeug begann mit schwellenden Segeln die Wellen zu durchschneiden. Dreimal hatte ein Kanonen-

schuß als Abschiedsgruß über die Meeresfläche, in gleicher Weise von der Citadelle beantwortet; stolz neigte sich das Schiff auf die Seite, hoch auf spritzten die beschäumten Wogen am Buge, und allmählig verschwand die Küste unseren Augen, eingehüllt in graue Nebel.

Es war die erste Seereise, die ich machte. Mit Sehnsucht hatte ich der Stunde der Abfahrt entgegengesehen, nun sie da war, hätte ich sie gerne noch länger hinausgeschoben. Aber ich hielt meine Gefühle zurück, warf noch einen letzten Blick auf die schwindende Küste, und eilte in meine Kajüte hinunter. Diese lag der des Kapitäns gerade gegenüber, ein enger Raum, in dem ich anfangs bei jeder Bewegung anstieß, ehe ich mich darin zurecht finden konnte. Und nun sollte ich vielleicht gar Monate lang — wenigstens doch einen — auf so wenig Platz beschränkt sein! Doch auf der See lernt man Alles, vorzugsweise entbehren und sich behelfen. Nach kurzer Zeit fand auch ich mich wohl und behaglich in dem hell angestrichnen Stübchen mit seinem schmalen, aber elegant gepolsterten Divan und dem engen Wandbette.

Die Besatzung des Schiffes bestand aus reichlich hundert Mann, außer dem Kapitän, dem ersten Lieutenant, den übrigen Offizieren und einem Arzte. Durch die offene Thür meiner Kajüte sah ich in die des Kapitäns, wo derselbe am Tische saß und seine Papiere ordnete. Er war ein mittelhoch gewachsener, breitschultriger Mann, von kräftigem Körperbau. Aber sein Gesicht gefiel mir nicht. Es lag eine gewisse Schlaffheit und Charakterlosigkeit in diesen matten, wenig markirten Zügen, Wangen und Nase waren leicht geröthet, und als er die Papiere in seine Hand nahm und durchsah, schien es mir, als zitterten seine Hände. Er mochte wohl ein Vierziger sein, denn schon begann sein dunkles Haar an einigen Stellen bleich zu werden. Das war der Mann, in dessen Hand nächst Gottes nun unser Leben stand.

Ich war noch damit beschäftigt, meine kleinen Reise-Utensilien in den Wandschränken meiner Kajüte zu ordnen, als der erste Lieutenant zu mir hereintrat und sich theilnehmend nach meinem Befinden erkundigte. Ich konnte ihm versichern, daß ich bis jetzt noch nicht die leiseste Anwandlung der bösen Seekrankheit verspürt habe, dankte ihm für seinen höflichen Besuch, und bald waren wir beide in eine lebhafte Unterhaltung verwickelt, die sich vornehmlich auf den Zweck unserer Reise bezog. Als er mich wieder verließ, that es mir sehr wohl, in diesem Manne eine biedere, ächt seemännische Natur kennen gelernt zu haben, verbunden mit nicht gewöhnlicher Bildung. Der gerade, sichere Blick seines Auges, sein überlegtes, aber auch entschiedenes Urtheil hatten in mir die Ueberzeugung zurückgelassen, daß er ein besonnener, fester und zuverlässiger Charakter sei.

Der Gesandte arbeitete an diesem Tage mit dem zweiten Sekretär in seiner Kajüte, ich hatte daher freie Zeit, und brachte den Nachmittag auf dem Deck zu, wo es für mich so viel Neues zu sehen und zu lernen gab, daß mir die Zeit schnell verstrich, bis der Abend hereinbrach. Die Mannschaft wurde gemustert, als es sechs Uhr war — nach Seemanns-Ausdruck „vier Glasen", — der erste Lieutenant empfing die Meldungen der Offiziere, daß Alles bei den Geschützen in Ordnung sei, des Quartiermeisters und Bootsmanns, des Zimmermanns und Constabels, über die übrigen Zustände an Bord, und die Nachtwachen nahmen ihren Anfang. Alle, außer der für den nächtlichen Wachtdienst beorderten Mannschaft, begaben sich unter Deck, und von diesem Augenblicke an herrschte auf dem ganzen Schiffe, auf dem noch kurz zuvor vielfältiges Kommando erschallte, die Matrosen geschäftig hin und her eilten, eine geheimnißvolle Stille, die nur durch den einförmigen Ruf des am Nachthäuschen wachthaltenden Matrosen, der jede halbe Stunde die Sanduhr umdreht und „Ein Glas" ruft, worauf die vorn ausliegende Wache, wenn sie im weiten Meere kein Hinderniß entdeckt, mit „Alles klar" antwortet, unterbrochen wurde. Ich blieb noch eine Zeit lang oben, sah den Aufgang des Mondes, der langsam und von Dünsten verschleiert aus der unermeßlichen Wasserwüste emporstieg, eilte dann die Treppe hinunter in meine Kajüte. Hier brachte ich noch eine Zeit lang mit Lektüre der neuesten Zeitungen zu, die ich mit an Bord genommen, bis mich Müdigkeit in meine Koje trieb. Ich habe niemals auf dem Festlande sanfter und ungestörter geschlafen, als diese erste Nacht, die ich auf dem Meere, auf einer Brigg von achtzehn Kanonen zubrachte.

Am andern Morgen um vier Uhr weckte mich der von den Pfeifen der Deckoffiziere begleitete Ruf: „Ueberall, überall." Rasch erhob ich mich, kleidete mich an und eilte auf das Verdeck, wo ich schon die ganze Mannschaft beschäftigt fand, ihre bündelförmig zusammengelegten Hangmatten in den Finknetzen wegzustauen. Darauf ward das Deck gereinigt und Jedermann weiß, wie dann der Boden eher einem sauber gebohnten Tische, als einem Schiffsverdecke ähnlich sieht. Herrlich strahlte im Osten das Frühroth, und fand seinen purpurnen Wiederschein in den dunklen Wogen des Meeres. Majestätisch erhob sich aus dem Lichtmeere allmählig der glänzende Sonnenball, um seinen gewohnten Kreislauf zu vollenden. Das stets freundliche Wetter und der günstige Wind dieses und der nächsten Tage machten mir die Seereise höchst angenehm, zumal auch unter dem Kapitän und seinen Offizieren, so wie zwischen diesen und der Mannschaft das beste Einvernehmen herrschte, das in gleicher Weise zwischen uns und allen Leuten an Bord stattfand. Die Einförmigkeit des Seelebens ward uns genugsam verkürzt durch freundschaftliche Gespräche, durch Schachspiel und Lektüre, so daß ich mich bald gar nicht mehr nach dem Ende unserer Reise sehnte. Allein bald genug sollte unser Aller Lage eine andere, sehr bedenkliche Wendung nehmen, wie Niemand sie geahnt hatte.

Wir hatten bald die Biscay'sche See erreicht, ein dem Seemann ziemlich gefährliches Gewässer, wo er alle seine Kenntnisse und Aufmerksamkeit zusammenzunehmen hat, um glücklich hindurchzukommen. Hier war's, wo

zuerst der Wind eines Tages stark aus Südwesten wehte und uns nöthigte, mancherlei Wendungen zu machen, um vorwärts zu kommen. So lange es hell blieb, ging Alles in der Ordnung, und der erste Lieutenant leitete mit großer Umsicht und Pünktlichkeit die Manöver, welche die wohlgeübte Mannschaft flink und behende ausführte. Aber mit eintretender Dämmerung ward die Kühlte von Minute zu Minute geringer, endlich legte sie sich ganz — das sichere Vorzeichen eines nahenden Sturms. Die Marssegel wurden noch gereeft, die leichteren Segel ganz eingezogen, ehe die Nachtwachen begannen.

Man hatte dem Kapitän, der im Verlauf des Tags gar nicht sichtbar gewesen war, von der nur zu gewissen Erwartung eines Unwetters Anzeige gemacht, als man ihm den Rapport über die Wachen am Tage überbrachte. Er war auch am Mittage nicht an der Offizierstafel erschienen, was mir auffiel, doch hatte ich mich nicht näher nach dem Grunde seines Ausbleibens erkundigt, — ich weiß nicht recht mehr, ob ich stillschweigend annahm, er sei unwohl, oder ob es daher kam, weil ich seine Gegenwart am wenigsten entbehrte. Es nahm mich aber jetzt Wunder, daß er nun mit einem Male seine Kajütentreppe heraufstieg und den Befehl des Schiffes selbst übernahm. Freilich war dieß ja in der Ordnung, da allem Anschein nach ein schlimmes Wetter bevorstand, aber es wollte mir doch nicht gefallen, daß er nun erst sich sehen ließ. Ich hatte von der Geschicklichkeit des ersten Lieutenants, das Schiff selbst im stärksten Sturme vorsichtig zu führen, eine so entschiedene Ueberzeugung, die mir jetzt auf den Kapitän zu übertragen schwer wurde, zumal ich noch keine Proben seiner seemännischen Kenntnisse und Erfahrungen gesehen und erlebt hatte.

Deßhalb beschloß ich, auf dem Deck zu bleiben, theils um das großartige Schauspiel, das uns bevorstand, mit anzusehen, theils um meine Vermuthungen in Betreff des Kapitäns widerlegt oder bestätigt zu finden.

In dichte Nebel verhüllt, ging eben die Sonne unter; ebenso ihr gegenüber erhob sich blutroth die Mondscheibe aus den Wogen, die noch matt und langsam auf und nieder rollten. Zur rechten Seite unseres Schiffes schwamm eine Schaar schwarzer Tümmler, Einer hinter dem Andern, im raschen Fortschreiten sich vorn überstürzend. Ihren Lauf bezeichnete ein langer, glänzender Streifen, der im abendlichen Dunkel unheimlich phosphorisch-leuchtenden Wellen. Alle Wachen waren doppelt besetzt, und die Hälfte der noch übrigen Mannschaft stand an ihrem Posten, der Befehle des Kapitäns harrend. Dieser hatte sich neben einem zusammengerollten Ankertau niedergesetzt, und war, wie es schien, in Nachdenken versunken.

Da fuhr ein gewaltiger Windstoß über die Fläche hin, füllte die noch beigesetzten Segel mit einem mächtigen Ruck, und bog das Fahrzeug tief vornüber, das pfeilgeschwind in den Wogenabgrund, der sich vor ihm öffnete, hinabschoß und sich dann in allen Fugen ächzend und stöhnend wieder emporarbeitete, um den schaumbedeckten Raum der nächsten Woge zu erreichen. Wie vom Blitz getroffen sprang der Kapitän empor, und sich an eins der ihm zunächst herabhängenden Taue haltend, gab er durch sein Sprachrohr rasch hinter einander mehrere Befehle, denen die Mannschaft gehorchend nach allen Seiten aus einander stob. Fock und Klüver waren im Nu niedergeholt, die Marssegel schnell ganz gereeft, die Raaen an den Wind gebraßt — und in der That schien nun die Kraft der jetzt schneller einander folgenden Windstöße bedeutend gebrochen. Aber kaum waren diese Befehle vollzogen, wodurch das Schiff, der Gewalt des Sturmes nachgebend, sausend dahin flog, nur das dichtgereefte große Marssegel fing allein noch den anhaltender werdenden Wind auf, — als eine Menge der entsetzlichsten Flüche und Verwünschungen durch das Sprachrohr des Kapitäns über das Deck hinrollten, eine schauerliche Harmonie mit dem von Sekunde zu Sekunde furchtbarer brausenden Sturme. Der Mond war indeß höher am Firmamente emporgestiegen, und nur dann und wann von den vorbeieilenden Wolken bedeckt, beleuchtete er mit unheimlichem Schimmer den Aufruhr des Meeres — und den Aufruhr, der jetzt auf dem Schiffe stattfand. Denn die an Gehorsam gewohnte Mannschaft ward durch die jetzt gegebenen, einander augenscheinlich widersprechenden Befehle so in Verwirrung gebracht, daß keins der angeordneten Manöver vollständig ausgeführt wurde. Dazu schienen die gräulichen Flüche, die in fast ununterbrochener Reihe den Befehlen folgten, um ihnen Nachdruck zu geben, so lähmend auf sie einzuwirken, daß ich bald nichts mehr von ihrer, immer und noch kurz zuvor bewiesenen Behendigkeit wahrnahm. Nur langsam, und, wie es schien, mit dem größten Widerstreben, leistete sie Gehorsam, oder nahm vielmehr nur diese oder jene Beschäftigung vor, von der ich vermuthen mußte, daß es keine von denen war, die der Kapitän befohlen. Immer schwerer stampfte das offenbar schlecht regierte Fahrzeug, knarrend und krachend bogen sich die hohen Masten, tobend rasselten die Taue, furchtbar peitschten die Sturzwogen über das Deck hin — und mitten durch all' den ungeheuren Lärm schallten geisterhaft und schauerlicher als alles Uebrige, die dämonischen Verwünschungen des Kapitäns, der nicht inne hielt, fortwährend der Mannschaft zuzurufen.

Eine gewaltige Woge rollte heran, ihr folgte ein wüthender Windstoß, und im Nu stürzte der Vordermast, der wie ein Stecken mitten durch brach, auf's Verdeck mit furchtbarem Krachen, das Geheul des Sturmes, das rasende Kommando übertäubend. Ich eilte hinunter, — ich stürzte vielmehr die Treppe hinab, doch ohne mich bedeutend zu verletzen, und weckte den ersten Lieutenant, ihm mit wenigen Worten die Vorfälle oben schildernd. Rasch sprang er hinauf, ich ihm nach, und, ohne sich weiter zu besinnen, gab er, mit schnellem Blick die Zustände überschauend, die nöthigen Befehle zum Kappen des Mastes. Seine wohlbekannte Stimme wirkte wie ein elektrischer Funke auf die Mannschaft, die augenblicklich mit gewohnter Schnelligkeit den Befehl voll-

zog. Das Schiff, das ganz auf die Seite gelegt war, und nicht mehr dem Steuer zu gehorchen schien, erhob sich rasch, sobald die schwankende Masse des Vormastes über Bord flog, und drehte sich wieder nach den Wendungen des leitenden Ruders.

Erst, nachdem dieß geschehen war, — es waren nur wenige Minuten verstrichen — wandten wir uns nach der Stelle, wo der Kapitän gestanden. Er lag ausgestreckt am Boden und blutete am Kopfe; wie es schien, war er bewußtlos. Ich brachte ihn mit Hülfe einiger Matrosen in seine Kajüte, während der erste Lieutenant die fernere Führung des Schiffes leitete, holte den Arzt herbei, der die Wunde, die nur leicht war, verband, und einige Mittel nicht vergebens zur Anwendung brachte, den Betäubten aus seinem bewußtlosen Zustande in's Leben zurückzurufen. Kaum aber war dieß geschehen, als der Kranke sich unruhig hin und her warf, und auf's Neue die gräßlichsten Flüche über seine Lippen strömten, so daß ich mich eilends aus dem Staube machte, um nicht länger Zeuge dieses Auftritts zu sein, der mich bis in's innerste Mark erschütterte. Ich hatte aber auch die Ueberzeugung, daß jetzt Alles oben in der besten Ordnung sei, und, so weit menschliche Mittel reichten, dem Sturme, der noch immer mit erneuter Gewalt tobte, Trotz zu bieten, ihm Trotz geboten und er besiegt werden würde, daß ich mich nun in meine Kajüte zurückzog, um wo möglich noch einige Ruhe zu finden. Der übernatürlichen Aufregung folgte auch bald eine völlige Ermattung, und ich schlief, obwohl von bösen Träumen geängstigt, bis zum Morgen. Es war die erste Schreckensnacht, die ich auf See erlebte, aber nicht die letzte.

Der Sturm hatte zwar mit dem Aufgange der Sonne von seiner Heftigkeit nachgelassen, aber er war keineswegs vorüber. Zudem blieb er dem Laufe unseres Schiffes beinahe ganz konträr, und brachte dasselbe ganz aus seinem Cours: ein unzweifelhaftes Vorzeichen, daß sich unsere Reise über die Gebühr verlängern werde, womit, nach den Ereignissen der letzten Nacht, meine Wünsche nicht recht mehr übereinstimmten. Aber wer konnte es ändern? — Die fortwährende Gefahr, in welcher das durch den Verlust des Vormastes beschädigte Schiff noch immer schwebte, gestattete dem wackeren Lieutenant nicht, sein Auge und seine Gedanken von Segel, Steuer und Takelage abzuwenden, und ich wagte auch deßhalb keine Unterredung mit ihm anzufangen. Der brave Mann blieb, als die Morgenwache, die in der Nacht sich durch Schlaf gestärkt hatte, die erschöpfte Nachtwache abgelöst hatte, unweigerlich auf seinem Posten, — ein ächter Seemann, der in allen Dingen erst an die Erhaltung seines Schiffes, dann an die Erhaltung seiner selbst denkt. Mir blieb es daher allein überlassen, mir das besondere Benehmen des Kapitäns zu erklären, wie ich wollte. Derselbe war den ganzen Tag über nicht sichtbar, obwohl der Arzt bei der Mittagstafel erklärte, daß es mit seiner Wunde nicht viel auf sich habe, er auch in den Morgenstunden eines ruhigen Schlafes genossen. Der Verwünschungen, die er ausgestoßen, erwähnte er mit keinem Worte.

Gegen Abend beruhigte sich das Wetter, und statt des ersten Lieutenants übernahm nun der zweite das Kommando, was bei der ruhigen See und dem theilweise günstigeren Winde zu keiner Besorgniß Grund gab. Daher verging die zweite Nacht in gewohnter Weise still und ohne besondere Zufälle. Am dritten Tage ward zur Ausbesserung der Takelage und zur Wiederherstellung des verlorenen Vormastes geschritten, der schon am Abend, mit allen Segeln geschmückt, stolz wieder dastand. Nun ward auch der Wind entschieden günstig, und unser Fahrzeug setzte ungehindert seinen rechten Cours fort. Vom Kapitän hatte ich auch noch heute nichts gesehen, nur der erste Lieutenant, der ihm die Rapporte überbrachte, war in seiner Kajüte gewesen.

Ich saß Abends bei meiner Lampe, mit der Aufzeichnung meiner Erlebnisse in meinem Tagebuche beschäftigt, als dieser wackere Mann zu mir hereintrat, um mit mir, wie er sagte, noch einige Knotenlängen zu plaudern. Auf seinen Wunsch erzählte ich ihm ausführlich, was ich an jenem schrecklichen Abende, ehe ich ihn geweckt, auf dem Verdecke erlebt hatte, und bat ihn um eine Erklärung des Auftretens des Kapitäns, von dem ich bis dahin noch nie ein Fluchwort vernommen.

„Ich bin kein Arzt,“ erwiederte der Lieutenant, „kenne den Kapitän auch nicht länger, als seit dem wir von Portsmouth ausliefen, und besinne mich nur, daß er mir manchmal geklagt, er sei so sehr nervös.“

„Nervös?“ warf ich rasch ein. „Nun, dann hat der Mann wenigstens Nerven so dick wie ein Kabeltau, denn nur die könnten solche entsetzlichen Verwünschungen ertragen.“

„Ich traue dem auch eigentlich nicht, nach dem, was ich nun von Ihnen über die Vorgänge vernommen,“ antwortete der Offizier, „es scheint mir hier ein noch nicht aufgeklärtes Geheimniß obzuwalten.“

„Haben Sie denn nicht einmal den Arzt befragt?“ sagte ich.

„Der Arzt,“ entgegnete er, „ist entweder eben so unwissend in dieser Angelegenheit, als wir Beide, oder er hat mir nicht die Wahrheit rein herausgesagt. Denn auch er schreibt das, was er selbst davon vernommen, einer Ueberreizung der Nerven zu, die, wie er meint, in zerrütteten Vermögensverhältnissen oder unglücklichen Familienverhältnissen des Kapitäns ihren Grund hat.“

„Nun,“ erwiederte ich, „mag es sein was es will, wir sind doch jedenfalls in den Händen dieses Menschen, vorausgesetzt, daß solche Scenen wiederkehren, der größten Lebensgefahr ausgesetzt.“

„Darin haben Sie jedenfalls Recht,“ antwortete der Lieutenant, „und wenn ich mich nur der Zustimmung der anderen Offiziere versichert halten könnte, so würde ich, sollte je so Etwas sich wiederholen, mit Gefahr für meinen Kopf, ihm das Kommando für unsere ganze Reise nehmen. Die Mannschaft würde mir, das weiß ich, beipflichten.“

„Das thun Sie, wackerer Mann,“ rief ich, ihm die

Hand reichend, „auf mich können Sie für Ihre Verantwortung zählen.“

„Erlauben Sie mir die Bemerkung,“ erwiederte lächelnd der Offizier, „daß das zu gar nichts nützt. Die Gesetze der englischen Marine sind äußerst strenge, und jeder Schritt, den Kapitän seines Kommando's zu entledigen, könnte mir, wie gesagt, mein Leben kosten, vorausgesetzt, daß ich nicht in jeder Beziehung seine totale Unfähigkeit darthun könnte. Dazu wäre aber die entschiedene Beistimmung sämmtlicher Offiziere und Mannschaften ein unerläßliches Erforderniß, und auf Erstere kann ich nicht rechnen. So viel ich sie wenigstens kenne, fehlt es ihnen an Charakter, obwohl auch sie bereits mir ihre Bedenken ausgesprochen haben.“

„So sind wir denn hinfort ganz in der Gewalt dieses Rasenden,“ seufzte ich.

„Allerdings, mein Herr, Sie und wir Alle,“ entgegnete der Lieutenant. „Aber lassen Sie uns aufmerksam beobachten, ob wir nicht im Stande sein werden, dem Geheimniß auf die Spur zu kommen. Dazu fordere ich Sie auf, und halte bis jetzt noch meine Ahnungen zurück, von denen ich wünsche, daß sie sich nicht bestätigen möchten. Also sorgfältige Beobachtung — und unverbrüchliches Stillschweigen, das empfehle ich Ihnen.“

Mit diesen Worten stand er auf, wünschte mir freundlich eine gute Nacht und entfernte sich. —

Unsere Reise ging in den nächsten Tagen ungehindert von Statten. Wir umschifften glücklich die Westküste Portugals, und nahten uns der Meerenge von Gibraltar. Der Kapitän erschien wieder wie zuvor, nämlich selten und nicht sehr gesprächig. Wenn er sich jedoch äußerte gegen Einen der Offiziere oder gegen mich, so geschah es stets mit Artigkeit, eben so wie er auch dann, wenn er der Mannschaft einen Befehl ertheilte, niemals denselben mit Flüchen begleitete. Mehr als acht Tage vergingen seit jener schauerlichen Nachtscene, ohne daß sich etwas Ungewöhnliches zutrug.

Auch zwischen mir und dem ersten Lieutenant war das Vorgefallene nicht wieder Gegenstand des Gespräches gewesen. Aber eingedenk unserer Verabredung hatte ich doch nicht unterlassen, das Benehmen des Kapitäns zu beobachten. Dabei machte ich denn auch folgende sonderbare Entdeckung, die eben so geheimnißvoll war, wie das bereits Erzählte. Ich vernahm eines Nachts ein dumpfes Geräusch, wie das eines starken Falles, wodurch ich vom Schlafe aufgeweckt ward. In meiner Koje aufgerichtet sitzend und aufmerksam nachhorchend, was weiter erfolgen würde, hörte ich nach kurzer Pause verworrene Stimmen, wie es mir schien, die bald lauter, bald leiser ertönten, dann eine Zeit lang ganz schwiegen, um wieder auf's Neue sich zu erheben. Ich glaubte endlich, es sei ein Streit zwischen Zweien oder Mehreren der Mannschaft, der in einen heftigen Wortwechsel ausgeartet war, stand, um mich dessen zu vergewissern, auf, öffnete behutsam die Thür meiner Kajüte — und vernahm jetzt deutlich, wie die Stimme — denn für e i n e erkannte ich sie — aus des Kapitäns Kajüte herkam. Als ich genauer nachhörte, waren es dieselben gräßlichen Verwünschungen, die ich in jener Nacht mit angehört hatte.

Am folgenden Tage theilte ich dem ersten Lieutenant diese Entdeckung mit. Mit einem kurzen „Gut, wir werden bald sehen, ob Sie sich getäuscht haben oder nicht!“ nahm er meine Bemerkung auf, brach aber rasch das Gespräch ab und ging zu andern Dingen über.

Wir erreichten die Meerenge von Gibraltar, fuhren salutirend und begrüßt von den englischen Kanonen an der mächtigen Felsenfestung vorüber, und landeten nach Verlauf von drei Tagen auf Malta, wo wir frisches Wasser einnahmen und unsere Speisevorräthe ergänzten. Doch dauerte unser Aufenthalt nur einen halben Tag, dann setzten wir unsere Reise fort, um nicht unnöthig Zeit zu verlieren.

Ich will die Leser nicht mit einer schon oft genug wiederholten Beschreibung einer tropenähnlichen Nacht auf dem Mittelmeer auf's Neue regaliren, nur das will ich erzählen, daß wir auch deren eine erlebten, die sich durch eine seltene Pracht des gestirnten Himmels, durch eine köstliche Luft und einen sanften Wind vor allen andern, die wir hier zubrachten, auszeichnete. Längst schon schlief Alles an Bord, außer der wenigen, zur Nachtwache kommandirten Mannschaft, nur ich saß noch auf dem Verdeck im Anschauen des herrlichen Nachthimmels versunken. Der Kapitän hatte das Kommando, von dem er aber bisher wenig Gebrauch gemacht hatte, weil das Schiff in gewohnter Weise durch die Fluthen hinsegelte. Bekanntlich stehen Nacht und Tag zwei Matrosen vorn am Schiff, die, so viel sie vermögen, vorwärts auslugen, um jedes Hinderniß, dem man entgegensteuert, früh genug zu bemerken und anzuzeigen. Sie haben jedesmal, wenn die Glocke tönt, also jede halbe Stunde zu rufen „Alles klar!“ sobald sie nichts sehen, was den Lauf des Fahrzeugs behindern könnte. So war auch heute in gewohnter Weise der Ruf erschollen. Es mochte aber etwa noch eine Stunde vor Mitternacht sein, als die Glocke tönte und eine Weile, etwa eine halbe Minute verstrich, ehe der Ruf „Alles klar!“ erfolgte. Diese unbedeutende Verzögerung war das Signal eines gewaltigen Aufruhrs, der sich jetzt erhob, indem der Kapitän mit einem Strom der ausgesuchtesten Verwünschungen, die er durch sein Sprachrohr vom Hinterdeck herab über das Schiff hinbrüllte, jene unglücklichen beiden Matrosen überschüttete. Kaum hatte sich sein Zorn, wie ich meinte, beschwichtigt, als er mit wahrer Stentorstimme das Kommando gab: „Los das größte Stück!“ ein Befehl, der nur in der äußersten Noth und Bedrängniß, um die ganze Mannschaft schleunigst auf ihre Posten zu versammeln, gegeben wird, wenn etwa ein feindliches Schiff naht oder im nächsten Augenblick das Fahrzeug an einer Klippe zu zerschellen droht. Es war mithin jetzt das Unsinnigste, was geschehen konnte. Aber einmal befohlen, mußte es ausgeführt werden. Und nun entstand ein Hin- und Herrennen, wie wenn die größte Gefahr vor-

handen. Laternen wurden herbeigeholt und angezündet, das furchtbare Geschütz gerichtet, eine Lunte bereit gehalten, und keine Sekunde verging, so rollte ein entsetzlicher Donner über die stille Meeresfläche hin, vor der erschreckt die Fische mochten in die Tiefe fliehen, während die Brigg in allen Fugen erbebte. Mit Blitzesschnelle eilte die sämmtliche Mannschaft, vom ersten Lieutenant bis zum Schiffsjungen, in größter Bestürzung auf's Deck, Jedermann an seinen Posten, Einer den Andern mit fragenden Blicken, voll Erstaunen und Verwunderung ansehend. Dem augenblicklichen Tumulte folgte eine tiefe Stille, nachdem jeder Mann seinen Posten eingenommen und die Offiziere um den Kapitän versammelt standen, seine weiteren Befehle entgegenzunehmen. Dieser behauptete vorläufig ein hartnäckiges Stillschweigen, während dessen sich Aller Augen auf's Meer richteten, wo natürlich Niemand auch nur das Allergeringste wahrnahm und bald sich Allen die Ueberzeugung aufdrängte, daß der ganze Lärm umsonst und überflüssig gewesen. Doch ward kein weiteres Besinnen gestattet, denn auf's Neue löste sich das Band der verhängnißvollen Zunge, und Kommando auf Kommando erschallte, wie zum Manövriren in der heißesten Schlacht. Dabei war jeder Ruf des Kapitäns von den abscheulichsten Scheltworten und Lästerreden begleitet, die sich um so mehr noch steigerten und um so vielfältiger ertönten, als die Mannschaft, offenbar empört darüber, unnöthig gestört worden zu sein, und gleichsam an der Nase umhergeführt, etwas langsam und murrend die ertheilten Befehle ausführte. Bis in die höchsten Mastspitzen wurden die Matrosen hinaufgejagt, die Segel zu entrollen; kaum war dieß geschehen, und sie eben wieder unten angelangt, so mußten sie wieder hinauf, die eben erst entfaltete Leinwand zu reefen. Mit keiner ihrer Arbeiten war der Kapitän zufrieden, nichts ging ihm schnell und pünktlich genug, ein eben beendigtes Manöver mußte sogleich wiederholt werden, die Flüche überstürzten die lauten Kommandoworte. Hier wurden die Kanonenluken aufgesperrt, die Geschütze vorwärts geschoben, gerichtet — in die blaue Luft hinein — und gelöst, daß ihre schrecklichen Donner schauerlich durch die Stille der Nacht hinrollten, deren Finsterniß von ihren Blitzen geisterhaft erhellt wurde. Dort hißte man die Segel, rollte die Taue, bewegte knarrend das Gangspill, arbeitete mit rasender Hast an den mächtigen Pumpen — gerade, als wenn das Meer voll drohender Korallenfelsen und das Schiff an allen Enden leck wäre. Bis zum Anbruch des Morgens dauerte dieß widersinnige Manövriren, und erst als die Mannschaft, wie nach dem heißesten Kampfe, völlig erschöpft war, wurde der Hälfte von ihnen erlaubt, wieder unter Deck zu gehen, um den eingebüßten Schlaf nachzuholen, während die Andern zum schweigenden Ausharren auf ihre Posten beordert wurden.

Ich hatte dem wahnsinnigen Treiben beinahe regungslos zugesehen, und danke es meiner verdeckten Stellung hinter einem aufgerollten Kabeltau, daß ich nicht bemerkt worden war, da ich, wäre dieß geschehen, unfehlbar wie mein Kollege, der in größter Verwirrung mit auf's Deck stürzte, wieder hinunter beordert worden wäre, nicht ohne etliche wohl angebrachte Verwünschungen. Nunmehr hielt ich es nicht mehr für rathsam, noch länger oben zu bleiben, und verfügte mich in meine Kajüte. Obgleich vom Nachtwachen ermattet, verscheuchte doch die Aufregung, in der ich mich befand, den Schlaf von meinen Augen. Ich warf mich auf ein Ruhepolster und erschöpfte mich in Muthmaßungen über den Grund für das unsinnige Benehmen des Kapitäns. Endlich versank ich jedoch in einen Halbschlummer, in dem ich etwa einige Stunden mochte zugebracht haben, als mich Geräusch erweckte. Ich eilte auf's Verdeck — es war Vormittag — und was sah und vernahm ich? fast dieselben Erlebnisse der letzten Nacht. Der Kapitän führte noch immer das Kommando selbst, die ganze Mannschaft war auf den Beinen, das nutzlose, nur zu oft ganz verkehrte, daher dem Laufe des Schiffes gefährliche Manövriren hatte auf's Neue begonnen. Es ward lavirt und gewendet, obwohl der günstige Wind dieß völlig unnöthig machte, es wurde exerzirt bei den Kanonen, die jetzt jedoch nicht losgebrannt wurden, wie wenn von allen vier Weltgegenden ein feindliches Schiff auf uns zusteuerte. Die Segel flatterten, die Taue rasselten, die Winden knarrten — kurzum es war ein Lärmen wie zu Zeiten der größten Gefahr, nur allen Spektakel übertäubend und allen menschlichen Gefühlen Hohn sprechend, schallte fort und fort des Kapitäns, von zahllosen Flüchen begleitetes Kommandowort.

Was ich dachte, weiß ich eigentlich nicht, nur eine geheime Angst ergriff mich, und dem an mir vorübereilenden ersten Lieutenant raunte ich die Worte zu: „Haben Sie auch an die Pulverkammer gedacht?“ — — „Die Schlüssel hab' ich!“ war seine Antwort, die mich ungemein beruhigte, denn jetzt fürchtete ich wirklich das Schlimmste von der Raserei des Kommandirenden. In den Gesichtern der Mannschaft las ich den bittersten Groll, verbissenen Unmuth und den entschiedensten Widerwillen, die gegebenen Befehle auszuführen: Alles Vorboten einer Meuterei, deren Ausbruch jeden Augenblick erwartet werden konnte. Ihre Wuth ward noch gesteigert, als der Kapitän Befehl gab, ihre Rumration für heute zu kürzen, weil sie seine Anordnungen nicht zu seiner Zufriedenheit vollführt hätte. Mit dieser, nicht ohne die empörendsten Flüche ertheilten Ordre trat er das Kommando an den ersten Lieutenant ab, und ging oder wankte vielmehr in seine Kajüte, die er an diesem Tage nicht wieder verließ.

Der jetzige, bei allen Leuten in hoher Achtung stehende Befehlshaber des Schiffes ging nun daran, die Mannschaft bis auf die Wenigen, die zur Handhabung der nöthigen Maßregeln unentbehrlich waren, ihres Dienstes zu entlassen, nicht ohne sie freundlich anzureden und ihre Aufwallung zu beschwichtigen, was ihm auch diesmal noch — Dank sei es seiner Biederkeit und Bravour — vollkommen gelang. Bald war die Ruhe wieder hergestellt, und Alles ging seinen gewohnten, einförmigen Gang.

Am Abend dieses Tages traf ich den ersten Lieutenant in seiner Kajüte, wohin er mich höflich eingeladen. Natürlich waren wir, gleich nach den ersten Begrüßungen, mit unserer Unterhaltung bei den erschütternden Erlebnissen des Tages und der vorigen Nacht.

„Wenn ich Ihre gestrige Bemerkung," sagte er, „mit dem, was ich von einem der Matrosen, der den Kapitän bedient, erfahren habe, zusammenhalte, so glaube ich, das Räthsel ist gelöst."

„Nun, wie denn?" fragte ich rasch.

„Wir haben es mit einem Trunkenbolde zu thun!" entgegnete der Lieutenant ernst.

„Sagen Sie lieber mit einem Wahnwitzigen!" warf ich etwas ungläubig ein, da mir des Lieutenants Meinung die Sache nicht zu erklären schien.

„Nun, wie Sie wollen!" war seine Antwort, „mit einem Wahnwitzigen, den der übermäßige Genuß spirituöser Getränke dazu macht."

„Aber, Herr," rief ich etwas aufgebracht über die Halsstarrigkeit, mit welcher der Lieutenant seine erste Bemerkung wiederholte, „kein Mensch eifert ja so sehr gegen den Trunk, wie der Kapitän. Wie oft hörte ich ihn nicht die Mannschaft zur Nüchternheit ermahnen, und was er selbst thut, wissen Sie ja; Mittags, wenn uns ein Glas Rothwein trefflich mundet, trinkt er nur Wasser."

„Dennoch bleib' ich dabei," entgegnete der Offizier, „er ist ein Trunkenbold, und ein um so schlimmerer, weil er es im Geheimen treibt. Mag sein, daß seine Nerven schwach sind, wie er uns immer sagt, gerade das bestätigt um so mehr meine Behauptung. Was ich nämlich weiß, ist dieses, daß der aufwartende Matrose ihm noch auf Malta eine Kiste hat an Bord schaffen müssen, die in der Vertiefung unter dem Kajütentische steht, in welcher sich, wie Jener sicher meint, feurige Weine befunden haben. Ich bin entschlossen," setzte er hinzu, „um jeden Preis diese Kiste zu entfernen, und dazu sollen Sie mir helfen."

„Ich?" fragte ich erstaunt.

„Ja, Sie," wiederholte der Lieutenant, „denn auf Ihre Vorsicht und Entschlossenheit glaube ich mich verlassen zu können. Sie müssen mir Gelegenheit verschaffen, unbemerkt in des Kapitäns Kajüte einzudringen, um mein Vorhaben auszuführen."

„Sind Sie denn aber Ihrer Sache so gewiß?" fragte ich.

„Ich bin es," entgegnete er, „und alle Verantwortung nehme ich auf mich, zumal ich jetzt im schlimmsten Falle die ganze Mannschaft, auf die ich rechnen kann, zu Zeugen von des Kapitäns unsinnigem, für uns Alle höchst gefährlichen Betragen habe."

„Was soll ich denn thun?" warf ich etwas beklommen hin.

„Nichts weiter, als einige Nächte durchwachen," erwiederte er. „Es ist mir jetzt über allen Zweifel erhaben, daß das, was Sie vor Kurzem Nachts in der Kapitänskajüte vernahmen, das Geräusch, wovon Sie mir erzählten, nichts Anderes war, als ein Fall, den der bis zum Uebermaß berauschte Mann aus seiner Koje auf den Boden that. Das wird sich wiederholen, vielleicht sehr bald, und dann sagen Sie mir Bescheid, sobald Sie es vernommen. Für das Uebrige stehe ich ein."

Die Zuversicht, mit welcher der Offizier sprach, verfehlte nicht ihre Wirkung auf mich; allmählig war meine Ungläubigkeit überwunden, ich mußte, je mehr ich Alles erwog, des Lieutenants Vermuthung für richtig halten. Um so bereitwilliger war ich, zu thun, was er von mir forderte. Wir sprachen noch Manches über unser Vorhaben, und ich nahm mit der festen Zusicherung endlich Abschied, schon von heute an mich auf die Lauer zu legen.

Wirklich verstrichen auch nur wenige Tage, als ich noch kurz vor Mitternacht jenes Geräusch eines dumpfen Falles wieder vernahm, dem eine Reihe entsetzlicher Verwünschungen folgte. Doch hatte ich mich auch nicht getäuscht? Meine Kajüte lag zwar der des Kapitäns gerade gegenüber, ich war vollkommen wach, — aber konnte nicht meine aufgeregte Einbildungskraft mich Dinge vernehmen lassen, die nicht da waren, deren Erinnerung nur so lebhaft vor meiner Seele stand? Ich sann eine Zeit lang nach, was ich thun sollte. Endlich faßte ich ein Herz, schlich an des Kapitäns Thür, und hier sah ich deutlich durch eine Spalte, wie der Mann wirklich auf dem Boden lag und schlief. Die helle Lampe, die von der Decke herabhing, zeigte mir seine, im wüsten Traume verzerrten, bleichen Züge.

Wie schnell und auf welchen Wegen ich nach der Kajüte des ersten Lieutenants eilte, diesen zu wecken, weiß ich nicht, aber ich that es, denn nach kurzer Zeit schon öffnete dieser, begleitet von zwei zuverlässigen Matrosen, die Thür, welche in die Kapitänskajüte führte, trat behutsam ein, und winkte seinen Begleitern, ihm zu folgen. Vorsichtig ward der Tisch, der mit Stricken befestigt war, losgebunden, auf die Seite gerückt, und die Luke darunter aufgehoben. Obenauf stand die Kiste, die Leute nahmen sie heraus, stellten sie vor die Thür, schoben den Tisch wieder zurecht, und banden die Stricke an, — Alles so leise, so gewandt und schnell, wie nur eben Matrosen es ausführen können, die in Behendigkeit und Vorsicht geübt sind wie Keiner. Nur wenige Minuten waren vergangen, und bereits stürzte die verhängnißvolle Lade vom Hinterdeck über Bord, die Wellen rauschten über sie zusammen und „Nun ist's vorbei für immer!" raunte mir der Lieutenant zu. „Danken wir Gott, daß es uns so gelungen!"

Niemand, außer uns Vieren, erfuhr ein Wort von dem Vorgefallenen, und wir lebten der sicheren Hoffnung, allen ähnlichen Ereignissen, wie die mitgetheilten waren, vorgebeugt zu haben. Das Benehmen des Kapitäns schien dies auch zu bestätigen und bestärkte uns in unserer Erwartung. Der Mann war ruhig und besonnen, freundlich gegen Jedermann, ja selbst liebenswürdig, es schien, als wisse er, daß er Etwas wieder gut zu machen habe. Nach einem etwas stürmischen Tage ward auf seinen Befehl der Mannschaft eine dop-

pelte Ration Rum gereicht, so daß auch diese ganz vergessen zu haben schien, welch' einer Behandlung sie noch vor Kurzem ausgesetzt gewesen. So verstrichen mehrere Tage; ungünstige Winde nöthigten uns oft zu laviren, und wir segelten deßhalb nur langsam vorwärts. Indeß das allgemein herrschende gute Einvernehmen zwischen den Offizieren und der Mannschaft, die Schonung, womit jene diese behandelten und worin es Allen der Kapitän zuvorthat, die Bereitwilligkeit, mit welcher diese den gegebenen Befehlen nachkam, machten mir die Verzögerung unserer Reise wenn nicht gerade wünschenswerth, so doch ganz erträglich, und ich freute mich immer, wenn meine Arbeiten mir gestatteten, auf dem Verdeck zu sein und den Beschäftigungen der Seeleute zuzusehen.

Aber leider wurden unsere Erwartungen bitter getäuscht. Reichlich acht Tage waren verflossen, wir kreuzten zwischen den Inseln des griechischen Archipels, hatten aus Vorsicht einen Lootsen an Bord genommen — da erlebten wir einen neuen Auftritt der Raserei des Kapitäns, der dem vorher erzählten an Widersinnigkeit und Verrücktheit nichts nachgab. Ja, es kam so weit, daß der Lootse, dessen Befehlen der Kapitän stets Contreordre ertheilte, unser Schiff verließ und dieß, nun geleitet von einem Tollen, stand in beständiger Gefahr, seinen Untergang zu finden.

Wieder hatte diese schreckliche Scene mehr als zwölf Stunden gedauert, als sie mit völliger Erschöpfung des Kapitäns endete. Ein Tag verging, ehe er sich wieder zeigte, und am Abend dieses Tages forderte mich der erste Lieutenant auf, mit ihm zum Kapitän zu gehen und ihm unter vier Augen die völlige, nackte Wahrheit zu sagen. Als ich hiegegen einiges Bedenken hatte, gab mir der Offizier die seinerseits entschlossene Antwort: „Ich wage dabei meinen Kopf, Sie aber gar nichts, daher besinnen Sie sich nicht lange, und lassen Sie uns dies einzige Mittel noch wagen, was vielleicht noch im Stande ist, unser Aller Leben zu retten, das jetzt ernstlicher bedroht ist, als je."

Seine Entschlossenheit gab auch mir Muth, und gleich darauf standen wir, nachdem wir angemeldet worden, vor dem Befehlshaber der Brigg, der sich höflich erkundigte, worin unser Anliegen bestehe und womit er uns dienen könne.

„Damit," erwiederte der Lieutenant ernst und entschieden, „daß Sie niemals wieder sich berauschen!" Und ehe noch der Kapitän, den diese Sprache augenblicklich betroffen machte, ein Wort entgegnen konnte, erzählte der brave Offizier mit ehrerbietigem aber bestimmten Tone die Vorfälle jener verhängnißvollen Nacht und der anderen, wo er die Kiste habe wegnehmen lassen, und forderte dann vom Kapitän das aufrichtige Versprechen, daß er sich, für die Dauer dieser Reise wenigstens, des heimlichen Genusses der Spirituosen oder feurigen Weine enthalten wolle.

Als er geendet, trat eine unheimliche Pause ein. Der Kapitän, sichtbar beklemmt, würde sich unfehlbar gegen die Anschuldigung des Offiziers vertheidigt haben, wäre diese ungegründet gewesen. Nun aber schwieg er, schien ohne aufzublicken, vergebens nach einer Antwort zu suchen, — endlich sprach er mit einer anfangs zitternden, allmählig aber fester werdenden Stimme.

„Sie haben sich vergriffen, Herr Lieutenant, die Kiste, die Sie über Bord werfen ließen, enthielt die wichtigsten Papiere, die mir anvertraut sind, meine Instruktionen und Depeschen, und für diesen unersetzlichen Verlust mache ich Sie verantwortlich."

Diese Eröffnung war ein Donnerschlag für den Offizier, Todtenblässe überzog sein Angesicht, seine Lippen bebten. Doch faßte er sich bald wieder und entgegnete:

„Wenn es sich so verhält, Herr Kapitän, wie Sie sagen, so mag mein Kopf auf dem Spiel stehen, und Sie werden wissen, was Sie zu thun haben, sobald wir an's Land kommen. Allein," fuhr er eindringlicher fort, „das ändert nichts in meiner Forderung an Sie, die ich Ihnen hiemit in Erinnerung bringe. Mein Verfahren und meinen Mißgriff mag der Beweggrund rechtfertigen, daß ihre Trunkenheit wiederholt das Leben von mehr als hundert Menschen in die größte Gefahr gebracht hat, wie es Alle, die an Bord sind, eidlich bekräftigen würden, wenn man es verlangte."

Als der Kapitän nichts entgegnete, fuhr der Lieutenant fort:

„Ich frage Sie nochmals, wollen Sie mir in Gegenwart dieses Herrn — aus Schonung gegen Sie, Herr Kapitän, dieses Einen — das geforderte Versprechen geben oder nicht?"

Des Kapitäns Lippen zitterten, ich weiß nicht ob vor Scham oder vor Entrüstung, seine Farbe wechselte rasch, er versuchte zu sprechen — aber er vermochte nicht.

„Herr Kapitän," hub der Lieutenant nach kurzer Pause wieder an, „wollen Sie . . . ."

Und noch ehe er ausgesprochen, erwiederte der sichtlich bis in's Innerste erschütterte Mann dumpf vor sich hin: „Ich will!"

„Nun denn, so helfe Ihnen Gott, daß Sie es halten," setzte der brave Offizier hinzu, „es ist Ihr Ehrenwort, und als solches nehme ich es an. Mein Geschäft mit Ihnen ist zu Ende, ich erwarte Ihre ferneren Befehle."

Der Kapitän war auf das Sopha niedergesunken, sein Kopf ruhte vorübergebeugt auf seiner Brust, er schwieg. Auf einen Wink des Lieutenants entfernte ich mich, und erfuhr nur nachher von dem Offizier, — der sein Ehrenwort gegeben hatte, zu verschweigen, was später zwischen ihm und dem Kapitän noch vorgefallen — daß bei einer genaueren Durchsicht des Behältnisses unter dem Tische es sich allerdings herausgestellt habe, daß die verkehrte Kiste über Bord geworfen sei, aber doch nur eine, welche eine Familienkorrespondenz und einige Bücher des Kapitäns enthalten habe. Indessen hatte doch der Lieutenant auf Entfernung der berüchtigten Weinkiste bestanden, hatte es auch durchgesetzt, daß sie über Bord gewandert, und wir Alle dankten der Entschlossenheit des wackern Mannes hinfort die Gefahr-



1849 10.

losigkeit unserer Reise, die nun ohne Unfall von Statten ging.

Der Kapitän hielt als ein Ehrenmann sein Versprechen, hat es, wie ich höre, seitdem noch immer gehalten, und sich stets dankbar gegen den Lieutenant bewiesen. Mit diesem brachte mich nämlich der Zufall nach Verlauf mehrerer Jahre noch einmal wieder zusammen; in unserer, durch die Umstände nur kurzen Unterhaltung erfuhr ich, wie niemals wieder eine Unmäßigkeit des Kapitäns vorgekommen sei, wie derselbe vielmehr jetzt Einer der geachtetsten der englischen Marine sei, die eine Brigg von achtzehn Kanonen befehligten. Der erste Lieutenant, nun sein wärmster Freund, hatte sich nicht entschließen können, seinen Dienst zu vertauschen, und meinte, er werde es nun auch nicht mehr thun, da ein Avancement, das er schon einmal ausgeschlagen, um seinem Freunde zur Seite zu bleiben, ihm nun nicht wieder werde angeboten werden.

Biernatzki.

Der Baumläufer oder Grauspecht.

(Taf. 10.)

Der Baumläufer (Certhia) gehört zu den Klettervögeln mit unpaarigen Zehen (Anisodactyli), und kommt in der Lebensart den Spechten ziemlich nahe. Sein Schnabel ist lang oder mittelmäßig, breit und hinten niedergedrückt; der Schwanz abgestuft, mit harten, zugespitzten Schäften; die vierte Schwungfeder ist am längsten; die Füße haben drei Zehen nach vorn, wovon die äußere mit der mittlern an der Wurzel verwachsen ist, und eine meist lange nach hinten, und alle Zehen sind mit langen, krummen Nägeln versehen. Bis jetzt sind drei Arten des Baumläufers bekannt, von denen nur eine in Europa heimisch ist.

Der gemeine oder graue Baumläufer, auch Grauspecht oder Baumklette genannt, Certhia familiaris, ist in ganz Europa, den höchsten Norden ausgenommen, im nördlichen Asien und Nord-Amerika, jedoch nur einzeln in Schwarzwäldern und Gärten zu finden, wo er sehr behende von der Wurzel bis in den Gipfel in spiralförmigem Laufe die Bäume hinanklettert, eilig die Ritzen der Borke nach Insekten, Raupen, Spinnen, Milben, Baumwanzen und Insekteneiern durchsucht, und wenn er einen Baum mit bewundernswürdiger Schnelligkeit abgespürt hat, sogleich mit dem nächsten eben so beginnt, bei Insektenmangel auch Fichtensamen verschluckt, und im Winter besonders Kopfweiden heimsucht, weil er stets gewiß ist, in deren Mulm eine Menge von Insektenlarven zu finden. Er ist einer der hurtigsten Vögel, sucht, wenn man ihn beim Klettern beobachtet, stets hinter den Stamm des Baumes zu kommen, durchmustert aber die Bäume immer nur von unten nach oben, nie umgekehrt, wie es die Spechte thun, vermögen auch nicht, wie die Kleiber (Sitta) abwärts, den Kopf nach unten, zu klettern. Nichts weniger als scheu, läßt er die Menschen so nahe kommen, daß man ihn bisweilen mit einem Stock herabschlagen kann. Ihn zu tödten ist eine der größten Rohheiten, da er ein den Obstgärten sehr nützlicher Vogel ist, und wesentlich zur Erhaltung reicher Obsternten beiträgt.

Wie der Specht nistet er in hohle Bäume oder Klüfte, in Baumlöcher und in an Gärten stoßende Gebäude, wo er sich aus Moos, Reisern, Federn und Haaren ein Nest erbaut, zweimal jährlich zuerst 8 — 9, dann 4 — 5 weiße Eier mit rostfarbenen Düpfeln legt und diese in 14 Tagen ausbrütet. Die Jungen sind eben so behende als die Alten; stört man dieselben, so springen sie bald aus dem Neste, und schlüpfen sogleich wie Mäuse, in Löcher und unter Moos, daß man sie nicht mehr findet. — Der Baumläufer wandert nicht, doch ziehen die in Wäldern befindlichen, bei Herannahen des Winters in die Gärten und in die Nähe von Häusern, wo sie an den Wänden allerlei überwinternde Insekten, Puppen, Spinnen u. dgl. finden, auch ziehen sie sich öfters in die Nähe des Wassers, wenn an demselben Weidenbäume stehen.

Der Baumläufer ist nur wenig größer als ein Zaunschlüpfer, und mithin einer der kleinsten europäischen Vögel; oben ist er weißlich, rostfarb und schwarz gefleckt; der Scheitel schwarzbraun, lohgelb überzogen; unten ist er grauweiß; die Flügel sind schwarz braungrau, mit weißen Spitzenfleckchen; die steifen Schwanzfedern braungrau, heller eingefaßt. Der lange, sanft gebogene Schnabel ist gelblich fleischfarben, mit dunkler Spitze, die Füße sind bräunlichweiß, und die Augen hellbraun. — Das Weibchen ist weniger mit lohgelber Farbe angeflogen, die ganze Färbung ist matter, doch ist es schwer vom Männchen zu unterscheiden. Als Stubenvogel eignet sich der Baumläufer nicht, obgleich er sich leicht an Nachtigallenfutter gewöhnt. Seine Stimme ist ein feines Sit sit sit; im Frühjahr läßt das Männchen eine Art Gesang hören, der aber höchst unbedeutend ist.

Fig. 1 unserer Tafel ist ein altes, Fig. 2 ein junges Männchen. 1.

Das Bergschloß Kiffhausen, oder der Kiffhäuser.

Wenn der Wanderer auf irgend einem Höhenpunkte des Harzes steht, etwa auf dem Gipfel des Rambergs, also der Viktorshöhe, oder auf der Spitze des Auersberges, also der Josephshöhe, und seinen Blick nach Südosten hinwendet, so stellt sich ihm in einer nicht unbeträchtlichen Entfernung ein von Westen nach Osten sich hinziehender Bergrücken entgegen, so getrennt von den Höhen des südlich auslaufenden Harzes, wie vor den noch weiter südlich aufragenden Bergen, so prägnant hervortretend, daß er den Blick unwillkührlich festgehalten und zu genauerer Betrachtung sich aufgefordert fühlt. Greift er dann zu dem, auf den genann-

ten Höhen aufgestellten, trefflichen Frauenhofer'schen Teleskop, so gewahrt er, ist die Luft nicht allzu dunstig, einen, nach ungefährer Schätzung eine Stunde lang sich hinziehenden, bewaldeten Bergrücken, auf dessen Schultern ein Thurm steht, zum Theil schon in Trümmern; — das ist der Kiffhäuser Berg.

Um den Berg zieht sich die Sage, wie grünes Moos um das Gestein, oder wie der Epheu um abgestorbene Stämme; die Sage, fast nirgends so herrlich und sinnvoll, als hier, fast nirgends so in die größeste und prächtigste Zeit des deutschen Kaiserreichs eingreifend, als hier.

Nie betrat ich den Bergrücken, nie wandelte ich durch die Trümmer auf seinem äußersten, östlichen Gipfel, — und eine Zeit hindurch geschah dieß fast täglich, daß nicht die Schauer der Vorzeit mich umrauschten, daß nicht ernste Wehmuth meine Seele beschlich. Folgt mir denn, Freunde des Schönen und große vaterländische Erinnerungen Bietenden, betrachtet mit mir jene Trümmer, erinnert euch des großen Kaisers, der hier schläft den langen, nur selten unterbrochenen Schlaf, bis sein Deutschland ihn ruft, und fühlt im Geiste eurer Zeit an den Puls, „ob es Zeit ist, daß der Rothbart erwache!“ Ach, noch fliegen die Raben um den Berg!

Ungefähr 1500 Fuß hoch erhebt sich der Kiffhäuser Berg über die Ebene, und Thüringen hat nicht viele, die ihn überragen; doch müssen wir unter den Letztern, außer dem Beerberge, den Schneekopf und den Inselberg nennen. Der gewöhnliche Weg zu den Trümmern des Bergschlosses, die auch von Tilleda aus erstiegen werden können, führt auf einer wohlerhaltenen Straße, die von Kelbra aus zu dem westlichen Fuße des Bergrückens leitet, zwischen Bäumen aufwärts; sie führt an den prächtigen Ruinen der Rothenburg vorüber, über welche wir vielleicht in einem andern Abschnitte Näheres sagen, dann in dichterem oder gelichtetem Walde auf dem Berge fort bis zum Erfurter Thore; von da aus gelangt man zu den mit Gesträuchen durchwachsenen Ueberreste der Kiffhäuser Burg. Diese muß eine bedeutende Ausdehnung gehabt haben; wahrscheinlich verhielt es sich mit ihr, wie mit andern Burgen in der Nähe und Ferne, z. B. mit dem Reinstein oder Regenstein nördlich von Blankenburg. In ältester Zeit baute man einen starken, großen, runden oder viereckigten Thurm (auch in Form eines Oblongums), in dessen Souterrain, das gewölbt war, die Pferde, in dessen mittlerem Stockwerke, gewöhnlich in kleinen Gemächern, die Menschen wohnten, und in dessen oberstem Stock die Vorräthe und Reichthümer aufgespeichert waren. Allmählig wurden Gebäude hinzugefügt, und mit Mauern, Thürmen u. s. w. umgeben; Wälle, Gräben umzogen das Ganze, das im Laufe der Zeit eine noch größere Ausdehnung empfing, bis aus dem einfachen Thurme eine wohl umwallte Bergfeste wurde. — Auf der höchsten Spitze des Berges steht noch ein Thurm, derselbe, der von allen Höhepunkten der benachbarten Gebirge gesehen werden kann, von Sturm und Wetter zerrissen, jetzt nur noch gegen vierzig Fuß hoch und sehr stark gebaut, denn der unterste Theil der Mauer hat einen Durchmesser von 12 bis 13 Fuß. Graben und Mauer umgaben ihn einst, wovon noch Spuren vorhanden sind, und der Theil der Feste, den er bildete, soll die Oberburg geheißen haben; geringe Ueberreste eines andern Thurms bezeichnen die Lage der Unterburg; weiter nach Osten befinden sich die Trümmer einer einst berühmten und vielbesuchten Kapelle, die den Namen: zum heiligen Kreuz führte; in der Nähe war der Kirchhof, und Beides ward durch Thurm und Mauer geschützt. Zwischen der Oberburg und Unterburg lagen weitläufige Gebäude, von denen jetzt nur Steine und Mörtel, Schutt und Mauerstücke übrig sind.

Am Thurm der Oberburg, „um den die Raben fliegen,“ hat man eine wundervolle Aussicht. Südöstlich liegen die Städte Artern und Sangerhausen; von da an dehnt sich jene fruchtbare, in Segen wallende Fläche nach Westen, bald in größerer, freierer Ebene, bald in einem weiten Thale, die man von Alters her mit dem Namen der goldenen Aue bezeichnet; es gewährt einen reizenden Anblick, die gelben und grünen Streifen der bebauten Felder zu seinen Füßen zu sehen, eingerahmt vom Grün der Wälder und von der starken Barrière des auslaufenden Gebirges; eine Menge von Dörfern, Weilern und kleinen Städtchen ist in diesen weiten Plan hineingestreut, von Baumgruppen und Wäldchen umgeben; nördlich und nordwestlich dehnt sich der Harz aus, überragt von seinem Brocken; doch treten auch der Auersberg, der Ramberg, der liebliche Eichenforst oberhalb Stolberg aus den grünen Massen hervor; das alterthümliche, sagenumrauschte Kelbra liegt dicht unter dem Kiffhäuser malerisch mitten in grünen Wiesen und üppigen Saatfeldern; am westlichen Ende der goldenen Aue erscheint das alte Nordhausen, weiter zur Linken, nach Süden zu die Hainleite, aus welcher der Possenthurm bei Sondershausen sich erhebt; südlich ruht der Blick auf dem hohen Thurme der Sachsenburg, auf einem Theile des Thüringer Waldes, bei heiterm Wetter auf dem Inselsberge. Was diese Aussicht so ungemein reizend und schön macht, das ist der Wechsel von Berg, Fels und Thal, von Wald und Aue, von Wiese und Gebüsch, von Stadt, Dorf und Weiler, das ist die Farben-Verschiedenheit, die dem Beschauer entgegentritt und die dem Ganzen ein unbeschreiblich heitres Kolorit verleiht. Dazu der klassisch deutsche Boden, auf dem man steht, der dem Freunde unserer Geschichte so manche große Erinnerung und dem Freunde der Sage so manches Goldkorn des Mythus zuführt, — gewiß diese Stätte ist eine der schönsten im schönen deutschen Lande!

Wann ward dieser Bergrücken zuerst bebaut? wer ließ jene Thürme und festen Mauern entstehen? — Diese Frage liegt nahe. Leider ist wenig darauf zu antworten. Es verhält sich auch in dieser Beziehung

mit dem Kiffhäuser, wie mit andern Burgen und Bergschlössern der Umgegend; sichere geschichtliche Nachrichten fehlen bei den meisten; man nimmt gewisse Perioden an, von denen man behauptet, daß in denselben diese und jene Burgen erbaut seien, wie die der sächsischen Kaiser oder der Hohenstaufen, und darauf führt sich zuletzt aller Anfang zurück. An einige Stätten knüpft sich die Sage von einer Gründung schon in der Römerzeit; wie bedenklich man aber bei der Annahme derselben, gerade rücksichtlich des Harzes und der Nordseite des Thüringer Waldes sein müsse, das bedarf für den, welcher auch nur oberflächlich die älteste Geschichte unseres Vaterlandes kennt, keiner weiteren Auseinandersetzung. Thöricht ist es, dem Julius Cäsar die Gründung Kiffhausens zuzuschreiben, noch thörichter ist die Behauptung, derselbe große Römer habe die Grafen von Beichlingen zu Vögten der Burg ernannt. Das gehört in die Kathegorie jener Feststellungen, welche z. B. den Ursprung der Grafen von Askanien von Askenas, dem erstgebornen Sohne Gomer, des Sohnes Japhet, herleiten. Weniger ungereimt erscheint die Annahme, daß Drusus auf seinem berühmten Zuge auch diese Gegenden berührt habe, obwohl die, bei Tilleda u. a. O. gefundnen römischen Münzen auch auf ganz andere Weise, als durch seine Legionen, hieher gebracht sein können. Daß aber Drusus an diesen Stätten Kastelle erbaut habe, dafür spricht keine historische Nachricht. Alle Ableitungen des Namens Kiffhausen von römischen Wurzelwörtern sind deßhalb auch nicht der Erwähnung werth, um so weniger, als eine immer ungereimter ist, als die andere. Wenden wir uns denn zum Altdeutschen. Kiff kann das jetzige Kaffe oder Kiffe sein, die Spitze eines Schiffs, eines Berges, und so wäre Kiffhausen das auf einer Bergkuppe gebaute Haus; oder es kömmt von Kiffen, keifen, streiten oder kämpfen her, und bedeutet dann ein Kampf-, ein Kriegshaus. Welche von beiden Erklärungen die richtigere ist, wollen wir nicht entscheiden; vielleicht sind beide unrichtig; vielleicht verdankt „das Haus" seinen Namen einer zufälligen Begebenheit, wie so manche alte Häuser oder Geschlechter. Auch dieß bedarf für den, der Geschichte der Vorzeit Kundigen, nur einer Hindeutung.

Geschichtlich gewiß ist, daß zu Tilleda, wie zu Wallhausen, Allstedt u. s. w. kaiserliche Pfalzen (palatia) waren, zu deren Bewahrung besondere Grafen gestellt wurden; die Ottonen bewohnten den Palast zu Tilleda, so auch Konrad II., Heinrich III. und Friedrich I., wie bekannt, nur von Zeit zu Zeit, denn es gab der Kaiserpfalzen mehrere im h. deutschen Reiche. Der letztgenannte Kaiser (1152—1190), einer der größesten Fürsten des Mittelalters, soll sich nach Einigen gerade zu Tilleda mit Heinrich dem Löwen versöhnt haben; diese Angabe findet sich auch in einer der besten Beschreibungen Kiffhausens aus der neueren Zeit (von Hesse in „Thüringen und der Harz"), aber merkwürdiger Weise wird da das Jahr 1194 als das Versöhnungsjahr angegeben, da doch Friedrich schon 1190 (am 10. Juni) im Flusse Kalykadnus ertrank. Andere nennen als den Ort der Versöhnung Erfurt (im November 1182), und dieß ist wohl die richtige Angabe. Gewiß aber ist, daß Friedrich Barbarossa öfter in Tilleda seinen Aufenthalt genommen, und auch den Berg, von dem man so viel der schönen Gotteswelt erblicken konnte, besucht und durch seinen Aufenthalt geweiht hat. Merkwürdig bleibt es, daß der ganze Sagenkreis des Kiffhäusers (denn so nennt die ganze Gegend den Berg und die in Trümmern liegende Feste), ein Sagenkreis, der in den ältesten Zeiten wurzelt, vorzugsweise an den geliebten Kaiser sich lehnt und an seiner Persönlichkeit sich offenbar aufgebaut hat.

Die erste geschichtliche Erwähnung Kiffhausens stammt aus dem Jahre 1118; in seiner Lebensbeschreibung des Grafen Wiprecht von Groitzsch sagt der Pegauer Mönch *): „auch die Burg Kuphese," (in dieser alten Schreibart tritt die Kuppe noch deutlicher hervor,) „fand bei dieser Fürchterlichkeit der Sachsen nicht ohne den Tod Vieler und die Wunden Unzähliger, von Grund aus zerstört, ihren Untergang." Und in einer andern Schrift heißt es (in der Nachricht von der Stiftung des Klosters Goseck **): zu jener Zeit (um 1116) bemächtigte sich Pfalzgraf Friedrich, gestützt auf den Beistand des Königs (Ludwigs des Saliers) des Berges Kuffese, versah ihn mit Besatzung und übertrug den tapfersten Männern, darauf zu bauen (sich neben dem Bergschlosse als Burgmänner anzubauen). Durch das Gerücht von dieser That aufgeregt, kamen die Sachsen zusammen, schlossen auf Betrieb des Herzogs Ludger den Berg eng ein, eroberten ihn, steckten die Befestigung in Brand und machten sie der Erde gleich.

Daraus geht hervor, daß Kiffhausen schon vor 1118 stand und eine bekannte Feste war, und daß sie um die genannte Zeit zerstört worden ist; über den Wiederaufbau, der wahrscheinlich sehr bald erfolgte, fehlen wiederum alle Nachrichten, und erst Ende des dreizehnten Jahrhunderts tritt eine sichere, urkundliche Begebenheit hervor. Der Graf Friedrich der Aeltere von Beichlingen legte sich nämlich in einer Schrift, welche die Lehensverhältnisse des Rathsfeldes bei Frankenhausen betraf, den Titel eines Kaiserlichen Burggrafen von Kiffhausen bei, woraus entschieden hervorgeht, daß die Feste Kaiserlich war; die Grafen von Beichlingen führten deßhalb den Adler in ihrem Wappen. Das Haus Beichlingen setzte sich bald in Besitz des Schlosses, und zwar die Rothenburgische Linie; dennoch gaben die Kaiser ihre Rechte nicht auf, sondern machten sie von Zeit zu Zeit geltend, beliehen sogar die Fürsten von Anhalt (1320 und

*) In der Kirche der Stadt Pegau, im Kreise Leipzig, befindet sich das Grabmal Wiprechts von Groitzsch; die neueste Zeit hat das, des bei Großgörschen gefallenen, tapferen Prinzen Karl von Hessen-Homburg darin aufgestellt.

**) Seit 1053 stand ein Benediktinerkloster in Goseck, einem preußischen Dorfe im Kreise Querfurt, wo das Stammhaus der Pfalzgrafen von Sachsen war.

1348) mit Kiffhausen und andern benachbarten Besitzungen; von einer wirklichen Besitznahme durch die Anhaltischen Fürsten sind jedoch keine Spuren vorhanden.

Im Jahre 1347 sah sich der Graf Friedrich gezwungen, seinem Schwiegervater, dem begüterten und mächtigen Grafen Heinrich V. von Hohnstein (die prächtigen Trümmer des Bergschlosses Hohnstein liegen über Neustadt am westlichen Harze in der Grafschaft Hohnstein, welche Stolberg-Stolberg gehört), mehrere Besitzungen, Schulden halber, auszuliefern; darunter war auch Kiffhausen. Die Grafen zu Hohnstein überließen die Feste, so wie auch die Rothenburg den Landgrafen von Thüringen zu Lehen, und diese verpfändeten sie wieder an die Grafen von Schwarzburg mit der Erlaubniß, die ihnen nothwendig erscheinenden Bauten bewerkstelligen zu dürfen; der Landgraf Friedrich der Jüngere belieh 1407 die gräflichen Brüder Heinrich und Günther von Schwarzburg förmlich mit dem Schlosse und dem Berge Kiffhausen. Als 1411 das Schwarzburgische Gebiet getheilt ward, gelangten Kiffhausen und die Rothenburg mit Sondershausen, Frankenhausen u. s. w. an den Grafen Günther XXIX., und im Jahre 1433 weihte der Vikar des Erzbischofs von Mainz, der Bischof Nikolaus von Wiltberg, die Kapelle auf Burg Kiffhausen ein „in die Ehre des heiligen Kreuzes,“ widmete auch die beiden Altäre derselben der Maria und den Aposteln Petrus und Paulus. Große Gnadenbezeugungen, wie Ablaß u. s. w. wurden dabei allen Denen in Aussicht gestellt, welche die Kapelle, die wahrscheinlich ganz oder zum Theil neu aufgeführt war, besuchen würden.

So bestand die Burg ungefähr achtzig bis hundert Jahre hindurch als bewohntes „Haus.“ Um das Jahr 1500 war sie schon öde und wüst, und verfiel dann immer mehr und mehr, bis sie in den Zustand kam, den wir jetzt mit Betrübniß gewahren. Vielleicht noch eine kurze Zeit, und der brausende Sturm und der herabstürzende Regen bricht auch die letzte Kraft des letzten Thurms, und er wird zum Schutthaufen, wie seine längst zusammengesunkenen Brüder. — Der Kiffhäuser gehört noch jetzt zu Schwarzburg-Rudolstadt.

Sagenkreis des Kiffhäusers.

Im alten Schloß Kiffhäuser,
Das auf dem Berge thront,
Ein alter deutscher Kaiser,
Der Barbarossa, wohnt;
Mit langem Bart und Haare,
Geschloss'nem Augenlicht,
Sitzt er und merkt der Jahre
Geschwinden Wechsel nicht;
Doch liegt ein finstrer Kummer
Auf seinem Angesicht,
Und oft durch seinen Schlummer
Ein tiefer Seufzer bricht.
Sieht er sich in dem Raume
Von Mailands blut'gem Streit?
O nein, er schaut im Traume
Auf eine spät're Zeit!

In diesen Worten des Dichters liegt der Kern der Kiffhäuser-Sage enthüllt. Als Kaiser Friedrich im Kalykadnus seinen Tod gefunden hatte, ein Held, den nicht bloß die Deutschen rühmten, sondern auch Fremde, wie denn der Grieche Niketas sagte, das Andenken dieses Kaisers sei nicht allein deßhalb in Ehren zu halten, weil er aus edelm Geschlechte und Beherrscher vieler Völker gewesen, sondern auch, weil er, von Liebe für Christus entflammt, Vaterland und königliche Pracht, Ruhe und den Genuß des Reichthums mit den Seinigen verlassen und einem Leben voll Herrlichkeit entsagt habe, um mit den Christen, die nach Palästina zogen, für den Namen Christi und die Ehre des heiligen Grabes alle Mühseligkeiten zu theilen, — — als Friedrich in den Wellen gestorben war, ward zunächst allerdings nur das Heer der Kreuzfahrer durch den Tod dieses frommen und tapfern Kaisers in tiefe Betrübniß gestürzt. Kaum aber verbreitete sich die Nachricht von dem traurigen Ereignisse in Deutschland, so ward der Schmerz und die Bekümmerniß auch da in allen Gauen unter dem Volke eine allgemeine; denn das Volk hatte die Herrlichkeit seines Kaisers lieb gewonnen. Viele zweifelten an der Wahrheit der Todesnachricht, und bald verbreitete sich im Volke der Glaube, daß Friedrich nur aufgehoben werde, um zu anderer Zeit als Retter dem Vaterlande wieder gegeben zu werden, ein Glaube, der sich in Beziehung auf große Männer öfter wiederholt. Hieß es ja doch auch von Karl dem Großen, er verweile im Unterberge bei Salzburg (wohin man auch, so wie in die Felsenhöhlen bei Kaiserslautern, oder bei Anweiler in der Nähe von Trifels, oder in das Arnothal die Person Friedrichs versetzt hat), oder er sitze in der Burg Dresenberg, im Paderbornischen, an einem steinernen Tische, durch welchen der Bart ihm lang gewachsen sei, um einst zum Heile seiner Völker wiederzukehren. So hieß es denn bald im Thüringer und Sachsen-Lande, Friedrich sitze im Kiffhäuser, in einer großen, gewölbten Berggrotte, an einem runden Steintische; sein Kopf stütze sich auf seine rechte Hand, oft nickend, mit den Augen zwinkernd; sein Bart wachse um den Tisch und umschließe schon zweimal dessen Rundung; sei er zum dritten Male herumgewachsen, so werde Friedrich völlig erwachen. Er werde hervortreten in seiner Kraft, und seinen Schild an einen dürren Baum hängen; der Baum werde grünen und eine bessere Zeit werde anbrechen. — Zuweilen, so fährt die Sage fort, ist ihm ein augenblickliches Aufdämmern aus seinem Schlafe vergönnt; dann sind Einzelne so glücklich, ihn zu sehen; sie werden zu ihm geführt und er fragt: „fliegen die Raben noch um den Berg?“ wenn er dann die Antwort hört: ja, Herr, so spricht er: so muß ich noch hundert Jahre länger schlafen! Der Befragte empfängt dann gewöhnlich ein kostbares Geschenk und wird wieder aus der Tiefe der Höhle an das Tageslicht geleitet.

Dieß sind die Hauptmomente der Sage, welche in mannigfachen Gestaltungen hervortreten, so daß bald das Eine, bald das Andere vorherrschend er-

scheint, wie sich aus folgenden speciellen Erzählungen ergeben wird.

Zu Tilleda sollte eine Hochzeit gefeiert werden. Braut und Bräutigam waren reich durch ihre Liebe, aber arm an Gütern. Ihre Nachbaren und Freunde schätzten sie hoch wegen ihrer Rechtschaffenheit und wollten Alle zur Hochzeit kommen. Das war erfreulich; aber woher für so Viele Speise und Trank, vor Allem auch das nöthige Geschirr, Schüsseln und Teller nehmen?

Das Brautpaar berieth sich mit den Eltern, und der Brautvater sprach: geht hinauf, Kinder, auf den Berg, vielleicht empfangt ihr, was wir bedürfen.

Die jung Verlobten befolgten diesen Rath; sie gingen fröhlich den Berg hinauf, anfangs singend und scherzend; als sie näher zum Gipfel kamen, wurden sie stiller, denn sie konnten eine ängstliche Regung nicht unterdrücken. Am Thore stand eine liebliche Jungfrau, die Prinzessin, des Kaisers Tochter; sie sah sehr freundlich aus. Der Bräutigam faßte sich ein Herz und klagte ihr die Noth. Da winkte die Prinzessin lächelnd, ging voraus und sah sich einige Male um, ob das Paar ihr folge. Durch hell erleuchtete Gänge führte sie die Zagenden in eine glänzende Halle, in welcher ein Tisch stand, weiß gedeckt und mit Speisen allerlei Art versehen. Esset! sprach die Prinzessin. Die Beiden aßen ein wenig, dann waren sie satt. Nun nahm die Prinzessin Schüsseln und Teller und anderes Geräth, legte Alles säuberlich in einen Korb, den der Bräutigam auf seinen Rücken nehmen mußte. Sie führte das Paar wieder hinaus, empfing ihren Dank und lächelte, als der Bräutigam sagte: ich bringe morgen Alles wieder. Dann warf sie einen Blick auf den alten Thurm, und als sie die Raben fliegen sah, wandte sie sich trauernd ab, und war verschwunden.

Die Brautleute gingen eilends den Berg hinab, voll großer Freude. Sie traten in das Dorf und sahen sich um, ob Niemand ihnen entgegen käme. Sie sahen die Leute an, die vor den Häusern standen, oder hin und her gingen und kannten weder Männer, noch Frauen, noch Kinder. Sie gewahrten, daß man sie verwundert anblickte. Was ist das? — Es ist Alles ganz anders geworden! Sind wir auch recht hier, oder haben wir uns verirrt und sind in ein ganz anderes Dorf gekommen? — Hier stand ja doch unser Häuschen, — und jetzt steht ein großes Haus an der Stelle! — Auch Vater und Mutter sind nicht mehr da! —

Sie sahen sich an, erstaunt, eingeschüchtert, bange; sie gehen zum Prediger. Das ist ein ganz anderer Mann, als der sie trauen sollte. Sie erzählten ihm Alles; er erstaunt, schlägt das alte Kirchenbuch auf und liest, daß vor zweihundert Jahren ein Brautpaar an dem und dem Tage habe getraut werden sollen, auf den Kiffhäuser gegangen und nicht wieder erschienen sei.

Ach, das sind wir, das sind ja unsere Namen! — wir Unglücklichen.

Der Pfarrer segnete das Paar ein, aber es ward nimmer wieder froh. Täglich ging es auf den Gottesacker und saß an den Gräbern. Die Leute im Dorfe mieden es und eines Tages fand man es entschlafen!

Auf dem Gipfel des Kiffhäusers weidete ein Hirt seine Heerde. Er stand am Thurme und blickte bald auf seine Schafe, die das Gras zwischen den Trümmern abweideten, bald in die Gegend hinaus; dann sann er nach über dieses und jenes; endlich nahm er seine Schalmei und blies ein fröhliches Lied. Da kommt ein Bergmännchen auf ihn zu und sagt: „willst du den Kaiser sehen?“ Warum nicht, antwortet der Hirt rasch und offen, denn er hatte ein gutes Gewissen. Das Männchen führt den Hirten durch mehrere Gänge im Berge und tritt mit ihm in eine große Halle. Darin sitzt am runden Tische der Kaiser, hebt sein Haupt und fragt: fliegen die Raben noch um den Berg? — Ja, Herr! erwiedert der Hirt. Da seufzt der Kaiser und spricht: so muß ich noch hundert Jahre schlafen.

Das Männchen winkt dem Hirten und führt ihn hinaus. Als sie das Tageslicht erblicken, bittet der Hirt um ein Geschenk. Aber das Männchen war verschwunden.

Zu anderer Zeit weidete ein anderer Hirt, der eine Braut unten im Dorfe hatte, seine Heerde am Berge. Er war traurig, denn es fehlte ihm an einem Häuschen, in das er seine liebe Braut einführen könnte. Während er langsam auf dem Gipfel hinschreitet und seinen Gedanken nachhängt, sieht er plötzlich eine wunderschöne blaue Blume *), die er noch nie gefunden, pflückt sie und steckt sie auf seinen Hut. Als er den Hut aufgesetzt hat, gewahrt er einen bisher nicht bemerkten Eingang in die Trümmer, der in ein hohes Gewölbe leitet. Er faßt sich ein Herz und geht hinein. Es ist düster in der Halle, aber viele bunte Steine, die hell glänzen, schimmern vom Boden ihm entgegen. Da will ich doch meiner Braut einige Fangsteinchen mitnehmen, spricht er für sich, bückt sich und sucht die Steinchen auf. Bei dem Bücken fällt ihm die blaue Blume vom Hute. Er bemerkt es nicht. Als er nun aus dem Gewölbe hinausschreiten will, ruft ihm eine Stimme zu: vergiß das Beste nicht! Er sieht sich um, und, da er nichts gewahrt, eilt er bestürzt aus dem Eingange in das Freie. Da tritt ein Bergmännchen zu ihm und fragt: wo hast du die Blume? Der Hirt nimmt schnell seinen Hut ab; ach! sie ist verloren.

Hättest du die Blume besser bewahrt, spricht das Männlein, so wärest du reicher als ein König geworden; sie war mehr werth, als die schöne Rothenburg mit allem Gelände ringsum.

Der Hirt blickt traurig vor sich nieder; als er aufsieht ist das Männchen verschwunden.

Es war Abend geworden; er treibt seine Heerde nach Sittendorf hinab, wo sein Herr wohnt und seine

*) Von einer schönen blauen Blume, welcher eine wunderbare Kraft inwohnt, sprechen sehr viele Sagen, besonders auf dem Harze.

Braut. Der erzählt er Alles. Sie schmollt ein wenig. Sei nicht böse, du sollst die bunten Steinchen haben! — Er nimmt sie aus der Tasche, — es sind keine Steine mehr, sie haben sich in große, blanke Goldstücke verwandelt. Da gab es Freude und bald stand ein schmuckes Häuschen da, in welchem die jungen Ehegatten glücklich und zufrieden wohnten. Sie hatten mehr, als sie bedurften.

Es war die Zeit, in welcher die Nüsse gereift sind an den grünen Gebüschen. Knaben aus Kelbra liefen nach der Schule an den Berg und pflückten; allmählig waren sie bis auf den Gipfel gekommen, wo die Trümmer sind; da sehen sie eine Treppe, steigen hinauf und gelangen in ein Gemach, dessen Fenster schöne, bunte Scheiben haben. Auf dem Boden liegen Flachsbündelchen und eine Spindel daneben. Sie nehmen die Bündelchen und steigen die Treppe wieder hinab. Es ist Abend geworden; eilends verlassen sie den Berg, um vor Nacht zu Vater und Mutter zu kommen. Unterwegs reißt dieser und der noch einige Nüsse ab, wirft die Flachsknoten weg und steckt die Nüsse ein; Andere werfen neckend ihre Gefährten mit den Knoten, — so werden sie alle zerstreut; nur Ein Knabe behält die seinigen, um sie der Mutter zu bringen. Als er nach Hause kommt, legt er sie auf den Tisch; sie sind auf einmal so sehr schwer geworden. Himmel! was ist das? es ist ja lauter Gold! sagt die Mutter.

Es war pures Gold. Andern Morgens wußte es Jeder in Kelbra, und Alt und Jung eilte hinaus zum Berge, um die verlorenen Bündelchen zu suchen. Aber es ward nichts davon aufgefunden; auch die Treppe war nicht mehr zu sehen, und von einem Zimmer mit bunten Scheiben war gar nichts zu bemerken. Aber mancher Junge nahm etwas Anderes mit nach Hause, weil er so dumm gewesen war, und die Flachsknoten weggeworfen hatte.

Lustige Musikanten in Kelbra beschlossen, in der Nacht dem Rothbart ein Ständchen zu bringen. Sie zogen jubelnd den Berg hinauf unter Scherz und Liederklang, und als sie die Geigen und den Baß stimmten, dicht an den Trümmern, schlug die Glocke zu Tilleda zwölf. Recht ordentlich im Takt! sprach der Meister, und die Klänge tönten durch die Mitternacht. Auf einmal naht eine Jungfrau in prächtigen Gewändern, und winkt den fröhlichen Gesellen, ihr zu folgen. Sie folgen, wenn auch etwas zusammenschauernd, durch Gänge und Klüfte und Gewölbe in die große Kaiserhalle. Da saß der Rothbart am runden Tische. Die Halle war erleuchtet und es waren unbekannte Männer und Jünglinge in derselben, aber auch Truhen, mit blinkendem Golde gefüllt, standen umher, und die Wände schimmerten von blitzendem Gestein. Die Jungfrau, es war die Prinzessin, winkte. Die Fiedler begannen; anfangs zitterten die Töne etwas, bald aber rauschten sie fröhlich dahin. Und wieder und wieder so. Da kamen Knaben und brachten Speisen auf gediegen goldenen Schüsseln und Tellern, reichten die Speisen den Gästen, und die aßen und tranken. Sie hatten auch großes Gelüst nach dem Golde, aber wagten nicht, etwas zu berühren. Noch einmal empfingen sie einen Wink zum Spielen; die Töne klangen gar fröhlich; dann wurden sie entlassen. Der Kaiser nickte; in jede Hand ward ein grüner Zweig gegeben. So zogen die Fiedler von dannen.

Draußen zankten sie auf den Rothbart, der ihnen nichts von den Schätzen habe mittheilen lassen, nichts von seinem ungeheuren Reichthum, und sie warfen die Zweige weg, indem sie sprachen: was soll uns das grüne Ding, das wir hier alle Tage tausendmal brechen können? Nur Einer behielt seinen Zweig, ein Jüngling sinnigen Gemüths, der die prächtige Halle und den ehrwürdigen Kaiser und die Jungfrau nicht vergessen konnte.

Als er nach Hause kam, reichte er ihn seiner Mutter. O wie schwer ist er, rief diese aus, ich kann ihn ja kaum halten! Als sie ihn nun näher betrachteten, sahen sie, daß sich das Holz in Silber und jedes Blatt in gediegenes Gold verwandelt hatte. Da freuten sie sich; die übrigen Gesellen aber, als sie hörten, was geschehen war, wären fast vor Neid gestorben; sie suchten die Zweige am Berge, fanden sie jedoch nimmer.

Es fuhr einmal ein Bauersmann aus Roblingen einen Wagen, mit Getreide beladen, nach Kelbra, wo er das Korn verkaufen wollte. Aber in Kelbra gibt es Korn genug, und er beschloß, da er keinen Scheffel absetzte, nach Nordhausen zu fahren, und zwar noch desselben Abends, damit er am Morgen zu rechter Zeit auf dem Markte wäre. Nun wurde es sehr dunkel in selbiger Nacht, daß man kaum seine Hand vor Augen sehen konnte und der Weg war über die Maßen schlecht, denn es hatte kurz zuvor geregnet. Anfangs zogen die Pferde frisch und kräftig, aber zuletzt wurden sie müde, und der Wagen blieb im Koth stecken. Das war traurig für den armen Mann; woher sollte er Hülfe nehmen? Er sah sich um und erblickte ein Lichtlein in der Ferne, das sich immer mehr näherte, da faßte er neuen Muth, denn er dachte: nun bleibe ich doch nicht allein, und es kommt mir wohl Beistand. Bald war das Lichtlein ganz nahe, und der Bauersmann erkannte einen ganz kleinen Mann, der eine Laterne trug. Er seufzte: der kann mir nicht helfen, der Zwerg! — aber vielleicht finde ich mich mit Hülfe des Lichts heraus!

Er bat das Männlein, ihm zu leuchten. Das Männlein sagte: ich will dir wohl leuchten, aber ich kann dir auch helfen. — Ach, wenn Ihr das könntet!

Der Fremde sprang auf den Wagen, hieb die Pferde an und es ging rasch vorwärts.

Halt! rief der Bauersmann, nun geht es wieder, ich danke Euch.

Da fragte der Zwerg, ob er nicht das Korn kaufen könne, er wolle es gut bezahlen.

Warum nicht? antwortete der Bauersmann.

Nun, so müssen wir umkehren; laßt mich nur fahren, ich weiß hier Weg und Steg, sagte der Kleine.

Er nahm die Zügel, lenkte um, und mit großer Eile ging es vorwärts, daß der Bauer seine stille Verwunderung hatte. Bald ging es einen Berg hinauf, und als die Glocke in Tilleda zwölfe schlug, sah der Bauer, daß der Wagen am Thurme des Kiffhäusers war, und still stand. Da lief ihm ein Schauder durch die Glieder; aber er schlug ein Kreuz und dachte: bist doch nicht auf bösen Wegen! mußt es abwarten! — Alle guten Geister —

Ladet die Säcke ab und tragt sie in dieß Gewölbe, sprach der Zwerg.

Der Bauer that, wie ihm geboten war. Als er alle Säcke in das Gewölbe getragen hatte, sagte der Zwerg: nun nehmt aus dieser Truhe so viel Geld, als das Getreide werth ist, aber nicht mehr! — Der Bauer zählte und zählte und steckte das Geld ein; es war mehr; als das Korn galt.

Wollt Ihr nicht den Kaiser sehen? fragte der Zwerg.

Der Roblinger bedachte sich und antwortete: wenn es ohne Schaden geschehen kann, möcht' ich's wohl?

Ihr sollt keinen Schaden leiden, sprach das Männlein, und führte ihn durch Gewölbe und Gänge in die Kaiserhalle. „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ fragte der erwachende Kaiser.

Ja, Herr!

Wehe, so muß ich noch hundert Jahre schlafen!

Und er entschlummerte wieder. Der Zwerg führte den Bauersmann wieder hinaus, und sprach draußen zu ihm: Ade, lebt wohl! hättet Ihr nicht zu viel genommen, hättet Ihr viel mehr haben sollen! — und verschwand.

Der Bauer fuhr heim nach Roblingen; es lag aber kein Segen auf dem Gute, das er widerrechtlich genommen hatte, und es erging ihm übel.

Es war ein Ziegenhirt am Berge Kiffhäuser, der bemerkte, daß eine Ziege öfters in dem Gemäuer verschwand und erst nach längerer Zeit wieder hervorkam. Wo bleibt sie wohl? dachte er. Als das Thier eines Tages wieder in das Gemäuer ging, folgte er ihr nach und sah, daß sie durch eine ziemlich breite Mauerspalte in ein Gewölbe ging; er drang nach und sah eine Menge Haferkörner auf dem Boden liegen, die von der Decke herabfielen, in welcher mehrere Oeffnungen waren. Auch hörte er plötzlich einen Ton über sich, wie von Rossesstampfen. Das kam ihm gar seltsam vor; es ist doch seit Menschengedenken kein Pferdestall hier gewesen, dachte er, was mag das sein? Als er darüber nachsann, trat auf einmal ein Knappe zu ihm, bat ihn, ihm zu folgen, und führte ihn auf einen großen Platz, der mit Mauern umgeben war, und den er noch nie gesehen hatte, obgleich er schon viel tausend Mal auf dem Kiffhäuser gewesen.

Verwundert blickte er um sich, und bemerkte plötzlich auf der einen Seite zwölf Ritter mit langen Bärten, in prächtige aufgeschlitzte Gewänder gekleidet, die auf dem Plan Kegel schoben. Sie sahen dabei sehr ernst aus, und dem Ziegenhirten ward angst und bange.

Der Knappe gab ihm zu verstehen, daß er die Kegel aufstellen solle. Er ging, wie ihm geboten war, und verrichtete sein Geschäft, anfänglich nicht ohne Grausen, dann aber muthiger. Neben ihm stand ein Humpen, der mit edlem Weine gefüllt war; er trank daraus von Zeit zu Zeit, da er müde und durstig wurde, denn das Spiel dauerte sehr lange. Stunden gingen hin, und zuletzt war er so ermattet, daß er sich auf das Gras setzte, um etwas auszuruhen und einschlief.

Als er erwachte, rieb er sich die Augen und sah, daß er an dem Abhange lag, wo er öfter zu liegen pflegte, wenn er seine Ziegen weidete; aber seine Ziegen sah er nicht, und seinen Hund auch nicht. Sie sind gewiß in's Dorf gelaufen, dachte er, während ich hier die Zeit verschlafen und so wundersam geträumt habe, ich will nur schnell hinterher gehen, sonst gibt es Zank und Strafe.

Er lief in sein Dorf hinab, sah sich um, und Alles kam ihm so wunderbar fremd vor, die Häuser, die Leute, und von seiner Ziegenheerde sah er nichts. Da kamen Kinder gelaufen und riefen: seht den Mann mit dem langen Barte! Schnell hob er die Hand zum Kinn, fühlte, daß er einen langen Bart hatte, und erschrak heftig. Nun blieben Erwachsene stehen und befragten ihn, wer er sei und wie er heiße. Er nannte seinen Namen, aber Niemand wollte etwas von ihm wissen. Endlich kam eine Frau herbei, und als sie den Namen aussprechen hörte, rief sie aus: Um Gott! seid Ihr es denn wirklich, lieber Vater? Ja, Ihr seid's, und ich bin Marie, Eure Tochter! Wo seid Ihr gewesen? wo kommt Ihr her? — Nun erkannten auch andere ältere Leute den Ziegenhirten. Er mußte Alles erzählen, und Jeder verwunderte sich ob seiner Rede. Er lebte noch viele Jahre glücklich und zufrieden.

Es war ein heiliger Tag; ein Bergmann hatte im Hause des Herrn gebetet und Gottes Wort gehört; darauf ging er dem Kiffhäuser Berge zu, um unter den Bäumen zu wandeln und seinen frommen Gedanken nachhängen zu können. Es war ein so helles und freundliches Wetter, daß er länger umhergeht, als er sonst gewohnt war, und sich am Thurme, um den die Raben fliegen, befindet, bevor er es gedacht hat. Am Thurme saß ein Mönch mit langem, grauen Barte. Ich habe auf dich gewartet, sagt der zum Bergmann, du sollst den Kaiser sehen; auch hat das graue Männchen mir die Springwurzel gebracht.

Der Bergmann kann sich nicht entschließen, denn er weigert sich mitzugehen.

Du magst es getrost thun, beginnt der Mönch wieder; ich schwöre dir, daß dir kein Leides geschehen soll, und ich muß ein frommes Menschenkind zur Seite haben. Da folgt der Bergmann.

Der Mönch führt ihn über grüne Hügel, durch mancherlei Gänge auf einen ebenen, mit Mauern umschlossenen Platz, nimmt seinen Stab, zieht um sich und

seinen Begleiter mit seinem Stabe einen Kreis, nimmt ein in Sammet und Gold gebundenes Buch aus seiner Kutte und liest daraus mit Ernst Worte und Sätze, von denen der Bergmann nichts versteht. Da donnert es, die Erde bebt, die Mauern krachen, und plötzlich sinkt der mit einem Kreise umzogene Fleck in die Tiefe hinab.

Jetzt sind Mönch und Bergmann wieder auf festem Boden. Ein stollenartiger Gang ist da, und die Beiden wandeln in ihm hin, bis sie an ein großes, erzenes Thor kommen; das berührt der Mönch mit einer Springwurzel; es öffnet sich und die Wanderer treten in einen, mit Lampen erleuchteten Kreuzgang. Auch diesen durchschreiten sie und gelangen abermals an eine Thür, welche vor der Zauberwurzel aufspringt; eine hohe, schön geschmückte, durch ein wunderbares, von der ewigen Lampe ausgehendes Licht erhellte Kapelle nimmt Beide auf; der Bergmann blickt mit Verwunderung auf die marmorne Bekleidung der Wände, auf den von Golde blitzenden Hochaltar, auf das gediegen goldene Taufbecken, auf die sammetnen, mit Perlen und Edelgestein durchwirkten Ueberhänge und schlägt Kreuz auf Kreuz; der Mönch tritt zum Altare, beugt sein Knie und betet still. Dann schreitet er einer, dem Eingange gegenüber liegenden Thür zu, welche sich wiederum vor der Springwurzel öffnet, und geht mit dem Bergmann in die prachtvoll erleuchtete Kaiserhalle.

Auf einem Throne sitzt der Kaiser; der Mönch nähert sich dem Throne, während der Bergmann dicht an der Thür stehen bleibt, wie geblendet von dem überirdischen Glanze der Halle; der Kaiser nickt dem Mönch gnädig zu, welcher sich tief verneigt und etwas vom Boden aufhebt; darauf beugt sich der Mönch noch einmal zur Erde nieder, verläßt mit langsamen Schritten die Halle, von seinem Begleiter gefolgt, die Thüren schließen sich; die Gänge sind wieder durchwandert. Der Glanz des Tags dringt in das Auge des Bergmanns. Gelobt sei Jesus Christ! ruft er aus, tief aufathmend. In Ewigkeit! antwortet der Mönch — und ist verschwunden.

In einem Hause zu Tilleda wollte ein Vater seinem achten Kinde die heilige Taufe geben lassen. Er hatte Manches vorbereitet, um seine Gäste, die Pathen, wohl zu empfangen, und hätte gern etwas Wein gehabt. Geh' in den Keller und hole Wein, sprach er zu seiner ältesten Tochter. In welchen Keller? fragte diese. Nun, auf dem Kiffhäuser, antwortete der Vater. Es war eben sein Scherz; aber das Töchterlein nahm die Sache ernsthaft und ging auf den Berg mit einem Eimer. Kaum war es bis zur Hälfte hinaufgekommen, so sah es ein steinaltes Weib, das saß vor einer Höhle; das hatte ein buntes, bauschiges Kleid an, ein goldgesticktes Mützchen mit schwarzen Bändern auf dem Kopfe, und sah in dieser Kleidung seltsam und alterthümlich aus. Das Mägdlein erschrak vor ihm. Fürchte dich nicht, sprach das Mütterchen, ich weiß schon, daß du Wein holen willst für den Vater.

Ja, aber ich habe kein Geld.

Thut nichts, komm, ich will dir Wein geben, wie dein Vater ihn nie getrunken hat! ,

Und das Mütterlein nahm das Mädchen bei der Hand und führte es durch einen langen Gang, wobei es viel fragte nach Tilleda und den Eltern. Als die Jungfrau Alles, zwar schüchtern, aber verständig beantwortet hatte, sprach die Frau: „Siehe, das Haus, welches deine Eltern bewohnen, war vor vielen hundert Jahren meiner Eltern Haus. Da brachen einst die Ritter aus der Burg, raubten mich und brachten mich hieher, daß ich ihnen den Weinkeller behütete."

Jetzt traten Beide in einen geräumigen, gewölbten Felsenkeller; da stand Faß an Faß. Das Mütterlein nahm den Eimer der Jungfrau, füllte ihn mit duftendem Weine, gab ihr den und sprach: nun geh' hinab, du schmuckes Kind, und bringe dem Vater den Wein; wenn ein Geburtstag ist, oder ein anderes Fest, oder wiederum Kindtaufe, so komm nur mit dem Eimer hieher, ich werde ihn wieder füllen. Aber du darfst keinem Menschen etwas sagen; auch dürft ihr den Wein nicht verkaufen; zum Geschenke empfangt ihr ihn, zum Geschenke gebt ihr ihn!

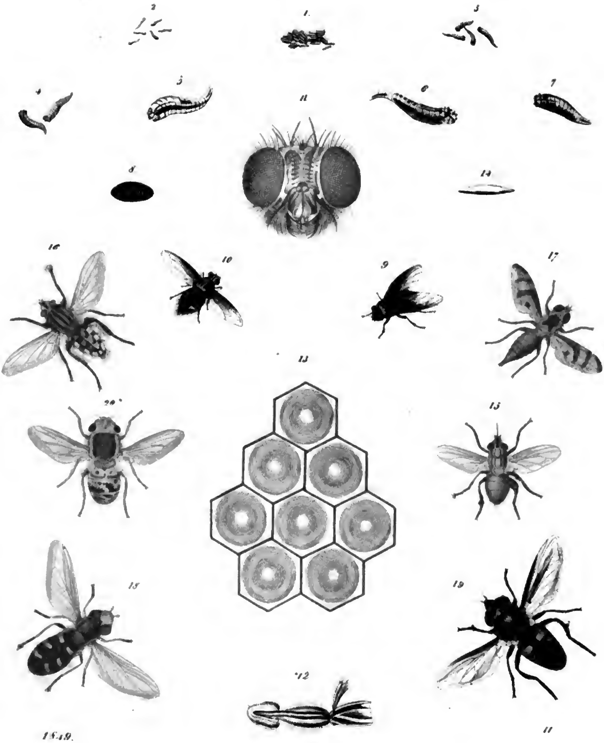
Die Jungfrau bedankte sich schön, sagte ein Lebewohl, und brachte dem Vater, der ganz erstaunt war, den Wein. Die Gäste tranken ihn mit Freuden; auch der Wirth im Dorfe trank ihn und wußte nicht genug von seiner Güte zu sagen; hätte auch gern selber von dem Jahrgange gehabt, wenn auch weniger für seine Gäste, als für sich; aber er konnte nicht erfahren, woher der Wein gekommen sei.

Bald war der Mutter Geburtstag, — bald war ein anderes Fest; die Jungfrau holte den Wein, der Wirth trank mit, und dachte jedesmal: wenn ich doch den Wein hätte! Und er beschloß, dem Mägdlein nachzufolgen beim nächsten Feste im Hause.

Da ging das schmucke Töchterlein dem Berge zu, — und der Wirth ihr in der Ferne nach; im Gehölze schlich er sich näher hinzu, und sieht wie das Mädchen in das Gewölbe tritt, mit dem gefüllten Eimer herauskommt und fröhlich hinunter schreitet, dem Hause der Eltern zu. Er merkt sich die Stätte sorgfältig.

In der Abenddämmerung rollt er ein Faß bergan; jetzt ist er zur Stelle, keuchend, in Schweiß gebadet. Da brauset ein Sturm heran, faßt ihn und schleudert ihn mit der Tonne hinab, immer hinab, daß er die Besinnung verliert. Da ist's ihm auf einmal, als sehe er sich zu Grabe tragen. Er erwacht, blickt umher, und erkennt das Todtengewölbe unter der Kirche zu Tilleda. Abermals verlassen ihn seine Sinne; da tritt leise ein Mönch herzu, trägt ihn an den Fuß des Berges, legt ihm ein Stück Geld in die Hand und verläßt ihn.

Der Wirth erwacht, steht auf, und erreicht mit Mühe sein Haus. Nach drei Tagen trug man seine Leiche aus dem Hause; für das Geld des Mönchs ward er begraben.



1849.

Es war Schnee gefallen; ein Wanderer, der nach Frankenhausen wollte, kam über den Kiffhäuser, und sah eine Jungfrau, welche Flachsknoten auf der Schneefläche ausbreitete, als ob sie dieselben bleichen oder trocknen wollte. Er trat verwundert näher und bat um einige Flachsknoten.

Nimm dir, sprach die Jungfrau; wozu willst du sie gebrauchen?

Wenn ich erzähle, sagte der Mann, daß ich auf dem Kiffhäuser Berge eine Jungfrau sah, die Flachsknoten trocknete, so glaubt's mir Niemand; da will ich zum Beweise einige mitnehmen.

So nimm denn!

Er nahm, dankte und ging von dannen. Die Flachsknoten bewahrte er wohl; als er Nachmittags wieder über den Berg kam, sah er auf der Stelle, wo die Jungfrau mit ihm gesprochen hatte, nichts als seine Fußstapfen. Von dem geschäftigen Treiben des Mägdleins war keine Spur aufzufinden. Das deuchte ihm gar seltsam, und er eilte in das Dorf hinab, der Wunder des Kiffhäusers gedenkend.

In seinem Hause erzählte er treu, was ihm begegnet war; aber Niemand wollte ihm glauben. Da zog er die Flachsknoten aus seiner Tasche. Wie wurden sie so schwer in seiner Hand! — Sie hatten sich in pures Gold verwandelt!

Ein Schäfer hatte Vieles vom Kaiser in der Halle gehört, und daß er die Musika liebe, war ihm auch gesagt. Wenn er nun seine Heerde weidete, ging er oft in das Gemäuer und blies auf seiner Schalmei zu des Kaisers Ehren, und gab sich viele Mühe dabei. Eines Nachmittags blies er auch; da trat plötzlich eine Gestalt aus dem Gemäuer und fragte: wem hat das Lied gegolten?

Dem guten Kaiser, antwortete schüchtern der Hirt.

So soll er dir auch eine Belohnung geben, komm und folge mir ohne Furcht! Deine Schafe sollen in der Zeit wohl behütet werden!

Durch die unterirdischen Gänge ward der Hirt in die Kaiserhalle geführt. Da standen viele andere Gestalten, und alle neigten sich vor dem Kaiser. Der fragte den Schäfer, welchen Lohn er begehre. Keinen, Herr! antwortete dieser. So nimm dir den einen Fuß meines guldenen Handfasses, sprach der Kaiser. Der Jüngling that so, und wollte sich entfernen. Da zeigte ihm der Kaiser schöne, blanke Waffen, Schwerter, Streitkolben, Dolche u. s. w. und sprach dann: sage dem Volke, mit diesen Waffen werde der alte Rothbart das heilige Grab erobern!

Darauf ward der Schäfer hinausgeleitet. Er fand seine Heerde und Alles, wie zuvor. Auf dem Schatze, den er empfangen, ruhete großer Segen.

Einstmals zogen muntere Spielleute über den Berg; es war im tiefen Winter, am Neujahrsmorgen. Sie froren, denn der Nordwind blies gar scharf und schneidend. Auf dem Gipfel, nicht weit vom Thurme, sahen sie plötzlich eine Gesellschaft von Männern, welche Kegel schoben. Das ist doch seltsam, flüsterten sie unter einander. Wenn wir das unten erzählen, glaubt es uns kein Mensch.

Da faßte sich der Jüngste unter ihnen ein Herz und sagte zu den Herren: erlaubt, daß ich einen Kegel mitnehme, daß es uns die Brüder im Thale glauben, wenn wir ihnen erzählen, wir haben am Neujahrstage Kegel schieben sehen auf dem Kiffhäuser!

Einer der Herren nickte ihm zu, worauf er den König aus der Mitte der Kegel nahm, sich bedankte und mit den Seinigen den Berg verließ.

Unten im Dorfe berichteten sie, was sie gesehen hatten; als ihnen Niemand Glauben schenkte, holte der Jüngste den Kegel unter dem Mantel hervor. In der Hand des Spielmanns wurde der Kegel so schwer, daß er ihn fallen lassen mußte; er hatte sich in gediegenes Gold verwandelt.

Redlich theilte der junge Spielmann mit seinen Genossen, und Jeder empfing so viel, daß er mit den Seinigen davon vergnüglich leben konnte.

Das sind die Sagen vom Kiffhäuser; manche werden mit kleinen Veränderungen erzählt; manche theilt ein Mütterchen den Kindern mit, die es wohl selbst ersonnen; aber alle bewegen sich um die Grundgedanken, die in unsern Mittheilungen ausgesprochen liegen.

Quellen: Gottschalk's Werk über die Ritterburgen und Bergfesten Deutschlands; Thüringen und der Harz, Band II. S. 193 ff. Fr. Hoffmann: die Burgen und Bergfesten des Harzes. S. 23 ff.

U. P.

Deutsche Zweiflügler.

(Taf. 11.)

Die Fliegen oder Zweiflügler (Diptera), bilden nach Latreille's Eintheilung, die achte Ordnung der Insekten, und zerfallen in fünf Zünfte, die zusammen 28 Familien umfassen. Wesentlich sind ihnen zwei, dem Auge nackt erscheinende, klare, häutige Flügel, und hinter diesen zwei gestielte Knöpfchen (Schwingkolben), als Andeutung der beiden andern Flügel. Die Fühlhörner sind bei ihnen entweder borsten- oder fadenförmig, und bestehen gewöhnlich aus drei oder auch aus zwei Gliedern, oder aus vielen (von 6 — 24); sie sitzen meist an der Stirn und stehen am Grunde nahe beisammen. Die Mundwerkzeuge der Zweiflügler sind, da sie sich nur von Säften der Thiere und Pflanzen nähren, zum Saugen eingerichtet, und bei den meisten ist ein Sauger vorhanden, der aus zwei bis sechs schuppigen Stücken von borstenförmiger Gestalt besteht, und in einer mit einer Scheide bedeckten Rinne des durch die verlängerte Unterlippe gebildeten Rüssels liegt. Dieser Sauger dient zugleich dazu, die Gefäße, in denen der thierische oder pflanzliche Saft enthalten ist, zu durchbohren, worauf dann die Flüssigkeit durch den Druck, den die Stücke des Saugers auf den Saugkolben ausüben, in den

Schlund steigt. Die Augen der Zweiflügler sind sehr groß, und oft sind bei ihnen noch zwei oder drei deutliche Nebenaugen vorhanden. Der Hinterleib ist bei ihnen von der Brust durch eine sehr tiefe Einschnürung getrennt, und besteht aus fünf bis neun deutlichen Ringen. Die Beine sind meist lang und schlank, haben einen fünfgliedrigen Fuß mit zwei Klauen, und sind oft noch mit zwei oder drei blasigen oder häutigen Fußballen (Afterklauen) am letzten Gliede versehen, mit denen sie sich an glatten Gegenständen, wie Glas ꝛc., festhalten können. Die Zweiflügler sind alle klein, selten über einen halben Zoll lang, und oft selbst mikroskopisch. Viele von ihnen sind für Menschen und Thiere eine arge Plage, indem sie diesen das Blut aussaugen; andere verderben das Fleisch oder die Pflanzen, die sie beschmeißen, d. h. ihre Eier daran legen; viele aber werden auch durch Vertilgung anderer schädlichen Insekten und faulender thierischen Stoffe nützlich. Die meisten legen Eier (schmeißen), manche aber bringen auch lebende Larven hervor. Die Larven selbst sind fußlose Maden; nur wenige von ihnen haben fußähnliche Anhänge. Die meisten haben einen weichen Kopf, manchen aber fehlt der Kopf gänzlich. Die Larven leben theils im Wasser, theils in verschiedenen Pflanzentheilen, theils im Holze, im Miste, im faulenden Fleische, und viele in den Larven anderer Insekten, besonders der Schmetterlinge. Die Verwandlung der Larven ist vollkommen; viele aber ändern blos die Haut, wenn sie sich verpuppen; manche spinnen sich ein Gehäuse, und noch andere legen die Haut zur Verpuppung gar nicht ab, sondern die Larvenhaut zieht sich nur zusammen, verhärtet sich und bildet eine eiförmige Hülle für die Puppe. Die vollkommen ausgebildeten Insekten lassen oft und meistens im Fliegen ein Summen hören, welches durch das Reiben der Flügel an ihrer Gelenkenhöhle hervorgebracht wird.

Die Zünfte der Zweiflügler werden nach dem Vorkommen der Fühlhörner, des Rüssels und des Saugers bestimmt.

Die erste Zunft umfaßt die Schnaken oder Mücken (Tipulariae), deren Fühlhörner aus vielen, oft 15, 16 bis 19 und mehr Gliedern bestehen. — Ihr Körper ist lang, der Kopf klein und rund, die Augen sind groß; die vielgliederigen Fühlhörner sind faden- oder borstenförmig; der Saugrüssel ist kurz, vorstehend, und bildet oft einen langen Schnabel; die Beine, auf denen sie sich oft schaukeln, sind sehr lang und dünn; die Brust ist dick und buckelig; der Hinterleib besteht meist aus neun Ringen, und die Schwingkolben sind nackt (unbeschuppt). Sie versammeln sich oft in großen Schwärmen und tanzen in der Luft. Ihre Eier legen sie theils in's Wasser, theils auf die Erde oder auf Pflanzen.

Die zweite Zunft umfaßt die Tanystomen (Tanystomata), deren Fühlhörner zwei bis drei Glieder haben, und bei denen der Rüssel ganz oder zum Theil aus seiner Vertiefung vorragt, und einen aus mehreren Stücken bestehenden Sauger enthält. — Die Larven sind walzenförmig, fußlos, und gleichen langen Würmern; leben meist in der Erde. Die Zunft der Tanystomen umfaßt die Gruppen der Raubfliegen (Asili), der Tanzfliegen (Empis), der Rennfliegen (Tachydromiae), der Blasenfliegen (Vesiculosa), der Schwebfliegen (Bombiliarii), der Viehfliegen oder Bremen (Tabanii), und der Schnepfenfliegen (Dolichopodes).

Die dritte Zunft umfaßt die Waffenfliegen (Notacantha), deren Fühlhörner wie bei der vorigen Zunft sind, das letzte Glied derselben aber geringelt ist, und deren Sauger nur aus zwei Stücken besteht. Der halbkugelige Kopf wird bei den Männchen fast ganz von den Augen eingenommen, und sind bei demselben drei Nebenaugen vorhanden. Die langen Flügel kreuzen sich wagrecht über den Körper; der Hinterleib ist groß platt, meist eiförmig oder abgerundet, die Beine sind kurz, und an den Füßen befinden sich drei Afterklauen. Sie halten sich meist in sumpfigen Gegenden, auf Blättern und Blumen auf; einige Gattungen finden sich auch in Wäldern. Die Larven leben im Wasser, und ändern beim Verpuppen die Haut nicht.

Die vierte Zunft umfaßt die Buschhornfliegen (Athericera), deren Fühlhörner ebenfalls wie bei der vorigen Zunft nur zwei oder drei Glieder haben. Der Rüssel derselben kann ganz in die Mundhöhle zurückgezogen werden, und der Sauger darin besteht aus nie mehr als fünf Stücken, ist der Rüssel aber vorspringend und röhrenförmig, so besteht er nur aus zweien. Sie leben auf Blumen, Blättern und thierischen Auswürfen, und sind im vollkommnen Zustand oft fleischfressend. Es gehören zu dieser Zunft: die Stechfliegen (Conopsariae), die Schwirrfliegen (Syrphiae), die Viehbremsen (Oestri), und die Fliegen (Muscidae).

Die fünfte Zunft umfaßt die Lausfliegen (Hippoboscidae). Die Fühlhörner derselben sind nur kurz, bald kleine Höcker mit einer Borste, bald kleine, haarige Blätter; bei einigen sind sie blos durch kleine Knötchen angedeutet. Der Rüssel ist vorgestreckt, ohne Kniee, von zwei Klappen beschützt, und der Sauger besteht aus drei, einen Faden bildenden Stücken. Kopf und Brust sind inniger verwachsen, als bei den vorigen Zünften. Der Körper ist kurz, breit, und mit einer harten, lederartigen Haut bedeckt; die dicken Beine stehen weit aus einander, besonders die mittlern, und an den Füßen sind zwei starke, gezähnte Klauen. Einige Gattungen besitzen weder Flügel noch Schwingkolben. Sie haben viele Aehnlichkeit mit Milben und Läusen, wohnen nur auf den Körpern von Säugethieren und Vögeln, laufen schnell, oft seitwärts, und bringen lebendige Larven zur Welt. Es sind im Ganzen bis jetzt nur vier Gattungen bekannt: die Pferdelausfliege (Hippobosca), auf Pferden und Ochsen, mit Flügeln; die Vogellausfliege (Ornithomyia), auf Vögeln, mit Flügeln; die Schaflausfliege (Melophagus), in der Schafwolle, ohne Flügel, und die ebenfalls un-

geflügelte **Fledermausfliege** (Nycteribia), auf Fledermäusen.

Unsere Tafel zeigt die interessantesten Arten der Zweiflügler und die verschiedenen Stadien der Verwandlung der Schmeißfliege und Fleischfliege. — In letztern folgen wir den gründlichen Beobachtungen des als Forscher hochgeschätzten, und noch von Keinem übertroffenen Rösel v. Rosenhof. Um die Schmeißfliege genau in ihren Eigenschaften und ihrer Entwickelung kennen zu lernen, nahm er ein gewöhnliches Zuckerglas, füllte es zur Hälfte mit Erde und etwas Wasser an, legte ein Stückchen frisches Fleisch darauf, und stellte es dann offen vor's Fenster. Den andern Tag fand er schon große Schmeißfliegen im Glase, und diese hatten bereits das Fleisch schicht- und klumpenweise mit ihren Eiern belegt. Die Eier, Fig. 1, sind gelblichweiß und von länglicher Figur. An eben diesem Tage, etwa eine gute Stunde nach dem Legen, krochen bereits die jungen Maden (Larven) aus den Eiern, und hatten am andern Morgen das Ansehen von Fig. 2; den nächsten Tag hatten sie bereits die Größe von Fig. 3 erreicht, und am sechsten Tag ihres Alters die Größe von Fig. 4 erlangt, mithin in den zwei letzten Tagen ihre Größe verdreifacht, und alles Fleisch so aufgezehrt, daß Rösel ihnen frisches zu ihrem Unterhalte geben mußte, um sie vollkommen ausgewachsen zu sehen. Am achten Tage hatten sie die Größe von Fig. 5, am zehnten die von Fig. 6, mithin in neun Tagen ihr vollkommenes Wachsthum erreicht. Obgleich sich ihre Größe vom Ei an täglich, ja fast stündlich, vermehrte, änderte sich doch ihre Struktur und Farbe in nichts, auch konnte Rösel nicht bemerken, daß sie während ihres Wachsthums ihre Haut abgelegt hätten. Der spitzige Theil der Larve ist der Kopf, durch welchen sie ihre Nahrung zu sich zieht, und dabei den schwarzen Strich, den man in diesem spitzen Theile bemerkt, fortwährend hin und her, vorwärts und rückwärts bewegt. Um die Mitte des Leibes sieht man durch die gelblichweiße Haut einen großen, röthlichbraunen Flecken, den Magen, der aber nur dann zu erkennen ist, wenn die Larve mit Speise angefüllt ist. Vom Kopf an nimmt die Larve an Dicke immer zu, und besteht aus zwölf Absätzen oder Gelenken, von welchen das hinterste oder letzte am Ende ganz platt, und am Rande mit 12 kleinen, warzenförmigen Spitzen besetzt ist. Das platte Ende selbst besteht aus vier flachen, kaum merklichen Erhöhungen, welche die Larve beständig bewegt, und bald enger zusammenzieht, bald aber wieder auseinander treibt. Auf den beiden obern bemerkt man zwei kleine, rothe Flecken, und von diesen aus läuft durch die Mitte des Leibes, fast bis zur Hälfte desselben, ein bräunlicher, durch die Haut scheinender Strich, der Mastdarm. Nachdem die Larven ihr vollkommenes Wachsthum erreicht hatten, verloren sie den Appetit nach Speise, leerten sich von dem gesammelten Unrath völlig aus, so daß der Magen und Mastdarm kaum noch zu erkennen war, zogen sich enger zusammen, so daß sie nun Fig. 7 gleichen, und verkrochen sich unter die Erde. Hier verwandelten sie sich größtentheils, ohne ihre vorige Haut abzulegen, die von Stunde zu Stunde härter wird, in eine Puppe, Fig. 8, die einem eiförmigen Fäßchen ähnlich ist, und nach und nach rothbraun und glänzend wird. Neun bis zehn Tage blieben die Puppen so liegen, und am 23sten Tage entschlüpften denselben die Fliegen, Fig. 9 und 10, welche anfangs noch ganz kleine und verkrüppelte Flügel hatten, die in einer halben Stunde aber ihre gehörige Größe und Steifheit bekamen. — Die Vermehrung der Fliegen ist ungeheuer: von einer einzigen kommen vom Frühlinge bis zum Herbst etliche, zum wenigsten drei Generationen. Nehmen wir an, eine jede weibliche Fliege lege allezeit 30 Eier, obwohl sie jedesmal viel mehr schmeißt, und unter diesen wären nur 15, aus denen Weibchen hervorkämen, so wird man leicht berechnen können, daß von einem Paar Fliegen in einem Jahr 444.480 Fliegen erzeugt werden, und daß bei der Menge verschiedenartiger Fliegen und Mücken selbst die Menschen nicht würden leben können, wenn nicht so viele Geschöpfe nur in den Fliegen ihre Nahrung hätten, und ihre Zahl täglich um ein Bedeutendes minderten. — Der Kopf der Fliege, den wir in Fig. 11 vergrößert dargestellt haben, ist höchst merkwürdig; den größten Theil desselben nehmen die zwei großen, rothbraunen Augen ein, zwischen denen sich die ockergelbe Stirn, und unter dieser der Rüssel befindet, den wir in Fig. 12 besonders vergrößert dargestellt haben. Die Augen sind scheinbar ganz glatt, eine genaue Vergrößerung weist aber nach, daß die durchsichtige Haut, aus welcher sie bestehen, mit der Hornhaut der Augen anderer Thiere verglichen werden kann, und daß sie aus unzähligen, erhabenen, sechseckigen Abtheilungen besteht, welche alle ein konvexes Glas vorstellen. Ein kleines Stück dieser Haut zeigt Fig. 13, in welcher acht solcher Abtheilungen zu sehen sind, deren jede für sich ein besonderes Auge bildet. Ob diese Augen zwei konvexe Flächen haben, wie Fig. 14 zeigt, ist noch ungewiß, sicher aber, daß die obere Fläche so gestaltet ist. Leeuwenhoeck gibt die Zahl dieser Augenflächen bei den Fliegen auf 8000 an; bei den Libellen ist dieselbe noch größer, und soll an einem Auge sich auf 12,544, bei beiden also auf 25,088 belaufen.

Die andern, auf unserer Tafel abgebildeten Zweiflügler sind:

Die **gemeine Stechfliege** (Stomoxys calcitrans), Fig. 15, die einer Hausfliege ähnlich sieht, und von uns vergrößert dargestellt ist; sie sticht Menschen und Vieh, um deren Blut zu saugen, kommt häufig in unsere Zimmer, und gibt besonders bei bevorstehendem Regen sehr schmerzhafte Stiche.

Die **Fleischfliege** (Sarcophaga carnaria, auch Musca carnaria), in Fig. 16, doppelt so groß als in der Natur; sie legt lebendige Larven in Fleisch, Aas und selbst auf den Menschen in verwundete Stellen.

Die **Huflattigbohrfliege** (Trypeta tussilaginis), in Fig. 17 viermal vergrößert; die Larven leben nach Art der Gallwespen in Pflanzenauswüchsen,

und um die Eier in die Pflanzen zu bringen, bedient sich die Fliege ihrer Legescheide als Bohrwerkzeug.

Die Schwirrfliege (Syrphus pyrastri), in Fig. 18 über ein Drittel vergrößert; gemein in Gärten, wo sie von Blumensäften leben. Die Larven sind grün, haben eine weiße Rückenlinie und nähren sich von Blattläusen, zwischen denen man sie antrifft.

Die Wasserschwirrfliege (Eristalis tenax), in Fig. 19 um ein Drittel vergrößert; eine der gemeinsten Fliegen im Spätsommer und Herbst, deren Larve im Schlamm lebt, ein langes, schwanzförmiges Athemrohr hat, und daher auch Rattenschwanzmade genannt wird.

Die Schafbremse (Oestrus ovis), in Fig. 20 doppelt so groß wie in der Natur; in der Nähe von Schaftriften, wo sie an Mauern, Baumstämmen und Felsstücken sitzend angetroffen wird. Sie ist doppelt so groß wie eine Stubenfliege und hell seidenfarbig glänzend. Ihre Larven finden sich in den Stirnhöhlen der Schafe, und gelangen dahin, indem das Weibchen seine Eier den Schafen an den innern Nasenrand legt. Zur Verwandlung kriechen die Larven durch die Nase heraus und begeben sich in die Erde. I.

Eine Scene aus Byrons Leben.

Die überraschend günstige Aufnahme, die Byron bei Ali Pascha in Janina gefunden hatte, trug nicht wenig dazu bei, seine Reisen und Untersuchungen überall zu erleichtern. Der sonst so blutdürstige Tyrann empfing ihn in seiner Sommerresidenz Tepeleni, und überhäufte ihn mit Artigkeiten; höchst befriedigt kehrte Byron nach Athen zurück, und beschloß die Reise nach Konstantinopel. In Smyrna, wohin er sich gewendet, erhielt er die Nachricht, daß die englische Fregatte Salsetta dort vor Anker liege und nach der türkischen Kaiserstadt abgehen werde. Er ging an Bord derselben, und ward alsbald mit großer Auszeichnung und seemännischer Herzlichkeit empfangen. Die Briten, sich hochgeehrt fühlend, den genialen Dichter in ihrer Mitte zu haben, versuchten Alles, ihm den Aufenthalt am Bord angenehm zu machen, und vorzüglich war es ein junger, jovialer Mann, der Lieutenant Eckenhead, der sich mit achtungsvoller, aber eifriger Zuvorkommenheit ihm näherte, und von Byrons ganzer Individualität bezaubert schien.

Es war ein schwüler Tag gewesen, ein splendides, nach vaterländischem Geschmack bereitetes Mahl und der sprudelnde Champagner hatte die Köpfe entflammt, selbst der sonst streng mäßige Byron fühlte sich erregt in der heitern Gesellschaft, man brachte Toaste aus, die theils patriotischen, theils Privatinteressen galten, und eine lebendige Fröhlichkeit theilte sich rings den Tischgenossen mit. Die Sonne sank majestätisch langsam in das Meer — eine unermeßliche Aussicht breitete sich vor den Schauenden aus, die auf dem Verdeck in jugendlicher Lust saßen. — Dort lag das herrliche Konstantinopel, einst der Sitz des byzantinischen Kaiserreichs; in den Kuppeln der Minarets spiegelten sich die letzten Strahlen des sinkenden Tagesgestirns, der Wellen vergoldeter Saum hob und senkte sich, und bot das Bild eines wogenden Feuermeeres; in weißlichem Duft schwamm Griechenlands Küste, und die kolossalen Steinklumpen der Dardanellen schienen gleich drohenden Riesen den Eingang des Paradieses zu bewachen.

„Ein göttlicher Abend!" unterbrach Byron die momentane Stille, die im Betrachten des herrlichen Panorama's, was vor ihnen ausgebreitet lag, entstanden war; — „in die weichen, warmen Wellen, die den, der ihnen vertrauen darf, mit Liebesarmen umfangen, möchte ich mich stürzen, und so, nicht mehr der treulos falschen Erde angehörend, mich im weiten Reiche der Oceaniden ergehen."

„Wahrlich, Mylord, Sie haben Recht," erwiederte der Kapitän, „das Wasser ist nicht treulos, noch gefährlich, es ist ein lieber Freund, der ein vernünftiges Wort mit sich reden läßt, wenn er auch wohl mitunter brummt und grollt und übler Laune ist; — kennt man erst die Mucken, weiß man ihnen auch zu begegnen."

„Sehen Sie, Mylord," hob jetzt der Lieutenant Eckenhead, ein eifriger Schwärmer, der Byrons Leidenschaft schon kannte, lebhaft an — „dort am Kanal, wo die Brandung sich schäumend bricht, war es, wo einst Xerxes sich den Weg in das schöne Griechenland bahnte, — welche Erinnerungen! — man möchte gleich einmal ohne Brücke versuchen, den Eingang in das Paradies zu erlangen; ich möchte wohl wissen, wie weit man schwimmend käme!"

„Toller Gedanke!" sprach ein anderer der Flottenoffiziere lachend, „nur die Liebe konnte wohl einst Leander zu dem berühmten Wagstück treiben, er fand seine Hero nur auf diesem nassen, gefahrvollen Wege, und war noch einer von der vortrefflichen, leider ausgegangenen Art Helden des Alterthums, die mit athletischen Kräften begabt, dergleichen allenfalls unternehmen konnten, und doch mußte selbst er ja, wie bekannt, das verzweifelte Abentheuer früh genug büßen."

„Sollte es wirklich so schwer sein," rief der aufmerksam werdende Byron, „es käme vielleicht nur darauf an, daß sich ein hinreichend gewandter Schwimmer fände."

„Ich bitte Sie," fiel ihm der Kapitän in die Rede, — „wer würde ein solches Wagstück unternehmen, welches jeder Vernünftige mindestens tollkühn nennen müßte! Die fürchterliche Brandung, die Kälte des Meerwassers noch in dieser Jahreszeit — der Umweg, der genommen werden müßte, um die Richtung nach der entgegenstehenden Landspitze zu gewinnen, — es ist unausführbar!"

„Wer weiß," erwiederte Byron mit gesteigerter Lebendigkeit; „ich darf mich rühmen, ein tüchtiger Schwimmer zu sein; ich schwamm von Alt-Lissabon nach dem Schlosse Belem, hatte dabei mit der Fluth und dem Winde zu kämpfen, der eine starke, schier unbesiegbare

Gegenströmung verursachte, und bedurfte nicht volle zwei Stunden, um über den Tajo zu kommen."

Ein allgemeines Staunen bemächtigte sich der Anwesenden; Byron wurde mit enthusiastischem Beifall über dieses herkulische Unternehmen überhäuft, man füllte die Pokale und trank in lautem Jubel auf das Wohl des muthig heroischen Meergottes, wie man ihn nannte.

„Ich wage," fuhr der Lord fort, nicht ohne sich bei dieser Anerkennung geschmeichelt zu fühlen — „mich wohl einen ächten Sohn des Meeres zu nennen; es ist mein eigentliches Element; ich fühle mich am wohlsten in den Wellen, und ist mir's nicht recht oder behaglich zu Muthe, so stellt eine Stunde kräftiger Bewegung im Wasser mich wieder her."

„Sie sind ein Held, Mylord," sprach der Kapitän, „das zeigt schon ihr Durchschwimmen des Tajo, doch möchte ich," fügte er scherzend hinzu — „für diesmal rathen, sich einen andern Badeplatz zu wählen, als den Uebergang über den Hellespont, den nur ein schwärmender Liebhaber, der tolle Leander, kopflos versuchte und endlich mit seinem Leben bezahlen mußte."

„Es ist noch die Frage," entgegnete Byron; „freilich wartet dort am Abydos-Strande keine Hero, an deren Brust ich von dem kalten Bade erwarmen könnte, doch, was schadet das — der Versuch, den bis jetzt, so viel mir bekannt, sei es aus Feigheit oder aus Bequemlichkeit, noch Keiner weiter unternahm, — ich habe nicht übel Lust, ihn zu wagen."

„Mylord, ich begleite Sie!" rief Eckenhead, der mit dem höchsten Antheil dieser Verhandlung zugehört hatte, jetzt fröhlich, „gönnen Sie mir den Ruhm, Ihr Gefährte zu sein — wann wollen wir dem Vater Ocean unsern Besuch machen?"

„Ueberlegen Sie es wohl," erwiederte Byron, und ein schnelles, düsteres Lächeln flog über seine geistvollen Züge. — „Sie haben vielleicht noch manches Band, was Sie an das Leben fesselt, — es könnte Sie reuen, — mich hält nichts zurück."

Der Kapitän sah ihn ernst an: „Sie sind Ihr Leben, Ihren Ruhm dem Vaterlande schuldig — es hat Ansprüche auf dessen Erhaltung, und — wüßten Sie wirklich kein Wesen, was Sie schmerzlich beweinen würde, wenn einer solchen — verzeihen Sie mir das scheinbar harte Wort! — einer solchen Tollkühnheit Sie es opferten?"

Byron schwieg, — er dachte an seine ferne, ihn so zärtlich liebende Mutter, die ihr Alles in ihm sah, sie würde verzweifeln bei der Nachricht seines Todes — aber mußte er denn gerade dabei seinen Untergang für gewiß annehmen, mußte seine Mutter ihn nicht tausend Gefahren ausgesetzt, auch ohne dieses Wagstück — und dann — sein Auge flog der Gegend zu, wo in Athen eine Seele mit Liebe an ihm hing — wenn sie seinen Tod vernähme, „würde sie mich beweinen?" dachte er — „vielleicht! — vielleicht auch nicht, oder nicht lange," tönte es in seinem zerrissenen Dichtergemüthe nach, — sie ist ja nur ein Weib — sie würde weinen und — sich trösten!"

„Es bleibt dabei!" sprach er jetzt fest, „wir versuchen, das alte Reich des Nereus an der bewußten gefährlichen Grenze zu durchschwimmen!"

Der Kapitän, ein ernster besonnener Mann, wohl wissend, daß beharrlicher Widerspruch einen so excentrischen Kopf nur in dem abentheuerlichen Vorsatz bestärken, nie aber davon abwendig machen werde, schwieg, und befragte sich bei einigen seiner Leute, ehe er dem Lieutenant Eckenhead die erbetene Erlaubniß gab, Lord Byron begleiten zu dürfen. Die beherzten Seeleute, unter denen mehrere waren, die schon das Stranden eines Schiffes erlebt und sich durch Schwimmen gerettet hatten, versicherten, es sei nicht gerade unmöglich, das Wagniß zu vollenden, doch komme allerdings viel auf die Ausdauer der Kräfte des Schwimmenden an, der ein tüchtiges Stück Umweg, wenigstens vier englische Meilen, der Brandung wegen zu machen habe. „Und," fügte ein alter Bootsmann hinzu, „was thut's denn, wenn die Gentlemen auch wirklich in den Grund segeln, einmal muß es doch gestorben sein, und besser ein so lustiger Seemannstod, als auf dem Lande elendiglich verscharrt zu werden."

Das letzte Argument wirkte bei dem Kapitän freilich nicht sonderlich, doch mochte er dem dringenden Ansuchen des Lieutenant Eckenhead die Zustimmung nicht länger versagen, um so mehr, als ein Mann von Byrons bedeutender Stellung und Rang sich der gefährlichen Expedition aussetzte, und Eckenhead einen Ruhm darin suchte, vor dem genialen Landsmann wenigstens in diesem Stücke nicht zurückzubleiben.

Es war der 3. Mai 1810, ein etwas bedeckter, ruhiger Tag; das Meer, obgleich von dem schmelzenden Schnee der Gebirge immer noch sehr kalt, schien ein klarer, nur von kleinen Wellen sanft gekräuselter Spiegel. Byron hatte das Wasser Tags zuvor untersucht und es noch kalt gefunden, doch mochte er das Vorhaben nicht verzögern, und die Atmosphäre schien seit gestern günstiger darauf gewirkt zu haben. Die beiden Helden wurden am Bord der Fregatte mit einstimmigem Hurrah begrüßt, und machten sich bereit zu ihrem gefährlichen Wagstück. — Unweit der europäischen Spitze warfen sie sich in's Meer — die Strömung war ungeheuer — Byron, einem jugendlichen Flußgott zu vergleichen, theilte mit kräftigen Armen die ungestüme Fluth. In stolzer Sicherheit gelang es ihm, schnell einen bedeutenden Theil des Weges zurückzulegen, während sein Gefährte, obgleich ein braver Schwimmer, doch minder geübt als Byron, eine ziemliche Strecke zurückblieb, und endlich wieder umkehrte. — Aber munter ruderte der britische Heros, dem Schwane des Apollo ähnlich, fort, die Brandung theils umkreisend, theils dem ungestümen Strudel mit geschickter und kräftiger Hand begegnend.

Allein war er in dem großen, unermeßlichen Ozean, allein der eigenen Kraft vertrauend, durchschwamm er frischen Muthes, den Wellen gebietend, die schäumen-

den Wogenhäupter, die schonend vor dem kühnen Manne zurückwichen; der mächtige Wille, die freie, männliche Kraft fesselte der Elemente todbringende Macht, und ließ ihn endlich, nach Verlauf einer guten Stunde, Asiens Grenze, das hochgethürmte, düstere Abydos schauen und erreichen. — Wer mag es tadeln, wenn des gefahrvollen Unternehmens gelungener Ausgang die jugendliche Brust mit bewußtem männlichen Stolz schwellte, wenn er sich in dem Moment, als er das Ufer erreichend auf die zurückgelegte weite Bahn schaute, wo die Wellen gleichsam ehrerbietig zurücktraten vor der Gewalt seines Armes — wenn er da still triumphirend sich höher fühlte, und die menschliche Natur, die jetzt in merklicher Ermattung ihre Rechte geltend zu machen begann, fast gewaltsam unterdrückte? — Aber sie kam doch wieder hervor, eine überhandnehmende Mattigkeit ließ ihn bald in einer nahen Hütte Erholung suchen. — Er trat unter das ärmliche Dach, wo ihn eine türkische Fischerfamilie, im Begriff, ihr tägliches Mahl zu verzehren, mit Staunen empfing. Der ehrliche Jussuff horchte der Erzählung des kühnen Schwimmers mit lebhaftem Antheil. Sein Weib und zwei hübsche Knaben standen verstummt dabei und lauschten, was der schöne, hochgewachsene Fremde, dessen bedeutende Persönlichkeit diesen einfachen Menschen eine scheue Ehrfurcht einflößte, die durch seine bezaubernde Milde und Freundlichkeit sich bald mit zutraulicher Herzlichkeit mischte — in ziemlich verständlichem Neugriechisch berichtete. — Byron fühlte sich ganz wohl bei diesen gutmüthigen Naturmenschen; in die besten Kleider des Fischers gehüllt, theilte er ihre Mahlzeit, unterhielt sich eifrig mit den beiden muntern Knaben, und sank endlich, von einem leichten Fieberanfall heimgesucht, auf das reinliche, ihm schnell bereitete Lager. — Einige Tage weilte er in der Hütte, bis er sich vollkommen genesen fühlte, dann besorgte ihm Jussuff ein Boot, was ihn zurück nach Europa's Küste trug, gab ihm ein großes Brod, Käse und eine wohlgefüllte Flasche. Jetzt trat sein Weib herein, die Lebensmittel in das wartende Boot zu tragen, die Knaben, hastig die Mutter hinwegdrängend, beluden sich freudig damit, und als nun Byron Allen die Hand zum Scheidegruß reichte, trat der Fischer, sichtlich verlegen zu ihm, und bat mit niedergeschlagenen Augen und halben Worten, ihm die Gunst nicht zu versagen, auch dieß — er drückte ihm einige Para's (türkische Scheidemünze, nach unserm Werthe einige Pfennige) in die Hand — anzunehmen. — Byron stand einen Augenblick und sah in die ehrlichen Augen des armen Mannes, der ihm vielleicht aus Gutmüthigkeit sein letztes Geld gab, — eine tiefe Rührung ergriff sein, jedem rein menschlichen Eindruck offenes Herz, — wie hätte er den Armen durch Weigerung kränken können! — er nahm schweigend, was ihm so freundlich geboten ward, drückte rasch und herzlich Jussuffs und des Weibes Hand, herzte die Knaben und eilte schnell hinweg, seine Rührung zu verbergen.

Bei seiner Rückkehr nach Athen war es sein erstes Geschäft, dem Fischer einige Waffen, die für die Türken großen Werth haben, zu kaufen; er fügte ein Stück schönes Zeug zum Anzuge für sein Weib, mancherlei nützliche und angenehme Kleinigkeiten für die Kinder, und ein ansehnliches Geldgeschenk bei, und sandte es seinem freundlichen Wirthe auf Abydos Küste. Mit Staunen und Entzücken empfingen die genügsamen Menschen so reiche Spende, sie glaubten ihren Augen nicht trauen zu dürfen; selig lächelnd betrachtete die Frau das niegesehene kostbare Zeug, und ermaß, wie ihr Anzug nun bald die andern Weiber mit stiller Bewunderung und Neid erfüllen würde. Jauchzend hielten die Knaben die schönen Sachen empor, und der Vater prüfte Schärfe und Dauerhaftigkeit der Waffen und Geräthe, und wog den schweren Beutel des großmüthigen Gebers, über dessen Haupt er Allahs Segen herabflehte. — Nur Dankbarkeit füllte die Seelen dieser guten Menschen; sie hatten nur den einen Wunsch, dies Gefühl dem gütigen Spender selbst auszusprechen, und Jussuffs Weib bestärkte den Mann in seinem schnell gefaßten Vorsatze, selbst überzufahren und ihm ihren Dank und Segen zu bringen. Er setzte das oft gebrauchte, schon etwas gebrechliche Boot in Stand, der frommen Pflicht zu genügen, nahm freudig Abschied von Weib und Kindern, und verhieß schnelle, fröhliche Wiederkehr. — Es sollte anders sein, — die Wellen, eifersüchtig auf die Kraft des kühnen Schwimmers, der ihnen Trotz geboten, streckten raubgierig die Hände nach dem geringen Opfer aus, da das kostbarere ihnen entgangen war. Sie zogen den armen Fischer rettungslos in die Strudel der Brandung hinab, — er kämpfte vergebens, und endete in dem feuchten Reiche, das seine Heimath und Erwerb war, bis der fromme Wunsch, des Herzens Dank zu bringen, ihn den Schrecken der Tiefe opferte.

Byron empfing die Nachricht vom Tode Jussuffs mit der schmerzlichsten Betrübniß; er konnte sich erst nicht wieder beruhigen; es war ihm ein schrecklicher Gedanke, daß die Erkenntlichkeit der armen Menschen des Mannes frühen Tod bewirkt, ihn seiner Familie, deren Ernährer er allein gewesen, entrissen hatte. Den Jammer der Hinterlassenen ermessend, sandte er ihnen zu verschiedenen Malen bedeutende Unterstützung, und ließ der Familie selbst bei seiner zweiten Reise nach Griechenland fortwährend seine Hülfe zukommen. Lange konnte er den trüben Eindruck nicht verwischen, und fortwährend begleitete ihn das ahnungsvolle Gefühl, daß überall, wo er nahe, Unheil und Schmerz in seinem Gefolge sei. 6.

Bürgerwehr.

Historische Erzählung nach E. Meteran.

Franz, dem Herzoge von Alançon, war die Werbung um die Hand der jungfräulichen Elisabeth von England mißglückt; da versuchte er in den unruhigen Niederlanden sich Unterthanen zu erwerben. Die Staaten sahen ein, daß zur Zeit von Noth und Gefahr Ein

fester Punkt gegeben sein müsse, von dem Kraft und Wille ausgehen, wenn sie sich nicht nutzlos zersplittern sollen; um Spaniens sich erwehren zu können, nahmen sie den Bruder Heinrich III. von Frankreich zu ihrem, durch Verträge eingeschränkten Oberhaupt, und gaben ihm den Titel: Herzog von Brabant.

Am 19. Februar 1582 segelte eine stolze Flotte die breite Schelde herauf, und ließ unter dem Donnergruß der Karthaunen die Anker fallen. Der Prinz, ein schöner, junger Mann, bestieg ein reich verziertes Boot, und ruderte an's Ufer, wo die Bürgerwehr der Stadt Antorff (später Antwerpen) ihn mit militärischen Ehren empfing. Staunend, mit ernstem Blick, überflog das Auge des Fürsten den enggeschlossenen Schlachthaufen des Fußvolks, die neunzehn Fähnlein Reiterei, von denen der alte Chronist ohne Ruhmrednerei behauptet: „daz wol nit noch drey Stätt in dere Christenheyt so „schöne, denen Burgeren eygene Wapfen unde Wehr, „wirt zaigen können."

An der äußeren Mauer des Kastells, dessen Geschütz den Strom beherrscht, war ein Gerüst aufgeschlagen und mit Scharlach bedeckt, auf dem ein massiv silberner, vergoldeter Thronsessel stand; dahin ward der Herzog, mit den ihn begleitenden englischen und französischen Herren geführt, und als er den Thron bestiegen, nahmen die Abgesandten der Staaten neben ihm Platz. Dann trat Doktor Hessels, ein Rathsherr der Staaten, hervor, zählte die Beschwerden auf, wegen welcher die spanische Oberherrlichkeit zurückgewiesen, und nannte die Hoffnungen, welche jeden braven Niederländer beseelten, indem man ihm, dem edeln Sprossen der königlichen Valois huldige. Der Prinz antwortete dankend, daß man ihn, vor so vielen hohen Mitbewerbern erkohren, und schwur den Gesetzen, Rechten, Privilegien der vereinigten Staaten Treue und Folge. Mit aller ihm von Gott verliehenen Macht, mit Gut und Blut gelobte er, die spanische Tyrannei zu brechen, versprach auch Frankreichs kräftige Hülfe hiezu. In die Hände des Canzlers, Herrn Dietrich von Ließveldt, legte er auf ein kostbares Evangelienbuch dann, gesonders, zuerst den Bürgern, und darnach dem Adel der Provinzen, den Eid ab, der von Herolden in flämischer, deutscher und französischer Sprache dem Volke wiederholt ward. Der Prinz von Oranien bekleidete ihn dann mit einem rothsammtenen Hermelinmantel, und als er die goldene Spange schloß, sprach er: so wünsche ich Euer Hoheit, daß sie festhalten möge, wie Manneswort, daß Niemand Euch dies Ehrenkleid raube. Darauf setzte er ihm den Fürstenhut auf's Haupt, und das Volk jauchzte ihm zu, als Herzog von Brabant. Nun erst schwur Bürgerschaft und Adel ihm Treue und Gehorsam, unbeschadet ihrer Rechte, und nach ihrem Gesetz und Brauch, durch den Mund des Amtmanns v. Stralen und des Bürgermeisters von Antorff, Philipps von Schönhofen, welcher zugleich die Schlüssel der Stadt übergab, die der junge Fürst mit dem Befehl: sie treu zu wahren, zurückwies. Mit dem Auswerfen der ersten Münze des neuen Herzogs schloß die Feierlichkeit: sie trug sein Bild, und im Revers eine Sonne mit der Umschrift: Fovet et disculit, seiner Devise.

Unter dem Jubel des Volks bestieg der Fürst nun einen reich geschirrten Hengst, und ritt zur Kaiserpforte hinein in die Stadt, die ihn mit feierlichem Geläut ihrer Glocken empfing; alles Kriegsvolk dagegen mußte draußen bleiben, nach altem Recht. Statt seiner Garde umringten den Herzog die Schützenbrüder, die Genossen des Handbogens und der Armbrust. Vor ihm her schritt der Canzler v. Ließveldt und Lamoral, Graf Egmont, der Bannerherr von Gaesbeke, mit dem Evangelienbuche, dann kam der Markgraf von Antorff und der Bannerherr von Merode mit der Ruthe oder dem Szepter der Justiz, und darauf die Herren von Pettersen und Maldeghem, bloße Schwerter tragend. Innerhalb des Thores erschien ein sonderbar geformter Wagen, mit weißen Rindern bespannt, der Verbundwagen genannt, darauf prangte ein wunderholdes Frauenbild in wasserblauem, fließenden Seidengewande, die Mauerkrone auf reiner, jungfräulicher Stirn: die Magd Antorff. Stets ward die schönste der Bürgertöchter dazu erkürt, die Vaterstadt zu personifiziren, und darnach vom Magistrat reich ausgestattet; diesmal war es die Jungfrau Carolina Zeul, eines Linnenhändlers Tochter, die sie vorstellte. Der Herzog ritt an den Wagen, und richtete einige artige Worte an die Dame, die sie nur mit stummem Neigen des schönen Haupts aufnahm. Als er aber gegen den Grafen Leicester, der ihm zur Seite ritt, sich bei St. Denys verschwor, die Magd Antorff müsse sein werden, blitzte das nußbraune Auge des Mädchens plötzlich auf. Wahrt Eures Fürstenmantels, Herzog! sprach sie ernst, und strich die dunkelblonden Locken aus der Stirn. Und sieh, wirklich war, von der lebhaften Bewegung, die breite Goldhafte gelockert, daß der muthwillige Franzose ob dem bösen Omen erschrak, und den Zelter zu ruhigem Schritt zügelte, bis er St. Michaels Kloster, das er bewohnen sollte, erreichte.

Ein Monat war beinah vergangen; der vorher gedrückte, katholische Glauben genoß in der protestantischen Stadt wieder volle Freiheit, da der Herzog sich zu ihm bekannte. Doch standen seine Kirchen leer, und dumpfe Gerüchte flüsterten die Bürger: die Priester wollen nur die absolviren, die dem Herzog ohne Vorbehalt schwören; darum gingen nur Weiber noch zur Messe. Aus sicherer Quelle erfuhr man, daß der Herzog mit seinem königlichen Bruder von Frankreich sich überworfen, weil derselbe ihm unkluge Schritte gegen die Freiheit der, von Spanien bedrängten Staaten zugemuthet habe. Eine Folge davon war es wohl, daß der Herzog alles in der Gegend kantonirende, französische Militär auf seinen Namen frisch beeidigen ließ.

Da saß der Kaufmann Gaspar de Anastro trübsinnend in seinem Comptoir. Schwere Verluste hatten seinen Wohlstand untergraben, den Ruf seiner weitbekannten Firma erschüttert, ja, er konnte es sich nicht mehr verhehlen, seinen Ruin unabwendlich gemacht. Eben war Don Juan de Isoncho von ihm gegangen,

mit dem er zu Granada im selbigen Hause aufgewachsen, und hatte in seiner verzweifelnden Lage ihm einen Vorschlag gemacht, der ihn aus aller Noth befreien konnte. 80 000 Dukaten und eine Comthurei des St. Jakobs-Ordens im schönen Vaterlande, mit dem ewig heitern Himmel, waren ihm geboten, ihm, den der eisige Nebel erstickte, dem Armuth und Schande so nah drohten — für einen Mord! — Mord! das Tödten eines Wehrlosen, Vertrauenden mit tückischer Hand, die nie mehr vom Blute rein sich waschen läßt, was auch der absolvirende Pfaffe sagen mag — es ist ein schauriger Gedanke! Der Fluch der Hinterbliebenen, ihre heißen Thränen, die zu Gott um Rache schreien — die blutige Gerechtigkeit, das gräßliche Schaffot.

Aber das drohende Gespenst der Armuth im Alter, des stolzen Hohns früherer, bitterer Neider, dieser kalten, fischblütigen Niederländer? Und wer war es denn, dem es galt? Einem Feinde der spanischen Nation, der Kirche, der Fackel dieses schrecklichen Kriegs, der sein Gut verschlungen, dem Prinzen von Oranien!

Er sprang auf und ballte mit südlicher Gluth die vor Alter zitternde Faust, als eben sein Comptoirdiener Jacopo Jauregui eintrat. Es ist alles vergeblich, Senhor Anastro, begann er im leisen Ton gepreßter Wuth, diese Schmeerklumpen haben kein Blut, nur Spekulationen in der Brust. Caracho! ehe ich nach Bilbao zurückgehe, muß ich noch einem Dutzend dieser Schneemänner meinen Dolch in die Rippen rennen, sonst schämte ich mich vor jedem Hund in ganz Biskaya!

Nimmst du einen Mord so leicht, Jacopo? frug lauernd der Prinzipal.

Carambo! lachte wild der Diener, einem guten spanischen Christen stoße ich das Stilett in's Herz, wenn er mir bei einer Serenade im Weg ist, und hinge nachher meine Seguidilla unter Liebchens Fenster; was sollte mich abhalten, die Machete gegen diese Käsekrämer und Fischfresser zu gebrauchen?

„Des Himmels Zorn, das peinliche Gericht!“

Kann Beides parirt werden. Pater Antonius absolvirt solchen Mord voraus, und Schmuggler gibt's genug, die mich salviren.

„Jacopo, du bist ein armer, treuer Bursch; was würdest du für 5000 Dukaten und deines alten Herrn Glück wagen?“

Was? fragt lieber, was nicht! Ihr wollt Rache, Rache an Denen, die Euch stürzten, und Ihr sollt sie haben! Mynheer Oudevelt und Van der Vliet sind die Ersten. Wen weiter?

„Ich will nur Einen, aber der heißt — — Wilhelm von Oranien!“

Jauregui fuhr zurück. Der Prinz? frug er dehnend — doch meinetwegen, er ist's, der die ganze Empörung der Staaten gegen Don Philipp leitet, der gefährlichste Gegner Spaniens. Er muß sterben! Noch heute spreche ich mit Pater Antonio, und hole mir die Absolution.

Am folgenden Sonntag den 18. März saß der Prinz von Oranien, Wilhelm der Schweigende, wie ihn Kardinal Granvella nannte, im Kreise seiner Familie zu Tisch. Vergnügt und heiter plauderte er mit seinen Kindern, dem Grafen Hohenlohe und Laval, denn: „so lange ich esse, will ich nur Mensch sein, und wo möglich, aller Sorge mich entschlagen,“ sagte er öfter. Doch jetzt meldete der Diener zwei Männer, die dringend um Gehör bäten. Der Prinz stand auf, und das jüngste seiner Kinder sprach ein Dankgebet, welches Alle mit lautem „Amen“ schlossen.

Im Vorsaal trat dem Fürsten ein katholischer Priester entgegen, der Pater Antonius Zimmermann aus Oudenaarda, kaum aber hatte sich Wilhelm zu ihm gewendet, als der andere Supplikant ein Faustrohr auf ihn abdrückte. Die Kugel drang unter dem rechten Ohr ein, schlug durch die Mundhöhle, riß links zwei Zähne aus dem Oberkiefer, durchbohrte die Wange und fuhr in die Wand. Der Verwundete taumelte zurück, bemerkte aber sogleich, daß Graf Laval das Schwert gezogen hatte, und den Mörder durchstieß. Halt, Bruder, rief er, ich vergebe ihm meinen Tod! doch schon waren die Trabanten hereingedrungen und Jauregui verblutete unter ihren Piken. Der Schuß war ganz in der Nähe abgefeuert, so, daß die Flamme des Pulvers den Wundkanal gebrannt hatte, weßhalb nur wenig Blut aus ihm floß; der Prinz blieb bei voller Besinnung. Der Priester konnte sich, vor der Wache an der Thür, nicht schnell flüchten; als aber Graf Hohenlohe die Leiche des Mörders untersuchen ließ, und sich ein, von ihm ausgestellter Ablaßzettel u. dgl. m. vorfand, ward er in Gewahr genommen, und nach abgelegtem Geständniß der Mitwissenschaft und Beihülfe schon drei Tage nachher geviertheilt.

Oranien genas in sechs Wochen völlig; seine Gemahlin dagegen, eine Fürstin aus dem Hause Bourbon, starb in Folge des Schrecks. Die Bürger Antorffs hatten in mehrtägigem Fasten und allgemeinem Kirchgang den Himmel um das Leben des geliebten Fürsten angeflehet. Anastro war nach Calais entwichen.

Der Vorfall erregte, obgleich die Dingung des Meuchelmörders von Spanien aus klar nachgewiesen werden konnte, ein Mißtrauen gegen den Herzog von Brabant, welches hinwieder das Wohlwollen des Fürsten gegen das Volk bedeutend erkältete, ja, ihn gegen Den, für welchen die allgemeine Zuneigung so laut sprach, Wilhelm von Oranien, merklich mißstimmte. Und wie denn nur selten der gewöhnliche Mensch das Alte, und wenn auch Mangelhafte, gern gegen Neues vertauscht: so ward ferner die Reform und Berichtigung des alten Kalenders, die der Herzog befahl, neuer Grund zu weiterer Entfremdung zwischen Fürst und Volk. Die zehn Tage, welche vom December 1582 gestrichen werden sollten, so, daß der Neujahrstag 1583 auf den 22. Christmond fiel, erregten auf den Märkten und in den Comptoiren der genau rechnenden Niederländer einen gewaltigen Sturm, obwohl es gerade eine genaue Berechnung war, welche dies Vorrücken des Zeigers verlangte und begründete. Friesland aber und Utrecht nahmen die Neuerung gar nicht an.



1849.

12.

Im Januar marschirten 4000 Mann Schweizer, im Sold des Herzogs, unter dem alten, kriegserfahrenen Marschall Byron von Calais an der Küste her, Gravelingen vorüber in's Gebiet der Staaten, und wurden zu Dixmuyden und Eecloo in Kantonirung gelegt. Auch schnelle Albanesen und des Grafen Mansfeld schwere Reiter waren gedungen, so, daß dem Herzog von Brabant 20,000 Mann, nur ihm vereideter Truppen, deren Handwerk der Krieg war, zu Gebot standen. Er versicherte zwar, daß all' dies Volk nur zum Dienst der Staaten gegen Spanien herangezogen werde, nur von ihm besoldet sei u. s. w. — Doch stets wuchs des Mißtrauens umwuchernde Saat, und jedes Vertrauen erstarb. Der Herzog fand in der Stimmung des Volkes den Vorwand, den Colonel Mr. de Pièze mit fünf Fähnlein zu seiner Leibwacht in die Stadt zu ziehen, welches endlich, wiewohl ungern — zugestanden wurde.

Um die Truppen jetzt einer großen Musterung zu unterwerfen, nach welcher sie zu ernsten Operationen gegen Spanien vertheilt werden sollten, sammelte sich des Herzogs ganze Macht am 14. und 15. Januar unter den Mauern Antorffs. Es war wohl begreiflich, daß die Menge der hohen Offiziere, viele Fürsten und Grafen mit starkem, glänzenden Gefolge in die Stadt kamen, den Herzog zu begrüßen, und erregte auch wirklich keinerlei Besorgniß; doch ließ Herr Jörg von Alston, der zweite Bürgermeister, schon um sechs Uhr die Gassenketten spannen, Laternen aushängen, und die von Bürgern bewachten Thore schließen, zu großem Verdruß des jungen, französischen Adels, der nun verhindert war, durch die Straßen zu schwärmen, wie es gern geschah.

Als nun der Herzog am 17. Januar um elf Uhr zu Mittag gegessen, befahl er, das Rothe Thor und das Kipdorser Thor zu öffnen und die Gassenketten auf den Straßen, die zu beiden führten, zu entfernen, da er noch nicht schlüssig sei, zu welchem er ausreiten wolle. Gerade zu der Zeit nun, als der größte Theil der Bürgerwache zum Essen heimgegangen war, und die andern in der Wachtstube das, was die Frauen brachten, verzehrten, sprengte der Herzog mit etwa 200 Pferden zum Kipdorser Thor hinaus. Ihm entgegen zu kriegerischem Empfang rückte das Heer, daß beide Züge auf der Brücke zu einander kamen. Da erhob sich ein Getümmel; es hieß, der Herzog von Monpensier habe den Fuß gebrochen. Die ganze wirre Masse strömte zurück; die Bürger der Wache wurden niedergestochen. Ehe die Stadt nur den Verrath ahnete, waren 17 Fahnen Franzosen, 4 Cornetten Reiter und 800 Mann Cuirassière eingedrungen. Zum Zeichen für das übrige Volk im Lager ward sogleich ein Haus am Thor in Brand gesteckt, und mit dem Geschrei: Ville gagnée! Vive le Duc! Tue toujours! tobten die Horden durch die Straßen. Die beiden Hornwerke neben dem Thore wurden im ersten Anlauf genommen, das Kaiserthor von innen gesprengt, und die Geschütze des Walls auf dieser Strecke gegen die Stadt gewendet. Schon drängte der enggeschlossene Haufen über die Wigantbrücke, gegen die Börsch und den großen Markt, wo das Rathhaus steht, und davor drei gewaltige Karthaunen. Da sprang aus einem kleinen Häuschen an der Ecke der Langemannstraße ein schönes Frauenbild hervor, Caroline Zeul, die Magd Antorff. Die weiße Hand trug ein Gluthbecken, wie sie in Holland gebräuchlich sind, und mit feiner Drahtzange legte sie eine Kohle auf die Stupine des ersten Stücks, welches sogleich die 72pfündige Kugel mit Donnergebrüll in die gepreßten Haufen der Franzosen spie, ganze Rotten niederschmetternd. Sie stutzten; da krachte das zweite Stück, und verbreitete Tod und Entsetzen, rasch folgte das dritte mit gleich furchtbarer Wirkung. Und zurückdrängten die Feinde in wildem Schreck, denn rings begannen die Trommeln zu rasseln, die Hörner zu heulen, die Glocken zu rufen mit eherner Stimme. Gewaffnete Bürger stürmten aus jedem Hause und schlossen sich zu festen, muthigen Haufen, die grimmig und stark ihren Herd vertheidigten. Ja, ein Bäcker kam nackend, wie er vor seinem Ofen handthierte, gerannt, und schlug mit seiner Einschießschaufel einen Reiter vom Gaul, den er sogleich, wie er war, bestieg, und mit dem Pallasch des Erschlagenen wacker einhieb. Da Manchem in der Eile die Kugeln fehlten, so ladeten sie die Perlen von den Rosenkränzen der Gefallenen, oder bissen kleine Geldmünzen, die Stüver, krumm, daß sie in den Lauf gingen. Die Gesellschaft des Handbogens stürmte beide Thorfesten, und eröffnete aus dem wiedergenommenen Geschütz ein mörderisches Feuer auf die, vom Lager Andringenden und dahin Flüchtenden. Die Schützengenoßsame hatte sich in zwei Eckhäuser am Kipdorfer Thor vertheilt, und versandte von den Fenstern mit kaltblütiger Genauigkeit ihre sichern Kugeln, so, daß im Thorthurm die Leichen anderthalb Mann hoch lagen, und man längere Zeit zum Wegräumen derselben gebrauchte, um die Flügel schließen zu können.

Draußen aber, am Lager, hielt der Herzog von Brabant, ruhig den Ausgang des Gefechts abzuwarten. Ein Mißlingen seines treulosen Anschlags schien ihm, nachdem die Thore genommen waren, nicht mehr möglich, und als seine Krieger über die Mauer hinaus in's Wasser gesprengt wurden, wollte er durchaus nicht glauben, daß es nicht Bürger seien. Als aber einige Feldschlangen ihre Kugeln zu ihm herüber sandten und die Flüchtlinge wild daher jagten, konnte er nicht mehr zweifeln, und entfloh in Hast: sein Fürstenthum war zu Ende.

Von den Bürgern waren 82 Mann gefallen und etwa doppelt so viele verwundet. Der Franzosen begrub man 1823 Mann, darunter 317 von Adel und 11 Grafen; bei den Gefangenen befand sich der Bischof von Constanz.

„So siehe," schließt der alte Chronist, „daz ein „Burger, so in Freyheit vnd Wapfen uferwachsen, vnd „seyn Wehr zur Hand hat, allewegl wacker, herzhaftig „vnd großmüthig wirt, und daz nichts vnsinniger kempfet, dann ein Hahn vff seyner eygen Miste!"

Gott segne alle ehrsame Bürgerwehr! —

Schmidt.

Der Birnbaum.

(Tafel 12.)

Der Birnbaum, ein wild, als Holzbirne in allen europäischen Waldungen heimischer Baum, durch Veredelung einer unsrer nützlichsten, überall angepflanzten Obstbäume, ist ein schöner, pyramidenförmiger, 50 bis 60 Fuß hoher Baum mit Pfahlwurzeln, dessen Seitenzweige in Dornen enden, welche aber bei zunehmender Kultur verschwinden; seine Rinde ist glatt, zuweilen glänzend, getüpfelt, im Alter aber rauh und rissig; die Blätter sind eirund-lanzettförmig, glatt, lederartig, bald mehr oder weniger, bald gar nicht gezähnt, glänzendgrün auf der Oberfläche, leicht behaart und blaßgrün auf der Rückseite. Die Blüthen sind weiß und erscheinen im Mai in schönen Doldentrauben; die Früchte, welche nach den verschiedenen Arten von Johanni an bis zum November zu reifen beginnen, und entweder frisch genossen werden müssen, oder, wenn es Spätsorten sind, bis zum März aufbewahrt werden können, sind eirund, länglich, gegen den Stiel hin, in der Regel, etwas zugespitzt, und von mannigfaltiger Gestalt und Größe; im wilden Zustande klein, sehr hart und herbe, erreichen sie durch die Kultur eine mehr oder minder bedeutende Größe, bekommen verschiedene Form und Farbe, und ein mehr oder minder süßes, trockenes oder saftiges, brüchiges oder schmelzendes Fleisch. Der Baum verlangt einen tiefen, leichten Boden. Die Aussaat des Samens geschieht im Frühlinge, oder besser im Herbste. Durch Säen in bessern Boden, durch öfteres Verpflanzen, besonders durch Propfen und Okuliren sind nach und nach alle die trefflichen, wohlschmeckenden Sorten entstanden, deren Zahl man jetzt kaum zu bestimmen weiß, und die sich noch immer vergrößern läßt.

Der berühmte Pomolog Diel theilt in seinem aufgestellten Systeme die Birnen nach der Güte des Fleisches in sechs Klassen.

Die erste enthält butterhaft schmelzende, sehr geschmackvolle Birnen, die sich im Kauen geräuschlos in Saft auflösen, und die köstlichsten Tafelfrüchte liefern.

Die zweite Klasse umfaßt saftreiche, geschmackvolle Birnen, deren Fleisch im Kauen etwas oder ziemlich rauschend ist, sich aber doch noch ganz auflöst. Sie sind meist noch vortreffliche Tafelbirnen.

Die dritte Klasse begreift die saftreichen, geschmackvollen Birnen, deren Fleisch im Kauen abknackt und sich nicht, oder nicht ganz auflöst, und enthält theils Tafel-, theils vortreffliche Wirthschaftsfrüchte.

Die vierte enthält mehr Früchte für die Wirthschaft, als zum rohen Genuß. Die Birnen sind noch hinreichend saftig, und haben ein markiges oder etwas schmierig-schleimiges Fleisch, welches gewürzhaft und im Munde schmelzend ist.

Die fünfte Klasse enthält Birnen mit saftigem, größtentheils aber trockenem Fleische, das von Geschmack fade ist; sie eignen sich nur zum Trocknen und Kochen.

Die sechste Klasse endlich enthält die besten Kochbirnen für den Winter, mit rübenartigem, hartem Fleische, welche zum rohen Genuß durchaus ungeeignet sind.

Jede dieser Klassen wird wieder in drei Ordnungen getheilt, welche nach der Form bezeichnet werden, und zwar sind dieselben entweder breiter als hoch, — oder von gleicher Breite und Höhe, oder höher als breit. — Zum schnelleren Auffinden der Sorten theilt man jede Klasse und jede Ordnung in drei Geschlechter, in Sommer-, Herbst- und Winterbirnen.

Zu den Sommerbirnen rechnet man alle die Sorten, welche von Johanni bis Ende September reifen, d. h. gelblich und um den Stiel herum welk werden. Man muß sie bald benutzen, da sie leicht teig werden und dann an Güte verlieren. Die vorzüglichsten der ersten Klasse sind: die deutsche National-Bergamotte; die grüne Sommer-Magdalene; die frühe Schweizer-Bergamotte; die Sparbirne; die grüne Haynswerder; der rothe Sommerdorn; die holländische Butterbirne. — Zur zweiten Klasse gehören, als besonders gute Sorten: die Hasen- oder rothpunktirte Liebesbirne; Friedrich von Preußen; die römische Schmelzbirne; die Fürstentafelbirne; die Rousselette von Rheims; die Volkmarser Birne. — Die dritte Klasse bietet an ausgezeichneten Früchten: die Champagner-Weinbirne und die große Rietbirne.

Zu den Herbstbirnen gehören unsere meisten und vorzüglichsten Tafelbirnen. In gewöhnlichen Jahren zeitigen sie erst auf dem Lager, und dauern vom Oktober bis November, wo sie aber, so wie sie ihre Farbe verändern oder weich werden, gleich verbraucht werden müssen. Der ersten Klasse gehören als vorzüglichste Sorten an: die weiße und rothe Herbst-Butterbirne; die Köstliche von Charneu; die normännische rothe Herbst-Butterbirne; Liegels Dechantbirne; Marie Louise; Napoleons Butterbirne; Prinzeß Marianne; Kaiser Alexander, und die Forellenbirne. — Die zweite Klasse enthält an guten Herbstbirnen: Capiaumonts Herbst-Butterbirne; die Aarer Pfundbirne und die rothe Confesselsbirne. — Die dritte Klasse: die grüne Herbst-Apothekerbirne und die St. Lezam-Birne.

Die Winterbirnen fangen erst Ende November an zu zeitigen, und manche kommen erst im Frühjahr oder im Sommer zur Reife. Vor Ende Oktober dürfen sie nicht abgenommen werden, und je später es geschieht, desto saftiger, wohlschmeckender und haltbarer werden sie. Die besten Sorten der ersten Klasse sind: die grüne Winterherrnbirne; Hartenponts Winterbutterbirne; Preuls Colmar; die Regentin; die späte Winter-Dechantsbirne; Diels Butterbirne; die englische lange, grüne Winterbirne; Coloma's Winterbirne; die lange, gelbe Winterbirne; Dagobert; die westphälische Melonenbirne; Kronprinz Ferdinand und Schönlins Stuttgarter Winterbirne. — Die zweite Klasse enthält keine Winterbirne; die dritte Klasse dagegen von vorzüglichen Sorten: die schönste Winterbirne; die volltragende italienische Winterbirne, und die Compotbirne.

Die auf beifolgender Tafel abgebildete: Bezy von

Chaumontel, ein Wildling, der ursprünglich in Chaumontel bei Chantilly aufgefunden wurde, ist eine der trefflichsten Winterbutterbirnen. Sie wird erst im December eßbar, hält sich fast bis zum März, und hat ein saftiges, sehr schmackhaftes Fleisch.

Ein Schiffbruch im finnischen Meerbusen.

Erzählt von Wolf.

Die Zeitungen haben uns von den letzten November- und Februarstürmen gar viele traurige Berichte geliefert; an der englischen und französischen Küste, an den Scilly-Inseln und auf den Sandbänken der Nordsee sind viele Schiffe gescheitert, an einander geworfen worden, und untergegangen, und Mancher fand ein nasses Grab, den die Noth aus dem Vaterlande getrieben, und der für sich und die Seinen jenseits des Ozeans eine neue Heimath gründen wollte. Lese ich dergleichen Berichte, liebe junge Freunde, so fühle ich die Gefahr und Noth der armen Schiffbrüchigen doppelt, war ich doch auch einst in meiner Jugend in gleicher Noth und Angst, ein armer Schiffbrüchiger, der nur das nackte Leben gerettet, und den Gottes Vaterhand durch tausend Gefahren und Widerwärtigkeiten doch bis zum heutigen Tage noch erhalten und wunderbar geleitet hat. Die Reise, die ich machte, war nur klein; ich bin weder in Amerika gewesen, noch habe ich das Kap der guten Hoffnung dupirt, wiewohl ich nahe daran war, alle Hoffnung auf irdische Hülfe aufzugeben, ja ich habe nicht einmal das Meer gesehen, denn die Ostsee, die ich allein befuhr, ist noch lange nicht das Meer, sondern nur ein kleines Glied des großen, atlantischen Ozeans, der sich vom Eismeer des einen Pols bis zu dem des andern erstreckt.

In Rußland wollte ich mein Glück versuchen. Jung war ich, und hatte immer gehört, daß, wer etwas Rechtschaffenes gelernt habe, in Rußland nie verderben werde. Mit noch zehn andern Passagieren hatte ich mich auf dem, vom Kapitän Gave geführten Schiffe „der Friede," zur Reise nach Petersburg eingeschifft; fünfzehn ganzer Tage waren seit unsrer Abreise von Travemünde schon verflossen, und noch hatten wir Hochland nicht erreicht. An diesem Tage drohte uns ein Gewittersturm, der gegen Abend losbrach, den Untergang. Ein kleiner Schooner, den wir den ganzen Tag uns zur Seite gesehen hatten, war in der Dunkelheit, die nur durch schlängelnde Blitze unterbrochen wurde, zu sehr in unsere Nähe gekommen. Ein heftiger, herabstürzender Blitz zeigte uns die Gefahr, und ehe noch der rollende Donnerschlag erfolgte, erschütterte bereits ein fürchterliches Geschrei der Mannschaft beider Schiffe unsere Herzen. Eine Minute später wären wir an einander gerannt, und wahrscheinlich beide zu Grunde gegangen; eine plötzliche Wendung des besonnenen Steuermanns rettete uns aber glücklich vom Verderben. Am folgenden, sehr heitern Morgen waren beide Schiffe in kleiner Entfernung von einander im Angesichte von Hochland; ein günstiger Westwind schwellte unsere Segel; die Leiden des letzten Abends waren vergessen, und die Freude allgemein, denn wir konnten hoffen, wenn der Wind anhielt, noch denselben Abend oder am folgenden Morgen den erwünschten Hafen zu erblicken. Alles bereitete und putzte sich schon zum Anlanden. Wie traurig war aber die Täuschung, als wir am folgenden Morgen, es war am 12 August, erwachten und auf's Verdeck eilten. Der Wind hatte umgesetzt und blies stramm aus Osten, uns gerade entgegen. Betrübt kehrten wir nach der Kajüte zurück. Der Wind verstärkte sich immer mehr, und nur durch Laviren konnten wir vom Abtreiben geschützt werden. Der Kapitän mußte noch einmal seine Küche für uns rauchen lassen, aber keiner aß mit Appetit; Allen schien der Muth benommen zu sein, und Jeder verbarg sich finster in seinem Winkel, als ahnete ihm ein nahes Unglück, oder starrte der Gegend zu, aus welcher sich die Thürme Kronstadts erheben sollten. Gegen 4 Uhr Nachmittags waren wir immer noch gegen den Wind lavirend, ungefähr 6 Meilen von Kronstadt, auf die Höhe der im finnischen Meerbusen liegenden Insel Sörkär gekommen. Unser Nachmittags-Kaffee unterblieb, denn ein im Osten sich verdunkelnder Horizont verkündete ein nahes Gewitter. Ich war auf dem Verdeck und sah, wie es über Oranienbaum her immer stärker heraufzog und sich ausbreitete. Der Kapitän besprach sich mit dem Steuermann über die zu nehmenden Maßregeln, und Beide glaubten, daß es nur ein starkes Regengewitter werden würde. Noch blieben alle Segel ausgespannt. Einige Minuten vergingen unschlüssig. Da rief der am Steuer stehende alte Matrose, indem er mit dem Finger nach einer Himmelsgegend wies, deren Anblick ihm nicht gefallen mochte: „Kaptain, dat sieht mi dar so wit uht!" Der Kapitän wandte seinen Blick dahin, und ließ sogleich alle Anstalten zum Einholen der Segel treffen. Ich ging, um nicht im Wege zu sein, mich auf meine Matrazze zu legen, die zu meinem Glück oben auf dem Verdeck in der Hütte, der Kajüte des Steuermanns war; noch ein Passagier lag neben mir auf der Kiste; sieben andere waren in der großen Kajüte, theils in ihren Kojen, theils auf Stühlen schlummernd, nichts weniger als ein solches schreckliches Schicksal ahnend, welches uns alle so plötzlich überraschte. Ein einziger der Passagiere, Namens Rauer, half noch beim Einziehen der Segel auf dem Verdeck, bis der fallende Regen ihn auch in die Kajüte jagte. Eitle Flucht, guter Rauer! dem Regen entgingst du zwar, aber nur um bald von den hereinstürzenden Wellen bespült zu werden. Kaum zehn Minuten mochte ich in finsterer Erwartung auf meinem Lager hingestreckt, dem Lärm der segeleinziehenden Mannschaft und dem herabstürzenden Regen zugehört haben, als der Gewittersturm das Schiff erreichte. Vom ersten heftigen Stoße desselben ward es auf die Backbordseite gelegt, ohne die Kraft zu behalten, auf seine eigene Schwere in's Gleichgewicht zurück zu sinken; der zweite in einer Minute folgende gleich heftige Stoß, beraubt es noch mehr derselben, und der dritte kantert es (wirft es um). So wie ich das vom ersten Windstoß verursachte Neigen des Schiffs auf der linken Seite

spürte, sprang ich erschrocken auf; so schnell ich aber auch auf den Beinen war, kam ich doch nicht mehr auf den Boden des Schiffes, sondern auf dessen Seite zu stehen. Zitternd stürzte ich gegen die verschlossene Thüre, stieß sie, die Angst gab mir Kräfte, glücklich auf und sah — oh, welch' einen fürchterlich schauerlichen Anblick — das Schiff halb unter Wasser und die Masten auf die stürmische See hingeworfen, unfähig, sich wieder aufzurichten. Ich warf meinen Rock hinter mich und sprang ohne Zeitverlust in bloßer Weste auf die nach oben gekehrte Seite der Hütte; das Nämliche that mein Gefährte. Ein Regenguß überströmte mich zum Willkommen, und ein eisiger Sturm durchbebte mich, daß mir die Zähne klapperten. Nun erst konnte ich das Schreckliche und Verzweiflungsvolle unsrer kläglichen Lage ganz übersehen. Der Schiffer hatte sich auf die Steuerbordseite gerettet, und um ihn herum war seine Mannschaft, mit aufgehobenen Händen zum Allmächtigen um Rettung flehend. Gräßlich verhallte ihr Jammergeschrei im Heulen des Sturmwindes, und ihr bestürztes Aussehen zeigte mir deutlich, daß keine Hoffnung zur Rettung, kein Muth, das Leben um's Leben zu wagen, in ihrem Herzen war, und ihre Unthätigkeit, irgend etwas zu unserer Aller Rettung zu versuchen, bewies mir nur zu sehr, daß sie gleich im ersten Augenblick ihre Geistesgegenwart verloren hatten. Die beiden Schluppen, welche mit Tauen in einander und am Schiffe selbst stark befestigt waren, lagen erst halb im Wasser; ich stand ihnen zunächst, und schrie um ein Beil oder Messer, die Taue zu kappen; aber da war weder das eine noch das andere zu bekommen, um sich dieser kleinen Fahrzeuge versichern zu können, mit deren Hülfe unser Aller Leben gleich anfangs geborgen gewesen wäre. Rundum zeigte sich nichts, als das vom düstern Horizont begränzte tobende Meer; kein Land war zu sehen, blos zwei Schiffe, aber in so großer Entfernung, daß man sie kaum unterscheiden konnte. Für uns war also keine Hülfe mehr zu erwarten; wohin wir das Auge wendeten, umgab uns der Tod, und unsre gen Himmel gehobenen Arme flehten umsonst nach Rettung. Das Loos der acht in der Kajüte befindlichen Passagiere war eben so fürchterlich: der erste Windstoß hatte sie Alle von ihren Lagern aufgeschreckt, kaum stehen sie aufrecht, als der zweite sie zur Seite wirft. Noch ahnen sie keine Gefahr, sogar lacht einer über den andern, und fordert ihn zum Geradestehen auf, aber die nächste Sekunde verwandelt mit dem dritten Stoße die anfänglich komische Scene leider in eine nur zu tragische. „Klirr, klirr!" Die Fenster der Kajüte zersplittern; alle unbefestigten Gegenstände der rechten Seite stürzen gegen die Linke; die Wellen brechen wie ein Strom durch die zerbrochenen Fenster. Einige versuchen noch die starken, hölzernen Fensterdeckel zuzustoßen, aber vergeblich. Die schwachen Arme vermögen nichts gegen die eindringende Fluth, und in einer Minute ist Alles unter Wasser. Ein Vater mit seiner schon erwachsenen Tochter, die auf Stühlen ruhten, stürzen um und finden, ohne einen Laut von sich zu geben, ihren Tod auf der Stelle. Eine Französin, die beim dritten Stoße mit dem Ausrufe: „A voila un tempête," von ihrem Lager aufzuspringen versucht, wird von einer Welle niedergerissen; ein Versuch, nach oben zu kommen, ist umsonst; die zweite Welle begräbt sie auf immer. Die übrigen fünf werden von den nämlichen Wellen überspült, einer stürzt über den andern; schon tauchen sie unter und schlucken Wasser, kommen aber wieder in die Höhe und drängen sich gegen die Thüre, die sie glücklich erreichen; einer nach dem andern schieben sie sich durch die halbe Oeffnung derselben, und retten sich so auf die hochliegende Seite des Schiffs; die letzte war Frau Pascal, deren Gatte und Tochter so eben umgekommen waren, und die von den andern fast ohne Bewußtsein hervorgezogen wurde. In der Kajüte fanden beim Kantern gleich drei Menschen ihren Tod; das vierte Opfer war der in der Kombüse gebliebene Kochesmaat, ein Knabe von 13 Jahren. Wir übrigen 15 Menschen saßen nun auf dem gekanterten Schiffe, mit dem die Wellen willkührlich spielten, bejammerten aus vollen Kehlen unser Unglück, und schrieen uns heiser um Hülfe und Rettung: wir sahen nichts, als den gewissen, unvermeidlichen Tod vor uns, und stierten trostlos nach allen Seiten dem Retter entgegen. Von der Schiffsseite kletterten nunmehr die Matrosen auf die Masten hinaus; Kapitän und Steuermann setzten sich im Marse fest. Diese Maßregel machte mich aufmerksam; ich sah wohl ein, daß der Stand auf der Bordseite bei der geringsten Rückbewegung des Schiffes, unhaltbar sich erweisen würde, und alle dort Versammelten in die See gewaschen werden müßten, und kletterte daher dem Kapitän nach, in dessen Nähe ich unter dem großen Marse einen sichern Standort fand. Die Wandtauen des großen Mastes dienten mir zum Fußgestell; mit einer Hand suchte ich mich festzuhalten; mit einer herbeigetriebenen Stange in der andern versuchte ich, einen Lukendeckel aufzufischen, um im äußersten Falle mich darauf zu werfen; es gelang mir aber nicht, denn eine Welle jagte ihn der andern ab. Der Gewittersturm war endlich vorüber, der Wind legte sich etwas, und einzelne Sonnenblicke beleuchteten die immer noch furchtbar am Schiff sich brechenden Fluthen, während dieses selbst zusehends immer tiefer sank. Jede Minute machte uns muthloser, denn jede konnte die letzte unseres Daseins sein. Bald ergaben wir uns in unser unvermeidliches Schicksal, und Thränen stiller Ergebung glänzten in jedem Auge; bald erwachte die Liebe zum Leben wieder mit Riesenstärke in uns, und verwehrte der Verzweiflung den Eingang in unsere Herzen; dann standen wieder Jünglinge mit emporgehobenen Händen, und flehten zum Allmächtigen um Erhaltung ihres erst begonnenen Lebens; ihre aufgeregte Phantasie zauberte ihnen die Bilder der abwesenden theuersten Freunde vor Augen, und die so süßen Namen: Vater, Mutter, Brüder, Schwestern! oh, wie oft wurden sie in diesen traurigen Stunden mit höchster Rührung ausgesprochen, um Hülfe angerufen, um Verzeihung gebeten. Da kniete Einer in den Wellen, beichtete dem Allwissenden seine

Sünden und empfahl seinen Geist in dessen Hände, während er die unternommene Wasserreise bereuete; da stand die zur Wittwe gewordene Mutter über den Leichen ihrer Lieben in starrer Hingebung in ihr Schicksal, auf die Schulter des Betenden gelehnt, einer Ohnmacht nahe. Dort bot ein Anderer in der Verzweiflung sein halbes Vermögen dem, der ihn retten wolle. An der Seite der trauernden Mutter stand ein ernster, junger Mann, der stoische Weisheit genug besaß, um sich den Gesetzen der unvermeidlichen Nothwendigkeit in die Arme zu werfen, und standhaft den letzten Pulsschlag des kreisenden Blutes, den letzten freien Odemzug der unbelasteten Brust mit Ruhe zu erwarten. Da stand auch ich, von gleichen Gesinnungen beseelt, mit leiser Hoffnung einer noch möglichen Rettung im Busen. Das mir vor Augen schwebende Bild der lieben Meinen, die auf mich als ihren Versorger blickten, gab mir Muth, das Aeußerste zu wagen, das Kühnste, selbst das Unwahrscheinlichste zu hoffen. Es war mir, als flüsterte mir beim ersten hervorbrechenden Sonnenstrahle nach dem vertobten Sturme, eine ahnende geheime Stimme die tröstenden Worte zu: „Morgen wirst du wieder die nämliche Sonne, die heute dein Unglück bescheint, heiter aufgehen sehen." Aber ich gestehe es frei, es gab auch beim verzögerten Anblick einer möglichen Rettung, Augenblicke, wo mir der Muth sank und ich mich selbst mit bittern Vorwürfen überhäufte, die Reise unternommen, die Meinen verlassen zu haben, ohne ihnen jetzt das letzte Lebewohl sagen zu können. Schon stimmte der im Mars wie angepicht sitzende, unthätige Schiffer mit seinen heulenden Matrosen aus vollem Herzen ein Sterbelied in plattdeutscher Sprache an, nach dessen Beendigung alle „ohle Jungens vom leifen ohlen Jungen" mit Thränen den zärtlichsten Abschied nahmen, während ein einziger braver, jütländischer Matrose sich bemühte, die halb losgewordene, kleine Jölle vollends flott zu machen, was ihm endlich auch gelang; aber leider füllte sich dieselbe voll Wasser, und wurde dadurch zum Rettungsmittel für uns unbrauchbar.

Der Beherzteste unter uns Allen war der Schiffsjunge Hinrichs, ein Bursch von höchstens 17 Jahren, der sein Leben entweder retten, oder wenn es doch einmal verloren sein sollte, nicht ohne den Versuch dazu gemacht zu haben, hingeben wollte. Er bemächtigte sich zu dem Ende einiger herumtreibender Breter, band sie fest zusammen, und auf diesen schmalen Floß sich setzend, sagte er zum Schiffszimmermann, der ihm zunächst am Top des Mastes stand: „Will he mit?" Als dieser keine Lust bezeigte, ihm Gesellschaft zu leisten, stieß er in die hohe See, und überließ sich getrost und muthig dem Strome der Wellen. Wessen Herz wäre gefühllos genug, diesem kleinen Wagehals die Thräne des Mitleids, und der Bewunderung zugleich, zu versagen; und wer sieht in ihm nicht den künftigen, unerschrockenen Seemann, der mitten im Aufruhr der stürmenden Elemente dem Tode trotzen wird. Wir selbst, deren Leben an einer Welle hing, vergaßen auf Augenblicke unsere eigene Gefahr, und zitterten für sein Leben, als wir ihn so dahin treiben sahen, ohne zu ahnen, daß der Entschluß dieses Knabens die nächste Veranlassung zu unserer Rettung sein würde. Während die Wellen ihn um das Vordertheil des Schiffes herum und der offenen See zutrieben, hatte er sogar noch Entschlossenheit genug, ein kleines Bündel mit Kleidungsstücken, das ihm zur Seite schwamm, aufzufischen, und seine Breter damit zu belasten. Dies war das Einzige, was aus dem Schiff geborgen wurde; auch stellte der wackere Bursch dieses Bündel später dem Eigenthümer am Lande wieder zu, ohne eine Belohnung dafür annehmen zu wollen.

Etwas über eine Stunde mochte seit der Abtrift des jungen Hinrichs verflossen sein; hungerige Seemöven umflatterten uns in ganzen Zügen, und ihr schwerer Flügelschlag, von ihrem widrigen Leichengeschrei begleitet, erinnerte an das Vorüberrauschen des uns sich nahenden Todesengels; da sahen wir in der weitesten Entfernung die Mastspitzen zweier kleinen Fahrzeuge uns zur Linken am Horizont emportauchen. Ach! wie unwahrscheinlich war es, daß sie auf uns zukommen würden; der Funke von Hoffnung, den ihr Erscheinen in uns entzündet hatte, drohte jede Minute wieder zu erlöschen, wenn wir ihre unbestimmbare Entfernung und das augenscheinliche Tiefersinken unseres Schiffes mit Schauder überblickten. Doch wir thaten, was uns in unserer Lage nur immer möglich war, um die Fahrzeuge auf den Punkt aufmerksam zu machen, wo unser Wrack trieb. Ein Schnupftuch an eine Stange gebunden, wurde vom Steuermann in die Höhe gehalten, um ihnen ein Zeichen zu geben, daß noch lebende Menschen auf dem Schiffe sich befänden. Zugleich erhoben wir ein allgemeines Geschrei um Hülfe. „Rett' uns, rett' uns!" tönten vierzehn der Verzweiflung nahe Menschenstimmen, im disharmonischen Einklang möchte ich fast sagen, schrecklich wieder, bis unsre Brust es nicht mehr auszuhalten vermochte. Doch umsonst waren unsre Kräfte angestrengt, nicht zehn Schritte weit reichte unser vereinter Angstruf, den ein ihm entgegenkommender Wind auf uns zurückwarf, und in stummer Apathie sanken die zu heftig angegriffenen Körper nieder. Indessen, die Fahrzeuge wurden immer größer, und nach einer abermals überlebten, fürchterlich langen halben Stunde sahen wir endlich ihre gefüllten kleinen Segel und ihre gerade Richtung auf uns zu. Wer vermag das schwankende Gefühl zu beschreiben, das sich unsrer bei ihrem Anblick bemächtigte? So sieht wohl der zum Tode Verurtheilte sich noch einmal nach dem erwarteten, begnadigenden weißen Tuche um, und steht eine Minute still, ehe er den letzten Schritt thut, der ihn unwiderbringlich dem gefürchteten Tode überliefert. So sahen auch wir, mit abwechselnder Hoffnung und steigender Furcht, bald auf die rettend sich nahenden Segel, bald auf das tiefer und immer tiefer sinkende Schiff. Schon schlugen die Wellen nach allen Richtungen darüber, und nur mit Mühe noch erhielten sich unsre ermattenden Körper gegen ihr Andringen, bis die Fahrzeuge in der Nähe erschienen, und wir in einem derselben unsern Hinrichs erkannten. Sein Muth hatte ihm

eine halbe Stunde früher das Leben gerettet, und mit ihm auch das unsrige. Er unterstützte seine Retter mit Rudern, um uns zu Hülfe zu kommen, und wahrscheinlich wäre ohne Mitwirkung dieses Knaben unsre Rettung ganz unterblieben. Die beiden kleinen Fischerfahrzeuge waren nun so nahe, daß wir ihnen zurufen konnten. Das eine war voll Lebensmittel, das andere leer, und jedes wurde von zwei Fischern geleitet. Sie schienen uns nicht zu verstehen, obgleich zwei von unsern Leuten sie in russischer Sprache anredeten; einige Minuten schienen sie unentschlossen zu sein, ob sie sich ganz nähern sollten. Unsre große Anzahl mochte ihnen wohl die gegründete Furcht einflößen, daß ihre beiden kleinen Fahrzeuge nicht alle von uns fassen würden, oder sie besorgten, durch die heftigen Wellen an unserm Schiffe zertrümmert zu werden. Wir warfen eine kleine, an einem langen Tau befestigte Tonne aus, um ihnen das Anlegen zu erleichtern, aber es gelang nicht, und sie blieben immer noch 15 — 20 Schritt von uns still halten. Unsre Lage wurde von Sekunde zu Sekunde schrecklicher. Endlich gerieth der erwähnte jütländische Matrose auf den glücklichen Einfall, die vom Wasser angefüllte Jölle zu leeren; mit Hülfe einiger Kameraden, des Steuermanns und meiner, zogen wir dieselbe über die Wand des großen Mastes, und nun wagte sich auch unser, mit neuem Muthe beseelter Kapitän aus seinem Mars, in welchem er die ganze Zeit über in dumpfem Hinbrüten gesessen hatte, bestieg mit dem Steuermann und einem Matrosen die Jölle, um mit den Hüten vollends das Wasser herauszuschöpfen, und eilte nun, um aus dem Gemisch von Masten, Tauen und der aus dem Wasser aufblähenden Segel zu kommen. So wie die Fischer die Mannschaft die Jölle besteigen sahen, eilten auch sie geschwind heran, die Passagiere in das beladene Boot aufzunehmen, und aus diesem eine Anzahl in das leere überzusetzen. So schnell ich konnte, schritt ich auf der Wand des großen Mastes auf allen Vieren durch die Wellen, nach der Seite des Schiffes, an welcher das Fischerboot lag, hielt mich schon an dessen Rande, und war eben im Begriff, einzusteigen, als eine Welle dasselbe wieder abtrieb, und mir nichts übrig blieb, als mich festzuhalten, in die See hineinzustürzen, und so lange von der Strömung neben dem Boote hertreiben zu lassen, bis die Darinsitzenden mich an sich reißen konnten. Mit Hülfe eines zugeworfenen Taues wurde auch der letzte der am Bord Befindlichen gerettet; wir vertheilten uns in die Fahrzeuge; die Jölle wurde von einem der Fischerboote in's Schlepptau genommen, und kaum waren wir ein dreißig Schritt vom Schiffe entfernt, und noch damit beschäftigt, unsere Plätze einzunehmen, als das Schiff noch einmal im Sinken seine Masten aufrichtete, und vor unsern Augen in den Abgrund versank. — Schaudernd denke ich noch jetzt an den Zeitpunkt zurück; fünf Minuten später, oder fünfzehn Schritt näher dem Schiff, und der Strudel hätte uns Alle mit dem Schiffe zugleich verschlungen. Schaudernd wandten wir unsere Blicke von dieser Schreckensscene, und baten unsere Retter um schleunige Entfernung. Einer von ihnen war der russischen Sprache so weit mächtig, um sich uns verständlich machen zu können. Von ihm erfuhren wir, daß das nächste Land unter dem Winde die Insel Birkoé sei, aber noch weit entfernt läge. Man denke sich nochmals unsere gefährliche Lage, in drei kleinen, offenen Fahrzeugen, auf noch immer stürmender See und bei wiederkehrendem heftigen Gewitter, das in Strömen sich auf uns entlud. Der Wind war uns günstig, aber schon längst war die Dämmerung eingebrochen, und noch immer sahen wir kein Land. Nur die Ruhe unserer Retter flößte uns Vertrauen ein. Endlich bemerkten wir durch die Dämmerung dichte Schatten, hörten ein dumpfes Getöse, und je näher wir kamen, desto deutlicher konnten wir das Toben der Brandung unterscheiden. Abermals bemeisterte sich Bestürzung unsrer, da wir der Küste unkundig waren; unsere Fischer ließen aber die Segel fallen und die Fahrzeuge mehr abwärts treiben. Jetzt erblickten wir zuerst große, runde, aus dem Wasser hervorragende Steine, womit die See wie besäet zu sein schien, und hinter diesen ruhte ein dichter Wald im Grunde. Vorsichtig fuhren wir in der Dunkelheit zwischen diesen Steinen hindurch, und öfters stießen wir an die unter dem Wasser verborgenen Klippen an, so daß wir, keine zehn Schritte mehr vom Ufer, noch in Gefahr kamen, umzuschlagen. Nach 9 Uhr Abends erreichten wir endlich glücklich das Ufer, und stürzten aus den Booten durch's Wasser watend, auf die steinigte Insel Birkoé und unsern Rettern sprachlos in die Arme, dem Höchsten dankend, wenigstens das bloße Leben erhalten zu haben. 6.

Ein Elephantenfang auf Ceylon.

Keine der Inseln des indischen Oceans bietet dem Jäger die mannigfache Ausbeute, die ihm die Wildnisse und Dschungeln von Ceylon sichern. Vom Elephanten bis zum zierlichen Zwerghirschchen herab, vom prachtvollen weißen Pfau bis auf die kleinen, bunten Sänger der Wälder entfaltet das Thierreich dort eine Mannigfaltigkeit und Fülle, wie sie nur Java, Sumatra und die übrigen Inseln des Sundaarchipels etwa noch aufzuweisen haben. Das größte und edelste Wild ist jedoch der Elephant, dessen eigentliche Heimath man beinahe nach Ceylon verlegen möchte. Man liebt die Elephantenjagd nicht sowohl wegen des stolzen Bewußtseins, das der Sieg über diesen Riesen der Thierwelt verleiht, als vielmehr wegen der Gefahr, die damit verbunden, wegen der Abentheuer, zu welchen der seltene Scharfsinn des Thieres Veranlassung gibt, und endlich wegen der Oertlichkeit, in welcher die Elephanten gewöhnlich vorkommen. Daher sind die englischen Offiziere auch immer recht erpicht auf Einladungen, welche sie von Gutsbesitzern im Innern zu derartigen Jagdausflügen erhalten. Wir entlehnen die interessante Schilderung eines solchen Jagdausfluges einem englischen Journal, dem sie der Held des Abentheuers selber mittheilte.

„Wir verließen Kandy, die Hauptstadt von Ceylon, um nach Cornegalle zu reiten, das volle 12 Wegstunden von jenem entfernt ist. Der Weg war prachtvoll, und alle Aussichten, die wir genossen, bei Weitem schöner als Alles, was wir bis jetzt an landschaftlicher Schönheit in Ceylon gesehen hatten, besonders die Aussicht von einem Gute, das oben an der Spitze des Gallegeddra-Passes lag. Sobald man sich dem flachen Lande nähert, windet sich die Straße an der Stirn eines Berges hin, und führt dann plötzlich an eine Oeffnung, von wo man in ein liebliches Thal hinunterblickt, das von prächtigen, reichbeholzten Bergen umge-

ben ist. Litte es nicht an Wasser Noth, wie alle Landschaften Ceylons, so könnte man sich nichts Schöneres und Vollkommeneres denken. Als wir uns Cornegalle näherten, erinnerten mich die Wiesen zu beiden Seiten des Weges mit den einzelnen hohen Bäumen darauf, und den weidenden, blöckenden Heerden recht lebhaft an die Parke meiner englischen Heimath. Die Nacht brach ein, bevor wir noch das Ziel unserer Wanderung erreicht hatten, allein die Leuchtkäfer, die in diesem Theile des Landes besonders schön sind, erhellten uns den Weg. Ich fing eines dieser hübschen, kleinen Geschöpfe und setzte es auf meine Uhr, und sein Licht war so stark, daß ich alle Ziffern deutlich unterscheiden konnte. Wir übernachteten in Cornegalle, und ritten am nächsten Morgen um halb sechs weiter nach dem Kraal oder der Elephantenhürde, der etwa noch zwanzig Wegstunden landeinwärts lag. In der ersten Stunde unseres Morgenritts sahen wir wenig von unserer landschaftlichen Umgebung, weil es stark regnete; um sieben Uhr etwa drang jedoch die Sonne durch und brachte uns einen herrlichen Tag. Der Weg oder vielmehr Saumpfad führte auf der ersten Hälfte unserer Tour durch Wiesen und wohlbebaute Felder topfeben hin, auf der zweiten aber durch eine dichte Dschungel, deren kühler Schatten uns in der Gluthhitze des Mittags sehr willkommen war. Ein reicher Blüthenflor zierte die Dschungel und erfüllte sie mit dem herrlichsten Duft. Um Mittag passirten wir ein freundliches Flüßchen, das etwa vierhundert Fuß breit war und in der Sprache der Eingeborenen Dibra Oya heißt; hier war Alles Anmuth und Frieden, hohe Bäume umsäumten das Ufer, beugten sich zum Theil über das Wasser, und badeten ihre niedlichen Zweige darin. Hier hielten wir zum Gabelfrühstück und machten zwei Stunden lang Mittagsrast. Das letzte Viertheil des Weges führte uns längs dem Bette des Flusses Cimdnt-Wenna hin, der zu dieser Jahreszeit ganz trocken war. Um neun Uhr Abends erreichten wir in der Nähe des sogenannten Kraals ein Dörfchen von kleinen Lauben oder Sommerhäusern, die ganz aus den Blättern der Talipot-Palme errichtet waren. Die Zimmer darin waren mit rothem und weißem Tuch behangen, das Meublement aber hatte wenig vor dem Robinsons voraus. Der Bangalös oder Sommerhäuser in diesem Style waren es acht, dabei ein Bazar und mehrere Hütten der Eingeborenen, so daß unsere Jagdstation förmlich ein kleines Dörfchen bildete, das unter den Händen der fleißigen Eingeborenen in wenigen Wochen entstanden war. Vor dem Hause des Gouvernenrs war eine Art Triumphbogen errichtet, der nach der Weise der Eingebornen sehr geschmackvoll mit Kokosnüssen, Ananas und Pisangblättern verziert war. Am andern Morgen erschraken wir nicht wenig über das Trompeten eines Elephanten, der uns ganz auf der Ferse zu sein schien; unsere Bekannten beruhigten uns jedoch mit der Nachricht, es sei nur einer der zahmen Elephanten, welche man hieher gebracht hatte, um sie uns zu zeigen. Er stand gerade vor unserer Thüre, mit seinem Mahout oder Reiter auf den Schultern, und schien ganz zahm, denn er aß Orangen und Pisangfrüchte aus unserer Hand, und schien sich daran recht gütlich zu thun. Es war ein wunderbarer Anblick, zu sehen, wie das mächtige Thier eine große Kokosnuß mit Schale und Basthülse (?) mittelst seines Rüssels in den Mund schob und zerquetschte, wie ein Nußknacker eine Hasel- oder Lambertsnuß zerdrückt haben würde. Dieser Elephant ist schon sehr alt, schon seit mehr als vierzig Jahren im Besitz der Regierung, und ist auf einen Werth von 2000 Rupinen (2400 fl. rhein.) geschätzt. Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich noch eine kurze Schilderung des Kraals selbst und der Art und Weise geben, in welcher man die Elephanten fängt. Der Kraal besteht aus einer viereckigen Einfriedigung, die etwa anderthalb Morgen Dschungel umfaßt und nur eine kleine Oeffnung hat, durch welche die Elephanten eintreten. Die Pallisaden, welche die Einfriedigung bilden, sind etwa 11 Fuß hoch, und am einen Ende derselben erstrecken sich zwei Flügel einige hundert Ellen weit auf jeder Seite der Oeffnung in die Dschungel hinein, so daß sie eine lange, vom Walo verdeckte Mauer bilden, welche die Elephanten — falls sie sich besinnen sollten, den Kraal zu betreten — am Entfliehen nach der Seite hindern soll. Auf der einen Seite der Einfriedigung befindet sich ein erhöhter Stand für die Zuschauer, etwa zweimal so hoch, als die Pallisaden, so daß man den ganzen Raum überblicken kann. Die Männer, welche die Elephanten in die Falle treiben sollen, durchsuchen die Gegend schon einige Tage, bevor die Jagd stattfinden soll, und treiben die Thiere zusammen, welche um diese Jahreszeit, im Juli, die Niederungen besuchen, um eine Pflanze abzuäsen, welche sie sehr lieben. Es ist dieß eine Flachsart, von den Eingeborenen Kurenna genannt, die um diese Jahreszeit gerade reif ist. Sobald die Treiber Elephanten entdecken, zünden sie ihre Fackeln und Feuer hinter ihnen an, und treiben sie nach dem Eingange des Kraals hin, wobei sie natürlich immer in einem Kreise zusammenhalten müssen, damit die Thiere nicht rückwärts ausbrechen. Auf diese Art werden diese bis hart vor den Eingang der Einfriedigung gebracht und hier bis zur eigentlichen Treibjagd ausgehalten, wo man sie zum Eintritt in dieselbe zwingt. Sobald sie im Kraal sind, wird der Eingang desselben gesperrt, und sie sind nun gefangen; natürlich bleiben sie darin nicht ruhig, sondern suchen die Einfriedigung zu durchbrechen, und müssen von den Treibern oft zurückgejagt werden. Sehen nämlich diese Leute, daß der Elephant gegen die Pallisaden des Kraals anrennen will, so schreien sie aus Leibeskräften, und erschrecken die Thiere dadurch so, daß diese bestürzt umwenden und sich nach einer andern Seite drehen, wo es ihnen indeß um kein Haar besser geht. Zweitausend Personen waren in diesem Kraal beschäftigt, und die meisten davon kamen ohne allen Anspruch auf Vergütung, ja sie würden es wohl gewaltig übel nehmen und Augenblicks heimkehren, wenn man ihnen eine solche anbieten wollte. Die Elephantenjagd ist ein Nationalvergnügen, und jeder betrachtet es als besondere Auszeichnung, wenn man ihn zur Theilnahme daran einladet; nebendem sind ja die Elephanten verheerendere Feinde der Landwirthschaft, als bei uns die Wildschweine.

Man hatte uns benachrichtigt, daß das Treiben nach dem zweiten Frühstück, welches in Indien Tiffin heißt, stattfinden solle; wir zogen daher um zwei Uhr sämmtlich nach dem Kraal hinab. Während wir dort noch unter einander plauderten und lachten, erschreckte uns plötzlich ein Geschrei aus der dicht gedrängten Menge, welche den Kraal umgab; uns umblickend sahen wir die Leute in höchster Bestürzung hin und her rennen und einander vor Schreck zu Boden werfen. In einigen Minuten war Alles wieder ruhig und wir erfuhren, daß die Ursache des ganzen Auflaufs nur einer der wilden Elephanten gewesen, der sich von seinen Gefährten getrennt und die Linie zu durchbrechen und zu entweichen versucht hatte. Stunde um Stunde verging und noch immer hörten und sahen wir nichts von den Elephanten. Der Abend brach ein, es dunkelte um 6½ Uhr und wir durften keine Lichter anzünden, damit die Elephanten nicht erschreckt und zum Umkehren veranlaßt werden sollten. Ich muß hier einschalten, daß das Auge des Elephanten Aehnlichkeit mit dem einer Katze hat, so daß er deßhalb bei Nacht besser sieht (?) als bei Tage. Wir mußten daher nicht nur im Dunkeln sitzen, sondern durften auch nicht einmal ein Wort reden, da das Gehör des Elephanten sehr scharf ist. In diesem Zustande saßen wir bis 8½ Uhr, als auf einmal der ganze Platz sich erleuchtete und das nächtliche Schweigen durch ein furchtbares betäubendes Geschrei unterbrochen wurde, das ich noch jetzt zu hören wähne; alsdann ließ sich plötzlich ein lautes Krachen hören und achtzehn Elephanten brachen in den Kraal, den sie in allen Richtungen durchrannten, während sie an verschiedenen Stellen vor Angst und Entsetzen auszubrechen versuchten. Die Einfriedigung war übrigens blitzschnell von den Treibern umgeben, und eine Kette von brennenden Fackeln lohte auf allen Seiten auf, so daß alle Hoffnung zur Flucht vergeblich war, und nach einem fruchtlosen Herumsuchen nach einem Ausgang die arme erschreckte Heerde sich in der einen Ecke des Kraals im Schutze einer dichten Dschungel zusammendrängte und ermüdet und erwartungsvoll in diesem zweifelhaften Zufluchtsorte stehen blieb. Da nun die Nacht schon vollkommen eingebrochen war, wie dieß unter der geographischen Breite von Ceylon der Fall ist, und die Treiber wenigstens vorläufig ihren Zweck erfüllt hatten, die Thiere in dem Kraal zusammenzubringen, so gaben wir für heute die Jagd auf und zogen uns in unsere Bangalo's zurück.

Am andern Morgen frühstückten wir schon vor Tagesanbruch, um ja recht zeitig am Kraal zu sein. Indeß verzögerte sich unser Austritt dorthin doch noch um einige Stunden, und

als wir um zehn Uhr etwa unsern Stand erreichten, fanden wir die Elephanten noch immer auf einem Plätzchen beisammenstehen. Sie hatten sich im ersten Zorn über und über mit Staub bedeckt, schienen aber nun ganz betäubt und ihre Wildheit gebrochen. Auch zwei kleine Jungen waren unter ihnen, die sich immer zwischen die Füße ihrer Mutter flüchteten, und es gewährte einen rührenden Anblick, die zärtliche Sorgfalt zu sehen, mit welcher die Alten Bedacht nahmen, die Jungen nicht mit ihren ungefügen unbehülflichen Füßen zu treten.

Bald nach unserer Ankunft wurde der Eingang zu dem Kraal vorsichtig geöffnet und sechs bis acht zahme Elephanten, mit ihren Reitern oder Mahouts auf dem Rücken, hineingelassen. Dieß schien die wilden Elephanten einigermaßen bestürzt zu machen, denn sie stellten sich alsbald in eine Art Schlachtordnung und rüsteten sich zu einem Angriff. Die zahmen waren indeß hierauf vollkommen gerüstet und drangen immer weiter vor, wobei sie einige große Bäume niederwarfen und unter den Füßen zertraten, was die wilden Thiere in dem Maße erschreckte, daß sie augenblicklich umkehrten und ihre frühere Stellung wieder einnahmen. Etliche von den zahmen Elephanten rückten nun vorsichtig auf sie zu und hinter ihnen her etliche der Jäger mit den Schlingen, um den Fang zu beginnen. Im selben Augenblick, wo die wilden Elephanten ihre zahmen Brüder herankommen sahen, machten sie einen Angriff auf diese, aber einer der Jäger warf einem der größten von ihnen eine Schlinge um den Hinterfuß, deren anderes Ende um den Hals eines der zahmen Elephanten befestigt war. Kaum war dieß geschehen, so trieb der Mahout desselben sein Thier an, das nun aus Leibeskräften anzog; das gefangene Thier machte verzweifelte Versuche zu entspringen, allein Alles war vergebens und es warf sich am Ende verzweiflungsvoll auf den Boden nieder, als einer der zahmen Elephanten noch hinter ihm her kam und es mit seinen Stoßzähnen angriff. Sobald es sich nun selbst für verloren gab, fielen etliche Jäger über dasselbe her und banden es, was das Thier ohne allen Widerstand geschehen ließ. Seine Hinterfüße wurden zuerst durch Schlingen mit einander verbunden und dann an einen starken Baum geknüpft; seine Vorderfüße wurden dann auf dieselbe Weise behandelt, nur nicht durch Schlingen mit einander verbunden. Als der Elephant ganz geknebelt war, warf er sich von Neuem auf den Boden und blieb hier zwei oder drei Stunden erschöpft und verzweiflungsvoll liegen. Es gewährte einen rührenden Anblick, den Schmerz zu sehen, welcher sich in dem klugen Auge des Thieres aussprach. Es bedeckte sich ganz mit Staub, den es mit seinem Rüssel sammelte und über sich ausstreute; von Zeit zu Zeit brachte es auch die Mündung seines Rüssels in die Kehle und saugte aus irgend einem inneren Behälter einen Wasservorrath(?), mit welchem es die ganze Oberfläche seiner Haut übergoß. Daraus schien mir hervorzugehen, daß der Elephant wie das Kameel mit einem derartigen inneren Behälter versehen ist. Ob ein solcher aber beim Elephanten so beschaffen und gelegen ist wie bei jenem Thiere, weiß ich nicht zu sagen. Das Einfangen und Knebeln dieses Elephanten dauerte eine halbe Stunde, aber die Aufregung und Theilnahme, welche dieser Anblick in uns erregte, fesselte unsere Aufmerksamkeit so, daß wir darauf hätten schwören mögen, es habe nur eine halbe Minute Zeit gekostet.

Auf dieselbe Weise wurden sechszehn von den herzugetriebenen Elephanten in Schlingen gefangen und geknebelt. Sie waren so scheu und zaghaft geworden, daß die meisten Zuschauer in den Kraal kamen, um den Gefangenen Haare aus den Schweifen zu raufen, welche man als Andenken an einen solchen Sieg mitnimmt, um sich Armbänder, Ringe u. dergl. daraus flechten zu lassen. Ich muß gestehen, es war einer der wehmüthigsten Anblicke, die ich je erlebt habe, diese armen Geschöpfe, die wahren Riesen der Waldung, hier so hülflos und entmuthigt zu unsern Füßen zu sehen, mit Staub bedeckt, in jeder Miene Zerknirschung und stumpfsinnige Verzweiflung. Die Einen lagen wie todt am Boden, die Andern lehnten sich erschöpft gegen die Bäume und schienen mit dem Verlust ihrer Freiheit auch all' ihren Muth, Verstand und Hoffnung gänzlich verloren zu haben. Als man hernach einen davon losließ, schien dieser noch immer ganz betäubt zu sein, wagte sich nicht zu rühren und geberdete sich wie im Traume, als man ihn zum Ueberfluß noch muthwillig mit einer spitzen Stange quälte. Die beiden Jungen hatte man laufen lassen, weil sie in dem Alter ware[n] ... her zu erhalten vermochten, und weil sie jeden ... dürfnisse des Kriegs oder des Transportes noch ... Kraft hatten. Da nämlich der Elephant zu seinen ... lich etwa einen Centner Reis bedarf, kann man nich[t] ... ken, solche Junge aufzuziehen, wie Hausthiere. E... Kraft des Elephanten ist, so leicht läßt er sich verhä[ltnißmäßig] ... zähmen; der seltene Verstand dieses Thieres sagt ihm, ... Mensch unter allen Umständen sein Herr ist; Hunger ... lohnungen, Lob und Tadel, besonders aber das Zusam[menleben] mit einer Heerde zahmer Elephanten, brechen gar bald ... türliche Wildheit und machen aus ihnen ebenso fügsam[e] ... nutzbare Hausthiere. Im Anfang trägt man besonders S[orge] ... das Naturell des Thieres durch reichliche Nahrung, durch häu[fige] Begießung mit Wasser, durch Verabreichung von Reis, nach d... sie sehr lüstern sind, und durch ähnliche Mittel zu sänftig[en]. Schlagen diese gütlichen Mittel fehl, so knebelt man das Thi[er] im Schlafe, läßt es hungern, erschreckt es durch Gewehrsalve[n] u. dergl., bis es seinen Herrn und Meister im Menschen erkenn[t] und sich gutwillig gefallen läßt, daß man es sattelt und daß der Mahout es durch Worte und durch seine langen Haken lenkt. Manche Elephanten sind freilich so störrisch, daß man sie Jahre lang durch gütliche Mittel zu zähmen versucht, ohne diesen Zweck ganz zu erreichen; allein auch diese weiß man zu gewinnen und hat dafür ein besonders wirksames Mittel in ihrer Empfänglichkeit für Lob oder Belohnung durch Leckerbissen ꝛc., und ein Thier, dessen Starrsinn durch keinerlei Zwangsmittel, wie Hunger, Schläge u. s. w. zu brechen war, ergibt sich oft gutwillig in sein Schicksal, wenn man ihm, wie so gefügigeren Brüdern, die prächtige bunte Decke überhängt, mit welcher die Eingalesen (Eingeborenen von Ceylon) ihre Hauselephanten aufzuzäumen pflegen. Ist freilich trotzdem an einem solchen Elephanten sozusagen Hopfen und Malz verloren, so bleibt nichts Anderes übrig, als dem Thier seine Freiheit wieder zu geben oder es zu tödten. Für frisches Wasser, mit welchem man sie übergießt, oder das man ihnen zum beliebigen Gebrauche vorsetzt, sind die Elephanten besonders dankbar, da ihre spröde, rissige Haut unter der Einwirkung des glühenden, asiatischen Himmels ohne stete Befeuchtung leicht aufspringt, und die dadurch entstandenen Schrunden durch ihre Eiterung und durch das Ungeziefer, welches sich in ihnen festsetzt, dem Thiere außerordentlich schmerzhaft sind. Die Vorenthaltung des Wassers ist daher auch eines der wirksamsten Mittel, womit die Eingalesen diese mächtigen Riesen des Thierreichs bändigen.

Ein solcher Kraal, dessen Herrichtung natürlich mit bedeutenden Kosten verknüpft ist, wird oft Jahrzehnde lang mit Erfolg benützt. Nimmt man an, daß ein erwachsener, kräftiger Hauselephant durchschnittlich mit 180 — 200 Pfund Sterling bezahlt wird, so läßt sich leicht nachrechnen, daß sich der Fang von einem Dutzend solcher Thiere sehr gut bezahlt macht, um so mehr, als die Herrichtung des Kraals beinahe die einzige Auslage bildet, die sich aber dem Unternehmer auch durch die Menge von Waaren bezahlt macht, welche er bei dem Zusammenfluß so vieler Schau- und Jagdlustigen in dem von ihm aufgeschlagenen Bazar absetzt. Eine Elephantenjagd ist, wie wir schon oben gesagt, bei den Eingalesen eine Art Volksfest, wie in England die großen Wettrennen, und es bedarf kaum einer öffentlichen Ankündigung, um eine ungeheure Menschenmasse herbeizulocken. — Auf dem Rückwege waren wir so glücklich, den berühmten Botaniker Gardiner zum Reisegefährten zu erhalten, in dessen Begleitung die unbedeutendste Pflanze oder Blüthe für uns ein hohes Interesse gewann, da er uns immer etwas Interessantes oder Belehrendes über sie zu sagen wußte. Auf unserer Rückreise nach Kandy entdeckte er auch wenige Meilen von Cornegalle den sogenannten Gift- oder Boan-Upasbaum, den man noch nie zuvor auf Ceylon gefunden hatte. Bei unserer Rückkehr nach Kandy war ich, trotz alles Interesses, das mir die Elephantenjagd eingeflößt hatte, dennoch recht froh, wieder aus dem Bereich dieser Dschungelfürsten zu sein, denn noch Wochen lang wähnte ich im Traume das Trompeten und Geschrei dieser riesigen Thiere zu vernehmen, und ward mehr als einmal durch die lebhafte Erinnerung an das Gesehene aus dem Schlafe erweckt.

K. Müller.





Prag.

(Taf. 13.)

In einer romantischen Hügelgegend des mittleren Böhmens erhebt sich, zu beiden Seiten der Moldau, in großartiger Ausdehnung, eine altersgraue, ehrwürdige, vielgethürmte Metropole, die schon von weiter Ferne durch ihre imposante Lage, die Menge ihrer stolzen Thürme und Prachtgebäude, die Neugier und Bewunderung der Reisenden auf sich zieht. Es ist Prag, der alte, mehr als tausendjährige slavische Königs- und Kaisersitz, die Hauptstadt Böhmens und, hinsichtlich ihrer Größe, Schönheit und imposanten Lage die dritte Stadt Deutschlands, und die zweite der österreichischen Monarchie. Bedeutsame, an Roms älteste Mythen erinnernde Sagen knüpfen sich an Prags Gründung; die wichtigsten Momente der deutschen Geschichte sind seit den halbverklungenen Sagen der Libussa, die eine zweite Dido um das Jahr 690, den Grund zu dem Prager Schlosse gelegt haben soll, nachdem ihr Vater Krok bereits die Burg Wyschehrad erbaut hatte, an den Mauern der Stadt vorübergegangen; sie war der Entwicklungsort der Regentenhoheit von mehr als dreißig herzoglichen und königlichen Beherrschern aus dem Stamme der Premysliden, welchen unmittelbar drei berühmte luxemburgische Kaiser folgten; sie war die Mutter sämmtlicher deutschen Hochschulen, leider aber auch der unselige Herd, von welchem sich die Flammen des hussitischen, dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges über entfernte Länder ergossen. Die geschichtliche Bedeutung der Stadt drängt sich dem Besucher derselben in jeder Straße, auf jedem öffentlichen Platze entgegen, und mannigfaltig wechselnde Bilder von patriarchalischen Sittenzügen, fürstlichen Großthaten und Thronstreitigkeiten, feierlichen Kanonisationen, glänzenden Turnieren, fanatischen Judenverfolgungen, Hussitenstürmen, Scenen des empörten Bürgerthums, blutigen Landtagen, Fensterstürzen, Schwedenbelagerungen, Feuersbrünsten und Pesten, ziehen hier bei Betrachtung der Stadt am inneren Auge des Forschers vorüber. Schon vor bald tausend Jahren nennt uns die Geschichte hier zwei „Residenzstädte," Wyschehrad am rechten, Prag am linken Moldauufer, jenes auf dem Libin-, dieses auf dem Swinin-Berge erbaut; während die eigentliche Stadt, die jetzt eine große Einheit bildet, als eine Mehrheit von Vorstädten, Dörfern und Gehöften auf den Abhängen der Hügel und im Flachlande lag. Der Name Prag selbst wird zuerst von auswärtigen Geschichtschreibern genannt, als Herzog St. Wenzel im Jahre 928 die Stadt gegen das Heer Kaiser Heinrich des Voglers in Vertheidigungsstand setzte, und von 968 an erscheint derselbe ausdrücklich auf böhmischen Münzen, ein unumstößlicher Beweis, daß schon damals geregelte städtische Verhältnisse stattfinden mußten. Gleich andern alten großen Städten hatte Prag zunächst der kirchlichen Hierarchie seinen frühesten Aufschwung zu danken. Noch vor Errichtung des Prager Bisthums baute Herzog Spitignew I. im Jahre 892 die Marien- und älteste Hofkirche am Teyn, und von da an bis zum Jahre 1100 traten eine Menge Kirchen, Klöster und Abteien in's Dasein; von 1156 an nahmen vier berühmte geistliche Ritterorden hier in kurz auf einander folgenden Zeiträumen ihren Sitz, und die beiden letzten derselben, die deutschen Ritter und die Templer, bildeten zu beiden Seiten der Königshofer Residenz eine landesfürstliche Leibwache. Durch mehrere ereignißvolle Jahrhunderte arbeitete sich Prag empor, bis zur Zeit Ottokars II., der durch Umschaffung der älteren Statutarrechte den Wendepunkt einer besseren Kulturepoche herbeiführte. Mehr leistete noch Kaiser Karl IV., dessen Lieblingssitz Prag war, und denselben zu einem Glanz- und Reichthum emporhob, der zu jener Zeit die größten Städte Deutschlands überstrahlte. Nicht nur daß Karl durch die Anlegung der Neustadt und der ausgezackten Kleinseitner Weichbildmauer den Flächenraum der Stadt um die Hälfte erweiterte, neben der ruinirten alten eine neue kolossale Steinbrücke aufzuführen begann, und dem Binnenverkehr ein regeres Leben verlieh, war er es, der durch die Stiftung der Universität, im Jahre 1348, zuerst einer wissenschaftlichen Thätigkeit Eingang verschaffte, und außerdem durch wohlthätige Munizipaleinrichtungen, wie unter Anderen durch die allmählig erfolgenden Ansiedelungen byzantinischer Maler, niederländischer Architekten, burgundischer Weinbauern, kalabresischer Gerber, ja sogar persischer Kunstweber, den Kunst- und Gewerbfleiß zu heben trachtete. Die ihm folgenden Herrscher vernachlässigten die Metropole nicht, und so wurde Prag zu dem, was es noch ist, zur dritten Stadt des gesammten deutschen Vaterlandes.

Mit drei Kreisen gränzend, gehört Prag selbst zu keinem der sechzehn Kreise Böhmens, sondern bildet für sich, mit Ausschluß des Wyschehrad und der Vorstädte, eine eigene Stadthauptmannschaft. Der Umfang der Stadt beträgt gegen vier Stunden, und ihr längster Durchmesser, vom Spitalthor bis zum Strahöfer- oder Reichsthor etwas über eine Stunde. Sie ist auf allen Seiten von starken Festungswällen umgeben, durch welche acht Thore führen, und wird von Süden gegen Norden von der Moldau durchströmt, die im Mittel 180 Klafter breit ist, und innerhalb und gleich unterhalb der Stadt mehrere Inseln bildet, von denen die Schützen-, Färber- und Hetzinsel die bedeutendsten sind. Prag wird in vier Hauptviertel eingetheilt. Am rechten Ufer der Moldau liegt die düstere, enge Altstadt, oder das erste Stadtviertel, mit der häßlichen Judenstadt, und die freundlichere Neustadt, oder das zweite Hauptviertel; jene in der Ebene, diese in wenigstens dreimal größerer Ausdehnung theilweise auf Hügelrücken erbaut, und am äußersten Endpunkt im Süden durch die Citadelle Wyschehrad begränzt. Durch die alte steinerne und die Kettenbrücke wird die Altstadt mit dem dritten Hauptviertel oder der Kleinseite verbunden, die am linken Ufer der Moldau den Fuß der Laurentius-, und weiterhin den Abhang des Schloßbergs bedeckt, auf dessen Gipfel die Krone der alterthümlichen Stadt, der

Hradschin, als vierter Stadttheil sich erhebt. So erscheint Prag seiner Hauptmasse nach zwar in das Moldauthal hineingedrängt, aber auch auf zwei entgegengesetzten Seiten symmetrisch über langgezogene Bergrücken ausgedehnt, und gewährt daher von jeder Seite, man mag es von der Umgebung oder von irgend einem Standpunkt aus seiner eigenen Mitte beschauen, jedesmal einen unvergleichlich interessanten Anblick. — Die alte steinerne Moldaubrücke ist ein berühmtes Bauwerk des Mittelalters, hat 1790 Fuß Länge, ist 35 Fuß breit und 42 hoch, ruht auf 18 Pfeilern, ist mit 29 Statuen und Gruppen von Heiligen geziert, und an beiden Enden mit alten, ehrwürdigen Thürmen, dem Altstädter und Kleinseitner Thurme besetzt. Prag hat viele kurze, krumme, großentheils enge Straßen und Gassen, erhielt aber in der neuesten Zeit sehr bedeutende Verschönerungen, und das alte Prag scheint von Neubanten bald überflügelt zu werden; die neuen Prachtstraßen schneiden bereits tief ein in die alten Viertel der Stadt, vor deren Thoren glänzende Vorstädte auftauchen; die Giebelhäuser verschwinden immer mehr, und die ältesten Straßen nehmen neue Häuserfronten an. Bald werden es nur noch die alten Burgthürme, Klöster und Kirchen allein sein, welche Prag vor jenem modernen Anstriche bewahren, der uns namentlich in Wien und Berlin vergessen läßt, daß diese Städte auch eine Geschichte haben. — Die Plätze sind wie in Wien zum Theil nur erweiterte Gassen, aber geräumiger; die Häuser sind meistens massiv, in manchen Theilen mehr zusammengedrängt, in andern durch große, anmuthige Gärten von einander geschieden. Man zählt in Prag im Ganzen 3327 Häuser, welche 280 benannte Plätze und Gassen bilden, 48 Kirchen, 9 Synagogen, und mit Einschluß der regelmäßigen Garnison von 11,036 Mann, eine Bevölkerung von 120,000 Köpfen. Rechnet man aber das an die Stadt gränzende Städtchen Wyschehrad und die mit ihr verbundenen Dörfer Karolinenthal und Smichow noch mit zur Hauptstadt, so beläuft sich die Bevölkerung auf mehr als 128,000 Seelen.

Die Altstadt, mit 978 Häusern und 33,000 Einwohnern, am rechten Ufer der Moldau, ist der einzige Stadttheil, der auf einer Fläche liegt, und durch diese Lage und die größtentheils engen und winkligen Straßen nur wenig begünstigt, aber am dichtesten bewohnt ist. Auf- und abwärts von der Stein- und Kettenbrücke ist das Moldauufer durch Anlegung von Kais sehr glücklich zur Verschönerung der Altstatt benutzt. Dieses Viertel ist der eigentliche Mittelpunkt der Stadt, enthält das regste Leben, und ist der Sitz des Magistrats, des Generalkommando's, der Polizeidirektion, der Universität und der Nationalbühne. Die Werkstätten und Gewölbe der Gewerbs- und Handelsleute, so wie der hier befindliche Juden- und Christentandelmarkt verursachen hier den meisten Zusammenfluß von Menschen, und bei den meisten Häusern ist hier der Mangel an Flächenraum größtentheils durch die Höhe ersetzt. Der große Ring, einer der ansehnlichsten Plätze in Prag, ist ein unregelmäßiges, von hohen Häusern umgebenes Viereck, dessen Mitte die Hauptwache einnimmt, und welches überdies mit einer hohen Mariensäule und einem alten, marmornen Springbrunnen geziert ist; der kleine Ring, durch eine kurze, breite Gasse mit dem großen Platze verbunden, und ein unregelmäßiges Dreieck bildend, so wie der Brückenplatz vor dem Brückenthurm und der Kohlmarkt, verdienen unter den übrigen Plätzen bemerkt zu werden. Zu den lebhaftesten Straßen gehören: die Jesuitengasse, die, obgleich ziemlich eng, krumm und finster, mit Hunderten von eleganten Verkaufsgewölben angefüllt ist; die Eisengasse; die sehr geräumige und malerische Ritterstraße, und die Zeltnergasse. Von den Kirchen der Altstadt sind sehenswerth: die Theinkirche, eines der wichtigsten Gebäude böhmischer Vorzeit, mit schönen Gemälden und den Grabdenkmalen Tycho de Brahe's, Hammerschmidts ꝛc.; die enge und finstre St. Jakobskirche, mit dem 30 Fuß hohen, marmornen Grabmale des Malteser-Großpriors Wratislaw von Mitrowitz; die schöne Kreuzherrenkirche, mit guten Fresko- und Oelgemälden, nebst unterirdischer Kapelle; die St. Egydiuskirche mit großartigen Plafondfresken, und die St. Galluskirche, in welcher Johann Huß seine Glaubensmeinungen verkündete. An andern interessanten Gebäuden bietet die Altstadt: das Rathhaus, am großen Ring, das neuerer Zeit in gothischem Geschmack umgebaut wurde; das Clementinische Kollegium, ein Gebäude vom größten Umfange, das außer mehreren Beamtenwohnungen, die Hörsäle der Theologie und Philosophie, das Alumnat, die St. Clemens- und St. Salvatorskirche, die Welsche- und Spiegelkapelle, das akademische Gymnasium, die Universitätsbibliothek, die Sternwarte, das Münz-, Naturalien- und physikalische Kabinet, die Akademie der zeichnenden Künste, die erzbischöfliche Buchdruckerei, die Normalschulbuchhandlung, einen Garten und sieben größere und kleinere Höfe enthält; das Karolinum, das eigentliche Universitätsgebäude, in welchem sich die juristischen und medizinischen Hörsäle, das anatomische Theater, das chemische Laboratorium und naturhistorische Sammlungen befinden, und ihm gegenüber ist das ständische Nationaltheater; außerdem enthält die Altstadt das technische Lehrinstitut, das Musikkonservatorium im ehemaligen Klostergebäude der Dominikaner, das Münzgebäude, und die Paläste der Fürsten Colloredo und Kinsky, und der Grafen Clam-Gallas, Wratislaw ꝛc.; den Freunden des Alterthums sind zu empfehlen: der Annahof, als Sitz der Templer, das alte Gericht und der ehemalige Judenfreithof. Spaziergänge kann die Altstadt keine aufweisen, da fast alle Gärten, Kirchhöfe ꝛc. in Bauplätze verwandelt sind. Die Altstadt hat, von der Neustadt rings umgeben, keine Thore, dagegen im nordwestlichen Winkel die labyrinthische Judenstadt, die Schattenseite Prags, ein Gewirr von krummen, winkeligen Gassen mit 278 hohen, unansehnlichen Häusern, wo oft in einer Stube zwei Familien wohnen, und bei 6900 Juden zusammengedrängt sind. Bemerkenswerth sind hier: das Rathhaus, worin die Vorsteher die israelitischen Angelegenheiten verhandeln, 9 Synagogen, von denen

die Altschule ein schönes Denkmal altdeutscher Baukunst, und das jüdische Kranken- und Waisenhaus.

Wenn man aus der Altstadt heraustritt, hat man den ehemaligen Graben, der sonst ihr ganzes Gebiet umgab, vor sich, in welchem der herrliche Roßmarkt, dieser wahre Corso von Prag, rechtwinkelig einmündet; er ist jetzt zu anmuthigen Spaziergängen umgeschaffen, und verbindet auf diese freundliche Weise die Neustadt, welche den ganzen südöstlichen Bogen der Altstadt umgibt, und sich südlich weiter am Flusse bis zum hohen, befestigten Wyschehrad hinzieht. Diese Gegend ist es vorzüglich, welche im Innern weitläufige Gärten und Weinberge enthält, während die Außenlinien von Festungswerken eingeschlossen sind.

Die **Neustadt** ist der bei weitem umfangreichste Stadttheil Prags, und enthält 1345 Häuser und 57,000 Einwohner. Karl IV., der Gründer derselben, maß selbst die Gassen aus, bestimmte die öffentlichen Plätze und wies die Stellen für jedes einzelne Stadtthor an. Die Lage der Stadt, besonders die der oberen Neustadt, die sich auf sanften Anhöhen hinzieht, ist frei und gesund; die Straßen sind schön und breit, die Plätze geräumig, selbst riesenhaft, wie der Viehmarkt, der bei einer Breite von 80 Klaftern ein Länge von 280 Klaftern hat, und die Häuser sind weniger hoch als in der Altstadt. Die Neustadt enthält 16 Kirchen, 3 Kapellen, 2 protestantische Bethäuser und 5 Klöster. Unter den Kirchen ist die Karlshöfer Marienkirche, ihrer reichen Goldverzierungen und ihrer wundervollen Kuppel halber merkwürdig; die Kirche zu Maria Schnee fällt durch ihre beinahe thurmhohe Wölbung vor andern Stadtkirchen in's Auge; die Stephanskirche, die St. Hieronymuskirche in Emans, und die St. Heinrichskirche zeigen schöne Altargemälde. Alle Heil- und Versorgungs-Anstalten Prags, so wie die Garnison, sind in diesem Stadttheile untergebracht, und zahlreiche elegante Hotels, so wie das Hauptzoll-, Gefällen- und Postamt liegen in diesem Bezirke. In der Pflastergasse findet man verhältnißmäßig die meisten Adelspaläste, auf dem Graben und am Roßmarkte die schönsten Bürgerhäuser, auf dem sogenannten Poriz aber, dem Zderas und dem Windberge, wahre Bettlerniederlassungen, die ärmlichsten, elendesten Gebäude der böhmischen Metropole. Die Fortifikation der Neustadt, deren Wälle zu einladenden Promenaden benutzt sind, hat vier Thore, das Spittel-, Neu-, Roß- und Kornthor nöthig gemacht, die sämmtlich zu den interessantesten Umgebungen der Stadt, nach der Hetzinsel, der Vorstadt Karolinenthal, dem Zizkaberg und in's Nußlerthal führen. Der Wyschehrad ist blos nur noch der Citadelle wegen interessant, und schaut ruinenartig vom Felsen herab. Man zeigt hier das Grab der Libussa.

Auf dem linken Moldauufer bilden der Laurentius- und Schloßberg einen reizenden Halbmond, und umschließen ein mit den freundlichsten Häusern gefülltes Thal, welches unter dem Namen der **Kleinseite** bekannt ist, und das dritte Stadtviertel Prags bildet. Es ist bedeutend kleiner, als die Altstadt, und zählt 534 Häuser und 19 000 Einwohner. Die Kleinseite enthält viele ansehnliche Gärten, schöne Paläste und hohe Häuser, und sieht sehr großstädtisch aus. Die bedeutendsten Plätze sind hier: der zum Wochen- und Jahrmarkt dienende große Ring, und der mit ihm doppelt verbundene welsche Platz, die zusammen mit der Brücken-, Karmeliter- und Sporngasse das Herz des ganzen Stadttheils bilden; und sehenswerth sind insbesondere: die geräumige, prächtig verzierte St. Niklaskirche; die Augustinerkirche mit zwei herrlichen Altarblättern von Rubens; die Malteser-Stiftskirche, wegen der alten Gothik, und die mit Fuhrich'schen Fresken gezierte St. Raphaels-Kapelle. Der gräflich Waldstein'sche Palast ist in altrömischem Style gebaut, und enthält einen schönen, für Jedermann offenen Garten. In den Palästen der Fürsten Lobkowitz und Fürstenberg findet man namhafte Bibliotheken, und in dem des Grafen Nostitz auch noch eine reiche Bildergallerie, Münz- und Antikensammlung. Die Spaziergänge in diesem Theile der Stadt sind nicht besonders zahlreich, aber sehr schön, vor Allem die hochliegende Hasenburg, von welcher man eine reizende Fernsicht beinahe über alle Stadttheile genießt, und der durch den ehemaligen Jesuitengarten nach dem Belvedere führende Bergpfad. Die Umgebungen der Kleinseite, die nur ein einziges Thor hat, sind ungemein schön, und besuchenswerth vor Allem die in edler Architektur am Abhange des Laurenziberges aufgeführte Villa Kinsky mit ihren großartigen Gartenkulturen, der gräflich Clamische Ziergarten, der Park Zibulka, der botanische Garten, und weiter entfernt das romantische Kuchelbad.

Auf dem Schloßberge breitet sich der Hradschin aus, zwar der kleinste, aber seiner hohen Lage wegen, zumal was die Vorderseite betrifft, der schönste unter den Stadttheilen Prags, und durch zahlreiche Kommunikationen mit der Kleinseite verbunden. Er enthält 192 Gebäude, worunter eine große Anzahl schöner Paläste, und 5000 Einwohner. Große Plätze, namentlich der von einer vierfachen Baumreihe beschattete Hradschiner-, der Loretto- und der Pohorelezer-Platz, und insbesondere der dritte Burg- und der Georgi-Platz, in deren freier Mitte der Veitsdom seine majestätischen Zinnen erhebt, geben dem Hradschin ein sehr geräumiges, und die vielen Kirchen und Paläste ein überaus stattliches Ansehen. Das wichtigste Gebäude dieses Viertels, so wie das vorzüglichste von ganz Prag, ist die königliche Burg, die wegen ihres Umfanges und der eben so schönen als gebieterischen Lage in Europa wenig ihres Gleichen hat. In der That ist der Eindruck dieses durch wahre Größe erhabenen, durch edle Einfachheit, so wie durch sparsam, aber großartig angebrachte Zierden überraschenden Herrschersitzes, auf dem Gipfel eines weithin schauenden Hügels, durch Worte schwer zu schildern. Unter den 440 Zimmern, die seine ehrwürdigen Räume füllen, sind prachtvoll verzierte, und mit trefflichen Schildereien berühmter Maler geschmückte Säle, und außer ihnen verdienen die prächtigen Fresken und Bildwerke der Schloßkapelle, so wie die Springbrunnen und Bildsäu-

len der drei Burghöfe alle Aufmerksamkeit. Herrliche Gärten dehnen sich hinter der Burg aus, und durch einen bedeckten Gang steht sie mit der alten, ehrwürdigen, noch unvollendeten Metropolitankirche St. Veit in Verbindung, in welcher die Grabmäler vieler Kaiser und Könige sind, deren kostbarstes aber das des heiligen Johann von Nepomuk, und das des heiligen Wenzel ist, zu welchen jährlich viele Tausende Gläubige aus allen Theilen Böhmens, Mährens und Schlesiens wallfahrten, um die Feste dieser beiden Landespatrone andächtig zu begehen.

Reich an öffentlichen Bildungsanstalten, Klöstern und Stiftern, ist Prag zugleich der Centralsitz der Regierungsverwaltungen von Böhmen, Sitz eines Erzbischofs und des General-Großmeisters des Kreuzherren-Ordens. Hinsichtlich des Handels, besonders des Speditionshandels, ist Prag die Perle Böhmens; unter den Industrieanlagen, die hier betrieben werden, sind aber nur die Kattundruckereien, die Hut- und Handschuh-Manufakturen, und die Zündhütchen-, Gewehr- und Spieluhrenfabriken von Bedeutung.

Die Umgebungen der Metropole sind reich an lieblichen, malerischen Punkten; überall Naturfülle und der dem Auge so wohlthuende Wechsel: hier fruchtbare Ebenen, benetzt von den Wellen des herrlichen, mit Schiffen und Dampfbooten befahrenen Moldaustromes, von dunklen Alleen durchzogen, von Eisenbahnen durchschnitten, und mit grasreichen Wiesen, bunten Fluren und Matten übersäet, dort die sich über einander erhebenden Hügel, Berge und Felsenmassen, bedeckt mit Hütten, Landhäusern und Lustschlössern, und dazwischen die duftigen, prangenden Thäler.

Unsere Tafel zeigt in ihrer oberen Hälfte die reizende Hauptstadt des alten Slavenreiches von unterhalb der Moldaubrücke an gesehen, und zwar zur Linken die **Altstadt**, zur Rechten die **Kleinseite** und den Laurentiusberg; die untere Hälfte den auf dem Schloßberge gelegenen **Hradschin**. 10.

Wie es beim Walfischfang hergeht.

Geschildert durch Olmsted.

Eine durchaus nordamerikanische Geniereise aus „Gesundheitsrücksichten“ wurde vor einigen Jahren von einem Bürger der Vereinigten Staaten, Namens **Olmsted**, nach dem stillen Meere, und zwar auf einem Walfischfänger, unternommen. Muß man gestehen, daß eine Idee dieser Art, welche ein Heilverfahren, das man im gewöhnlichen Leben eine Pferdekur nennen könnte, sich vorschreibt, nur in dem Kopfe eines Bruder Jonathan entstehen und sich ausbilden konnte, so darf man doch auch nicht vergessen, daß der abentheuerliche Geist, das Bedürfniß der Veränderung, die Begier nach außerordentlichen Ereignissen wovon mehr als jede andere Menschengattung die britisch-amerikanische Rasse behaftet ist, zu dem vorgedachten eigenthümlichen Entschlusse das Ihrige beigetragen hat. Jedenfalls hat das Gebiet der Reisen, ja selbst die geographische Wissenschaft diesem Tick einige interessante persönliche Beobachtungen über den Walfischfang und verschiedene, nicht unwichtige Oertlichkeits-Angaben zu verdanken.

Das Schiff, der „Nordamerikaner,“ auf dem sich Olmsted einschiffte, verließ den Hafen Neu-London, im Staate Connetticut, den 11. Oktober 1839. Es war ein Freitag, und da bei der Abreise einige kleine, obgleich unbedeutende Zufälle sich ereigneten, ermangelte die Mannschaft nicht, diese dem Einflusse des verhängnißvollen Tages zuzuschreiben. Woran es eigentlich liegen mag, daß alter Aberglaube so schwer sich ausrotten läßt, ist weniger erstaunlich auf der See, als auf dem festen Lande. Das kleinste, an sich unwesentlichste Ereigniß, kann dort die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen, während hier, wo man noch sichern Boden unter sich hat, dieselben Beweggründe nicht obwalten, welche dem Menschen seine ganze Schwäche und Vergänglichkeit fühlbar machen.

Ein reicher Schiffsausrüster, in der Absicht, das abgeschmackte Vorurtheil zu beseitigen, ließ den Bau eines großen Schiffes an einem Freitag beginnen. Ebenfalls an einem Freitag wurden die Masten aufgerichtet, der Bau beendet und das Schiff von Stapel gelassen. Es erhielt den Namen „Freitag“ und stach an einem Freitag in See. Leider kehrte es von seiner ersten Reise nicht zurück, und man hat nie gehört, was aus ihm geworden ist.

Der „Nordamerikaner“ war glücklicher. Als trefflicher Segler, mit 31 Mann an Bord, und in Ueberfluß mit Allem versehen, was zu einer längern Reise nothwendig ist, stach er mit den besten Hoffnungen in See. Zu Walfischfängern werden gewöhnlich die besten Fahrzeuge gewählt, und ihre Mannschaft, wie die Anführer derselben, bestehen aus erprobten Leuten. Die Unternehmer sparen nichts, was irgend nothwendig oder nützlich für den von ihnen beabsichtigten Zweck sein kann. Ein Walfischfänger, der mehrere Jahre hinter einander von einem Pol zum andern sich begeben soll, muß eine kleine Welt sein, und in sich selbst alle erdenklichen Hülfsmittel bergen, von der feinen Nähnadel bis zum gröbsten Anker, der oft erneuerten Versorgungen nicht zu gedenken, welche in jedem nur irgend erreichbaren Hafen vorgenommen werden.

Jeder Walfischfänger hat vier bis fünf Fangboote bei sich, die eben so leicht als fest gebaut sind, und allen Bedingungen der Schnelligkeit und der Dauer entsprechen. Jedes Boot dieser Art wird von vier bis sechs Ruderern in Bewegung gesetzt. Außer diesen befindet sich noch ein Harpunier darin, der an das Vordertheil zu stehen kommt, und ein Steuermann, welcher den Nachen, der eine Länge von etwa zwanzig Fuß hat, regiert.

Die vorzüglichsten Angriffswaffen, deren man sich gegen den Leviathan unserer Zeit bedient, sind: 1) die

Harpune von starkem Eisen, etwa vier Fuß lang, mit zurückgebogenen Spitzen, außerdem mit einem hölzernen Stiel, woran man sie ergreift, um sie zu schleudern, und woran ein starker, lederner Riemen befestigt ist, durch den ein langer Strick oder eine Leine läuft, welche sich mit Leichtigkeit von einer Winde abhaspelt; 2) die Lanze, von 12 bis 13 Fuß Länge, mit einer scharfen, länglichrunden Stahlspitze; 3) die Schaufel, bestehend aus einer dreieckigen, nach allen Seiten scharfen Klinge, welche ebenfalls in einem Holzstiel befestigt ist. Mit dieser letzten Waffe versetzt man dem Walfisch, wenn er der Harpune wieder zu entrinnen sucht, und noch nicht vollkommen getödtet ist, einige Schläge auf der Stelle, wo Körper und Schwanz zusammenstoßen. Ein solcher Angriff ist gewöhnlich entscheidend, erfordert jedoch eben so viel Kaltblütigkeit als Geschicklichkeit. Die eben angedeuteten Gegenstände liegen auf dem Boden des Nachens, und zwar in der Art, daß man sich eines jeden derselben augenblicklich bedienen kann.

Die Mannszucht auf einem amerikanischen Walfischfänger ist genau dieselbe, wie auf einem Kriegsschiffe. Des Kapitäns Macht ist unbeschränkt und ohne Kontrole. Offiziere und Matrosen sind ihm unbedingten Gehorsam und tiefe Ehrfurcht schuldig. Keine Verletzung der hergebrachten Unterwerfung, keine Vertraulichkeit, welcher Art sie auch sei, wird geduldet. Der Befehlshaber hat das Recht, bei der geringsten Widersetzlichkeit jedem eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Er spricht selten oder nie mit der Mannschaft, und ertheilt alle Befehle den Offizieren, welche sie vollstrecken lassen. —

Der Nordamerikaner legte bei den Azoren an, und nahm von da seine Richtung gegen Süd. Als man sich dem Aequator näherte, fand man oft am Morgen das Verdeck mit fliegenden Seebarben angefüllt, welche während der Nacht durch eine starke Luftströmung fortgerissen werden.

„Es ist ein hübscher, silberfarbiger Fisch, sagt Olmsted, mit großen Floßfedern, Gazeflügeln nicht unähnlich, womit er sich einige Sekunden über dem Wasser zu erhalten vermag. Einige Arten sind nicht größer als Insekten, während andere eine Länge von 12 bis 15 Zoll haben.“

Gegen 8 Uhr Morgens, den 1. December, verkündete der Matrose im Mastkorb, daß er Walfische bemerke. Bald nachher gewahrte man sie in der Entfernung von einer englischen Meile. Sie verriethen sich durch die 5 bis 6 Fuß hohen Wasserstrahlen, welche sie rasch hinter einander durch ihre Nasenlöcher ausstießen. Alles setzte sich sogleich in Bewegung. Der Kapitän gab seine Befehle; das Schiff blieb wie angenagelt stehen. Man ließ eilig die Boote hinab, deren Ruder blitzend aus der Fluth sich erhoben und pfeilschnell die Nachen zu der Stelle brachten, wo die Walfische spielten. Hier stellten sich jene in einiger Entfernung von einander auf, erwartend, daß die Fische, welche augenblicklich verschwunden waren, sich wieder zeigten.

Dieß geschah erst nach etwa 20 Minuten. Zwei Boote steuerten nun auf sie los, jedoch sehr behutsam, um sie nicht zu erschrecken. Olmsted und einige Andere beobachteten auf dem Vordertheil des Schiffes alle Bewegungen des kleinen Geschwaders, als plötzlich ein Matrose rief: „Sie haben ihn!“ Durch ein Fernrohr konnte man wirklich sehen, daß eines der Boote mit großer Schnelligkeit bald hier- bald dorhin gerissen wurde, endlich aber unbeweglich blieb. Einige Minuten nachher kam der Walfisch, geschwächt durch den Schmerz und die Heftigkeit seiner Bewegungen, aus dem Grunde des Meeres wieder in die Höhe, um Athem zu schöpfen. Kaum zeigte er sich, so wurde er durch eine zweite Harpune und mehrere Lanzenstiche getroffen, wonach er, furchtbar um sich schlagend, abermals in die Tiefe schoß.

Gleich nachher that ein anderes Boot ebenfalls einen glücklichen Wurf, in Folge dessen es pfeilschnell durch die Fluth gerissen wurde. Der erste Walfisch, durch den Blutverlust erschöpft, zeigte sich nun wieder, warf sich bald zur Rechten, bald zur Linken, schlug mit dem Schwanze heftig um sich, und stieß roth gefärbtes Wasser aus, dessen Farbe sein nahes Ende verkündete. Das Boot, welches ihn an der Leine hielt, entfernte sich, um von dem, mit dem Tode ringenden Thiere nicht getroffen zu werden. Nach Verlauf einer Viertelstunde schwamm es leblos auf dem Wasser.

Macht man gleichzeitig auf mehrere Walfische Jagd, so wird auf die bereits getödteten Thiere eine 4 bis 5 Fuß hohe, mit einem kleinen Fähnchen versehene Stange gesteckt, wonach man jene sich selbst überläßt, um die andern Fische nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Ohne die eben angedeutete Vorsicht würde es schwer halten, das Seeungeheuer wieder zu finden, dessen schwärzliche Farbe in einiger Entfernung von der des Wassers sich nicht unterscheiden läßt. So lange die Jagd dauert, deutet ein Matrose auf dem Vordermast durch einen an einem Stocke befestigten Ballon die von den Walfischen genommene Richtung an.

Nach etwa einer halben Stunde war auch der zweite Walfisch erlegt. Die Unmöglichkeit, die übrigen an demselben Tage noch zu erreichen, vermochte die Boote zur Rückkehr nach dem Schiffe, wobei sie ihre Beute nach sich zogen. Der kleinste der beiden Walfische war 25, der größte 40 Fuß lang. Der Kopf des letzten maß wenigstens 12 Fuß; im Innern konnten drei Mann bequem stehen, nachdem man den Speck herausgehauen hatte.

Der Walfisch hat das Ansehen einer ungeheuern weichen, schmutziggrauen Masse mit einigen weißlichen Streifen, was seinen Körper den Wellen sehr ähnlich macht, deren Schwankungen sich auf seiner Haut abzuspiegeln scheinen. Der Rücken bildet eine fast wagerechte Linie mit dem Kopfe, bis zu einer dicken Aufschwellung, von wo der Körper sich unregelmäßig bis zum Schwanz abstuft, welcher letzte aus zwei neben einander befindlichen großen Lappen besteht. Zwei kleine Floßfedern auf beiden Seiten scheinen keine andere Bestimmung zu haben, als das Thier im Gleichgewicht zu

erhalten. Der Masse nach bildet der Kopf den dritten Theil des Ganzen. Er ist eckig und hat zurücktretende Unterkiefer. Die am Hintertheil des Kopfes befindlichen Augen sind nicht größer als die eines Ochsen. Das Ohr besteht aus einer engen, trichterförmigen Röhre, in welche man kaum mit dem kleinen Finger einzudringen vermag. Zwischen dem Auge und der vorgedachten Anschwellung ist der Körper am dicksten und an mehreren Stellen von tiefen Runzeln durchschnitten.

Ungeachtet die Ohren so klein sind, daß Dr. Good vorausgesetzt, der Walfisch müsse nothwendiger Weise durch seinen Rachen hören, ist es doch erwiesen, daß er ein sehr scharfes Gehör hat. Wenn viele Fische dieser Art auf dem Wasser spielen, verhindert sie zwar das durch ihre heftige Bewegungen verursachte Geräusch, die Näherung der Fischerboote zu bemerken; kaum aber gewahrt einer von ihnen die drohende Gefahr, so schlägt er mit dem Schwanze in's Wasser, wonach alle übrigen Walfische, die oft über einen Raum von mehreren Geviertmeilen zerstreut sind, plötzlich verschwinden. Deßhalb kann man sich ihnen bei stürmischem Wetter viel leichter nähern, weil alsdann das Getöse der Wellen sie verhindert, die Ruderschläge zu unterscheiden.

„Eines Morgens," erzählte Olmsted, „rief der wachthabende Matrose, daß er in der Ferne eine Menge junger Walfische bemerke. Sogleich wurden die Boote bemannt. Das Wetter war heiter und das Meer ruhig, man konnte sich daher den Fischen nur mit der größten Vorsicht nähern. Nachdem man eine ziemliche Strecke zurückgelegt, wurden die großen Ruder weggenommen und durch kleinere, breitere ersetzt, mit deren Hülfe man, wenn auch langsamer, doch um so unbemerkter näher rückte, weil sie mit Matten umwickelt waren, die das Geräusch sehr verminderten. Es dauerte nicht lange, so war ein Walfisch harpunirt, was unter den Uebrigen großen Schrecken verbreitete. Die Masse von mehr als hundert Fischen stürzte sich wild über und durch einander nach einer Seite, und zwar mit solcher Gewalt, daß das Meer hohe Wellen schlug, welche die Boote umzustürzen drohten. Diese wollten ihnen ausweichen, was jedoch die Walfische für ein Manöver halten mochten, ihnen den Weg abzuschneiden, weßhalb sie in einer andern Richtung sich einen Weg bahnten, und zwar mit einem Geräusche, das hinter dem Brausen der Fluth gegen Klippen nicht zurückstand."

Die Menge der Walfischfänger ist jetzt so groß, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Thiere, auf welche jene Jagd machen, immer wilder und vorsichtiger werden. Es vergehen oft Wochen, selbst in den ergiebigsten Stellen des großen Ozeans, ohne daß man einen einzigen Walfisch zu Gesicht bekommt. Befindet man sich in der eigentlichen Walfischregion, so sind vom Morgen bis zum Abend beständig vier Matrosen auf den Mastbäumen, um mit der größten Aufmerksamkeit nach allen Seiten umherzuspähen.

Hinsichtlich des Ertrags ist der Kaschalot oder Pottfisch (Physeter macrocephalus) der vortheilhafteste von allen Walfischen. Er hält sich gewöhnlich nur an Stellen auf, wo die See sehr tief ist. Selten findet man ihn im grünlichen Gewässer; auch dringt er nie bis zur eisigen Zone vor, vielmehr hält er sich in der Nähe der Wendekreise auf, wo eine gewisse Art Schleimthiere, welche ihm hauptsächlich zur Nahrung dienen, im Ueberfluß vorhanden ist. Die graue Ambra, über deren Ursprung man sich lange gestritten hat, ist nichts als eine Gallenabsonderung, welche sich im Innern des Kaschalots bildet. Von gelbbräunlicher Farbe verbreitet sie, wenn sie warm wird, einen angenehmen Geruch, und wird deßhalb häufig zum Räuchern verwendet. Ist das Thier verwundet, so wirft es, ehe es verscheidet, in seinen Zuckungen große Stücke grauer Ambra aus, die man aufzufangen sich beeilt. Der Kaschalot ist indeß nicht der größte aller Walfische; es gibt solche im grönländischen Eismeer, die viel dicker sind, obgleich die Länge des ersten manchmal 84 Fuß beträgt.

Obgleich die Walfische von Natur furchtsam und träge sind, opfert sich die Mutter doch manchmal für ihr Kleines auf, und verläßt es nicht, wenn sie es verwundet sieht. Auch die jungen Fische zeigen viel Anhänglichkeit sowohl für ihre Alten als gegen einander. Wird einer harpunirt, so entfliehen die andern nicht sogleich, sie scheinen sich vielmehr bemühen zu wollen, den Getroffenen zu befreien. Sie entfernen sich erst, wenn jener todt ist, oder ihnen entrissen wird.

Manchmal bemerkt man aber auch, daß Walfische mit einander kämpfen, ein Fall, der gewöhnlich zwischen zwei Männchen eintritt, und ein eben so merkwürdiges als furchtbares Schauspiel gewährt. Wüthend stürzen sie sich auf einander, schlagen mit solcher Heftigkeit in die Fluth, daß sie hoch aufbraust, erheben sich beinahe ganz aus dem Wasser, und bemühen sich, mit dem Gebiß den Gegner zu verletzen. Daher kommt es, daß man nicht selten an den Köpfen gefangener Walfische große Narben bemerkt, welche von solchen Bissen herrühren (?).

Als das Schiff „Nordamerika" die Linie passirte, wurden von der Mannschaft einige bei solcher Gelegenheit übliche Zeremonien vorgenommen. Indeß scheint der Gebrauch derselben sich mehr und mehr zu verlieren. Olmsted bemerkte die meisten der Phänomene, welche diesen Seestrich auszeichnen. Das Interessanteste derselben ist unstreitig das Leuchten des Wassers, bestehend in einer flüssigen Substanz, welche wie Feuer auf der dunkeln Fläche des Meeres schwimmt. Zahllose Funken scheinen aus den bewegten Wellen hervorzusprühen, und Leuchtkugeln tanzen hier und da auf der Fluth, ein so helles Licht verbreitend, daß man Alles, was auf dem Schiffe vorgeht, zu unterscheiden vermag. Die Meerschweine und andere Seethiere, welche das Schiff umgaukelten, ließen leuchtende Fährten hinter sich, die oft wie Blitze des Wassers Oberfläche durchzuckten. Unter dieser Breite findet man in großer Menge eine gallertartige Substanz, die, wenn man sie in Bewegung setzt, eine große Helle verbreitet. Geht die See hoch, so wird sie oft auf's Verdeck geworfen, und gleitet über

dasselbe wie ein feuriges Tuch. Als man eines Abends die Leine anzog, woran sich ein Haifisch festgebissen, entstand ein Feuerregen, der nach und nach immer heller wurde und aus schön geschliffenen Diamanten zu bestehen schien. Nach mehreren Versuchen bemerkte Olmsted, daß jene Phosphor-Erzeugung durch Reiben in den Händen sich vermehrte, und daß man sie wieder erneuern konnte, wenn sie auf dem Punkte war, zu erlöschen. Rührt nun dies Leuchten, wie man gewöhnlich glaubt, von kleinen Thierchen her, so scheint die Schwächung des Lichtes anzudeuten, daß ihre leuchtenden Eigenschaften im ruhigen Zustande nur schwach sind, während sie sich verdoppeln, wenn die Thiere gewaltsam in Bewegung gesetzt werden.

Als das Schiff sich dem Vorgebirge Horn näherte, hatte es mit Windstößen und übelm Wetter zu kämpfen, was hier fast alltäglich ist. Den 30. Januar befand man sich unterm 49sten Grade südlicher Breite, etwa 100 Seemeilen von den Falklands-Inseln. Die Tage verlängerten sich auffallend. Die Sonne ging erst nach 8 Uhr unter, die Dämmerung dauerte bis 10 Uhr und nach zweistündiger Dunkelheit begann es im Osten schon wieder zu tagen. Es war für die Schiffsmannschaft ein ganz eigener Anblick, die Sonne auf einer ganz anderen Seite, als man bisher gewohnt war, nämlich in Südost, aufgehen, gegen Nord sich bewegen und auf der Südwestseite untergehen zu sehen. Der Mond schien seine Stelle ebenfalls ganz verändert zu haben, da er nur auf der Nordseite sich zeigte. Sein bleiches Licht und die langen Schatten, welche er veranlaßte, liehen allen Gegenständen ein sehr trauriges Ansehen. Die Magellans-Wolken, welche bald nach Ueberschreitung des Aequators sich zeugten, wurden immer dichter, und senkten sich immer niedriger, je weiter man gegen Süd vordrang. Es sind zwei große Nebelflecken in der Nähe des Südpols und etwa 15 Grade von einander entfernt. Der größte nimmt einen Raum von ungefähr fünf, und der kleinste einen solchen von drei Quadratfuß ein.

Bald gewahrte man, in einer Entfernung von zwölf Seemeilen, die flachen Ufer des Feuer- und Staatenlandes. Das erste wird von dem letzten durch die fünf Stunden breite Meerenge Lemaire getrennt. Die meisten Schiffe, welche das Kap Horn umsegeln, schlagen diese Straße ein. Obgleich es Sommer war, fand man die ganze Gegend noch unter Schnee begraben; der Anblick des Landes war also nichts weniger als einladend. Die Magellansstraße scheidet die Insel Feuerland von dem Festlande. Ihre Durchfahrt wurde früher für sehr gefährlich gehalten, weil man sie nur unvollkommen kannte. In neuester Zeit haben sie die Amerikaner jedoch genau erforscht, und viel bequemer gefunden, als man geglaubt. Am südlichen Ende des Feuerlandes ist die kleine Einsiedler-Insel, worauf sich ein Spitzberg, das berühmte Kap Horn, erhebt. Gewöhnlich ist es von Wolken umhüllt, woher es rührt, daß Mancher es umschifft hat, ohne es zu sehen. Die Umschiffung dieses Vorgebirges wurde noch zu den Zeiten Cooks als ein sehr gewagtes Unternehmen betrachtet; auch diese Schreckensmajestät ist verschwunden, seitdem so viele Schiffe jahraus, jahrein aus dem atlantischen in das stille Meer, oder umgekehrt, fahren. Nichtsdestoweniger ist die Umschiffung immer noch sehr mühsam, manchmal selbst gefährlich wegen der heftigen Windstöße aus Westen, von denen man hier plötzlich überfallen wird. Es ist gar nichts Seltenes, daß Schiffe am Kap Horn 14 Tage oder 3 Wochen mit den entfesselten Elementen zu kämpfen haben. Zu dem Wüthen des Sturmes und der Wellen kommen noch schwimmende Eisberge, zwischen denen die Fahrzeuge wie Strohhalme zerknickt werden, und wo an kein Entrinnen zu denken ist. Dergleichen Fälle gehören indeß zu den Ausnahmen. Ist man einmal über das Kap Horn hinaus, so hat man vor sich die unermeßliche Ausdehnung des stillen Meeres, in dem zahllose und reizende Inseln dem Seefahrer angenehme Ruhepunkte bieten.

Zu den Gefahren der Seefahrt gesellen sich für den Walfischfänger noch andere, welche von seinem Unternehmen unzertrennlich sind. Sowohl die Verfolgung der Walfische, als ihr Angriff, sind im höchsten Grade ermüdend, und haben mehr als einmal verderbliche Folgen nach sich gezogen. Denn die Walfische wehren sich oft mit Verzweiflung, werfen nicht selten ein oder mehrere Boote um, und wenn sie sich verwundet fühlen, schießen sie mit einer Hast in den Abgrund, welche die Mannschaft mit sich zu reißen droht, wenn das Seil, woran die Harpune befestigt ist, nicht blitzschnell nachgelassen wird. Eine fast eben so große Gefahr bietet sich, wenn das Thier, nachdem es einige Zeit in der Tiefe geblieben, mit Ungestüm nach der Oberfläche zurückkehrt, wobei es manchmal geschieht, daß es mit dem Kopfe gegen ein Boot stößt und dasselbe zerbricht, oder wenigstens umwirft. Das Unglück, welches dem Walfischfänger „Essex“ zustieß, ist eines der merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte des Walfischfanges. Owen Chace erzählt es folgendermaßen:

„Ich bemerkte einen ungeheuern Kaschalot, etwa 50 Klafter seitwärts vom Schiffe. Er schien wenigstens 80 Fuß lang, und hatte den Kopf gegen unser Fahrzeug gerichtet. Nachdem er zwei- oder dreimal Wasser ausgespritzt, verschwand er, doch gleich nachher sah ich ihn in einer Entfernung von 12 Klaftern. Mit großer Schnelligkeit näherte er sich dem Schiffe. Anfänglich besorgten wir nichts von ihm, bald aber mußte ich meine Meinung ändern und auf einen Angriff mich gefaßt machen, weßhalb ich das Fahrzeug zu wenden befahl. Kaum war es geschehen, als wir einen gewaltigen Anstoß verspürten, herrührend von dem Kopfe des Ungethüms, das uns herausfordern zu wollen schien. Das ganze Schiff zitterte in seinen Fugen, als wäre es gegen einen Felsen gerannt. Während dem schlüpfte der Walfisch unter dem Essex hinweg, und zeigte sich auf der andern Seite, wo er fast eine Minute unbeweglich blieb, was uns vermuthen ließ, daß der Stoß ihm ebenfalls nicht besonders wohlgethan habe. Dann zog er sich allmählig in die Tiefe zurück. In der Vor-

aussetzung, daß durch den Stoß irgend ein Leck entstanden, befahl ich die Pumpen in Bewegung zu setzen. Es war jedoch zu spät, denn das Vordertheil des Schiffes sank zusehends, weßhalb ich den ausgeschickten Booten das Zeichen zur Rückkehr geben ließ. In demselben Augenblick sah ich auch den Walfisch wieder, der, ganz von Schaum umgeben, mit Heftigkeit sich bewegte, die Fluth wiederholt mit seinem Schwanze schlug und den Rachen aufriß, wie um uns zu verschlingen (?). Diese Wuthausbrüche dauerten noch einige Minuten, dann wendete sich das Thier nach einer andern Seite und entfernte sich schnell. Indeß sank der Essex immer tiefer, und ich mußte ihn verloren geben, weßhalb ich die Mannschaft auf meine drei Boote vertheilte, um das Ende der Sache abzuwarten. Kaum waren wir alle eingeschifft, so rief ein Matrose: „da ist er wieder." Wirklich sah ich den Walfisch, den Kopf fast ganz über dem Wasser, mit außerordentlicher Schnelligkeit sich uns nähern. Er schien vor Wuth außer sich und entschlossen, sich zu rächen. Schnell befahl ich eine Wendung, sie war jedoch nur zur Hälfte in Ausführung gebracht, als wir und das Schiff mit solcher Gewalt gegen einander geworfen wurden, daß uns Hören und Sehen verging. Das Ungeheuer fuhr nun unter dem Schiffe hinweg und verschwand."

Dieser Unglücksfall ereignete sich in der Nähe des Aequators, fast 400 Stunden von jeder Küste. Die zwanzig Unglücklichen hatten in drei leichten Booten, mit den wenigen Lebensmitteln, welche sie von dem versinkenden Schiffe zu retten vermocht, mit Wind und Wellen des unermeßlichen Ozeans zu kämpfen. Eines der Boote ging wahrscheinlich verloren, denn man hörte nie mehr etwas von ihm. Die Mannschaft der beiden andern wurde, nach Ueberstehung aller Schrecken und Entbehrungen, welche der Mensch zu ertragen vermag, auf hoher See von zwei verschiedenen Schiffen aufgenommen, und zwar in einer Entfernung von 800 Stunden von der Stelle, wo das Unglück sich ereignet hatte. Sie waren schon so weit gekommen, daß sie geloset hatten, wer den Andern als Nahrung dienen solle.

An Beispielen ähnlicher Unglücksfälle, veranlaßt durch den Angriff großer Walfische, fehlt es eben nicht. Das Schiff „Union," von Nantucket, ging 1807 auf fast gleiche Weise zu Grunde. Die Walfischfänger glauben aber im Allgemeinen, daß solche Angriffe nicht absichtlich, sondern nur zufällig geschehen.

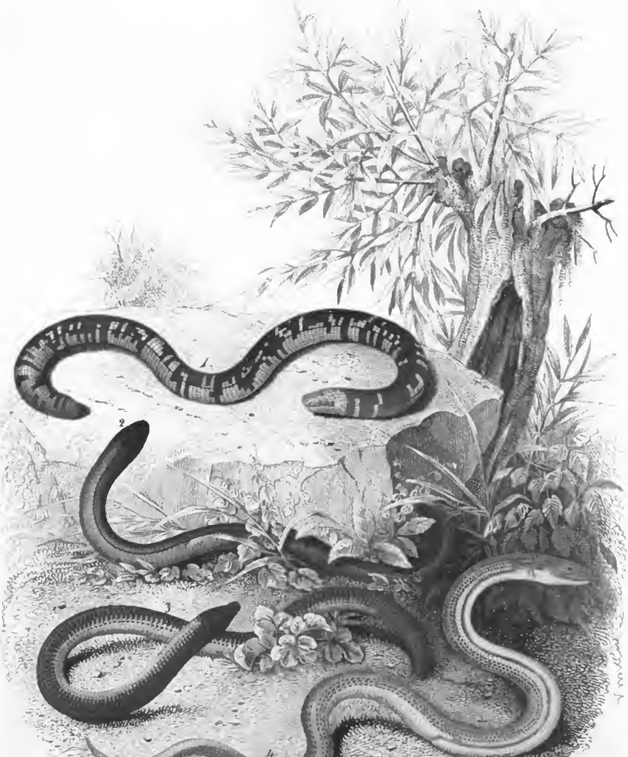
Nach dem Befreiungskriege verwendeten die Vereinigten Staaten nahe an 200 Schiffe für den Walfischfang; für 1840 wird ihre Zahl auf 567 angegeben. Davon kommen auf die Häfen Nantucket 83, New-Bedford 184, Fair Haven 47, Sag Harbour 31, New-London 36, Warren 19, Salem 11, Newport 10, Edgartown 11, Hudson 6, Falmouth 7, Mattapoisett 8, Fall River 6, Mystic 7, Sippican 7, Wilmington (Del.) 4, Poughkeepsie 6, Bristol 8, Greenport 5, Holmesshole 4, Providence 3, Wareham 5, Dartmouth 3, Bridgeport 3, Lynn 2, Newburyport 2, Plymouth 6, Boston 6, Dorchester 2, Province Town 4, Cold Spring 2, New-Suffolk 1, Jamesport 1, Newark 3, Wiscasset 1, Portsmouth 1, Portland 1, Somerset 1, Gloucester 1. In dieser zahlreichen Flotte befinden sich Fahrzeuge von jeder Größe, die Mehrzahl jedoch von 200 bis 500 Tonnen Last. Es gibt mehrere Walfischfänger, die ganz ausgerüstet auf 60,000 Dollare zu stehen kommen. Der Ertrag des Walfischfangs belief sich 1840 für die Vereinigten Staaten auf 197,997 Fässer gewöhnlichen Walfischthran, und auf 143,269 Fässer Kaschalotthran, welche zusammen einen Werth von 6,244,492 Dollare hatten, wozu noch etwa 300,000 Dollare für den Werth der Barten kommen. Den Ertrag von den gefangenen See-Elephanten und andern Thieren nicht mitgerechnet.

Die Halbschlangen, Schleichen oder schlangenförmigen Eidechsen.

(Tafel 14.)

Die **Halbschlangen** oder **Schleichen** bilden den Uebergang von den eidechsenartigen Amphibien zu den eigentlichen Schlangen, haben wie die Letzteren einen langgedehnten, walzigen, überall gleich dicken Körper, ohne äußere Extremitäten, Ueberbleibsel derselben aber, wie Brustknochen und Schulterknochen, noch unter der Haut verborgen. Der Körper ist selten mit eigentlichen Schuppen bedeckt; die Wirbelsäule besteht bei ihnen aus einer großen Menge von Wirbeln, wodurch die Bewegung auf dem Bauche befördert wird; ihr Maul ist klein, weder Ober- noch Unterkiefer kann seitlich ausgedehnt werden, wie bei den eigentlichen Schlangen, da beide wie bei andern Thieren noch fest mit einander verbunden sind; die Zähne sind hohl, von einfachem Bau, und dienen nur zum Festhalten der Nahrung. Die Zunge ist kurz, unmerklich ausgeschnitten, ungemein nervenreich, und am Grunde nicht von einer Scheide eingeschlossen. Die Augenlider sind bei einigen Arten vollständig vorhanden, bei andern fehlen sie; die Ohrenöffnungen liegen unter Schuppen verborgen. Die Luftröhre liegt weit vorn im Munde, der Kehlkopf ist nur unvollkommen ausgebildet. Sie haben entweder zwei Lungen, von denen die eine wegen des langen dünnen Leibes sehr klein und verkümmert ist, oder nur eine Lunge, und diese einfache Lunge bildet einen hohlen Sack, der ausgedehnt bis gegen das Ende des Bauchs reicht. Das Athmen kann lange ohne Nachtheil unterbrochen werden, nie aber so lange, als bei den Schildkröten. Die Verdauungswerkzeuge sind ungemein einfach; der Schlund ist nicht ausdehnbar, der blos häutige, cylindrische Magen nicht viel weiter als der Darm, der Dünndarm aber verhältnißmäßig sehr lang. Die Verdauung selbst wird nicht durch Reibung, sondern durch scharfe Säfte bewirkt, und geht nur langsam vor sich.

Die **Halbschlangen** werden in drei Familien, in **Schleicher** (Anguideae), **Ringelschleichen** oder



Doppelläufer (Amphisbaenae), und in Rüsselschleichen oder Blindschlangen (Typhlops) geschieden, und sind sämmtlich völlig unschädlich.

Die erste Familie, die Schleichen, gleichen fast ganz den Sepsen, nur daß ihnen die Füße fehlen, die entsprechenden Schulter- und Backenknochen derselben aber meist noch unter der Haut verborgen sind. Ihr Körper ist mit dachziegelartigen Schuppen bedeckt, die meisten von ihnen haben einen langen Schwanz, und alle Arten der Familie zwei Lungen, von denen die eine sehr klein ist. Die Familie selbst zerfällt in vier Unterabtheilungen: Panzerschleichen (Pseudopus), die bis 2 Fuß lang werden, röthlichbraun oder schmutzig strohfarben aussehen, und bei denen die Vorderfüße durch eine kleine, kaum bemerkbare Hautfalte, die Hinterfüße durch kleine Hervorragungen neben dem After angedeutet werden; sie haben Gaumenzähne, und finden sich in Ungarn, Dalmatien, Rußland und Sibirien. — Glasschlangen (Ophisaurus), welche sich von den vorigen durch den Mangel der äußeren Fußandeutungen unterscheiden; sie haben ein sichtbares Ohrenfell und eine Seitenfurche. Die gemeine Glasschlange, (O. ventralis), Fig. 4 unserer Tafel, die sich sehr häufig in Nordamerika, besonders in den Wäldern von Carolina, Virginien und Maryland findet, sich schon sehr zeitig im Frühjahr zeigt und über 2 Schuh lang wird, von welcher Länge der Schwanz den größten Theil einnimmt, ist gelbgrünlich gefärbt mit schwarzen Flecken, unten gelb, und ungemein leicht zerbrechlich; der schwächste Schlag vermag die Schlange zu theilen, und packt man sie am Schwanze, so läßt sie, wie manche Erdechsenarten, den Schwanz in des Angreifers Hand und ringelt sich davon. — Blindschleichen (Anguis), die ringsum mit glatten Schuppen bedeckt sind, einen langen, starken Schwanz, keine äußere Spur von Fußknochen und kein Paukenfell haben, und keine Gaumenzähne besitzen. Die gemeine Blindschleiche, A. fragilis, Fig. 2, auch Bruchschlange genannt, ist ein harmloses, unschuldiges, und dabei sehr nützliches Thier, das mit Unrecht gefürchtet wird; sie wird selten über 1 Schuh lang, ist fingersdick, oben röthlichbraun oder silbergelb, mit drei dunkelbraunen oder schwarzen Streifen, die im Alter sich in Punktreihen verwandeln, und die Länge ihres Schwanzes beträgt fast die Hälfte des Körpers; man findet sie überall in ganz Europa, auf allen Wegen und Stegen, auf Bergen und in Thälern, Wiesen und Gebüschen an sonnigen Orten, und in Erdlöchern, oder unter Wurzeln und Hecken, die mit Laub und Genişte bedeckt sind, um dort zu überwintern. Ihre Augen sind nur klein, aber sehr deutlich; die beiden Unterkieferhälften sind vorn verwachsen, wie bei den ächten Eidechsen, ihr Maul ist so klein, daß sie nur Würmer, Schnecken und glatte Raupen fressen kann, durch deren Vertilgung aber sich sehr nützlich macht; ihre Zunge ist kurz und ausgerundet, die Zähne sind klein und krumm, und ihre Wirbelsäule besteht aus 120 Wirbeln, welche sich beim geringsten Schlag mit einer Gerte trennen. Sie häuten sich fünfmal im Jahre und sehen dann sehr glänzend aus; in der Gefangenschaft hungern sie oft Monate lang, und werden von Störchen und Füchsen gefressen. Sie sind wenig scheu, beißen nicht, wie sehr man sie auch reizen mag, und legen keine Eier, sondern bringen stets 10 — 12 anderthalb Zoll lange Junge zur Welt. — Schießschlangen (Acontias), die fast ganz den vorigen ähnlich sind, und selbst unter der Haut keine Spuren von Knochen der äußeren Gliedmaßen haben. Die gesprenkelte Schießschlange, A. meleagris, Fig. 3, eine Bewohnerin des Kaplandes, ist wenig über 1 Schuh lang, grünlich von Farbe, und hat auf dem Rücken acht Reihen brauner Flecken; der Schwanz ist kürzer und stumpfer, als bei einer Blindschleiche, in Sitte und Lebensart ist sie dieser aber völlig gleich.

Die zweite Familie der Halbschlangen, die Doppelläufer oder Ringelschleichen unterscheidet sich von der ersten dadurch, daß sie nur eine Lunge haben, daß ihr Auge von der Haut des Körpers überzogen und ihr Körper hinten und vorn gleich dick, die Schnauze stumpf und der Schwanz sehr kurz, bei einer Körperlänge von 2 Schuh oft nur einen Zoll lang ist. Man kennt von ihr gegen sechs Arten, die sich nur in den wärmeren Gegenden von Amerika und in Westindien finden, und eine soll in Spanien entdeckt worden sein. Sie wohnen in der Erde, in welcher sie wühlen, meistens in Ameisenhaufen; kommen nur selten auf die Oberfläche, wo sie sich nur langsam bewegen, wenn man sie berührt, und können rück- wie vorwärts kriechen, daher man auch früher glaubte, daß sie zwei Köpfe hätten, und die Portugiesen in Brasilien sie auch noch heute Cobras de duas Cabeças oder „Schlangen mit zwei Köpfen“ nennen. Sie sind nicht giftig, leben von Ameisen und andern Insekten, die in jenen Ländern zur Plage geworden sind, und pflanzen sich durch Eier fort.

Die dritte Familie, die Rüsselschleichen, Blindschlangen oder Blödaugen, gleichen den Regenwürmern, haben eine lange, zugespitzte Schnauze, und unter derselben ein sehr kleines Maul mit wenig Zähnen, und eine ziemlich lange Gabelzunge, fast wie die eigentlichen Schlangen. Sie haben eine große und eine viel kleinere Lunge, und die kleinen Augen scheinen nur wenig durch die Haut durch, oder sind gar nicht sichtbar. Die Blödaugen, von denen man erst drei Arten kennt, leben in den heißen Ländern beider Welten, nähren sich von Insekten, und kriechen, wie die bekannten Arten der vorigen Familie, rück- und vorwärts. Die gemeine Rüsselschleiche, Typhlops lumbricalis, Fig. 1, ist von 6 — 12 Zoll und nur 2 Linien dick; sie ist ganz cylindrisch, verschieden gefärbt, theils silberweiß, theils strohgelb mit braunen Längsstreifen, theils so, besonders die auf den westindischen Inseln heimische, wie sie unsere Tafel zeigt; ihr Schwanz ist nur 1½—2 Linien lang; sie bewegt sich ziemlich schnell, und findet sich meistens in Erdlöchern. 1.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

1. Die goldenen Kohlen.

Nicht weit von Aschersleben, am Fuße des Berges, welcher die letzten Reste der alten Askanienburg trägt, liegt im Einethale eine stattliche, große Mühle, deren trefflich erhaltene Gebäude auf die Wohlhabenheit des Besitzers schließen lassen. Früherhin lag an jener Stelle nur eine erbärmliche niedrige Hütte, deren Dach zerlöchert war, so daß Regen und Schnee ganz ungehindertes Eindringen fanden. Dieß änderte sich aber plötzlich, und an die Stelle der Dürftigkeit trat Reichthum und Glanz.

In der Hütte wohnten einst arme, aber ehrliche Müllersleute. Sie hatten einen Sohn, ihr einziges Kind, und eine schöne, sittsame, fromme und fleißige Jungfrau diente bei ihnen als Magd. Dem Sohne, er hieß Conrad, gefiel die schöne Else so sehr, daß er sie gerne zu seiner Frau genommen und geheirathet hätte. Seine Eltern aber wollten es nicht zugeben und sagten:

„Lieber Conrad, du mußt darnach sehen, daß die Mühle einmal wieder in besseren Stand kommt. Wenn du die Else heirathest, bleibt Alles, wie es gewesen ist, und wird wohl noch schlimmer. Nimm dir eine reiche Frau, Conrad!“

„Ach!“ seufzte Conrad, „was hilft mir aller Reichthum! Ich will lieber arm und glücklich, als reich und unglücklich sein!“

„Aber, lieber Conrad, du wirst doch die Else nicht heirathen?“ rief die Mutter. „Bedenke doch, wenn sie auch keine großen Fehler an sich hat, so bleibt sie doch immer nur eine Magd, und du bist ein Müllerssohn. Du kannst deine Augen schon höher heben.“

„Ach, Mutter,“ erwiederte Conrad, „und wenn ich sie noch so hoch hebe, selbst bis zu den adeligen Jungfern, so finde ich doch immer noch kein Mädchen, wie meine Else. Wenn sie auch arm ist, was schadet das? Bin ich doch auch arm, wenn gleich ein Müllerssohn! Nein, ich nehme keine andere Frau, als wie die Else.“

So sprach Conrad und die Mutter wehrte, und es verging Tag auf Tag und blieb immer Alles beim Alten. Conrad wollte die Else, aber Else war arm, und darum gab die Mutter die Hochzeit nicht zu.

Nun war Else, wie gesagt, ein herzig frommes Ding, und hatte den Conrad eben so lieb, wie der Conrad sie. Da betete sie denn alle Abend zum lieben Gott, er mögte sie doch noch glücklich machen, und wenn's möglich wäre, ihr den Conrad zum Manne schenken. Und weil sie alle Abende und alle Abende betete, und überhaupt in allen Stücken gut und gottesfürchtig war, so wurde endlich ihr Wunsch erfüllt.

Eines Abends sagte der Müller, Conrads Vater, zu ihr:

„Else, morgen mußt du ganz in der Früh aufstehen und mir eine Mehlsuppe kochen, ehe die Sonne aufgeht. Hörst du wohl? Verschlaf' es mir nicht, denn ich habe einen weiten Weg zu machen, und mögte doch bei guter Zeit wieder daheim sein.“

Else versprach, zur rechten Stunde Alles parat zu halten, und legte sich früh zu Bette, um früh wieder aufstehen zu können. Mit dem Gedanken an das morgige Geschäft schlief sie ein und schlief, da sie um Alles in der Welt nichts versäumt hätte, so unruhig, daß sie lange vor der bestimmten Zeit wieder aufwachte. Als sie sich in die Höhe richtete und umherblickte, da lag das Mondlicht so hell und glänzend auf den Bäumen und den Wiesen draußen, daß sie vermeinte, der Tag bräche schon an, und mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette sprang. Schon fürchtete sie, die rechte Stunde verfehlt zu haben und tummelte sich um so hastiger, das Versäumte wieder einzubringen. Rasch warf sie ihre Kleidungsstücke über, und eilte dann in die Küche hinaus, um Feuer anzumachen, Wasser beizusetzen und die befohlene Suppe zu kochen. In Einem Augenblicke hatte sie Stahl, Stein und Zunder gefunden, und pinkte nun aus Leibeskräften, um Feuer zu bekommen. Aber Stahl und Stein versagten ihr heute hartnäckig ihre Dienste, und so eifrig sie auch war, so konnte sie doch den Zunder nicht in Brand setzen. Vor Angst und Anstrengung brach ihr der Schweiß aus, und endlich, da alle ihre Mühe vergeblich war, hätte sie beinahe angefangen zu weinen.

Als sie noch betrübt und rathlos da stand, fiel ihr Blick zufällig durch das Küchenfenster in's Freie, und mit einem freudigen Schrecken gewahrte sie auf einem nicht weit entfernten Hügel, welcher der Hütte gerade gegenüber lag, eine feurige Gluth, gleichwie von Kohlen.

„Du lieber Gott!“ dachte sie, — „wie kommen da auf den grünen Hügel die Kohlen hin? Gewiß hat gestern Abend ein Schäfer dort sein Feuer angezündet und so viel Holz dazu verbraucht, daß jetzt noch die Kohlen glühend sind. Mag es indeß sein, was es wolle, mir kommt's eben recht.“

Hurtig nahm sie eine hölzerne Mulde zur Hand und eine Kohlenschippe und lief mit flinken Füßen den Berg hinan. Als sie aber oben ankam, da stutzte sie doch ein wenig; denn um das Feuer her hatten sich mehrere Männer gelagert, und blickten das nahende Mädchen mit großen Augen an. Ihre Kleidung war längst veraltet und bestand in Wams und eng anliegenden Beinkleidern, die oben mit bauschigen seidenen Puffen versehen waren. Auf dem Haupte trugen sie sammetne Barett's mit Federn, die weiß und glänzend auf ihre Schultern niederfielen.

Schweigend starrten sie die zitternde Else an, und schauten dann wieder in's Feuer. Else wußte nicht recht, was sie thun sollte. Sie fürchtete sich vor den seltsam gekleideten Männern, und fürchtete doch auch wieder den Zorn ihres Herrn, der sie unfehlbar treffen mußte, wenn sie versäumte, Feuer anzumachen und ihre Suppe zu kochen. Das Letztere überwältigte endlich ihre Angst vor den Männern, und keck ging sie auf das Feuer los, um ihre Mulde mit den glühenden Kohlen zu füllen. Niemand hinderte sie bei diesem Geschäfte, und

als sie der Kohlen genug zu haben vermeinte, bedankte sie sich mit einem zierlichen Knixe und eilte leichtfüßig den Berg wieder hinab. Herzlich froh war sie, nun ihrer Verlegenheit ein Ende gemacht zu sehen, und schüttelte hurtig die Kohlen auf den Herd aus. Kaum aber hatten die Kohlen den Herd berührt, so erloschen sie im Nu, und sie, die eben noch in voller Gluth erglänzten, lagen da todt und schwarz, wie die Nacht.

Die arme Else erschrak so sehr, daß sie gleich hätte weinen mögen. Sie versuchte alles Mögliche, die Kohlen wieder in Brand zu setzen, blies und pustete sich schier die Lunge aus, brachte aber mit aller Anstrengung durchaus nichts zu Wege.

„Nun wohlan," sagte sie endlich entschlossen, „so gehe ich noch einmal auf den Berg. Die Herren werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich sie noch einer Mulde voll Kohlen beraube!"

Wie gesagt, so gethan. Sie machte sich abermals auf den Weg, sprang hurtig den Berg hinan, füllte ihr Gefäß mit Kohlen, ohne daß ihr Jemand ein Wort gesagt oder sie gehindert hätte, und rannte darauf wieder den Berg hinab nach Hause. Aber so wie sie die eben noch glühenden Kohlen wieder auf den Herd ausschüttete, so verloschen sie, wie das erste Mal, und Else stand wieder im Dunkeln.

„Das kann unmöglich mit rechten Dingen zugehen," sagte das Mädchen, und die Furcht schüttelte sie, daß ihr ordentlich die Zähne klapperten. Unentschlossen stand sie da, und wußte nicht, was sie beginnen sollte. Sie empfand ein tiefes Grauen vor den seltsamen, fremden Männern, und es rieselte ihr kalt am Rücken nieder, wenn sie dachte, daß sie sich ihnen zum dritten Male nähern sollte. Und dennoch that sie es und wagte den schweren Gang.

„Was würde Conrad's Vater sagen, wenn er aufstände und ich hätte ihm seine Suppe nicht gekocht!" murmelte sie vor sich hin. „Gewiß würde er mich schelten, und selbst mein guter, lieber Konrad schenkte mir wohl den ganzen Tag keinen freundlichen Blick. Was da Furcht und Angst! Ich hole noch einmal Kohlen! Wenn es die Herren übel nehmen, so brauchen sie es ja nur zu sagen!"

Und entschlossen flog sie zum dritten Male mit leichten Füßen den Berg hinan, und füllte die Kohlen in ihre Mulde, wie die beiden ersten Male. Schweigend ließen die Männer sie gewähren. Als sie aber das Werk vollbracht hatte und sich entfernte, da rief eine tiefe Stimme ihr drohend nach:

„Nun ist's genug! Komm nicht wieder, oder es kostet dein Leben!"

Else erschrak, daß sie bebte, wie Espenlaub. Schnell, wie ein Vogel fliegt, stürzte sie den Berg hinunter und hinein in die Küche, wo sie rasch die Kohlen auf den Herd schüttete.

Dieß Mal wird es mir doch gelingen!" dachte sie; aber es gelang nicht. Die Kohlen verloschen und Else stand im Finstern, wie vorher.

Kopfschüttelnd stellte sich das arme Mädchen an das Küchenfenster und blickte hinauf auf den Hügel, wo noch immer das Feuer brannte und die seltsamen fremden Männer lagen. Da stand sie wohl fünf Minuten, und starrte nachdenklich in die Gluth. Auf einmal aber hörte sie die Thurmuhr in Aschersleben schlagen, zählte die Schläge, und zählte immer zu bis zwölf. Und als der letzte Ton verhallt war, da verschwand das Feuer mit den fremden Männern, und mit Schrecken ward Else gewahr, daß es erst Mitternacht sei, und sie sich in der Geisterstunde Gespenstern genaht habe.

Jetzt litt es sie nicht länger in der Küche. Ohne noch einen Blick auf die erloschenen Kohlen zu werfen, huschte sie in ihre Kammer, legte sich in ihr Bett, schlief sogleich ein, und erwachte erst wieder, als es wirklich Zeit war, ihrem Herrn die Suppe zu bereiten. Jetzt auf einmal thaten Stahl, Stein und Schwamm ihre gewöhnlichen Dienste, und Else zögerte nicht, das Feuer auf dem Herde anzumachen. Als sie aber vorher die erloschenen Kohlen, welche sie in der Mitternachtsstunde geholt hatte, auf die Seite schieben wollte, da blieb sie plötzlich sprachlos stehen und starrte in der größten Verwunderung auf den Herd. Die Kohlen waren verschwunden, und an ihrer Stelle lag ein großmächtiger Haufe gediegenen Goldes.

Lange dauerte es, bis sie sich von ihrem Erstaunen erholte. Endlich aber, als sie wieder zu sich kam, jauchzte sie laut und tanzte vor Freuden in der Küche umher.

„Ach Gott! Ach lieber Gott, wie so glücklich hast du mich gemacht!" rief sie fröhlich aus, indem ihr die hellen Wonnethränen über das frische, rosige Antlitz liefen. „Nun bin ich reich und mein guter Konrad darf mich heirathen, und über kurz oder lang sind wir nun Mann und Frau."

Trotz ihrer großen, unsäglichen Freude vergaß sie aber doch das ihr aufgetragene Geschäft nicht, sondern räumte nur schnell das viele Gold auf die Seite, machte dann das Feuer an, und kochte dem Vater ihres Konrad eine Suppe, die nicht schlecht war. Späterhin aber, als nun auch die Uebrigen Alle aufgestanden waren, führte sie den Konrad in ihre Kammer, zeigte ihm den Haufen Goldes und erzählte dem verwunderten Jünglinge, auf welche Weise sie dazu gelangt sei.

Da war denn natürlich die Freude groß, und als auch die Frau Mutter herbeigerufen wurde, hatte sie nichts mehr dagegen, die gute, fromme Else als ihre Schwiegertochter an's Herz zu schließen. Nach Jahr und Tag wurde Hochzeit gemacht, und an der Stelle der Hütte, welche die armen Müllersleute bewohnt hatten, erhob sich das stattliche Gebäude, welches noch heutzutage im Thale der Eine zu sehen ist. Else und Konrad wurden glücklich, und niemals bereute es die junge Frau, die schweren Gänge auf den Berg gemacht zu haben. Ihrem treuen Eifer hatte sie ja eben ihr großes Glück zu verdanken.

---

2. Der Widder.

Dort, wo über Felsen, zürnend und brausend, die grünen Wogen des Rheinstromes stürzen und den herrlichsten Wasserfall bilden, welchen Europa aufzeigen kann; wo jetzt ein stolzes Schloß seine Zinnen und Thürme erhebt, war vor vielen hundert Jahren Alles meist nur eine unermeßliche, düstere Wildniß. Nur hie und da fand man in den endlosen Wäldern bei Hütten, Höfen und Meiereien urbar gemachtes Land, wo die Leibeigenen der Herren haußten, welche auf den Bergen und Hügeln umher ihre Burgen und Schlösser erbaut hatten.

Einst zog durch den Wald ein Jüngling, welcher aus weiter Ferne das Donnern und Brausen der stürzenden Wasser vernommen hatte. Seine Neugierde war rege geworden durch das dumpfe Getöse, und kühn durchdrang er die in einander verschlungenen Wälder, um die Ursache des seltsamen Geräusches kennen zu lernen. Ein gar schöner und anmuthiger Jüngling war es. Die schlanken, stahlkräftigen Glieder deckte ein büffelledernes Wamms; von seinem Rücken nieder hing an einem breiten Bande sein Köcher; im Gürtel steckte ein Dolch; an seiner Hüfte klirrte ein kurzes, breites Schwert, und in der Hand trug er eine stählerne Armbrust. So war er gerüstet zur Jagd, welche ihn in die Tiefe der Wälder gelockt hatte.

Als er nun sinnend seines Weges schritt und auf das immer und unaufhörlich fortbrausende Getöse des Wasserfalles lauschte, theilte sich plötzlich das Gebüsch, und ein schwarzer Widder stürzte hervor. Seine starken, gekrümmten Hörner waren mit bunten Waldblumen umwunden, und seinen Hals schmückte ein glänzender, silberner Reif. Als er den jungen Jägersmann erblickte, stürzte er auf ihn zu, und schmiegte sich demüthig zu seinen Füßen nieder. Gleich darauf aber sprang er wieder in die Höhe, und rannte in weiten Sätzen davon. Verwundert blickte der Jüngling umher, und bemerkte nun wohl die Ursache dieser plötzlichen Flucht. Heulend brach ein Wolf aus dem Dickicht hervor, und setzte dem Widder nach. Blutdurst funkelte aus seinen Augen, die rothe Zunge hing lechzend aus seinem Rachen, und grimmig fletschte er seine Zähne.

„Ei," rief der Jüngling, „jammerschade wäre es doch, wenn der arme Widder diesem grimmigen Räuber erliegen sollte!"

Schnell wie ein Blitz warf er sich dem Wolfe entgegen, riß sein kurzes Schwert aus der Scheide, und stieß es dem heulenden Thiere bis an's Heft in den weit aufgerissenen Rachen.

Der Wolf stürzte blutend zu Boden und verendete; der Widder aber, als er sah, daß der Jäger dem grimmigen Feinde obgesiegt hatte, kehrte athemlos zurück, und schmiegte sich von Neuem dem Jünglinge zu Füßen. Schmeichelnd streichelte dieser sein weiches, wolliges Fell.

Auf einmal rauschte es wiederum im Gebüsche, und ein grimmiger Bär brach hervor, und stürzte mit dumpfem Heulen gegen den Widder los. Erschreckt sprang das arme noch athemlose Geschöpf auf und barg sich zitternd hinter dem Jäger. Dieser aber ergriff seinen blanken Dolch und schritt mit keckem Muthe dem brummenden Zottelbäre entgegen, der sich hoch aufrichtete und auf den Hinterbeinen dem drohenden Feinde entgegenschritt. Nach wenigen Augenblicken umarmte er ihn mit tödtlicher Kraft, und ehe der Jüngling sich des plötzlichen Angriffes erwehren konnte, wälzten sich Beide auf der Erde, und das weiße, starke Gebiß des Bären drohte dem Leben des tapferen Jägers ein schleuniges Ende zu machen. Der aber riß sich gewandt von dem Unthiere los, packte mit Einer Hand die Gurgel des Feindes und stieß ihn mit der anderen den scharfen Dolch in die Brust. Der blanke Stahl traf und durchbohrte das Herz, der Bär taumelte zur Seite, und unverletzt sprang der Jüngling auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Das war ein harter Kampf," murmelte er, indem er seine Armbrust ergriff, die er während des Ringens auf den Boden geworfen hatte.

Erschöpft schritt er davon und treu wie ein Hündlein trabte der Widder hinter ihm drein.

Plötzlich, der Jüngling war kaum hundert Schritte weit gegangen, krachte und splitterte es im Walde, und stöhnend warf sich der Widder zu des Jünglings Füßen nieder und flehte mit stummen Blicken um Hilfe. Der Jüngling riß einen Pfeil aus seinem Köcher und legte ihn auf die Armbrust, nachdem er die Sehne des Bogens gespannt hatte. Und plötzlich stürzte, mit drohend gesenkten Hörnern, ein starker Auerochs heran, brüllte laut, und wühlte grimmig mit Füßen und Hörnern die Erde auf. Ruhig erwartete ihn der Jüngling und fürchtete nicht seine Wuth, sondern stellte sich schützend zwischen ihn und den Widder. Und als der starke, grimmige Feind nahe genug herangekommen war, da erklang der stählerne Bogen, da schwirrte die Sehne, da zischte der Pfeil durch die Luft, und flog grade in des Auerstieres breite Brust. Donnernd stürzte das Thier zu Boden, und die Erde erdröhnte bei seinem Falle.

„Bist du nun gerettet?" fragte der Jüngling den Widder, indem er den Fuß auf die Hörner des erlegten Feindes setzte. „Mühsam war der Kampf mit den Unthieren, und am Ende mögte doch in immer erneuerter Anstrengung meine Kraft erliegen."

Der Widder sah mit klugen Augen zu dem Jünglinge auf, als ob er sagen wolle, daß nun alle Gefahr vorüber sei. Dann zupfte er ihn am Kleide und wendete sich seitwärts; noch oft aber schaute er zurück, um zu sehen, ob auch der Jüngling ihm folge. Und der Jüngling folgte ihm und schritt ihm nach an den Rhein, bis zu dem Orte, wo damals die Schiffe ihre Waaren auszuladen pflegten, weil sie nicht über den Wasserfall fahren konnten. Nach den Scafen und einzelnen Schiffshäusern, wurde zu jener Zeit der Ort Scafhausen genannt. Jetzt heißt er Schaffhausen. Noch ehe jedoch der junge Jäger den Ort sah, trat er aus dem Dickicht auf eine grüne Wiese, ringsum von Waldbäumen um-

gürtet und so recht hell und glänzend von der Sonne beschienen. Inmitten der Wiese stand ein prächtiger großer Lindenbaum, der seine riesigen Zweige, wie ein dichtes, undurchdringliches Dach nach allen Seiten hin ausstreckte. In ihrem Schatten saß, wie in gründurchsichtiger Dämmerung, eine junge Schäferin, und rings um sie her hüpften, standen und lagen zwölf schneeweiße Lämmer, und blickten sie freundlich an. Die Jungfrau aber achtete ihrer nicht, sondern stützte das Köpfchen in die hohle Hand und blickte traurig vor sich nieder.

Der Jüngling näherte sich ihr, und als er dicht vor ihr stand, fragte er:

„Warum bist du so betrübt, du holdselige Maid?“

Das Mädchen blickte in die Höhe, und sobald sie den Jüngling sah mit ihrem schwarzen Widder, da zückte ein Freudenstrahl aus ihrem Auge, und lebhaft rief sie: „Der Widder gehört mir, Jäger! Der Herr von Randenburg schenkte ihn mir!“

„Nicht also,“ entgegnete der Jüngling lächelnd. „Wem anders sollte der Widder gehören, als mir, der ich ihn von dem heulenden Wolfe, dem grimmigen Bären und dem wüthenden Auerstiere beschützte? Der Widder ist mein, doch kannst du ihn lösen.“

„Wie könnte ich das?“ fragte die Jungfrau.

„Küsse mich und der Widder ist dein!“

Scheu und erschrocken blickte die Jungfrau den Jüngling an, und wäre beinahe geflohen. Doch die Liebe zu ihrem Widder hielt sie noch zurück, und leise antwortete sie:

„Solchen Preis darf ich nicht zahlen, Jäger. Nimm das silberne Halsband des Widders zum Lohne, und dann ziehe deine Straße.“

„Nein, nein, den Widder kann ich nicht lassen um ein silbernes Halsband,“ erwiederte der Jüngling. „Gib mir den Kuß, und empfange dafür den Widder und dieses goldene Reiflein noch obendrein.“

Bei diesen Worten kniete er vor ihr nieder, steckte einen goldenen Ring an den Finger der Jungfrau und küßte sie dann auf den Mund, obgleich sie sich sträubte.

„Verwegener Knecht,“ rief sie weinend, „wie magst du dich solchen Frevels unterfangen? Wisse, ich bin Ida, die Tochter des reichen und mächtigen Grafen von Kirchberg, und mein Vater ist nicht weit von hier in Scafhausen beim Grafen von Randenburg zum Besuche.“

„Ei nun, wenn du die junge Gräfin Ida von Kirchberg bist, so bin ich Eppo, der einzige Sohn des Grafen von Nellenburg, und du brauchst dich meines Kusses nicht zu schämen.“

Als der Jüngling dieß sagte, verschwand der Zorn von Ida's Wangen und aus ihren Augen; und zutraulich faßten der Jüngling und das Mädchen einander bei der Hand und gingen mitsammen nach Scafhausen. Dort wurden sie freundlich empfangen von den Grafen Kirchberg und Randenburg, und bald darauf waren Ida und Eppo Mann und Frau.

In späteren Jahren bauten sie auf die Stelle, wo sie sich zuerst gesehen hatten, ein prächtiges Gotteshaus, in dessen Nähe sich immer mehr und mehr Leute ansiedelten und Häuser bauten, bis zuletzt die Stadt entstand, welche in unseren Zeiten Schaffhausen genannt wird. Der Grafen von Nellenburg Geschlecht aber breitete sich weit aus, und war ob seiner Tapferkeit und Ritterlichkeit in allen Landen umher hoch berühmt.

3. Goldner.

Vor uralten Zeiten, es mögen wohl schon ein zweitausend Jahre her sein, oder länger, da wohnte einmal in einem dichten Walde ein armer Hirt mit seiner Frau und sechs Kindern, lauter Jungen. Seine Hütte lag so recht mitten in den Bäumen, deren dicht belaubte Zweige sie vor den rauhen Stürmen und Hagelwettern beschützten; hinter dem Häuschen lag ein kleiner Garten, und im Garten war ein Ziehbrunnen. Wenn der Vater das Vieh auf der Weide hütete, so gingen alle Tage die Knaben zu ihm hinaus, und brachten ihm zur Erquickung einen kühlen Trunk aus dem Brunnen und ein wenig Gemüse aus dem Gärtlein. Das war sein Essen und Trinken für den ganzen Tag; denn der arme Mann hatte nicht so viel Geld, daß er sich etwas Besseres hätte kaufen können.

Von den sechs Knaben war der jüngste der schönste, und der stärkste, mutbigste und gewandteste war er auch. Seine Eltern und Brüder nannten ihn nicht anders, als Goldner, und zwar darum, weil er so wunderschönes, goldgelbes Haar hatte, das ihm in langen, glänzenden Locken über den Nacken und über die Schultern hinunter fiel.

Goldner, obgleich der Jüngste, hatte doch das meiste Ansehen unter seinen Brüdern, und diese gehorchten seinen Befehlen. Das kam daher, weil Goldner so groß und stark war und keine Furcht kannte. Die übrigen fünf Knaben aber fürchteten sich. Wenn sie ihrem Vater das Essen in den Wald hinaus trugen, so mußte Goldner immer mit einem tüchtigen Eichenstecken vorangehen. War Er an der Spitze, so scheuten die Uebrigen kein Abentheuer, das ihnen etwa begegnen könnte, sondern trabten lustig und guter Dinge hinter dem kühnen Bruder her. Selbst auch bei dunkler Nacht, wenn nur der Mond am Himmel stand, und mit seinen hellen Strahlen die düstere Finsterniß ein wenig lichtete, fürchteten sie sich dann nicht.

Eines Tages, als die Buben ihrem Vater das Wasser und Gemüse gebracht hatten, verspäteten sie sich auf dem Rückwege und spielten so eifrig, daß sie nicht merkten, wie nach und nach die Sonne hinter den fernen Gebirgen niedersank und den Himmel mit seinen letzten Strahlen in Gold und Purpur badete. Erst als der letzte Schimmer erlosch und es ganz still und dämmerig im Walde wurde, dachten sie an die Heimkehr, und der älteste Knabe sprach:

„Lieben Brüder, laßt uns eilen, sonst überrascht uns die Nacht, und wir finden uns nun und nimmermehr aus dem Dickicht heraus!“

„Warum treibst du denn so sehr und hast es so eilig?“ rief der Zweite. „Goldner ist ja bei uns, und dort funkelt ja auch schon der Mond durch die schwarzen Tannen.“

„Ei, woher soll jetzt wohl der Mond kommen,“ rief der Aelteste. Erst in der nächsten Woche geht er wieder auf. Der Vater sagte es heute noch.“

„Nun, da ist er doch aber, der liebe Mond!“ rief der Dritte.

Und als die Knaben nach den dunklen Tannen hinüber schauten, da sahen sie wirklich etwas Lichtes und Glänzendes unter den tief herabhängenden Zweigen wandeln, und verwunderten sich sehr. Es war aber nicht der Mond, der daherkam, sondern eine Jungfrau war es mit einer lichten Krone im Haar und strahlend im Glanze der Schönheit. Sie kam näher und näher, trat aus den Tannen heraus, setzte sich auf einen bemoosten Stein, und zog eine kristallene Spindel hervor, mit der sie tausend und aber tausend glänzende Fäden spann. Es war ordentlich, als ob sie Diamanten spänne, so blitzten die Fäden in der Nacht. Und während sie so dasaß und die Knaben sie verwundert anstarrten, fing sie auf einmal zu singen an, und sang mit wunderlieblich tönender Stimme in einsweg ein Verslein, das also lautete:

„Knabe, mein Knab' mit dem goldenen Haar
Das Glück erblühet dir wunderbar;
Dir ist bestimmt der Fink' und die Ros'
Und die Königskrone im Meeresschooß!“

So sang die schöne Jungfrau und nickte zuweilen dem Goldner mit freundlichem Lächeln zu. Goldner aber lauschte dem Liede so aufmerksam, daß er alles Andere darüber vergaß, und endlich gar, wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, mit ausgebreiteten Armen auf die leuchtende Jungfrau zueilte. Als seine Brüder dieß sahen, stießen sie einen lauten Schrei aus, und flohen davon. Die Jungfrau aber warf noch einen freundlichen Blick auf den Knaben mit dem goldnen Haar und verschwand. Der Wald wurde dunkel, kein Sternlein leuchtete vom Himmel, und Goldner stand allein.

Eine ganze Weile blieb der Knabe stehen, wie betäubt, und der holden Jungfrau schöne Gestalt schwebte vor seiner Seele und ihr süßer Gesang schien noch in seinem Ohre zu klingen. Dann aber raffte er sich plötzlich auf und rief mit lauter Stimme nach seinen Brüdern. Aber du lieber Gott, wo waren die geblieben! Sie waren hierhin und dorthin gerannt, über Felsen und Klüfte, und hatten sich in der Finsterniß so verirrt und zerstreut, daß sie einander nicht wiederfinden konnten. Auch vernahm Keiner von Allen Goldners Ruf.

Goldner, da er nun sah, daß seine Brüder sich verlaufen hatten, gedachte nach Hause zurückzukehren, und rannte spornstreichs durch den Wald davon. Unterwegs ließ er von Zeit zu Zeit seinen Ruf ertönen und blieb dann stehen, um einer Antwort zu lauschen. Aber Niemand antwortete ihm, als das Echo des Waldes und manchmal das Rauschen der Bäume, wenn ein leiser Windhauch durch die Blätter und Wipfel fuhr.

So lief Goldner die ganze Nacht durch die Wildniß, und als der Morgen dämmerte, hatte er weder Einen seiner Brüder noch die Hütte seines Vaters gefunden. Er war ganz und gar von der rechten Richtung abgewichen, und konnte sich nun auch jetzt nicht zurecht finden, obwohl die Sonne hell am Himmel stand und die Schatten der Nacht verjagt hatte.

Goldner war hungrig und müde. Er pflückte sich Brombeeren, die rings umher in üppiger Fülle wuchsen, stillte damit seinen Hunger, warf sich dann unter einen Lindenbaum auf weiches Moos nieder, legte seinen Kopf auf eine Baumwurzel und schlief ein. Als er wieder aufwachte, war es Mittag. Nun rastete er nicht mehr, sondern sprang hurtig wieder auf seine Füße und suchte von Neuem den Heimweg in seines Vaters Haus. Aber das war eine vergebliche Mühe. Wie er auch suchte und suchte, er kam nur immer tiefer und tiefer in den endlosen Wald hinein, und rannte sechs Tage hindurch über Berg und Hügel, durch Schluchten und Thäler, bis endlich der Wald sich ein wenig lichtete, und er auf eine freie, grüne Wiese kam.

Da stand er still, athmete hoch auf, und blickte verwundert umher. Die ganze Wiese war mit Garnen und Vogelnetzen bedeckt, und am Saume des Waldes stand eine einfache Hütte von Baumrinde, in welcher ein Vogelsteller wohnte. Der fing die Vögel mit seinen Netzen, und trug sie dann in die Stadt, wo er sie für vieles Geld verkaufte.

Während Goldner noch auf der grünen Wiese stand, verwundert umherblickte, und bald empor zum blauen Himmel, bald auf die Garne zu seinen Füßen sah, dachte der Vogelsteller: „Solch' einen Burschen könnte ich wohl gebrauchen.“ Und um sich einen Spaß zu machen, zog er seine Garne an; die Netze schlugen zusammen, und siehe da, Goldner war gefangen wie ein Vögelein, lag ganz erstaunt unter dem Netze, und wußte gar nicht, wie das zugegangen war.

Der Vogelsteller sprang aus seinem Verstecke hervor, lachte lustig und von ganzem Herzen, und sagte: „Schau, schau, mein Knabe, so fängt man die Vögel, wenn sie aus dem Walde kommen. Du gefällst mir, und ich lasse dich nicht eher wieder frei, als bis du mir versprichst, bei mir zu bleiben. Du bist gewiß ein schlauer Knabe, und wirst es bald verstehen, Vögel zu fangen, so gut wie ich. Willst du treu bei mir aushalten?“

„Ei ja, das will ich wohl,“ erwiederte Goldner lächelnd. „Ich sollte meinen, es müßte ein gar lustiges Leben hier im Walde sein mitten unter den Vögeln, die so lieblich singen. Ja, ja, Vogelsteller, ich verspreche dir, nicht davon zu laufen; denn nach Hause finde ich mich doch nicht wieder.“

Da machte ihn der Vogelsteller von den Netzen frei, führte ihn in seine Hütte und erquickte ihn mit Speise und Trank. Das schmeckte dem hungrigen Kna=

ben vortrefflich, da er sich so lange mit herben und sauren Waldbeeren hatte begnügen müssen.

In den nächsten Tagen wurde nun Goldner im Fangen der Vögel unterrichtet, und als der Vogelsteller meinte, er habe nun genug gelernt, führte er ihn hinaus an einen Vogelherd und sagte zu ihm:

„Hier will ich dich lassen; zeige nun, was du kannst!“

Goldner setzte sich zu den Garnen, und paßte auf die Vögel. Kaum aber hatte er eine Minute etwa verweilt, so mußte er die Garne ziehen und hatte einen schneeweißen Finken gefangen. Freudig brachte er ihn seinem Herrn. „Was hast du da?“ rief dieser zornig. „Packe dich mit deinem weißen Finken, der mir das ganze Jahr nichts wie Unheil und Verderben bringen wird. „Geh', geh'! Du stehst mit dem Bösen im Bunde, und ich mag in keiner Art etwas mit dir zu thun haben!“

Mit diesen Worten stieß er Goldner'n grob und heftig von der Wiese herunter und jagte ihn in den Wald hinein; den Finken aber warf er zur Erde, und trat ihn unter tausend Verwünschungen in Grund und Boden hinein, bis keine Spur mehr von ihm zu sehen war.

Goldner konnte sich nicht erklären, was er verbrochen haben möge, und blieb deßhalb bei allem Schelten und Schimpfen des Vogelstellers ganz gleichmüthig. Frischen, fröhlichen Muthes ging er in den Wald hinein, und wie er so unter den Bäumen hinwandelte, fiel es ihm ein, nochmals einen Versuch zu Auffindung der väterlichen Hütte zu machen. Er verfolgte Tage lang immer eine und dieselbe Richtung, ruhete selbst bei Nacht nur wenige Stunden, und mußte unendlich viele Mühseligkeiten ertragen. Bald rannte er gegen einen Stein, bald stolperte er in der Dunkelheit über eine alte Baumwurzel, bald blieb er mit seinen Kleidern in den Dornen hängen, und zuweilen riß oder stieß er sich gar Gesicht und Hände wund. Doch ertrug er Alles geduldig, bis sich endlich der Wald lichtete und er in einen wunderschönen Garten gelangte. Da blieb Goldner verwundert stehen und schaute mit großen Augen umher; denn dergleichen von Pracht und Herrlichkeit hatte er sich noch niemals träumen lassen, viel weniger schon erblickt. Da blühten tausend und aber tausend Blumen, und ihre Kelche hauchten süßen Duft; da prangten Bäume mit rothgoldnen Früchten und blinkten anmuthig aus dem Laube heraus; da rauschten und plätscherten Springbrunnen und glänzten herrlich in den Farben des Regenbogens, wenn die Strahlen der Sonne in den steigenden und fallenden Tropfen sich brachen. Es war eine wahre Lust für Goldner, dieß Alles zu schauen, und ganz entzückt blieb er unter den Blumen stehen, wo der Gärtner ihn sah und alsbald auf ihn zuschritt.

„Sag' an, mein Knabe, willst du bei mir dienen?“ fragte er Goldner'n. „Solchen jungen, hübschen Burschen könnte ich just gebrauchen.“

„Ei ja, das will ich wohl,“ antwortete Goldner und lächelte freundlich; „es däucht mir, als müsse ein gar angenehmes Leben hier unter den Blumen sein, und die Hütte meines Vaters, so sehr ich auch darnach suche, finde ich doch nicht.“

Und Goldner blieb bei dem Gärtner manchen Tag.

Eines Morgens sprach der Gärtner zu Goldner: „Höre du, geh' hinaus in den Wald und suche mir einen wilden Rosenstock, auf den ich zahme Rosen pflanzen kann.“

Goldner ging ohne Zögern hinaus, und kam bald mit einem Stock der schönsten goldfarbenen Rosen zurück, die gerade so aussahen, als hätte jedes Blatt davon der geschickteste Goldschmied geschmiedet. Goldner freute sich recht seines Fundes; als aber der Gärtner den Rosenstock sah, da ward er ganz wüthend, riß ihm seinen Fund aus der Hand, warf den Strauch auf den Boden, zerriß und zertrat ihn in viele Stücke und stampfte ihn unter tausend Verwünschungen so tief in den Boden hinein, daß kaum eine Spur davon übrig blieb.

„Packe dich mit deinen goldenen Rosen, du Bube!“ schrie er Goldner'n zu. „Du stehst mit dem Bösen im Bunde, und ich mag mit dir gar nichts mehr zu schaffen haben!“

Mit diesen Worten stieß er ihn unsanft aus dem Garten hinaus, und trieb ihn in den Wald hinein, indem er ihm noch nachrief, sich doch ja niemals wieder sehen zu lassen. Goldner machte sich nicht viel aus dem Zorne des Gärtners, denn er wußte ja, daß er ganz unschuldig war. Und da er nichts Besseres vorzunehmen wußte, so beschloß er abermals die Hütte seines Vaters zu suchen, und lief immer in ein und derselben Richtung fort. Er lief Tag und Nacht gerade aus über Berge und Felsen, durch Thäler und Schluchten, und nährte sich von elenden, sauren Waldbeeren, bis er endlich am dritten Tage den finsteren Wald sich lichten sah, und durch die Lücken hindurch in weiter Ferne einen Schimmer des endlosen Meeres erblickte. Dorthin lief er, und bald stand er am Strande und schaute mit Entzücken über die sanft wogende Fläche der blauen Gewässer. So etwas hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Auf den unermeßlich weiten, kristallhellen Wogen spiegelte sich die Sonne, so daß sie aussahen wie flüssiges Silber, wo die Strahlen des glänzenden Gestirnes sie trafen. Nah und fern schwammen schön geschmückte Schiffe mit gespannten Segeln und wehenden Wimpeln, und eine zierliche Fischerbarke stand am Ufer. Als Goldner die Barke sah, fühlte er ein unwiderstehliches Gelüst, hinein zu treten und sich von den ewig ruhelosen Wogen schaukeln zu lassen. Kaum aber stand er darin, da sprangen die Fischer ihm nach und stießen hurtig das Boot vom Lande ab.

„Haben wir dich gefangen, mein goldenes Bürschchen?“ riefen sie erfreut. „Jetzt bleibe du bei uns; denn gerade solch' einen Knaben, wie du bist, haben wir nöthig.“

„Ich will recht gern bei euch bleiben, auch wenn

ihr mich nicht dazu zwingt," erwiederte Goldner. „Es ist gewiß ein recht lustiges Leben auf den Meereswellen, das mir von Herzen gefallen wird. Die Hütte meines Vaters find' ich ja doch nicht, wie ich auch suche!"

Da die Fischer nun sahen, daß Goldner gerne bei ihnen blieb und sie ihn nicht zu bewachen brauchten, da warfen sie fröhlich ihre Netze aus, um zu fischen, und sagten zu Goldner, er möge aufpassen, damit er das Handwerk auch lerne. Goldner gab Acht, aber die Fischer fingen nichts, und nicht das kleinste Fischlein ging ihnen in's Netz.

„Ei, wie so seltsam ist das!" riefen sie und wunderten sich sehr. „Sonst wimmelt es hier alle Tage von Fischen! Goldner, komm her und versuche du einmal dein Heil. Wollen sehen, ob du eine glückliche Hand hast."

Goldner nahm das Netz einem alten Fischer, dessen Silberhaar in dünnen Locken auf die Schultern fiel, aus der Hand, und warf es ungeschickt über Bord in das Meer hinein.

„Auf solche Weise wirst du etwas Rechtes fangen," riefen die Fischer lachend und spottend. Nur der alte Fischer mit dem Silberhaar schwieg still und schaute Goldner'n mit hellen Blicken an.

„Was lacht ihr doch?" entgegnete Goldner auf den Spott der Fischer. „Das Netz ist schwer, und nur mit Mühe kann ich es aus dem Wasser ziehen. Gewiß, ich habe einen trefflichen Fang gethan!"

Und Goldner zog und zog, und das Netz wurde immer schwerer, je höher es an die Oberfläche des Meeres kam. Endlich aber, als er es in den Nachen hereinzog, siehe, da fand er, daß er eine goldene Krone aus der Tiefe des Meeres gefischt hatte.

„Was seh' ich da!" rief der alte Fischer mit dem Silberhaar aus, indem er Goldner'n zu Füßen fiel. „Jüngling, du bist unser König, und als Solchen begrüße ich dich! Wisse, als vor hundert Jahren der alte Herrscher, welcher keinen Erben hatte, sein Ende herannahen sah, da fuhr er hinaus auf das Meer, nahm seine schwere goldene Krone, die jetzt hier im Nachen liegt, und warf sie in die Tiefe hinab. „So lange," sprach er, „bis ein Glücklicher meine Krone wieder aus dem Meere zieht, so lange soll mein Thron unbesetzt bleiben und in Trauer gehüllt werden. Dem aber gehorchet als Herrscher, den einstens das Glück begünstigt; denn er ist würdig, mein Nachfolger zu sein." Du bist der Glückliche, und darum Heil dir, unserem Könige!"

„Heil dir, unserem Könige!" riefen auch die übrigen Fischer, warfen sich ihm zu Füßen, und setzten ihm dann die Krone auf.

Die Kunde von Goldner und der wunderbar wiedergefundenen Königskrone erscholl alsbald über das Meer, erscholl von Schiff zu Schiff, und wurde von den Winden weiter getragen bis tief in das Land hinein. Da wimmelte alsbald die Fläche des Meeres von Nachen und Schifflein, die mit bunten Blumen und grünem Laubwerk festlich geschmückt waren; von den Masten weheten Freudenwimpel und der tausendstimmige Ruf: „Heil unserem Könige!" scholl von den Verdecken donnernd über die Wogen. Mit lautem Jubel wurde der Nachen begrüßt, in welcher Goldner mit der Königskrone auf dem Haupte daher gefahren kam. Der junge Fürst stand am Vordertheile des Schiffes, und hell leuchtete sein Antlitz in den Strahlen der untergehenden Sonne. Er winkte grüßend mit der Hand rings umher, und wurde triumphirend in seine Hauptstadt geleitet und in sein prächtiges, goldfunkelndes Königsschloß.

Und als er dort saß auf dem Throne, erinnerte er sich der Weissagung der leuchtenden Jungfrau, und sang vor sich hin:

„Knabe, mein Knab' mit dem goldenen Haar,
Das Glück erblühet dir wunderbar;
Dir ist bestimmt der Fink' und die Ros'
Und die Königkrone im Meeresschooß."

„Es ist Alles eingetroffen," murmelte er vor sich hin. „Den Finken habe ich gefangen, die Rose gefunden, und die Krone aus der Meerestiefe gezogen. Wenn ich nun nur meine Brüder und meine Eltern wiederfinde! Die fehlen allein noch zu meinem Glücke!"

Und kaum hatte er diese Worte gesprochen, so sprangen die Thüren des goldenen Saales auf, und herein schritten der Hirt mit seiner Frau und Goldner's sämmtliche Brüder. Sie hatten schon von des Jünglings großem Glücke gehört und waren gekommen, ihm zu huldigen als ihrem Herrn. Goldner aber sprang fröhlich vom Throne hinab, und umarmte seine Eltern und Brüder unter tausend Freudenthränen. Da war die Lust und der Jubel groß, und Alles hatte ein glückliches Ende erreicht. Goldner regierte lange und mit großer Weisheit, und das Volk segnete ihn als den besten Herrscher auf der ganzen Welt.

Der Rothfußfalke.

(Taf. 15.)

Die Edelfalken, denen wir bereits im Jahrgang 1845 unseres „Buchs der Welt" S. 264 u. ff., eine längere Abhandlung gewidmet haben, zerfallen bekanntlich, je nach dem sie die Beute im Fluge fangen oder selbige im Sitzen erhaschen, in eigentliche und uneigentliche Edelfalken, welch' letztere auch nach ihrer eigenthümlichen Gewohnheit, erst lange in der Luft zu schweben oder zuritteln, um auf ihren Raub zu zielen, ehe sie auf denselben stoßen, Rittel- oder Röthelfalken genannt werden. — Der auf beiliegender Tafel abgebildete Rothfußfalke, Falco rufipes, gehört zu den Rittlern, ist in Deutschland nicht sehr häufig, in Menge dagegen in Rußland, Sibirien und einigen Theilen Nordamerika's, auch in den letzten Jahren in den bergigten Theilen von St. Domingo und Cuba, in Westindien, und auf Yucatan gefunden worden. In Deutschland verhält er sich als Zugvogel, kommt bereits im März an, und geht Ende September oder in der ersten Hälfte des Oktobers wieder fort. In



Wäldern wird er außer der Brütezeit nur selten angetroffen, und zieht den Aufenthalt in freien, offenen Gegenden jedem andern vor. Wie der Jagdfalke vermag er sich in erstaunliche Höhen emporzuschwingen, fliegt dort entweder in weiten Kreisen umher, um Raub zu erspähen, oder schwebt mit kaum bemerkbaren Flügelschlägen lange Zeit auf ein und derselben Stelle. Hat er endlich eine Beute aufgespürt, so stürzt er wie ein Stein fast senkrecht herab, verfolgt sie aber, falls er sie verfehlte, oder das geängstigte Thier ihm durch die Flucht zu entgehen trachtet, sogleich im horizontalen Fluge, und wird durch getäuschte Erwartung zuletzt so hitzig in seiner Verfolgung, daß er alle gewohnte Vorsicht vergißt und mit beispielloser Kühnheit den fliehenden Vogel oft bis in das Innere der Gehöfte verfolgt. Feldmäuse, Maulwürfe, Grillen, Käfer, Heuschrecken und Insektenlarven sind seine Hauptnahrung, doch verschmäht er auch Tauben, Sperlinge und junge Hasen nicht, macht sich aber durch Vertilgen der Ersteren nützlicher, als er durch Verzehren der Letzteren der Jagd oder der Taubenzucht schädlich wird. Er nistet in kunstlosen Nestern auf hohen Bäumen oder in Felsspalten, und brütet dort stets 4 bis 6 weiße, braunmarmorirte Eier; der Rothfußfalke erreicht eine Länge von 13 bis 14, und eine Flügelbreite von 27 bis 30 Zoll; die Farbe des Männchens ist ganz schieferblau, Hosen und After sind rostroth; das Weibchen ist oben braun, unten weiß, braungefleckt oder röthlich, und die Kehle ist weiß. Die Jungen gleichen in der Färbung mehr dem Weibchen, werden aber mit zunehmendem Alter immer schieferblauer.

1.

Aus dem Leben eines Verbrechers.

In einem Landstädtchen eines der kleineren Länder Deutschlands stand ein massiv gebautes Zuchthaus. Dasselbe war weder nach dem Auburn'schen noch nach dem Pennsylvanischen System erbaut, und deßhalb leider eine rechte Hochschule für Verbrecher. Am Tage arbeiteten die Züchtlinge mit einander, Nachts schliefen sie in einem geräumigen Schlafsaale, der zwar verschlossen und von außen mit Wachen besetzt war, wo sie jedoch ungehindert und unbelauscht sich unterhalten konnten. Hier wurden meistens nur neue Schandthaten verabredet.

Neben einander schliefen ein bereits ergrauter, und schon zum dritten Male wegen Diebstahls detinirter Verbrecher, Hannes genannt, und ein noch junger, der, weil er auf einem Jahrmarkte gestohlen, zu zehn Monaten Zuchthausstrafe verurtheilt war. Er hieß Franz, seine Kameraden nannten ihn den rothen Franz oder schlechtweg den „Rothen," da sein Bart und Haar fuchsroth waren und sein Gesicht die Rubinfarbe eines argen Trunkenboldes trug. Zwischen diesen Beiden fand eines Abends, nachdem sie sich bereits niedergelegt hatten, folgendes Gespräch Statt.

„He, Nachbar, Rother, wann war's noch, daß du aus diesem Hundeloch herauskommst?"

„Um vier Wochen, sollt ich meinen," entgegnete der Angeredete.

„Nun dann magst du dich nur noch drei Wochen auf's Bettelbrod legen, bis sie mich auch entlassen, und ich schwöre dir bei allen Teufeln, wir sind zwei reiche Leute."

„So, wie meinst du das, Hannes?" fragte Franz erstaunt.

„Ja, Junge, dir will ich's wohl sagen," antwortete Hannes, „denn du scheinst mir ein geriebener Kerl, und mit so Einem will ich schon theilen. Aber es ist auch, hol mich Dieser und Jener! kein Kinderspiel, und kann leicht ein Lumpenleben mit drauf gehen."

Und nun bog er sich weit zum Bette heraus und flüsterte dem rothen Franz zu, wie auf einem Gehöfte in dem Landgerichte G. ein altes, wohlhabendes Ehepaar lebe, das halbjährlich von seinen ausgedehnten Ländereien den Pachtzins erhöbe, zunächst gerade am Martinitage. Dann seien sie Beide auf freien Füßen, und wollten von den Alten die harten Thaler holen, es koste was es wolle. Franz, dem der Plan gefiel, verschwur sich hoch und theuer, mit dem Hannes den Einbruch zu wagen. Darauf brachen sie ihr Gespräch ab und schliefen bald ein.

Es mochten kaum zwei Stunden vergangen sein, als sie wieder erwachten. Ein rother Schein, der von außen her durch die vergitterten Fenster drang und an den weißgetünchten Wänden hin- und herflackerte, erleuchtete das Schlafgemach mit Tageshelle. Mit lautem Schrei fuhr Hannes empor, alle Züchtlinge folgten. Rasch warfen sie die Kleider über und rannten in wilder Bestürzung nach der Thür. Kräftige Axthiebe von außen sprengten diese, und die ganze Schaar stürzte den von erstickendem Rauche angefüllten Gang hinab, die Treppe hinunter, die in den Hof führte. Das Hauptgebäude mit seinen zwei Flügeln umschloß denselben von drei Seiten, an der vierten erhob sich eine hohe Mauer, mit einem einzigen Ausgange. Das Mittelgebäude, wo das Feuer wahrscheinlich ausgebrochen war, stand in hellen Flammen, die zu den Fenstern heraus- und aus dem Dache, dessen glühende Ziegel in den Hof herabrollten, emporloderten. Die starken Mauern widerstanden dem verzehrenden Elemente, das um so zerstörender unter dem Holzwerk drinnen wüthete. Mit furchtbarem Krachen stürzten Balken und Sparren zusammen. Der weithin leuchtende Brand hatte auch die Bewohner des Städtchens geweckt. Dort rasselte die Allarmtrommel durch die Straßen, und rief die Garnison zur Bewachung der Züchtlinge unter die Waffen. Eine bange Viertelstunde verging, ehe sich das Hofthor öffnete und die Verbrecher hinausgeführt werden konnten in ein von den Soldaten gebildetes Viereck, die sich dann mit ihnen nach einer Kaserne in Bewegung setzten, wo sie vorläufig untergebracht wurden. Nur Wenige der Züchtlinge blieben bei den beiden Spritzen, die man im Zuchthause hatte, zurück, unter diesen auch der

rothe Franz. Eine unbewaffnete Abtheilung der Garnison trat als Löschmannschaft mit Feuereimern in den Hof, in den man ebenfalls die städtischen Spritzen mit den sie bedienenden Leuten einließ. Darauf ward das Thor wieder verriegelt und von innen und außen mit Militär besetzt, welches scharf geladen hatte.

Unterdessen war das Feuer so sehr ausgebreitet, daß an ein Löschen nicht zu denken war. Schon brannte auch der rechte Flügel, wo sich der Schlafsaal befand, nur den linken, der die Kranken- und Vorrathskammern enthielt, suchte man noch zu erhalten. Hinter den Fenstern, deren Scheiben sie zerschlagen, um nicht in Hitze und Rauch zu ersticken, sah man die unglücklichen Kranken, mehr als vierzig, halbbekleidet in Angst und Verzweiflung hin- und herlaufen und die Hände ringen; ihr Nothschrei übertäubte das Geräusch des zusammenstürzenden Gebälkes. Die Eisengitter vor den Fenstern glühten, der Fußboden brannte unter ihren Füßen; von innen war ihnen jedoch nicht beizukommen, denn die einzige Treppe, die dorthin führte, stand auch schon in Flammen. Da richtete plötzlich Einer mit riesiger Kraft eine Leiter zu den Fenstern empor. Es war der rothe Franz. Mit Axt und Brecheisen bewaffnet stieg er hinauf, brach die Gitter an einem der Fenster weg, schlug die Pfosten heraus, und hatte so in wenigen Augenblicken einen Ausgang zu Stande gebracht. Rettungsseile und Körbe waren rasch zur Hand, eine Leiter ward neben die andere gestellt, und in kaum zehn Minuten befanden sich alle Kranken gerettet unten im Hofe, von wo man sie durch das Thor fortführte.

Bald ergriff die gierige Lohe den ganzen linken Flügel; als der Morgen heraufdämmerte, war das Gebäude nur noch ein rauchender Trümmerhaufen, dessen geschwärzte Mauern allein unversehrt, wenn auch an vielen Stellen geborsten, dastanden. Ueber die Entstehung des Feuers hat man nie etwas Gewisses erfahren.

In ihrer neuen Wohnung hatten die Räumlichkeiten eine andere Zusammenordnung der Sträflinge nothwendig gemacht, als im Zuchthause unter ihnen stattfand. Der rothe Franz und der Hannes sahen sich dort nicht wieder. Bei einer Belobung der Verbrecher wegen ihres Wohlverhaltens in jener Schreckensnacht — denn nicht Einer hatte den Versuch gemacht, zu entspringen — wurde besonders der entschlossenen That des rothen Franz rühmend erwähnt, welcher allein die Kranken ihre Rettung verdankten. In Anerkennung seiner Besonnenheit und seines menschenfreundlichen Muthes ward ihm der Rest seiner Strafzeit geschenkt, ihm eine vollständige Kleidung und ein kleines Reisegeld gegeben. Noch an demselben Tage, zwei Tage nach dem Brande, wurde er entlassen.

Es gibt keinen unglücklicheren Menschen, als einen entlassenen Züchtling. Denn die Zuchthausstrafe ist nach den herrschenden Volksbegriffen eine entehrende, daher Jedermann einen Solchen meidet und verabscheut, selbst wenn er nur kurze Zeit gefangen gewesen und wirklich einen Anfang zu sittlicher Besserung gemacht hat. Die leider nur noch sehr einzeln vorhandenen Vereine deßhalb, welche sich bemühen, entlassenen Züchtlingen Obdach und Arbeit bei redlichen Leuten zu verschaffen, sind die schönste Saat der rettenden Liebe, die nicht genug ausgestreut und gepflegt werden kann. Möchten sie mehr und mehr an Ausbreitung und Anerkennung ihrer edlen Bestrebungen gewinnen, besonders da, wo die schlecht eingerichteten Zuchthäuser mit Grund den Namen der Verbrecherhochschulen tragen!

Mit unserem Franz stand es freilich damals noch anders, er war nicht gebessert worden. Zwar hatte er wegen seines Diebstahls, als des ersten, der ihm bewiesen werden konnte, nur neun Monate im Zuchthause zugebracht. Aber von Jugend auf gewohnt, kleine Diebereien zu verüben, zu denen er oft selbst von seinem Vater angeleitet worden war, der es auch mit dem Mein und Dein nicht auf's Genaueste hielt, war er durch den Umgang mit den zügellosesten und verschmitztesten Verbrechern, besonders mit dem Hannes, nur noch schlechter und zu neuen Schandthaten geneigter geworden. Dazu kam, daß er im Laster des Trunkes große Fortschritte gemacht hatte, wozu ihm Gelegenheit gegeben war. Denn die Züchtlinge erhielten den Verdienst derjenigen Arbeit, welche sie freiwillig in ihren Mußestunden, die man ihnen gestattete, verrichteten, wöchentlich ausbezahlt; und die nur zu mittelmäßige Einrichtung der Strafanstalt erlaubte es, daß sie dies Geld in Spiel und Trunk vergeuden konnten. War er nun schon, ehe er in's Gefängniß kam, von Denen, die ihn kannten, gemieden worden, um wie viel mehr mußte das nicht jetzt geschehen, da er auch äußerlich die unverkennbaren Beweise an sich trug, wie sehr er auf der Bahn des Lasters fortgeschritten war.

Bei seinem Austritt aus dem Zuchthause empfand auch Franz, wie jeder freigegebene Gefangene, das Erhebende der wieder erlangten Freiheit. Allein dies erhebende Gefühl war bei ihm ein durchaus unsittliches, denn es ging auf in den scheußlichen Vorsatz, von nun an seine Freiheit zur Erhebung wider Gesetz, Recht und Sitte zu gebrauchen, oder vielmehr wider Diejenigen, die rechtlich und ehrlich waren, und die er daher haßte, wider die Menschheit. Denn das ist eine unter Verbrechern, so lange sie verstockt sind, sehr allgemeine Ansicht, daß eben nicht sie, sondern die übrigen Menschen an ihren Verbrechen Schuld sind, und eigentlich statt ihrer Strafe leiden müßten. Da dies aber nicht der Fall ist, so halten sich die Verbrecher für befugt und berufen, den rechtlichen Leuten Schaden zuzufügen, um an sie einen Theil der verdienten Strafe abzutragen und sich für ihr eigenes, unschuldig erlittenes Unrecht zu rächen.

So dachte auch Franz, und in solche Gedanken vertieft, legte er die erste Meile seines Weges zurück, bis er in einen, ihm wohlbekannten Marktflecken gelangte, wo gerade ein Jahrmarkt war. Erst Nachmittags aus der Strafanstalt entlassen, kam er hier in der Abenddämmerung an. Der Markt war bereits vorüber, die Buden wurden abgebrochen, die Verkäufer packten ihre

Sachen ein. Eine Gelegenheit zum Stehlen bot sich nicht mehr dar, da das Gedränge auf den Straßen sich verloren hatte. Desto besuchter aber waren noch die Wirthshäuser des Fleckens, wo die aus der Nähe und Ferne herbeigeströmten Landleute theils sich bereit machten, abzufahren, theils aber auch bei Karten, Tanz und Branntwein lärmten und schwelgten. Daß Franz keines der besten dieser Häuser besuchte, wird eben so wenig befremden, als daß er überhaupt eines besuchte, da alle wilden Leidenschaften beim Vernehmen des Geräusches, das von den Zechgelagen an sein Ohr schallte, auf's Neue in ihm erwachten. Diese erste zügellose Nacht kostete ihm seine ganze Baarschaft, und ließ ihn das alte Lasterleben wieder liebgewinnen. Am Morgen, als der wüste Rausch ausgeschlafen war, meldete er sich bei der Obrigkeit des Ortes, die ihn, dem geltenden Gesetze gemäß, auf ihre Kosten in sein fünf Meilen entferntes Geburtsdorf beförderte.

Franz ging zu seinen Eltern. Welch' ein Wiedersehen! War auch der Vater ein Mann, der wohl auf Kosten Anderer seinen Vortheil auszubeuten wußte, — eines Diebstahls geradezu konnte man ihn doch nicht zeihen; dazu haßte er den Trunk auf's Gründlichste, und lebte mäßig und nüchtern. Franzens Mutter aber war eine arbeitsame, gottesfürchtige Frau, und der entartete Sohn ihr einziges, noch lebendes Kind. Wie entsetzten sich Beide, als sie gleich aus den ersten Aeußerungen ihres Sohnes vernahmen, wie böse sein Herz war. Ihren ernsten Ermahnungen stellte er höhnischen Trotz entgegen, der Mutter Thränen belachte er; als sie ihn an den himmlischen Richter erinnerten, sagte er ihnen kurzweg, daß der Glaube an einen lebendigen Gott eine Fabel sei, und er nur an den Teufel glaube, dem er sich mit Leib und Seele verbunden, dessen Hülfe er im Gebete anzurufen gewohnt sei. „Das," setzte er hinzu, „wolle er selbst dem Prediger beweisen, wenn's darauf ankomme, denn er habe es im Zuchthause gelernt, und da seien die gescheuten Leute."

Nur wenige Tage blieb Franz bei den Eltern. Eines Morgens war er verschwunden, und dem Vater fehlte seine mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife. Er wußte, wer sie ihm genommen, aber er verschwieg es seiner Frau.

Die Pfeife war bald im nächsten Städtchen verkauft, der Ertrag in Einem Tage verschwelgt, und der Wirth, dem der Gast zuletzt nicht mehr die Zeche bezahlen konnte, warf Abends den völlig berauschten Mann auf die Straße. Am andern Morgen früh in der Dämmerung erwachte er hinterm Zaun.

Franz fühlte sich matt und krank, der Hunger nagte in seinen Eingeweiden. In der Gegend bekannt, schlich er sich nach einem Gehöft in der Nähe, kroch durch die Gartenhecke und fand einen Kirschbaum, an dessen reifen Früchten er sich erquickte. Dann trieb er sich während des ganzen Tages auf Nebenwegen umher und dachte über den Plan nach, wie er sich für die nächste Zeit versorgen solle. Anders als durch Diebstahl schien ihm unmöglich, denn zu einem Landmann zu gehen und um Arbeit zu bitten, war seiner vermeintlichen Ehre zuwider, auch glaubte er ein Recht zu haben, zu nehmen mit List und Gewalt, da er nicht ohne Grund meinte, man werde ihm Arbeit für Lohn verweigern. Am Abend langte er wie von selbst wieder bei dem Gehöfte an, das er am Morgen besuchte. Scheune und Wohnhaus waren ihm von früher her bekannt, da er vor einigen Jahren dort mehrere Wochen in Dienst gestanden. Er zitterte, als er vor dem Scheunenthor stand, noch einmal besann er sich, aber der Hunger quälte ihn, wovon sollte er jetzt, wovon morgen essen? Die Scheunenthür war nicht verschlossen, er öffnete sie, holte ein Bret hervor, und da er wußte, daß im Hause bereits Alle schliefen, auch nirgends mehr Licht brannte, legte er das Brett an ein Fenster, das zur Hausdiele führte. Geräuschlos brach er eine Scheibe ein, öffnete das Fenster und stieg hinein. Wieder stand er nachdenkend still, aber nicht lange, der Hunger trieb ihn. Er schlich in die Küche, zündete Licht und ging in die Speisekammer, wo er Vorräthe genug fand, um sich zu sättigen, und noch Brod und Butter zu sich steckte. Alles ging gut von Statten, nirgends ließ sich ein Geräusch vernehmen, daher wuchs ihm der Muth, um so mehr, als er auch einen tüchtigen Schluck Branntwein aus einer Flasche in der Speisekammer zu sich genommen hatte.

Rechts an der Hausdiele schliefen in einer Kammer die Dienstknechte, die Thür stand angelehnt, er horchte, sie schliefen. Leise schlich er hinein, durchsuchte die Taschen ihrer Kleider, und fand einige Schillinge und ein Messer. Beides steckte er zu sich und machte dann, daß er fortkam. Noch einmal ging er in die Scheune, legte das Brett hin, wo er es gefunden, stieß an ein Reitgeschirr, von dem er die Steigbügel abschnitt und den Zaum mitnahm. Dann eilte er vom Hofe weg auf die Landstraße. Die Sommernacht war halbdunkel; auf einer Weide neben dem Wege weideten Pferde. Franz sprang über den nicht breiten Graben, lockte eines der Thiere an sich, legte ihm den Zaum an und bestieg es. Mit einem wohl ausgeführten Satz waren Roß und Reiter bald über den Graben, und langsam ging es nun des Weges weiter. Als der Morgen dämmerte, war Franz mehr als zwei Meilen vom Hofe, wo er den Einbruch gethan, entfernt. Er ritt rascher zu, vermied die Dörfer, die zu der nächstgelegenen Stadt führten, indem er Nebenwege einschlug. Dabei verirrte er sich jedoch so, daß er, als er die Landstraße wieder fand, in die entgegengesetzte Richtung gerieth, die ihn dem Gehöfte näher brachte. Er war aber noch eine Meile weit von demselben entfernt, als ihm ein Knecht eilig entgegenkam, der plötzlich vor ihm stehen blieb und ihn fragte: wem das Pferd gehöre.

„He, guter Freund," sagte Franz, „es gehört dem Herrn Gr., dem es wohl entlaufen ist. Ich kam von H. und fand's am Wege weidend, nun will ich's seinem Besitzer wieder bringen, um ein gutes Trinkgeld zu verdienen."

„Die Mühe kannst du sparen," entgegnete der Knecht,

„ich diene beim Herrn Gr. und bin ausgeschickt, das Pferd wieder zu suchen, das ihm heute Nacht von der Weide gestohlen worden ist, wahrscheinlich von denselben Dieben, die auch letzte Nacht auf dem Hofe unsers Nachbarn eingebrochen sind."

„Das wäre," antwortete Franz; „nun, so nimm es mit," setzte er hinzu, indem er abstieg. „Aber sage," fuhr er fort, „eingebrochen ist — wer sollte denn das gewesen sein, hat man Verdacht?"

„Auf den rothen Franz," erwiederte der Knecht, „der erst vor wenigen Tagen aus dem Zuchthaus entlassen ist. Ich kenne den Kerl nicht, kennst du ihn?" fuhr er fort, das Pferd besteigend.

„Ich, ja wohl. Aber ist er's, so werden sie ihn so leicht nicht fangen," antwortete Franz.

„Nun, ich sollt's doch wünschen," sagte der Knecht, und ritt dann in hurtigem Trabe weiter, und war bald auf einer Krümmung der Landstraße verschwunden.

Franz, der ihm bis dahin ängstlich nachgeblickt hatte, aber fortgeschritten war, blieb nun stehen. Umkehren schien ihm rathsam, aber wohin? „Sie wissen," sagte er zu sich selbst, „daß du es gewesen, bei deinen Eltern werden sie nachfragen, ob du heute Nacht zu Hause gewesen. Erfahren sie dann, daß du es nicht warst, so werden sie dich suchen. Freilich dich finden, ist noch ein Zweites, aber unmöglich wär's doch nicht, und dann kommst du auf mindestens 10 Jahre in das vermaledeite Zuchthaus." Plötzlich fiel ihm ein, was der Hannes ihm vertraut hatte in jener Schreckensnacht, wovon wir zu Anfang erzählten. Er rechnete nach, wie lange Jener noch zu sitzen habe, und fand noch reichlich 3 Wochen.

„Wie wär's," sagte er, „wenn ich den Einbruch auf eigene Faust versuchte. Die Pachtgelder freilich haben die Alten noch nicht, aber ohne Zweifel doch ein erkleckliches Sümmchen in der Chatulle, von dem ich sie erlösen könnte; und dann braucht ich nicht mit jenem Schurken zu theilen."

Je mehr er darüber nachdachte, desto besser gefiel ihm der Plan. Jenseits des Städtchens, wohin er wollte, und wohin er sich inzwischen auch gewendet hatte, lag der Hof, wo die beiden ältlichen Eheleute wohnten, und nur mit einer einzigen Magd Haus hielten. Also war er ja schon auf dem Wege dahin, und, dacht' er, besser gleich zur That geschritten, als gewartet.

Noch früh am Vormittage kam er in der Stadt an, ging zu einem Juden und verkaufte die Steigbügel, frühstückte dann in einer abgelegenen Kneipe für das erhaltene Geld, und ließ sich eine halbe Flasche Branntwein mitgeben, als er Nachmittags wieder fortging, da er noch, wie er sagte, einen weiten Marsch über die naheliegende Haide zu machen habe nach dem Dorfe B., und unterwegs kein Wirthshaus antreffen werde. Darauf ging er aus dem entgegengesetzten Thore zur Stadt hinaus, schlich aber auf Umwegen auf die Straße, von welcher ein Seitenweg nach jenem Hofe führte. Er hatte noch reichlich vier Stunden zu gehen, und langte so, zumal er häufig, seinen scheußlichen Vorsatz überdenkend, stille stand, gegen Abend bei dem Hofe an. Als er vorsichtig um das Haus herumschlich, sah er noch Licht in der Schlafstube der beiden alten Eheleute. Doch war der alte Mann bereits zu Bette gegangen, er sah ihn in dem großen Wandbette, von welchem die Vorhänge bei Seite gezogen waren, und die Frau war mit dem Auskleiden beschäftigt. Auch durch das Küchenfenster schimmerte noch ein Licht, die Magd schürte das Feuer zusammen, und als Franz durch die Scheiben nach einer Waffe umherspähte, die er im Nothfall zu gebrauchen die Absicht hatte, sah er ein Handbeil auf dem Herde liegen, mit dem die Magd den Torf und das Holz zu backen pflegte. Er verhielt sich ruhig, bis in dem Schlafgemache das Licht ausgelöscht war, und auch in der Mädchenkammer neben der Küche Alles dunkel geworden. Noch eine Weile verzog er, dann versuchte er, die Hinterthür des Hauses zu erbrechen, die aber seinen Anstrengungen widerstand. Deßhalb drückte er eine Fensterscheibe ein, öffnete das Fenster und stieg hinein, in der Meinung, er sei in der Küche. Doch ward er bald inne, daß er sich in der Speisekammer neben der Küche befände, denn er fand Brod und Käse, wovon er aß und dazu den Rest seiner Flasche genoß. Nun ging er in die Küche, zündete sich ein Licht an, nahm das Beil und schlich vor das Bett der Magd. Sie schien fest zu schlafen, wenigstens lag sie regungslos mit geschlossenen Augen da. Franz besann sich einen Augenblick, was er thun solle; ließ er sie leben, so würde sie bei dem ersten Geräusch aufspringen und zu den eine Viertelstunde entfernten Käthnerwohnungen laufen und Hülfe anrufen. Daher mußte die Unglückliche das erste Opfer sein; aber er hatte noch nie Blut vergossen. In der einen Hand das Licht, in der andern das Beil, blickte er das Mädchen starr an, da schlug sie die Augen auf, er erkannte sie, sie ihn. „Um Gotteswillen, Franz!" rief sie. „In des Teufels Namen," antwortete er, und hieb mit dem Beile mehrere Male nach ihrer Stirn und nach dem Arm, mit dem sie die Schläge abzuwehren suchte. Dann hielt er inne und lauschte, noch seufzte sie, noch einmal führte er einen Hieb nach ihrem Kopfe, versichert, daß sie nun todt sei.

Durch die Küche schritt Franz über die Hausdiele zu dem Schlafgemach der beiden Eheleute, das blutige Beil in der Hand und horchte an der Thür. Drinnen vernahm er Geräusch, hastig riß er die Thür auf und sah den alten Mann mit erhobenem Stocke halb angekleidet stehen. Der Alte schlug zu, aber Franz fing den Schlag mit dem linken Arm auf, wobei ihm das Licht entfiel und verlischte, und führte einen so kräftigen Hieb nach dem Kopfe des Alten, daß dieser zu Boden stürzte. Dann lief er nach der Küche zurück, auf's Neue ein Licht anzuzünden, und als er den alten Mann schwer seufzend und stöhnend am Boden liegen fand, in dem Blute, das aus einer klaffenden Wunde an den Schläfen herausfloß, zerschmetterte er ihm vollends den Hirnschädel. Die Frau lag regungslos im Bette.

Im Schlafgemach der Eheleute stand eine Chatulle. Diese sprengte der Mörder mit dem Beil und griff nach einem Beutel mit Geld, der vorn an lag, aber nicht sehr schwer war. In den Schubfächern fand er nicht mehr. Umsonst bedrohte er die Frau, ihm zu sagen, wo das übrige Geld sei, sie war vor Schreck unfähig geworden, zu sprechen, und antwortete nichts. Schon erhob er das Beil, um auch sie zu tödten, aber er besann sich, es konnte ihm ja doch zu nichts nützen.

Bis hieher war Franz wie vom Geiste des Teufels selbst beseelt gewesen, aber nun, da sein Verbrechen vollendet, zwei Menschen durch seine Hand gemordet waren, und das um der wenigen Thaler willen, die er in dem Beutel gefunden — nun verließ ihn mit einem Male sein teuflischer Muth. Hören wir, wie er selbst darüber sich ausspricht in der Darstellung seines Lebens, die er später, wir werden sehen, auf welche Veranlassung, in seinem Gefängniß niederschrieb.

„Ich hätte damals zehn statt der zwei umbringen können, nur um des Geldes, von dem ich jedenfalls einige hundert Thaler zu finden hoffte, habhaft zu werden. Es war mir, nachdem ich nur den ersten Hieb auf die unglückliche Magd geführt hatte, ein Leichtes, ja, fast möcht' ich sagen, eine Lust, die tödtlichen Schläge zu wiederholen und mit einem gewissen hochmüthigen Mitleiden machte ich dem Alten, als ich zum zweiten Male in die Stube trat, das Garaus. Aber als ich nicht fand, was ich erwartete, als ich nur die geringe Summe von etwa zwanzig Thalern zu mir steckte, da war meine Mordlust dahin. Ich rannte wie ein Verfolgter im finsteren Hause hin und her, aus der Stube über die Diele, in den Keller, von da nach den oberen Zimmern, nach dem Boden, wieder in die Stube zur Chatulle. Ich fand nichts, ich suchte aber auch nicht mehr; erschöpft sank ich auf einen Stuhl nieder, aber nur kurze Zeit, dann sprang ich auf und suchte das Weite. Querfeldein stürmte ich, ich wußte selbst nicht wohin, unendlich traurig ward ich. Aber ich hob die Hände empor und rief zum Teufel, daß er mein armes Herz stärken möge, allein niemals, fühlt' ich, war mein Glaube an den Teufel schwächer, als in diesem Augenblicke. Ich kam an ein kleines Gewässer, in dem ich mir Hände und Gesicht vom Blute rein wusch; ich dachte auch daran, mich hinein zu stürzen und meinem elenden Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen, aber mir fehlte dazu der Muth. Ich begriff, dahin hatte mich nun der Arge gebracht, wohin er mich haben wollte, und jetzt, da ich seiner recht zu bedürfen meinte, hörte er nicht auf mich, sondern spottete meiner."

Wir fahren nun in unserer, den vor uns liegenden Akten entnommenen Erzählung fort.

Der Tag brach allmählig an, und Franz sah sich umher, um sich zu orientiren. Er war auf einer Landstraße; an einigen alten Eichen, die am Wege standen, an der kleinen Käthnerwohnung, nicht fern von diesen, erkannte er die Landstraße nach dem Marktflecken, in dem er zuerst übernachtete, da er aus dem Zuchthause entlassen. Reichlich vier Stunden hatte er noch bis dahin zu gehen. Ermüdet setzte er sich auf einen Stein am Wege nieder, überzählte noch einmal das geraubte Geld, — es war ihm so zuwider, daß er es dem Ersten, der ihm begegnen möchte, gern geschenkt haben würde, hätte er nicht gefürchtet, dadurch verdächtig zu erscheinen. Er versuchte einzuschlafen, aber die Gemordeten standen mit ihren blutigen Häuptern drohend vor seinen inneren Augen, er vernahm, wie seine Hiebe auf ihr Gesicht fielen, er hörte ihr Aechzen und Stöhnen, es ließ ihn nicht stillsitzen, es trieb ihn weiter. Wo er Nebenwege fand, schlug er diese ein, er fürchtete, Jemandem zu begegnen, es war ihm, als trüge er den Kainsstempel an seiner Stirn. Kam ihm Einer entgegen, dem er nicht ausweichen konnte, so drückte er den Hut tief in's Gesicht, und ging vorüber, ohne zu grüßen oder den dargebotenen Gruß zu erwiedern. Im Marktflecken angekommen, spürte er Hunger, er wollte bei einem Bäcker Brod kaufen, aber er scheute sich, einen Thaler wechseln zu lassen. Bei Zweien ging er vorbei, beim Dritten endlich überwand er sich, er trat ein, forderte Brod mit zitternder Stimme, legte einen Thaler auf den Ladentisch und strich das zurückgezahlte Geld so hastig ein, daß einige Schillinge auf die Erde rollten. Ohne sie aufzuheben, eilte er zur Thür hinaus, und achtete nicht darauf, wie der Bäcker ihm nachrief, um ihm das Verlorene wieder zu geben. So gejagt von den Furien seines bösen Gewissens, kam er, er wußte selbst nicht wie, nach einem großen Dorfe, wo er früher noch nicht gewesen, da es seitab von der Hauptstraße, eine halbe Meile von jenem Marktflecken entfernt lag. „Hier," dachte er, „sollst du Arbeit suchen, vielleicht nimmt dich Jemand in Dienst." Einen Paß, der in Ordnung war, führte er bei sich. An drei Thüren ward er abgewiesen, das vierte Mal gelang es ihm, zu finden, was er suchte.

Der Bauer, der sich seiner annahm, war leider ein Trunkenbold. Das böse Beispiel des Herrn war auf seinen neuen Knecht nicht ohne Einfluß. Auch Franz fing wieder an, sich zu betrinken. Diese Neigung führte ihn oft in's Wirthshaus, dort ward gespielt, getanzt, geschwärmt und geschwelgt, bald that es Franz an Lasterhaftigkeit Allen zuvor, beständig berauscht, bezahlte er nicht allein für sich, sondern auch für seine Mitknechte. Die wenigen Thaler waren schnell durchgebracht. Da starb sein Herr am Delirium. Die Wittwe, die mit dem trunkenen Knechte nicht länger unter einem Dache wohnen wollte, kündigte ihm den Dienst, zahlte ihm seinen Lohn für die drei Wochen, die er im Hause gewesen, und hieß ihn gehen.

Er hatte im Rausch der letzten Wochen den Gedanken an seine Mordthat zum Theil aus seiner Seele verscheucht, jetzt aber stellte dieser sich auf's Neue wieder ein. Eben so schüchtern, wie damals am Morgen nach seiner vollbrachten Schandthat wanderte er nun die Landstraße entlang dem nächsten, eine Meile entfernten Dorfe zu, seinen Hut tief auf die Stirn gedrückt, als er sich plötzlich angeredet hörte.

„Heda, Rother," rief es ihm zu, „treff ich dich

hier, wahrscheinlich auf's Betteln und Vagabundiren ausgehend."

Franz blickte scheu auf, vor ihm stand der Hannes. Er vermochte ihm nicht zu antworten, blieb aber stehen.

„Siehst wahrhaftig aus, wie ein Lump," fuhr der Hannes fort, „und kannst wohl vor Durst kein Wort aus der Kehle herausbringen? Nun, gieb dich zufrieden, es ist Morgen Martinitag, und weißt noch wohl, was ich dir damals sagte, sollst es mein Seel bald besser haben."

Franz starrte unbeweglich und sprachlos den Hannes an.

„Was Kreuz-Donner-Element, bist du denn wirklich so herunter, daß du mich anstierst, wie ein todter Ochse. Rother Franz," setzte er hinzu, indem er ihm derb auf die Schulter schlug, „willst denn gar kein reicher Mann werden, bist das Lumpenleben noch nicht satt?"

„Laß mich in Ruh," antwortete endlich Franz, „und such' dir einen andern Cumpan."

„Nun, Sapperment, du ehrliche Seele, seit wann bist du's denn geworden? Geh', wohin du willst, aber hüte dich, wenn je an dich die Reihe käme, von dem zu erzählen, was ich dir gesagt, du solltest wahrlich nicht der Letzte sein, dem ich die Gurgel quetschte."

Mit diesen, noch von einigen derben Flüchen begleiteten Worten ging der Hannes fort, und Franz machte, daß er seines Weges weiter kam. Um Mittag erreichte er ein Landstädtchen. Er begab sich zuerst nach der Obrigkeit, seinen Paß visiren zu lassen. Diese nahm ihm das Papier ab, aber anstatt es ihm mit dem Visum zurückzugeben, nahm man ihn fest, und brachte ihn in's Gefängniß. Ohne weiteres Verhör ward er am folgenden Morgen, von zwei Polizeidienern begleitet, nach seiner Heimath abgeführt und dort an die Obrigkeit abgeliefert, als jenes Raubmordes verdächtig. Man setzte ihn in ein sogenanntes Stockhaus.

Ueber seinen Aufenthalt hier schreibt der Verbrecher Nachstehendes, was wir nicht übergehen, um endlich einmal auf das Verderbliche solcher kleineren Gefängnisse aufmerksam zu machen, wo die Aufsicht über die Verbrecher selbst lasterhaften Menschen anvertraut ist.

„Ich trat mit Schaudern über die Schwelle des Stockhauses, indem ich an den einsamen, vielleicht schmutzigen Kerker dachte, in den man mich einsperren würde. Aber darin hatte ich mich getäuscht. Ich ward zu andern Verbrechern geführt, die kleinerer und größerer Diebereien oder Vagabundirens wegen festgehalten wurden, und aus dem Grunde liederlich waren. Nachts zwar schlief Jeder für sich, aber am Tage kamen wir nach Belieben zusammen, gewöhnlich in des Wärters Stube, der eben so gern wie wir Karten spielte und Branntwein trank, eigentlich nie nüchtern war. Da gab es denn oft wilde Scenen, furchtbare Schlägereien, deren Veranlassung meistens des Wärters Frau war, die ihren Mann selbst übermäßig betrunken machte, und dann gegen uns aufhetzte. Besonders auf mich hatte sie es abgesehen, da ich am längsten meine Besinnung im Rausche zu bewahren wußte, und dann ihren trunkenen Mann, wenn er auf mich losfuhr, leicht fortschleuderte. Dann begann dies elende Weib zu keifen und zu lärmen, und sah aus wie eine Furie. Ja, eines Abends, bei einer solchen Gelegenheit, fuhr sie zur Thür hinaus auf die Straße, und rief die Vorübergehenden zu Hülfe. Die aber kannten die Elende und ließen sie stehen. Da rannte sie nach der Obrigkeit, und brachte den Befehl mit, mich in Ketten zu schließen, was auch geschah. Ich aber streifte leicht die Ketten von Händen und Füßen, und als der Wärter mich krumm schließen wollte, hielt ich mir den Trunknen so nachdrücklich vom Leibe, daß er seinen Vorsatz aufgeben mußte. Ich glaube, der Wärter konnte am wenigsten selbst meine Gesellschaft entbehren, denn nach einigen Tagen, in denen ich seine Stube gemieden und nur meine Mitgefangenen besucht hatte, bot er mir Versöhnung an, und bat mich, wieder zu ihm zu kommen. Das that ich denn auch, und die wilden Gelage begannen von Neuem. Abermals gerieth ich mit ihm in Streit, wir waren beide betrunken, und taumelten ringend mit einander im Zimmer umher. Da sah ich, wie des Wärters Weib mir meine Pfeife aus der Tasche stahl und unter ihrer Schürze verbarg. Ich machte mich von dem Manne los und entriß der Frau das Gestohlene wieder. Während ich mich noch mit ihr balgte, war der Wärter auf die Beine gekommen und sprang auf mich zu. Ich warf ihn zu Boden und setzte ihm das Knie auf die Brust, daß er stöhnte und röchelte. Da schrie das Weib „Mord und Todtschlag," so daß die Leute von der Straße hereinstürzten, was zur Folge hatte, daß man mich eng in Ketten schloß, die ich nicht abschütteln konnte. In diesem Zustande besuchte mich meine Mutter. Wie weinte und jammerte die gute Frau um meinetwillen, und ich Elender blickte ihr frech in's Gesicht und lachte ihrer Thränen. Ja, ich hatte sogar das Herz, sie um einige Schillinge zu bitten, wie mir der Wärter freilich zuflüsterte, der bei unserm Gespräche gegenwärtig sein mußte, um ihr sauer erworbenes Geld im nächsten Augenblicke zu vertrinken. Sie bat mich flehentlich, dem Gerichte mein Verbrechen zu gestehen, dessen sie mich leider, wie ich wohl merken konnte, schuldig hielt, ich aber betheuerte lachend meine Unschuld, und ward nur um so verstockter."

Mit dem Verhör des rothen Franz ging es, wie gewöhnlich bei den Unterbehörden, erschrecklich langsam. Er läugnete hartnäckig und mit einer solchen Frechheit, daß wirklich die Richter zu glauben anfingen, er sei unschuldig. Da ward der Hannes in derselben Gegend bei einem Diebstahl ertappt, ergriffen und eingesperrt, und dieser, der natürlich bald nach jenem Gespräche mit Franz, was wir oben mittheilten, erfahren, was den beiden alten Eheleuten, auf die er es abgesehen hatte, begegnet war, nannte Franz aus Rache als den Mörder. Dafür wußte der schlaue Kerl so viele Beweise anzuführen, daß die Richter wieder neuen und mehr begründeten Verdacht schöpften. Abermals verhört, blieb Franz beim Läugnen, mit dem Hannes konfrontirt, verläugnete er denselben, nach dessen Entlassung aus dem

Zuchthause gesehen zu haben. Er meinte, wenn er nur immer läugnete, würde es unmöglich sein, ihn des Verbrechens zu überführen.

Allein man versuchte bei dem Verstockten ein letztes Mittel. Man brachte ihn in das Haus der alten Eheleute, wo er den Doppelmord verübt hatte. Man führte ihn in das Schlafgemach, wo die Frau noch krank im Bette lag; der Mann war wirklich todtgeschlagen. Man stellte ihn neben den Blutflecken am Boden, und nun sagte die alte Frau auf Befragen des Richters, daß Franz der sei, der bei ihnen eingebrochen und ihren Mann ermordet. Er aber läugnete, und wie es schien, mit ruhigem Blute. Da traten andere Zeugen wider ihn auf, die ihn an jenem Abend nach dem Gehöfte hatten hingehen sehen. Auch ihnen gegenüber bekannte er nicht. Man brachte seine Mutter herein, befragte sie, ob er in jener Nacht zu Hause gewesen, was sie verneinte, und ihn dann flehentlich bat, die Wahrheit zu gestehen, da auch sie der Ueberzeugung sei, er müsse die schwarze That verübt haben. Der Richter redete ihm in's Gewissen, aber umsonst, Franz gestand nichts, und nannte seine Mutter eine Lügnerin. Doch so leichten Kaufes sollte er dies Mal nicht davon kommen, es war ihm noch ein Anderes aufbehalten, das er nicht vermuthet hatte.

Seine Mutter und die übrigen Zeugen wider ihn wurden aus dem Zimmer entfernt. Nur der Richter mit seinem Beistand blieben zurück. Plötzlich schob der Letztere einen Tapetenschirm bei Seite, und hinter demselben lag in einem Bette die Magd, die Franz so grausam zugerichtet hatte. Zwar entstellte sie der Verband, der einen Theil ihres Gesichts bedeckte, aber mit dem einen unverletzten Auge blickte sie ihn an, so daß er sie sogleich erkannte. Er ward todtenbleich, zitterte am ganzen Körper, und war genöthigt, sich zu setzen, um nicht hinzufallen. Der Richter wandte sich nun zum Mädchen mit der Frage: „Sag', Margarethe, ist das Der, welcher dich in jener Nacht so schrecklich verwundete?“

Die Angeredete antwortete mit schwacher Stimme: „Ja, er ist es, der Franz!“

„Bist du dessen,“ fuhr der Richter fort, „so gewiß, daß du es nöthigenfalls mit einem Eide vor Gott und Menschen betheuern könntest?“

„Ja, das bin ich, das kann ich,“ erwiederte Margarethe.

Dann fragte der Richter den Franz, ob er vernommen, was das Mädchen auf seine Fragen geantwortet, und als Franz dies bejahte, forderte er ihn ernst und dringend auf, nun doch, Angesichts dieses unglücklichen Opfers seiner Missethat, nach so vielen wider ihn abgelegten, glaubhaften und übereinstimmenden Zeugnissen, die Wahrheit zu sprechen und sein Verbrechen einzugestehen, zumal seine eigene Verwirrung beim Anblicke der Magd ihn hinlänglich verrathen habe. Franz sah stumm vor sich nieder, er wollte aufstehen, vermochte es aber nicht, so heftig zitterten seine Kniee; er war wie niedergedonnert, das entscheidende Geständniß schwebte auf seinen Lippen. Aber noch einmal rief er alle bösen Geister an, ihm beizustehen, er schlug seine Augen auf, sie rollten wild, ein furchtbarer Kampf tobte in seinem Innern und malte sich in seinen krampfhaft verzerrten Zügen. Da gewann er plötzlich seine Kaltblütigkeit wieder, sein Mund verzog sich zu einem höhnischen Lachen, auf sprang er und that einen Schritt vorwärts dem Richter entgegen, heftete sein glühendes Auge auf ihn und widerrief die Aussagen aller Zeugen, nannte das Mädchen eine gemeine, niederträchtige Lügnerin, und vermaß sich hoch und theuer, mit aufgehobener Rechten, wenn man es verlange, durch einen Eid bekräftigen zu wollen, daß er an der verruchten That, die man ihm vorwerfe, völlig unschuldig sei.

Nach diesem erschütternden Verhör ward er wieder in das Stockhaus abgeführt und blieb in Ketten geschlossen. Wie er selbst in seiner Lebensskizze gesteht, suchte er, sobald er allein war, sich in dem Vorsatze zu stärken, auch für die Zukunft läugnen zu wollen. Dabei überkam ihn aber eine geheime Furcht, daß dieses doch zu nichts helfen werde, wenn er daran dachte, wie sehr er sich durch seine Bestürzung beim Anblicke der Magd verrathen habe. Allein allmählig verlor sich diese Furcht, wenigstens werde doch, wie er meinte, sein Läugnen ihn vor der Hinrichtung schützen.

Da fügte es sich, daß ein anderer Verbrecher in das Stockhaus kam, dem es gestattet wurde, Franz zu besuchen, weil er ein stiller, ordentlicher Mensch war, und man von seinem Umgange einen wohlthätigen Einfluß auf das Herz des Verstockten erwartete. Sein Name war Wilhelm; in einem Anfalle übermäßigen Zorns hatte er einen unvorsätzlichen Todtschlag begangen.

Wilhelm gewann sehr bald durch sein einnehmendes Betragen das Vertrauen des Verhärteten, dessen früheres Leben ihm nicht unbekannt war. Selbst voll Reue über sein verübtes Unrecht und vertraut mit dem Worte Gottes, in dem er fleißig las, machte er nach und nach auch Franzens Herz weich und nachgiebig. Wenn er ihm die Gerechtigkeit Gottes, seinen Zorn über die Sünde der Menschen mit eindringlichen Worten schilderte, so blickte Franz still vor sich hin. Und erhub Wilhelm dann seine Stimme und pries die Liebe und Gnade des Höchsten, die ihn bewogen habe, seinen Sohn hinzugeben in den Tod, um die Sünder selig zu machen und ihnen Vergebung zu erwirken, so konnte Franz ihm nicht ohne Rührung, ohne Thränen zuhören. Solche Unterredungen wiederholten sich täglich, Franz nahm selbst die Bibel zur Hand, die ihm bis dahin völlig unbekannt war, und las Das, was Wilhelm ihm angab. Besonders war es der Spruch: „Fürchte dich nicht vor Denen, die den Leib tödten können, fürchte dich aber vor Gott, der Leib und Seele verderben kann bis in die Hölle,“ welcher sein Gewissen so sehr erschütterte, daß er darüber nachzudenken anfing, ob es nicht um seiner ewigen Wohlfahrt willen besser sei, die Wahrheit einzugestehen. Ein strenges, nüchternes Leben, das er nun, seitdem er angeschlossen war, führen

mußte, brachte ihn immer mehr zum Nachdenken über sich selbst. Er verlangte nach einem Prediger. Der kam, gewann sein Zutrauen, und ließ es sich angelegen sein, ihn in den Wahrheiten des Christenthums gründlich zu unterrichten. Franz wurde sein fleißiger Schüler. Die Kraft des Evangeliums brach sein hartes Herz, er demüthigte sich vor Gott und seinem Heilande. Mit der wachsenden Erkenntniß nahm auch seine Liebe zu, und der bis dahin unwissende Verirrte bekehrte sich mit Gottes Hülfe zu einem aufrichtigen Christen.

Eines Morgens, es war an einem Sonntage, nach einer Nacht, in der viel geweint und gebetet, bat er den Gefängnißwärter, der ihm sein Frühstück brachte, er möge das Gericht ersuchen, zu ihm zu kommen, er habe demselben etwas anzuvertrauen. Die Herren erschienen, und nachdem Franz sie angefleht hatte, sie möchten ihm seine frühere Halsstarrigkeit verzeihen und vergeben, bekannte er ihnen Alles, der Wahrheit gemäß. Dann ersuchte er die Richter, jetzt nicht weiter in ihn zu dringen, sondern ihn mit seinem Gott allein zu lassen, er wolle gern in den folgenden Tagen auf jede Frage, die sie ihm noch vorzulegen wünschen möchten, bereitwillig antworten. Dieser Wunsch ward erfüllt.

Die vorhin schon erwähnte Lebensskizze, die Franz nun niederschrieb, gibt über den allmähligen Fortschritt seiner Sinnesänderung, so wie über den Akt seines Geständnisses einen ausführlichen Bericht, der von einer so wahrhaftigen Aufrichtigkeit und tiefen Selbsterkenntniß zeugt, daß man nicht zweifeln kann, seine Bekehrung war eine durch die Schmerzen der Buße gewirkte, gründliche und wahre. Dafür spricht auch noch sein nachheriges, ganz verändertes Benehmen gegen Alle, mit denen er in Berührung kam.

Seine guten Schulkenntnisse nämlich, besonders seine Fertigkeit im Schreiben, die ihn in den Stand setzten, seine Lebenserfahrungen klar und deutlich niederzulegen, suchte er noch fleißig zu erweitern. Außer einer Beschäftigung mit Lesen der Bibel und guter Erbauungsbücher, auch historischer Schriften, die er gern hatte, diente ihm dazu eine fleißige Korrespondenz an seine Eltern, Verwandte und Freunde. Alle diese Briefe athmen Demuth, Liebe und die feste, freudige Zuversicht, ihm seien nun seine Sünden vergeben. Es ward Vielen gestattet, ihn zu besuchen, mit Allen redete er herzlich und freundlich. Besonders auf seine Mitgefangenen, die er auf's Kräftigste ermahnte, sich reumüthig zu bekehren und ihre Verbrechen einzugestehen, wie er gethan, machten seine Worte den tiefsten Eindruck. Jedermann gewann ihn lieb.

Nach einigen Monaten wurde sein Todesurtheil gesprochen; es lautete auf Hinrichtung mit dem Beile. Von dem Rechte, Begnadigung zu suchen, wollte er, ungeachtet vielen Zuredens, keinen Gebrauch machen, indem er sagte: „Was soll ich Gnade suchen bei meinen menschlichen Richtern! Habe ich doch Gnade gefunden bei Gott, der da spricht: „Laß dir an meiner Gnade genügen!" —

Als der Tag der Hinrichtung bestimmt war, äußerte Franz den Wunsch, von der Frau des alten Mannes, den er ermordet hatte, zuvor Abschied nehmen zu dürfen, ebenso von der Magd, die durch ihn so grausam zugerichtet worden. Die Frau war anfangs nicht zu bewegen, ihn in seinem Kerker zu besuchen. Allein Franz richtete seine Bitte schriftlich so rührend und flehend an sie, daß sie kam. Wie erstaunte sie, als sie eintrat. Das war nicht der Mann mit dem wilden, frechen Blicke, mit den blutdürstigen Mienen, dessen sie sich seit jener Unglücksnacht noch lebhaft erinnerte; das war nicht die trotzige Gestalt desselben, wie sie ihn damals gesehen bei jenem ergreifenden Verhöre. Ein freundliches Lächeln umschwebte seine Lippen, die größte Milde leuchtete aus seinen sanftblickenden Augen. Bebend trat sie zu ihm ein, aber er nahte sich ihr langsam, reichte ihr mit herzlichem Gruße die Hand, und unwillkührlich legte sie die ihre in die seinige. Augenblicklich waren alle Furcht, aller Abscheu aus ihrem Herzen verschwunden. So sehr hatten die Umkehr seiner Seele, die Wiedergeburt seines inwendigen Menschen auch sein Aeußeres verändert, gleichsam neu geboren. Mit heißen Thränen der Reue flehte Franz sie an, ihm zu verzeihen, was er an ihr und ihrem Manne gethan, und die brave Frau entgegnete: „Hat dir doch Gott vergeben, wie sollte denn ich es nicht thun? Von ganzem Herzen verzeihe ich dir."

Die Magd erwiederte seine auch an sie schriftlich gerichtete Bitte ebenfalls in einem Briefe. Nur ihr Bruder, durch den sie ihm den Brief, der ihre volle Verzeihung enthielt, übersandte, machte dem unglücklichen Franz die bittersten Vorwürfe, die dieser indeß mit Geduld hinnahm und sich zu einer wohlverdienten Demüthigung dienen ließ.

Bis zu seinen letzten Augenblicken verließ ihn seine Freudigkeit und Glaubenszuversicht, womit er dem Tode entgegenging, nicht. Am Tage vorher erbat er sich noch eine Unterredung mit dem Hannes, dessen Urtheil noch nicht gesprochen war. Dieser empfing ihn kalt, hörte seine eindringlichen Ermahnungen stumm an, und erwiederte nur, als Franz schwieg:

„Es thut mir leid, daß du ein so alberner Tölpel geworden bist, und dich durch den erbärmlichen Pfaffenschnack hast herumholen lassen. Darum geschieht dir schon recht!" —

Auch diese traurige Erfahrung, die Franz von der Unwirksamkeit seiner wohlgemeinten Worte machte, welche doch so manches andere Herz tief gerührt, demüthigte ihn sehr, richtete ihn aber auch auf zu neuer, heiligerer Liebe, zu innigerem Glauben.

Sein Ende war rasch. Ein glücklich geführter Streich trennte sein Haupt vom Körper. Ein tausendstimmiger Seufzer ward von den vielen Zuschauern vernommen, die sein Schaffot umstanden. Der Leib war getödtet, aber seine Seele gerettet für das ewige Leben.

B—l.



1849. 16.

Die Stapelie oder Krötenblume.

(Taf. 16.)

Die Stapelie, eine vom Kap stammende Saftpflanze, wurde von Linné nach dem gelehrten Arzt Stapel in Amsterdam benannt, der im vorigen Jahrhunderte die botanischen Werke des griechischen Philosophen Theophrastus, mit weitläuftigen und lehrreichen Anmerkungen erläutert, herausgab, und von ihm der ersten Ordnung der fünften Klasse eingereiht, von Jüssieu aber, nach dem natürlichen System, den hundekohlartigen Pflanzen (Apocyneae) zugezählt. Im Kaplande und fast in allen Gegenden Süd-Afrika's heimisch, wo sie auf dürren, steinigten Plätzen, in den Ritzen der Felsen, und auf sehr trockenen Karro's wächst, ist sie von dort schon seit langer Zeit nach Europa gekommen, und wird jetzt überall in Töpfen oder in Gewächshäusern gezogen. Sie ist ganz perennirend, und treibt aus ihrer Wurzel viele fingersdicke, fleischige, saftige Stengel, welche meist auf dem Boden liegen, ungefähr eine Spanne oder darüber lang werden, an den Gelenken blattlose Zweige treiben, oder auch neue Wurzeln schlagen; die Zweige sind drei- oder viereckig, aufwärtssteigend, an den Ecken mit verschiedenen spitzigen, horizontal ausgebreiteten Zähnchen besetzt, voll klebrigen Saftes, welcher einen bitterlichen, ekelhaften Geschmack hat, und sind im Sommer von grüner, im Winter aber von purpurrother Farbe. Unten nach der Basis zu, an der Seite oder in den Theilungswinkeln der Zweige oder Stengel entspringen einige wenige einzelne, auf kurzen dünnen Stielen stehende Blumen, deren Knospen, ehe sie sich öffnen, viel Aehnliches von den Blumenknospen der Päonie haben. Die Blumen sind groß und ansehnlich, fünftheilig, haben eine dicke, zähe, lederartige Substanz, und eine schöne, bunte, außen grünliche, innen aber gelbe, mit braunpurpurrothen, querlaufenden Streifen und Flecken überall durchmengte Farbe; sie geben, wenn sie sich öffnen, einen stinkenden, aasähnlichen Geruch von sich, durch welchen die gemeine Fleischfliege, deren Entwickelung wir auf Tafel 11 dieses Bandes gebracht, ebenso wie von faulendem Fleisch herbeigelockt wird, und ihre Eier darauf legt, obschon die davon auskriechenden Larven aus Mangel an Nahrung auf ihnen umkommen müssen, wie solches Miller und Rösel bei öfteren Versuchen beobachtet haben. Die der Blume folgenden Fruchtbälge sind fast eine Spanne lang, fingersdick, stehen aufrecht, und enthalten viele, wie Dachziegel über einander liegende, mit einer Haarkrone versehene Samen.

Gegenwärtig sind acht Arten der Stapelie bekannt, die sich meist nur durch die Färbung und Größe der Blumen unterscheiden. Die auf unsrer Tafel abgebildete ist die sogenannte Krötenblume, Stapelia variegata.

Obgleich in ihrem Vaterlande die Stapelien mit dem trockensten, ärmsten Boden vorlieb nehmen, verlangen sie bei uns zur Kultur doch nahrhafte Erde mit Sand vermischt, und einen Platz im Treibhaus. Im Winter dürfen sie nur sehr mäßig, im Sommer mehr begossen werden. Die Vermehrung geschieht durch Samen, leichter aber durch Stecklinge, deren Wunden man erst trocken werden läßt, und die man dann in ein warmes Mistbeet unter Glas stellt. 1.

Australien und Irland.

In's Innere des Landes, in den Busch, wie wir sagen, wollt Ihr gehen? frug nachdenklich Sir John Bane, der Gouverneur von Sidney, einen hochgewachsenen jungen Mann, der in leichter, eleganter Jagdkleidung vor ihm stand.

Ja, lieber Onkel, war die Antwort, der Hauptmann Plunkett will mir das Land ein bischen zeigen. Hier in der Stadt sehe ich nichts, was ich nicht in Dorsetshire eben so gut hätte sehen können: lauter Kreaturen des Genus homo, Spezies fur cum annexis, deren edle Vorfahren, oder eigene, werthe Persönlichkeit Ihro Majestät Gerichtshof hieher gesendet, hölzerne, langweilige Häuser und Ihre gähnenden Kanonen. Ich möchte endlich einmal Bäume sehen, die die Rinde abwerfen, statt der Blätter, vierbeinige Thiere, die Eier legen, und Andere, die aufrecht stehen, wie ein Korporal, und springen wie ein Dandy beim Galopp.

Wer führt Euch? forschte der Onkel mit Kopfschütteln.

Plunketts Bedienter, ein wahrer australischer Trapper, und Omo-u, ein eingeborner Gentelmen.

Dann bleib du nur bei mir, Arthur, meinte der Onkel. Omo-u ist von Kapitän Plunkett vor etwa einem Jahr beleidigt worden, und rächt sich gewiß, so wie er Gelegenheit findet.

Der Neffe verzog den Mund ein wenig. Omo-u, sprach er verächtlich, ist ein Thier, das allerdings die Unverschämtheit hat, aufrecht zu gehen, und sich für einen Menschen auszugeben; ihn aber, zwei waffenfähigen Männern gegenüber, für gefährlich zu halten, wäre doch eine Ehre, von der ihm selbst noch nie träumte. Was gab's denn damals zwischen den Herren?

Der Kapitän, erzählte der Gouverneur, hatte das Pastellbild seiner Schwester von England bekommen, und es aus dem Rahmen gelöst, um ein Insekt, welches auf der Reise unter das Glas gerathen war, zu entfernen. Er ward abgerufen, und ließ das Bild frei liegen. Omo-u kam in's offene Zimmer, und bewunderte das schöne Weißgesicht so excentrisch, daß er sich nicht enthalten konnte, es nach seiner Weise zu vervollkommnen. Rothe und schwarze Tinte war zur Hand: er tunkte den Finger ein, und führte von jeder Seite der Nase schräg abwärts zwei ergiebige Striche — die bräutliche Zierde der Mädchen seines Stammes! — Plunkett trat gerade ein, als der Papua sich seines gelungenen Werks grinsend freute, und raste vor Zorn. Trotz meines strengen Verbots, bekam Omo-u eine ziemliche Ladung Hiebe, und ward hinausgeworfen.

Von Rechtes wegen, lachte der junge Offizier; wer wird sich das Bild seiner Schwester, wie einen Wegzeiger, streifen lassen.

Der Wilde, fuhr Sir John fort, schien sich aus dem Rencontre zwar nicht viel zu machen, doch kenne ich diese rachsüchtige Raçe zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß Plunkett bei jeder vorkommenden Gelegenheit seine Tücke fürchten darf.

Wir wollen ihm keine bieten, lieber Onkel, bat Rittmeister O'Dermott, laß mich nur endlich einmal hinaus in den Busch. Und widerwillig zwar, gewährte doch endlich der Oheim.

Mit dem Morgengrauen verließ am andern Tage die kleine Karavane das Fort Adelaide. Voraus trollte Omo=u, in einen dicken, rauhen Mantel aus Springhasenfell gehüllt, auf der Schulter die Pätu, eine sonderbare Keule aus Eisenholz, auf dem Rücken die Gestelle zweier leichter Feldbetten von Rottang, und die Schläuche der Luftkissen geschnallt: eine sperrige Fracht, die den Träger ziemlich unbehülflich machte, und ihm sehr entbehrlich deuchtete. Ned, der Bediente Hauptmann Plunketts, folgte, und Jeder, der einmal den Loch Lomond gesehen, war sogleich überzeugt, nur dort umher könne dies langbeinige Gewächs mit dem schmalen, sommersprossigen Gesicht aufgeschossen sein. Mit weiten Schritten war er stets den beiden, gemächlich dahinreitenden Offizieren zur Seite, die lustig die Rauchwirbel ihrer Cigarren in den frischen Morgenwind bliesen, und den Sprüngen einiger fernen Hunde zusahen, welche vorausschwärmten.

Herr Kamerad, begann O'Dermott auf die Uhr sehend, wir reiten nun schon über eine Stunde Hügel ab und auf, nach allen Seiten habe ich den Hals gedreht, etwas Absonderliches und ächt Neuholländisches zu erspähen. Vergebens! und doch möchte ich mich gern arg verwundern.

So gewaltig wird's doch nicht eilen, lachte Plunkett, indeß besieh dir einstweilen einmal die Büsche etwas näher, bis wir Thiere aus ihnen aufjagen. Du bemerkst hier schon das Eigenthümliche unserer Flora, das Vorherrschen der Farren und Zapfenbäume, das Fehlen aller Gräser.

Schon recht, dehnte der Rittmeister, meine Botanik hat sich nie weit über Rose und Vergißmeinnicht verstiegen. Eure Chamaeleucien und Melaleucien erscheinen mir als schwarze, sparrige Sträuche, an denen man mit Mühe nur die kleinen, weißen Blumen auffindet. Unsere Haide wäre mir lieber. Des Menschen würdigstes Studium aber, bleibt der Mensch, sagt Pope, darum betrachte ich mir gerade unseren Omo=u, und vergleiche ihn mit dem Winnebago, der vor drei Jahren uns am obern Missisippi zu den St. Antonsfällen geleitete.

Der Hauptmann lachte laut. Die Parallele möchte nicht zu Gunsten Australiens ausfallen, meinte er.

Noch sehe ich die schlanke, edle Gestalt durch die gewaltigen Säulenhallen der Cypressen und Hickory's gleiten, mit leichtem, elastischen Schritt; das leuchtende Braunauge unter der hohen Stirn jeden, noch so leichten Eindruck auf der Blattdecke des Bodens erspähen, den feinen Mund der Gefahr, dem Kampf entgegenlächeln, sein würdig ernstes Schweigen Abends am Feuer des Bivuaks, fuhr O'Dermott fort. Und hier dieser, auf einen Bären gepfropfte Affe, mit dem erloschenen, tückischen Blick, mit dem furchtbaren Freßwerkzeug, wie er dahintrabt, graziös, wie ein halbwüchsiger Hühnerhund! — es ist köstlich! —

An Schärfe aller Sinne stehen übrigens die Neuholländer den amerikanischen Indiern nicht nach, warf Plunkett hin, wie du dich bald überzeugen wirst. Sieh, er hebt eine Erdscholle auf, und riecht daran — He, Omo=u, was gibt's?

Ba=ga=ree! stieß der Wilde mit rauhen Lauten hervor.

Ein Silber=Känguru, ein seltenes Wild, rief Plunkett hastig, und zog die feine Doppelflinte aus dem Futteral am Sattel, und O'Dermott eilte, das Gleiche zu thun.

Weit fort schon! grinzte Omo=u, und trollte stolpernd weiter.

Teufel auch, schalt der Rittmeister; sollten wir nicht nachsuchen? Harpy, da herein!

Vergeblich, winkte Plunkett, wenn Omo=u auf ein Gericht rohes Fleisch resignirt, so ist es sicherlich nicht zu erreichen. Er verwahrte das Gewehr, indeß sein Freund noch scharf umher spähete.

So mochte abermal eine gute Stunde vergangen sein, als Omo=u den Freunden plötzlich winkend, sich seines Gepäcks entledigte. Ned nahm sogleich die Hunde an die Koppel, und führte die Pferde in die Mulde zwischen zwei niedrige Hügel, wo er sie anband, dann stellte er die beiden Offiziere auf gelegene Plätze, und zog mit den Hunden seitlich in's dicke Gebüsch; Omo=u hatte anfangs dem Jäger einige Worte zugerufen und schien jetzt verschwunden.

Damn'd, brummte der Rittmeister, da hat mich der langbeinige Schotte hergestellt, wie eine Schachfigur, ohne daß er nur tire hout, oder qu'est lá gerufen hätte. Wer weiß nun, welch' neuholländisches Ungethüm ich zu bestehen haben werde. Nun, meinetwegen: graue Bären und Jaguarete soll's hier keine geben, und mit den beiden habe ich mich doch schon gemessen! He — bei Englands Kreuzen, ich glaube, da kommt der bockbeinige Satan auf mich los!

Und wirklich kam es mit Sturmesgewalt durch das Buschwerk heran getobt, und ein tiefes, dumpfes Hu-hu=o=o tönte in's Gebell der Hunde. Zu sehen war nichts, als eine etwa armsdicke, schwarze Stange, die mit wirklich wunderbarer Schnelle im Gebüsch erschien und verschwand. Plötzlich brach ein gewaltiger Vogel von mehr wie Mannshöhe auf einen freien Platz heraus, und empfing augenblicklich die Kugel des Rittmeisters in die Brust. Das Thier stand sogleich schwankend still, und lehnte den dicken, schwarzen Leib in einen dichten Strauch, durch dessen dunkles Laub der Blutquell aus der Wunde rieselte. Rasch war der

Schütze da, er ergriff von hinten das, wie Roßhaar aussehende, Gefieder, das Wild nieder zu ziehen, empfing aber blitzschnell einen so gewaltigen Schlag mit dem Fuß auf die Hüfte, daß er zurücktaumelnd hinstürzte, und sein Jagdrock bis unten hinaus zerriß. Jetzt erschien Ned mit den Hunden auf dem Platz, und ein Hieb mit dem Jagdmesser in den dünnen Hals endete die Scene, zu der auch Plunkett herbei eilte.

Sieh da, rief er jubelnd, da hast du ja schon einen Bruch auf den Hut verdient, und wirst mit unserm Zug zufrieden werden.

Ei ja, murrte der Schütze herbeihinkend, und verwundre mich auch nach allen Kräften. Ein Vogel, der ausschlägt, wie ein stätiger Gaul — hol's der Teufel! Das ist wohl der Schrecklichvogel, der Dinornis, den die naturforschenden Perrücken in Europa ausgestorben wähnen — oh hätte Jeder von diesen Forschern hinter dem Ofen nur einen Tritt, wie ich, gekriegt, sie würden sich überzeugen, daß das Vieh noch existirt.

Du thust deinem Wild doch etwas zu viel Ehre an, lachte Plunkett, dieß ist nur ein Emu, der hiesige Kasuar. Ein Dinornis hätte dich wahrscheinlich getödtet, er war etwa 12 Fuß hoch, dieser aber nur sieben. Die Knochen der Vögel, welche, meistens aus dem Schlamm und Geröll unserer Flüsse, z. B. des Wairon, gesammelt wurden, gehören allerdings verwandten Gattungen, insofern alle nicht fliegen, nur laufen konnten, wie die Strauße, aber sie haben die Stärke von Ochsenbeinen, und hatten bestimmt auch Muskeln, die ihnen entsprachen. Doch, wo steckt Omo-u, daß er deine Beute häuten helfe, da du jedenfalls diese Trophäe nicht verlieren willst.

Omo-u, lachte der Jäger Ned, ist entweder todt, oder er hat das Nest des Emu mit den Eiern gefunden. Sonst hockte er schon am Boden und kaute. Er stieß einen gellen Jagdruf aus, und dumpf antwortete die Stimme des Vermißten. Es war, wie Ned vermuthete. Der Wilde hatte den Emu von den Eiern, die blos in einer Vertiefung des Bodens lagen, aufgetrieben, und sogleich sich an's Essen gemacht. Obgleich der Inhalt jedes wohl 24 Hühnereiern gleichkam: so hatte er doch bereits zwei davon verschlungen, und sein thierisch gieriger Blick schien die geringe Kapazität seines Magens zu bejammern. Da das Nest schon ziemlich bebrütet war, so konnte seine Delikatesse nur Ekel erregen, doch war es völlig vergeblich, ihn davon zu entfernen, und Ned machte den Vorschlag, eine seitlich liegende Ansiedelung aufzusuchen, und dort zu verweilen, bis Omo-u das Nest geleert und verdaut haben werde, da es durchaus verlorene Mühe sei, ihn vorher mobil zu machen.

Ned führte die Freunde, rechts abbiegend, einem Walde zu, Omo-u seinen Genüssen überlassend. Der Rittmeister blickte staunend die gewaltigen Eucalyptus hinan, doch war es nur die riesige Größe dieser Bäume, die auffiel, und das ernste Gefühl, was Jeden im Schatten eines hehren Hochwaldes ergreift, fehlte ganz. Wie die Lappen eines Bettlergewandes hing die abblatternde Rinde unbildlich überall herab, und die kleinen, steifen, dunkeln Blätter vermehrten nur das Trübe, Unerquickliche dieses Anblicks. Nur einzelne Callistemen mischten dem tristen Eindruck mit den rothen, langen Blüthenrispen, die Arthur mit Gläserbürsten verglich, etwas Freundliches, und durch das Frembartige, Barocke bestehend, zogen die Kasuarinen, mächtigen Schafthalmen gleich, den Blick auf sich. Der mit schwarzer, wie verkohlt aussehender Rinde bedeckte Stamm theilte sich in nur wenige, gegliederte Aeste, die, sich stets in dünnere Zweige spaltend, endlich statt der Blätter in langherabhängende Borstenbüschel sich auflösten, welche im Winde sausend schwirrten und zischten.

Die Freunde hielten, der seltsamen Musik zu horchen, doch bald trieb Arthur wie unwillig, sein Roß an. O Tannen des Hochlands, seufzte er, wie ganz anders brausen und rauschen eure dunkeln Zweige! — Mit solchem Zeug, nur nicht so groß, murrte Ned, putzte meine Großmutter ihre zwei Zinnteller — sie nannte es: Katzenwedel! Es sind Keulenholzbäume, sprach sinnend, wie gleichfalls von Erinnerung erfaßt, der ernste Plunkett.

Schweigend zogen die drei Männer weiter. Und, wie wohl an heiterem, sonnigen Frühlingstag eine ziehende Wolke die Sonne verhüllt, daß der Wind eisig von den Schneekulmen des fernen Gebirgs her, den schauernden Wanderer plötzlich anhaucht, die eben aufsteigende Lerche verstummend in's Saatfeld sich duckt, und alle lichten Blumenträume entfliegen, so war die fröhliche Wanderlust verschwunden, und sinnender Ernst lag auf jeder Stirn. War es der Schatten des nahenden, dunkeln Geschicks? —

Da lichteten sich die Bäume, da senkte sich sanft hinab ein mildes Thal; in ihm lag die gesuchte Ansiedlung, freundlich von grünen Hecken eingefriedet, an klarem Bach: drüben aber ragten die zackigen Kulmen der „blauen Berge" über dem Wald hervor. Der Pflanzer eilte hinkend herbei; die Zügel von Arthurs Roß ergriff die Frau: aber, statt abzusteigen, sah er der Erröthenden in die milden Braunaugen, und rieb die eigenen, sammt der Stirn, bis die Frau ihn einlud, in's Haus zu treten, in dessen Thür Plunkett eben verschwand.

Oh, Peggy — Peggy Bawn! rief da plötzlich der Offizier, Ihr seid es? wie kommt Ihr hieher? —

Wir sind deportirt — auf Lebenszeit! — sprach stockend das junge Weib.

Euer Mann, Richard wollt Ihr sagen.

Nun ja, antwortete sie, und also auch ich! — Steigt ab, Herr, und seht, daß es uns wohl geht, und laßt Euch auch hier danken und segnen.

Eine Tasse Thee wäre uns nöthiger, gute Peggy, das Andere laßt nur bleiben, lachte Arthur, die Hand der Frau ergreifend und sie in's Haus ziehend.

Im weiten, wohnlichen Gemache saß Plunkett bereits am reinlichen Tisch, als Peggy, und hinter ihr der Rittmeister, eintrat. Richard, rief sie, Richard, sieh, hier steht dein Lebensretter, Sir Arthur O'Dermott!

Der Pflanzer musterte einen Augenblick ungläubig Arthurs Züge, dann trat er stumm, mit schwimmenden Augen zu dem Offizier, und sein Handdruck war beredter, wie alle Worte.

Alte Bekannte? frug Plunkett freundlich herzutretend —

Ei ja, lachte Arthur, das ist da der Bursch, der mich auf Halbsold setzte, und so mir Muße zu meinen Reisen verschaffte, was ich billig ihm danken muß. Wenn Ihr mir aber mit Gewalt danken wollt, so thut es mit der That, das heißt: Peggy könnte mir meinen Rock flicken, den mir ein hieländisch Vöglein zerrissen hat, — und dann einen Thee anschaffen, daß wir einen ehrlichen Punsch brauen. Nur wer mich bös machen will, rührt alte Historien auf! —

Das Ansiedlerpaar gehorchte zwar dieser ernsten Weisung, doch sah man Peggy's innigen Blicken und Richards bewegten Zügen das Wogen ihrer Gefühle wohl an. Die Offiziere erzählten, auf welcher Fahrt sie begriffen seien, und wie ihr Führer ihnen abhanden gekommen.

Sie sollen drum keine Langeweile haben, meinte Richard, wenn Sie mir die Freude gönnen, morgen hier zu bleiben. Ich hoffe, Ihnen mit meinen gut dressirten Hunden einige Känguruhs zu fangen; auch weiß ich mehrere Nester von Wassermaulwürfen dort unten am Yasflusse.

Wirklich? frug Plunkett, das würde uns, und besonders den Rittmeister, sehr freuen. Der hingegen erklärte, für das Mausfangen habe er nie sonderliche Passion gehegt, auf das Hetzen der Känguruh aber freue er sich allerdings sehr. Als er aber erfuhr, der Wassermaulwurf der Pflanzer, Mallengong oder Tambride der Eingeborenen sei der viel besprochene Ornithorhynchus paradoxus, das Schnabelthier, da bekannte er sich auch als eifrigen Maulwurfsfänger. Sind Junge oder Eier in den Nestern? frug er weiter, ich möchte gern ein Paar in meine Eiersammlung mitnehmen.

Diese Acquisition würde allerdings deine Sammlung sehr berühmt machen, spottete Plunkett, doch würdest du gut thun, einstweilen Omo-u zu bitten, dir ein Emu-Ei zu überlassen; Ornithorhynchuseier hat, wenigstens hier zu Land, noch Niemand gesehen, wie Richard und Ned bestätigen werden.

Der gewünschte Thee, mit Arrack aus dem Vorrathe der Offiziere zu Punsch graduirt, und die Besichtigung der Anpflanzungen Richards füllten den Rest des Abends, mit dessen Dämmern auch Omo-u erschien, nachdem er neun Emu-Eier verschlungen. Er konnte sich kaum bewegen.

Mit dem Morgengraun war Alles munter und zur Jagd bereit; nur Omo-u, der noch nicht im Stande war, Dienst zu leisten, blieb zurück, ward aber, zu großer Verwunderung des Rittmeisters, in einen festen Stall gesperrt, in welchem er sogleich wieder einschlief. Wir dürfen, entschuldigte Richard, einen Eingeborenen, wenn wir Männer fortziehen, nicht frei herumgehen lassen: er würde irgend ein Unheil anstellen. Das Einsperren nimmt er durchaus nicht übel, und schläft den ganzen Tag; Schläge nur, vergißt er nie!

Bald war der Strom erreicht, und ein, von breitblättrigen Wasserpflanzen bedecktes Altwasser ward von Richard als Aufenthalt der Schnabelthiere bezeichnet. An steilem Uferrand, etwa drei Fuß über dem Wasserspiegel, zeigte er ein rundes Loch unter überhangendem Gebüsch, als das erste der versprochenen zwei Nester. Die Ungeduld der Offiziere traf rasch Anstalt zum Aufgraben der Höhle, deren Richtung zuvor durch eine hineingeschobene Stange erkundet wurde. Ned und Richard schlugen etwa 15 Fuß vom Eingang ein, und kamen schon in drei Fuß Tiefe auf die, gegen die Oberfläche sich hebende Röhre. Als man eben ihre Glätte bewunderte, erschien der Schnabel eines Thiers, welches wahrscheinlich sehen wollte, was hier vorgehe. Ned ergriff es sogleich, und zog das heftig Zappelnde hervor. Es war ein munteres, kleines Thier, mit feinem, braunen Balg, dessen sehr dichtes, flaumiges Unterhaar jede Nässe abhielt; der niedrige, otterartig-platte Leib endete in einen kurzen, an der Wurzel breiten, schnell sich zuspitzenden Schwanz, und stand auf kleinen, fünfzebigen, mit voller Schwimmhaut versehenen Füßen. Der Schnabel glich vollkommen einem Entenschnabel, und war auch wie dieser mit nackter, glatter Haut bedeckt. Als Kennzeichen des Männchens trug der Gefangene an den Hinterfüßen einen, nach innen gerichteten Sporn, den man in Europa für eine Giftwaffe hält — das Thier versuchte aber gar nicht damit zu verwunden, auch ward er von den Erfahrenen, Ned und Richard, durchaus nicht gefürchtet. Das ganze Thier mochte 1½ Fuß lang sein. Das Nest war mit Gras ausgepolstert, enthielt aber weder Eier noch Junge, und von Erstern wollte Richard auch nie etwas gesehen haben.

Was beginnen wir mit dem armen Thiere da? frug Plunkett, das Gefangene streichelnd.

Erhalten und zähmen läßt es sich nicht, sprach Richard verbittend, und nur die Eingeborenen essen es.

Das ist keine besondere Empfehlung, lachte Plunkett: sie verschmähen auch Kröten und Eidechsen nicht.

So spring hin, schloß Arthur, das Thier in's Wasser werfend, in dem es sogleich tauchend verschwand — aber frühstücken sollten wir dennoch, wenn es auch gerade kein Ornithorhynchus ist.

Dazu wußte Richard Rath, nahm aber mit Ned seine Portion auf die Hand und zog mit den Hunden weiter, die Fährte eines Känguruh zu suchen, indeß die Freunde sich am Ufer lagerten und in die blauen Wirbel ihrer Cigarren blickten.

Woher kennst du unsre Wirthe? wandte sich endlich Plunkett an den Rittmeister.

Ach — noch von Irland her, dehnte Arthur. Ich war dort in einem Küstenstädtchen auf Kommando gegen die Schmuggler, aber ohne sonderlichen Erfolg. Die Bursche waren flink, listig und keck, wie die Wiesel, alles Volk für sie und gegen uns. — Da war besonders die Familie eines Fischers, Richards Vaters, mit vier Söhnen, unbändig, wie Bergwasser, die allge-

men im dringendsten Verdacht des Schleichhandels standen, aber juridische Beweise sind etwas Anderes, als Gründe zum Argwohn. Ich sollte die Leute mit meinen Dragonern auf der That erwischen — doch, das hatte gute Wege. Streiften wir rechts, so ward links eine tüchtige Portion Thee, Branntwein, Zucker, Seide, und Gott weiß, was Alles, ausgeladen; kurz, ich kam mir vor, wie der Teufel, als er ein Sieb voll Flöhe hüten wollte.

Richard O'Rourke, der flotte, lustige Tänzer, der allbeliebte, gutmüthige Bursch mit dem gefürchtetsten Shillelagh weit und breit, und die Tochter eines wohlhabenden Pächters, Georg Hawkins, Peggy, gewöhnlich nur Peggy Bawn, das hübsche Gretchen, genannt, waren von Kind an Gespielen gewesen, und jetzt trat Richard vor den Alten, und begehrte die Hand seiner Tochter, die ihm Hawkins aber barsch und kurz abschlug. Der alte Pächter dachte seine Tochter genau zu hüten, und so der Geschichte ein baldiges Ende zu machen, aber es ging ihm gerade, wie mir mit den Schmugglern und dem Teufel mit den Flöhen. Das erbitterte den Herrn dergestalt, daß er mir eines Abends einen Wink sandte, an welcher Stelle der Küste Abends ein flinker Kutter zu landen gedächte.

Ich kannte den Platz: für einen Romantiker etwas Entzückendes, für einen Dragoner zum Verzweifeln! Felsen, so zackig, wie Kandiszucker, nur größer, und Mohs mag wissen, nach welcher Norm krystallisirt. Des lichten Satans Leibregiment auf Gaisböcken hätte dort absitzen müssen. Unten das Meer, schäumend wie Eierpunsch, und lärmend, trotz einer Oper von Rossini. Und der Pfad, der sich dort zum Strand hinabstürzte — ich begreife heute noch nicht, wie zweibeinige Menschen ihn auf- und abklimmen können, noch dazu mit Lasten auf dem Rücken, die ich kaum zu heben vermöchte. —

Da lag ich nun mit fünfzehn Mann, in drei Gruppen vertheilt, jede hundert Schritt von der andern, platt auf dem Boden hinter Felsbrocken und Dorngestrüpp, mit den Stallmänteln bedeckt. Der Wind fuhr stoßend, schwer aus Nordwest herüber, er schleppte dicke Regenwolken, die eintönig plätschernd sich ergossen; die See brüllte betäubend fast unter uns, und sandte von Zeit zu Zeit ihr salziges Sprühwasser herauf. Bald war es ein dumpfes Grollen, ein donnerndes Krachen, dann wieder ein Heulen, Zischen, Gellen, welches in allen Dissonanzen sinnverwirrend, hirnbetäubend auf jede Seelenkraft einstürmte. So viel ich von Tönen verstehe, vermuthe ich, es war A-Dur, vor dem man drei Kreuze macht! Und drüben vom Berghang blinkte eine ganze lichte Fensterreihe aus dem Schlosse des Squire O'Brian, der heute den neunzehnten Geburtstag seiner Tochter, der blonden Lina, feierte, die mich selbst dazu eingeladen hatte. O, wahrlich, die Mutter Eva war eine elende Kreatur, als sie für eine triste Goldreinette Pflicht und Ehre vergaß; mich hätte der Herr Gott zur Stammmutter des Menschengeschlechts machen sollen; Satanas wäre schmählich abgefahren, und noch heute rauchten wir unsre dos Amigos im Paradiese. — Aber Eva war auch nicht als Dragoner einexerzirt und kannte keine Subordination, keinen Esprit de Corps, was die arme Person einigermaßen entschuldigt. Arrah! —

Endlich, es war Mitternacht durch, erschienen drei düstre Gestalten neben uns auf dem Felsen. Zünd an! befahl der Erste, und alsbald zischte hinter einem überhangenden Block, nur seewärts sichtbar, ein kleines Signallicht auf, und draußen vor der Bucht antwortete eine rothe Flamme, die Masten und Wanten eines Fahrzeugs eine Sekunde lang grell beleuchtend.

Du warst doch in der Schmiede? frug der alte O'Rourke, den ich im Lichtstrahl erkannt hatte.

Es fehlen acht Eisen in der Schwadron, antwortete der älteste Sohn, und keins ist heute aufgeschlagen. Ich habe sie selbst abgerissen und dem Schmiede gebracht.

Wo ist der Offizier?

Drüben, bei den O'Brians, und der Wachtmeister zecht beim Pächter.

Zünd das rothe Licht an, Pat!

Es flammte auf, und ward vom Schiffe blau beantwortet. Bei seinem Schein sah man drei Boote, welche sich bereits gegen die Brandung heran arbeiteten. Nun erscholl ein schriller Pfiff, der aus der Ferne wiederholt ward. Sogleich rannten wohl zwanzig Männer herbei, und polterten die Felssteige hinab. Eine rothe Gluht von Pechfackeln entzündete sich unten auf schmalem Felsabsatz, und ließ uns ungesehen alles beobachten. Aus sicherem Versteck ward ein festes Tau herbeigeschleppt; bis an die Schultern im Wasser, oft von den Wellen hoch überspült, wagten sich einige Tollkühne auf ein vorspringendes Riff hinaus, von wo aus sie den Booten ein Seil zuwerfen konnten, an dem gezogen eines nach dem andern, einen stilleren Wasserplatz hinter einem Felsen erreichte. Ballen, Tonnen wurden mit eingeübter Ordnung gelöscht, als einer meiner Leute, der, um besser zu sehen, vorwärts kroch, von einer wachstehenden Frau bemerkt wurde. Sie stieß einen gellenden Schrei aus, — augenblicklich erloschen unten die Fackeln, und auch ich gab das Zeichen zum Angriff, da ich noch sah, wie die Boote wie Seehunde sich in den Gischt der Brandung stürzten.

Da bei dem strömenden Regen die Feuerwaffe völlig unnütz war, so erhob sich zwischen den wild Andrängenden und meinen Leuten ein toller Kampf, Mann an Mann. Die Schmuggler wirbelten mit merkwürdiger Schnelle ihre Kampfprügel über den Köpfen, und parirten so jeden Hieb, trafen aber meine Bursche so ergiebig von der Seite an die Schläfen, daß sie Hören und Sehen vergaßen: denn es waren lauter Engländer. Ein irischer Schädel ist, wie du weißt, nach etwas abweichenden Prinzipien gebaut; ein guter Kopf der Smaragdinsel verträgt stets so viel, wie ein mittelmäßiger Stier von Derbyshire — also! — Da mitten im Handgemenge krachte plötzlich ein Schuß auf, die Kugel riß mir das Epaulet von der Achsel, und schlug dem Reiter, der hinter mir stand, dicht unter dem Hals in die Brust; er war sogleich todt! Auf den Schützen stürz-

ten wir jetzt Alle hin; doch Richard O'Rourke warf sich vor ihn, und, indeß alle Andern entkamen, blieb er allein in unsern Händern.

Nun nahmen ihn die Herren von der Feder in die Arbeit, und nach vier Wochen voll Inquiriren, Inspiziren, Terroriren und Exhortiren waren die ehrwürdigen Perrücken mit dem eigensinnigen Schlingel gerade so weit, wie am ersten Tage: er gestand eben Nichts, er wußte nicht, wer geschossen habe, er kannte die Leute Alle nicht. So ging's dann an's Judiziren, und Richard ward — wie vorauszusehen — verurtheilt, am Halse aufgehängt zu werden, bis er todt sei, B. R. W.

Arrah, der Mann that mir leid, wie meine alte Großmutter, die mich erzog — aber zu retten war er nur, ich wußte es, wenn er den Namen Dessen angab, der den unglücklichen Schuß abdrückte. Ich hatte mich lebhaft für ihn verwendet, das hatte er erfahren, und er ließ mich bitten, ihn im Gefängniß zu besuchen. Richard hatte nichts von dem hohlaugigen, miserabeln Wesen gewöhnlicher, verurtheilter Verbrecher. Sein Anzug war reinlich und nett, sein Benehmen klar und gefaßt, und die kräftige, männlich-schöne Gestalt trug die Wucht der Ketten mit Leichtigkeit, ich möchte sagen mit Freiheit.

„Ich hoffe, Herr," redete er mich an, „Sie sind nicht von der Bitte eines verurtheilten Mannes beleidigt, die Sie hieher beschied. Ich möchte Ihnen danken für so Manches, was Sie für mich gethan. Urtheilen Sie nicht schlimmer von mir, als ich bin, als ich morgen um diese Zeit w a r. Ich soll scheiden von Licht und Sonne, vom Blau der Berge, vom Grün des Thals, von Allem, Allem, was mir so innig lieb war. Doch sterbe ich als ehrlicher Mann, der nie das Gesicht vom Feinde, nie dem Freunde den Rücken kehrte. Wohl war ich ein wildes, junges Blut, doch Jugendstreiche, nicht mit Bosheit und Tücke verübt, sagt Pater Ambrosius, sollen dort nicht schwer wiegen. — Ich bin gefaßt und bereit, doch Eins kränkt mich, und drückt: daß mein Leib nicht einmal begraben werden soll, sondern auf der Anatomie zerfetzt, einzelne Stücke vielleicht in Spiritus gesetzt, noch nach Jahren herumgezerrt werden — Herr, könnte d a s nicht abgewendet werden?"

„Warum wollt Ihr nicht Euren Tod abwenden? frug ich, warum wollt Ihr für einen Andern sterben? Ihr wißt, wer den Schuß that!"

„Ich habe es nie geläugnet, Herr!"

„Nennt seinen Namen, und Ihr seid gerettet!"

„Ja! und mit Fingern wird man im Lande auf Richard O'Rourke deuten, auf Richard O'Rourke, den Angeber, der nicht den Muth hatte, unschuldig zu sterben! Die Männer würden mich verfluchen und anspeien; die Weiber und Kinder mir nachschreien, wo ich ginge und stände! Und Peggy würde mich verachten, und keine Thräne, kein Segen würde mein Grab heiligen — Ein Grab aber möchte ich haben, daß Peggy dort weinen und beten kann! Sonst bin ich im Reinen, Herr! nur ein Grab erbitte ich, weiter Nichts!"

„Richard, Unglücklicher, Euch verlockt das Irrlicht falscher Ehre! Es ist gottlose Eitelkeit, für einen Helden, für einen Märtyrer gelten zu wollen!"

„Nein, wahrlich nein, das will ich nicht! aber S c h a n d e, Herr, l e b e n s l a n g e S c h a n d e, ist für mich eine zu schwere Last. Trage sie, wer kann und mag!"

„Ist es eine Schande, die Wahrheit zu sagen, den zu nennen, der an Gott und Menschen frevelte, der m o r d e t e!"

„Er mordete nicht, er w e h r t e sich nur. Es kann nicht sein, Herr! Ein Leben ohne Ehre, ohne Liebe — oh, lieber den Galgen!"

Ich sah, es war umsonst, ihn überreden zu wollen, drum versprach ich, ihn der Anatomie abkaufen zu wollen; dankbar, ja heiter, schied er von mir. Eine Locke seines Haars gab er mir für Peggy, sein Lieb.

Ich hatte die Wache. Trüb sah ich zu den Wolken auf, die ein rauher Wind vor sich hin fegte. Einzelne Sterne blinkten durch ihre Risse, und wurden durch neu daher gejagte Ballen wieder verdeckt. In gewaltigen Massen erhob sich das alte Schloß vielleicht auf römischen Fundamenten, aus dem tiefen, düstern Strome, der im Abfluß durch Ebbe und Fluth befördert oder gestaut, oft seine Wellen bis in die schaurigen Keller trieb, in welchen die Gefangenen bewahrt wurden. Wohin entschwebte der Geist, dessen gewaltige, selbstverläugnende Kraft ich bewundern mußte, wenn morgen das eiserne, unbeugsame Gesetz seinen Körper zerstörte? Von welcher dieser Tausende von blinkenden Sonnen wird er sehnend herabblicken auf den düstern Punkt, der Alles hält, was er in seinem armen, und doch so reichen Leben lieben lernte, von dem getrennt keine Freude ihm blühen und winken kann? Oder wird er in's All zerronnen, seiner und seines irdischen Lebens nicht mehr bewußt, nur in seinen Elementen existiren? — — Dieses, nur entschieden schuldbewußten Gemüthern willkommene Philosophem beengte mir wirklich peinlich die Brust; mit Gewalt mußte ich mich der Idee entreißen, deren Möglichkeit mich zu vernichten drohete — ich machte einige rasche Schritte, und stand vor einer dunkeln, verhüllten Gestalt! Aber der weiche, klagende Laut, mit dem sie vor mir niedersank, wandelte schnell den Schreck in Mitleid. Es war Peggy Bawn, die mit Allem, was verzweifelnde Liebe Rührendes hat, mich bestürmte, ihr einen kurzen, einsamen Abschied von Richard zu gewähren. Und ich — des Königs Offizier — ließ mich von einem Mädchen beschwatzen! Sie möge ihm den Namen des Mörders abflehen, machte ich zur Bedingung, dann befahl ich, ihr das Gefängniß zu öffnen.

Wohl eine Stunde ließ ich die Unseligen allein, dann ward Peggy abgerufen. Damit mir kein Qui pro quae passire, bat ich sie, den Mantel, den sie trug, einen Augenblick abzulegen; sie that es ganz unbefangen, und ich ärgerte mich, daß sie nicht in Thränen zerfloß, sondern wohl lang, aber gefaßt, wie forschend, die Blicke der großen Augen umhersandte. Sie ging, und verstimmt maß ich den alten Schloßhof mit langen

Schritten, und sang leise die weiche Weise eines alten Liedes von bitterm Scheiden auf immer! —

Es war Mitternacht vorüber! Das letzte Viertel des Mondes erhob sich aus den Wellen des düstern Meeres, und sandte eine lichte Säule herüber zu der schwarzen Klippe, an der ich lehnte. Da vernahm ich plötzlich von unten einen derben Ruck, das Gitter von Richards Zelle polterte herab, und er selbst hinternach. Die in der Nähe aufgestellte Wache gab Feuer, und der Flüchtende stürzte, raffte sich aber sogleich wieder auf, und warf sich in den aufspritzenden Strom. Die ablaufende Ebbe riß das Wasser mit gewaltiger Schnelle hinaus in's Meer. — Aus dem Hängen am andern Tage konnte nichts werden — es fehlte eben der zu Hängende. Doch eingesperrt wurde wieder Einer, das war meiner Mutter liebes Kind, dem man das ganze juridische unterbrochene Opferfest an die Sporen hing — arrah!

Und auch gehängt war Einer, doch ganz privatim, und ohne anderweitige Beihülfe: der alte O'Rourke, Richards Vater. Mit Kreide hatte er auf den Tisch geschrieben: Er habe den unglücklichen Schuß gethan, und wolle seines Sohnes Tod nicht verschulden.

Richards Versteck ward bald entdeckt, da die Kugel der Schildwache ihm das Knie zerschmetterte. Ehe er genas, und sein Prozeß wieder aufgenommen wurde, war ich, noch gnädig genug — auf Halbsold gesetzt, und abgereist. Peggy, die Hexe, hatte dem Schlingel eine ganze Menge Feilen eingeschleppt, und hatte ihn unter dem Felsen in einem Kahn aufgefischt! — Aber das Kommando — — Doch sieh — dein Ned — steht er nicht wie ein Telegraph dort auf dem Hügel? komm, ihm entgegen!

Der Jäger meldete den Freunden, die Hunde haben ein Känguruh eingekreist; sobald sie kommen, wolle man die Hetze des Thiers beginnen. Wie im Buch der Welt 1844 S. 52 erzählt ist, wurden nun mehrere Känguruhs, durch die gut dressirten Hunde gefangen, und Hauptmann Plunkett, dem diese Jagd nichts Neues war, erbot sich, zur Pflanzung zurückzugehen, um Omo-u, der jetzt wohl verdaut haben werde, zum Transport des Wildprets abzusenden. Doch vergebens wartete die Jagdgesellschaft, die Hülfe erschien nicht, und widerwillig ward die lastende Beute aufgepackt, sogar Arthur fand einen starken Schweif, den man ihm als das köstlichste Stück des Thiers gepriesen hatte, auf die Länge sehr unbequem — da apportirte einer der schwärmenden Hunde die Jagdmütze des Hauptmanns, und führte die Erschrockenen — zur blutigen Leiche. Arglos vor dem tückischen Wilden hergehend, hatte dieser die Gelegenheit zur Rache erfaßt, und ihm mit der Eisenholzkeule den Hinterkopf zerschmettert. Mit dem Gewehr seines Opfers war er sodann in's unbekannte Innere des Landes geflüchtet, wo er von streifenden Jägern nachher öfter gesehen ward.

Schmidt.

Der amerikanische Truthahn.

Der wilde Truthahn bevölkert die ganzen westlichen Wälder von Nordamerika, und sein Fleisch ist ein Leckerbissen des „backwoods man" oder Hinterwäldlers.

Er ist von der Größe des zahmen Truthahns und die alten „gobbler" wiegen oft bis 22 und 24 Pfund und sind, in den richtigen Jahreszeiten, fett wie Butter.

Die Farbe derselben ist schwarz mit dunkel- und hellbraunen Flecken und Streifen, doch schillern die Brustfedern in's Goldgrüne, und ein großer Truthahn, in den Strahlen der Sonne schimmernd, ist einer der schönsten, stattlichsten Vögel.

Er nährt sich von allen möglichen Gesämen, Eicheln, Nüssen, jungem Gras und Gewürm, und ist im Winter und Frühjahr schwer und fett, dann aber, nach der Balzzeit, die fast sechs Wochen dauert, und in der er wenig oder gar nichts frißt, (denn ich habe die Mägen einiger, in dieser Zeit geschossenen, untersucht, und sie häufig total leer und rein und im Innern mit einer öligen Feuchtigkeit wie den Magen des Bären im Winterschlaf überzogen gefunden), wird er so dürr und mager, daß er kaum stehen kann.

In der Balzzeit ist aber auch die Truthahnjagd äußerst interessant, und vielen Spaß gewähren dann die Kapriolen, die der Kullernde und sich Spreizende macht, wenn der Jäger, hinter einem Stamm verborgen, den sich mehr und mehr Nähernden mit den nachgeahmten Tönen der Henne heranlockt.

Morgens früh, etwas vor Tagesanbruch, beginnt der, auf den hohen Aesten einer Fichte oder Eiche Sitzende, zu balzen, und kullert und kaudert und spreizt sich, bis er irgendwo den Lockton der Henne hört, oder ihn der anbrechende Tag von seinem nächtlichen Ruhesitz herunter treibt. — Dann stolzirt er, mit aufgeblasenen Nasenlappen, gespreiztem Schwanz und auf der Erde hinstreifenden Flügeln, im Walde umher, und antwortet kollernd auf jedes Geräusch, das er hört, auf das Krähen eines Haushahns, den Ruf der Eule, das Stürzen eines Astes, selbst den fernen Krach einer Büchse; kaum aber ahnt er eine Gefahr, hört einen dürren Zweig knicken, oder sieht, mit seinen überall umherspähenden Augen, die geringste verdächtige Bewegung, als er auch mit einem scharfen, weithin schallenden Laut, sich aufmerksam emporrichtet und in dem Augenblick, in dem er seinen Verdacht bestätigt findet, mit langen Schritten dem Dickicht zueilt, wo ihn dann an demselben Morgen nicht leicht wieder ein Jäger überlisten kann.

Das Weibchen legt 8—12 weiße, am starken Ende ein klein wenig gesprenkelte Eier, in irgend einem Dickicht in ein roh und leicht, aus Blättern und Grashalmen zusammengescharrtes Nest, brütet mit großer Sorgfalt die Jungen aus und zieht dann mit der kleinen Brut im Walde umher.

Erstaunenswerth ist es übrigens, daß der Truthahn noch in so großer Anzahl vorhanden ist, da er doch solch' unzählige Feinde hat, die ihnen nachstellen, denn nicht allein der Mensch vertilgt eine ungeheure

Menge dieser Thiere, sondern auch Panther, wilde Katzen, Wölfe, Füchse und Adler stellen ihm bedeutend nach, und fangen und verzehren manchen derselben.

Die Jungen halten sich stets zur Mutter, und bilden so im Winter, wenn mehrere Familien zusammenkommen, oft Gänge von 30—40 Stück; dann halten sich die alten Truthähne auch wieder, bis die Balzzeit beginnt, in großen Gängen oder Völkern auf, von denen jeder Gang sein gewisses Revier hat, in dem er seiner Nahrung nachgeht.

So schlau und schnell übrigens der Truthahn einer sich nähernden Gefahr aus dem Wege geht, so äußerst albern ist er wieder in mancher anderen Hinsicht, wie er z. B. äußerst leicht und auf eine ordentlich lächerliche Art in Fallen gefangen wird. Die Fallen sind nämlich auf folgende Art eingerichtet.

Es wird von gespaltenen oder anderen Stangen ein viereckiges Gestell, etwa vier Fuß hoch und zehn oder zwölf Fuß breit und lang gebaut, und mit schweren Hölzern und Riegeln bedeckt. An einer Seite dieses viereckigen Kastens wird eine kleine Thür, etwa sechs bis acht Zoll hoch und achtzehn bis zwanzig Zoll breit eingeschnitten, und dann ein Gang unter dieser Thüre hin eingegraben, der den Eingang halb in der Erde, gerade so hoch werden läßt, daß ein großer Truthahn gebückt hindurch gehen kann. Dieser Gang beginnt etwa vier bis fünf Schritt von der Falle und geht unter der niederen Thüre bis in die Mitte des Gestelles, und wird mit Mais dicht bestreut, von dem auch ein Vorrath in dem Verschlage selbst liegen muß. — Der Truthahn nun, der in die Nähe des Gestelles kommt, findet in dem Gang den Mais liegen, und geht, ihn aufpickend, gebückt durch die niedere Thür in das Gestell, das er, da er in dem tiefen Gang steht, offen vor sich sieht, so daß manchmal zehn bis zwölf hinter einander den engen Raum betreten, kaum aber im Inneren angelangt, wo er sich von allen Seiten von Stangen und Balken umgeben sieht, durch das niedere Dach beunruhigt, richtet er sich empor und versucht wieder heraus zu kommen, indem er gegen das schwere Dach, das allen Versuchen widersteht, anfliegt; hierdurch geängstigt, flattert der Gefangene in wilder Unruhe in der Falle hin und her, und ließe ihn der Jäger oder Farmer, der das Gestell gebaut hat, Tag und Nacht darin, so würde er nie daran denken oder nur den Versuch machen, sich wieder zu bücken, und dadurch den Platz auf dieselbe Art zu verlassen, wie er ihn betreten hat.

Ganze Heerden werden auf diese einfache, leichte Art gefangen und dann mit leichter Mühe getödtet.

Der erlegte Truthahn muß übrigens augenblicklich ausgenommen werden, da sonst das Fleisch in wenigen Stunden, selbst im Winter, einen solch' widerlichen Geschmack annimmt, daß es ungenießbar wird, und die Hunde es selbst nicht mehr anrühren mögen.

Im Winter, wo er in ganzen Gängen oder Völkern zusammenlebt, jagt man ihn mit Hunden, vor denen er schnell aufbäumt und leicht geschossen wird.

Fr. Gerstäcker.

Räthsel.

1. Die Wampum.

Ein Knoten, welcher Sinn enthalten soll
Gehört nicht eben zu den seltnen Dingen;
Du wirst ihn selbst, ist dein Gedächtniß voll,
Zuweilen dir am Taschentuch anbringen.

Der Indianer, in der edeln Kunst,
Das flücht'ge Wort zu bannen, unerfahren,
Kann seines Schicksals Ungunst, seine Gunst
Sich nur im stummen Wampum aufbewahren.

Auch meine Wampum liegen da so still,
Ob eine Seele selbst in ihnen schliefe;
Nicht Jeder liest sie, der sie lesen will,
Doch wer sie lösen kann, an ihn sind's Briefe.

Ich wob zuweilen feine Fäden ein;
Hast du sie bei der Lösung nicht zerrissen?
Darüber möcht' ich gern beruhigt sein,
Doch leider muß ich deine Antwort missen.

2. Das dunkle Kind.

Des hellen Vaters dunkles Kind
Bin ich, je dunkler, desto schöner;
Du tappst um mich, als wärst du blind,
Ich bin der Witzigsten Verhöhner.

Der Proteus steckt mir stets im Sinn,
Ich kann der Masken viele tragen,
Und weißt du gleich schon, was ich bin,
Doch wirst du, was ich sei, mich fragen.

Du brauchst nicht abzuzieh'n mein Kleid
Um ganz und gar mich aufzudecken;
Mich aber freut's, bist du gescheidt,
Recht bis zur Tollheit dich zu necken.

3. Das Resultat (homonymisch).

Ein Resultat sollt ihr errathen,
Das öfters in die Augen springt,
Und oft gleich großen Heldenthaten
Nach viel Anstrengung nur gelingt;

Das Newton selbst umsonst oft suchte,
Das oft ein schlichtes Mädchen fand,
Und über dessen Zög'rung fluchte
Wer gern sein Erb' hätt' in der Hand.

Man sieht's, hat sich ein Strang verballet,
Deß sich geschickt die Frau annimmt,
Man sieht es beim Kaffee, der wallet,
Wenn drin der Zucker sanft verschwimmt.

Für Eisenbande suchen's Diebe,
Dem Apotheker macht's oft heiß;
Der Jüngling sucht's im Arm der Liebe,
In Todes Arm der müde Greis.

In Gliedern, die auf's Bette gleiten,
Ist's, wenn sich ihre Kraft verlor;
Poet und Musikus bereiten
Es wohl durch manchen Mißton vor.

Bald schaffen's euch die schönen Hände,
Bald schafft es wohl der Witz euch an;
Einst macht es mit der Welt ein Ende, —
Schon sterben diese Räthsel dran!

J. G. Moser.

Auflösung von 1, 2: 4. 1. 18. 17. 1. 3. 19. 8. 18. 5. 11, von 3: 4. 9. 5. 1. 20. 6. 11. 14. 5. 18. 20. 13. 7.



Sackville Strasse, Dublin



[illegible] Dublin

Dublin.

(Taf. 17.)

Dublin, die Hauptstadt des Königreichs Irland, liegt im Hintergrunde einer geräumigen, von Bergen umgebenen Bucht, und wird von der Liffey durchströmt, welche die City in zwei fast gleiche, durch sieben Brücken verbundene Theile scheidet, und zu beiden Seiten geräumige Kaien zur Erleichterung des Ladens und Löschens der Schiffe hat. Nächst London ist Dublin die größte Stadt des britischen Reiches, und zählt in ihren neunzehn Kirchspielen und sechs Vorstädten, 26,814 Häuser und 314,800 Einwohner; sie gehört zu den schönsten Städten, hat regelmäßige, breite Straßen, besonders im nördlichen Theile, unter denen sich die auf unsrer Tafel dargestellte Sackvillestraße, vorzüglich auszeichnet; zierlich gebaute, geschmackvolle Häuser und schöne Plätze. Die Sackvillestraße hat 170 Fuß Breite, in der Mitte eine 130 Fuß hohe, kannelirte Säule, auf deren Spitze die Statue Nelsons steht, breite Trottoirs, glänzende Kaufläden und schöne, palastähnliche Hotels. Unter den öffentlichen Plätzen verdient Stephans-Green, der auf jeder Seite 1000 Fuß Länge, und einen großen, mit eisernem Geländer umgebenen Grasplatz in der Mitte hat, auf welchem sich die Bildsäule Georgs II. erhebt, dann Merrian-Square, mit einem Springbrunnen, Royal Circus, Rutland- und Mount-Square, besondere Erwähnung. — Den tiefsten Kontrast gegen diese schönen Theile der Stadt macht die sogenannte Liberty, im Süden; der Schlupfwinkel des ärmsten und rohesten Volkes, das, stets betäubt vom Whiskyrausch, in seinen hüttenähnlichen Gebäuden in thierischer Verwilderung lebt, und ein durchaus ekelhaftes Bild gegen jenes große und freundliche stellt. — Die schönsten, öffentlichen Gebäude der Stadt sind: das Schloß, die ehemalige Residenz der irischen Könige, jetzt Sitz des Vicekönigs oder Lordlieutenants, am rechten Ufer des Liffey, ein zwar altes, und von außen unansehnliches, aber dennoch interessantes Bauwerk; es umfaßt zwei große Plätze, die der obere und untere Hof genannt werden; in ersterem sind die Wohnungen des Lordlieutenants und die Kanzleien der unter ihm stehenden Behörden, im letzteren die Schatzkammer, das Zeughaus mit einer Rüstkammer für 80,000 Mann, der Berlingshamthurm, ein Ueberbleibsel der alten Schloßveste, das Archiv des Reichs und die schöngebaute gothische Burgkapelle. Dem Schloß gegenüber ist die Börse, ein rundes, massives Gebäude, mit einer Kuppel und einer hohen Treppe am Eingange. In der unteren Halle derselben befindet sich die Marmorstatue Georgs III., im ersten Stock ist der Versammlungssaal der Kaufleute und des permanenten Handelsgerichts. Die Börsendiener sind nach orientalischer Art gekleidet, mit weiten Mänteln und rothen Turbanen. Die östliche Ecke der Damestraße bildet das Universitätsgebäude Trinity-College, ein großes aus zwei Höfen oder Vierecken bestehendes Bauwerk, hinter welchem sich ein großer Garten befindet. Die Häuser des vorderen Hofes sind von gehauenen Sandsteinen, die des hinteren von Ziegelsteinen aufgeführt. In den ersteren sind die Hörsäle und die Wohnungen der Stiftsherren, und ein kleines, übrigens vernachlässigtes Museum. Zur Linken des ersten Hofes steht die Universitätskirche, in welcher zugleich alle Vierteljahre die Prüfungen abgehalten werden, und ihr gegenüber ist die große Halle. Im zweiten Hofe befindet sich die Bibliothek, welche 65,000 Bände zählt; das Haus des Provostes oder unmittelbaren Vorstehers, stößt an den ersten Hof, und ist mit Säulenreihen dorischer und toskanischer Ordnung geziert. Die Dubliner Universität ist für alle Sekten offen; es sind neun Professoren an derselben angestellt, für Theologie, Rechtskunde, Arzneikunde, Anatomie, Chemie, Botanik und Astronomie, für deutsche, französische, italienische und spanische Sprache, und außer dem geben mehrere der älteren Stiftsherren freie Vorlesungen über Mathematik, Philosophie, Philologie und orientalische Sprachen. Die Kleidung der Studenten, deren Zahl sich auf 1300 beläuft, ist wie die auf den englischen Universitäten, ein schwarzer Mantel, den sie nie ablegen dürfen. Im Universitätsgarten befindet sich das Gebäude der Dubliner Gesellschaft für Wissenschaften und Künste, ein ehemaliges Wohnhaus des Herzogs von Leicester. Die Gesellschaft wurde 1812 gegründet, erhält von der Regierung eine jährliche Unterstützung von 10,000 Pf. St., und zählt über 600 Mitglieder aus den angesehensten Personen Irlands, deren jedes bei seinem Eintritt 50 Pf. St. bezahlen mußte. Aller Unterricht geschieht hier unentgeldlich. An der Spitze stehen sechs Professoren für Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Architektur, Bildhauerkunst, Zeichnen, Kupferstecherkunst, Ackerbau und Mechanik. Die Gesellschaft besitzt reiche, naturhistorische und ethnographische Sammlungen und eine ausgezeichnete Bibliothek. — Das Mansionhaus ist ein unansehnliches Gebäude mit Garten und der Statue Georgs I.; der Lordmajor, der von den Bürgern jährlich neu erwählt wird, und 25 Aldermen an seiner Seite hat, hält täglich in demselben Sitzung, und bildet das oberste Stadtkollegium. Das Bürgerkollegium, welches aus 96 Mitgliedern besteht, wird durch die Zunftgeschwornen gebildet, die jedesmal auf drei Jahre von den Bürgern aus den 25 Zünften gewählt werden, und aus diesem Bürgerrathe werden die zwei Sheriffs der City ernannt. Zur Wahrung der Wohlfahrt und Sicherheit ist Dublin in sechs Polizeidistrikte geschieden; in jedem ist ein Polizeiamt mit zwei besoldeten Magistratspersonen und einem Alderman, die täglich abwechselnd Sitzungen halten, und zu ihrem Befehle stehen 40 Polizeidiener zu Pferde und 100 zu Fuße, die alle gut bewaffnet sind, und nebst den Nachtwächtern die Straßen zu beschützen haben. — An Kirchen zählt man in Dublin, mit den beiden Kathedralen 21, und an Bethäusern der Dissenters 32. Die ehrwürdige gothische Kathedrale St. Patrick, mit dem höchsten Spitzthurme, enthält viele schöne Monumente, und die Paniere der Ritter von St. Patrick schmücken mit ihren Schwertern und Helmen den Chor. Bei ihr ist die

Marshbibliothek mit 25,000 Bänden aufgestellt. Die ältere Kathedrale, Christchurch, ist im sächsisch-gothischen Style erbaut, und wird bei feierlichen Gelegenheiten vom Lordlieutenant und seinem Gefolge besucht. Die Pfarrkirche St. Andreas, von schöner, runder Form, eine protestantische Kirche, hat über ihrem Portale in schöner Bildhauerarbeit die Leidensgeschichte des heil. Andreas. Die schönste Kirche ist die neue St. Georgskirche, die im edlen Style aufgeführt ist, und eine schöne Fronte hat. An Klöstern zählt die Stadt, deren Einwohner zur größten Hälfte aus Katholiken bestehen, sechs Mönchs- und sieben Nonnenklöster. — Andere sehenswerthe Gebäude sind: das Gerichtshaus, nahe am Flusse, ein prachtvolles, massives, 433 Fuß langes Steingebäude, dessen Flügel gegen 90 Fuß Länge und 60 Fuß Tiefe haben, und dessen dem Fluß zugekehrte Hauptfronte mit einem Portikus von sechs korinthischen Säulen geziert und mit einer hohen, weithin sichtbaren Kuppel überwölbt ist. Eine Gesellschaft von Rechtsgelehrten besitzt etwas nördlich von diesem Gerichtshause ein neues, schönes Gebäude für die Archive, nebst Wohnungen für Advokaten und Studenten, welche so, wie Temple-Inn zu London eingerichtet sind. — Die Bank, das ehemalige Parlamentshaus von Irland, ist ein kreisförmiges Gebäude, rings umher mit einem hohen, offenen Säulengang. In dem achteckigen Saale desselben, ehemals dem Versammlungsorte der Deputirten, ist die Statue Georgs IV. auf einem Piedestal; das Dach ist flach und trägt viele Bildwerke. Das Generalpostamt, ein schönes Bauwerk mit einem herrlichen Säulenportikus, befindet sich in der Sackvillestraße. Theater sind vier in der City, keines von allen aber zeichnet sich besonders aus; das königliche in der Hawkinsstraße ist zwar ziemlich geräumig, aber völlig geschmacklos eingerichtet. Die Leinenhalle, am linken Ufer des Liffey, ist ein geräumiges Gebäude, nach Art der englischen Tuchhallen; das Stempelamt, mit seiner hohen Kuppel, und die geräumigen Kasernen, auf einer kleinen Anhöhe am Ende der Stadt, welche Raum für mehr als 4000 Mann bieten, so wie die Kornbörse, an der Carlislebrücke, sind ansehnliche Bauwerke, das prachtvollste Gebäude Dublins ist aber unstreitig das, auf unsrer Tafel abgebildete Zollhaus, das am Ufer des Liffey liegt, 375 Fuß Länge und eine Tiefe von 290 Fuß hat, mit einer dorischen Säulenreihe geziert ist, und eine 125 Fuß hohe Kuppel hat, auf welcher die 16 Fuß hohe Statue Merkurs prangt; neben demselben ist das 500 Fuß lange und 150 Fuß breite Tabaksmagazin mit eisernem Dachwerk und eisernen Pfeilern.

Wohlthätigkeitsanstalten und Hospitale zählt Dublin eine große Menge. Die wichtigsten derselben sind: das Blun-Cot-Hospital, ein 360 Fuß langes Gebäude, das zu einem Erziehungshaus für 170 arme Knaben eingerichtet ist; das Invalidenhospital für 500 alte, dienstunfähige Soldaten und Offiziere, mit einer Schule für Soldatenkinder; das neue Arbeitshaus, das 1800 Menschen umfaßt, aus mehreren getrennten Gebäuden besteht, und mit einer Irrenanstalt verbunden ist; das St. Mary-Spital für Kindbetterinnen, ein schönes Gebäude von Quadern, mit einem Thurme in der Mitte; dasselbe hat zwei Fronten, die mit den Flügelgebäuden durch halbrunde Kolonaden verbunden sind, und ostwärts derselben ist eine Rotunde angebaut, in welcher zum Besten des Instituts Bälle und Konzerte gegeben werden; das St. Patrick-Hospital, mit Hörsälen für die Klinik; das Steevenshospital für 300 Kranke; das neue Meathhospital für wundärztliche Kranke; zwei Irrenhäuser, und ein großes Findelhaus, welches im Durchschnitt für 5000 Kinder, sowohl in als außer dem Hause sorgt. Von höheren Erziehungs- und Bildungsanstalten bestehen, neben der Universität und der Navigationsschule, die Maler-Akademie, die Kollegien für Chirurgie und Medizin, die mit den Hospitälern verbunden sind, eine Menge guter Privat-Erziehungsanstalten, und viele Sonntags- und Freischulen. Die niedern Schulanstalten sind meistens nach Bell und Lancasters Methode eingerichtet, und für alle Religionssekten offen. Trefflich sind mehrere Gesellschaften zur Verbesserung der Landeskultur, zur Aufnahme der Gewerbe, und zur Sicherheit der Handlung und Seefahrt. Unter den öffentlichen Spaziergängen zeichnet sich besonders der Phönixpark, am westlichen Ende der Stadt, am linken Ufer des Liffey aus; er hat große Wiesenflächen und schöne, alte Linden-Alleen, ist aber im Ganzen nicht mit der Sorgfalt, wie die englischen Parks, unterhalten. In demselben ist das Sommerhaus des Vicekönigs, die irländische Schule und ein Pulvermagazin. Auf einer kleinen Anhöhe desselben sieht man die, zu Ehren des Herzogs von Wellington errichtete, 210 Fuß hohe Säule, und weiterhin eine kleinere, zu Ehren eines ehemaligen Lordlieutenants. Eine Allee führt mitten durch den Park nach dem Dorfe Leixlip, wo der Liffey einen schönen Wasserfall bildet. Einen andern, sehr besuchten Spaziergang bildet ferner die Circular-Road, eine großartige Allee, die sich in der Länge von acht irländischen Meilen um ganz Dublin zieht. — Die Bay von Dublin bietet herrliche Ansichten; sie ist groß, aber durch Sandbänke gefährdet, obschon mit ungeheuern Kosten ein 30 Fuß breiter Granitdamm fünf Meilen tief in die See geführt ist, um dem Zusammenführen des Sandes zu steuern. Der Handel der City erstreckt sich auf Fleisch, Leinwand, Getreide und einheimische Fabrikerzeugnisse, und wird durch eine große Zahl von Assekuranzgesellschaften auf's Lebhafteste unterstützt. Die Industrie der Stadt selbst liefert demselben: Seidenwaaren, Baumwollenartikel, Whisky, Glas, Stärke, Zucker, Hüte, Leinwand und Schnupftabak. 1.

Kiruna.

Es ist ein weites, wohnliches Gemach, in welches ich meine Leser führe. Der mächtige eiserne Ofen verbreitet behagliche, nachhaltige Wärme, die Fenster tönen leise vom dichten, kalten Regen, den ein unfreundlicher

Westwind an die Scheiben wirft, gemessenen Schlages gibt der Perpendickel der schwarzwälder Uhr den Pulsschlag der Zeit an, und leise schnurren drei flinke Spinnräder. Am reinlichen Tische von weißem Ahorn sitzen zwei Männer einander gegenüber; der Eine, ein hoher, stattlicher Greis, scheint gerade eine Zeitung aus der Hand gelegt zu haben; der Zweite, ein starker Dreißiger, wetterbraun, mit hoher, kahler Stirn, blickt starr in die dichten Rauchwolken, die er aus der Cigarre bläst, und ist sichtlich mit den Gedanken in weiter Ferne. Stärker braust der Wind, die rostige Wetterfahne auf dem Giebel kreischt, und ein unbefestigter Laden des Nachbarhauses klappt laut und störend; von ihm erweckt, richtet der jüngere Mann sich seufzend auf, und schaut, wie befremdet, um sich.

Wie gut ist's, spricht herzlich die Mutter, Karl, daß du bei uns sitzest, und der arge Sturm dich nicht noch auf der See trifft.

Der Sohn nickte lächelnd, wohl mehr der mütterlichen Sorge dankend, als ihr beistimmend.

Auch ich danke Gott, mein Sohn, beginnt der Greis, der dich uns nach zehn langen bangen Jahren zurückführte, gesund an Leib und Seele. Das Ordnen deiner Tagebücher, das Aufstellen deiner Sammlungen wird dich geraume Zeit beschäftigen, und indeß wird sich auch ein Wirkungskreis für dich finden.

Du blickst aber nicht heiter, setzte die ältere Schwester hinzu; das stille, einsame Pfarrhaus bietet nicht den Wechsel interessanter und großartiger Scenen, wie deine Reisen.

Du thust mir Unrecht, liebe Pauline, entschuldigte sich der Bruder; auch dieser beständige Wechsel, dies rastlose Treiben ermüdet. Ruhe, einen gesicherten Schwerpunkt, sucht und ersehnt das begehrlichste Herz, der strebendste Kopf. Der Zugvogel singt erst dann, wenn er am heimlichen, tiefverborgenen Neste sitzen darf.

Und jetzt, sprach hastig die jüngere Auguste, wo Deutschland frei, einig und stark, einer herrlichen Zukunft entgegeneilt, wo die erhabenen Ideen einer gewaltigen Volksherrschaft, für die er als verfolgter, gefangener, verbannter Demagog so lange, so peinlich litt, triumphiren. — — Das Spinnrad war, von der Begeisterung der Spinnerin ergriffen, in rascheren Schwung gerathen, und hatte den Faden zerrissen.

Der alte Herr putzte emsig die periscope Brille, und Karl, der weiland Demagog, schüttelte mit trübem Lächeln den Kopf. Der Kakadu im blanken Messingreif war von dem lauteren Ton des Gesprächs erwacht, er richtete klug die schöne Goldhaube auf — „Neilá" sprach er mit wehmüthig seufzendem Tone. Karl blickte wie erschrocken zu seinem Liebling auf, und ein dunkler Schatten überflog seine Züge, „Neilá," wiederholte er leise —

Eine lange Pause folgte, eine solche Stille, von der der deutsche Kindesglaube wähnt, „es sei ein Engel durch das Zimmer geflogen." Der alte Pfarrherr sah hinaus in den Nachthimmel, an dem der Sturm die grauen Wolkenmassen ballte und jagte, Karl schien sich in Träume zu versenken, und die Schwestern, noch Kinder, als der Bruder sie verlassen mußte, hatten in den fünf Tagen, die er wieder im Vaterhause weilte, noch nicht genug Vertraulichkeit gewonnen, ihn um den, augenscheinlich so bedeutungsschweren Namen, den der Papagei gesprochen, zu befragen. Auguste war aufgestanden, sie holte sich Wasser in den noch vollen Netzbecher, um der Mutter einen leisen, antreibenden Stoß geben zu können, auch Pauline winkte bittend.

Du solltest uns doch endlich einmal etwas erzählen, Karl, meinte die Matrone; ich weiß eigentlich nichts von dir, als daß du vor zehn Jahren, am Tag nach Jakobi, fortgingst, und am letzten Freitag wieder kamst. Aus den wenigen Briefen habe ich nur verstanden, daß du weit fort zu den Heiden gereist bist, wo du wahrscheinlich weniger an uns gedacht haben wirst, wie wir an dich.

Ja, Mutter, scherzte Pauline, wir sind auch selbviert, und er war nur allein. Jede erinnerte die Andere stets an den armen Bruder in weiter Ferne, und der Vater erwähnte ihn im Morgen- und Abendgebet, während Karl wohl Anderes zu denken hatte; — aber beim Beten hast du uns gewiß nie vergessen, guter Karl. Doch recht begierig sind wir wohl Alle auf eine Erzählung deiner Erlebnisse, darin hat die Mutter völlig Recht.

Karl lächelte leise. Ich glaube, sprach er nach einer Pause, mein Blanco hat Euch dieses plötzliche Gelüst erweckt! Sei es drum: gern will ich Euch, liebe Eltern und Schwestern, die Abentheuer meiner politischen Verbannung mittheilen, ja, ich glaube sie Euch schuldig zu sein.

Dem Zuchthause zu entgehen, wählte ich die Entfernung. Dahin hatte mich, mit den Genossen, jugendliches Schwärmen für edle, doch damals noch unpraktische Ideen gebracht. Ihr wißt, wenn man auf einer schrägen Ebene bergab geht, so wird der Schritt unwillkürlich schneller und schneller, bis der stürzende Lauf sich nicht mehr zügeln läßt. So war es den Meisten der sogenannten Demagogen, so war es besonders mir gegangen. Leichtsinnig hatten wir A gesagt, zögernd folgte das B und C; die Prämissen verlangten gebieterisch ihre Konsequenzen, bis zur Wolfsgrube des Gefängnisses. Ihr erinnert Euch, mit welcher innigen Vorliebe ich mich stets den Naturwissenschaften zuwandte. Schon vor dem unglücklichen Prozeß hatte ich mich um ein Reisestipendium beworben, und, als ich Hoffnung dazu hatte, weitere Schritte gethan. David Douglas, ein reicher Schotte, war nicht abgeneigt, mich zu einer botanischen Reise in die Südsee zu engagiren, und als ich ihm nun plötzlich persönlich gegenüber stand, ward die Sache auch ohne Stipendium schnell und leicht geordnet. Schon im September verließen wir, mit allem Nöthigen reich versehen, die Rheede von Plymouth.

Seereisen werdet Ihr schon öfter gelesen haben; ich verschone Euch deßhalb billig mit der Beschreibung der meinigen. Ohne besondere Abentheuer erreichten wir die Hawaï- oder Sandwichinseln, das Ziel unserer Reise, welche, so oft sie auch besucht werden, doch wissenschaft-

lich uns noch sehr fremd sind. Schon auf 80 Seemeilen sahen wir den Schneegipfel des Mouna Kea, wie eine weiße Wolke am Horizont, und als wir nun näher kamen, als die stolzen Pyramiden der drei Vulkane Owihee's vor uns sich erhoben, da vermöchte wohl keine Menschenzunge die Wunderpracht des Anblicks zu beschreiben. Den Schneekulmen entquollen stoßweis dicke Rauchsäulen vom Glast des unterirdischen Feuers durchzuckt; tief unter ihnen segelten lichte, weiße Sommerwölkchen, wie ziehende Schwäne auf blauer Fluth — dahin. Die steilen Seiten gürtet dunkler, üppiger Urwald, am Fuße wiegen sich der Palmen stolze Gipfel, und donnert der Brandung weißer Gischt. Das Schiff hatte beigedreht, und schaukelte zierlich auf den durchsichtigen, schwarzblauen Wogen, deren Grund nur dicht am Ufer ein Anker zu erreichen vermag. Einige Kanots eilten vom Fischfang heim, und ihre Ruderer regelten die Bewegung durch einen weichen, verhallenden Sang, bis sie kühn sich in die Brandung stürzten. — Die Flammenkugel der Sonne sank, und mit ungeahnter Schnelle folgt ihrem Verschwinden eine zauberhafte Nacht. Das herrliche Sternbild des südlichen Kreuzes, die Argo, der Centaur strahlen in hehrer Pracht, das Meer selbst leuchtet in bläulichtem Glanz, die Drift des Kiels sprüht Funken, und der Fische abentheuerliche Gestalten durchziehen das räthselhafte, zitternde Licht. Weiter rechts eine dunkle, blutrothe Helle ist der Widerschein des Höllenschlundes Kiran-e-a. Die Spitzen des Huraraï, Roa und Kea aber schimmern noch in mildem Rosenlicht, wie aus anderer Welt herab!

Lange saß ich, an der Gallerie lehnend, und blickte nach dem Zaubereiland, bis ein leiser Schlummer mich beschlich; er führte mich weit hinweg, dahin, wo die röthlichen Blüthen des breitastigen Apfelbaumes herabschneieten auf vier liebende Herzen, die auch mein gedachten in unermeßner Ferne. — —

Eben so schnell, als die Nacht sank, war der Morgen aufgestiegen, und das Ausschiffen begann sogleich, da der Kapitän uns los sein wollte, um seiner Bestimmung, dem Walfischfang, zuzueilen. Ein Kanot mit schöngebauten, kupferbraunen Eingeborenen hatte angelegt, und wollte uns in diesem Fahrzeug, welches sich ungefähr wie ein großer Schweintrog ausnahm, durch die tobende Brandung schaffen, ein Vorhaben, das nicht ganz unsern Beifall hatte. Douglas besonders äußerte mehr Vertrauen zu einem der Schiffsboote, der indische Steuermann aber meinte: in dem Halb-Ei-Schiff würde Rothgesicht ersaufen; — der gute Douglas erfreute sich nämlich einer respektabeln Kupfernase. Ich hatte indeß gesehen, wie mehrere Kanots die Brandung hin und her passirten, und überlegte, daß die Leute hier wahrscheinlich nicht lieber ertrinken würden, wie wir auch. Die vollkommene Seelenruhe der Ruderer, ihr harmloses Lachen überzeugte mich mehr und mehr, daß es hier keine Waghalserei zu bestehen gebe, und so entschloß ich mich kurz, warf meinen kleinen Koffer hinab, und sprang ihm nach. Größere Fracht durfte nicht genommen werden, und der hohle Baumstamm, der mich und mein Glück trug, schwamm munter der Keara-keku-Bai zu. Immer näher rückten wir dem furchtbaren Toben der Brandung, und stets höher schlug mir das Herz, denn kaum fünfzehn Schritt vom Kanot begleitete uns ein Hai, dem man, wie mir's deuchtete, gar nicht „guten Appetit“ zu wünschen brauchte, wenn nur das Boot umkippen wollte. — Jetzt — ich hielt den Athem an — riß eine mächtige Welle uns mitten in's grause Getümmel. Weißer, spritzender Gischt, betäubender Donner überall, mit Macht ruderten die braunen Männer, daß wir nicht zurückgerissen wurden. Eine kleine, voranrollende Welle war das Zeichen einer neu heranschmetternden Woge, sie wird benutzt, und, wie ein flüchtendes Reh, schoß das Boot dem schwarzen Felsufer zu. Mit einem Griff hatte ich Hammer und Tasche, mit einem Satz stand ich auf dem Felsbord, und mein Koffer polterte mir zwischen die Füße, daß ich stolperte. Als ich mich aufrichtete, hatte der Rückprall das Kanot schon wieder fortgerissen, und die Teufelsbraten darin lachten, wie Kobolde, über meinen Fall, mit dem ich Owihee, wie König Wilhelm einst, England erstürmt hatte. Einen Augenblick später schwamm es in glattem Wasser schon wieder dem Schiffe zu, meinen Freund zu laden. Vom Uferfels sah das Durchschneiden der Brandung noch weit fataler und ängstlicher aus, als mitten darin, oft sah man den Boden des Nachens bis zu seiner Mitte, indeß der Stern im spritzenden Schaum versank. Endlich stand der triefende Douglas neben mir, und schüttelte sich mit einem englischen Kernfluch; bis unsere Instrumente und übriges Gepäck ausgeschifft war, waren wir wieder trocken und sahen unserm Schiffe nach, das mit günstiger Brise nach Süden zog.

Ein Trupp Eingeborner hatte sich indeß eingefunden, und unter ihnen zwei englische Diener des Missionar Ellis, der bald auch selbst erschien, um unsern Transport nach Kai-rua, dem Hauptörtchen der Insel, zu vermitteln. Empfehlungen von England waren schon Abends vorher dorhin gesendet, und ihnen verdankten wir einen, in jeder Beziehung freundlichen Empfang. Wohl wurden wir eingeladen, uns längere Zeit von den Entbehrungen der Seefahrt zu erholen; doch — rings, bei jedem Schritt bot die üppige Vegetation der Tropen ihre reichen Schätze, auf einem Lavaguß stand die Wohnung unserer zuvorkommenden Wirthe, und der Gipfel des Berges, der ihn herabgesandt, lockte in silberner, glänzender Schöne aus lauem, blauen Himmel herab. Schon die Bucht, in der wir landeten, war von einer senkrechten Wand regelmäßiger Basaltsäulen umgränzt, über welche ein brausender, frischer Bergstrom muthig herabsprang — wer hätte da in müßiger Ruhe träumen und säumen mögen! —

Schon der nächste Morgen traf uns mit dem Botanisirgeräth ausziehend. Die Gärtchen an den leichtgebauten Wohnungen hegten den segnenden Brodfruchtbaum, Yams und Bananen, weiterhin dehnte sich der Zuckerpflanzungen lichtes freundliches Grün, umfaßt von dunkeln Kokosbäumen. Und dazwischen Gruppen schö-

ner, brauner Menschen, harmlos lachend, müßig spielend, einander neckend, weiche Weisen singend: denn der mühenden Arbeit gibt es hier wenig, und ist diesen glücklichen Kindern anhaltender Fleiß auch so wenig zuzumuthen, als den Vögeln und gaukelnden Vierhändern ihrer immergrünen Wälder. Kinder sind es, leichtsinnig, genußsüchtig, begehrlich, spöttisch, gutmüthig, leicht erregt, und eben so schnell beruhigt. Jedem Fremden, der nur wenige Tage auf ihren glücklichen Inseln weilt, wird sogleich ein Name gegeben, der, wie die Ihrigen auch, eine körperliche Eigenschaft, oder sein Thun bezeichnet. So war Douglas sogleich „Rothgesicht Grassammler" und ich „Steinklopfer" oder „Kali" wozu mein „Karl" in ihren weichen Lauten ward.

Bald war die Nähe durchspäht, und die gewaltigen Vulkane winkten und lockten durch voraussichtlich überreiche, botanische und geologische Schätze. Mit nöthiger Vorsicht wurden Träger der Instrumente und Speisevorräthe gedungen, und ein passionirter Jäger — — hier etwas Seltenes — gewonnen und endlich der Tag bestimmt, an dem wir den gewaltigen Monna Roa besteigen wollten. Schon Shopperd und Archibald Menzies, ferner Chase und Parker haben ihn genau gemessen, er ist 14,896 Fuß über der See hoch, und mehr ein Gebirge, als ein Gipfel, eine Pyramide, zu nennen. Kalimon, ein Häuptling, führte uns durch üppigen Wald, der besonders reiche Beute an herrlich blühenden Schmarotzer- und Schlingpflanzen gewährte, zu einem einsamen Hause, welches er sich, wohl auf halber Berghöhe, als Jagdherberge hatte errichten lassen. Schon sank die Sonne, als wir es erreichten, und es uns so bequem wie möglich machten. Kalimon trat öfter in die Thür, und blickte mit allen Zeichen lebhafter Unruhe bergab. Nach was spähest du? frug ich.

„Ranilu ist nicht hier!"

„Er wird schon kommen; der Mond scheint ja taghell durch die Bäume, und den Weg wird er kennen."

„Die wilden Ochsen sind bös und sehr stark!"

„Habt ihr Büffel auf der Insel? — das wußte ich nicht."

„Die großen Kanots haben die Thiere mit spitzigen Hörnern gebracht und Tameha-meha hat Schweine dafür gegeben, daß ihrer viel werden in den Wäldern."

„Hat Ranilu nicht eine Büchse bei sich? Er wird sich schon wehren."

„Der böse Ochse ist Tabu; es darf ihn Niemand verletzen."

„Warum nicht gar! wer hat denn das Vieh heilig gesprochen?"

„Der König, die Priester!"

Eben sah der besorgte Vater den Sohn nahen und eilte ihm freudig entgegen; ich aber hatte die Brust voll Grimm. — Also auch hier, wo ich nur Unschuld, Natur, Freiheit suchte, Jagdbann für schädliche und sogar gefährliche Thiere!

Ich wickelte mich in meinen Mantel, und wollte mich eben dem Schlaf hingeben, als ich einen schönen Jüngling, der mit unsern Trägern gegangen war, in einem Winkel kauern sah. Der Arme, nur mit Tappa, dem Stoff aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums, leicht bekleidet, fror arg; ich rief ihn neben mich, und der Mantel langte gut für Beide. Von einem dumpfen, tiefen Aechzen des Berges erwachte ich gegen Morgen, das Feuer auf dem Herd flackerte, und warf unsichere Streiflichter auf die Gruppen der Schläfer umher. Dicht an meine Brust geschmiegt, wie ein schönes, dunkles Broncebild des Dyonisos oder Hyakinthos, lag der Knabe Neilá; über die Wange herab floß ihm ein Blutstrom, an den Sparren des Dachs flatterte noch der verscheuchte Vampyr. Ein paar Tropfen kölnisch Wasser stillten die Blutung der kleinen, oberflächlichen Wunde, weckten aber auch den verletzten Schläfer, der nicht müde ward, mir mit südlicher Gluth zu danken, als hätte ich ihn von St. Georgs Lindwurm erlöst.

Bald war die ganze Karavane munter, ein nahrhaftes Frühstück eingenommen, und der Zug unterwegs. Der Wald bestand hier oben meist aus gewaltigen Akazien, die so stark werden, daß die Eingebornen ihre Kanots aus den Stämmen höhlen. Die weißen und röthlichen Blüthentrauben erfüllten die kühle Luft mit ihrem Arom, die gefiederten zarten Blätter flüsterten leise im Morgenhauch, und tausend buntfarbige Vögel sangen, schrieen, kreischten auf den elastischen Zweigen. Ein Rudel Wildschweine, aus einer warmen Schwefelquelle, in der sie suhlten, aufgeschreckt, brach grunzend durch das Dickicht bergab, und ein ungeheurer Schwarm gewaltiger Fledermäuse, die einen Baum so dicht bedeckten, daß er von fern wie mit einem dunkeln Mantel verhüllt, aussah, erhob sich mit widrigem, scharfen Zischen in die Luft, als unsere Begleiter mit Steinen nach ihnen warfen.

Schon nach etwa einer Stunde hatten wir die Waldregion hinter uns. Immer niedrer ward das Gestrüpp, und bald sank die Vegetation zum verkrüppelten Knieholz, zu Wachholder, einer knorrigen Föhre und der Zwergzeder herab. Auch die üppigen Moose, die den Boden mit weichem Teppich bedeckt hatten, verschwanden, und stets größere Schneeplatten deuteten die Eisregion an. Die Führer und Träger hatten sich schon eine Weile flüsternd berathen, jetzt standen sie plötzlich, wie auf Kommando, still, und blickten stöckisch vor sich nieder. Als nun aber nach einer Ruhepause Douglas sie zum Weitergehen ermuntern wollte, verweigerten sie es bestimmt, und warfen die Bürden nieder. Die rauhe, glasige Lava verwundete ihre bloßen Füße schmerzlich, der Schnee hatte ihnen etwas höchst Unheimliches, und das dumpfe Rollen, welches der Berg zuweilen hören ließ, erweckte ihr Grauen. Vergeblich war alles Zureden; dort könne Rothnase kein Gras mehr finden, erklärten sie, und Steine seien unten noch sehr viele zum Zerklopfen für Kali. Das kalte, weiße Wasser sei tabu, und ganz oben sitze die furchtbare Peli, und rauche sehr bösen Tabak.

Silbern glänzte der stolze Gipfel kaum 2000 Fuß über uns, und wälzte stoßweis seine braune Rauchsäule empor. Und jetzt, so nahe dem längst erstrebten Ziele,

sollte ich umkehren? Jede gütliche Vorstellung war erschöpft, der Lohn vorausgezahlt, da wallte mein Zorn auf: ich zog eine Pistole aus dem Gürtel, und drohete, Jeden niederzuschießen, der nicht sogleich seine Bürde weiter trage. Doch wie ein Flug Spatzen zerstäubt, wenn ein Kater auf sie einspringt, so waren unsere Inder windschnell entflohen, und im Knieholz verschwunden, nur ferner und ferner scholl ihr Hohngelächter, ihre gellen Spottrufe, ja sogar einige Steine schnurrten, mit nicht zu verachtender Wucht gegen uns her. — Douglas hatte sich auf einen Steinblock gesetzt und lachte und fluchte wechselnd im Recitativ, doch decrescendo bis unser Blut sich beruhigte, wozu ein sehr kühles Lüftchen das Seinige redlich that. Die Träger waren zwar, bis auf Neilá, entflohen, doch lagen auch vier Fünftel des Weges hinter uns. Bald waren wir schlüssig: Neilá sollte, in die Mäntel gewickelt, bei dem Proviant bleiben, wir selbst wollten mit wenig Zwieback und Rum belastet, hinauf zum Krater steigen.

Es kostete Mühe, den treuen Knaben zu bewegen, zurück zu bleiben; seine Füße bluteten, doch wollte er nicht von mir lassen. Wir stiegen bergan. In furchtbarem Gewirr lagen ausgeworfene Blöcke um uns her, Lavamassen von der barocksten Gestaltung und jeder Farbe zogen die Blicke an. Wie dicke Schifftaue war der zähe Obsidian durch die Schleuderkraft des Berges gedreht und gewunden, und der leichte, schaumige Bimsstein knirschte unter dem Tritt. Ueberall erloschene Kratere mit schroffen, meist kreisrunden Wänden, an denen dicke Schwefelkrusten, vom feurigen, dunkeln Orange bis zum blassen Strohgelb nuancirt, wie Musterkarten der unterirdischen Mächte, hingen. Die dünne Luft der Höhe beengte den Athem und machte die Anstrengung zur Pein. Alle zwanzig Schritt mußten wir keuchend ausruhen, der Schnee blendete das Auge und machte den Schritt unsicher, das Hirn schwindelte, und gab das Gefühl, als strebe der Kopf sich mit Macht auszudehnen, kurz, alle die Qualen, die andere Reisende auf bedeutenden Höhen empfanden, stellten sich auch uns entgegen, doch, bald erreichten wir Spalten, aus denen mit blasendem Geräusch Dämpfe strömten; wir konnten nicht weit mehr vom Gipfel sein. Es war so: noch eine marternde Halbstunde, da stieß der arme Douglas, der voranstolperte, auf einmal ein tristes Quäken aus, das sollte ein lauter Jubelruf sein: er stand am Krater!

Eine Stunde hatten wir gerastet, und unsern Zwieback mit Rum verzehrt, nun erhoben wir uns, die Frucht unserer Anstrengung zu genießen; sie war überschwänglich lohnend. — Der ungeheure Krater, der vor uns gähnte, ist, nach Allem, was ich über Vulkane las, wohl der größte der Erde. In einem Becher von zwei Stunden Durchmesser erhebt sich, 1270 Fuß eingesenkt, die jetzt thätige Mündung, immer noch über eine halbe Stunde breit umkränzt von einer schwarzen Mauer verglaster Lavafelsen; doch ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der ganze grause Schlund einst offen und wirkend war. Wir wandten uns, und nördlich erhob sich die kahle, mächtige Pyramide des Mouna Huraraï, aus dessen Spitze sich eine dünne Rauchsäule wirbelte. Das Meer, obgleich wohl fünf Stunden entfernt, schien vor den Füßen zu branden, und deutlich erkannten wir die Ruder jedes Boots. In glänzendem Grün dehnte sich die Landschaft Ahidu, und über ihr blinkte, wie von massivem Silber getrieben, der Kegel des Mouna Kea. Klar erblickten wir die Nachbareilande Maui, Ranai und Marokai, in nebliger Ferne Oahu.

Lauteres Brüllen des Bergs weckte uns, und stickenden Schwefeldunst trieb der Wind daher. Oefter noch gedachten wir ihn, von der heutigen Erfahrung unterstützt, zu besteigen, und wandten uns, da der Abend nahete, zum Rückwege. In einer Stunde hatten wir Neilá bei den zurückgelassenen Effekten erreicht. Er weinte vor Freude, mich wieder zu sehen, und schlief abermal an meiner Brust; doch war es heillos kalt dort oben, das muß ich bemerken.

Von da an war der Knabe mein steter Begleiter. Mochte ich bergan steigen, die Wunder der Erdrinde staunend zu ergründen, mochte ich zur Zeit der Ebbe ein zackiges Korallenriff in seinem so leisen, so gewaltigen Bau der Veste aus den Tiefen des Ozeans belauschen — Neilá war mir zur Seite. Er trug meine Werkzeuge, und sammelte das Erworbene; ruhete ich, so bot er mir eine erquickende Frucht, schlief ich, so bewachte er meinen Schlummer. Auch ich gewann den schönen Jüngling lieb — nur die roheste Selbstsucht hätte so treue Anhänglichkeit unbeachtet lassen können. In mancher einsamen Stunde suchte ich ihn auf ein allgütiges Walten eines ewigen Wesens zu leiten, und schwärmerisch haftete sein großes, dunkles Auge dann an meinem Blick. — So lag ich einst auf dem Lavastrom, der in der Byronsbucht die See erreicht. Der herrliche Manconillbaum hing die langen, schwanken Aeste mit den lockenden, giftigen Aepfeln hinab in die laue, klare Fluth, die hier nur wiegend wogte, aber kaum einen Steinwurf weit als donnernde Brandung schäumte und toste. Neilá liebte es, mit Andern seines Alters im tollsten Gischt der brechenden Wogen zu schwimmen und spielen. Es sieht grausenerregend aus, dies Kämpfen mit dem Rasen der Wellen, die den Tollkühnen zu zerschellen drohen, der ihrem betäubenden Wirbeln, ihrem gewaltigen Schmettern, unter dessen Schlägen das Felsufer dröhnt, zu nahen wagt — doch täglich kann man es sehen, wie mehrere Rudel der Eingeborenen jeden Geschlechts sich diesen Spaß machen. Sie denken kaum an Gefahr dabei, und ihr Gelächter überschallt das Brüllen der Wasser, auch hört man kaum von einem Unglück, das dabei geschehen, oft jedoch ergreift der furchtbare Hai einen Schwimmer, wenn er die Brandung verlassend, durch ruhigeres Wasser an's Land rudert. Eben schickte sich der Trupp der Badenden, Neilá an der Spitze, hiezu an, als ich im Schatten der Giftbäume die Rückenflosse eines gewaltigen Hammerhais aus dem Wasser ragen sah; der grause Rachen öffnete und schloß sich langsam, wie im Vorschmack des blutigen Mahles, auf das er wartete. Der Schreck, die Angst preßte mir das Herz zusammen, leise

erhob ich mit zitterndem Arm die Büchse zur Wange, schon nahe tönte das Lachen der Schaar — ich drückte ab! Das Unthier peitschte noch einen Augenblick die Wellen, dann warf es sich verendend auf den Rücken; durch das tückische, halbgeschlossene Auge war die Kugel in's Gehirn gedrungen.

Den Schreck der Badenden könnt Ihr Euch denken; sie entflohen, wie gescheuchtes Wild, und Neilá sank weinend mir zu Füßen. „Du bist der Sohn, den der große, gute Gott gesendet, schluchzte er — o, die Menschen werden dich fangen und annageln, und Neilá muß unter dem Baum stehen, wie der schöne Juan. Du rettest Alle, und dich wird Keiner retten!“ — Mit Mühe beruhigte ich den Aufgeregten. Ich suchte ihm deutlich zu machen, wie Gott jedes seiner Geschöpfe liebend beachte, mich nur zum Werkzeuge gewählt habe, ihn zu erretten, und wie er nur Ihm, und dadurch zu danken habe, daß er Ihn mehr und mehr zu erkennen trachte.

Mit wehmüthiger Freude gedenke ich der Zeit, die nun begann. In mancher stillen Nacht, wenn der Mond aus den Wellen stieg, und flüsternd die hohen Wipfel der Palmen geisterhaft rauschten, suchte ich diesem thauklaren Gemüthe die einfachen und doch so unendlich tiefen Lehren des Christenthums einzupflanzen, indeß sagte mir mein Jünger öfter, daß die Missionare Aehnliches zwar, und dennoch ganz Verschiedenes predigen. Ob meine Worte dogmatisch waren, weiß ich freilich nicht, sicher waren sie evangelisch. Neilá war, so weit er es begreifen konnte, völlig Christ, trug sich aber stets mit der fixen Idee, so lange er bei mir sei, werde Gott ihn schützen, fern von mir werde ihn die große Peli rächend ereilen, der er sich entfremdet; denn er war aus einem alten Priestergeschlechte.

Schon neigte das zweite Jahr unseres Aufenthaltes auf Owihee sich zum Ende, und stets mußten wir uns gestehen, daß unsere Aufgabe, die Insel naturhistorisch kennen zu lernen, noch lange nicht erschöpft sei. Wohl hatten wir den Zuckerhut des Huraraï bestiegen, doch war noch der Kea und der, auf der Erde einzige Feuerschlund Kirau-ea übrig, dies blosliegende Stück Centralfeuer. Douglas freuete sich innig darauf. Nur noch eine Cycadee wollte er holen, die in den Hochwäldern jetzt blühen mußte; mir ward der Auftrag, indeß Alles zu der Wanderung zu rüsten. Er kehrte nicht wieder: einer der verwilderten Stiere hatte im Walde ihn angefallen und getödtet; nur die zerfetzte, unkenntliche Leiche ward zurückgebracht *).

Ihr werdet nicht erwarten, daß ich Euch meinen tiefen Schmerz schildere. Wohl hatten wir einst in ernster, klarer Stunde eine Art Testament gemacht, das dem Ueberlebenden die sämmtliche fahrende Habe des Vorangegangenen zuschrieb; ich war deßhalb keineswegs hülflos zurück geblieben, sondern eher reich geworden; doch den herzlieben Freund, den stets heiteren, praktischen Gefährten, konnte mir die Brieftasche mit Wechseln au porteur nicht ersetzen. — Zeit und Arbeit, die zwei großen, segnenden Leidbezwinger, erprobten auch an mir ihre geheiligte Kraft: der nagende Schmerz ward zu frommer Trauer, zu mildem, freundlichen Sehnen.

*) November 1839.

Da legte die Amazone, das deutsche Schiff, sich in die Vancouverbucht, und der Zauberklang der Muttersprache ergriff mich mit Allgewalt. Die Offiziere baten mich, sie zum Kirau-ea zu führen. Die Vorbereitungen waren von damals zur Hand, und mit Hast betrieb ich die Ausführung; doch Neilá half mir nicht dabei, ja es schien mir, als suche er mich zu hindern. Bittend ruhte sein großes, dunkles Auge auf mir, er schien mir etwas sagen zu wollen — doch die Landsleute, die Heimath erfüllten jeden Gedanken, ich achtete die stumme Bitte des armen Knaben nicht! —

Wir brachen auf. Von der Bucht aus führte Neilá uns einen guten, viel betretenen Weg durch eine unbebaute, doch um desto reizendere Gegend; bald hob der Boden sich langsam, und wir betraten den Wald noch tief unter der Gränze der baumartigen Farren. O, könnte ich Euch die Pracht eines solchen Tropenmorgens beschreiben! Wie schlanke Säulen ragen die Gruppen der herrlichen Palma real wohl 40—50 Fuß über die Plebejer des Waldes empor; leise wanken und neigen sich die Federkronen der Gipfel mit den mannslangen, weißen Blüthentrauben, deren betäubender, süßer Duft den ganzen Umkreis füllt. Ihr Wiegen, ihr Arom hat den schönen, blauen Arras eingeschläfert; träumerisch dreht er den metallschillernden Kopf, und lüftet die Sapphirflügel. Die Meerkatze hat den Wickelschwanz um einen Ast des Tropfbaums (Bertholletia) geschlungen, und nascht behaglich die süßen Kerne; vorsichtig steigt die Beutelratte auf dem gewundenen Stamm einer Liane, die sich von einem gewaltigen Paradiesfeigenbaum herabsenkt, hinan, die mächtige Fruchttraube zu erlangen, während die Jungen naseweis aus dem Bauchbeutel gucken: sie hat, mit ihrer Last beschwert, keinen Vogel erhaschen können. Unnahbar starrt der Pandanus mit den scharfen Schwertblättern, und die zarten Fiederblätter der Mimose entfalten langsam sich dem Licht.

Bald hatten wir den lieblichen Theil des Weges hinter uns, und rauher ward der Pfad, spärlicher das Pflanzenleben. Lockere Lavabrocken hinderten ermüdend den Schritt: wir gingen am Saume eines zwei Stunden breiten Lavastroms, der nach neun Stunden weitem Ergießen sich vor 63 Jahren in's Meer stürzte, und Myriaden von Fischen tödtete. Es war interessant, zu beobachten, wie die üppige Kraft der Vegetation diesen furchtbar-gewaltigen Eingriff in ihr Reich zu besiegen suchte. Ueberall zwischen den scharfen Schlackenschollen prangten der Flechten, der Moose farbige, räthselhafte Gebilde, sie, die vermittelnden Vorläufer des organischen Lebens. In den Rissen und Spalten hatten sie schon etwas fruchtbaren Boden gebildet, und hier sah man bereits Polypodien und Saxifragen die schönen Blumen entfalten. Weiterhin bemerkte man an älteren

Bäumen noch auf der, dem Gluthstrom zugekehrten Seite, die verkohlte Rinde, während die abgewendete lustig grünte.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir den nun geschlossenen Schlund, der diesen Höllenstrom ergossen, und eine, hier für uns errichtete Laubhütte. Der Krater ist jetzt ein, von zackigen Schlacken eingefaßter Schwefelsee, der mir einzigschöne Krystalle dieses Minerals lieferte. Etwa einen Büchsenschuß weiter haucht eine fünf- bis sechshundert Schritt lange, und dreißig Fuß breite Spalte stoßweis siedenden Wasserdampf aus, der, sich an der Luft verdichtend, zu einem kleinen Süßwasserbassin sammelt, der einzigen Tränke der Thiere weithin. Ueber der Spalte, in einem Netz aufgehangen, waren unsre Kartoffeln schnell gesotten.

Nach dreistündiger, angestrengter Wanderung am andern Morgen hatten wir unser Ziel erreicht — einen über tausend Fuß tiefen, eiförmigen Abgrund von beinah drei Stunden Umfang — ein wallender, wogender Feuersee!

Das Ufer stürzt gäh, ja senkrecht hinab, doch springen zwei schmale Terrassen, wie Theatergallerien vor, und bieten dem Beschauer der kühn genug ist, sich hinabzuwagen, einen Ruhepunkt. Die unerschrockenen, nordischen Seeleute selbst wichen, von der schauerlichen Gewalt des Anblicks ergriffen, zurück, und erst nach mehreren Stunden erwachte zuerst die Affenkeckheit eines Midshipmens, und seine Blicke suchten nach einer Böschung, die das Hinabklettern möglich mache. Neilá verstand ihn sogleich, und führte die Gesellschaft seitlich weiter, wo ein steiler Felspfad — eine schräg hinab gehende Felsstaffel sich bot. Noch einmal wandte er sich, hier angelangt, zu mir, er drückte beide Hände an die Brust, und streckte sie dann, wie abwehrend, mit unaussäglichem Blick, mir entgegen. Doch schon stiegen die Landsleute bergein, es deuchte mir eine ungeheure Schande, zurück zu bleiben — rasch sprang ich ihnen nach. Auf der ersten Terrasse angelangt, wandte Neilá sich an die Fremden. „Meine Väter sind von jeher die Priester der großen Peli gewesen, sprach er, und ihrer Aller Leiber sind ihr, wie die unserer Fürsten, geopfert worden. Doch hiemit nicht gesättigt, tödtet und verschlingt sie auch Die, welche thöricht, höhnend, ihr zu nahen wagen. Einundzwanzig Palmblüthen nach Lono's *) Tode zog das Heer Keoua's, des Nebenbuhlers Tameha-mehas, dort unten vorüber; Peli sandte ihren erstickenden Athem, und von fünf Tausenden starker Speerwerfer entkamen sechs. Die Furchtbare verschlang Alle!"

Genirt uns gar nicht, mein Bursch, tröstete der Lieutenant der Amazone, wir haben steifen Passat, und deine Peli liegt unter dem Wind.

Bei uns, fuhr der Midshipmen fort, nennen wir die Damen des Teufels Großmutter: es ist aber eine ganz brave, reputirliche Person. — Wie kommen wir weiter, mein Chokoladepüppchen?

*) Kapitän Cook heißt bei den Eingeborenen Lono.

Neilá blickte auf mich, und ungeduldig winkte ich ihm. — Peli verlangt ihr Opfer! rief der Arme verzweifelnd, und sprang voran.

Wir standen am Rande des Flammensee's. Bäumend, wie Meereswogen, wälzten sich vor uns die Wellen der zähen Lava durch einander, und spritzten hoch auf, wenn sie gegen einander prallten. Wohl waren ganze Strecken, wie ein Strom von treibendem Grundeis, mit erstarrten Schlacken bedeckt, doch aus diesen Feldern hoben sich Kegelmündungen, die mit tobender Gewalt glühende Gase, geschmolzenes Gestein gen Himmel schlenderten. Höllisches Zischen, rollendes Tosen, dumpfes, grauses Brausen mischte sich mit dem dröhnenden Hall krachender Donner, von denen erschüttert schwere, braungraue Dampfmassen sich wälzten. Lichtglänzende, weite Seen geschmolzener Mineralien schillerten ihr blendendes Gelb in Orange, Grün und tiefes Blau, zuckende Flammen züngelten wie Blitze aus ihnen empor — nur leise, wie zitternd, schüttert die Fläche, eine dunkle Schlackenrinde scheint auf ihr zu gerinnen; da wogt der Feuersee wieder auf, grell leuchtende Sprünge quellen über, und wie Eisschollen treiben die erstarrten Flächen umher: bald jedoch sind sie wieder zerflossen.

Ich sah mich um, ein Andenken zu gewahren, das mich aus diesem Höllenschlund mit in's Vaterland begleite, und erblickte am barock gezackten Schlackenufer, dicht am Rande der brodelnden Gluth, eine wunderschöne Gruppe tiefrother Schwefelkrystalle, die wollte ich mitnehmen. Behutsam näherte ich mich auf schmalem Bord, und fühlte plötzlich wie er, von der Gluth, die unten wogt, abgeschmolzen mir unter dem Fuße wich. Ein kräftiger Ruck warf mich zurück, Neilá hatte mich gerettet — aber indem er mit all' seiner Kraft mich zu sich riß, verlor er selbst das Gleichgewicht. Kali! rief er mit schneidendem Laut — und war in dem spritzenden Gluthmeer versunken! — —

Schon nach acht Tagen schiffte ich mich auf der Amazone nach China ein. Es war mir nicht möglich, länger auf dem tückischen Zauber-Eiland zu weilen, wo ich zwei so treue Herzen verloren — Gute Nacht! —

Schmidt.

Die Familie der Sperlinge, Hänflinge und Zeisige.

(Taf. 18.)

Die Familien der Sperlinge, Hänflinge und Zeisige gehören zum Finkengeschlechte, mithin zur Ordnung der Körnerfresser (Granivorae), die in drei größeren Abtheilungen meisen-, lerchen- und finkenartige Vögel umfaßt.

Die finkenartigen Vögel, Fringillidae, die sich durch einen kurzen, dicken und kegelförmigen Schnabel auszeichnen, zerfallen in zehn Geschlechter, das der Finken, Fringilla, selbst aber in acht Familien, von denen



1849 18

die drei obengenannten bei uns in Deutschland am meisten verbreitet und ungemein reich an Arten sind.

Die Sperlinge, Pyrgitae, haben einen spitzigen, nach der Spitze zu gewölbten Schnabel, einen kleinen Kopf, und einen kurzen, wenig oder nicht ausgeschnittenen Schwanz; sie wohnen gern in der Nähe von Menschen, doch auch in Wäldern und felsigen Gegenden, und fressen allerlei Sämereien; sie nisten in Löchern und Ritzen, legen 3 — 6 weißliche, grau gesprenkelte Eier, brüten das ganze Jahr hindurch, und bringen den Jungen Insekten im Schnabel. Die Sperlinge sind keine Zugvögel; baden sich im Wasser, Sande und Staube, sind hin und wieder dem Obste, besonders den Kirschen und dem Wein, auch der Gerste und anderem Getreide schädlich, doch wird der Schaden oft zu hoch angerechnet, und der Nutzen, welchen sie durch Vertilgung schädlicher Insekten gewähren, in der Regel fast ganz übersehen. Man kennt bereits einige und zwanzig Arten in allen Theilen der Welt, von denen nur drei bei uns heimisch sind. — Der Haussperling oder Spatz, Fringilla domestica, ist allgemein bekannt. — Der Feldsperling, Fr. montana, Fig. 1, auch Holz-, Berg- und Ringelsperling genannt, ist dem Haussperling nicht unähnlich, doch etwas kleiner, und lebt mehr auf Feldern, in Waldungen und Gärten. — Der Steinsperling oder Steinfink, Fr. petronia, Fig. 2, gleicht dem Weibchen des Haussperlings, hat aber an der Gurgel einen citrongelben Fleck.

Die Hänflinge, Ligurini, haben einen kleinen, schlanken Körper; der Schnabel ist vorn zusammengedrückt, an der Wurzel fast rund; der Schwanz scharf gabelförmig ausgeschnitten. Sie singen angenehm; baden sich im Wasser; nisten im Gebüsch, in Hecken nahe an der Erde, oder auch auf niedrigen Bäumen; brüten zweimal im Jahre, und füttern die Jungen mit geschälten und im Kropfe erweichten Sämereien auf. Es sind bis jetzt sechs Arten bekannt, die alle in Europa gefunden werden. Der Bluthänfling, Fr. cannabina, Fig. 3, ist einer unsrer gelehrigsten Singvögel. — Der Berghänfling, Fr. montium, Fig. 4, sieht, außer dem Schnabel, dem Weibchen des vorigen ähnlich, ist ein Bewohner des Nordens, und nur im Winter bei uns zu finden. — Der Girlitz, Fr. serinus, Fig. 5, ist etwas kleiner als der Bluthänfling, oben olivengrün, und am Kopfe und unten citrongelb, braun gefleckt; er nährt sich von Grassämereien, und nistet auf Bäumen. — Der Grünling, Fr. chloris, auch Grünhänfling oder Grünfink genannt, der oben graugrünlich, unten gelblich ist, fleißig, aber nicht sonderlich singt, streift und wandert in großen Schaaren umher, brütet 2 — 3 Mal im Jahre, und frißt ölige Sämereien und die Kerne der Vogel- und Wachholderbeeren. — Der Kanarienvogel, Fr. canaria, der wie der Sperling allgemein bekannt und überall verbreitet ist.

Die Zeisige, Spini, haben einen eben so schlanken Körper wie die Hänflinge, dagegen einen großen Kropf, der jenen fehlt; ihr Schnabel ist sehr spitzig, vorn zusammengedrückt; der Schwanz gabelig ausgeschnitten. Sie kommen nicht so oft auf die Erde, als andere Finken, klettern geschickt an den dünnen Zweigen der Bäume und Gebüsche, und hängen sich gern an die Spitzen derselben. Sie bauen ihre netten, künstlichen Nester auf Bäume, nur einige in niedrige Gebüsche; legen 4 — 6 grünlichweiße Eier, und füttern die Jungen zuerst mit Insekten und deren Larven, dann mit im Kropfe erweichtem Samen. Sie werden sehr leicht zahm, sind ungemein gelehrig, pfeifen leicht Melodien nach, lernen Buchstaben zusammensetzen, und lassen sich zu allerhand Kunststückchen abrichten. Man kennt bis jetzt zwölf Arten, von denen vier in Deutschland gefunden werden. — Der Distelzeisig, Stieglitz oder Distelfink, Fr. carduelis, Fig. 6, ist der schönste Zeisig und einer der niedlichsten europäischen Vögel; er ist ungemein zahm und gelehrig, singt angenehm, lebt an baumreichen Orten, wo er sein zartes Nest gern in die Kronen von Obstbäumen baut, und liebt außer andern Sämereien besonders die von Disteln und Kletten. — Der Birkenzeisig, Fr. linaria, auch Flachshänfling und Flachsfink genannt, ist oben braun, schwarz gefleckt, mit zwei weißen Querbinden auf den Flügeln, und besonders durch das schöne Roth des Oberkopfes und der Brust ausgezeichnet. — Der Citronenzeisig, Fr. citrinella, Fig. 8, ein sehr munterer, viel und angenehm singender Vogel; er ist oben olivengrünlich und grau, unten gelblich; gewöhnt sich ungemein schwer an das Stubenfutter, dauert aber, wenn einmal gewöhnt, sehr gut aus. In der Freiheit frißt er Tannen- und Fichtensamen, so wie andere Sämereien. — Die Schilderung des gemeinen Zeisig, Fr. spinus, Fig. 7, entnehmen wir, als Probe, der trefflichen, so eben erschienenen „Naturgeschichte aller deutschen Zimmer-, Haus- und Jagdvögel; bearbeitet nach vielen eigenen Erfahrungen und den besten Quellen, von C. G. Friedrich. Mit mehr als 200 kolorirten Abbildungen auf 17 Tafeln, und drei schwarzen Tafeln zur Versinnlichung des Vogelfangs. gr. 8. cart. Stuttgart, 1849, bei C. Hoffmann," die wir allen Liebhabern von Zimmer- und Hausvögeln, allen Geflügelhaltern, Kabinets- und Eiersammlern, Jägern und Jagdliebhabern, und allen Eltern, die ihren Kindern ein gründlich belehrendes Werk über die vaterländischen Vögel zum Studium übergeben wollen, mit vollem Rechte empfehlen können.

„Der Zeisig, Fringilla spinus, ist ein sehr bekannter, bei Vielen auch ein beliebter Zimmervogel. — Die Stirn und der Scheitel sind schwarz, hinterwärts mit grauen Rändern; Ohren, Hinterhals, Schultern und Rücken sind düster gelbgrün, mit dunklern Schaftstrichen an den letztern Theilen; der Bürzel ist schön gelbgrün; die obern Schwanzdeckfedern wie der Rücken. Die Zügel sind grau; die Kehle ist schwarz, mit hellen Federkäntchen; ein Strich über den Augen, die Wangen, Hals und Brust schön grüngelb; in den Seiten bleicher, mit mattschwarzen Schaftstrichen; Unterleib hellweiß; Afterfedern rein gelb, mit schwärzlichen Schäften. Die kleinen und mittlern Flügeldeckfedern sind schwarz-

grau, mit der Rückenfarbe gekantet, die mittlern mit großen, gelbgrünen Enden, welche eine erste Querbinde bilden; die großen Deckfedern sind schwarz, mit großen, grüngelben Enden, welche eine zweite Querbinde bilden. Die großen Schwingen sind braunschwarz mit gelbgrünen Rändern; von der vierten an ist die Wurzelhälfte auf der Außenfahne schön hochgelb. Die beiden mittelsten Federn des Schwanzes, welcher stark ausgeschnitten ist, sind braunschwarz; die übrigen rein hellgelb, mit schwarzen Schäften und schwarzen Enden. — Der Schnabel ist gestreckt, sehr spitzig, von Farbe schmutzig fleischfarben, mit schwärzlicher Spitze; die Iris ist dunkelbraun; die Füße sind stämmig, und schmutzigbraun. — Das Weibchen ist leicht zu unterscheiden. Die schwarze Kehle fehlt; der Kopf und Rücken ist mehr grau und schwärzlich gefleckt; die Kehle nebst Seiten sind weißlich; Hals und Brust sind graulich, auf dem Kropf mit bleichgelbem Schimmer; der ganze Unterkörper ist schmutzig weiß, mit schwärzlichen Schaftstrichen, die in den Weichen zu großen Längsflecken anwachsen. Die Flügel sind matter gefärbt, der Schwanz ebenfalls; und die schwarze Scheitelplatte ist kaum angedeutet.

Bei nur einmal gemauserten Männchen fehlt zwar auch nicht selten die schwarze Kehlplatte, oder ist nur unmerklich angedeutet, doch sind sie noch immer durch viel lebhaftere Farben von dem Weibchen zu unterscheiden. Je älter sie werden, desto reiner und schöner wird ihre Färbung. — Man findet auch Varietäten; weiße, gelblichweiße, bunte und schwarze. Bechstein schoß einen, welcher eine ganz schwarze Brust und ein schön gelbgrün gefärbtes Gefieder hatte.

Der Zeisig ist über ganz Europa verbreitet, vom mittlern Schweden bis zu den Inseln des Archipels. In England findet man ihn ebenfalls, und in Deutschland ist er strichweise ein sehr häufig vorkommender Vogel.

Er ist ein Bewohner, der auf den Gebirgen oder in Gebirgsgegenden liegenden Nadelwälder; seltener findet man ihn in ebenen, gemischten Waldungen. Wo die Sämereien der Waldbäume recht gedeihen, siehet man sie oft in zahlloser Menge, mißrathen diese aber, so vermeiden sie solche Distrikte auf längere Zeit. Im Herbst verlassen sie die Wälder, und treiben sich auf den Bäumen und Gebüschen der Felder umher, und kommen dann bis an die Ortschaften. Im Oktober fliegen sie, schon in Gesellschaften, nach dem reifen Samen der Erlen und Birken, wo viele Tausende über den Winter solche Gehölze beleben, wenn deren Samen gut gerathen ist. Sie halten sich viel mehr in den Baumkronen auf, als im niedern Gebüsche; je höher jene sind, desto lieber ist es ihnen. Doch steigen sie auch öfters in dichten Gebüschen zur Erde herab, besonders an den Wassergräben. Ihre Nachtruhe halten sie in den dichten Zweigen der Nadelbäume, auf Erlen, und bei stürmischer Witterung in verwachsenen Gebüschen und Hecken.

Die Zeisige sind Strichvögel; im Herbst strömen uns große Schaaren aus nördlichen Ländern zu, welche bei uns überwintern, wenn sie hinreichende Nahrungsmittel finden; fehlt es aber daran, dann halten sie sich nicht lange auf, und man sieht nur wenige den Winter über. Die Hauptstrichzeit ist der Oktober und November, und im Frühjahr der März und noch ein Theil des Aprils.

Ueber die Fortpflanzungsperiode des Zeisigs wurden manche Mährchen verbreitet, z. B.: Es enthalte das Nest einen kleinen Stein, welcher es unsichtbar mache, und wer sich einen solchen Stein zu verschaffen wisse, könne sich selbst unsichtbar machen; man könne das Nest deßhalb nur dann entdecken, wenn es sich in einem Wasser spiegle; seien die Jungen flügge, so nähmen die Alten den Stein heraus, und das Nest werde nun sichtbar. Diese Ungereimtheiten wurden durch Auffindung unzähliger Nester schon genügend widerlegt. Sie bauen ihr Nest stets auf Nadelbäume, und unter diesen sind ihnen Weißtannen und Fichten lieber, als Kiefern. Wenn sie Wasser in der Nähe haben können, so wählen sie vorzugsweise solche Plätze. Es steht immer an solchen Stellen, wo es dichte Nadelbüsche und Aeste so verhüllen, daß es von unten nur sehr schwierig entdeckt werden kann; dazu kommt noch die bedeutende Höhe, in welcher es vom Boden steht, diese zwei Eigenschaften sind hinreichend genug, um das Auffinden eines Zeisignestes sehr zu erschweren. Tiefer als 25 Fuß vom Boden findet man es selten, wohl aber häufiger um das Doppelte so hoch. Den Nestbau führen beide Gatten mit gleicher Emsigkeit aus, auch fangen sie an mehreren Stellen an zu bauen, ehe sie einen wirklich vollenden. Die erste Grundlage des Nestes besteht aus Reiserchen und grauen Bartflechten, dann folgen Hälmchen, Erdmoos und Grasrispen, welches alles durch Insektengespinnste gut verbunden ist. Innen ist es schön glatt ausgerundet, etwa zwei Zoll weit, und ein sehr niedliches Nestchen. Das innere Polster besteht aus Pflanzenwolle, Schafwolle, Distelflöckchen, oder auch nur aus sehr feinen Flechten oder Grasrispen; letzteres jedoch selten. In diesem findet man Anfangs Mai etwa fünf niedliche Eierchen, welche auf blaugrünlichweißem Grunde mit sehr vielen feinen Pünktchen und einzelnen kleinen Strichelchen von einer rostbraunen und blaß blutrothen Farbe besetzt sind, welche am stumpfen Ende sich zu einem Fleckenkranz anhäufen. Sie variiren ziemlich, werden aber dadurch nicht unkenntlich. Die zweite Brut findet man Ende des Juni; die Brutzeit dauert 13 Tage. — Um in den Besitz der schwierig zu erhaltenden Eier auf leichtere Weise zu gelangen, kann man ein Pärchen einwerfen, was bei diesen Vögeln keine besondern Umstände macht.

Die Jungen werden von ihren Eltern anfänglich mit lauter kleinen Insekten gefüttert, später aber mit Sämereien aus dem Kropfe. Wenn sie größer sind, werden sie von den Alten in Laubhölzer und Gärten geführt, wo sie mit ihnen Insekten von den Blättern ablesen; im Herbst aber sammeln sie sich zu großen

Schaaren, und gehen auf die Samenbäume. Sie sehen der Mutter gleich, sind aber schärfer und kleiner gestrichelt. Selten gibt sich Jemand die Mühe, sie aufzuziehen, da man der Erwachsenen leicht habhaft werden kann. Man füttert sie mit kleinen Fleischstückchen, aufgequelltem Mohn- und Rübsamen. Die Männchen sind schon im Nestkleide an dem etwas stärkern Gelbgrün auf Brust und Bürzel zu erkennen.

Der Zeisig ist ein munteres, flinkes, keckes Thierchen; stets liegt sein Gefieder knapp am Leibe, es wirft den Hinterleib hin und her, singt und lockt dazu, klettert an den dünnsten Rüthchen der Bäume herum, und hängt sich auch verkehrt an dieselben, wie man es bei den Meisen sieht. So treibt sich der Zeisig unaufhörlich in größter Unruhe auf den Bäumen umher, ist dabei zutraulich und arglos gegen die Menschen, mitunter aber auch sehr furchtsam. Ein Schlag gegen einen Baum, oder sonst eine erschreckende Ueberraschung versetzt die ganze Schaar oft in solche ungezügelte Angst, daß sie, wie Spreu vor dem Wind, in einem Nu auseinanderstieben. Dabei fliegen sie erst nahe an den Erdboden herab, und steigen nun in einem großen Bogen wieder aufwärts. Selten findet man sie einzeln, sondern immer in größern Truppen oder großen Schaaren; auch während der Brütezeit halten sie sich nahe zusammen. Ihr Flug ist schnell, leicht und wellenförmig, und räumt sehr; daher sich die Zeisige nicht scheuen, große Strecken über freies Feld zu fliegen, in einer Höhe, wo man sie kaum mehr sieht, doch aber noch ihre Lockstimme hören kann.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Baumsämereien, doch genießen sie auch noch vielerlei ölhaltende Kerne, und im Sommer kleine Insektenlarven. Vorzüglich gehen sie dem Erlensamen nach, beinahe eben so gerne fressen sie Birken-, Kiefern- und Fichtensamen. Sie verzehren auch Hopfen-, Hanf-, Mohn-, Kletten-, Disteln-, Salat-, Habichtskraut-, Löwenzahn- und Rübsamen. Den Mohnsamen verstehen sie sehr geschickt aus den Köpfen zu picken, und an den schwankenden Zweigen der Hängebirken kann man ihre Gewandtheit im Klettern am meisten bewundern, wo sie nur in verkehrter Stellung den Samen aus den geschuppten Zäpfchen hervorklauben können. Den Samen der Nadelbäume holen sie zwischen den aufgesprungenen Schuppen der Zapfen hervor, oder lesen den ausgefallenen vom Boden auf. Im Frühjahr und Sommer verzehren sie viele Insekten und Larven, welche sie aus den Blüthen und Blätterbüscheln hervorziehen; an größere Insekten gehen sie aber nicht. Wegen des Harzes, das ihnen oft beim Suchen ihrer Nahrungsmittel am Schnabel hängen bleibt, sind sie gewöhnt, den Schnabel unzählige Mal zu wetzen, was sie auch im Käfige nicht unterlassen.

Im Zimmer füttert man sie am liebsten mit Mohn- und etwas zerquetschtem Hanfsamen, und steckt täglich etwas Grünes auf. Sie sind starke Fresser, verzehren so viel als ein Buchfink, und bedürfen auch immer hinreichend frisches Wasser, da sie viel trinken und gern baden. Beim Baden machen sie sich nicht viel naß, sondern bespritzen sich nur ein wenig mit dem Schnabel. Zur Beförderung der Verdauung gibt man ihnen Flußsand in den Käfig; welch' letzterer lieber ein viereckiger, als ein Thurmkäfig ist.

Als Stubenvogel hat der Zeisig manche empfehlende Eigenschaften, er geht ohne Umstände an's Futter, ist gleich zahm, und hält bei ordentlicher Behandlung 10 bis 12 Jahre aus. Er singt das ganze Jahr, und ermuntert mit seinem immerwährenden Gezwitscher auch die andern Vögel zum Singen; nur während der Hauptperiode des Mauserns verstummt er auf kurze Zeit. Man kann ihn bei seiner Gelehrigkeit allerlei Kunststückchen lernen, z. B.: das Futter- und Wasserziehen; Klingeln, wenn er hungrig ist; seinem Herrn auf Verlangen nach der Hand oder auf die Schulter fliegen, und das Futter aus dem Munde nehmen; auch zum Aus- und Einfliegen im Freien läßt er sich gewöhnen. Diese und andere ähnliche Künste lernt er sehr bald; dagegen aber nichts nachsingen, weil ihm das Organ hiezu fehlt. — In dem Käfig- oder Zimmerflug ist er einer der ersten Vögel, denn durch sein zutrauliches, kirres Benehmen äußert er auch einen guten Einfluß auf die andern, welche sich dadurch heimischer fühlen. Bei dem Troge zeigt er sich futterneidisch und jähzornig, und hackt und beißt sogar nach größern Vögeln. Sein Zorn ist aber nicht schädlicher Natur, und dieses abgerechnet, ist er bei allen Vögeln wohlgelitten. Er scherzt und kost mit andern nahverwandten Arten, und hat man Männchen und Weibchen beisammen, so sind sie sehr zärtlich und brüten auch in einem Zimmerflug; sollen sie aber ihre Jungen aufbringen, so muß man ihnen neben den Sämereien noch Ameiseneier und hartgesottene, geriebene Hühnereier nebst Milchbrod zum Füttern derselben geben. Mit Kanarienvögeln sind sie leicht einzuwerfen, und diese Bastarde sehen dem Citronenfinken sehr ähnlich.

Ihr Gesang ist zwar nicht der beste, doch aber auch nicht schlecht. Er besteht aus einer Menge zwitschernder Töne, und hinten knüpfen sie eine Schlußstrophe an, die wie: Dillebilledääh! lautet, und Aehnlichkeit mit den Tönen hat, die ein Strumpfwirker auf seinem Stuhl hervorbringt. Ihre Lockstimme klingt Dëi dëi tschei, und dann hört man noch ein zwitscherndes, schwaches Tertett — tettertettett! Auf ihrem Brüteplatze singend, machen sie zuweilen wunderbare Stellungen und Kapriolen, welche an das Falzen der größern Vögel erinnern; auch singen sie oft, mit einem klappenden Flug von einem Baum in die Höhe steigend, beschreiben einige Kreise in der Luft, und lassen sich wieder mit aufgeblähetem Gefieder nieder.

Wenn sie die Dürrsucht bekommen, kann man sie mit Brunnenkresse und Mohnsamen kuriren, sonst sind sie auch noch der fallenden Sucht unterworfen, welche aber gewöhnlich in Folge des Alters eintritt, und sie mehrentheils tödtet.

Auf dem Vogelherde werden sie in großer Menge gefangen, indem sie heerdenweise auffallen, wenn

man ein Paar gute Locker hat. Da sie dem Ruf gerne folgen, so fängt man auch ihrer viele auf Lockbüschen. An solchen Plätzen, wo man sie oft zur Tränke fliegen sieht, welches gewöhnlich unter Gebüsch versteckte Pfützen oder kleine Bäche sind, stellt man, etwa ½ Schuh wagerecht über dem Wasserspiegel, Leimruthen und Stecken mit roßhärenen Fußschlingen besetzt, auf. Dieser Fang ist ebenfalls ergiebig. Im Winter, bei Nebeln und Rauhreifen, fängt man sie durch Dupfen (Kikeln), wie die Goldhähnchen, welcher Fang sehr unterhaltend ist. Da sie wenig scheu, und bei erwähntem schlechtem Wetter sehr mißmuthig sind, so kann man leicht mit langen Stöcken, woran vorn eine Leimruthe gebunden ist, an sie kommen. In Wohnungen, die an Gärten gränzen, welche die Zeisige besuchen, fliegen sie nach einem Lockvogel bis vor das Fenster, wo man einen offenen Käfig, mit Hanfsamen und Mohn bestreuet, hinhängen, und wenn einige hineingekrochen sind, das Thürchen mit einer Schnur zuziehen kann. 1

Abentheuer in Californien und im stillen Ocean; Auszüge aus John Coulters Reisen in Südamerika.

1. Bai von Guayaquil.

Wir befinden uns auf dem Theil des stillen Oceans, welcher zwischen den Georgs-Inseln und Chili liegt. Hierher versetzt uns der Verfasser, ein Feind langer Vorbereitungen, am Anfang dieser Reise, die ungefähr vor drei Jahren gemacht worden ist. Hierher (von Valparaiso bis zum Südpol) haben sich auch die vom Nordpol gejagten Walfische geflüchtet, und dieses letzte Asyl schützt die zerstreuten Ueberbleibsel ihres Riesengeschlechts jetzt nicht mehr gegen die Harpune. Zwei Walfischfahrer stehen einander in Sicht; derjenige, welcher den Erzähler trägt, ist der Stratford; der eine ein englischer, der andere ein amerikanischer. An Bord der zwei eifersüchtigen Fahrzeuge ist Alles bereit; die Schaluppen können in See gelassen werden, sobald der Walfisch signalisirt wird; es herrscht eine feierliche Stille, und man vernimmt nichts als das Anschlagen der Wogen unter den Berghölzern des Schiffes. Um seine Mannschaft zu ermuthigen, verspricht der englische Kapitän dem Ersten, der den Walfisch bemerken würde, eine Jacke und Beinkleider. Dies Versprechen wirkt augenblicklich: das Takelwerk wimmelt von Matrosen. Ich vermuthe, daß der amerikanische Kapitän sparsamer ist; seine Sparsamkeit wird ihn theuer zu stehen kommen. — Ein schwarzer Punkt erhebt sich kaum sichtbar am Horizont; da tönt ein Ruf vom Ende der Bramstenge des englischen Fahrzeugs: ein tahitischer Matrose hat ihn ausgestoßen; das bloße Auge des Indianers ist dem Fernrohre des Kapitäns vorausgeeilt; es kommt wirklich ein ungeheurer Walfisch gegen das Schiff. Ein allgemeines Hurrah erschallt an Bord des Stratford. Während man die Schaluppen in's Meer hinabläßt, und die Mannschaft sich mit Eifer aber ohne Verwirrung an ihre Posten begibt, nähert sich der Koloß immer mehr, und hinter ihm bezeichnet eine Segelwolke den verfolgenden Amerikaner. Endlich fallen die Boote mit Geräusch auf den Spiegel des Wassers, die Riemen werden ausgelegt, und die Jagd beginnt, welcher die Augen der unbeweglich auf dem Verdeck stehenden Zuschauer mit um so größerer Spannung folgen, als sich in die aufgeregte Begierde auch noch die National-Ehre mischt. Die amerikanischen Boote suchen den englischen Ruderern ihre Beute streitig zu machen. Es ist ein Augenblick lebhaften Angstgefühls. Während die Walfischjäger sich mit erhobener Hapune vorsichtig nähern, verfolgt das See-Ungeheuer seinen Weg, scheinbar unempfindlich gegen die Anstrengungen seiner Feinde; aber in der Entfernung angekommen, wo die Lanze sich in seine Riesenmasse hätte bohren können, taucht es mit dem Kopf unter die Wellen, thut mit dem Schwanz einen furchtbaren Schlag gegen das Wasser, daß es hoch aufspritzt, und verschwindet in einem Schaumwirbel.

Die kühnen Fischer verlieren den Muth nicht. Sie wissen, daß das Untertauchen eines Walfisches nur eine halbe Stunde oder drei Viertelstunden dauert, und daß er oft unter dem Meer denselben Weg verfolgt, wie auf der Oberfläche; aber da es keine Regel ohne Ausnahme gibt, so befragen sie mit unruhigem Blick alle Punkte des Horizonts; die Boote werden wieder an Bord gezogen oder in's Schlepptau genommen. Die zwei Fahrzeuge wetteifern an Geschwindigkeit in derselben Richtung wie zwei Rennpferde. Der englische Kapitän durchmißt das Verdeck mit fieberhafter Ungeduld, und kaum hat er seinen Leuten anempfohlen, jeden Zoll Wassers mit ihren Augen zu bedecken, so verlangt er von seinem Speisemeister ein Glas Grog, um das Glück zu versuchen, das ihm diese Vorsicht bringen wird. Die Wellen schäumen immer noch an den Flanken der zwei Schiffe hin, die mit gleicher Geschwindigkeit vorwärts eilen. „Alt-England hoch (Hurra for old England)!" Der Walfisch zeigt sich wieder in der Ferne, schwarz und riesig wie ein umgestürztes Fahrzeug; die Boote verfolgen ihn im Flug; Engländer, Amerikaner, Walfisch fließen zusammen in den Augen des keuchenden Zuschauers. In drei verschiedenen Booten stehen die Harpuniere unbeweglich mit erhobenem Arm; zwei Harpunen durchschneiden auf Ein Mal die Luft, der Walfisch taucht unter, mitten in einer Schaumwolke, aber er nimmt die Harpune mit sich, und aus dem Dunstschleier kommt ein Boot hervor, das unglaublich schnell, wie eine Lokomotive, dahinfährt. Der Offizier, welcher das Boot befehligt, gehört zu dem Stratford; er schwenkt in seiner schwindelnden Eile die Mütze über dem Kopf und verschwindet in der Ferne, begleitet von einem dreifachen Beifallsruf.

Der Walfisch hat mit Ungestüm seine Richtung geändert; auf einmal erblaßt der englische Kapitän, denn er nähert sich blitzschnell dem Fahrzeug, das trotz seiner bedeutenden Tonnenlast dem Anstoß des Seekolosses nicht

widerstehen konnte. Eine verzweifelte Schwenkung wird ausgeführt; das ungeheure Thier zieht eine Furche von Blut und Schaum so nahe am Schiff vorbei, daß der eiserne Handgriff der Harpune, die in seinem Leibe steckt, das Steuer streift. Indessen verkürzt das Harpunierboot allmählig die Leine, an welcher das Eisen befestigt ist, und nähert sich so dem Walfisch, der mit verdoppelten Schlägen das Wasser um ihn her roth färbt, welches hoch aufwallt vor der Arbeit seines Todeskampfs. Er taucht unter, das Boot spult die Leine wieder ab, dann geschieht der letzte Kampf, der furchtbarste. Das Ungeheuer dreht sich wie ein Kreisel, ein Schlag mit dem Schwanze zerschmettert eines der Boote; dann nach dieser Anstrengung, nach dieser letzten Rache, öffnet es seine ungeheuren Kinnbacken, rollt schwer auf die Seite und stirbt.

Solche Scenen sind für einen Walfischfahrer nur ganz gewöhnliche Ereignisse, und der Stratford begnügt sich nicht mit so Wenigem. Wie ein Jäger, der alle Winkel des Gehölzes oder der Ebenen, wohin das Wild sich zurückziehen kann, durchstöbert, so setzt er seinen Lauf fort durch eine Gruppe von Inseln, welche hingestreut zu sein scheinen, um allen vorbeifahrenden Schiffen eine Haltstatt, einen Ruheplatz zu gewähren. Diese Inseln, welche die Geographen kaum des Aufzeichnens würdigen, weil sie sich verlieren zwischen dem Festland von Amerika und der Gruppe der Markesas, bieten seit Erschaffung der Welt den von langer Seefahrt erschöpften Matrosen unter dem Schattendach ihrer Bäume als reiche Erquickung die Eier von Schildkröten und Landvögeln, und Myriaden von Schaalthieren, bei denen Wohlgeschmack und Fülle um den Vorrang streiten. Anfangs ist man entzückt von jenen Inseln, die gleich Seeblumensträußen bald sich zeigen, bald verschwinden; aber mit welcher Begeisterung man auch die Natur in den verschiedenen Tagzeiten betrachten mag, sei es, daß die Sonne am Mittag ihre Lichtgarben in die Fluthen taucht, sei es, daß sie untergeht oder aufsteigt von einem Wolkenbett, oder sich strahlenlos wie ein glühendes Eisen unter den Horizont verliert, sei es endlich, daß der Mond seine weißen Lichter auf dem Spiegel des Oceans tanzen läßt — der Anblick dieser Wunder wird zuletzt einförmig, und man wird eines Schauspiels müde, das sich wiederholt ohne zu wechseln.

Glücklicherweise stellen sich Zwischenereignisse ein, diese Eintönigkeit zu unterbrechen. In einer Nacht, in einer jener lichtvollen Tropennächte, wo der bläuliche Schimmer des Mondes unsere Decembersonne bescheinen würde, hört man mitten durch das Schweigen der Natur einen fremdartigen Ton, der aus dem Schoos des Meeres zu kommen scheint. Keiner der an Bord befindlichen Matrosen erinnert sich eines ähnlichen Tons, und doch ist ihr Ohr mit allen Stimmen des Oceans vertraut. Nur die Menschenstimme kann solche räthselhafte Töne hervorbringen. Der Mond ist eben untergegangen, und man unterscheidet nichts in der weiten See. Sind es vielleicht die Seufzer des Schiffgespensts „der fliegende Holländer (flying Dutchman)“? Der Fall scheint wichtig genug, um ein Boot in's Meer zu lassen. Bei dieser auf Gerathewohl unternommenen Fahrt werfen die Stocklaternen, mit denen man sich versehen hat, umsonst ihr ungewisses Licht auf die plötzlich verdunkelte, unbegrenzte Fläche. Man bemerkt außerhalb des Lichtkreises nichts als die schwarzen Wellen, und unter diesen Wellen Goldfische, welche in phosphorischen Schein gehüllt entfliehen. Endlich läßt sich ein Seufzer vernehmen, schwach anfangs wie der des Alcyon, wenn er in der Höhlung einer Woge eingeschlafen ist; hernach unterscheidet man einen Schrei, der durch die Entfernung noch geschwächt ist: es ist der eines menschlichen Wesens in Todesgefahr. Das Wort pihii (im Tahitischen = Fahrzeug) mehrmals von einer erlöschenden Stimme wiederholt, läßt die Mannschaft des Boots nicht länger im Zweifel, welche endlich in einer zerschellten Pirogue einen Indianer von den Makesasinseln und sein Kind finden. Diese Unglücklichen sind von der Insel Fetuvia weggefahren mit fünf oder sechs anderen Piroguen. Eine Heerde Walfische hat auf ihrem Zug das ganze indianische Geschwader, ohne es zu bemerken, umschlagen gemacht, und die Ueberbleibsel dieser Gesellschaft schwimmen, dem Zufall preisgegeben, auf ihrem Fahrzeug dahin, das seit vier Tagen zertrümmert ist, als ein Wunder die letzten Seufzer ihres Todeskampfes bis zum Stratford hat dringen lassen. Der Indianer und sein Sohn werden an Bord gebracht, dann auf ihrer Heimathinsel ausgeschifft, wo der Walfischfahrer einen Ankergrund sucht, um seine Tonnen auszubessern, welche leck geworden und das Oel auslaufen lassen, dessen Erwerbung mit so viel Mühen und Gefahren verbunden war.

Bald sind die Fässer wieder in Stand gesetzt, und der Doktor nimmt mit Seufzen von der Weihnachtsinsel Abschied, um die ewige Jagd auf den Walfisch durch offenes Meer, durch Klippen und Brandung wieder anzutreten. Tage, Wochen verstreichen, und, siehe da! wir sind von der Weihnachtsinsel in den Golf von Guayaquil versetzt. Herr Coulter strebt in den Mittelpunkt seiner Leidenschaft; er ist am Lande, läßt sein Seewörterbuch dahinten, affektirt vergebens den Gang eines Seemanns, obwohl alles an ihm seine Schwäche für den festen Boden verräth; wenn wir ihn auf seinen Jagdpartien noch auf Seen und Flüssen schiffen sehen, so geschieht das, damit er zwischen das Meer und sich eine größere Entfernung bringe. Bisher ist er nur Zeuge von Walfischkämpfen gewesen, hat nur, ohne persönliche Gefahr, die Haifische des stillen Oceans gesehen, und jetzt wird er auf eigene Rechnung das Geheul der Bestien des Urwalds hören.

Als man im Angesicht von Kap Blanco (welches der Doktor nach seiner Gewohnheit in einem eigenen Spanisch „Cap Blancho“ nennt), dem nördlichsten Punkt von Peru, dem südlichsten des Golfs von Guayaquil angekommen war, nimmt sich der Kapitän des Stratford vor, in der Nähe der Stadt Tacames Anker zu werfen, um für die Bedürfnisse seines Schiffes zu sorgen. Die fünfzehn oder zwanzig Häuser, aus denen

Tacames besteht, sind von einem undurchdringlichen Gürtel von Wäldern und Junglen *) umgeben. Diese Häuser, welche um zwölf Fuß über den Boden erhöht sind, ruhen auf starken, in die Erde gerammten Pfeilern. Die Zwischenwände sind aus Bambusrohr, und eine Leiter, welche man des Nachts sorgsam zurückzieht, dient als Treppe für diese luftigen Wohnungen, welche ohne solche Vorsicht die nächtlichen Besuche der Tiger und Panther, oder die Zudringlichkeiten einer hochwüchsigen Affenart zu fürchten hätten. So geschützt können sich die Bewohner beim Geräusch der Meereswogen und beim Geheul der Raubthiere ruhig niederlegen und sich von dieser düsteren, schrecklichen Harmonie in Schlaf wiegen lassen.

Um jedem Fall zu begegnen, hat sich der Doktor mit seiner langen Büchse versehen, die er in der Hoffnung, einen Urlaubstag am Lande zuzubringen, in vollkommenen Stand gesetzt hat. Das Glück ist ihm über seine Hoffnungen hinaus günstig. Die Ruhr rafft ihre Opfer in Tacames. Auf Ersuchen der Einwohner versteht sich Herr Coulter dazu, seinen Wohnsitz eine Weile unter ihnen aufzuschlagen. Nach Verlauf einiger Tage ist Alles wieder in Ordnung, Dank den Tränklein des Doktors, welcher die Früchte seiner Wohlthaten einerntet, bestehend theils in allen möglichen Leckerbissen, theils in einer hübschen Summe Quadrupel. Am Morgen des sechsten Tags aber nimmt Herr Coulter, der nicht wegen der Epidemie in Tacames seine Büchse geputzt und polirt hat, einen Indianer in Sold, und macht sich fertig, auf die Jagd zu gehen. Jack, so heißt der Indianer unter den Weißen, ist für den Doktor mehr als ein gemietheter Führer, mehr als ein Genosse seiner Gefahren — er ist sein treuer Freund. Zuerst bringt der Doktor die Quadrupeln in Sicherheit, die er sich verdient hat, dann steckt er einigen Mundvorrath in seine Jagdtasche, wirft die Büchse über die Schulter und setzt sich dann mit dem Indianer in Marsch. Die zwei Gesellen schlagen einen breiten Querweg ein, den auf beiden Seiten ein Dickicht begrenzt, das durch rankende Lianen fast undurchdringlich gemacht ist. Auf den schwankenden Wipfeln der Bäume zeigen riesige Affen ihre Fratzengesichter; bisweilen strecken sie ihre langen Arme aus, um nach dem Flintenlauf des Doktors zu greifen, oder ihm die Mütze vom Kopf zu reißen. Den Doktor machen diese Versuche wohl etwas unruhig; aber sein Führer Jack lacht nur darüber und versichert, die Paviane machen nur so muthwillige Streiche aus Freude, einen Fremden zu sehen.

Allmählig verschwindet der dichte Pflanzenwuchs; ein ungeheurer Wald nimmt den Jäger auf; dort verbirgt ein dichtes Blättergewölbe den Himmel, und läßt kaum bemerkbare Sonnenstrahlen, so fein wie Pfeilspitzen, auf das Moos fallen. Schlangen jeder Art und Größe rollen und entrollen sich behaglich unter den Pflanzenstämmen, und rascheln im welken Laube. Jack versichert wieder, sie seien nur zu ihrem Vergnügen da, und der Doktor nimmt sich nicht weiter in Acht, als daß er im Gehen nicht auf sie tritt. Plötzlich, am Eingang eines dichten Gebüsches bleibt der Indianer stehen. Das Echo wiederholt in der Ferne die abgebrochenen Laute des amerikanischen Löwen; diese Laute, in welche sich klagendes Geheul mischt, kommen näher; dieses Mal sagt der Indianer: Haltet euren Blick auf mich gerichtet! dann spricht er nur ein Zeichen. Der Augenblick ist feierlich; die zwei Gefährten gehen „mit dem Bart auf der Schulter“, wie die Spanier sagen. Jetzt reißt sich eine tiefe Schlucht auf, auf deren Grund sich das dunkle Grün des Blätterwerks aus Wasserlachen spiegelt. Die beiden Jäger halten am Rande und horchen eine Weile auf die Harmonie des Waldes, wenn man ein wildes Orchester von Kläffen, Kreischen und Heulen so nennen kann. Nach diesem kurzen Anhalten dringen sie entschlossen in die Schlucht; aber kaum haben sie angefangen, die Böschung hinabzusteigen, als ganz in ihrer Nähe ein fürchterliches Gebrüll ertönt. Der Indianer wirft sich platt auf den Bauch, der Doktor thut's ihm nach. Einige Minuten des Wartens verstreichen. Endlich sehen die Jäger am Ende der Schlucht ein wildes Füllen erscheinen, das windschnell dahinflieht. Zwei prächtige Tiger setzen ihm nach. Das arme Thier, von Müdigkeit und Schrecken erschöpft, fällt auf die Brust ganz nahe dem Ort, den sich die Jäger zum Versteck gewählt. Einer der Tiger schleicht sich herbei und stürzt sich mit einem zwanzig Fuß weiten Sprunge auf den Rücken des Pferdes, und packt es am Hals mit schrecklichem Katzengeschrei; der andere Tiger umkreist ihn und peitscht sich die Flanken mit dem Schwanz unter betäubendem Brummen. Die beiden Tiger sind zu sehr mit ihrem Opfer beschäftigt, um den Geruch der Zeugen dieser Scene auszuwittern. — „Seid ihr fertig?“ — „Ja!“ — Dieß ist das kurze Gespräch der Jäger; jeder legt an, und zwei Schüsse dröhnen in den dicken Gewölben des Abgrunds. Von den zwei Tigern rollt der eine zuckend auf den Sand und rührt sich nimmer; ihn hat die Kugel des Engländers getroffen. Der Indianer war weniger geschickt oder weniger glücklich; der Tiger, den er gestreift hat, ist zwar schwer verwundet, aber auch voll Feuer und Wildheit. Doch Jack zieht ungeachtet der Vorstellungen des Herrn Coulter ein langes Messer vom Leder, und nähert sich dem Thier, das, wüthend über seine Wunde, den Boden mit der Klaue aufreißt, so daß eine Staubwolke auffliegt. Der Indianer stürzt sich keck in diese Wolke, die den Doktor nichts mehr sehen läßt, als einen blutgerötheten Arm, das Leuchten eines Messers, das sich hebt und senkt, die Blitze von falben Augen, und zwei Körper, die sich über einander wälzen. Jedes Geheul des Tigers bezeichnet dem Doktor eine neue Wunde von Jacks Messer, bis endlich die Bestie besiegt auf den Kampfplatz fällt, röchelt, zuckt und stirbt. — Ein Teufel! sagt Jack sich aufrichtend. — Es ist nichts mehr zu thun übrig, als den zwei furchtbaren Thieren ihr herrliches Fell abzuziehen. Der Tag ist

*) Jungle ist ein englisches, aus Ostindien gebrachtes Wort, welches ein Dickicht aus Buschwerk und Bambus bezeichnet.

gut gewesen für den Führer des Doktors; diese Jagd wird ihm wenigstens einen Quadrupel eintragen.

Kaum haben sich Herr Coulter und sein Führer von ihren Strapazen erholt, so finden sie eine neue Gelegenheit, ihren Geschmack zu befriedigen. Bei Einbruch der Nacht verweilen sie in einer Estrancia, die an den Ufern eines Flusses liegt. Der Eigenthümer der Meierei, ein spanischer Mestize, empfängt sie vortrefflich. Die Estancia, wie ein Horst in diese wilde Einöde geworfen (denn sie ist wie die Häuser von Tacames auf Pfeilern über den Boden erhöht), bietet ihren Bewohnern ein unverletzliches Asyl, aber die Palissaden ihrer Umfriedigung schützen den Eigenthümer nur unvollkommen gegen die Bestien des Waldes. Man erwartet auf die Nacht den Besuch eines fleischfressenden Nachtschwärmers. Das Anerbieten des Doktors, dem Meier hülfreiche Hand zu leihen, nimmt dieser bereitwillig an. Herr Coulter ist bei dieser neuen Jagd nicht weniger glücklich als bei der ersten. Zwei Flintenschüsse von sicherer Hand werfen den nächtlichen Besucher der Estancia nieder, der nichts anderes ist, als ein ungeheurer Tiger. Damit hat der Doktor die gastliche Aufnahme reichlich vergolten. — Nach kurzer Rast in der Estancia denken der Doktor und sein Führer darauf, sich wieder in Marsch zu setzen. Um einen der Quadrupel, die er in Tacames erworben, kauft sich Herr Coulter eine Pirogue, und entschließt sich, den Fluß hinaufzufahren, der unweit der Estancia vorbeifließt. Es ist Morgen. Der Doktor bestimmt mit einer gewissen Befriedigung, daß er sich 16 Meilen von der Mündung des Flusses und 20 Meilen von seinem Schiffe entfernt befindet. Die Pirogue durchschneidet leicht die fast nie befahrenen Wasser. Auf beiden Ufern athmen dicke Dünste aus dem üppigsten Pflanzenwuchs; aber die Aequatorsonne hat den dunklen Nebel bald zerstreut. Der Engländer und der Indianer beugen sich über die Ruder, und Landschaften von wilder Majestät rollen sich auf vor ihren Blicken. Der Fluß gleitet hin unter einem Baldachin dicht belaubter Bäume; der Waldmartin streift die Oberfläche des Wassers; Papageien, im Laub versteckt, erfüllen die Luft mit ihrem scharfen Gepfeife; hin und wieder zeigt sich eine Hütte, auf Pfeilern erbaut, wie ein riesiges Sumpfvogelnest; Affen wiegen sich auf den Lianen; im Schatten des Waldes kreuzen sich tausend verschiedene Stimmen, übertönt von Zeit zu Zeit durch das Brüllen eines Tigers, der sich im Hintergrund seiner Höhle zum Schlaf ausstreckt.

Nach einigen Stunden verschmälert sich der Fluß mehr und mehr; die Reisenden kommen an einem Orte an, wo er nur noch eine Rinne oder einen Tunnel bildet, unter einem Gewölbe von Aesten und Blättern. Sie steigen an's Land, treiben ihre Pirogue auf den Schlamm und schlagen die Richtung nach einer Hütte ein, die sie unter den Bäumen bemerken. Ein hochgewachsener Neger tritt heraus und sagt zu ihnen: — Cumusta, segniours — zwei Worte, von welchen der Doktor gutmüthig versichert, daß sie „spanisch" seien, und die er so übersetzt: „Wie geht es, meine Herren?"

Die Reisenden finden in der Hütte des Negers eine herzliche Gastlichkeit; man verständigt sich, ein gemeinsames Treibjagen in den nahen Wäldern zu halten. Die Einzelnheiten dieser Jagd, wo zwei Tiger und ein Damhirsch durch die Kugeln der unermüdlichen Jäger fallen, übergehe ich mit Stillschweigen. Als sie in die Hütte zurückgekehrt waren, setzten sich der Neger, der Indianer und der Weiße, diese drei so verschiedenen Abbilder der menschlichen Rasse, zu einer homerischen Mahlzeit nieder, und hier finden sie es reizend, sich ihre Abentheuer zu erzählen. Die Mittheilungen der zwei Jagdgenossen des Doktors sind ziemlich unerbaulich. Der Neger war Sklave in Peru gewesen, und hatte seine Freiheit wieder erlangt, indem er seinen Herrn erwürgte. Was den Indianer Jack betrifft, so gehört er einem jener gefürchteten wilden Stämme Hoch-Californiens an, die, ohne je die Kriegsaxt zu verscharren, ihre Räubereien vom Fuße der Felsengebirge bis zu den Ufern des stillen Oceans tragen, die bald an den Ufern des Columbia jagen, bald an denen des Buenaventura, und manchmal um die Mündung des rothen Flusses. Jack war auf seinen Streifzügen einige Male dem Feuer der amerikanischen Jäger ausgesetzt, und obgleich er mit Zurückhaltung von diesen Begegnissen spricht, so sagt er doch genug, um daraus abnehmen zu lassen, daß seine Feinde an ihm einen gewaltigen Streiter gefunden haben. Er gesteht, daß er einige weiße Männer skalpirt habe; aber er ist nicht ohne mildernde Umstände zu so grausamen Maßregeln geschritten. Ein besonderes Ereigniß hat diese abentheuerliche Existenz eine Zeit lang unter die Zuchtruthe gebracht. Er kam an Bord eines amerikanischen Walfischfahrers der in der Nähe des Hafens San Francisco vor Anker lag, um dort für Pelzwerk Pulver und Rum einzutauschen, da wurde er von dem Yankee-Kapitän zurückbehalten, welchen das Ausreißen einiger Matrosen nöthigte, auf so gewaltsame Weise seine Mannschaft vollzählig zu machen. So sah sich der indianische Waldläufer wider Willen in den Matrosen eines Walfischfahrers verwandelt. Nach langem, erfolglosem Kreuzen wurde er endlich in Tacames ausgeschifft, und dort hatte er sich dem Doktor zum Führer erboten. Sein einziges Bedauern war, die Gelegenheit verloren zu haben, an dem Schädel des Yankee-Kapitäns noch einmal sein Skalpiertalent zu üben. Der Doktor und Jack zögern nicht, sich von ihrem Wirthe zu trennen, und der weitere Streifzug bewegt sich in denselben Vorfällen, die seinen Anfang bezeichnet haben. Diese langen Wanderungen, bald durch Gehölze, wo sich die Affen auf riesigen Bäumen erlustigen und wo die Aras kreischen, bald in Sümpfen, wo Schlangen und Alligatoren hausen, diese nächtlichen Haltzeiten in der Einöde, diese Stunden eines von Schakalgeschrei fortwährend unterbrochenen Schlafs, das aus der Ferne herübertönt, wie das Gebell einer Jagdmente, das sind Scenen, denen man unmöglich Reiz absprechen kann, obwohl der englische Reisende Unrecht hat, ihre unveränderlichen Einzelnheiten etwas kleinkrämerisch aufzuzeichnen. — Als sie endlich in einem Dorfe

Namens Tolo angekommen waren, denkt Herr Coulter darauf, den Rückweg nach dem Stratford einzuschlagen. Doch muß er einige Tage in Tolo zubringen. Die Einwohner sind so entzückt, einen europäischen Arzt in ihrer Mitte zu sehen, daß sie alle die sonderbare Phantasie anwandelt, sich zur Ader zu lassen. Herr Coulter hat Mühe, allen Forderungen seiner unvorhergesehenen Kundschaft zu entsprechen, und obgleich er nur mit der größten Behutsamkeit von seiner Lanzette Gebrauch macht, so kommt er dennoch zu einer ansehnlichen Vermehrung seines Quadrupelvorraths. Als er mit den Tolensern im Reinen war, begab er sich auf den Weg nach Tacames; aber er ist noch nicht am Schlusse seiner Abentheuer. Eine Rotte entlassener Soldaten durchschweift die Provinz und plündert die vereinzelten Reisenden; der Doktor und Jack sind nicht weniger glücklich in ihrem Zusammentreffen mit diesen Wegelagerern, als in ihren Händeln mit den Tigern und Schakalen. Die Räuber, welche sich keines so warmen Empfangs versehen hatten, müssen ihre Beute fahren lassen, und einige Tage nach diesem Scharmützel schreiten die unerschrockenen Wanderer, welche gesund und wohl zurückgekehrt waren, friedsam über das Verdeck des englischen Walfischfahrers.

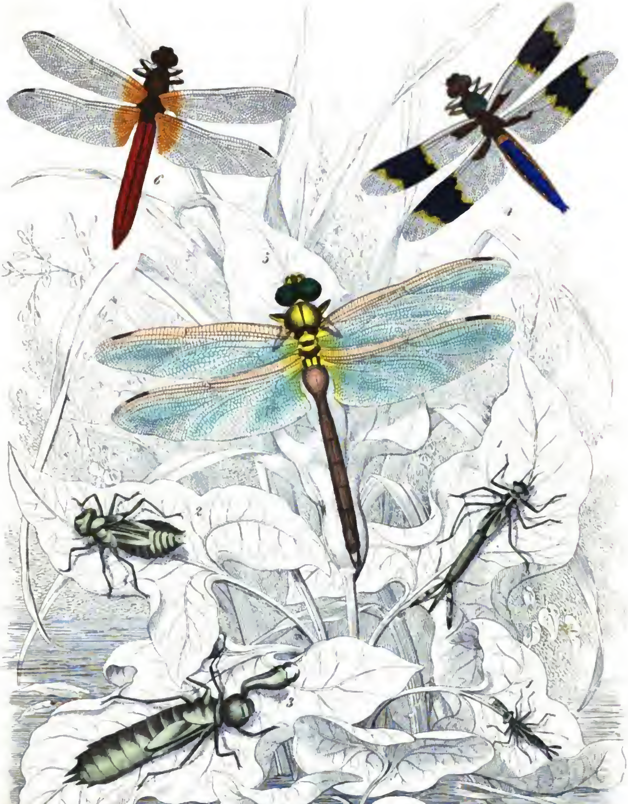
(Fortsetzung folgt pag. 146.)

Die Libelluliden oder Schillerbolde.

(Taf. 19.)

Die Libelluliden gehören zur dritten Zunft der Florfliegen oder Netzflügler, Neuroptera, und bilden in dieser eine eigene Sippe. Sie zeichnen sich durch ihren schlanken Leib, dicken Hals und die ungewöhnlich großen Augen aus, und werden nach dem ersteren, der dünner als bei irgend einem andern Insekt von gleicher Größe ist, wegen ihrer zarten Gestalt, ihrer Reinlichkeit und dem Glanze ihrer Farben, Wasserjungfern genannt; ein Name, welchen sie dem Aeußern nach wohl verdienen, den man ihnen aber sicher nicht gegeben haben würde, wenn ihre grausamen und mörderischen Neigungen bekannt gewesen wären; denn, weit entfernt von Sanftmuth und von der Lust, sich nur von den Säften der Blumen und Früchte zu nähren, den Faltern gleich in der Luft herum zu gankeln und den Duft der Blüthen und deren Honigsäfte zu nippen, sind sie viel wildere Kriegerinnen als die Amazonen, mythologischen Andenkens. Beständig schwirren sie in der Luft herum, um andere fliegende Insekten zu erhaschen, zu würgen und mit ihren Zähnen zu zerknirschen. In ihrem Futter sind sie nicht wählerisch, sondern ergreifen, was ihnen vorkommt, schnappen die dicken, blauen Fleischfliegen so gut weg, wie die Schnaken, und schleppen selbst Kohlweißlinge und andere, den Obstbäumen schädliche Schmetterlinge davon. Fortwährend schnurren sie daher längs Bächen und Flüssen, an Zäunen und Waldrändern hin und her, wo es Beute in Menge für sie gibt, und während der ihnen ähnliche Ameisenlöwe seinen Raub in aller Ruhe auf dem Boden erlauert und dort verzehrt, stoßen sie auf diesen wie Raubvögel, zermalmen ihn im Fluge, und tragen dabei ihre Flügel gerad ausgestreckt und schwebend. Kopf und Brust sind bei ihnen groß und dick, die Fühlhörner sind sehr kurz, die Füße und Kiefern dagegen sehr groß, und letztere ungemein stark. Der Hinterleib besteht aus zehn langen Ringeln, von denen keiner hinten eingezogen ist, wie bei den Immen. Die vier langen, netzreichen Flügel sind zwar nicht so schön gefärbt, wie die Flügel der Schmetterlinge, dagegen durchsichtig und oft mit dem schönsten Metallglanz geziert. Kopf, Hals und Leib schimmern in der Regel in den schönsten Farben, in Blau und Grün, in Gelb und Roth, und manchmal sind diese verschiedenen Farben zierlich auf dem Leibe vertheilt. Fast beständig auf den Flügeln, lieben sie vorzüglich feuchte, wasserreiche Orte. Das Wasser ist ihre Heimath, ihr Geburtsort, und so wie sie demselben entstiegen, und eine Zeit lang umhergeschwirrt sind, nähern sie sich demselben wieder, um in ihm ihre Eier abzulegen.

Man scheidet die Libelluliden in drei verschiedene Geschlechter, in Schillerbolde, Libellula, bei denen der Leib platt und verhältnißmäßig kurz und der Kopf rund ist; — in Teufelsnadeln, Aeschna, die ebenfalls einen runden Kopf und einen runden oder walzigen Leib, wie ein Griffel, haben, und in Wasserjungfern, Agrion, die einen kleinen, kurzen und breiten Kopf haben, an welchem die Augen weiter aus einander stehen. — Die Larven aller Geschlechter leben im Wasser und haben sechs Füße. Noch sehr jung und klein verwandeln sie sich schon in Puppen, die sich aber nur durch vier kleine Flügelscheiden unterscheiden und in dieser Gestalt noch um vieles wachsen. Larven findet man sehr selten, Puppen dagegen das ganze Jahr hindurch. Die Schillerbolde, Fig. 2, sind kürzer und dicker, die der Teufelsnadeln, Fig. 3, bedeutend länger, und die der Wasserjungfern, Fig. 1. 1, um vieles schlanker. In der Färbung der Puppen sind die einzelnen Geschlechter nicht unterschieden; meistens sind sie bräunlichgrün, oft schmutzig, bisweilen auch weißlich oder grünlich gefleckt. Kopf, Hals und Hinterleib sind bei ihnen deutlich geschieden, und letzterer, der wie beim ausgebildeten Thiere zehn Ringel hat, ist hinten mit drei Spitzen oder Knöpfen versehen. Sie schwimmen ziemlich gut, und athmen dabei das Wasser durch das hintere, dreispitzige Ende des Leibes. Die drei Spitzen schließen sich pyramidenförmig an einander, öffnen sich, sobald Wasser zum Athmen eingezogen oder ausgestoßen, oder Unrath entfernt werden soll, dienen dem Thiere auch zur Vertheidigung, und aus der zwischen ihnen befindlichen Mündung spritzt die Larve von Zeit zu Zeit einen Wasserstrahl von 2 — 3 Zoll Länge hervor. In der innerhalb dieser Oeffnung liegenden Röhre, die sich durch die fünf letzten Bauchringel erstreckt, und den Mastdarm bildet, liegen die Kiemen, ein Netz von Luftröhren, welche aus zwei Paar an den


1849.
19

Seiten durch den ganzen Leib laufenden Hauptstämmen entspringen, und außerdem befinden sich am zweiten und dritten Halsringel zwei Paar mit Wimpern versehene Luftlöcher. Der Darmkanal ist gerade, und hat drei magenförmige Erweiterungen. Die Freßwerkzeuge bilden eine Art Maske unter dem Kopf, die bei den Geschlechtern verschieden geformt ist. Bei den Schillerbolden ist sie helmförmig, bei den Teufelsnadeln ist sie platt, und bei den Wasserjungfern zwar auch platt, aber länger und schmäler. Die Maske selbst ist nichts, als die ungeheuer entwickelte, bewegliche Unterlippe, welche vier oder zwei Paar sehr starke, große und lange Kiefern verdecken. Fast alle Puppen bleiben 10—11 Monate unter dem Wasser, ehe sie sich in Fliegen verwandeln, und vom April bis Oktober sieht man fast täglich Schillerbolde aus den Puppen schlüpfen. Die Verwandlung geschieht stets außer dem Wasser. Nachdem die aus dem Wasser gekrochene Puppe sich etwas getrocknet hat, klettert sie gewöhnlich auf eine Pflanze und klammert sich daran, mit dem Kopfe nach oben, wobei ihr die zwei starken Klauen an den Füßen sehr dienlich sind. Die Haut auf dem Halse springt auf, bis vorn auf den Kopf, worauf sich der Hals und der Kopf der Fliege aufbläht und herauszieht; endlich folgen die Füße, und die Fliege biegt sich so zurück, daß der Kopf ganz nach unten hängt; dann schlägt sie sie in der Luft hin und her, als wenn sie dieselben probiren wollte, hängt darauf eine halbe Stunde lang ganz unbeweglich, biegt sich sodann plötzlich aufwärts mit dem Kopf auf den Kopf der Puppenhülse, hängt sich mit den Füßen an deren Hals, und zieht nun den Hinterleib vollends heraus. Die Flügel sind anfänglich naß, eingeschrumpft, kurz, längs und quer gefaltet, dehnen sich aber allmählig aus, so daß eine Falte nach der andern verschwindet, was meistens in einer Viertelstunde geschieht, und in zwei Stunden sind die Flügel vollkommen ausgetrocknet. — Nach dem Ausschlüpfen sind die Farben sehr unkenntlich, meist gelblichweiß, mit hellbraunen Flecken und Wellen, nach und nach aber tritt die natürliche Farbe des Thieres ein. Mit der Verwandlung verlieren sie auch die Maske; im Stiele derselben steckt die Unterlippe, welche nun sehr kurz und dick ist; die beiden Kieferpaare aber, welche mitten vor dem großen Munde sich begegnen, behalten ziemlich ihre frühere Gestalt. Sobald die Flügel getrocknet sind, fliegen die Libelluliden wie Raubvögel davon, eben so schnell und mit denselben Absichten, und machen Hunderte von Wendungen an einem Flusse oder Bache auf und ab, um ihren Raub zu erhaschen.

Bei den Wasserjungfern kann man die Gattungen nur schwer nach den Farben unterscheiden, wohl aber bezeichnen diese oft das Geschlecht. Die Weibchen der großen, platten Gattung, mit ziemlich kurzem Leibe, sind gelb; dazu gibt es aber gelbe und schiefergraue Männchen, die ohne Unterschied mit ihnen fliegen. Eben so fliegen die gemeinen, mittelgroßen Wasserjungfern von schöner blauer Farbe mit goldiggrünen und blaßgrauen Weibchen. Eine kleinere und dünnere Art blauer Männchen (Agrion puella), deren Kopf noch einmal so breit als lang ist, und welche ihre Flügel auf eine hier ungewöhnliche Art tragen, haben Weibchen, die auf Hals und Rumpf glänzend roth und grün, und an den Seiten des Halses und unten perlgrau sind, und einen gelblichen Hinterleib ohne Goldschimmer und gelbe Augen haben, und manche der hierzu gehörigen Männchen haben braungrüne, andere schön blaue Augen, einen erzfarbenen Leib und eine blaue Schwanzspitze. — Auffallend sind die Liebkosungen und Spiele der Libelluliden, die jeder auf seinen Spaziergängen vom Frühjahr an bis zur Mitte August beobachten kann, wenn er sich auf den Wiesen längs der Bäche ein wenig umschaut. Man sieht dann zwei gerade hinter einander her fliegen und sich wüthend verfolgen; plötzlich faßt das Männchen das Weibchen hinten am Kopfe mit den Füßen, biegt sich sodann, und packt es mit der Haltzange hinter dem Kopfe, läßt darauf die Füße los, fliegt mit dem Weibchen ein Stück davon, und setzt sich an ein Schilfblatt oder an sonst einen Zweig; nach einigen Minuten fliegen sie wieder eine Strecke, setzen sich drei- bis viermal, und so dauert es eine Stunde und länger. Das Weibchen biegt sich sodann wie ein Heftel zusammen, streckt sich wieder, bis es endlich das vordere Rumpfringel des Männchens berührt, so daß beide zusammen eine Art von herzförmiger Schlinge bilden, wobei das Weibchen ganz in der Luft schwebt, und mit den Füßen blos auf den eigenen Ringeln ruht. So fliegen sie rasch und lange mit einander hin und her, und lassen sich oft so tief auf die Erde oder das Wasser herunter, daß die Frösche nach ihnen schnappen, und erst nach langer Zeit setzen sie sich an eine Pflanze, wo sie über eine Viertelstunde sitzen bleiben. Gewöhnlich noch an demselben Tage gegen Abend legen sie ihre Eier, welche weiß und ziemlich rund sind, und in einem Klumpen zusammenhängen. — Larven und Puppen nähren sich von Wasserinsekten, und sollen, nach den Berichten mehrerer Beobachter, auch die Fischbrut angreifen.

Die in Deutschland gemeinsten Arten sind: die platte Breitjungfer, Libellula depressa, von 1½ Zoll Länge und bräunlichgelber Farbe, die an stehenden Gewässern, oft aber auch auf Fruchtfeldern, weit vom Wasser, gefunden wird. — Die Zangenschmaljungfer, L. forcipata, die am Ende des Hinterleibes eine Zange hat. — Die gemeine Wasserjungfer, L. vulgatissima, die in manchen Jahren in großen Schaaren, hoch durch die Luft, viele Meilen weit in einem Striche fortwandert. — Die Flußnymphe, L. virgo, die bis 3 Zoll lang wird, und blaue oder auch glänzendbraune, aufwärts gerichtete Flügel hat, und an Bächen häufig ist, und die Sumpfnymphe, L. puella, die verschieden gefärbt, grün, blau, röthlich &c. ist, durchsichtige Flügel hat, und oft weit vom Wasser entfernt angetroffen wird. Seltnere Arten sind auf unsrer Tafel abgebildet.

Fig. 1. 1. Puppe der Wasserjungfer, Agrion. — Fig. 2. Puppe des Schillerbold, Libellula. — Fig. 3.

Puppe der Teufelsnadel, Aeschna. — Fig. 4. Lydia, Libellula Lydia. — Fig. 5. Junia, Aeschna Junia. — Fig. 6. Rothe Libelle, Libellula servilia. 1

Abentheuer in Californien und im stillen Ocean; Auszüge aus John Coulters Reisen in Südamerika.

(Schluß.)

2. Die Bai von San-Francisco.

Der Stratford verläßt jetzt die Küste von Tacames und steuert auf Californien zu. Nachdem er einige Tage unter Segel gewesen, legt er bei der Cocos-Insel an, die man auf der Karte unter 5 ° 30' N.Br. und 86 ° 30' W.L. finden wird. Hier erwartet ihn und seinen Freund Rothhaut ein eigenthümliches Abentheuer. Bei einem neuen Ausflug auf dem Lande nöthigt sie der Regen, Schutz zu suchen unter Felsen, die in malerischer Unordnung aufgehäuft sind, und deren Giebel sich so berühren, daß sie ein undurchdringliches Schutzdach bilden. Beim Heraustreten aus dieser Höhlung fesselt sie ein unvorhergesehenes, prächtiges Schauspiel. Ein weites Thal öffnet sich zu ihren Füßen; ein See mit klarem, durchsichtigem Wasser breitet mitten in diesem grünenden Circus seinen ruhigen Spiegel, in welchem sich die flüchtigen Geschwader der Regenwolken spiegeln. Beholzte Berge rahmen von allen Seiten diese friedliche, entzückende Landschaft ein. Die beiden Freunde steigen hinab an den See, öffnen ihre Jagdtaschen und lassen sich ein einfaches Mahl schmecken, während sie die wilde Schönheit dieser Gegend bewundern, welche niemals ein menschlicher Fuß betreten zu haben scheint; aber in demselben Augenblick, wo der Doktor sich zu dem Zufall Glück wünscht, der ihn auf eine vollkommen unbewohnte Insel geführt hat, tritt eine unerwartete Person auf, die leere Scene zu beleben, und diese Person ist ein menschliches Wesen. Der neue Ankömmling, welcher den Ufern des Sees folgt, und sich den beiden Reisenden zuwendet, trägt ein Hemde und Beinkleider von rother Wolle, Kamaschen von Ziegenfell und eine Pelzmütze. Ganz die Tracht, ganz der Gang eines Crusoe. Der Unbekannte redet die Reisenden in gutem Englisch an. Mit ernster, feierlicher Stimme heißt er sie willkommen, und ladet sie ein, ihm zu folgen. Der Doktor nimmt keinen Anstand, dieses herzliche Anerbieten anzunehmen. Man setzt sich in Marsch; man kommt bei einer Hütte an, die in den dunkelsten Winkel des Thales geduckt steht; ein Bett aus trockenen Blättern und Ziegenfelldecken, Tisch und Stühle von roher Arbeit, Zimmermannswerkzeuge und Feuerwaffen füllen ihr Inneres. Nach einer Mahlzeit, die mit den saftigsten Bissen eines wilden Schweines bestritten wurde, unterrichtet der Hüttenbewohner, der sich Stevenson nennt, seine Gäste, daß ihn am Schlusse einer Handelslaufbahn, die ihm abwechselnd Glück und Unglück brachte, ein Schiffbruch mit mehreren Unglücksgenossen, Männern und Weibern, an diese Insel geworfen habe. Ein Menschenhasser von jeder andern Nation würde sich begnügt haben mit einer Einsamkeit, an der zwei oder drei Familien Theil genommen, aber ein englischen Misanthrop ist begehrlicher. Stevenson hat sich so weit als möglich von den andern Schiffbrüchigen zurückgezogen. Diese sind Spanier und haben zusammen eine kleine Kolonie, drei Meilen von da entfernt, gebildet. Herr Coulter ermangelt nicht, diese Bevölkerung von Verbannten zu besuchen, welche er vollkommen glücklich findet und ganz ohne Neigung, das fruchtbare Land, wohin sie der Sturm geworfen, zu verlassen. In der Folge seiner Reisen wurde Herr Coulter nicht ohne einige Ueberraschung inne, daß der Menschenhasser Stevenson zu menschlicheren Empfindungen zurückgekehrt war. Dieser neue Crusoe hatte nicht lange dem Geist seiner Rolle treu bleiben können. Er verließ seine Insel, etablirte sich in Lima, indem er seinen Beruf als Kaufmann wieder ergriff, und es nicht verschmähte, dort vollständig seine Geschäfte zu treiben.

Dieser Besuch auf der Cocosinsel ist das einzige, bemerkenswerthe Ereigniß, das der Doktor auf der Ueberfahrt von Tacames nach der Bai von San-Francisco anzugeben hat. Ich vergaß jedoch seine Trennung von dem treuen Jack, welcher Angesichts Monterey dem Verlangen, sein irrendes Leben in den mexikanischen Wäldern wieder anzufangen, nicht widerstehen konnte und sich auf einem Boot nach den Ebenen seiner Heimath hinüberbringen ließ, nicht ohne vorher mit Leidenschaft dem Doktor die Hand gedrückt zu haben. — Endlich wirft der Stratford in der ungeheuren Bai von San-Francisco Anker, gegenüber einer Mission, die den Namen „Yerba Buena“ (Gutkraut) führt, wegen der reichen und fetten Weiden, die sie umgeben. Herr Coulter, der an einem Rheumatismus litt, den er sich auf dem Verdeck des Stratford geholt, nimmt mit großer Bereitwilligkeit die gastliche Einladung eines Priesters der Mission an. Der Kapitän überläßt ihm einen hinreichenden Vorrath an Pulver, Kugeln und Blei, und bezeichnet ihm die Insel Tahiti als den Ort, wo er sich in drei Monaten wieder einfinden solle. Man mag sich leicht denken, daß es jetzt des Doktors vornehmste Sorge ist, sich von seinem Rheumatismus zu heilen, und zu diesem Zwecke bedient er sich des eben so thatkräftigen als wirksamen Mittels der alten Azteken, welches in einem Dampfbad besteht, das man in einer Art luftgeheizten Ofens (temascal oder termascal *) nimmt.

Uebrigens ist das Land, wo dem Doktor eine huldvolle Gastfreundschaft angeboten worden war, einer der bestgewählten Punkte, um seiner Genesung mit Freudigkeit obzuliegen, und heutzutag, wo alles voll Lärm ist

*) Es ist eine weidenkorbartige Hütte, die konisch zuläuft und mit einer dicken Lage Thon bedeckt ist. Ich will im Vorbeigehen bemerken, daß dieses Wort temascal oder termascal nicht das einzige in der indo-mexikanischen Sprache ist, das griechische Etymologie hat; man trifft noch eine ähnliche Etymologie in dem Wort teocali (Gotteshaus, Tempel).

wegen der in den reichen Landstrichen des Rio Sacramento, nicht weit von San-Francisco, neu entdeckten Goldminen, haben die über diesen so interessanten Theil der mexikanischen Küste gesammelten Nachrichten gewissermaßen einen doppelten Werth. Ehe sie noch durch ihre Metallschätze berühmt wurde, hatte die Küste Californiens einen nicht weniger rechtmäßigen guten Ruf durch höhere landwirthschaftliche Vorzüge, welche sie der verständigen Thätigkeit der Missionäre verdankte. Fünf Missionen umgeben die Bai von San-Francisco: es sind die von Dolores, von Santa-Clara, von San-José, von San-Francisco und von San-Rafael. Man bezeichnet mit dem Wort „Mission“ ungeheure Gebäude zum Zusammenleben eingerichtet; das heißt, eine Reihenfolge von Zellen ist in derselben Ringmauer erbaut, von denen jede ein Fenster und eine Thüre hat, und nach der Sitte in warmen Ländern, hinter einem von Pfeilern getragenen Säulengang liegt. Diese Zellen sind zahlreich genug, um tausend bis sechszehnhundert Familien zu beherbergen. Man rechnet in diesen fünf Missionen nahezu 15,000 Indianer und 200 oder 300 Weiße.

Die Rindviehzucht hat in den Missionen Mexiko's bedeutende Erfolge geliefert. Pferde und Ochsen gibt es dort im Ueberfluß. Eines dieser Thiere gilt gewöhnlich nur 5 oder 6 Piaster (25 oder 30 Francs); für Hämmel ist der gewöhnliche Preis ein halber Piaster. Um auf dauerhafte Grundlagen einen solchen Wohlstand zu gründen, bedurfte es der ganzen Aufopferungsfähigkeit, der ganzen heroischen Festigkeit der Väter aus der Gesellschaft Jesu, welche diese Anlagen gegründet. In der ersten Periode der Gründung waren eine bescheitene Umfriedigung, ein noch bescheideneres Haus, eine armselige Kapelle für die Missionäre genug. Die wilden Stämme, welche in der Nachbarschaft wohnten oder jagten, hatten oft die heranwachsenden Anstalten verheert. Die Jesuiten verloren aber den Muth nicht; war der Sturm vorüber, so setzten sie ihr apostolisches Predigtamt fort, und forderten wieder dem Boden, den sie selbst einsäeten, dem Wasser der Seen, den Bäumen des Waldes ihr tägliches Brod ab. Die Indianer zeigten endlich Achtung vor diesen Menschen, deren Hingebung und Muth sie bewunderten. Als aber diese wilden Stämme die Missionäre in Ruhe ließen, wurden sie dafür von europäischen Abentheurerbanden angegriffen. Ausgerissene Matrosen, entlassene Soldaten, welche von Raub leben mußten, kehrten oft ihren Zug gegen die Wohnungen der Jesuiten. Stets wachsende Gefahren, fortwährende Kämpfe, peinliche und tägliche Arbeiten, dieß waren die harten Proben, welche die ersten Missionäre mit unermüdlicher Entsagung und mit dem größten Muthe bestanden. — Wenn die Missionen unter so vielfältigen Hindernissen nicht eilends erstarkten, so hielten sie sich doch, und das war viel. Man hatte zuletzt eine ausgedehnte Strecke urbar gemacht, und nur noch Novizen heranzuziehen. Nach langen Berathschlagungen blieben die Jesuiten bei einem nicht ungeschickten Operationsplan. Es handelte sich darum, einige wilde Indianer zu überfallen, sie mit Gewalt in die Missionen zu bringen, und nachdem man sie während einer kurzen Gefangenschaft gut behandelt, sofort wieder frei zu lassen. Jedoch war bei dieser neumodischen Jagd ein Köder unerläßlich, und man verpflanzte 30 oder 40 bekehrte Indianer von den schon blühenden Missionen des südlichen Californiens nach den nördlichen Missionen; man säumte dann nicht, zahlreiche Gefangene zu machen, die man mit den getauften Indianern zusammenbrachte. Anfangs stimmten die Gefangenen ihren Todesgesang an, weil sie glaubten, die Missionäre wollten für ihre früheren Räubereien blutige Rache an ihnen nehmen; aber zu ihrer großen Verwunderung waren sie im Gegentheil der Gegenstand einer wohlwollenden, väterlichen Fürsorge. Ihre Bande wurden zerschnitten, und statt des Scheiterhaufens oder Galgens empfingen sie Friedensworte und reichliche Nahrung. Endlich sprachen Brüder aus ihrer eigenen Rasse mit Begeisterung zu ihnen vom Christenthum und seinen Aposteln. Nach einigen Tagen, die sie in einem ungeahnten Behagen zugebracht, konnten sie die Mission frei verlassen; die Väter öffneten ihnen die Thore und entließen sie mit einem Gastgeschenk. Von den Indianern, die so zusammengebracht worden waren, kehrten die Einen mit Freuden zu der Mühsal ihres schweifenden Lebens zurück, für die sie durch so viele berauschende Glücksfälle entschädigt wurden; Andere aber konnten die Süßigkeit ihrer Gefangenschaft nicht vergessen, und nach wenigen, unter freiem Himmel zugebrachten Tagen kamen sie, freiwillig dießmal, die Väter um Gastfreundschaft zu bitten. Der Bezirk der Missionen wurde bald zu eng, und auf diese Weise haben sie sich rasch zu der Stufe der Wohlfahrt erhoben, auf welcher wir sie heute sehen. Da die Ehre dieses Gedeihens zum großen Theil den Jesuiten zuzuschreiben ist, so wäre es ungerecht, die glücklichen Anstrengungen derselben nicht anzuerkennen, welche noch heute den Bestand der mexikanischen Missionen sichern. Wer dieselben in der Nähe gesehen hat, wird bezeugen, wie wohlthätig und fruchtbringend diese so merkwürdige Anwendung des geistlichen Regiments mitten im neunzehnten Jahrhundert ist. Ich sage Regiment, denn in den Augen der Indianer sind die Missionäre mit wahrhaft diktatorischem Ansehen bekleidet. Der Indianer der Missionen hat den Hochmuth und die Rohheit seiner Rasse gänzlich abgelegt; er hat von der alten mexikanischen Kultur nichts als die malerischen Außendinge, die reichen Trachten, die naiven Ueberlieferungen bewahrt. Nichts gleicht der Gelehrigkeit, der Ruhe dieser Gemeinde von Arbeitern und Zöglingen. Der wilde Sohn der Prärie ist nach einigen Wochen, die er innerhalb der Missionen zugebracht, in einen Schüler umgewandelt, der nur auf das Zeichen von seinem Lehrer wartet, ob er beten, arbeiten, feiern soll. Der Lehrer selbst, man darf es wohl sagen, mißbraucht zuweilen seine Gewalt, und mit der Geißel in der Hand treibt er seine Zöglinge zur Kirche oder auf das Feld. Sonntags, vor der Stunde des Gottesdiensts, gibt es kein wunderlicheres Schauspiel, als zu sehen, wie einer

der Väter, der sein Maulthier bestiegen, diese Indianerheerde vor sich her nach der Kapelle treibt, und dabei seine Geißel schwingt, die oft die Beine oder Schultern der Zögernden trifft, was die Umstehenden mit schallendem Gelächter begleiten. Nach der Sonntagskirche sind die Missionen ein Schauplatz noch sonderbarerer Auftritte. An diesem Tage gelangt das wilde Leben gewissermaßen wieder zur Herrschaft, und die Indianer überlassen sich in voller Freiheit ihren urväterlichen Lustbarkeiten — Pferderennen, Streckkämpfe, Kriegstänze folgen sich unter betäubendem Geschrei. Für diese Gelegenheiten legen die Indianer ihre reichsten Kostüme an. Lederne Riemen, mit glänzenden Federn geschmückt, halten ihre langen Haare fest; ein silbern Diadem blitzt auf ihrer Stirne. Wickelbänder von Damhirschfell umschlingen ihre Beine, und ein Mantel von scheckigem Tuch über ihre Schultern. Besonders zu Pferd muß man sie sehen, wie sie zwischen ihrer Büchse und ihrer Kriegslanze sitzen, und mit wilder Freude den Tomahawk oder das Messer schwingen. Man erkennt in diesen wilden Kämpfern nicht mehr die schüchternen Novizen, welche am Morgen noch vor dem Wort oder der Geberde eines schwachen Greises zitterten. Den andern Tag jedoch geht alles wieder in der alten Ordnung, und die ernsten Pflichten des civilisirten Arbeiters verdrängen die ganze Woche über die Feste des Naturlebens.

Nach Allem hat das Werk der Jesuiten, selbst in seiner Mangelhaftigkeit, zu Ergebnissen geführt, welche weder Europa noch Mexiko insbesondere vergessen dürfen; durch sie ist der Einfluß unserer Sitten bis in die wildesten Theile Neu-Spaniens gedrungen, und zu gleicher Zeit sind herumschweifende Stämme zu seßhaften und arbeitsamen Gemeinden bekehrt worden, öde Gegenden haben sich mit nützlichen Anlagen bedeckt, und der Ackerbau hat Wohlstandsquellen geschaffen, die in langer Zeit nicht erschöpft sein werden.

Heutzutage verspricht der Wohlstand, den Californien der Landwirthschaft verdankt, noch gesteigert zu werden in Folge der unerwarteten Entdeckung zahlreicher, goldhaltiger Lager, welche dem entmuthigten Handel Europa's wieder einige Regung beigebracht haben. Freilich, Täuschungen sind vorauszusehen für die Ansiedler, welche die Hoffnung auf schnellen Reichthum von allen Punkten Europa's nach diesem zweiten Eldorado zieht; allein, wenn man bedenkt, daß das, was man uneigentlich Goldminen längs des Rio Sacramento und in den Ebenen von Monterey nennt, nichts ist in Wirklichkeit als das Produkt bodengleicher Gänge, das von den Gebirgen abgelöst und durch die Gießbäche ausgesät wurde — was darf man nicht von der Entdeckung und Ausbeutung der Minen erwarten, auf welche so herrliche Proben uns hinweisen! Uebrigens verbürgt der Ackerbau, dem Californien so günstig ist, den enttäuschten Goldsuchern reichliche Entschädigung. Anderen Ansiedlern könnte auch der Handel ein nicht weniger ergiebiges Feld ihrer Thätigkeit öffnen; San-Francisco mit seiner ungeheuren Rheede ist dazu bestimmt, der Stapelplatz und Durchgangsort zwischen den Meeren von China oder Indien und dem Innern Amerika's zu werden. Selbst die übertriebene Bewunderung, deren Gegenstand in unsern Tagen Californien ist, ob sie begründet sei oder nicht, wird zur Folge haben, daß sich in diesem Lande ein Wohlstand entwickelt, aus dem die eingewanderte Bevölkerung Nutzen ziehen wird, sei es nun, daß sie ihre Kräfte auf den Bergbau vereinigt, oder sie dem Ackerbau widmet oder der Einrichtung von Handelscomptoiren.

So entzückt auch Herr Coulter von der liebenswürdigen Gastlichkeit der Missionäre ist, so wird er doch das etwas eintönige Leben müde, zu dessen Muße man ihn eingeladen hat. Rings um den Bezirk der Missionen entfaltet die reiche und prachtvolle Natur der neuen Welt ihre verführerischen Reize im höchsten Grad. Die Küste Californiens in der Umgegend von San-Francisco ist mit wunderschönen Wäldern umsäumt, die reich an Wildpret sind. Im Schatten der großen Fichten, unter den Nußbäumen und den duftenden Magnolien (Biberbäumen) kann der Doktor die grauen Papageie, die Auerhähne und die Perlhühner fliegen sehen. Der ganze Spiegel der Seen ist mit Schwanen bedeckt, mit Gänsen und wilden Enten. Auch die benachbarten Berge haben ihre Gäste, und das ferne Heulen der Jaguars, der Pumas und grauen Bären tönt jede Nacht wie eine reizende Herausforderung an die Ohren des Doktors. Der Zufall, welcher einen der renommirtesten Jäger Californiens in die Missionen führt, kommt Herrn Coulter trefflich zu Statten; er wartet nur auf einen erprobten Führer, um sich an ihn anzuschließen. Dieser Jäger ist keines von den unintereſſantesten Abbildern dieser halbcivilisirten Gesellschaft, dieser Halbwilden, welche die amerikanischen Prärien bevölkern. Es ist einer jener Männer, welche das Aufsuchen und der Vertrieb von kostbarem Rauchwerk in tausend Strapazen und tausend Gefahren treibt. Nachdem sie ganze Monate in den Einöden zugebracht, begeben sich die amerikanischen oder canadischen Jäger nach einem der californischen Häfen, wo sie ihren Vorrath an Pelzwerk verkaufen. Auf ihren unaufhörlichen Wanderungen haben sie sich bald gegen Bären und Tiger zu wehren, bald gegen nomadisirende Indianer, und besonders gegen die Banditen, welche in allen Theilen Mexiko's noch zahlreich sind. Diese Condotheri-Banden, welche so oft die Anlagen der ersten Missionäre ausplünderten, finden sich noch in Californien, und sind so furchtbar als im siebzehnten Jahrhundert. Der canadische Jäger, mit dem Herr Coulter Bekanntschaft anknüpft, hat manchen Strauß mit diesen Wegelagerern gehabt, und die Erinnerungen, die er in dieser Hinsicht erzählt, haben ganz das Interesse eines abentheuerlichen Romans. Unter anderem ist er einmal auf einer der hochcalifornischen Ebenen sechs solchen Räubern gegenüber gestanden, und hat, während er eine niedernormannische Weise pfiff, keinen dieser Elenden auf den Beinen gelassen. Ich selbst kenne diese unerschrockenen Menschen zu gut, um

die Uebertreibung in ähnlichen Geschichten beurtheilen zu können.

Mit diesem neuen Führer macht sich der Doktor auf, um in den an die Mission stoßenden Wäldern und Bergen zu jagen. Der graue Bär der Prärien ist das furchtbare Wild, auf dessen Verfolgung dießmal der wackere Turist erpicht ist. Der graue Bär übertrifft den Bisonochsen an Stärke und den Tiger an Wildheit. Die geschicktesten Schützen zweifeln an ihrer Gewandtheit und an ihrem kalten Blut in Gegenwart dieses monströsen Gegners, der oft unter einer dreifachen Salve schrecklichere Sprünge macht und die Kugeln abschüttelt wie Schneeflocken. Einen grauen Bären besiegen, ist die schönste That, deren sich ein Indianer rühmen kann, und die Klauen dieses Thiers als Halsband getragen, sind die beneidenswertheste Trophäe. Nach einer Trophäe dieser Art strebt der Ehrgeiz des Herrn Coulter, und er findet bald Gelegenheit, seiner Erzwaidmannsphantasie zu genügen.

Herr Coulter und sein Führer sind am Fuße des Bergs San-Bernardius angekommen, um den 34° N. Br. Die Nacht bricht ein, sie richten sich zu einem Feldnachtlager, aber ihre Nachtrast soll unverschämt gestört werden. Bei dem Scheine eines noch brennenden Feuerherdes, der ihnen zum Rösten eines Wildpretviertels gedient hat, sehen sie auf einmal einen grauen Bären, auf dreißig Schritte Entfernung, seinen furchtbaren Rachen zwischen zwei Felsen hervorstrecken. Die erste Bewegung der Jäger ist, sich davon zu machen. Der Bär kommt langsam aus seinem Versteck und trabt gegen den Feuerherd, denn man darf wohl sagen, daß der graue Bär nicht wohl die Vorurtheile der andern Raubthiere in Betreff des Feuers theilt. Der unsrige wird überdieß von einem ungewöhnlichen Hunger getrieben, und insofern ihm die Ueberbleibsel des Wildprets, die er neben den Feuerbränden findet, nicht genügen, geht er entschlossen auf die Jäger zu, die sich in der Ferne halten. Der Gefährte Herrn Coulters hat seine rückgängige Bewegung nur deßhalb ausgeführt, um den Engländer nicht allzusehr zu demüthigen, der zuerst geflohen ist; aber Herr Coulter hat im Angesicht der Gefahr seinen Muth wieder gewonnen. — Ich schieße zuerst, sagte der Amerikaner. Das ungeschlachte Thier ist irgendwo am Kopfe getroffen worden, denn es schüttelt mit einem Geheul, das die Wälder erdröhnen macht, das Blut ab, das aus seiner Wunde fließt. — Der Doktor reibt sich die Hände, in der Hoffnung, den getroffenen Feind fallen zu sehen. — Nun, worauf wartet Ihr denn? warum schießt Ihr nicht auch? fragte der Jäger; macht zu, sichere Hand! Der Doktor kniet auf der Erde, um sicherer zielen zu können. Der Amerikaner zuckt die Achsel, denn die Kugel seines Gefährten streift nur den Körper. Das Feuern dauert fort, die beiden Jäger richten sich wieder auf, und während der Eine ladet, schießt der Andere. Auf diese Weise durchmessen sie fast eine Meile, und der Bär, mit Kugeln besät, schleppt sich immer vor ihnen hin. Endlich stößt er ein letztes Geheul aus und fällt unter der fünfzehnten Kugel. Ein Streich mit dem Tomahawk macht seinem Todeskampf ein Ende. — Ich bin der Meinung, grauer Bär, sagte der canadische Jäger, indem er ihm den Schädel zerschmetterte, daß du der härteste und gröbste Kämpfer deiner Art bist, den ich je getroffen habe.

Indessen ist der Augenblick gekommen, den Wäldern, den Savannen und ihren Gästen jeder Art Lebewohl zu sagen. Die Zeit rückt heran, wo der Doktor sich in Tahiti bei dem Kapitän des Stratford einstellen soll. Wir haben Herrn Coulter nur noch auf der letzten Parthie seiner Odyssee zu folgen, nämlich, um nur die bemerkenswerthesten Punkte zu nennen, zuerst auf die Kingsmill-Inseln, dann nach Neu-Guinea.

3. Neu-Guinea.

Die Fahrt von San-Francisco in Californien bis zu den Kingsmill-Inseln (1° 25′ S.Br. 174° 50′ O.L.) bietet kein Interesse. Die Hauptinseln der Kingsmill-Gruppe, Saratarii, Mankii, Neu-Irland, werden nach einander von der Brigg „de Hound“ besucht, auf welcher sich Herr Coulter nach Tahiti eingeschifft hat. Die Landung auf der Insel Neu-Britannien bezeichnet ein seltsames Begegniß. Ein neuer Robinson, würdiger Bruder des Misanthropen der Cocos-Insel, bewohnt dieses Eiland, und der Doktor theilt uns seine Geschichte mit in einem jener langen Berichte, die von Abentheuern durchwebt sind, wie sie sich englische Matrosen an ihren Feierabenden zu erzählen pflegen. — James Selwin (so heißt der Bewohner von Neu-Britannien,) hat das Unglück gehabt, sich auf einem Fahrzeug einzuschiffen, das zu denen gehört, die ein räthselhaftes Geschick auf allen ihren Fahrten zu verfolgen scheint. Während sie lange Zeit in den Gewässern von Oceanien kreuzte, hat die Brigg „Thomas“ nur unwirthliche Seestrecken auf ihrer Reise getroffen; ihre Mannschaft wurde fast auf allen Stationen von den Insulanern gezehntet; endlich wird sie von einem gewaltigen Sturm auf eine der in der Nachbarschaft Neu-Britanniens liegenden Inseln geworfen. Elf Schiffbrüchige, darunter der Kapitän, der Supercargo und der Held dieser Geschichte wurden anfangs mit großer Freundlichkeit von den Eingebornen aufgenommen, dergestalt, daß der Supercargo sogar das Glück hatte, der Schwiegersohn des Häuptlings der Insel zu werden; aber als sie eben in voller Thätigkeit waren, ein kleines Fahrzeug zu bauen, wozu die gescheiterte Brigg das Material hergab, wurden acht von ihnen plötzlich niedergemacht und fast eben so schnell aufgefressen. Vergebens bestrebten sich die Eingebornen, die Ueberlebenden wieder für sich zu gewinnen; der Kapitän, der Supercargo und Selwin beeilten sich, auf dem gebrechlichen Boot, das sie ausgebaut hatten, die Flucht zu ergreifen. Sie rechneten darauf, für sich und ihre Familien auf einer Nachbarinsel sicheren Schutz zu finden. Aber auch dorthin hatte sie ihr böser Stern verfolgt: der Supercargo erlag in kurzem den Anfällen einer schwarzen Melancholie; der

Kapitän des „Thomas“ wurde von einem gräßlichen Haifisch verschlungen; nur Selwin mit seiner Frau und der Wittwe des unglücklichen Kapitäns blieb übrig. So lautet die Geschichte, welche der arme Seemann dem Doktor und dem Kapitän der Brigg „Hound“, Herrn Trainer, erzählt. Dieser macht dem Einsiedler das Anerbieten, ihn nach Europa zurückzuführen. Aber obgleich Selwin sich nicht vollständig an das wilde Leben hat gewöhnen können, so ist er doch bereits des civilisirten Lebens entwöhnt, und sagt betrübt den ersten Landsleuten, die er seit sieben Jahren gesehen, Lebewohl, getheilt zwischen dem Schmerz, sie abreisen zu sehen, und der Bekümmerniß, nicht den Muth zu haben, dem sonderbaren Dasein, welches ihm zur andern Natur geworden, zu entsagen. Trauriger Widerspruch des menschlichen Herzens! Die englische Rasse ist die einzige unter allen, welche jener großen Familie unerschrockener Abentheurer, von denen der Robinson Daniels de Foë das ideale Musterbild ist, täglich noch neue Mitglieder hinzufügt.

Der „Hound“ verläßt die Kingsmill-Inseln und verfolgt wieder seinen Weg nach Tahiti. Wir wollen ihn nicht auf seinen langen Abschweifungen durch die polynesischen Inseln begleiten; wir haben Eile bei der am meisten dramatischen Episode der Reise anzukommen; wir sprechen von der Landung des Kapitäns Trainer und des Doktors auf Neu-Guinea. So nennt man eine Insel von beträchtlicher Ausdehnung, die im Norden Australiens liegt, von dem sie nur durch die Torres-Straße getrennt ist. Im Angesicht dieser Insel wirft der „Hound“ Anker, in einer weiten Bai, am Fuße von Vulkanen, die jede Nacht rothe, unheilverkündende Lichter auf die See hinaus werfen. Unweit des Ankerplatzes bemerkt man die Mündung eines großen Flusses, dessen Ufer unter einem üppigen Pflanzenwuchs verschwinden. Der Küste entlang taucht eine Klippenreihe aus den Schaumgarben, welche die Brandung unaufhörlich auf- und niederschüttelt. Dieses Land scheint verlassen wie am Tag nach der Schöpfung. Der Kapitän, der Doktor und vier Mann bewaffnen sich bis an die Zähne und entschließen sich, die Insel zu erforschen. Sie nehmen anfangs ihre Richtung gegen eine, mehrere Meilen vom Flusse entfernte Hügelkette. Nirgends läßt sich auf menschliche Gegenwart schließen.

Schlangenbündel, Heerden ungeheurer Ratten, welche die Erscheinung der Besucher nicht aus der Fassung bringt, wilde Katzen, die sie von den Bäumen herab mit glühenden Augen beobachten, ungestalte Kamm-Eidechsen, die im Sonnenstrahl spielen, schwarzbefiederte Enten, die sich in Wasserpfützen erlustigen, braune Falken, tausendfarbige Papageien, Schwärme von Paradiesvögeln, die sich wie Goldflitter vom azurblauen Himmel abheben — dieß sind die einzigen Erscheinungen in der prächtigen, ruhigen Landschaft. Bald wechseln umgestürzte Felsen, aufgewühltes Erdreich, erkaltete Lavaströme mit Pflanzentrümmern, die in der Nähe der Küste die Ufer der Flüsse verschütten. Die Reisenden verweilten in dieser wüsten Einöde: die Sonne geht unter, und eine Nachtrast beginnt unter dem traurigen Geschrei der Nachtvögel, unter dem Flügelschlag der Fledermäuse, die sich in ihrem schiefen, schwerfälligen Flug mit Wolken von Schnaken durchkreuzen. Mit Tagesanbruch setzt sich die kleine Kolonne wieder in Marsch, aber mit mehr Vorsichtsmaßregeln, als den Abend zuvor, denn zahlreiche Fußstapfen beweisen, daß die Insel bewohnt ist. Kurz nach dieser Entdeckung und gerade in dem Augenblick, wo der Kapitän und seine Gefährten sich eine kurze Mahlzeit gönnen, bestehend in einem auf einer Bananenschicht gerösteten Wildschwein, kommt ein unerwarteter Gast und setzt sich an ihre Seite. Es ist ein Mann von riesigem Wuchs, nur mit einer Schürze bekleidet, zwei furchtbare Doggen hinter sich, und mit einer Picke bewaffnet. Dieser Mann, ein Wunderding, hat weiße Haut, und trotz seiner auffallenden Tracht, trotz dem langen, struppigen Haupthaar, das ihm über die Schultern wallte, erkennt man in seinen Zügen den europäischen Typus. Die erste Bewegung des Kapitäns und seiner Gefährten ist mit der Hand nach ihren Waffen; aber einige Worte, die der Fremde in schlechtem Englisch hervorbringt, halten sie zurück. „Ich bin ein Irländer von Geburt, sagt er, und das Schicksal hat mich zum König eines der vornehmsten Stämme der Horaforas gemacht. Danket Gott, daß Ihr in meine Gesellschaft gekommen seid: meine Krieger sind in der Nähe; wäret Ihr nur eine Meile weiter gegangen, so wäret ihr mit Pfeilen gespickt worden; aber jetzt seid Ihr unter meine Obhut gestellt, und meine Unterthanen werden Euch achten als Freunde ihres Königs. Erlaubet nur, daß ich ein Stück von diesem Rostbraten koste, dann werdet Ihr Euch auf den Weg machen, und ich werde Euch meine Geschichte erzählen. Also sprechend bedient sich der König der Horaforas mit einem ungeheuren Stück Schweinsbraten, und seine Tafelgenossen, welche meinen, es würde ihnen schlecht bekommen, wenn sie einem solchen Gast etwas in Weg legten, lassen ihn ohne Weiteres eine gewaltige Bresche in ihr Gericht machen. Endlich kommt die Stunde, wo sie die Geschichte des Königs der Horaforas hören sollen. Diese Geschichte kann mit wenigen Worten vorgetragen werden. — Bevor er zum König eines wilden Stamms auf Neu-Guinea gewählt wurde, hat dieser Mann, der Terentius Connel heißt, ein höchst ausschweifendes Leben geführt. Geboren in der irländischen Grafschaft Kerry, zuerst Soldat, dann Ausreißer, bald darauf, in die Reihen jener gefürchteten chevaliers de minuit (Mitternachtsritter) aufgenommen, der Schrecken Irlands, hat er in vollem Maß die Bedingungen zur Wegführung nach Botany-Bay erfüllt; aber er hat sich nicht lange in den Strafplätzen Australiens aufgehalten. Mit elf seiner Genossen hat er einen Fluchtplan verabredet, der vollkommen gelungen ist. Neu-Guinea war es, wo er eine Zufluchtsstätte suchte. Er blieb von seinen elf Kameraden allein übrig, und war anfangs Sklave der Horaforas, die aber bald seine Ueberlegenheit anerkannten und ihn zum König machten. Dieß ist der Mann, welcher der kleinen, vom Ka-

pitän Trainer befehligten Abtheilung das Gastrecht in seinem Gebiet anträgt. Die Engländer wechseln Blicke des Mißtrauens, ehe sie ihm antworten; aber die Nacht bricht ein, und die Horaforas-Krieger sind in der Nähe. Ueberdieß belehrt sie Terentius Connel, daß das Land nichts weniger als sicher ist, und daß man einen Einfall des feindlichen Stammes der Papuas erwartet. Diese Betrachtungen bestimmen unsere Seeleute, den Schutz des Irländers anzunehmen und ihm in sein Lager zu folgen.

Sie setzen sich also in Marsch und beschleunigen ihre Schritte, denn die letzten Strahlen der Sonne werfen nur noch ungewisse Lichter über den Baumschlag. Sie kommen durch einen dicken Wald, und erkennen nun bald die Richtigkeit der von Connel gegebenen Nachrichten. Hier nnd dort sind Krieger hinter den Bäumen aufgestellt, kommen heran und wechseln einige Worte mit ihrem Oberhaupte. Connel zeigt seinen Begleitern mit dem Finger noch andere Schildwachen, die in den Wipfeln der Bäume versteckt, das Terrain studiren und die benachbarten Ebenen im Auge behalten, so lange die Sonne noch über dem Horizont steht. Der Weg, den die Engländer verfolgen, ist genau derselbe, den sie sich vorgezeichnet, und ihre Büchsen hätten ihnen nicht viel geholfen gegen Feinde, die sich wie die Schlangen im Gras verstecken. Der Doktor dankt seinem Gott, daß er ihm den Sträfling von Botany-Bay in den Weg geführt. Die Nacht ist finster geworden, und, nachdem sie eine Stunde weit gegangen, kommen die Engländer und ihr Führer an den Ufern eines kleinen Flusses an. Eine plumpe Fähre aus Zweigen nnd Schilf geflochten, erleichtert den Uebergang. Diese Fähre ist eine Erfindung des Irländers, die ihm in den Augen seiner Unterthanen die größte Ehre macht. In einiger Entfernung von dem Flusse erhebt sich im Schatten ein großer Hügel, dessen abgeplatteter Gipfel mit Bäumen bedeckt ist, deren Laubwerk sich schirmartig ausspannt. Dort kampirt der Stamm des weißen Häuptlings. Am Weg brennende Feuer leiten die Wanderer, und bald erkennen die Engländer mit Hülfe dieses ungewissen Lichts, daß die Hütten der Horaforas wie Vogelnester auf den Aesten der Bäume erbaut sind. Am Fuße des riesenhaftesten Stammes hält Connel still und spricht zu seinen Gefährten: „Ihr seid in meiner Behausung.“ Sofort läßt er einen scharfen Pfiff hören, andere Pfiffe antworten dem seinigen, und bald regt es sich auf jedem Baumgipfel von angezündeten Fackeln, die mitten im Gehölz eine herrliche Beleuchtung bilden. Die sechs Engländer werden auf Befehl des Häuptlings in zwei Hänsern untergebracht, deren Bewohner zu diesem Behuf ausziehen müssen, und nach einer reichlichen Mahlzeit gönnt der Irländer seinen Gästen den Schlaf, dessen sie bedürfen. Tags darauf verläßt der Doktor mit dem Frühesten sein Nest, um in Begleitung Connels und des Kapitäns Trainer dieses sonderbare Dorf zu besuchen. Auf einem der Ränder des Plateaus, das den Hügel krönt, erheben sich die Hütten der Horaforas. Eine Gruppe von Kriegern, die mit ihren Schlachtfarben geschmückt sind, scheint in einem lebhaften Gespräch begriffen. Bei Annäherung des Häuptlings, der mit seinen Gästen auf sie zugeht, öffnet sich ehrfurchtsvoll der Kreis, und läßt den Leichnam eines, seinen weißen Malereien nach zu schließen, fremden Kriegers sehen. Sein von vier Pfeilen durchbohrter Leib ist der Länge nach an einen großen Pfahl befestigt, der zu seiner Fortschaffung gedient hat, und recht gut mit einem ungeheuren Fleischspieß zu vergleichen ist. Nachdem er die Männer befragt, welche die Leiche umgeben, belehrt Connel seine Freunde, daß der todte Krieger ein feindlicher Plänkler sei, den man eben getödtet. Zugleich ersucht er die Engländer, sich zu entfernen, um nicht Zeugen eines grausenhaften Schauspiels zu sein. Der an einen Spieß befestigte Körper und ein Kohlenfeuer, das man anzündet, sagen nur zu deutlich, um was es sich handelt. Die Europäer ziehen sich schaudernd zurück, und Connel muß bekennen, daß er den Gebrauch des Menschenfressens nur deßhalb unter seinen Unterthanen leide, damit er seine Souveränität nicht auf's Spiel setze.

Diese Nachsicht Connels gegen eine so empörende Handlungsweise ist nicht dazu gemacht, die Engländer über die guten Absichten ihres Wirthes sehr zu beruhigen. Auch sonst wird ihre Lage sehr kritisch. Connels Plänkler melden, daß eine furchterregende Abtheilung Feinde die Ebene durchschweife, in der Hoffnung, die Weißen niederzumachen, wenn sie das Dorf ihrer Freunde verlassen werden. Der Kapitän spricht davon, nach seinem Schiff zurückkehren zu wollen, aber Connel überzeugt ihn bald, daß es sein wohlverstandenes Interesse sei, mit seiner kleinen Truppe im Dorf der Horaforas zu bleiben. Von einem Baum herab, wo man die Ebene überblickt, zeigt er den Engländern das feindliche Lager. Flöße aus Bambus können in einigen Minuten die Papuas von einem Ufer des Flusses zum andern, und an den Eingang des Dorfs der Horaforas bringen. Man muß sich bescheiden: zwischen zweifelhaften Freunden und erklärten Feinden kann die Wahl nicht schwer sein. Die Engländer entscheiden sich dafür, bei den Horaforas zu bleiben, nicht ohne die peinlichsten Betrachtungen anzustellen über die Gefahr, die ihnen von zwei Seiten droht. Um die Schwermuth, die sich seiner Gäste bemächtigt hat, zu zerstreuen, kommt Connel auf den Gedanken, ihnen ein Fest zu geben. Ein Schlag an einen chinesischen Gongong, der am Eingang seiner Hütte aufgehängt ist, bringt eine Menge Krieger, Weiber und Kinder auf die Lichtung, welche dem Dorf als Hauptplatz dient. Man könnte an eine Verwandlung denken, die ein geschickter Maschinist angeordnet. Die Krieger führen vor den europäischen Zuschauern Nationaltänze, Jagd- und Schlachtbilder auf. Nach Beendigung der Unterhaltung zeigt Connel seinen Gästen, immer mit der löblichen Absicht, sie zu zerstreuen, die Kufen, in welchen das tödtliche Pfeilgift gährt und siedet. Zuletzt beschließt ein ungeheures Gastmahl, aus Pyramiden gebratener Schweine, aus Bergen von Yamswurzeln, Bananen und Brodbaumfrüchten zusammenge-

setzt, den Festtag, welcher dem Tag des Kampfes vorhergeht. Bald darauf ist das ganze Dorf in tiefen Schlaf versunken mit Ausnahme der Posten, welche auf den Rändern der Plattform oder auf den Gipfeln der Bäume Wache halten. Der Himmel ist bewölkt, der Donner grollt, und falbe Blitze erleuchten die Einöde; fernes Geheul mischt sich in das Pfeifen des Sturmwinds, der in den Gipfeln der geschüttelten Bäume einen ganzen Stamm schlafender Krieger wiegt.

Während die feindlichen Feuer allmählig erlöschen, und der Donner nur noch in der Ferne sich hören läßt, macht Connel seinen Gästen einen letzten Besuch. Die Nacht war nicht ereignißlos gewesen. Zwei Plänkler sind getödtet worden; ein gefangener feindlicher Krieger hat erklärt, daß die Papuas es nur auf die Weißen abgesehen haben, die im Lager der Horaforas eine Zuflucht gefunden, und daß ihre Schlachthaufen sich zurückziehen würden, wenn Connel seine Gäste ausliefern wollte. Der Irländer zeigt denen, welche ihn einer solchen Verrätherei fähig glauben konnten, eine lebhafte Entrüstung, welche seine Gäste vollkommen beruhigt. Diese tauschen mit Connel einen herzlichen Händedruck, und der König der Horaforas entfernt sich wieder, um über die Anstalten zum Kampfe zu wachen.

Bei Tagesanbruch schlägt der Häuptling der Wilden an die Lärmglocke. Die Engländer erwachen davon, und Connel steigt wieder zu ihnen hinauf; ihm voran gehen Männer, die Lebensmittel tragen und ihnen ein kräftiges Mahl zurichten. „Esset," spricht Connel; „vielleicht habt Ihr vor Sonnenuntergang keine Zeit mehr dazu." Auch glänzen wirklich schon zahlreiche Fackeln überall unter den Bäumen, und von ihrer Höhe können die Engländer die feindliche Armee sich in Schlachtordnung stellen sehen. Ihr wilder Anblick, die gräßlichen Malereien, die ihre Leiber bedecken, das röthliche Licht der Fackeln erinnern eher an einen Tanz von Teufeln, als eine kriegerische Heerschau. Connels Streitkräfte belaufen sich auf 850 Mann, die sich nach seinem Befehl in drei Armeekorps theilen. Der Häuptling und die Engländer stellen sich im Centrum auf; der linke und rechte Flügel werden von zwei andern, vielerprobten Kriegsmännern befehligt. Die erste Tageshelle bleicht die Gipfel der Bäume, da setzt sich der ganze Stamm in einer für die Europäer staunenswerthen Ordnung in Marsch durch den Wald auf ein von Hindernissen starrendes Terrain. Zahlreiche Plänkler, die als Schildwachen ausgestellt waren, schließen sich an die Hauptmasse der Streiter an und bringen die Nachricht, daß der Feind über den Fluß gegangen sei. Der Marsch ist so flüchtig, daß man durch die stille Einöde kein Geräusch vernimmt, als den keuchenden Athem der Krieger. Als man am äußersten Waldsaum ankommt, zeigt die Sonne schon ihre flammende Scheibe über den östlichen Bergen. Der Feind setzt sich von diesseits des Flusses mit überlegener Anzahl in Bewegung. Die zwei feindlichen Stämme machen ungesäumt Halt, wie sie einander ansichtig werden, ungefähr auf 400 Schritte Entfernung. Ein Häuptling der Papuas tritt aus der Schlachtlinie und kommt, nach Art der Helden des Alterthums, die Pfeile seiner Gegner herauszufordern. Der Riese erinnert an den Goliath der Schrift oder die alten Gallier; sein Bart und Haupthaar sind mit Kreide gepudert, sein ganzer Leib ist weiß bemalt. Nach der Aussage Connels ist dieser Krieger, dessen Gegenwart Schrecken einflößt, einer der wüthendsten Kannibalen vom Stamme der Papuas. Der Tod dieses Häuptlings käme fast einer gewonnenen Schlacht gleich, und der Irländer bittet den besten Schützen seiner Landsleute, ihn auf's Korn zu nehmen. Der Kapitän weist auf den Doktor; aber dieser schlägt es aus, indem er ich weiß nicht was für Bedenken äußert. Aber einer der Matrosen des „Hound", der weniger vorsichtig ist, gibt Feuer, und kaum hat der Wind den Rauch seiner Büchse weggetragen, so kann man den Papua-Goliath die Arme in die Luft strecken und umsinken sehen wie eine kolossale Statue, der man die Basis weggezogen. „Gott sei Dank, rief Connel aus, der Teufel lebt nicht mehr!" Aber schon bricht die feindliche Armee auf, um ihren Häuptling zu rächen, und Connel stürzt gleichfalls vorwärts, um dem Andrang der Papuas zu begegnen. In einer Hand schwingt er eine kurze Art, die andere ist mit einem langen, starken Speer bewaffnet. „Die Horaforas und Alt-Irland hoch!" ruft Connel, und dieses doppelte Kriegsgeschrei, eine Erinnerung aus der Vergangenheit und ein Stolz aus der Gegenwart, ist das Zeichen zum Angriff.

Der Kampf der beiden wilden Stämme ist für Herrn Coulter ein Schauspiel, dessen eigenthümliche Einzelnheiten er mit Bedauern nicht bequemer beobachten kann. Denn unglückseligerweise wird unser armer Doktor selbst in das Handgemenge verwickelt. Man denke sich eine Staubwolke, in der sich scheußlich tätowirte Gestalten herumschlagen, gräßliche Kannibalen ihre Keulen oder Aexte in blutbefleckten Händen schwingen. Geheul, Geschrei, Geseufz und der dumpfe Schall keulenzerschmetterter Hirnschädel bilden eine Begleitung zu dieser aufregenden Scene, deren wilde Harmonie das Herz erstarren läßt. Bisweilen zertheilt sich die Staubwolke und zeigt den Boden schon mit Leichen bedeckt. Endlich fangen die weißbemalten Krieger an zu fliehen, zuerst in einzelnen Gruppen, dann in geschlossenen Schaaren, und bald verkündet ein Siegsgeschrei den Erfolg der Horaforas. Jetzt beginnt ein geregeltes Schlachten. Connels Leute rennen durch das Schlachtfeld, und machen denen das Garaus, welchen die Keule, der Dolch oder die Pfeile noch einen Lebenshauch übrig gelassen haben. Als Connel die Staubwolke und die Blutlache verläßt, sind die Malereien an seinem Körper verwischt; seine Art, seine Lanze, sein Körper sind blutgeröthet über und über. „Um Gotteswillen," ruft ihm der Kapitän zu, „könnt ihr eure Leute nicht abhalten, diese elenden Verwundeten zu erwürgen? ihr Todeskampf zerreißt uns die Ohren." — „Das geht über mein Vermögen; eben so gut möchte ich dem Wind seinen Lauf vorschreiben. Heute ist der letzte Tag des Stammes der weißen (white painted) Krieger." — Während er so spricht, wischt



1849

20

Connel den blutvermischten Schweiß ab, der ihm die Stirne badet, und läßt sich vor Erschöpfung auf das geröthete Gras fallen. — Der Tod vollendet nun seine Arbeit auf einem Schlachtfeld, dessen Rasen der Fußtritt der Kämpfer entfärbt hat, während die Falken und Geier lustig über den Leichen kreisen.

Man bringt die Nacht auf dem Schlachtfeld zu, und am andern Tag werden die Engländer von Connel im Triumph an Bord ihres Schiffes zurückgebracht. Vergebens dringt der Kapitän in den Irländer, seinem wilden Leben zu entsagen, und bietet ihm kostenfreie Ueberfahrt nach Europa an. Der König der Horaforas hat geschworen, seinen Stamm nicht zu verlassen. Er wird sterben in den Wäldern Neu-Guinea's, und die rothbemalten Krieger werden um den Scheiterhaufen tanzen, der seine Gebeine verzehrt. Der Kapitän hält inne: eine Thräne glänzt in Connels Augen, er blickt eine Weile auf seine Landsleute, ohne ein Wort vorzubringen; aber plötzlich läßt er die Hände des Kapitäns los, die er in die seinigen geschlossen hielt, stößt einen scharfen Pfiff aus und verschwindet im Gehölz, von seinen wilden Begleitern gefolgt.

Dieses ist der letzte Auftritt der Reise. Das Fahrzeug erreicht Tahiti, wo der Stratford schon mit seiner Verproviantirung beschäftigt ist. Herr Coulter läßt den „Hound“ sich nach Chili wenden, wo Kapitän Trainer sich am Ende niederläßt, nachdem er eine junge, sehr reiche Creolin geheirathet. Und Herr Trainer führt jetzt in Santjago, der Hauptstadt der Republik Chili, ein ruhiges, glückliches Leben. Doktor Coulter aber ist eines Samstags nach London zurückgekommen, und hat des andern Tags nicht ohne Rührung die Kirchenglocken mit ihrer wohl bekannten Stimme die Gläubigen zum Gottesdienst rufen hören.

Gabriel Ferry.

Der gefleckte Schierling.

(Taf. 20.)

Der gefleckte Schierling, Conium maculatum, diese wegen ihrer heilsamen sowohl, als nachtheiligen Wirkungen auf den menschlichen Körper merkwürdige, immer noch zu wenig gekannte und häufig mit andern Gewächsen verwechselte Pflanze, gedeiht in allen Ländern Europa's wild, und wächst überall auf gebauten und unangebauten Feldern, an Hecken, Wegen, Mauern und Waldrändern, an alten Gebäuden und auf Schutthaufen; sie liebt eine etwas schattige Lage und fetten Boden, blühet vom Juni an bis zum Herbst, wo der Same zu reifen beginnt, und ist zweijährig. Die Wurzel gleicht in der Gestalt und Größe fast der gelben Rübe, ist aber weiß, spindelförmig, ästig, mit Fasern besetzt, und enthält, wenn sie noch jung ist, einen milchigten Saft. Der Stengel ist aufrecht, zweitheilig, drei, vier bis sechs Schuh hoch, ganz glatt, rund, vielästig, und über und über, doch meistens unten mit rothen oder braunen Flecken auf bleichgrünem Grunde gezeichnet. Die Blätter sind dreifach gefiedert, weich, kahl, dunkelgrün glänzend, und bestehen aus eirundlänglichen, tief fiederspaltigen, oben sägezähnigen Blättchen. Die Blumen sind weiß, meist zwitterlich, öfters blos weiblich, und hinterlassen rundliche, gestreifte, und an den Streifen zierlich gekerbte Samen oder Früchte. Die Dolden sind gipfel- und achselständig, zusammengesetzt; die allgemeine Dolde besteht aus sieben oder mehreren, die Döldchen oft aus mehr als zwanzig Strahlen. Die Doldenhüllen sind bleibend und ein wenig zurückgeschlagen; die gemeinschaftlichen bestehen aus vier bis acht, die besonderen oder Hüllchen aus drei bis fünf Blättchen, die am Grunde verwachsen sind. Die ganze Pflanze hat einen stinkenden Mäusegeruch, besonders die Blätter und Samen, der sich durch das Trocknen noch vermehrt; die Wurzel riecht möhrenartig; der Geschmack ist krautartig, ekelhaft gewürzig. Durch seinen purpurroth oder braun gefleckten Stengel läßt sich der gefleckte Schierling, der auch Erdschierling, Wütherich und Tollkörbel genannt wird, vom giftigen Wasserschierling (Cicuta virosa), vom gemeinen Kälberkropfe (Choerophyllum sylvestre), und vom gemeinen Wasserfenchel (Phellandrium aquaticum), und durch seine nicht rauhen, sondern glatten Stiele, und an dem Geruch vom knolligen Kälberkropfe (Ch. bulbosum) unterscheiden. Zum medizinischen Gebrauche sammelt man das Kraut vor dem Aufblühen, im Juni, an sonnigen Orten, und soll dasselbe nicht frisch verwendet werden, muß man es, um dessen wirkenden Kräfte zu erhalten, bei Ofenwärme schnell trocknen und in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahren. — Schafe und Rinder lassen die Pflanze auf der Weide stehen, ohne sie zu berühren; den Küben schadet sie übrigens nichts, wenn sie mit anderem Heu getrocknet unter das Futter kommt; die Ziegen fressen sie gern und ohne Schaden; Esel und Maulthiere können sie ohne merklichen Nachtheil vertragen; Hunden, Schweinen, Kaninchen und Gänsen aber ist sie tödtlich, und die Pferde werden nach deren Genuß taumlich oder schwindelich. Bei Menschen hat man auf den Genuß der Wurzel Zittern, Lähmung der Sinnesorgane, lähmungsartige Schwäche der Gliedmaßen, Raserei, Zuckungen, Mundklemme, Steifigkeit der Zunge, kalte Schweiße, und nicht selten den Tod erfolgen sehen. Die Rettungsmittel, welche man den von ihr verursachten schlimmen Wirkungen entgegensetzen muß, sind, wie bei andern narkotischen Giften, hauptsächlich Brechmittel, vegetabilische Säuren und Honig, Wein, Kampfer, Ammonium und schwarzer Kaffee.

In der Arzneikunst hat man den gefleckten Schierling schon längst, wie andere stark wirkende Mittel, wider hartnäckige Krankheiten, besonders äußerlich, zur Linderung mancherlei Schmerzen und Zertheilung harter Geschwulste angewendet, seine eigentlichen Heilkräfte wurden aber erst durch den kaiserlichen Leibarzt Störk in Wien, welcher sich des Schierlings in verschiedenen, sonst für unheilbar gehaltenen Krankheiten mit dem glücklichsten Erfolge bediente, näher bekannt. — Die Wirkung des Schierlings hat viel Eigenthümliches. Eine

bedeutende Schärfe tritt zwar in ihm nicht bemerkbar hervor, dennoch zeigt er in mehreren Krankheiten eine auffallende Einwirkung auf das vegetative Leben, und wegen dieser allein benutzt man ihn therapeutisch. Vorzugsweise nimmt er die Lymphgefäße und Drüsen in Anspruch, stimmt in ihnen die Vegetation um, und bethätigt in ihnen die Verflüssigung. Aehnliche Wirkungen bringt er im Hautorgan hervor, dessen Absonderungsgeschäft er nicht allein vermehrt, sondern auch eigenthümlich umzustimmen vermag. In kleinen Gaben bringt er bei Gesunden, selbst anhaltend gebraucht, keine auffallenden Erscheinungen hervor, stört höchstens die Verdauung; dennoch wirkt er in diesen sehr kräftig gegen Abnormitäten der drüsigen Organe. In größeren Gaben macht er Durst mit Trockenheit im Halse, erregt Uebelkeiten, Erbrechen, Durchfall, Umnebelung der Sinne, Gliederzittern, Hautentzündungen und Kongestionen nach Unterleib, Brust und Kopf, und in noch größeren Gaben treten die genannten Erscheinungen in einem noch höheren Grade hervor: nach einer vorübergehenden Tollheit erfolgt gänzliche Betäubung; der Puls wird immer langsamer, und kann an den kalten Extremitäten nicht mehr gefühlt werden; die Respiration setzt allmählig aus, und unter Stockung des Blutumlaufes erfolgt der Tod. — Die Krankheitsformen, in denen sich die Anwendung des gefleckten Schierlings besonders heilsam bewährt hat, sind: Anschwellungen und Verhärtungen der Drüsen; Skrophelkrankheiten; Stockungen, Verhärtungen und Anschwellungen innerer Theile, besonders des Unterleibes; Syphilis; krankhafte Sekretionen verschiedener Art, und mehrere Dyskrasieen oder unregelmäßige Mischungen der Säfte im Körper. Bei Nervenkrankheiten scheint er in seiner Wirkung Aehnlichkeit mit dem Bilsenkraut zu haben. Gaso und Quarin gaben ihn anhaltend mit Erfolg gegen den Magenkrampf, Lettsom gegen nervösen Kopfschmerz, und Butter rühmt ihn als das wirksamste, und selbst als ein spezifisches Mittel gegen den Keuchhusten. Aeußerlich wird er häufig zur Unterstützung der inneren Wirkung benutzt, und ist besonders bei schmerzhaften Entzündungen und rheumatischer Ablagerung von außerordentlich beruhigender Wirkung. Das Conicin oder Cicutin, der eigenthümliche narkotische Stoff des Schierlings, ist eine der giftigsten Substanzen, findet aber in der Heilkunde bis jetzt nur selten Anwendung.

Fig. 1 der beiliegenden Tafel ist ein blühender Stengel des gefleckten Schierlings; — Fig. 2 die Wurzel desselben, unten abgeschnitten; — Fig. 3 eine Zwitterblüthe, vergrößert; — Fig. 4 eine weibliche Blüthe, vergrößert; — Fig. 5 ein Staubgefäß von der hintern Seite, vergrößert, und Fig. 6 ein vergrößerter Fruchtknoten. 6.

Die amerikanischen Kolonien, Washington und der Befreiungskampf.

(Tafel 21.)

Die glücklichen Erfolge eines Columbus, der früher vergebens seine Dienste der Krone Englands angeboten hatte, ließen es Heinrich VII. zu spät bedauern, die Anträge des muthigen Seemanns kleingläubig zurückgewiesen zu haben, und um das Versäumte so schnell als möglich nachzuholen, sandte er, bei der nautischen Unerfahrenheit seiner eigenen Unterthanen, den Venetianer Giovanni Gaboto oder Cabot und dessen Sohn Sebastian Cabot, im Frühjahr 1497 auf Entdeckungsreisen aus, zu denen die Städte Bristol und London die Schiffe hergaben; bereits am 24. Juni desselben Jahres landeten die kenntnißreichen Seemänner an der neuentdeckten Insel Baccalaos oder der Stockfischinsel, dem heutigen Neufoundland, und befuhren die Küste Nord-Amerika's von Labrador an bis zum heutigen Virginien. Heinrich VII. schien dieser Erfolg nicht bedeutend genug, um für die neue Erwerbung wiederholte Aufopferungen zu machen, und sein Nachfolger, Heinrich VIII., war bei allem Eifer für die Vermehrung seiner Seemacht, doch zu sehr mit religiösen Streitigkeiten, Befriedigung seiner Begierden und tyrannischer Herrschsucht beschäftigt, um seine Aufmerksamkeit auf diesen so entfernten, keine Spur von Gold zeigenden Punkt richten zu können. Erst als Elisabeth, die Wiederherstellerin oder vielmehr Schöpferin der englischen Seemacht, an die Regierung kam, erkannte man die Wichtigkeit der Kolonien für eine handelnde Nation, und es wurde unter ihr der Plan gefaßt, und von Personen von Rang und Ansehen unterstützt, in den Theilen Amerika's dauernde Niederlassungen anzulegen, die bis dahin von den Engländern nur besucht worden waren, um an ihren Küsten Fischerei zu betreiben oder einen unbedeutenden Tauschhandel mit den Eingebornen zu unterhalten. Sir Humphrey Gilbert, der sich durch seine militärischen Dienste in Frankreich und Irland, und durch eine sinnreiche Abhandlung über die nordwestliche Seefahrt nach Ostindien, eines Lieblingsplanes der englischen Nation, berühmt gemacht hatte, wurde für die geeignetste Person gehalten, die neue Kolonie zu errichten, da er vielen Enthusiasmus, Leichtgläubigkeit und jene lebhaften Erwartungen besaß, durch welche Menschen leicht zu neuen und gewagten Unternehmungen gereizt werden, und am 11. Juni 1580 erhielt er ein Ausfertigungsschreiben von der Königin, die ihn mit einer, für diesen Zweck hinreichenden Macht belehnte. Bald nach Erhaltung seiner Vollmacht schiffte sich Gilbert mit seinen Gefährten nach Amerika ein; doch entsprach der Erfolg keineswegs seinen Erwartungen. Die vielen Schwierigkeiten, die von der Ansiedelung in einem entfernten, unbekannten Lande, das blos von Wilden bewohnt ist, unzertrennlich sind, und die geringen, unzureichenden Hülfsquellen für eine Kolonie, die aus dem Vermögen eines Privatmannes

geschöpft werden sollten, waren die Hauptursachen des Mißlingens des, mit so frischem Muthe begonnenen Unternehmens, und hierzu kam noch, daß Gilbert so unglücklich war, so weit im Norden der neuen Welt, bei Kap Breton zu landen, wo die kalte, unfruchtbare Küste nicht das geringste Einladende für Ansiedler hatte. Zwei Versuche, die der beharrliche Mann bis 1583 machte, waren unglücklich, und beim letztern verlor er sein Leben. Walter Raleigh, ausgezeichnet durch sein Genie, seinen Muth und sein unverdientes Schicksal, mit in die Unternehmungen verflochten, in denen sein Halbbruder Gilbert sein Vermögen verschwendet hatte, wurde weder durch den schlechten Erfolg derselben, noch durch die sich in den Weg stellenden Schwierigkeiten abgehalten, einen Plan mit Eifer auszuführen, der so ganz geeignet war, seinen kühnen und romantischen Geist zu fesseln. Am 26. März 1584 erhielt er von Elisabeth eine gleiche Vollmacht, wie Gilbert, und am 27. April bereits schickte er zwei kleine Schiffe unter Amidas und Barlows Leitung aus, um die Gegenden zu untersuchen, in denen er Kolonien anzulegen gedachte, und um einige vorläufige Kenntnisse von den Umständen einzuziehen, die zum glücklichen Erfolge seiner Pläne wesentlich sein könnten. Um Gilberts Fehler, der sich zu weit nördlich gehalten hatte, zu vermeiden, nahmen sie die Richtung nach den westindischen Inseln, näherten sich von dort der Küste Nord-Amerika's, und berührten am 2. Juli, am Eingange des Pamlico-Sundes eine Insel, welche sie Wokocon benannten, und auf dieser eine unermeßliche Anzahl von Weinreben fanden, die sowohl die kleinsten Gesträuche als auch die höchsten Bäume bedeckten. Von hier begaben sie sich etwas nördlicher, wo sie am Albemarle-Sunde die Insel Roanoke entdeckten, trieben hier einige Wochen lang einen vortheilhaften Handel mit den Eingebornen, die weder Furcht noch feindselige Gesinnungen zeigten, zogen von diesen einige verworrene Berichte über das benachbarte feste Land Wigondacoa ein, nahmen zwei der Eingebornen mit, die sie gern begleiteten, und schifften sich wieder nach England ein, wo sie am 15. September anlangten. Die glänzenden Beschreibungen, die sie von dem Boden, dem Klima und den Erzeugnissen des neuentdeckten Landes machten, gefielen Elisabeth so sehr, und sie fand sich durch den Gedanken so sehr geschmeichelt, einen Erdstrich voller solchen Vorzüge zu besitzen, daß sie ihm auf Raleighs Bitten den Namen Virginia gab, als ein Denkzeichen, daß er unter der Regierung einer jungfräulichen Königin entdeckt worden war. Raleigh beschleunigte jetzt seine Zurüstungen, sobald als möglich von seinem so viel versprechenden Eigenthume Besitz zu nehmen, und sandte im Frühling 1585 sieben kleine Schiffe, unter Sir Greenville's Kommando aus, die mit Waffen, Kriegsgeräthen und Lebensmitteln, so wie mit Auswanderern, die Kolonisten werden wollten, wohl versehen waren. Auf Roanoke, welche Insel Greenville Ende Juni erreichte, gründete er eine Niederlassung von 108 Personen. In den folgenden Jahren schickte Raleigh, unter Führung des Gouverneurs White, wiederholt neue Ansiedler dahin ab; doch da die Kolonisten den Ackerbau hintansetzten, mehr auf den Handelsverkehr mit den Indianern bedacht waren, und in der Hoffnung, Minen zu entdecken, die Zeit verschwendeten, welche zur Herbeischaffung der Mittel für ihren künftigen Unterhalt hätte angewandt werden sollen, sah man die Ansiedelungen meist eben so schnell scheitern, als sie begonnen waren, die Ansiedler genöthigt, ihre Nahrungsmittel in den ungewissen Hülfsquellen zu suchen, welche ihnen die Flüsse und Wälder anboten, und es verdient deßhalb von dem damaligen Zustande dieser ersten englischen Kolonie nicht viel mehr bemerkt zu werden, als daß 1588 dort das erste Kind englischer Eltern, die Tochter eines Ananias Dare, das Licht der Welt erblickte, und nach dem Lande ihrer Geburt den Namen Virginia erhielt. Mehr als hundert Jahre verflossen seit Cabots Entdeckung Neufoundlands, ohne daß es den Engländern gelang, eine dauerhafte Niederlassung in Nord-Amerika zu gründen, und ohne viel mehr dabei zu gewinnen, als die Aneignung des indianischen, bereits von den Spaniern und Portugiesen angenommenen Gebrauchs des Tabakrauchens. — Spätere Reisen der Engländer nach Nord-Amerika hatten nur Handelszwecke, und waren daher in ihren Folgen keinesweges wichtig; erst die Reise Gosnalds, der im Jahre 1602 von Falmouth aus segelte, und Kap Cod, die Massachusetts-Bai, und die Inseln Elisabeth und Martha's Weinberg entdeckte, hatte die wichtige Folge, die Reise um zwei Drittel der Zeit abgekürzt zu haben, und fachte von Neuem in der Nation den Wunsch an, feste Ansiedelungen in der neuen Welt zu gründen. Einige Kaufleute in Bristol, Graf Southampton und Lord Arundel, schickten zwei Schiffe nach der Massachusetts-Bai ab, um Erkundigungen einzuziehen, ob Gosnalds lockende Beschreibung des Landes auf Wahrheit beruhe, oder ob es der übertriebene Bericht eines Mannes gewesen wäre, der gern seine Entdeckung verherrlichen möchte. Beide Schiffe bestätigten nach ihrer Zurückkunft Gosnalds Nachrichten, fügten noch so manchen andern Umstand zu Gunsten des Landes bei, und Richard Hakluyt, Stiftsherr zu Westminster, brachte durch seine zweckmäßigen und einsichtsvollen Bemühungen eine ausgebreitete, angesehene und wohlhabende Gesellschaft zusammen, um den so oft gescheiterten, und so oft wieder erneuerten Plan, Kolonien in Amerika anzulegen, endlich zur Ausführung zu bringen. König Jakob I., der nach Elisabeths Tode die Krone von England erhalten hatte, bestätigte die eingereichte Bittschrift, und ertheilte am 10. April 1606 dem Sir Thomas Gates und seinen Genossen einen Freibrief über alle Ländereien in Amerika, welche längs der Seeküste zwischen dem 34. und 45° n. Br. lägen, und entweder dem Könige von England gehörten, oder noch von keinem christlichen Volke in Besitz genommen wären, so wie über die angränzenden Inseln, und die, welche in ihrem Bezirk von hundert Meilen lägen. Ihrem eigenen Verlangen zu Folge wurden die Bittsteller in zwei Gesellschaften getheilt, deren Eine, die Londoner Kompagnie, die

erste Virginia- oder Südkolonie, zwischen dem 34. und 41.°, die andere, die Bristol- und Plymouth-Kompagnie, die zweite Virginia- oder Nordkolonie, sich zwischen dem 38. und 45.° n. Br. ansiedeln sollte. Die beiden Gesellschaften ertheilte Urkunde, zu welcher noch am 20. November desselben Jahres ein vom Köniz entworfenes Gesetzbuch für die Kolonien kam, ist, mit Uebergehung der von Elisabeth wirkungslos ertheilten, die älteste von der englischen Regierung in Bezug auf Kolonien erlassene, und ihrem Inhalte nach von außerordentlicher Wichtigkeit für die nachmalige Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. — Es wurden darin den Kolonisten, nächst dem freien Eigenthume des von ihnen zu bebauenden Landes, gleiche Rechte mit den englischen Unterthanen, und zollfreie Aus- und Einfuhr ihrer Produkte und Bedürfnisse nach und aus den Häfen des Mutterlandes für eine Reihe von Jahren zugesichert; der Handel mit fremden Mächten gänzlich frei gelassen, und die Gesetzgebung Englands und seine Geschwornengerichte auch als Grundlage ihrer künftigen Verfassung bestimmt. Dagegen die oberste Leitung aller Kolonialangelegenheiten und die Ernennung zu öffentlichen Aemtern, dem jedesmaligen englischen Staatsoberhaupte vorbehalten und einem Rathe in England übertragen.

Die Kompagnien von London und Plymouth zögerten nicht, aus den erhaltenen königlichen Bewilligungen, die nicht sowohl eine gänzliche Verachtung aller politischen Freiheit, als auch eine völlige Unwissenheit der wahren Vortheile verriethen, die ein Staat aus Kolonien ziehen kann, den größtmöglichsten Nutzen zu erhalten. Am 19. December 1606 bereits sandte die London-Kompagnie drei, mit 500 Ansiedlern besetzte Schiffe, unter Anführung des Kapitän Newport, von der Themse nach Virginia ab. Das Glück begünstigte diese Unternehmung auf eine unvorhergesehene Weise, denn ein heftiger Wind trieb die Seefahrer gegen ihren Willen von dem Ort ihrer Bestimmung, der Insel Roanoke, dem ersten englischen Ansiedelungspunkt, nordwärts in die bereits 1586 entdeckte Chesapeake-Bai. Hier am Ufer des Powhattan, der zu Ehren des Königs Jakob (James) Jamesfluß genannt wurde, erbauten die Ansiedler auf einer Halbinsel desselben die Stadt Jamestown. Kaum ausgeschifft, entstanden auch schon Unruhen unter den Kolonisten, welche sich weigerten, den von der Regierung zum Beisitzer des zu errichtenden Kolonialsenats bestimmten Kapitän Smith, in denselben zuzulassen, da seine Energie bereits die Eifersucht der andern, meist untüchtigen Mitglieder erregt hatte. Bald gesellte sich drückender Mangel an Lebensmitteln zu dieser Unzufriedenheit, und um das Maaß des Drangsals zu füllen, hatte die Unklugheit und Unvorsichtigkeit der Ansiedler noch einen Krieg mit den Eingebornen herbeigeführt, der indessen den glücklichen Erfolg hatte, die Getrennten zur Eintracht und Anerkennung Smiths zu nöthigen, dessen höhere Einsicht und kriegerische Tüchtigkeit ihn vor Allem geschickt machten, die Leitung der Kolonie zu übernehmen. Mit weiser Vorsicht ließ er Jamestown in so weit befestigen, daß es vor einem Ueberfall der Eingebornen gesichert war, und rückte dann mit seiner kleinen Macht gegen die Indianer aus, die er, trotz ihrer überlegenen Anzahl, theils aus dem Felde schlug, theils Bündnisse mit ihnen schloß. Bei einem dieser Züge gerieth er in der Hitze des Kampfes in einen Sumpf und dadurch in die Gefangenschaft der Wilden, und verdankte die Rettung seines Lebens lediglich der Tochter eines indianischen Häuptlings, der Pocahontas, die in dem Augenblicke, wo ihr Vater den Tomahawk über sein Haupt schwang, sich zwischen ihn und den Drohenden warf. Bei seiner Rückkehr aus dem Feldzug nach Jamestown fand er leider die Kolonie ihrem gänzlichen Untergange nahe, und wäre nicht Kapitän Newport, der wieder nach England zurückgekehrt war, noch zur glücklichen Stunde mit Verstärkungen und Lebensmitteln angelangt, so hätte wahrscheinlich diese Niederlassung schon damals das Schicksal aller früheren gehabt. — Schon war eine beträchtliche Landstrecke auf Smiths Befehl unter den Pflug getrieben, als der Zufall einen Fluß auffinden ließ, welcher glänzende Steinchen mit sich führte, die man für Gold hielt. Entzückt über den vermeintlichen kostbaren Fund, ließ Alles Pflug und Hacke ruhen, und beeilte sich, dem Mutterlande eine Ladung — Talkstein zuzuführen, denn aus nichts anderem bestand diese erste Sendung, welche die Kompagnie aus ihrer Niederlassung erhielt. Die unausbleibliche Folge des erwachten Goldfiebers war Mangel an Lebensmitteln und förmliche Hungersnoth, und abermals war es der unermüdliche Smith, der durch sein Beispiel von Arbeitsamkeit und Fleiß die Kolonie rettete. Abwechselnd das Feld bestellend und die Küste untersuchend, durchstrich er die ganze Chesapeake-Bai, und fand am äußersten Ende derselben Wilde, welche mit eisernen Aexten bewaffnet waren, die sie unfehlbar von den Franzosen in Canada erhalten haben mußten, welches Land Verazzani, ein Florentiner, für Frankreich bereits im Jahre 1525 entdeckt hatte. — Am 23. Mai 1609 beschloß Jakob I., von Eifer für den künftigen Flor der Kolonien erfüllt, ihr noch ausgedehntere Freiheiten als bisher, und das Recht zu bewilligen, sich selbst zu regieren. Von diesem Augenblick an drängten sich die Aktionäre zur Gesellschaft, und die Großen des Reichs nahmen mit Theil an ihren Planen. Die Auswanderung nach Virginien nahm immer mehr überhand, und trotz der Streitigkeiten mit der Regierung des Mutterlandes und den blutigen Kämpfen gegen die Indianer, die von den Ansiedlern gleich wilden Thieren in den Waldungen gehetzt wurden, belief sich die Einwohnerzahl Virginiens bei Ausbruch der englischen Revolution, bereits auf 60,000 Seelen.

Das Innere der Chesapeake-Bai, welches Kapitän Smith erforscht, und damit nach dem Rechte der Entdeckung die Ansprüche Virginiens darauf gewissermaßen begründet hatte, wurde im Jahre 1632 durch Karl I. von Virginien getrennt und an George Calvert, Lord Baltimore, zu einem Zufluchtsorte für die ver-

folgten Katholiken seines Landes überlassen, in der am 28. Juni ausgestellten Schenkungsakte aber des Rechtes der Krone, die Gesetzgebung der Kolonie zur Bestätigung vorgelegt zu erhalten, mit keinem Worte gedacht. Calverts Söhne, Cecil und Leonhard, gingen am 22. November 1633 mit 200 Katholiken, darunter mehrere vom höchsten Range und Vermögen nach Amerika hinüber, landeten bei Kap Comfort in Virginien, steuerten den Potowmak hinauf, und tauschten dort einen bedeutenden Strich Landes so friedlich von den Indianern ein, daß diese selbst den Ansiedlern ihre Felder bestellen halfen. Am 27. März 1634 nahm Calvert förmlich von seinem Lande Besitz, und benannte den ersten Ort der Niederlassung, zu Ehren seiner Königin Marie Henriette, St. Mary, wovon später das ganze Gebiet den Namen Maryland erhielt. Die fortdauernden Bedrückungen der Katholiken in England mehrten die Zahl der Einwanderer fortwährend, und das weise Benehmen des Lord Baltimore, der jeder Religionspartheì freie Ausübung ihres Kultus gestattete, und einen großen Theil seines Vermögens auf das Emporbringen der Kolonie verwandte, hatte zur Folge, daß dieselbe immer blühender wurde. Die im Jahre 1642 von den Indianern begonnenen Feindseligkeiten wurden in wenig Jahren völlig unterdrückt, und die wiederholten, durch W. Clayborne hervorgerufenen Aufregungen, der auf der Insel Kent eine Niederlassung gegründet hatte, die Gerichtsbarkeit Marylands aber nicht anerkennen wollte, gingen durch die Besonnenheit Lord Cecils, der bis zum Jahre 1676 seine Herrschaft über die Provinz übte, glücklich vorüber.

Das Land im Süden Virginiens, das Pance de Leon bereits im Jahre 1512 entdeckt und ihm seines freundlichen Ansehens wegen den Namen Florida gegeben hatte, dasselbe aber bald wieder verließ, da sich weder Gold- noch Silberminen hier vorfanden, wurde elf Jahre später von Verazzani wieder aufgefunden, und der eben so edle als unglückliche Admiral Coligny bestimmte es 1562 zu einem Asyl für seine, im Vaterlande mißhandelten Glaubensgenossen, die Hugenotten, von denen auch eine bedeutende Zahl unter Kapitän Ribauds Führung an der Mündung des Ediston landeten und daselbst ein Fort erbauten, das sie zu Ehren Karls IX. Karlsfort nannten. Zwei Jahre später unternahm Laudonnières eine neue Expedition dorthin, setzte sich am Maiflusse fest, und erbaute daselbst das Fort Karolina, welcher Name später dem ganzen Gebiete zu Theil wurde. Die Spanier, welche ein älteres Recht auf diese Landstrecke zu haben glaubten, überfielen unter Pedro Menendez Anführung die Franzosen, ermordeten sie erbarmungslos, und brachten über den Häuptern ihrer Schlachtopfer die Worte an: „Nicht weil sie Franzosen, sondern weil sie Ketzer waren!" — Coligny war mittlerweile in der blutigen Bartolomäusnacht (den 24. August 1572) unter Mörderhänden gefallen, und die französische Regierung trug eben nicht große Sorge, jene von einer fremden Macht an französischen Unterthanen verübte Gräuelthat zu rächen, da sie ja selbst 30,000 derselben im eigenen Lande mit kaltem Blute niedermetzeln ließ. Ein Privatmann, der tapfere Gourgues, ein gaskonischer Edelmann, nahm es auf sich, diese Unbill zu rächen. Auf eigene Kosten rüstete er einige Fahrzeuge aus, segelte nach Florida, schloß daselbst mit den Indianern ein Bündniß und that den überfallenen und besiegten Spaniern, wie sie es an seinen Landsleuten verwirkt, indem er sie gleichfalls an Bäumen aufhängen und die Inschrift daran befestigen ließ: „Nicht weil sie Spanier waren, sondern weil sie als Mörder handelten." Hierauf kehrte er mit seinen Leuten wieder nach Europa zurück; die Spanier verloren nach dieser Niederlage die Lust zu einer neuen Niederlassung, und das Land blieb bis unter Karl II. von England, von Europäern unbesetzt. Da schon in Folge des Walter Raleigh'schen Freibriefs, der nördliche Theil von Karolina mit unter englische Hoheit gestellt war, beschloß die Regierung einige Schritte zur Aufnahme desselben zu thun, und belehnte 1663 den Grafen Clarendon und sieben andere englische Herren mit allem Lande zwischen dem 31.° und 36.° n. Br., d. h. mit einem Gebiete, worauf sie kein Recht hatte, und das ihr noch weniger zugehörte. Im Jahre 1669 führte Gouverneur Sayle Kolonisten nach dem Ufer des Albemarle-Sundes, denen bis 1671 eine große Menge, durch die Episkopalen vertriebene Puritaner folgten, und eine zweite Kolonie entstand aus den Ansiedelungen der Weißen und Neger, die von Barbadoes auswandernd, am Kap Fear eine bedeutende Strecke Landes von den Indianern gekauft hatten. Der berühmte Philosoph Locke entwarf für die Kolonie eine Verfassung; diese aber, obwohl in ihr allgemeine Duldung jeder Glaubenspartei zum Grundgesetz erhoben wurde, hielt durch ihre aristokratischen Elemente, die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit so auffallend zurück, daß man ihrer bald überdrüssig wurde, und mit dem Ausbruche der englischen Revolution von 1688 erreichte auch sie ihre Endschaft.

So thätig die Londoner Kompagnie gewesen war, die ihr überwiesenen Länderstrecken in Aufnahme zu bringen, und das Gedeihen ihrer Niederlassungen zu befördern, um so saumseliger betrieb die Plymouth-Kompagnie, welcher Nord-Virginia vom 38.—45.° n. Br. zur Kolonisation angewiesen war, den Anbau der ihr zugewiesenen Landstrecken. Das erste von ihr im Jahre 1606 ausgerüstete Schiff wurde von den Spaniern genommen; eine im folgenden Jahre am Sagadahoc versuchte Niederlassung, und das daselbst erbaute Fort St. George, wurde durch Krankheit heimgesucht, und die Ansiedler, durch Verluste und Leiden muthlos gemacht, gingen wieder nach England zurück. Das fürchterliche Gemälde von der Küste und dem Klima schreckte die Unternehmer von neuen Ansiedelungsversuchen zurück, und sie beschränkten sich von 1608—1614 auf einige Reisen, die nur den Stockfischfang und den Pelzhandel mit den Indianern zum Zweck hatten. Eine dieser Reisen unternahm der aus der Geschichte von Virginien so bekannte Kapitän Smith. Mit vieler Ge-

nauigkeit untersuchte er den Theil der Küste, welcher sich von Renobscot bis zum Kap Cod erstreckt, nahm von diesem eine Karte auf, und überreichte diese nebst einer Beschreibung, so wie sie ihm sein lebhafter, enthusiastischer Geist eingegeben hatte, den Prinzen Karl von Wales, der davon so eingenommen wurde, daß er dieser Gegend den Namen Neu-England beilegte, den sie seither auch immer behalten hat. Die kleinmüthigen Unternehmer von Plymouth konnten indeß nicht bewogen werden, sich in anderweitige Ansiedelungsversuche einzulassen; einem bloßen Zufalle und einem stärkeren Bewegungsgrunde, als Handelsinteresse geben kann, verdankt Neu-England seine erste Kolonie, und Jakobs I. Verfolgungen der Puritaner, so wie der Eifer seiner Nachfolger für Gleichförmigkeit der Anglikanischen Kirche, wurden die thätigsten Förderungsmittel zur Stiftung neuer Staaten. Die Brownisten, eine von der bischöflichen Kirche in England hart verfolgte Puritanersekte, hatte sich unter Anführung ihres Predigers Johann Robinson im Jahre 1610 nach Holland geflüchtet, und dort zehn Jahre ruhig und ungekränkt gelebt, als der Wunsch in ihnen rege wurde, in einem Welttheile, der von europäischer Sittenverderbniß möglichst weit ablag, das Muster einer von menschlichen Zusätzen reinen Kirche zu stiften. König Jakob, an den sie sich bittend um eine Strecke Landes wandten, versprach ihnen, sie zu toleriren und in keiner Hinsicht zu belästigen, so lange sie sich selbst ruhig verhalten würden, weigerte sich aber geradezu, ihnen hierüber eine schriftliche Versicherung auszustellen; nach langem Widerstreben begnügten sie sich mit der mündlichen Erklärung des Königs, und gingen im September 1620 über England nach Amerika, wo sie 120 an der Zahl im November desselben Jahres bei Kap Cod landeten. Noch vor ihrer Ausschiffung entwarfen sie eine, von sämmtlichen Familienhäuptern und Freimännern unterzeichnete Verfassung, in welcher sie, der eignen Leiden eingedenk, die sie um ihrer Nonconformität willen hatten erdulden müssen, alle kirchliche Obergewalt ausschlossen und eine, durch jährliche Wahl eines Gouverneurs und einer ihm beigeordneten Rathsversammlung verbürgte Freiheit und Gütergemeinschaft festsetzten. Nachdem sie mehrere Wochen auf die Wahl eines passenden Ortes behufs ihrer ersten Niederlassung verwendet hatten, legten sie endlich den Grund zu dem Orte New-Plymouth. 1621 erhielten sie einen Zuwachs durch 50 neue Ankömmlinge aus England, denen im folgenden Jahre noch mehrere folgten; allein alles dieses trug nur wenig zum Gedeihen der Kolonie selbst bei, die durch die Strenge der Jahreszeit, eingerissene Krankheiten und den Mangel an gesunden Nahrungsmitteln beinahe bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen war. Im Jahre 1624 zählte die bei ihrer finstern, ungeselligen Moral nur langsam emporkommende Pflanzstatt erst 180 Personen in 32 Familien oder Antheilen. Mit Ergebung und unbezwingbarer Festigkeit ertrugen die Ansiedler, die in William Bradford einen redlichen, uneigennützigen Mann zum Gouverneur gewählt hatten, auf dessen Namen auch die beiden Patente ausgestellt wurden, durch welche die Plymouth-Kompagnie der Kolonie das Eigenthumsrecht ihres Besitzes bestätigte, alle Leiden, Widerwärtigkeiten und Beschwerden, und als auf dessen Vorschlag 1627 die, an allem Vorwärtsschreiten hindernde Gütergemeinschaft von ihnen aufgehoben wurde, stieg das Wachsthum der Niederlassung so schnell, daß sie 1649 bereits aus zehn Ortschaften bestand. — Karl II. und sein Nachfolger beraubten New-Plymouth vieler seiner Rechte, und vereinigten zuletzt im Jahre 1692 die Kolonie mit der Provinz Massachusettsbai, die sechs Jahre nach der Anlage von New-Plymouth durch einige englische Brownisten zwischen dem Merrimek- und Charlesflusse beim Vorgebirge Anna, als selbstständige Kolonie gegründet worden war. Die religiösen Zwistigkeiten Englands bevölkerten fortwährend dessen überseeische Besitzungen, besonders die Kolonie Massachusetts, die durch einen mit der Plymouth-Gesellschaft abgeschlossenen Vertrag, vermöge dessen Letztere ihren Freibeitsbrief auf die Kolonien übertrug, eine fast gänzliche Unabhängigkeit vom Einflusse der Krone gewann. Die reichsten und angesehensten Mitglieder der Kompagnie schifften hinüber, und bald strömten neue Auswanderer in solcher Masse hinzu, daß 17 Schiffe auf einmal 1500 Kolonisten an's Land setzten und die Städte Salem, Charleston, Boston, Dachester, Roxburgh, Cambridge u. a. mit bewundernswürdiger Schnelligkeit emporstiegen. Die Auswanderung aus England nach Amerika nahm in Folge der religiösen Bedrückungen so überhand, daß Karl I. im Jahre 1637 acht Schiffe mit frommen Emigranten anhalten ließ und sie in England zu bleiben zwang. Hätte der unglückliche Monarch in die Zukunft blicken können, wie gern würde er diese Expedition haben ziehen lassen! denn auf einem dieser Schiffe befanden sich Oliver Cromwell, John Hampden, nebst andern seiner später so furchtbaren Gegner, und er selbst mußte es sein, der seine Mörder im Vaterlande festhielt! — Trotz der königlichen Verbote hatten die Auswanderungen ihren Fortgang, und 1638 belief sich die Zahl der Einwanderer auf mehr als 3000 Köpfe. Leider begannen nun aber auch im neuen Lande die religiösen Zwiste, und die Unduldsamkeit des Puritanismus faßte trotz der eigenen, früher erduldeten Leiden so tiefe Wurzel, daß nur Karls und Jakobs II. Religionsverfolgungen jene verkehrten Eiferer zur Besinnung zu bringen vermochten. Die von Massachusetts vertriebenen, anders denkenden Brüder, wurden die Gründer der Kolonien Providence, Rhode-Island und Connecticut, New-Hampshire und Maine. — Heinrich Hudson, ein durch seinen Unternehmungsgeist und durch sein Unglück bekannter englischer Seemann, hatte in den Jahren 1608 und 1609 bei einer auf Kosten der holländischen Regierung unternommenen Reise, den nach ihm benannten Strom entdeckt, und die Holländer an demselben die Kolonie Neu-Amsterdam, das jetzige New-York, gegründet, nachdem sie das Land dazu von den hier hausenden Indianern friedlich eingetauscht hatten; unter Karls I. unruhvoller Regierung

dehnten sie ihre Besitzungen immer weiter aus, und während Cromwells Protektorat eroberten sie 1655 auch das im Jahre 1628 von den Schweden den Indianern abgekaufte Gebiet Neu-Schweden, das jetzige New-Jersey, so daß sich ihre Niederlassungen jetzt längs der Küste von Lang-Island bis zur Mündung der Delaware-Bai ausdehnten. In einem Lande, welches keiner einzigen europäischen Nation mit Recht gehörte, und dessen Gebiete gleichwohl eben diese Regierungen willkührlich zu verschenken und deren Grenzen nach Gutdünken festzusetzen sich erlaubten, konnte es nicht fehlen, daß am Ende nur das Recht galt, dessen Beweiskraft in der überlegenen Zahl der Bewaffneten lag. Hatten die Holländer die Schweden vertrieben, so bestritten ihnen die Engländer ein gleiches Geschick, bemächtigten sich während des 1664 zwischen England und Holland ausgebrochenen Krieges jener Kolonien, und erhielten sie auch später durch den Traktat von Breda (1667) förmlich abgetreten. — Im Jahre 1681 erhielt William Penn, als Zahlung für eine auf ihn gekommene Schuldforderung seines Vaters an die Krone, einen Strich Landes, der zwischen Maryland und New-York gelegen war, und nach dem Namen seines Besitzers Pennsylvania genannt wurde, unter den weisen Grundsätzen religiöser Duldsamkeit und Freiheit am schnellsten gedieh, und bald ihre älteren Schwestern an Volksmenge, Anbau und Wohlstand überragte. Die den neuen Ankömmlingen bewilligten Rechte zogen die Auswanderer aller europäischen Länder nach der neuen Kolonie, in welcher Penn bereits im Jahre 1682 Philadelphia gegründet hatte, und in den ersten drei Jahren schon kamen mehr als 50 mit Ansiedlern gefüllte Schiffe hier an, auf denen auch die ersten deutschen Einwanderer, unter Führung eines gewissen Pastorius aus Windsheim, ihren Einzug in Amerika hielten, und oberhalb Philadelphia die Stadt Germantown anlegten.

Blutige Kämpfe mit den zahlreichen Indianerhorden, die von Maine an bis herab nach Florida die Küste und das Innere des Landes bewohnten, legten allein den Ansiedlern aller Kolonien Hindernisse mannigfacher Art in den Weg; Schritt für Schritt aber sehen wir im Laufe weniger Jahrzehnte die Uebermacht europäischer Kultur die kupferfarbigen Urbewohner mehr und mehr nach dem Westen drängen, und viele Stämme derselben, der Mittel beraubt, ihre gewohnte Lebensweise fortzusetzen, und in fortwährende Kriege mit ihren Nachbarn verwickelt, die ihnen ihre Jagdgründe streitig machten, allmählig erlöschen und stammweise aussterben. Die anfangs unbedeutenden Kolonien gediehen unter dem Genusse einer verständigen, von Gesetzen geregelten Freiheit, kein Wunder daher, daß bei ihnen der Drang nach Unabhängigkeit und selbstständiger Regierung immer lebhafter wurde. Die ersten Gründer derselben hatten die englischen Begriffe von Freiheit, wie sich dieselbe aus dem langen Kampfe zwischen Parlament und König nothwendig entwickeln mußte, mit nach Amerika's Einöden, als dem günstigsten Sitze für republikanische Ideen gebracht; die Zuneigung zu ihrem Fürsten war durch die weite Entfernung, mehr aber noch durch die Veranlassung ihrer Auswanderung zu sehr geschwächt worden; der Handelsverkehr mit dem Mutterlande war nicht lebhaft und einträglich genug, um sich wechselseitig als untrennbar zu betrachten, und weder religiöse noch politische Verhältnisse gaben ein Band der Vereinigung mit dem Mutterlande ab, denn die Mehrzahl der Kolonisten bestanden aus Dissenters, d. i. aus Protestanten des Protestantismus, und erkannten eben so wenig die Gewalt eines Bischofs, als das Ansehen einer gebornen Aristokratie an. Hier galt Jedermann nur so viel, als sein Verdienst und sein Fleiß angeschlagen werden mochte: Europa's entnervender Luxus war den Ansiedlern fremd geblieben; gewohnt und genöthigt, sich ihre Bedürfnisse durch eigene Anstrengungen zu gewinnen, freuten sie sich einer wohlerworbenen persönlichen Unabhängigkeit, und indem sie in der That die ganze Einrichtung ihrer Staatsverwaltung selbst getroffen hatten und fortwährend in Händen hielten, sahen sie es schon als einen Zwang an, ihre Gesetze nicht im Widerspruch mit denen des Mutterlandes entwerfen zu dürfen. — Unter so günstigen Umständen waren die Kolonien beinahe zur Größe einer Nation herangewachsen, als noch der größte Theil von Europa ihr Wachsthum kaum ahnte. Statthalterwillkühr oder demokratische Eifersucht unterbrachen zwar zu Zeiten die bürgerliche Ruhe, allein sowohl diese als andere zufällige Hindernisse ihres Wohlstandes wurden immer bald wieder gehoben. Fern vom Getümmel der alten Welt begruben sich die Bewohner der nordamerikanischen Kolonien in den gewöhnlichen Sorgen des häuslichen Lebens, und blieben lange Zeit von einem großen Theile der Uebel frei, welche die Leidenschaften und Thorheiten der Staatsmänner nur zu oft Länderstrecken zu bringen vermögen. Im letzten Viertel des siebenzehnten und während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verlieh den Kolonien, die für England gegen Frankreich in Canada, Acadien und am Ohio, und eben so gegen Spanien kämpften, eine politische Wichtigkeit. Der fast ununterbrochene Kampf mit den Franzosen, Spaniern und Indianern hatte ihre Kräfte geübt, ihnen den Gebrauch der Waffen gelehrt und sie mit stolzem Selbstgefühl, ja mit einer Art Geringschätzung gegen das Mutterland erfüllt, das ihnen Gesetze vorschrieb, Beschränkungen ihres Handels auferlegte, und auf alle Art ihre Rechte zu schmälern suchte, während es nicht einmal sie gegen äußere Feinde zu schützen vermochte, und nur dem Beistande der Kolonialmilizen und den Geldbewilligungen der Generalversammlungen die glänzenden Erfolge dankte, welche die britischen Waffen aus dem Kriege mit den Franzosen in Canada siegsgekrönt hervorgehen ließen. Hatte schon die von Cromwell erlassene Navigationsakte den Samen der Unzufriedenheit mit dem Mutterlande ausgestreut, so war derselbe durch spätere, beschränkende Handelsverordnungen nur seiner Entwickelung näher gebracht worden; die Kolonien gewöhnten sich immer mehr und mehr, die ihnen früher bewillig-

ten Freiheiten als unverletzliche bürgerliche Rechte zu betrachten, und in jeder Verfügung des britischen Ministeriums zum Vortheil des Mutterlandes eine Usurpation zu sehen, der man nur mit mühsam unterdrücktem Unwillen Folge leistete. Während der ersten 150 Jahre seit ihrem Entstehen, war es auf keine Weise versucht worden, den Kolonien einen andern Beitrag zu den britischen Staatsbedürfnissen zuzumuthen, als den sie mittelbar durch Handelsbeschränkungen und Verbrauch englischer Industrieerzeugnisse leisteten; und hatten sich diese auch wirklich bereits einigemal in die Auflegung von Zöllen und anderer Abgaben gefügt, so wurden diese Zugeständnisse immer nur als freiwillige Geschenke und Handelsregulative angesehen, und in den darauf Bezug habenden Verordnungen immer nur mit den Worten „bewilligt“ oder „gewährt“ erwähnt; seit dem Frieden von Paris aber (1763) erlaubte sich das Ministerium gegen die Kolonien, unter Sanktion des Parlaments, die augenfälligsten Anmaßungen und Ungerechtigkeiten, und so erkaltete dann mit jedem Jahre mehr die Anhänglichkeit der Tochter an das plötzlich als Stiefmutter handelnde England, und das sich selbst noch unbewußte Sehnen der ersteren, sich endlich auch dem letzten Scheine von Abhängigkeit zu entziehen, ward zum lauten Wunsche angefacht durch die geheimen Aufreizungen der übrigen europäischen Seemächte, welche mit eifersüchtigen Blicken die wachsende Größe des britischen Reiches und die ungeheure Ausdehnung seiner Kolonien maßen. — Die plötzliche gewaltsame Hemmung des für die Kolonien so einträglichen Schleichhandels mit dem spanischen und französischen Westindien, der durch eine Akte vom 27. September 1764 zwar freigegeben, aber mit so ungeheuren Zöllen belastet wurde, daß er einem Verbote glich, war eine Hauptquelle des Mißvergnügens, indem sie dem Wohlstande der Kolonien einen um so empfindlicheren Schlag versetzte, als durch ihn allein die Kolonien in Besitz des baaren Geldes zu setzen vermochten, das sie an England für ihre Bedürfnisse zu zahlen hatten, und in demselben Augenblicke untersagte man ihnen auch die, freilich ungebührlich überhand genommene Vermehrung des Papiergeldes. In diesem Zustande verborgener Gährung wagte Lord Bute, der damals das Staatsruder Großbritanniens mit unfähiger Hand lenkte, die sogenannte Stempelakte in beiden Häusern durchzusetzen, nach welcher alle Kontrakte und Schulbverschreibungen, so wie alle im Verkehr eines handelnden Volkes täglich vorkommenden Handschriften auf Stempelpapier ausgefertigt und im Falle der Unterlassung als null und nichtig betrachtet werden sollten, und am 22. März 1765 erhielt diese, in ihren Folgen die Ruhe zweier Welttheile erschütternde, verderbliche Bill die königliche Genehmigung. Wie ein elektrischer Funke durchzuckte der Inhalt dieses schmachvollen Gesetzes, das auch im britischen Unterhause heftige Debatten hervorgerufen hatte, die Kolonien von einem Ende zum andern. Virginien gab das erste Beispiel einer feierlichen Protestation gegen die Stempelakte, und somit auch den ersten Anstoß zur Revolution. Am 28. Mai 1765 trug Patrik Henry seinen berühmten Vorschlag gegen jenes lästige Gesetz mit kühner Begeisterung in der Generalversammlung von Virginien vor, und wagte sogar, indem er die Tyrannei der Akte mit Schärfe hervorhob, die Worte: „Cäsar hatte seinen Brutus, Karl I. seinen Cromwell, und Georg III. —“ „Hochverrath!“ schrie hier der Präsident, und läutete mit seiner Glocke — „Hochverrath, Hochverrath!“ schallte es von allen Seiten des Hauses. Es war dies einer von den kritischen Momenten, wo Geistesgegenwart und Charakterstärke allein entschieden. Henry schwankte nicht einen Augenblick, sondern fuhr, indem er noch eine stolzere Stellung annahm, und den Präsidenten mit funkelnden Augen anblickte, fort: „und Georg III. — mag aus ihrem Beispiele Vortheil ziehen! Wenn dies Hochverrath ist, so macht daraus, was ihr wollt!“ Der von dem Hause der Gemeinen genehmigte Beschluß, bei ihrem alten Rechte der Selbstbesteurung zu beharren, und Jeden für einen Feind des Landes zu erklären, der irgend einer Person oder Personen außer der allgemeinen Versammlung der Kolonie das Recht und die Macht zuspräche, den Einwohnern irgend eine Abgabe oder Taxe aufzulegen oder aufzubürden, war ungemein folgenreich; das Beispiel einer so ansehnlichen Kolonie, wie Virginien, wirkte auf die Beschlüsse der übrigen Provinzen mächtig ein; auch die Furchtsamsten gewannen Zuversicht und Muth zur Widersetzlichkeit gegen die ihnen aufgedrungene Stempelakte. Seine stärkste Nahrung aber erhielt das Feuer der Freiheit aus freimüthigen Druckschriften, welche einfach und schlicht, doch voll gesunden Menschenverstandes die Rechte der Kolonien auseinandersetzten. Die Staaten von Neu-England spielten dabei eine Hauptrolle. Die Bewohner dieser Provinzen erkannten nur zu gut, wie wenig sie der Sorgfalt und Begünstigung Alt-Englands ihren Wohlstand zu danken hatten, und wie ihre Vorfahren durch Religionsbedrückungen und Glaubenszwang nach Amerika's Wäldern verscheucht, ohne Unterstützung des Mutterlandes auf nackter Erde die Schöpfung hervorgerufen hatten, deren Früchte sie jetzt genossen. Die Handelsbeschränkungen und oft gewaltthätigen Einmischungen Englands in ihre innere, ihnen durch Freibriefe gesicherte Verwaltung, waren ihnen noch in frischem Andenken, und die Enkel der verfolgten Puritaner des verflossenen Jahrhunderts widersetzten sich mit demselben Muthe der Stempelakte Georg III., mit welchem sich die letzteren gegen die willkührlichen Auflagen der Stuarte aufgelehnt hatten. Sie thaten dar, daß zufolge der britischen Verfassung, Besteuerung von Vertretung unzertrennlich sei, daß Abgaben von den Kolonien nur durch deren eigens gewählte Bevollmächtigte gesetzmäßig erhoben werden könnten, und daß, wenn das englische Parlament von den wahlfähigen Stimmen der englischen Nation zur Auflegung von Taxen ermächtigt sei, dies sich auf das Mutterland beschränken müsse, nicht aber auf die Bewohner der Kolonien ausgedehnt werden könne, die dort nicht ver-



treten würden, und machten zu gleicher Zeit darauf aufmerksam, wie hart es sei, den Ertrag der amerikanischen Betriebsamkeit in die Schatzkammer Englands fließen zu lassen, und damit diejenigen zu bezahlen, die ihre Rechte zu schmälern und ihre Freiheit zu vernichten suchten. Gegen die Behauptung Englands, daß es mit so außerordentlichem Aufwande die Kolonien auferzogen und vertheidigt hätte, wandte man, und nicht mit Unrecht, ein: daß das Mutterland sie an allen Kriegen, die es mit Frankreich geführt, vollen Theil nehmen lassen, in allen eigenen Gefahren aber, in allen Kämpfen mit den indianischen Nationen, in allen Mühseligkeiten, durch welche sie sich mächtig hindurchgearbeitet, wären sie sich selbst überlassen geblieben, und auf ihre eigenen Kraftäußerungen hingewiesen worden. Frankreich hätte den Krieg gegen sie nicht wegen ihrer Ansiedelungen geführt, sondern weil sie dem Scepter Großbritanniens gehorchten, und wenn man sie bisher mit direkten Parlamentsauflagen billigerweise verschont hätte, so wäre dem Mutterlande durch die gewährten Handelsvortheile reicher Ersatz geworden, zumal da die auf britische Manufakturen gelegten Taxen am Ende immer auf die Kolonisten zurückfielen, welche dem Mutterlande eben diese besteuerten Waaren in so großer Menge abkauften. — Ueberall brachen Unruhen aus; man zerstörte die Häuser der Stempelmeister, schlug Spottbilder an, und verbrannte öffentlich die von England eingeführten Stempelpapiere. Die Söhne der Freiheit, wie man die Gegner der Stempelakte nannte, erwählten einen permanenten Ausschuß, und dieser entwarf eine Vereinigungsakte für alle Provinzen, in welcher zwar der Regierung die schuldige Ehrfurcht bewiesen, aber zugleich die Unrechtmäßigkeit ihres Stempelgesetzes nochmals auseinandergesetzt wurde, und man sich zu wechselseitiger Hülfsleistung verpflichtete, falls jene Akte mit Gewalt zur Ausführung gebracht werden sollte. Zu gleicher Zeit verpflichteten sich gegenseitig die Kaufleute, keine britischen Manufakturwaaren vor Zurücknahme der Stempelakte einzuführen, und somit auch das Interesse der englischen Kaufleute und Manufakturisten von der Schonung ihrer Freiheiten abhängig zu machen; man entsagte allgemein dem Gebrauche ausländischer Gegenstände des Luxus wie der Bequemlichkeit, und die Frauen gingen darin den Männern mit dem rühmlichsten Beispiele voran. Ueberall bildeten sich patriotische Vereine zur Beförderung inländischer Industrie, um nicht von England abzuhängen, und um nur ein Beispiel zu erwähnen, versagte man sich den Genuß des Lammfleisches, um dem Mangel an Wolle abzuhelfen.

Auf Otis und Warrens Antrag wurde ein gemeinschaftlicher Kongreß, bestehend aus Deputirten sämmtlicher Kolonien, nach New-York zusammenberufen, um über die geeignetsten Mittel zur Beseitigung der dem Vaterlande drohenden Gefahren zu berathen, und auf Beschluß dieses Kongresses, der die Kolonien Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland und Süd-Karolina repräsentirte, eine Deputation zur Ueberbringung der Bitte um Zurücknahme der Stempelakte, und einer Denkschrift über die Rechte amerikanischer Bürger, nach Europa gesendet. Die Kolonien Virginien, Nord-Karolina und Georgien, die durch die königlichen Statthalter verhindert wurden, sich beim Kongresse vertreten zu lassen, schickten Memoriale ähnlichen Inhalts nach England ab. Mittlerweile erschien der verhängnißvolle 1. November 1765, an welchem die Stempelakte zuerst in Kraft treten sollte; aber einerseits war es in der That nicht leicht, an manchen Orten Stempelpapier aufzufinden, andererseits hatte Niemand den guten Willen, noch den Muth, sich desselben zu bedienen. Schiffe liefen aus und ein, und verladeten ohne Stempelbogen; die Buchdrucker brachten ihre Zeitungen nach wie vor auf gewöhnlichem Papier, und die Geschäfte, so wie die Verhandlungen in den Gerichtshöfen wurden zufolge gemeinschaftlicher Uebereinkunft geführt, als wäre von keiner Stempelakte die Rede. Auf diese Art wirkte der Freiheitssinn ministerieller Anmaßung entgegen; es war nicht die flüchtige Aufregung eines zügellosen Pöbels, sondern ein wohldurchdachter, von würdigen und angesehenen Männern mit seltener Ordnung und Ruhe geleiteter Plan. Die Kunde desselben gelangte, von dem Gerücht der tausendzüngigen Fama vielfach vergrößert, nach England; die Manufakturisten und Kaufleute dieses Landes bestürmten nun ihrerseits die Regierung mit Bittschriften um Aufhebung eines Gesetzes, das ihrem einträglichen Handel nach den Kolonien die empfindlichsten Wunden schlug; Georg III. sah sich genöthigt, sein bisheriges Ministerium durch ein anderes zu ersetzen, und nach langen, heftigen Debatten und Protestationen wurde am 18. April 1766 die Stempelakte zurückgenommen, dagegen aber „zur Sicherung der Abhängigkeit Amerika's von Großbritannien" eine sogenannte Erklärungsbill erlassen, welche die Beschlüsse der Provinzialversammlungen für nichtig erklärte und dem Parlamente die Gewalt zusprach, Gesetze und Anordnungen jeder Art für die Kolonien zu erlassen.

Der Widerruf der Stempelakte erregte in England und Amerika die ausgelassenste Freude. Die Kirchen ertönten von Dankgebeten, und im Rausche des Entzückens übersah man, daß jene Erklärungsbill in ihren ausgesprochenen Grundsätzen der Freiheit Amerika's weit verderblicher und gefahrbringender war, als die Stempelakte selbst. Trotz aller Erfahrungen gab England den Gedanken nicht auf, aus den Kolonien größeren Nutzen zu ziehen, und 1767 wurde ein Zoll auf Glas, Papier, Pappe, Bleiweiß, Malerfarben und Thee gelegt, und zu dessen Verwaltung ein amerikanisches Zollamt in Boston errichtet. Der berühmte Pitt, der kurz vorher als Lord Chathom Mitglied des Oberhauses und Großsiegelbewahrer geworden war, bald darauf aber allen öffentlichen Aemtern entsagte, eiferte erfolglos gegen diesen neuen Versuch, die Amerikaner einer indirekten Steuer zu unterwerfen, allein Townsend, der Kanzler der Schatzkammer und Vertheidiger des parlamentarischen Besteuerungsrechts, hatte seinen

ganzen Kredit verpfändet, den erwähnten Zoll durchzusetzen. Die Amerikaner, eifersüchtig auf ihre Freiheit, und wachsam gegen jeden Angriff auf dieselbe, sahen in diesem Zolle mehr als ein bloßes Handelsregulativ, lehnten sich abermals in Bittschriften, Adressen und Gegenvorstellungen dawider auf, und bekämpften bis 1769 jede Maßregel der Regierung, die ihnen als verfassungswidrig erschien. Mit wachsendem Unwillen betrachtete England das steigende Nationalgefühl ihrer einstigen Schützlinge. Man verlangte vom Könige, daß er durch Waffengewalt das Ansehen der Nation und seine eigenen Rechte schütze, und wirklich erschienen neun englische Kriegsschiffe vor den Höhen Amerika's; zwei englische Regimenter rücken zum Schutze der Zolleinnehmer in Boston ein, marschiren mit geladenem Gewehr und aufgepflanzten Bajonetten unter militärischem Pomp durch die Straßen, nehmen als Vergeltung für nicht getroffene Einquartirungsanstalten die Gemächer des Staatenhauses in Beschlag, und pflanzen ihre Hauptwache und zwei Feldstücke davor. Mit Grimm erblickt das Volk von Boston die niedere Soldateska in den Hallen seiner Abgeordneten, und seinen eigenen Rath von den Söldlingen des Mutterlandes bedrängt; mannigfaltige Reibungen bleiben nicht aus, und ein an sich unbedeutender Vorfall facht den Funken des Hasses zur hellen Flamme an. Einige trutzige Jünglinge begrüßen am 5. März 1770 die Mannschaft des Kapitän Preston mit Schneeballen; englisches Gewehrfeuer antwortet auf diese Beleidigung, und in einem Augenblick lagen drei Einwohner von Boston todt, und fünf andere tödtlich verwundet auf dem Boden. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, man zog die Sturmglocke, das Volk rottete sich unter dem wilden Geschrei: „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ zusammen, und nur die ausdrücklichsten Versicherungen, die Truppen aus der Stadt zu verlegen, vermochten den Tumult zu stillen. An demselben Tage, wo in Boston diese tragische Scene stattfand, wurde in London durch Lord North die Zollakte aufgehoben, um jedoch die Ehre der Nation aufrecht zu erhalten, und den Streit wegen des Rechtes der Besteuerung unentschieden zu lassen, eine Abgabe auf den Thee von drei Pence vom Pfunde beibehalten. Die Theeakte reizte zu abermaliger Widersetzlichkeit auf, denn sie war eben so wohl ein Eingriff in die Rechte der Kolonisten, wie der frühere Stempelimpost; die Widersetzlichkeit artete bald in Gewaltthätigkeiten aus; die Gewaltthätigkeiten erzeugten neue Parlamentsakten, und die Parlamentsakten endlich — allgemeine Empörung, die mit der im Jahre 1776 erfolgten Unabhängigkeitserklärung der dreizehn Vereinigten Staaten und der Losreißung der Kolonien von England endete. Der Hafen von Boston wurde am 1. Juni 1774 von den Engländern gesperrt; am 1. September desselben Jahres versammelten sich die Bevollmächtigten aller Kolonien zu einem Generalkongreß in Philadelphia; alles rüstete sich zum Kriege. Unter dem 9. Februar 1775 wurde Massachusetts von beiden Häusern des britischen Parlaments in Aufruhrstand erklärt und — um das amerikanische Volk durch Beraubung seiner ersten Nahrungsquellen gegen den Kongreß, als den Urheber dieser Leiden, aufzubringen, folgten unmittelbar darauf zwei scharfe Parlamentsakten, mittelst welcher den Kolonien aller Handelsverkehr mit dem Mutterlande abgeschnitten, und jede fernere Theilnahme an der Fischerei bei Neu-Foundland &c. auf's strengste untersagt wurde, was ziemlich so viel hieß, als den unglücklichen Bewohnern mehrerer Provinzen die Lebensluft entziehen. Alle diese Maßregeln hatten aber gerade den umgekehrten Erfolg, welchen man sich in England davon versprochen hatte; das erlittene Unrecht, wie die gemeinschaftliche Gefahr, besiegte die Zaghaftigkeit der Zögernden, entflammte den Thatendurst der Entschlossenen, und dieselbe Uebereinstimmung, welche Ministerium und Parlament in ihren Planen zur Unterjochung der Kolonien zeigten, begeisterte auch die dortigen Patrioten zu Wagnissen, welche ohne den Drang der Umstände sicher unterblieben wären. Bis zum 19. April 1775 war indeß der Streit nur mit Worten geführt, an diesem Tage aber begann der Krieg mit dem Gefecht bei Lexington, und der Ruf zu den Waffen wurde die allgemeine Losung. Das bisher unschlüssige New-York trat auf die Seite der Freiheit, und brachte derselben die größten Opfer; das durch die Parlamentsakten so sehr begünstigte Süd-Karolina schloß sich nicht minder den anderen Kolonien an; selbst die Quäker Pennsylvaniens erklärten sich für die allgemeine Bewaffnung, und in New-Jersey und Maryland bemächtigten sich die Bürger ohne besondere Aufforderung der Zeughäuser und der öffentlichen Kassen als Mittel zur Vertheidigung ihrer Rechte. Massachusetts votirte die Werbung einer Provinzialarmee, und mit diesen Truppen wurde das Land vor den Einfällen der Bostoner Besatzung gedeckt. Gegen Ende Mai brachten die britischen Generale Howe, Clinton und Bourgoyne beträchtliche Verstärkungen aus England herbei, und nöthigten die um Boston herumlagernden Patrioten, welche bereits mehrere Scharmützel mit den Engländern bestanden hatten, zu ernsteren Vorsichtsmaßregeln; tausend derselben besetzten in der Nacht vom 16. — 17. Juni die auf der Halbinsel Charlestown gelegene Anhöhe Bunkershill, warfen dort eine kleine Schanze auf, und setzten, als bei Tagesanbruch die britischen Schiffe die Vollendung derselben hintertreiben wollten, ihr begonnenes Werk unter dem heftigsten Kugelregen fort. General Gage sah sich genöthigt, Alles aufzubieten, um in Besitz dieses Hügels zu gelangen, der Boston vollkommen bestrich. Vier Bataillone Musketiere, zehn Kompagnien Grenadiers und eben so viel leichte Infanterie mit erforderlicher Artillerie, landeten unter General Howe zu Moretons Point, zogen daselbst noch 3000 Mann Verstärkungen an sich, steckten auf dem Marsche das alte, ehrwürdige Charlestown in Brand, und rückten in geschlossenen Linien bis auf Schußweite gegen die Verschanzungen der Amerikaner heran, welche, als sie dieselben nahe genug wähnten, ein so mörderisches Feuer herabsandten, daß die Engländer in größter Unordnung zurückwichen. Ein zweiter Angriff hatte keinen bessern

Erfolg, und nur die durch General Clinton den Briten zugeführte Verstärkung und der bei den Amerikanern eingetretene Mangel an Munition nöthigte endlich Letztere, sich in so guter Ordnung zurückzuziehen, daß die Briten sie nicht zu verfolgen wagten. Der Verlust der Amerikaner in diesem blutigen Gefecht betrug gegen 450 Mann, worunter der heldenmüthige General Warren, der der siegreichen Briten über 1100 an Todten und Verwundeten. Während dieser Ereignisse bei Boston überrumpelte Oberst Arnold mit einem auf Befehl des Sicherheitsausschusses schnell geworbenen kleinen Truppenkorps, mit welchem sich das Vermonter Freikorps unter Major Allen vereinigte, das Fort Ticonderoga, den Schlüssel zu Canada, und Fort Crownpoint, an der nördlichen Gränze, und bemächtigte sich mittelst einer eroberten britischen Korvette der Herrschaft auf dem Champlainsee. An dem Tage, an welchem Ticonderoga in amerikanische Hände fiel, trat der zweite Generalkongreß in Philadelphia zusammen. Hatte der erste das Kriegsfeuer angefacht, so lag diesem die Sorge ob, auf Nahrung für die hell empor lodernde Flamme und Erhaltung der Einigkeit zu denken; denn, wie bewundernswürdig auch der Muth war, mit welchem man die Waffen im Rausche der Begeisterung für die Sache der Freiheit ergriffen hatte, so drohte doch derselbe unter Besorgnissen aller Art, unter Mangel an Geld und Vorräthen, an Disciplin und Ausdauer, der nur für kurze Zeit angeworbenen Truppen, so wie an Uebereinstimmung der verschiedenen Provinzialregierungen zu erliegen. Eine der wesentlichsten Sorgen, die den Kongreß beschäftigte, war die Wahl eines Oberfeldherrn, und die weise Vorsicht, die ihn dabei leitete, verdient die vollste Anerkennung. General Putnam, der vermöge seines Alters wie seiner früheren Dienste, die gegründetsten Ansprüche zu dieser Würde hatte, wurde, um seines allzufeurigen Patriotismus willen, übergangen, der ihn jeden Vorschlag zur Aussöhnung mit dem Mutterlande geradezu verwerfen ließ; General Lee fand nur wenig Stimmen für sich, theils als geborner Engländer, theils wegen seines geringeren Unternehmungsgeistes, und Oberst Gates blieb unberücksichtigt, da er ebenfalls erst nach Beendigung des siebenjährigen Krieges die englischen Dienste verlassen und sich in Amerika niedergelassen hatte. Die Wahl fiel demnach mit besonderer Hinsicht auf die für jetzt weniger im Kampfe betheiligten südlichen Provinzen einstimmig auf Georg Washington, einen der vier Deputirten der Provinz Virginien, der seit seinem 21sten Jahre im Dienste des Vaterlandes unter den Waffen, sich schon in den Streitigkeiten zwischen Engländern und Franzosen, welche dem siebenjährigen Kriege vorausgingen, Ansprüche auf den Dank und die Achtung seiner Mitbürger erwarb, und dabei eine Liebe zum Vaterlande, eine Besonnenheit, Ueberlegenheit des Geistes, Charakterstärke und Ausdauer in allen seinen Unternehmungen an den Tag gelegt, die ihn, von einer edlen, einnehmenden Gestalt und mit seltener Bescheidenheit gepaarten Strenge in Dienstverhältnissen auf das kräftigste unterstützt, vor allen geschickt machten, den Oberbefehl über eine neugeschaffene, aus so widersprechenden Elementen zusammengesetzte Armee zu übernehmen. Die Wahl des Kongresses war eine glückliche Wahl. Mit dem Herzen eines Weisen vereinigte Washington den Geist eines Staatsmannes und den Heldensinn eines freien Bürgers; ein bedeutendes Vermögen sicherte ihm seine Unabhängigkeit, und mehrte zugleich sein Ansehen; seine anspruchslose Bescheidenheit und seine Uneigennützigkeit gewannen ihm die Herzen Aller: „Sollten jemals," schloß er seine Antwort an die ihn wählende Versammlung, „unglückliche Ereignisse meine Feldherrnlaufbahn bezeichnen, so bitte ich die gegenwärtigen Wähler, dann zu gedenken, wie ich heute offen genug erklärt, daß ich mich der übertragenen Würde nicht gewachsen fühlte." Nur das Wohl des Vaterlandes im Auge habend, verzichtete er auf jeden Gehalt, versprach genaue Rechnung über alle Ausgaben für die Armee zu halten, und begab sich, mit den nöthigen Instruktionen versehen, am 3. Juli 1775 nach Cambridge, als dem Sammelplatze des Patriotenheeres, wo er mit den höchsten Ehrenbezeigungen empfangen wurde, und seine Mitbewerber um das Kommando sich mit der edelsten Bereitwilligkeit seinen Anordnungen fügten. Und Washington erfüllte seine Mission — unter ihm wurde Amerika frei und unabhängig, und, nach vollführter That kehrte er, ein zweiter Cincinnatus, zu seinem Pfluge zurück.

Georg Washington, der dritte Sohn Augustin Washingtons, wurde am 22. Februar 1732 am Ufer des Potowmac, in der Grafschaft Westmoreland, auf einem Landsitze geboren, welchen urgroßväterliche Kraft für Söhne und Enkel in Kultur genommen hatte. Des Vaters und der Mutter einfache Lehre: „Hasse Falschheit, liebe Wahrheit," fand frühzeitig in des Knaben Brust, welcher, ein Sohn der Natur, kräftig empor wuchs. Sein Haar war blond, sein Auge feurig blau, sein Körper schön und gewandt, doch über das Thun des Knaben schon ein gewisser Ernst verbreitet. Für das Gewöhnliche zeigte Georg weder Vorliebe noch rege Fähigkeit, aber bei jedem Großen und Kühnen leuchtete der Genius des Knaben auf. In einem Gefühle für Pflicht verschmähte er es, sich einer Strafe durch eine Vorspiegelung zu entziehen; jeden Fehltritt gestand sein redliches Herz, und seine Jugendgenossen hatten eine so hohe Meinung von Georgs Rechtsgefühl und Umblick, daß sie, galt es die Ermittelung einer Wahrheit, stets auf sein Zeugniß sich beriefen. Bei allen Unternehmungen, welche Muth erforderten, war er der Führer seiner Genossen, und die natürliche Hoheit seines Geistes bereitete ihn für seine künftige Größe besser vor, als der nur auf Lesen, Rechnen und Schreiben sich beschränkende Schulunterricht in den Kolonien. Zur Mathematik zog ihn die eigene Neigung, und in der schnellen Auffassung dieser Wissenschaft bewährte sich zuerst am deutlichsten seine Denkkraft. Im zehnten Jahre verlor Georg den Vater, der das stille Verdienst hatte, durch eigenes Beispiel den Sinn für Tugend in des Knaben Seele geweckt zu haben. In gesteigerten Sor-

gen für den Haushalt und Georgs und seiner Geschwister Erziehung theilten sich fortan der Mutter Herz und Geist; die Mittel zu Georgs Unterricht wurden dürftiger, doch eine edle Natur bildet sich selbst aus, und die mathematischen Kenntnisse, die Georg auf der Schule zu Williamsburgh erwarb, waren nur eine Unterstützung des eigenen, regen Geistes. Bald belebte aber auch eine vorherrschende Neigung für Kriegsübung den kräftigen Knaben: das Feuergewehr ward seine Lieblingswaffe; fortwährend war er beschäftigt, seine Jugendgenossen zu einer guten Mannschaft auszubilden; Gefechte wurden geliefert, in denen er der leitende Geist war, und im Wettlauf, Ringen und Springen kam ihm keiner gleich. Diese fortgesetzten Uebungen erhöhten die natürliche Kraft und Gewandtheit seines Körpers, und stählten seinen Unternehmungsgeist, der sich schon tüchtig fühlte, in unerforschte Waldungen zu dringen, dort den Feind aufzusuchen, und mit ihm und aller Ungunst der Elemente bei Tage und Nacht zu kämpfen. Das dunkle Gefühl der Thatkraft drängte ihn unwiderstehlich zu den Gefahren der See, und als fünfzehnjähriger Jüngling erhielt er Anstellung als Midshipmen in der britischen Marine. Doch nicht zur See, nicht im unmittelbaren Dienste der Krone sollte Washington sich den Ruhm seiner späteren Jahre erringen; der Mutter Wunsch forderte den Sohn zurück; mit schwerem Herzen verließ er den, seiner Neigung so sehr entsprechenden Beruf, errang den ersten Sieg über sich selbst, kehrte entsagend zur Mutter heim, und zeigte durch diesen kindlichen Gehorsam bei emporleuchtender Kraft eine Milde und Liebenswürdigkeit des Charakters, die wir nur bewundern müssen, wenn wir bedenken, wie schwer es ist, die Wünsche des aufstrebenden Geistes Gesetzen unterzuordnen, die wir mit Leichtigkeit zerbrechen können. Nach einigen glanzlosen Jahren, die er still verlebte, und seine Talente durch Privatstudien zu vervollkommnen strebte, erhielt er in seinem achtzehnten Jahre durch Lord Fairfax eine Stelle als Landesvermesser im westlichen Theile des Gebiets, und erwarb dabei eine solche Kenntniß des noch offen liegenden, unvergebenen Landes und dessen Werthes, daß der spätere Erwerb desselben nicht unwesentlich zur Vermehrung seines Privatvermögens beitrug. Vier Jahre später, als 1751 die Miliz der Kolonie zum aktiven Dienste aufgefordert wurde, und es galt, einen umsichtigen Mann mit dem Blicke des Kriegers und der Kunst des Vermittlers der französischen Macht in Amerika gegenüber zu stellen, nahm die Regierung von Virginien keinen Anstand, unsern Washington, trotz seiner Jugend, hierzu auszuwählen, und Gouverneur Dinwiddie ernannte ihn zum Generaladjutanten Virginiens mit Majors-Rang, ein Beweis, in welchem hohen Grade Washington schon damals das Vertrauen seiner Mitbürger besaß. Die Franzosen, welche durch eine Kette militärischer Posten im Westen des Alleghany-Gebirges Canada mit Louisiana zu verbinden, und die britischen Kolonien auf das östliche Land zu beschränken suchten, verbanden sich mit den Indianern, und von dem Erheben dieser Feinde war das Schlimmste für die Ansiedler zu befürchten. Um dieses Aeußerste zu vermeiden, beschloß Dinwiddie, an den französischen Machthaber eine Schrift zu senden, in welcher er sich gegen das Vordringen der Franzosen auf's Feierlichste verwahrte, und es als einen Angriff gegen die Majestät des Königs und die Rechte seiner amerikanischen Unterthanen darstellte. Washington, der Ueberbringer dieser Nachricht, in welcher Krieg und Frieden lag, übernahm mit Freuden diesen Antrag, und erhielt dabei die geheime Weisung, das Land, welches er durchziehen werde, für Kriegszwecke zu prüfen, die Indianerstämme, mit welchen er zusammenkäme, für Virginiens Sache zu gewinnen, die Pläne der Franzosen kennen zu lernen und zu vereiteln, dem Gouverneur Dinwiddie selbst aber alle Aufschlüsse zurück zu bringen, auf welche sich das neue Kriegs- oder Friedenssystem mit Sicherheit bauen lasse. Mit Widerwärtigkeiten aller Art kämpfend, vollführte Washington mitten im Winter die wichtige Mission zur völligen Zufriedenheit des Gouverneurs. Das Tagebuch des jungen Kriegers, an Cäsars Schriftstellertalent erinnernd, ward gedruckt und von den Bewohnern Virginiens mit Theilnahme gelesen. Zum Oberstlieutenant eines Gränzregiments ernannt, wirkte er mit Entschlossenheit gegen die Feinde seines Vaterlandes, und als 1755 der offene Krieg mit Frankreich ausbrach, diente er als Oberst tapfer unter General Braddocks Kommando, erhielt nach dessen Fall den Oberbefehl über die ganze Miliz von Virginien, und kehrte, nachdem die Franzosen aus Fort du Quesne vertrieben worden waren, mit geschwächter Gesundheit 1758 in das Privatleben zurück, und vertauschte, nachdem sein Wunsch: „das gesicherte Glück von Virginien," für ein Jahrzehend erreicht war, das Schwert mit dem Pfluge des Landmanns, von Briten und Virginiern mit Schmerz und öffentlichem Danke entlassen. Mit der Wittwe eines Herrn Curtis vermählt, die mit einer schönen Gestalt und ansehnlichem Vermögen eine hohe Liebenswürdigkeit des Geistes und Herzens vereinte, lebte Washington zu Mount Vernon, einem schönen Landsitze am Potowmac, den er von seinem Bruder geerbt hatte, 15 Jahre der Landwirthschaft und den Pflichten eines Magistrats und Mitglieds der gesetzgebenden Versammlung. Beim Zwiste mit England vertrat er entschieden die Rechte der Kolonien, ward 1774 in den ersten Kongreß gewählt, und wie wir schon oben gesehen haben, beim zweiten Kongreß einstimmig am 15. Juni 1775 mit dem Oberbefehl des amerikanischen Heeres betraut. Als er am 3. Juli 1775 zu Cambridge, dem Sammelplatze des undisciplinirten, nur 14,500 Mann starken Heeres ankam, fand er die Engländer auf Bunkershill verschanzt, von schwimmenden Batterien und Kriegsfahrzeugen gedeckt, die Amerikaner aber hinter Erdaufwürfen zu Wintershill, Prospecthill und Roxbury gelagert, während kleinere Posten die Verbindung mit dem Binnenlande unterhielten. Die Wahl der unserm Washington beigegebenen hohen Offizieren entsprach vollkommen der des Oberfeldherrn; desto mißlicher stand es aber um das Heer selbst, das theils als ein frei-

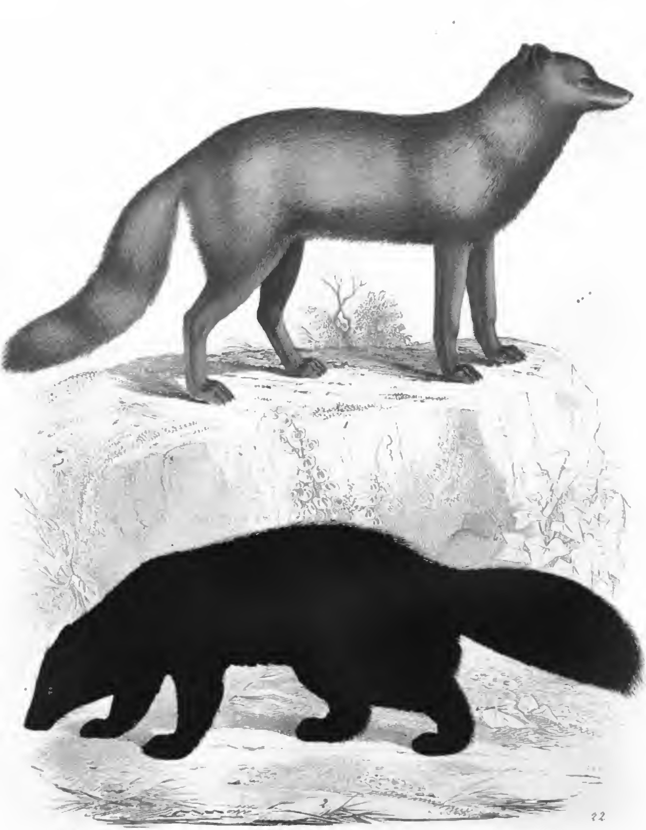
willig zusammengetretenes, theils als ein durch klimatische und religiöse Verschiedenheit vielfältig gespaltenes, einer nothwendigen Kriegszucht die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg legte, und dabei an allen Kriegsvorräthen, besonders an Pulver, Bajonetten, Zelten, und selbst an Montirungsstücken den empfindlichsten Mangel litt. Es fehlte an Ingenieuren, wie an Befestigungs- und Belagerungsmaterial, und die Beschränktheit des Einflusses, welchen der Kongreß auf die inneren Anordnungen der Provinzialregierungen übte, erschwerte die Ausführung militärischer Entwürfe mehr als wünschenswerth war. Hatte doch selbst die Generalversammlung von New-York Bedenken getragen, einem einzigen Feldherrn die vereinte Macht sämmtlicher Provinzen zu übertragen, da er dieselbe leicht zu Usurpationen aller Art und zum Umsturz ihrer bürgerlichen Freiheit mißbrauchen könnte. Mit diesen und ähnlichen, durch Mißtrauen, eifersüchtiges Freiheitsgefühl und Geldnoth erzeugten Schwierigkeiten, sehen wir Washington fast im Laufe des ganzen Krieges kämpfen, und es war kein geringes Unternehmen, ohne andere Mittel, als ein in Eile geschaffenes Papiergeld die Truppen auf einen Achtung gebietenden Kriegsfuß zu setzen, die kurze Dauer ihrer Dienstzeit zu verlängern, und Waffen und Pulvervorräthe, an welch' letzterem es vor allem gebrach, in hinreichender Menge herbeizuschaffen. Washingtons felsenfeste Beharrlichkeit, mit der er selbst dem Geschicke trotzte, und die nicht immer einsichtsvollen kriegerischen Vorschriften des Kongresses langmüthig hinnahm, die Gewalt, welche er über seine rohen, bunt zusammengelesenen Krieger übte, und die Seelengröße, mit welcher er sich nach jedem Unfalle nur um so kühner zum Siege erhob, werden ihn für alle Zeiten den größten Helden an die Seite stellen, und sein hochherziges Beispiel war es, das viele edle Ausländer, wie die Briten **Gates** und **Lee**, den feurigen Franzosen **Lafayette**, den kühnen Polen **Pulowsky** und die kriegskundigen Deutschen **Reuten** und **de Kalb**, den Fahnen der Amerikaner zuführte. Während Washington mit Organisation seiner Truppen beschäftigt war, verordnete der Kongreß die Anlegung von Pulvermühlen und Stückgießereien, entsandte Truppen zur Unterstützung der Patrioten nach New-York, und suchte die indianischen Stämme durch Abgesandte in das Interesse der Kolonien zu ziehen. Zu gleicher Zeit wurden Retorsionsmaßregeln gegen den britischen Handel verfügt, herzliche Zuschriften an die Bewohner Großbritanniens und Irlands, so wie des britischen Westindiens gerichtet, ein Manifest zur Rechtfertigung der veranstalteten Rüstungen erlassen, die indianischen Gränznachbarn mit dem Gegenstande des sie nicht berührenden Streits vertraut gemacht, und um Fortdauer nachbarlicher Freundschaft ersucht, und endlich die Bewohner Canada's zur Ergreifung gemeinschaftlicher Maßregeln mit den Kolonien aufgefordert, was wenigstens den guten Erfolg hatte, daß die zwischen den französischen Kolonisten Canada's und den Amerikanern herrschende Abneigung gemildert, und erstere durch keine Aufrufe des britischen Gouverneurs vermocht werden konnten, gegen die Amerikaner die Waffen zu ergreifen. Georgien, die südlichste Kolonie, welche der Konföderation noch nicht beigetreten, und durch die Parlamentsakten von den über die übrigen Kolonien verfügten Strafen ausgenommen war, zog es vor, das Schicksal ihrer Schwesterkolonien zu theilen, und erklärte ihren Beitritt. Die Idee eines in völliger Unabhängigkeit konstituirten allgemeinen Staatenbundes hatte auch für die Furchtsamsten das Zurückschreckende verloren; die Autorität der britischen Regierung war bereits faktisch in den meisten Provinzen erloschen, und die königlichen Statthalter derselben sahen sich genöthigt, entweder ihren Würden gänzlich zu entsagen und das Land zu räumen, oder sich aller Ausübung ihrer Amtspflichten zu enthalten. Nur einige wagten in einzelnen ohnmächtigen Versuchen wider den reißenden Strom der allgemeinen Volksbewegung hartnäckig anzukämpfen, wurden aber, wie die von Virginien, Nord- und Süd-Karolina, New-Hampshire und Georgien gar bald verjagt und den Loyalen das Versprechen abgenommen, sich in dem Kampfe gegen das Mutterland neutral zu verhalten. Der Kongreß beeilte sich, während dieser Zeit Schiffe zur Deckung der Küsten auszurüsten, und in kurzer Zeit schwamm ein Geschwader auf dem Meere, das unter dem Admiral **Hopkins** mehrere glänzende Siege über die Engländer davon trug. **Franklin**, der jetzt aus Europa zurückkehrte, war der Erste, der das Wort „Unabhängigkeit" aussprach; die Siege der Ministeriellen über die Oppositionspartei bei den Debatten wegen der Kolonien, hatten ihn endlich von der Unmöglichkeit einer Aussöhnung mit dem Mutterlande hinlänglich überzeugt. Auch den Mitgliedern des Kongresses leuchtete dies allmählig ein, als sie auf der einen Seite die Triumphe ihrer Heere sahen, auf der andern aber die Truppenaushebungen in Deutschland und die Abfassung der Akte vernahmen, in welcher das Parlament allen Handel mit den Kolonien gänzlich untersagte, und das öffentliche, wie das Privateigenthum der Amerikaner für vogelfrei erklärte. Selbst die gemäßigten Patrioten konnten sich nun nicht länger als Unterthanen eines Staats betrachten, der sie jedes Schutzes für unwürdig erklärte, und das Werk des **Thomas Payne**: Common sense (gesunde Vernunft). trug nicht wenig dazu bei, in ganz Nord-Amerika den Ruf der Unabhängigkeit erschallen zu lassen. General **Lee** stellte als Deputirter Virginiens den Antrag: die Unabhängigkeit der Kolonien öffentlich zu erklären. Sein Vorschlag ward mit ruhigem Beifall aufgenommen, und der reiflichsten Widerlegung unterworfen. Pennsylvanien und Maryland zauderten zwar anfangs, ihre Beistimmung zu geben, bald aber ertheilten auch sie ihren Deputirten die bestimmtesten Vollmachten, und am 4. Juli 1776 ward auf den Vortrag der Herren **Th. Jefferson**, **B. Franklin** und **John Adams**, die **Unabhängigkeitserklärung** durch die Stimmen der Abgeordneten von sieben Provinzen gegen sechs feierlich beschlossen. Die vom ersten Kongreß dargestellten Rechte des amerikanischen

Volks wurden feierlich in dieser Akte bestätigt und wiederholt, und die Einleitung derselben enthielt die Grundsätze dieser Versammlung in Hinsicht der politischen Freiheit der Völker, und besagte ausdrücklich: „Wenn eine Reihe unveränderlich nach einem und demselben Ziele gerichteter Unbilde, Mißbräuche und Anmaßungen unwiderleglich darauf hinarbeitet, ein Volk unter das Joch eines unbeschränkten Despotismus zu zwingen, so steht einem solchen Volke das Recht zu, ja es ist sogar seine heiligste Pflicht, einer solchen Regierung den Gehorsam aufzukündigen, und für die geeignetsten Maßregeln zu seiner künftigen Sicherheit möglichst Sorge zu tragen.“ — Die Erklärung der Unabhängigkeit selbst schließt mit den Worten: „Indem wir unsre gerechte Sache mit festem Vertrauen dem Schutze der göttlichen Vorsehung anheimstellen, verpflichten wir uns wechselseitig Einer gegen den Andern, zur Aufrechthaltung gegenwärtiger Erklärung unser Leben, unsere Güter und unsere Ehre einzusetzen.“ — Diese berühmte, von den weisesten und friedliebendsten Männern Amerika's abgefaßte Akte trug wesentlich dazu bei, den Kolonien in dem Augenblicke eine geistige Schwungkraft zu verleihen, wo sie, ohne Geld, ohne Waffenvorräthe, mit ungeübten Milizen den Kampf gegen die vereinigte Macht Großbritanniens begonnen. Ueberall ward dieser Beschluß mit freudigem Jubel aufgenommen, in allen Städten wurden öffentliche Feierlichkeiten angeordnet, und der Eifer für die gemeinschaftliche Vertheidigung des Vaterlandes verdoppelte sich in eben dem Maße, als jeder Zweifel, jede Unentschlossenheit auch aus dem zaghaftesten Herzen gewichen war. — Am 22. August 1776 eröffnete General Howe mit 30,000 Mann, meist aus Hessen, Hannoveranern, Waldeckern und Engländern bestehend den Feldzug gegen das 15,000 Mann starke Heer Washingtons. Sein Plan war, sich New-Yorks und des Hudsonstromes zu versichern, diesen Fluß aufwärts zu gehen, und sich mit der Armee von Canada unter Burgoyne zu vereinigen, welche nach Eroberung der, in den Händen der Amerikaner befindlichen Forts, den Champlain-See passiren sollte. General Clinton hatte den Auftrag, mit einer zweiten, kleinen Heeresabtheilung Charlestown, die Hauptstadt von Süd-Carolina, wegzunehmen und die südlichen Provinzen mit Hülfe der Loyalen zum Gehorsam zu bringen. Alles schien diesem, vom englischen Ministerium entworfenen Plane, den die Kolonien in zwei, des Zusammenhangs beraubte Hälften getheilt, und den Engländern den Zugang zu allen beliebigen Punkten geöffnet haben würde, einen glücklichen Erfolg zu versprechen. Howe landete auf Lang-Island; schon am 29. August wurde das amerikanische Heer unter General Sullivan bei Flatbush, unweit Brooklyn, auf's Haupt geschlagen und sein Anführer gefangen genommen; zwei Tage später waren die Amerikaner gezwungen, ihre Verschanzungen zu verlassen und sich über den Hudson zurückzuziehen, wohin ihnen am 15. September die Engländer folgten, am 23. in New-York einrückten, und diese Stadt fortan sieben Jahre und zwei Monate bis zum Schlusse des Friedens besetzt hielten. Die Bestürzung und Muthlosigkeit der Patrioten wuchs nach diesen traurigen Vorfällen mit jedem Tage; ganze Regimenter Milizen kehrten, aller Bitten Washingtons ungeachtet, bei abgelaufener Dienstzeit in ihre Heimath zurück, was dann endlich auch den Kongreß bewog, die Errichtung einer stehenden Armee zu dekretiren, deren Dienstzeit Anfangs auf die Dauer des Krieges, später jedoch nur auf drei Jahre festgesetzt wurde, nach deren Ablauf Offiziere wie Gemeine, außer dem erhaltenen Solde mit Ländereien belohnt werden sollten. Kein Mittel, den Muth des flüchtigen und abgerissenen Heeres zurückzurufen, blieb unversucht, doch ohne sonderlichen Erfolg. Am 18. Oktober wiederholt von den Briten bei den White Plains geschlagen, zogen sich die Amerikaner nach New-Jersey zurück. Der bald darauf erfolgende Verlust der beiden Forts Washington und Lee vollendete das mit der Niederlage bei Brooklyn über die Patrioten hereingebrochene Unglück: die Milizen zerstreuten sich, und selbst die Linientruppen schmolzen durch Desertion dergestalt zusammen, daß die Armee fast aufgelöst schien und kaum noch 3000 Mann unter den Fahnen zurückblieben; allein selbst diese befanden sich in einer eben so mißlichen als gefahrvollen Lage, denn es fehlte an Werkzeugen, um sich zu verschanzen, an Zelten und Munition, an Pferden und schwerem Geschütz. — Lord Howe benutzte den allgemeinen Schrecken zur Erlassung von Proklamationen an das entmuthigte Volk, und es wird Niemanden befremden, der die Geschichte der Völker von den ältesten Zeiten an studirt hat, daß auch hier der Pöbel und die Reichen, ja selbst Beamte der neuen Regierung, sich den Anforderungen der siegreichen Engländer, nur um wiederum Ruhe zu bekommen, und um in langgewohntem Kreise ihre Geschäfte ableiern zu können und keinen augenblicklichen materiellen Schaden erleiden zu müssen, sich eiligst den Engländern unterwarfen. Nur der Mittelstand, der eigentliche und wahre Träger und Repräsentant einer Nation, blieb der Sache des Vaterlandes treu, und Howe sah sich genöthigt, um die Mißvergnügten, welche sich im Geheim zum Aufstand vorbereiteten, im Zaume zu halten, allüberall Truppen zu entsenden. — Mitten unter diesen Stürmen blieb Washingtons Muth unerschüttert; seine Kühnheit wuchs mit seinem Mißgeschick, und seine heldenmüthige Standhaftigkeit wurde der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Durch verstellte Märsche den Feind täuschend, zog er sich mit den Trümmern seiner Armee hinter das rechte Ufer des Delaware zurück, um Philadelphia, den Sitz der Regierung und des Kongresses, nöthigenfalls decken zu können, und benutzte die Ruhe, die der britische Befehlshaber ihm gönnte, der Philadelphia nicht eher anzugreifen beschloß, als bis der Strom gefroren sei, zu den nöthigsten Vertheidigungsanstalten; veranstaltete neue Truppenaushebungen, und befahl dem General Gates, der bei den canadischen Seen stand, so wie dem General Lee, der im obern Theile von New-Jersey kommandirte, sich mit ihm zu vereinigen. Leider wurde Letzterer, noch vor Befolgung

seines Auftrags, von einer Abtheilung Engländer heimlich aufgehoben und nach New-York gebracht; doch gelang es Sullivan, der das Kommando des Lee'schen Korps übernommen hatte, zu Washington zu stoßen. New-York, Rhode-Island und der größte Theil von Jersey war in der Gewalt des Feindes; von Canada aus drang eine britische Heeresabtheilung, längs den Ufern des Hudson, in das Herz der insurgirten Provinzen, und Admiral Parker, der mit der britischen Flotte nach den Küsten von Carolina und Virginien gegangen war, suchte von hier aus die indianischen Stämme zum Aufstande gegen die Kolonisten aufzureizen, und gelockt durch die gemachten Anträge, stürzten sich die Creeks, die sechs Nationen der Lenapee's und die Cherokens, voll Wuth auf die benachbarten Gebiete, und ermordeten die Einwohner derselben. Alles vereinigte sich, um den Muth der Amerikaner niederzuschlagen, der Kongreß aber, weit entfernt, deßhalb die Hoffnung zur Rettung des Vaterlandes aufzugeben, faßte, mit unerschütterlichem Geiste, wie ihn nur die schönsten Zeiten des klassischen Alterthums bewährten, gerade im Augenblicke der größten Noth, am 4. Oktober 1776, den Beschluß einer immerwährenden Konföderation der Vereinigten Staaten, die erste Verfassungsurkunde des Vereinigten Nord-Amerika's ab, und als sich der Feind dem Delaware näherte, und der Kongreß gezwungen war, seine Sitzungen von Philadelphia nach Baltimore zu verlegen, war es daselbst sein erstes Geschäft, dem General Washington eine militärische Diktatur zu verleihen. Das Vertrauen jener würdigen Versammlung zu dem Feldherrn schien in der That in demselben Augenblick zu wachsen, wo er seine Heere auf allen Seiten geschlagen sah, und kein Vorwurf der Nachlässigkeit oder des Ungeschicks traf einen der Anführer. Die Amerikaner waren bei Ausbruch des Krieges nicht so trunken von der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, um sich für unbesiegbar zu halten, sie gaben der Macht der Umstände nach, ohne sogleich zu verzweifeln, und in besonnener Erwägung der zweckdienlichen Mittel, dem Fortschritt des Uebels vorzubeugen, eröffnete der Kongreß eine bedeutende Anleihe, errichtete eine Lotterie, und ließ nichts unversucht, die Staatspapiere in höheren Kurs zu setzen. Selbst für die zu liefernden Lebensmittel ward ein bestimmter Preis festgestellt, und alle diese Maßregeln wurden von den Provinzialversammlungen nicht nur gebilligt, sondern auch mit ihrem ganzen Ansehen unterstützt: das Vaterland blieb zwar gefährdet, war aber darum noch nicht verloren.

Trotz öffentlich erlassener Verbote, die Kolonien auf dem Wege des Handels mit Waffen zu versorgen, begünstigte Frankreich, der ewige Feind Englands, von ganzem Herzen die Sache der Amerikaner. Silas Deane, der Agent des Kongresses in Frankreich, warb ungescheut und ungehindert französische Offiziere für den amerikanischen Kriegsdienst, und im Geheimen überließ man ihm selbst Waffen aus den königlichen Arsenalen. Franklin, der Gesandte Amerika's, der noch während des unglücklichen Jahres 1776 nach Frankreich kam, um die Nation um Unterstützung anzurufen, und die amerikanische Unabhängigkeitserklärung anerkennen zu lassen, ward vom Volke mit der größten Begeisterung aufgenommen, und wenn ihm die Behutsamkeit des Versailler Kabinets noch keine Audienz bei Hofe gestattete, trotz dem, daß es nicht abgeneigt war, sich an England für die Verluste des siebenjährigen Krieges zu rächen, entschädigten ihn dafür die Beweise der lebhaftesten Theilnahme, die er von Jedermann erhielt, und die Hülfsleistungen, welche der französische Handelsstand den Kolonien gewährte. Um diese Zeit bot Lafayette, ein junger Franzose von vornehmer Geburt und großem Vermögen, seinen Arm zur Vertheidigung der amerikanischen Freiheit, und landete im Sommer 1776 mit wichtigen Depeschen und einem ansehnlichen Waffentransporte zu Charlestown; seine Ankunft versetzte ganz Amerika in lauten Jubel; bald ward er Wasshingtons vertrauter Freund, und der uneigennützigste Vertheidiger der Sache der Kolonien. Noch viele andere Ausländer schlossen sich ihm und der Freiheit an, während Washington am linken Ufer des Delaware seine Armee zu verstärken suchte und die Briten beobachtete, die sich immer mehr und mehr in New-Jersey ausbreiteten. Plötzlich aber wandelte sich sein behutsames Zaudern in die kühnste Waglust; mitten in der kalten, unfreundlichen Christnacht 1776 setzte er mit Blitzesschnelle über den Delaware, und führte sein Heer in drei Kolonnen dem bei Trenton ruhig in Winterquartieren liegenden Feind entgegen. Drei deutsche Regimenter, die man noch mehr als die Engländer fürchtete, streckten das Gewehr, nicht minder glücklich war das kühne Unternehmen auf Princeton, und bald hatten die Engländer nur noch einen kleinen Theil von Jersey inne. Pennsylvanien stand gedeckt und der Oberfeldherr, der durch einen rastlosen Wechsel taktischer Bewegungen mit einer geringen Truppenzahl die Feinde täuschte, sah sich jetzt im Stande, den Kriegsschauplatz nach Belieben zu wählen. Die Briten zogen sich nach Staaten-Eiland zurück, und während hier ihre Hauptarmee unter Howe von Washington im Schach gehalten wurde, suchte er deren Vereinigung mit der canadischen Armee zu verhindern, die im Ueberfluß mit allem versehen, unter General Burgoyne bis zum Fort Ticonderoga herabgedrungen war. Der gegen diese errungene Sieg bei Bennington ermuthigte die Amerikaner immer mehr, durch die weise Aufstellung seiner Truppen schloß General Gates die, nach und nach an Lebensmitteln mangelleidende canadische Armee ein, und unfähig, aus der gefahrvollen Position zu kommen, die seinem Heere den Untergang drohte, sah sich Burgoyne endlich genöthigt, am 16. Oktober 1777 zu Saratoga mit seiner ganzen Armee zu kapituliren, ein glückliches Ereigniß, das ganz Amerika mit freudiger Begeisterung erfüllte. Wenige Wochen vorher war Howe tief in die Chesapeakebai eingedrungen, landete an der Küste von Maryland, und bedrohte Philadelphia. Washington, der den Versammlungsort des Kongresses zu decken suchte, stellte sich am linken Ufer des Brandywine auf, wo ihm Howe am 11. Septbr. eine Schlacht

lieferte, die mit einer Niederlage der Republikaner endigte und die Hauptstadt in die Hände der Briten brachte. Die Kapitulation Burgoyne's verscheuchte schnell die momentane Muthlosigkeit der Amerikaner; das Gesuch des Kongresses um Hülfe beim Hofe von Versailles fand Unterstützer und Freunde, und am 6. Febr. 1778 erkannte Frankreich die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Kolonien an, unterstützte dieselben nach Kräften, und begann den Krieg mit Großbritannien, der erst 1783 geschlossen wurde und das große Werk der Befreiung Nord-Amerika's vollendete. Der achtjährige Kampf in einem ausgedehnten Lande, das seinen Bürgern keine Vertheidigungsmittel bot, und dessen glücklicher Erfolg glich einem Wunder, und nur Washingtons Tapferkeit, Klugheit, Festigkeit und militärischen Talente überwandten allein die verwickelten Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich der Befreiung Amerika's entgegenstellten — er schien für die Krisis seines Vaterlandes geboren. Die Kapitulation der britischen Truppen unter Lord Cornwallis 1781 endete seine Laufbahn als Feldherr, aber selbst die verheißungsvolle Zeit eines siegreichen Friedens, umdüsterten Umstände, zu deren glücklicher Beseitigung seine ganze Umsicht und Klugheit nöthig war. Die Armee, welche lange keinen Sold erhalten hatte, weigerte sich, ohne erhaltene Sicherheit für Bezahlung ihrer rückständigen Forderungen auseinander zu gehen; alle Gläubiger des Staats forderten vom Kongresse Tilgung seiner Schulden und Rechtfertigung des öffentlichen Zutrauens. Auch diesmal war es Washington, der durch seine geistige Ueberlegenheit und unerschütterliche Festigkeit den jugendlichen Freistaat vor innerer Zerrüttung rettete. Das Gewicht seiner Worte und das Ansehen seiner Person stellte die Ruhe wieder her, und die Truppen erklärten öffentlich, ihre errungenen Lorbeeren nicht durch Mißtrauen gegen den Kongreß beflecken zu wollen. Washington entließ in eigner Person seine Tapfern, die in sieben Feldzügen eben so oft gegen Mangel aller Art als gegen die Feinde, mit Ausdauer gefochten hatten, und wie sie, kehrte auch er in seine Heimath zurück, nachdem er in Philadelphia Rechnung von seinen Ausgaben abgelegt, und zu Annapolis, in einer feierlichen Sitzung des Kongresses seine Oberfeldherrnstelle niedergelegt hatte. Innerhalb acht langer Kriegsjahre hatte er noch nicht ganz 20,000 Pf. St. für den Krieg aus öffentlichen Mitteln entlehnt. Für sich selbst hatte er keine Besoldung beansprucht, und selbst als ihm, dem größten und besten Bürger Amerika's, der Kongreß dankte, und die Dankbarkeit der Nation ihm Alles gewährt haben würde, begnügte er sich, einige unbemittelte Offiziere, die ihm als Adjutanten gedient hatten, dem Kongreß zu empfehlen. Er zog sich nach seinem Landgut Mount Vernon am Potowmac zurück, und gleich den Helden des Alterthums entsagte er der Diktatur, um das Schwert mit der Pflugschaar zu vertauschen. Wie früher lebte er hier dem Landbaue, und suchte zugleich die Binnenschifffahrt Virginiens nach einem großartigen Plane zu befördern. Als man ihm dafür 150 werthvolle Aktien einhändigen wollte, nahm er sie nur unter der Bedingung an, daß der Gewinn zur Errichtung von höhern Schulen an den Flüssen James und Potowmac verwendet würde. Die Zukunft des Landes entging ihm bei diesen Beschäftigungen nicht, und die Versammlung zu Philadelphia, im Mai 1787, welche unter seinem Vorsitz die Verfassung feststellte, war sein Werk. Als sie angenommen war, kannte das amerikanische Volk keinen Würdigern, und wählte am 14. April 1789 Washington einstimmig zum ersten Präsidenten der großen Republik. Die Lage Amerika's war damals ungemein schwierig: ein leerer Schatz, Spaltung über die neue Verfassung, die von zweien der befreiten Staaten nicht anerkannt wurde, Zwiste mit England, Ansprüche Spaniens an den Mississippi, Stockung des Handels, Feindseligkeiten mit den Indianern — Alles bedrängte den jungen Staat. Aber mit den fähigsten Männern zur Seite verzagte Washington nicht. Im Jahre 1790 wurde Friede mit den Creek-Indianern geschlossen; die Spanier verstanden sich zur freien Schifffahrt auf dem Mississippi; die Differenzen mit England wurden 1794 beigelegt, wobei Washington selbst nicht scheute, der allgemeinen Vorliebe für Frankreich entgegen, sich dem Strome der Erbitterung gegen England entgegen zu kommen. Nachdem er acht Jahre an der Spitze der Verwaltung des Staats gestanden, lehnte er die Wiedererwählung ab, und nahm in einem langen Schreiben, 1797, Abschied vom politischen Leben. Viele Staatsschriften mögen beredter, geistreicher abgefaßt worden sein, keine war es je mit mehr Weisheit, Aufrichtigkeit, Redlichkeit und glühender Liebe für das eigene Volk und die Menschheit. Aus der ländlichen Muße, in welche er zurückkehrte, noch einmal gerissen, als Frankreich mit Krieg drohte, starb Washington am 14. December 1799, vielleicht der einzige Charakter der Geschichte, bei welchem die Nachwelt mit ungetheilter Bewunderung verweilen wird. Er konnte sich mit Leichtigkeit zum Diktator Amerika's erheben, er aber kehrte nach erfüllter Mission in die Stille des Landlebens zurück. Der energischsten Maßregeln fähig, wenn sie die Umstände erheischten, vergaß er nie die Mäßigung und Milde, die bei ihm aus ungekünstelter Humanität und aus liebendem Herzen floß. Nie sich erhebend, auch bei den Einflüsterungen der Schmeichelei nicht, aber auch nie verzagend, ging er unter allem Wechsel des Glücks fest seinen segensreichen Gang. In seinem Geiste herrschte gesunder Menschenverstand und richtiges Urtheil vor; auf Phantasie und Beweglichkeit machte er keine Ansprüche; trotz seiner mangelhaften Erziehung erreichte er aber durch Reinheit, Eleganz und Kraft eine hohe Meisterschaft im Styl, und schwerlich lassen sich bessere Staatsschriften aufstellen, als die seinigen sind. — Seine Schöpfung, die amerikanische, in Freiheit und Segen blühende Union, steht da, ein mit Recht bewundertes Staatsgebäude; aus den dreizehn ursprünglich menschenarmen Kolonien sind im Laufe eines halben Jahrhunderts durch friedliche Eroberung, durch Pflug und Axt und weise Gesetze hervorgegangen, sind dreißig kräftige Staaten geworden, der Zufluchtsort



22

18.1.?

der Gedrückten und Verfolgten aller Länder, und Washingtons Name, den die Bundesstadt der Union trägt und hunderte von Landschaften, Kreisen, Seen, Flüssen, Inseln, Flecken und Dörfern ihm zu Ehren führen, lebt unvergänglich fort und wird für ewige Zeiten das Symbol der wahren Freiheit bleiben. 17.

Nordische Thiere.

(Taf. 22.)

Unter den nordischen Thieren zeichnen sich der Eisfuchs und der Vielfraß vorzüglich aus, und ersterem wird seines kostbaren Pelzes wegen häufig von den Jägern nachgestellt, letzterem aber, der einen langhaarigen, rauhen Pelz von nur geringem Werthe hat, des Schadens wegen aufgepaßt, den er den Jägern zufügt, indem er ihre aufgestellten Fuchsfallen entleert, und so die Hoffnungen der Jäger vereitelt.

Der Eisfuchs, Canis lagopus, Fig. 1, der einzige Repräsentant seiner großen Gattung in den höchsten arktischen Breiten, der nur dort auftritt, wo das Pflanzenleben fast ganz erstirbt, und nur vom Raube sich nährende Thiere bestehen können, bringt bis an die äußersten Gränzen des nördlichsten Festlandes beider Hemisphären vor, hält sich in großen Mengen um die Hudsons- und Baffins-Bai herum auf, wird überall im nördlichen Theile Norwegens, in Lappland und an der Nordküste Sibiriens gefunden, kommt aber nie südlich vom 50sten Breitegrade vor. In der Nähe des Eismeeres kommt er in ganzen Kolonien vor; oft sind 20 bis 30 und mehr Baue in einem unbedeutenden Umkreise, und Parry, der auf der mit ewigem Eise bedeckten Halbinsel Melville überwinterte, fand daselbst viele Baue der Eisfüchse, die sie erst im November verließen, um südlicher zu wandern. Ueberall suchen sie das Meer auf, folgen bei ihren Wanderungen stets der Küste, und gelangen nur dort südlicher, wo diese ihre Richtung nach Süden nimmt. Im Innern des nordamerikanischen Festlandes kommen sie, unter dem 65.° n. Br. nur einzeln im Winter vor, unter dem 61.° n. Br. sind sie nur selten, und unter dem 53.° hat man in vierzig Jahren nur zwei derselben gesehen. Außer dem Rennthiere scheint er das einzige Landsäugethier zu sein, das die Kälte aufsucht. In Sibirien findet er sich überall an den Küsten des Eismeers und den Ufern aller Flüsse, so weit diese nicht mit Wald bedeckt sind, besonders am unteren Laufe des Kalyma, der Indigirska, der Lena und des Jenisey, meistens aber nur nördlich vom 69.°, im Winter dagegen streift er, nach Pallas Bericht, bis zum 60.° herab. Thienemann fand ihn auch auf Island, und auf der Berings-Insel und den Aleuten, so wie auf der Halbinsel Kamtschatka, soll er in manchen Jahren sehr häufig sein, und größtentheils auf Eisschollen dorthin gelangen. Nach Hearne's Erfahrungen, der den Eisfuchs im nördlichen Amerika beobachtete, ist er nicht ohne Intelligenz, doch nur im unvollkommenen Grade zähmbar, und soll, selbst in der Gefangenschaft, einen entschiedenen Widerwillen gegen Liebkosungen behalten. Dem gemeinen Fuchse (Canis Vulpas) völlig unähnlich, ist er nicht mißtrauisch, ja nicht einmal vorsichtig, und man hat beobachtet, daß er dem Jäger ruhig zusah, während dieser die Falle aufstellte, und in diese blind hineinrannte, sobald jener den Rücken gewendet hatte. Kapitän Lyon, der den Norden Amerika's durchwanderte, erhielt durch eine einzige Falle innerhalb vier Stunden einst 15 Stück. Die Menschen fürchtet er nicht, und Pallas, so wie andere sibirische Reisende klagen über die Frechheit, mit welcher er in ihre Lager eindrang, den Schlafenden alle Eßwaaren, sogar die Schuhe fortschleppte, sich kaum durch Schläge abhalten ließ, und zuletzt auch noch die zur Abwehr hingelegten Stöcke forttrug. Nähert sich ein Jäger seinem Bau, so steckt er furchtlos den Kopf heraus und kläfft wie ein junger Hund, weßhalb er auch von den Russen in Sibirien Pessez (Hündlein) genannt wird; wo er viel verfolgt wird, wie in Island, ist er scheuer, und fürchtet namentlich Bewaffnete sehr. Bei der Verfolgung eines Thieres läßt er keinen Laut hören, sonst aber ahmt er (nach Lyon) gern die Stimmen anderer Thiere, besonders der Brantgans, nach, um sie in seine Nähe zu locken. Am Tage schläft er, wacht aber bei dem geringsten Geräusche auf; des Nachts ist er stets in lebhaftester Bewegung, jagt entweder, oder springt mit andern lustig herum. Seine Nahrung besteht in Mäusen, Schneehühnern, Hasen, wilden Gänsen und Enten; die Reste seiner Beute, die er nicht ganz zu verzehren im Stande ist, vergräbt er unter dem Schnee, der ihm auch das Wasser ersetzt, den er aber nicht anleckt, wie es die Hunde thun, sondern in kleinen Bissen verschluckt. Die nordischen Jäger erzählen, daß die Mutter mit ihren Jungen an die mit Geflügel bedeckten Seen gehe, die Jungen im Grase verborgen liegen lasse, dann hineinschwämme und das Geflügel angreife. Die alten Gänse und Enten wendeten sich dann gegen den nahenden Feind, um ihre noch nicht flüggen Jungen zu vertheidigen, die dem Ufer zuflüchteten, und nun brächen die jungen Füchse aus dem Hinterhalt hervor und über die jungen Vögel her.

Der Eisfuchs ist kleiner und niederer, als der gemeine Fuchs, aber stark und behend, und wenige andere Säugethiere kommen ihm in der Ausführung gewaltiger Sprünge gleich. Sein Pelz ist aschgrau am ganzen Leibe; langes, im Winter schneeweißes und dann etwas wolliges Haar bedeckt nicht allein den Körper, sondern sogar die Fußsohlen, und schützt die übrigens dünne und feine Haut vollständig gegen die arktische Kälte. Um die Wangen und bis hinter die Ohren zieht sich ein hübsch aussehender, abstehender Pelzkragen. Die kurzen, abgestumpften Ohren sind ebenfalls dicht behaart, und in den langen, dichten Schwanz wird während des Schlafs das Gesicht wie in einen Muff versenkt. Die Länge des Thieres beträgt 22 — 24, die des Schwanzes 12 — 14, die der Ohren 2 Zoll; die verhältnißmäßig langen Füße sind sehr muskulös und mit starken

Krallen bewaffnet. Der Kopf des Weibchens ist minder spitzig, als der des Männchens, und besitzt einen gutmüthigen Ausdruck. Die Ranzzeit des Eisfuchses fällt gegen Ende März und dauert 2—3 Wochen, während welcher sie beständig im Freien bleiben, nachher aber sich in ihre Höhlen oder Baue begraben, welche 4 — 5 Klaftern lang und so eng sind, daß kein Hund hinein gelangen kann. Die Baue bilden in der Mitte einen mit Moos ausgefüllten Kessel, in welchem sie sich meistens nur paarweise aufhalten, und dieser hat 6 — 10 Ausgänge. Nach neun Wochen, gegen Ende Mai, werfen die Weibchen 6 — 8 Junge, die theils weißlich, theils grau, blau, gelblich oder schwärzlich aussehen, 5 — 6 Wochen in der Höhle bleiben, und in der Mitte August herumzuschwärmen anfangen. Die Feinde des Eisfuchses sind der Vielfraß und der Uhu.

Der Vielfraß, Galo borealis, Fig. 2, dem wir bereits im vorigen Jahrgange unsres Buchs der Welt eine ausführliche Schilderung gewidmet haben, ist bedeutend größer als der Eisfuchs, und erreicht, ohne den 8 Zoll langen Schwanz, eine Länge von $2\frac{1}{2}$ Fuß. In Sibirien stellen ihm die Pelzjäger fleißig nach, da er einer der Hauptfeinde der Füchse ist, und die in Fallen oder Eisen gefangenen, bei seinem nächtlichen Abspüren immer zerreißt und so den Fallenstellern großen Schaden zufügt. 1.

Drei Kämpfer für die Wissenschaft.

Zu allen Zeiten hat es Männer gegeben, die für die Menschheit, das Vaterland oder ihre Ueberzeugung, Leben und Kräfte zum Opfer gebracht, und ihre Namen glänzen zum Theil im Tempel des Ruhms, oder sind unvergeßlich im Munde und Herzen des Volks, und haben in diesen sich bleibende Denkmäler aufgebaut. Weniger bekannt sind die Namen derjenigen Männer aber, die für die Wissenschaften gekämpft, besonders solcher Wissenschaften, deren Wichtigkeit von der großen Masse des Volkes, die nur den materiellen Nutzen vor Augen hat, nicht genugsam gewürdigt wird. Solche Kämpfer zeigt uns besonders die Geschichte der Astronomie. — Wir wollen nicht bis Galilei zurückgehen, dem die Welt die Entdeckung der Drehung der Erde um die Sonne verdankt, der seine Lehre aber als ketzerisch vor der Inquisition in Rom abschwören, und drei Jahre im Kerker dafür büßen mußte, oder bis Kepler, unsern Landsmann, der sein ganzes Leben hindurch mit Noth kämpfend, die größten Gesetze der Wissenschaft entdeckte, die noch heute seinen Namen führen; auch das verflossene Jahrhundert lehrt uns Männer kennen, die der Wissenschaft Jahre zum Opfer brachten, und tausend Mühen und Entbehrungen erduldeten, um durch die Beobachtungen einer einzigen Stunde, die Wissenschaft, der sie ihr Leben gewidmet, bereichern zu können. Das Volk kennt ihre Namen nicht, die in der Geschichte der Wissenschaft glänzend fortleuchten. Pflicht dünkt es uns aber, von Zeit zu Zeit Einzelne jener Männer aus dem sie umhüllenden Dunkel hervorzurufen, und unsern jungen Lesern als erhebende Beispiele des Fleißes, Muthes und der Ausdauer zum Muster vorzuführen.

Halley, der berühmte englische Astronom und Mathematiker, der schon in seinem neunzehnten Jahre die Theorie Keplers über die Bewegungen der Planeten vervollkommnete, verkündigte schon im Jahre 1676, daß am 6. Juni 1761 der Durchgang der Venus durch die Sonne erfolgen würde, und daß dieses wichtige Phänomen dazu dienen könnte, die eigentliche Entfernung der Erde von der Sonne zu bestimmen. Schmerzlich war es ihm, selbst wenn er das höchste menschliche Alter erreichen würde, nicht Zeuge dieser Erscheinung sein zu können, und mit dem Wunsche, daß die Träger der Wissenschaft seine Verkündigung nicht unbeachtet lassen würden, entschlief er zwanzig Jahre vor der durch seine Berechnungen erforschten Zeit. Der Krieg zwischen England und Frankreich erschütterte im Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast ganz Europa, doch sollte derselbe auf die wissenschaftlichen Strebungen der Völker keinen Einfluß haben, und wirklich wetteiferten auch die Gelehrten aller Nationen in friedlichen Bemühungen, den voraus verkündeten Durchgang zu beobachten. Die französische Akademie sendete zu diesem Behufe drei ihrer Mitglieder, den Abbé Pingre nach der Insel Rodrigo, den Astronomen Legentil nach Pondichery, und den Abbé Chappe d'Auteroche nach Tobolsk in Sibirien, mithin fast alle drei unter einerlei Meridian.

Legentil schiffte sich am 26. März 1760 zu Brest ein, und hatte bis zu seiner Ankunft auf Isle de France, von wo er leicht nach der Insel Rodrigo zu kommen hoffte, eine glückliche Fahrt. Allein die englischen Kaper, welche in der Gegend kreuzten, machten die Ueberfahrt so unsicher und gefährlich, daß kein Fahrzeug es wagen wollte, den Astronomen weiter zu bringen. Nach langem, peinlichen Harren kam endlich aus Frankreich der Befehl, der Gouverneur solle eine Fregatte ausrüsten und den Gelehrten mit seinen Instrumenten nach Pondichery bringen. — Am 11. März 1761 schiffte sich Legentil zum zweiten Male ein, und hoffte, spätestens in zwei Monaten das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Aber seine Hoffnung täuschte ihn. Von ungünstigen Winden und Stürmen umhergetrieben, oder durch Windstillen aufgehalten, irrte die Fregatte lange an den Küsten von Afrika und Malabar umher, und als sie endlich am 24. Mai in die Nähe von Pondichery kam, hatte Legentil den Schmerz, zu hören, daß die Engländer die Insel besetzt hätten. Der Kapitän der Fregatte mußte eilen, wenn er dem Feinde nicht in die Hände fallen wollte, und wieder zurückkehren. Während man noch zur See war, erschien der 6. Juni, und Legentil beobachtete den Durchgang der Venus auf dem Verdeck, so gut es sich thun ließ. — Es ist immer schmerzlich, wenn wichtige Unternehmungen, denen große Opfer gebracht werden, mehr oder weniger mißlingen. Diesen Schmerz empfand Legentil, der auf der Fregatte

die wichtige, himmlische Erscheinung nur sehr unvollkommen beobachten konnte, auf's Lebhafteste. Er sollte jetzt wieder nach Frankreich zurückkehren, allein da er sich schmeichelte, bei einem längeren Aufenthalte in diesem Erdstriche die Sternkunde mit andern wichtigen Beobachtungen zu bereichern, so beschloß er, in Indien zu bleiben, um den zweiten Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten, der aber freilich erst am 3. Juni 1769 erfolgen sollte. Während der neun Jahre, die dazwischen verflossen, besuchte er mehrmals Isle de France, Bourbon, Rodrigo und Madagaskar, ferner die Philippinen, Manilla und die Küste von Koromandel. Ueberall machte er die physischen, astronomischen und geographischen Entdeckungen, welche Zeit und Ort zuließen. Mehrmals wurde er krank, und auf Madagaskar erhitzten die zu kräftigen Speisen und Getränke sein Blut in dem Grade, daß es ihm das Gehirn angriff, und er ohne schleunige Aderlässe und Brechmittel ohne Zweifel verloren gewesen wäre. Unterdessen litt sein Gesicht sehr dadurch, und er sah eine Zeit lang alle Gegenstände doppelt. Auf seinen Wanderungen und Fahrten hatte sich Legentil überzeugt, daß für die zweite Beobachtung des Durchgangs der Venus, die ihn für alle Mühseligkeiten belohnen sollte, kein besserer Standpunkt gewählt werden könnte, als die philippinischen oder die marianischen Inseln. Er begab sich deßwegen im August 1766 nach Manilla, um sein Observatorium einzurichten. Allein die französische Akademie, der er seine Gründe mittheilte, ließ sich davon nicht überzeugen, sondern befahl ihm vielmehr, sich nach Pondichery zu begeben. Er folgte dieser Weisung, trug aber die Observationen zu Manilla einem sehr gelehrten Peruaner auf, den er daselbst kennen gelernt hatte. — Die Nächte sind zu Pondichery ganz vortrefflich. Mit freudiger Erwartung sah er der Stunde entgegen, die ihn für alle erduldeten Mühseligkeiten belohnen sollte. Den ganzen Monat Mai hindurch bis zum 3. Juni, dem Tag des Durchgangs, war der Himmel heiter. Aber am Morgen dieses Tages erhob sich ein Wind, der Himmel wurde trübe, und war während des ganzen Durchgangs der Venus in dichte Wolken gehüllt. Eine halbe Stunde nachher klärte er sich auf, und blieb mehrere Tage heiter. So sah Legentil abermals die Früchte einer Reise von zehntausend Meilen, eines neunjährigen Aufenthalts in Indien, und verschiedener ausgestandener Krankheiten vernichtet. Zu seinem Schmerz erfuhr er bald darauf, daß zu Manilla, wo er seine Observation hatte anstellen wollen, der Himmel ganz heiter gewesen sei. — Er konnte sich auch jetzt noch nicht entschließen, in sein Vaterland zurückzukehren, sondern studirte nunmehr die Sternkunde der Indier, lernte die Finsternisse nach ihrer Art berechnen, und setzte sie durch seine Vorhersagung eines Kometen in Erstaunen. Verschiedene Braminen kamen und besuchten ihn, unter andern einer aus Carrikal, einer Stadt, die 30 Meilen südlich von Pondichery liegt. Auch den Verbesserungen des Manufakturwesens widmete Legentil seine Aufmerksamkeit, und machte verschiedene nützliche Versuche. Da er von neuem erkrankte, wandelte ihn eine heftige Sehnsucht an, sein Vaterland wieder zu sehen. Dem Tode nahe, schiffte er sich nach Isle de France ein, und ging von da mit einem spanischen Schiffe nach Europa zurück. Nach einer Abwesenheit von elf und einem halben Jahre traf er im Oktober 1773 in Paris ein, und machte in der Folge in einem reichhaltigen, ausführlichen Reisebericht in zwei Quartbänden die Resultate seiner Forschungen bekannt. Er lebte noch zwanzig Jahre in Frankreich, und starb im Oktober 1792.

Die Schwierigkeiten, die den Abbé **Pingre** auf seiner Reise erwarteten, begannen schon bei seiner Einschiffung zu Orient. Der Direktor der indischen Gesellschaft empfing ihn sehr unfreundlich, und weigerte sich, seine Kisten an Bord bringen zu lassen, unter dem Vorwande, sie wären mit Contrebande angefüllt, ungeachtet sie weiter nichts als mathematische und astronomische Instrumente, und das wenige Geräth eines Religiosen enthielten. Der Direktor und der Abbé schrieben beide nach Paris, und die Antwort des Hofes legte dem Direktor auf, nicht nur den Abbé Pingre sammt seinen Sachen unverzüglich einzuschiffen, sondern ihm auch in Indien unentgeldlich und gegen bloße Bescheinigung Alles verabfolgen zu lassen, was er nur immer verlangen würde. — Andere Unannehmlichkeiten erwarteten den Abbé auf dem Schiffe. Kapitän **Marion**, der dasselbe kommandirte, war zwar ein tüchtiger, praktischer Seemann, hatte aber nicht den mindesten Begriff von Theorie, und war sogar gegen sie, so wie gegen alle Gelehrten eingenommen, die weiter nichts als Theorien kannten. Er sah in dem Abbé Pingre nur einen lästigen Splitterrichter, der nur an Bord gekommen sei, um sein Verhalten zu kontroliren. Ohne Umschweife sagte er ihm dieses in's Gesicht; als er aber bei einem besondern Vorfalle von seiner irrigen Meinung zurückgebracht wurde, bewies er sich freundschaftlicher gegen den Astronomen. Dieser Kapitän Marion ist übrigens derselbe, welcher in der Folge die Küsten von Neu-Seeland beschiffte, und dort von den barbarischen Einwohnern gefangen und aufgegessen wurde.

Kaum war das Schiff, auf welchem sich Pingre befand, in See, als es sich von englischen Schiffen verfolgt sah, und ihnen nur durch sein geschicktes Manöver entrann. Pingre hatte die englische Admiralität um einen Paß gebeten, und ihn auch mit allen den Bezeugungen von Achtung erhalten, die man seinen Kenntnissen und seinen Unternehmungen schuldig war; allein dieser Paß erstreckte sich nicht auf sein Schiff. Jenseits des Kaps der guten Hoffnung begegneten sie einem französischen Fahrzeuge; der Kapitän **Blin**, der es kommandirte, war älterer Kapitän, als Marion, und hatte mithin das Recht, demselben zu befehlen. Er verlangte deßhalb, daß er ihn nach Isle de France begleiten sollte, wohin er seinen Lauf richtete. Vergebens entschuldigte sich Marion mit seinem Auftrage, den Abbé Pingre nach der Insel Rodrigo zu bringen; vergebens stellte der Astronom vor, daß ihn ein solcher Zeitverlust um alle seine beabsichtigten Beobachtungen bringen

würde. Blin antwortete weiter nichts, als: „Schmeißt ihn in's Wasser!" — Unter solchen Umständen blieb nichts übrig, als zu schweigen und zu gehorchen. Der Gouverneur von Isle de France gab zwar dem Kapitän Blin bei seiner Ankunft einen derben Verweis, allein das Uebel war einmal geschehen. Er ließ unterdessen auf's Schleunigste eine kleine Korvette mit sechs Kanonen ausrüsten, um den Astronomen nach Rodrigo zu bringen. — Die Insel liegt zwar nur 120 französische Meilen von Isle de France, allein der widrigen Winde wegen muß man, um dahin zu gelangen, einen so beträchtlichen Umweg nehmen, daß manchmal sechs Wochen zu dieser Ueberfahrt erfordert werden. Pingre war den 6. Mai angekommen, und reiste am achten schon wieder ab. Er hatte keinen vollen Monat mehr bis zum Tage des Durchgangs. Der Wind war indessen günstiger, als man gefürchtet hatte. Am 26. Mai entdeckte man Rodrigo, aber zu derselben Zeit entstand eine plötzliche Windstille; das Schiff kam zwei ganzer Tage nicht von der Stelle. Man denke sich die Ungeduld, die Langeweile und die Verzweiflung des Astronomen. Am 28. landete er endlich mit Untergang der Sonne.

Rodrigo ist eine wüste, unbebaute Insel von vier Meilen Breite und zwei Meilen Länge. Die Einwohner bestehen aus 10 — 12 Negersklaven, die man hier hergeschickt hat, um unter der Aufsicht eines Weißen, der den Titel Kommandant hat, See- und Landschildkröten in gewisse Behälter zu sammeln, und einige Rinder zu hüten, die aus Indien oder Europa nach diesen Felsen versetzt worden sind. Eine große, von Brettern elend zusammengeschlagene Hütte, welche der Wind von allen Seiten durchstrich, war das einzige Gebäude auf der Insel. Sie ward durch einen Verschlag in zwei Theile getheilt, von welchem der größere, mit rohen Steinen gepflasterte, zum Eßsaal, und der kleinere zur Schlafstube für den Kommandanten und dessen Familie diente. Außerdem befanden sich noch ein ungeheuer großer Mast mit französischer Flagge, und einige erbärmliche Kanonen auf der Insel, um damit die anfahrenden Schiffe zu begrüßen. Alle Mühe, die Abbé Pingre anwendete, um einen bequemen Platz zu seinen Beobachtungen aufzufinden, war vergeblich; sie wurden durch die steilen Berge, und die wenige Zeit, die ihm übrig blieb, vereitelt. Es fiel Regenwetter ein, und die Nacht vor dem Tage der Observation war ganz dunkel. Die Wolken verhinderten den Astronomen, den Eintritt der Venus in die Sonnenscheibe zu bemerken. Sie zerstreuten sich allmählig, und er beobachtete nun recht gut das Mittel des Durchgangs des Planeten und den Anfang seines Austretens; aber der Augenblick, wo er sich vollends vom Sonnenrande losmachte, ging durch die Wolken wieder für ihn verloren. — Wenige Tage darauf kamen die Engländer, und nahmen das Schiff, das den Astronomen hieher gebracht hatte, und noch ein anderes weg, das im Hafen lag. Sie thaten mehr denn fünfhundert Schüsse gegen die Insel; die Kugeln flogen über die bretterne Hütte hin, und Pingre hörte sie über sich pfeifen. Die Engländer stiegen hierauf an's Land, hieben den Mast nieder, nahmen die französische Flagge herab, vernagelten die Kanonen, und plünderten die Rinder, die Schildkröten, das Mehl, und namentlich den Wein. Sie setzten die Offiziere der beiden genommenen Schiffe an's Land, ließen sie schwören, binnen achtzehn Monaten nicht gegen sie zu dienen, und verbrannten die beiden Prisen. Alle Neger waren auf die Berge und in Wälder geflüchtet. Unterdessen behandelten die Engländer den Kommandanten und den Abbé Pingre auf's Beste. Sie plünderten seine Sachen nicht, ließen ihm seine Instrumente, und segelten bald darauf weiter. Neun Tage nach ihnen kamen zwei andere englische Schiffe; raubten vollends, was die ersten übrig gelassen hatten, begegneten aber immer den Franzosen, und besonders dem Astronomen, mit Achtung. Sie gaben ihnen sogar einige Säcke mit Getraide und Reis, und ein Fäßchen Branntwein, und verließen alsdann die Insel.

Der Abbé, der Kommandant und die Neger eilten, das Getraide und den Reis zu säen, um sich Lebensunterhalt zu verschaffen. Sie waren durch das Weltmeer von allen übrigen Menschen getrennt, mehr denn viertausend Meilen von ihrem Vaterlande entfernt, und auf einer kleinen Insel ohne Kommunikation, ja fast ohne Hoffnung eingeschlossen. Während sie damit beschäftigt waren, eine Schaluppe zu bauen, erblickten sie von Ferne ein Schiff, und zwar ein französisches. Ihre Freude war sehr groß; allein weil das Schiff die französische Flagge nicht mehr sah, wagte es nicht, heranzukommen, bis man ihm in einer Piroge entgegen fuhr, und den Kapitän von dem, was vorgefallen war, unterrichtete. Sogleich beobachtete dieser die Ceremonie, mit dem Degen in der Hand die Insel zu betreten, und sie wieder im Namen des Königs in Besitz zu nehmen. Der Kapitän war gekommen, um Schildkröten zu holen, und da er keine fand, nahm er den Astronomen mit nach Isle de France zurück, der drei einen halben Monat auf diesem Felsen hatte zubringen müssen. Auf seiner fernern Reise nach Europa entdeckten ihm eines Tages die Offiziere seines Schiffes, daß ihr Kapitän aus eigennützigen Rücksichten gesonnen sei, sich von den Engländern fangen zu lassen, und daß das Schiff sicher genommen werden würde. Der Erfolg lehrte bald, daß ihre Vermuthung richtig war. Der Kapitän wußte seinen Lauf so einzurichten, daß er wirklich den Engländern in die Hände gerieth: der Abbé Pingre wurde nicht als Gefangener behandelt; sein Paß schützte ihn. Man ließ ihm seine Sachen, seine Papiere und Instrumente; aber der Versuchung konnten die Engländer doch nicht widerstehen, ihm einige Seltenheiten zu entwenden. Man brachte ihn nach Lissabon, von wo aus er durch Spanien nach Frankreich zurückkehrte.

So viele Mühseligkeiten Legentil und Pingre erdulden mußten, bis sie wieder in ihr Vaterland zurückkamen, so trafen doch den dritten Astronomen, den Abbé Chappe d'Auteroche, noch größere persönliche Beschwerden, und unter allen Reisen, die der Beobachtung des Durchgangs der Venus zu Gefallen unter-

nommen wurden, war die seinige sicher die ermüdendste und gefahrvollste. Er brach von Paris gegen Ende des November 1760 auf, und ging über Wien und Krakau nach Petersburg, wo damals die Kaiserin Elisabeth regierte. Hier nahm er einen Uhrmacher und einen Bedienten, der die Stelle des Dolmetschers vertreten sollte, und verließ St. Petersburg mit vier Schlitten. Auf dem ersten befand sich sein Mundvorrath, und ein Unteroffizier, der Befehl von der Kaiserin hatte, ihn zu begleiten, und ihm Alles geben zu lassen, dessen er bedürftig sein möchte. Im zweiten Schlitten waren seine Instrumente; im dritten der Uhrmacher und Bediente, und im vierten er selbst. Er hatte einen Weg von dreihundert französischen Meilen, von Petersburg nach Tobolsk vor sich, und da er nicht früher als den 10. März abzureisen im Stande gewesen war, so versicherte ihm Jedermann, daß Thauwetter einfallen würde, bevor er Tobolsk erreichen könnte, und daß es dann eine völlige Unmöglichkeit wäre, den Weg fortzusetzen, indem weder Menschen noch Pferde, noch irgend ein Fuhrwerk, auf einem Boden fortkommen könnten, den das Schmelzen eines acht und zehn Fuß tiefen Schnees durch und durch erweicht hätte. — Es blieb dem Abbé keine andere Hoffnung übrig, als dem Thauwetter durch die Geschwindigkeit seiner Reise zuvorzukommen. Er hatte beständig den Thermometer in der Hand, zitterte bei jeder Veränderung der Luft, und beschleunigte den Lauf seiner Pferde, so oft er stieg. Der Uhrmacher, der Dolmetscher, der Unteroffizier und die Postillons wurden es bald müde, so rastlos Tag und Nacht fortzueilen, und Gefahren mannigfacher Art, Windwehen, Schneewirbeln, Abstürzen, Hohlwegen und dergleichen trotzen zu müssen. Einmal wäre der Abbé beinahe ertrunken, indem das Eis eines Flusses brach, und das Pferd seines Schlittens, das hineinfiel und ertrank, ihn nach sich gezogen haben würde, hätte man nicht noch Mittel gefunden, die Stränge abzuschneiden. Seine Begleiter fingen an zu murren, und baten um einigen Aufenthalt, sich zu erholen; der Abbé schlug es ab, — man eilte weiter. Vom Zwecke seiner Sendung begeistert und aufgeregt, mußte er endlich doch auch der Natur ihren Tribut entrichten, er schlief ein und — als er erwachte, fand er seinen Schlitten abgespannt, und sich allein auf einer ungeheuren Ebene, die überall mit Schnee bedeckt war, und von weitem durch die riesigen Tannen des großen Waldes geschlossen wurde, durch den die Reise führte. Man stelle sich seinen Zustand und die Empfindungen von Angst, Ungeduld und Zorn vor, die ihn peinigten, und ihm seine schreckliche Lage noch fühlbarer machten. Bald stieg er in den Schlitten, bald wieder heraus; irrte auf gut Glück umher, um die Spuren der Flüchtlinge zu entdecken, und schwitzte große Tropfen, trotz der grimmigen Kälte, die alles um ihn her in Eis verwandelte. Endlich glaubte er einen Pfad im Schnee gefunden zu haben, kehrt zu seinem Schlitten zurück, um sein Gewehr zu nehmen, thut einige Schritte, und stürzt in ein Loch, wo er bis an den Hals im Schnee steckt. Nachdem die erste Betäubung vorüber ist, arbeitet er sich wieder heraus, wird aber dadurch so abgemattet und erschöpft, daß er am Rande des Lochs mit dem Gesicht in den Schnee fällt, liegen bleibt, und nichts als den Tod erwartet. — Indessen erholt er sich doch ein wenig wieder, richtet sich auf und sieht um sich. Da wird er von weitem einen Feuerschein gewahr und geht darauf los, aber behutsam, schleichend und immer in Furcht, von nenem zu versinken. Es war eine Hütte, wo seine Leute an der Seite von Bauern, an einem Ofen ausgestreckt in tiefem Schlafe lagen. Er weckte sie auf und setzte seinen Weg mit ihnen fort. — Die Reisenden näherten sich endlich Tobolsk; sie hatten nur noch drei Flüsse zu passiren, allein — alles verkündigte ihnen Thauwetter. Die Banern versicherten, daß es ganz nahe sei, und die Postillone weigerten sich, den Abbé über die Flüsse zu fahren. Bitten, Drohungen, Versprechung großer Belohnungen — alles ist umsonst. Endlich berauscht er sie mit Branntwein, geht ihnen mit seinem Beispiele vor, und kommt glücklich über zwei Flüsse. Beim dritten ereignen sich noch mehr Schwierigkeiten. Der Postmeister schlägt es schlechterdings ab, ihn überbringen zu lassen. Voll Zorn läuft der Abbé in dessen Haus und hat dabei, wie immer, auf seiner ganzen Reise sein Thermometer in der Hand. Die große Hitze der Stube treibt es mit Schnelligkeit zu einer beträchtlichen Höhe hinauf, und die Bewegungen dieses unbekannten Instruments machen einen erstaunlichen Eindruck auf die ungelehrigen Bauern, die den hereinstürzenden, mit andern Zungen sprechenden Fremdling, und sein, wie sie meinen, belebtes Instrument, mißtrauisch und ängstlich betrachteten. Der Abbé bemerkts, und sucht deren Scheu zu seinem Vortheil zu benutzen. Durch seinen Dolmetscher läßt er ihnen sagen, daß er ein großer Hexenmeister sei, und in diesem Thermometer ein Thier besitze, das ihm von allen Gefährlichkeiten Nachricht gebe. Wenn wirklich Thauwetter zu besorgen wäre, wie sie fürchteten, so würde in freier Luft das Thier nicht heruntersteigen, wäre hingegen das Eis noch stark genug, so würde es bis zu einer gewissen Linie sinken, die er ihnen zeigte. Er trug es hierauf in Begleitung der neugierig gewordenen Bauern in's Freie, und die Kälte machte es noch tiefer fallen, als die bemerkte Linie. Nun trat auf einmal Vertrauen an die Stelle der Furcht, die Anspänner drängten sich zum Vorspann, und die Schlitten setzen glücklich und in fester Zuversicht, trotz des geschmolzenen Schnees und des Geknisters des sich biegenden Eises über den Fluß. Drei Tage darauf wurde das Thauwetter allgemein; der Irtitsch trat aus, und das Land erduldete eine der größten Ueberschwemmungen, deren man sich je in diesen Gegenden entsinnen konnte.

Der Abbé hatte bald sein Observatorium auf einem Hügel bei Tobolsk errichtet. Sein Quadrant, sein Thermometer, seine Pendeluhr, sein langes Sehrohr, sein nächtliches Betrachten der Gestirne, die Wache, die ihm der Gouverneur gegeben hatte, die Achtung, die man ihm bewies: alles dieses überredete die Einwohner von Tobolsk, daß dieser Franzose ein Zauberer sein müsse.

Sie maßen ihm die Schuld der Ueberschwemmungen bei, die ihre Länder verwüsteten, und weil sie ihn sehr oft den sechsten Juni erwähnen hörten, so bildeten sie sich ein, daß an diesem Tage entweder die Welt oder ihre Stadt untergehen werde. Sie beschlossen, ihn zu tödten, und sich zu rächen. Der Gouverneur verstärkte daher seine Wache, und warnte ihn, auf seiner Hut zu sein.

Der 6. Juni kam endlich; die Sonne ging am 5. sehr rein unter; der Himmel war klar, und unser Astronom auf dem Gipfel seiner Wünsche; aber bald zeigten sich Wolken, er sah sich in Gefahr, die Belohnung so vieler Mühseligkeiten und Erwartungen zu verlieren. Nichts glich seinem Schmerz; er lief hin und her, und brachte die ganze Nacht in der entsetzlichsten Unruhe zu. Alle, die um ihn waren, wunderten sich über seine Traurigkeit, konnten aber keinen Theil daran nehmen, schliefen ruhig und ließen ihn klagen. Endlich klärte der Aufgang der Sonne ein wenig das Gewölk auf, und ein Ostwind verscheuchte es bald ganz. Die Freude des Astronomen war so groß, daß er am ganzen Leibe zitterte, und viele Mühe hatte, sich zu fassen, um richtig zu beobachten. — Der Gouverneur und der Metropolitan von Tobolsk hatten sich auf sein Observatorium begeben; eine zahlreiche Wache umringte es. Ueberflüssige Vorsorge! Die bestürzten Einwohner lagen in den Kirchen oder in ihren Häusern im Gebet, und erwarteten den jüngsten Tag.

Gewisse geflügelte Insekten, eine Muskitenart, sind in diesen Gegenden den astronomischen Beobachtungen sehr hinderlich. Man muß in Stiefeln gehen, Handschuhe und einen Flor über's Gesicht tragen, um sich vor ihren Stichen zu schützen. Ihre unbeschreibliche Menge macht mehr zu schaffen, als die Wuth wilder Thiere; und der Abbé, der den Flor bei der Beobachtung weglegte, wurde so krank von ihren Stichen, daß er einige Tage das Bett hüten mußte. Doch was machte das ihm? seine Beobachtungen waren gelungen, er hatte nicht vergebens mit tausend Widerwärtigkeiten gekämpft! — In einer schöneren Jahreszeit und auf besserem Wege kehrte er nach Frankreich zurück. Erfreut, den Zweck seiner Sendung vollkommen erreicht zu haben, gab er in mehreren Städten Sibiriens den Damen Bälle und Feste.

Die Beobachtung des zweiten Durchganges der Venus führte den Abbé Chappe d'Auteroche neun Jahre später nach Kalifornien. Er schiffte nach Amerika auf einer Brigantine, die nur zwölf Mann führte. Alle seine Freunde zitterten für ihn, daß er sein Leben einem so elenden und leichten Fahrzeuge anvertrauen wollte; aber er, der nichts als die Förderung seiner Wissenschaft im Kopfe hatte, antwortete freudig: „Je leichter es ist, desto geschwinder wird es segeln!“ In 77 Tagen langte er zu Vera Cruz an. Von da reiste er auf Mauleseln nach San Blas, an der Westküste Amerika's, eine Strecke von dreihundert Meilen; schiffte sich hier nach Kalifornien ein, und landete nach vierzehn Tagen endlich in der Mission St. Joseph. Eine bösartige Seuche herrschte an diesem Orte, und hatte schon über ein Drittel der Einwohner getödtet. Die beiden spanischen Offiziere, die auf Befehl der Regierung den Astronomen begleiten mußten, schlugen ihm vor, den Ort zu verlassen, und sich näher nach dem Kap St. Lucas zu begeben. „Die Zeit ist zu kostbar,“ erwiederte der Abbé, „es ist jetzt nicht die Rede vom Leben, sondern vom richtigen Beobachten.“ — Der Himmel belohnte ihn für seinen Eifer, und er machte den 3. Juni die vollständigste und ungehindertste Beobachtung des Durchganges. — Die Seuche griff immer weiter um sich, und verschonte auch die Gefährten des Astronomen nicht. Er machte den Arzt, rettete mehrere der Seinigen vom Tode, mußte aber zuletzt selbst das Opfer der verheerenden Krankheit werden. Er war schon wieder halb genesen, als ihm die Beobachtung einer Mondfinsterniß einen neuen Anfall zuzog. Er starb den 1. August 1769, aber seine Papiere kamen nach Frankreich, und seine Reiseberichte und Forschungen wurden der Welt mitgetheilt. 1

Ein Abentheuer zur See.

Vor einigen Jahrzehnden — erzählte Kapitän Mullins — kommandirte ich ein stattliches, neues Schiff, von etwa 400 Tonnen Last, das von Pensacola *) nach Portsmouth in England bestimmt war. Wir hatten eine werthvolle Ladung an Bord, und darunter nicht weniger als 90,000 Dollars in baarem Gelde. Anderweitige dringende Geschäfte hatten mich gehindert, dem Schiffe, während es geladen und zur Reise ausgerüstet wurde, die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken. Allein ich hatte dem Hochbootsmann, welchen ich als einen zuverlässigen Mann kannte, weil er schon seit mehreren Jahren auf meinem Schiffe diente, die entschiedensten Verhaltungsmaßregeln gegeben, und namentlich aufgetragen, womöglich keine anderen Seeleute anzunehmen, als geborene Amerikaner. Erst in dem Augenblick unserer Abfahrt meldete er mir, daß es ihm nicht gelungen sei, meinen Wünschen in dieser Beziehung ganz nachzukommen, sondern daß er auch zwei Fremde als Matrosen angenommen habe, wovon der Eine ein Eingeborener von Guernsey, der Andere ein Franzose aus der Bretagne war. Ich war übrigens zufrieden mit dem Aussehen der Mannschaft, und besonders mit dem der Fremden, die Beide stämmige und gewandte Leute waren, und sich in den ersten Tagen unserer Fahrt auch recht ordentlich anließen. Die Fahrt hatte unter den günstigsten Aussichten begonnen, und versprach eine glückliche zu werden, da wir ein herrliches Schönfahrwetter hatten, sobald das Senkloth keinen Grund mehr fand. Zu meinem größten Leidwesen und Aerger ergab sich jedoch bald, daß die beiden Fremden zwei heillose,

*) Hafenstadt im Staate Florida, der Vereinigten Staaten, an der Nordwestseite der Bucht von Pensacola, einer Ausbiegung der Florida-Bai.

unbotmäßige Gesellen und stete Trunkenbolde waren, welche bei jeder Veranlassung mit den Bootsleuten haderten, unverschämt gegen diese waren, und einen unziemlichen Einfluß auf die übrige Mannschaft ausübten. Da sie häufig betrunken waren, und ihre Widersetzlichkeit hierin hauptsächlich ihren Grund hatte, so galt es, herauszubekommen, ob sie Branntwein mit an Bord genommen hatten, und zu diesem Zweck beschloß ich, das Vorkastell (den Wohnort der Matrosen auf dem Schiffe) durchsuchen und dann etwa eingeschmuggelten Branntwein wegnehmen zu lassen. Ich erließ zu diesem Behuf einen Befehl an die Bootsleute, und trug ihnen auf, bei der Ausführung desselben mild aber entschieden zu Werke zu gehen, keine Waffen mitzunehmen, alle Kisten, Kojen und Schränke des Vorkastells ganz genau zu durchsuchen, damit ja kein Unterschleif vorkomme, und mir den verbotenen Branntwein, den sie etwa auffänden, nach der Kajüte zu bringen.

Nicht ohne einige Besorgniß sah ich sie die Ausführung dieses Auftrages antreten, und blieb selbst auf dem Quarterdeck, um ihnen nöthigenfalls zu Hülfe zu kommen. Schon nach wenigen Minuten hörte ich einen lauten Wortwechsel, dem sogleich eine Balgerei folgte, von der Vorkastellstreppe hertönen. Der Proviantmeister reichte mir auf meinen Ruf ein paar geladene Pistolen aus der Kajüte, mit denen ich nach vornen eilte. Der Franzose hatte den Bootsmann, der noch ein sehr junger Mann war, an der Kehle gepackt, ihn über die Hieling (den Fuß, den untersten Theil eines Masts, dort wo er aus dem Schiffsverdeck hervortritt) des Bugspriets geworfen, und wollte ihn offenbar erdrosseln. Der Hochbootsmann rief von unten um Hülfe, wo er sich mit dem Matrosen aus Guernsey balgte. Die übrige Mannschaft bildete eine Gallerie müßiger Zuschauer, schien aber eher geneigt, sich auf die Seite der Fremden zu schlagen. Dem Franzosen eine Pistole unter die Nase haltend, befahl ich ihm, den Bootsmann loszulassen, was er auch augenblicklich that, dann hieß ich ihn in den Top des Fockmastes, die andern in den Top des Hauptmastes gehen, und verwarnte Jeden unter Todesandrohung, dort zu bleiben, bis er gerufen werde. Inzwischen hatte der Proviantmeister ein anderes Paar geladener Pistolen gebracht, womit ich den Bootsmann bewaffnete, dem ich auf dem Verdeck zu bleiben befahl. Ich ging nun selbst in's Vorkastell hinunter und fand, daß der Hochbootsmann an zwei Stellen von seinem Gegner leicht mit dem Messer verwundet worden war, der jedoch keinen weitern Widerstand mehr versuchte, als ich zum Vorschein kam, und sich ruhig die Eisen anlegen ließ. Die Durchsuchung des Vorkastells wurde nun vorgenommen, und führte zur Entdeckung einer bestimmten Menge Branntwein, welcher weggenommen und nach der Kajüte gebracht wurde. Hierauf rief ich den Rest der Mannschaft aus den Tops herunter, ließ dem Franzosen gleichfalls Handschellen anlegen und ihn zu seinem Spießgesellen werfen; der übrigen Mannschaft aber hielt ich eine eindringliche Standrede über ihre ungeeignete und unbotmäßige Aufführung, und die Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich zu derselben durch zwei schurkische Ausländer hatten hinreißen lassen, und sprach die Hoffnung aus, daß sie mir auf dem Rest der Fahrt keinen weitern Grund zur Klage geben würden. Diese Vorstellung schien mir ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben, da die Mannschaft sehr zerknirscht erschien und Besserung versprach. Ich entließ sie jetzt, weil die Ordnung wieder hergestellt war.

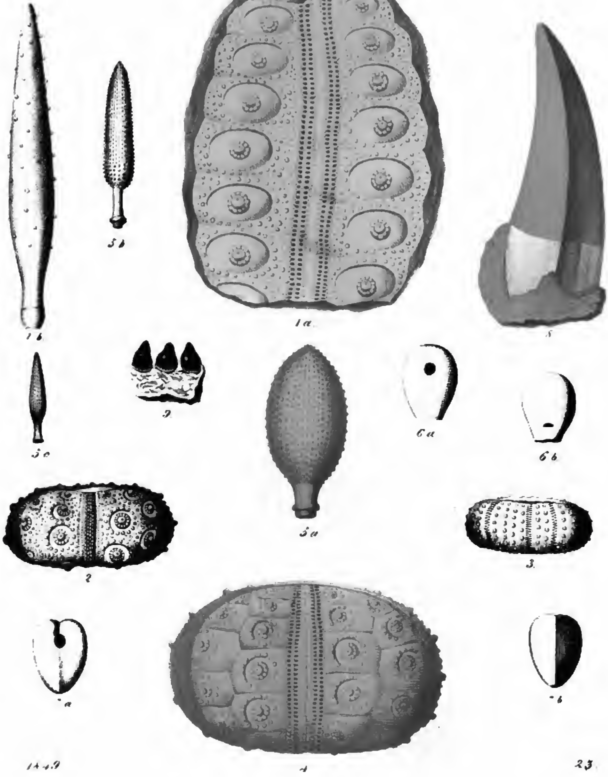
Am andern Tag baten die beiden ausländischen Matrosen feierlich um Verzeihung, und gelobten hoch und theuer künftighin bessere Aufführung; ich ließ sie endlich frei, weil sich die übrige Mannschaft ihrer Bitte anschloß. Einige Tage lang herrschte Ruhe an Bord, und die Schiffsbefehle wurden zu meiner Zufriedenheit ausgeführt. Dennoch aber entging mir ein finsterer Groll nicht, der sich in den Gesichtern der beiden ausländischen Matrosen aussprach, und ein feindseliger stiller Haß gegen den Hochbootsmann, der ein pünktlicher, energischer Seemann war, und zu jeder Zeit von den Matrosen unbedingten und augenblicklichen Gehorsam für seine Befehle verlangte.

Etwa eine Woche war in dieser Weise vergangen, als in einer Nacht in der Mittelwache die ganze Mannschaft auf's Deck gerufen wurde, um die Segel zu verkürzen. Bei derartigen Gelegenheiten wurde der Dienst gewöhnlich durch den Hochbootsmann geleitet, dießmal aber ging ich selbst auf Deck und befehligte, nachdem ich den Hochbootsmann nach dem Vorderkastell geschickt hatte. Die Nacht war dunkel und windig, die See aber nicht hoch, und das Schiff ging etwa neun Knoten in der Stunde mit dem Wind auf der Steuerbordseite. Da das Wetter wenig Gutes versprach, wurden die Segel noch mehr verkürzt, und dann die eine Wache wieder unter Deck geschickt; ich selbst wollte mich eben wieder nach meiner Koje begeben, und befahl, den Hochbootsmann zu mir zu schicken, damit ich ihm einige Befehle geben könne. Zu meiner größten Ueberraschung und Bestürzung meldete man mir aber nach einer Minute, daß er nirgends mehr zu finden sei. Augenblicklich beschied ich die ganze Mannschaft auf Deck, und befragte Jeden einzeln nach dem Hochbootsmann; allein Alle erklärten einstimmig, daß Keiner von ihnen den Bootsmann gesehen. Es wurden nun Laternen herbeigebracht, und jeder zugängliche Winkel im Schiff genau durchsucht, dann, nachdem ich die ganze Mannschaft examinirt hatte, sprach ich meine Vermuthung dahin aus, daß der Mann zufällig über Bord gefallen sein müsse, entließ die eine Wache wieder und zog mich in die Kajüte zurück, aber in einer Aufregung, die ich kaum zu beschreiben im Stande bin. Trotz der Ansicht nämlich, welche ich in entgegengesetzter Richtung ausgesprochen hatte, konnte ich den entschiedenen Argwohn nicht los werden, daß der unglückliche Hochbootsmann eines gewaltsamen Todes gestorben sei.

Der Bootsmann war ein besonderer Schützling von mir, und wie ich schon oben bemerkt habe, noch jung an Jahren und von geringer seemännischer Erfahrung;

daher fühlte ich doppelt, daß mit dem Hochbootsmann mir meine Hauptstütze geraubt worden war, und zwar unter sehr kritischen Verhältnissen. Ich brauche kaum zu sagen, daß sich darob ein tiefes Gefühl von Hülflosigkeit und Unsicherheit in mir geltend machte. — Das Erste, was ich nun that, war, daß ich alle Feuerwaffen an Bord lud und in meine Kajüte brachte; es waren indeß ihrer nicht viele, denn unser ganzer Vorrath bestand nur aus einigen Musketen und vier Paar Pistolen. Der Proviantmeister war ein zuverlässiger Mulatte, der mich schon auf einigen Reisen begleitet hatte; daher vertraute ich ihm meinen Argwohn an, bat ihn, beständig auf der Hut zu sein, und falls eine weitere Demonstration von Seiten der Mannschaft versucht werden wollte, sich augenblicklich in meine Kajüte zu begeben und zu bewaffnen. Das Bett des Proviantmeisters befand sich gewöhnlich in der Vorkajüte, allein ich befahl ihm, schon vom nächsten Morgen an sein dortiges Lager zu verlassen und eine Koje in der Kajüte neben der meinigen zu beziehen. Der Bootsmann bewohnte eine kleine Kajüte, deren Thür auf den Gang öffnete, welcher von der Vorkajüte nach der Kajüte führte. Ich rief ihn vom Deck und gab ihm ein paar geladene Pistolen mit dem Befehl, sie in seiner Koje aufzubewahren, während der Nachtwache an Deck aber bei sich zu führen, und bei dieser Gelegenheit sich ja nie nach dem Vorkastell zu wagen, sondern den Hauptmast niemals zu überschreiten, dabei aber geflissentlich immer so nahe wie möglich an der Kajütentreppe zu bleiben, damit er mich beim ersten Anlasse rufen konnte. Ich begab mich hierauf zu Bette, nachdem ich befohlen hatte, daß man mich um 4 Uhr zur Morgenwache wecke. Es waren noch keine fünf Minuten vergangen, seit ich im Bette lag, als ich drei oder viermal an der Gilling (Wölbung) des Schiffsspiegels klopfen hörte, nämlich an demjenigen Theil des Sterns, der unmittelbar unter meinen Kajütenfenstern lag. In einer Minute oder drüber ward das Pochen deutlich wiederholt. Ich stand auf, öffnete das Kajütenfenster und fragte, wer poche. Man denke sich meine Freude, als mir die Stimme des Hochbootsmanns antwortete! Ich warf ihm das Ende eines Taues zu, um ihm hereinzuhelfen, und werde in meinem Leben nie den inbrünstigen Dank vergessen, den ich nun dem Himmel zollte, daß er mir den bewährten Freund wohlbehalten wieder geschenkt hatte. Seine Geschichte war bald erzählt. Als er auf meinen Befehl nach dem Vorderkastell gegangen war, um alle Hände auf Deck zu rufen, hatten ihn die beiden fremden Matrosen gepackt und über Bord geworfen, ehe er noch im Stande gewesen war, auch nur einen Laut von sich zu geben, der ohnedem in dem Brüllen von Wind und Wogen kaum hätte gehört werden können. Der Hochbootsmann war ein kräftiger Mann und rüstiger Schwimmer, und so war es ihm möglich geworden, bei dem vergleichsweise langsamen Gang des Schiffes und den stark verkürzten Segeln eine Zeit lang neben dem Schiffe herzuschwimmen, bis er das Ende eines Taues fand, das zufällig über Bord hing; an dieses klammerte er sich nun an und ließ sich im Kielwasser unseres Schiffes fortführen, welches immer, und besonders bei schwer beladenen Schiffen wie das unsrige einen starken Zug nach dem Schiffe hin hat. Endlich erreichte er mit einer verzweiflungsvollen Anstrengung eine der Ketten oder Puttingen des Steuerruders, die sehr niedrig hing, und schwang sich auf das Joch (die Anschiftung) des Steuers hinauf, wo er mit weislicher Berechnung und Geistesgegenwart ganz stille sitzen blieb, bis er alle Lichter auf dem Schiffe und in der Kajüte erloschen sah, woraus er schloß, daß man nun nicht mehr nach ihm suche. Erst dann gab er mir das Zeichen.

Keine Seele im Schiff außer mir ahnte etwas von seiner Rettung, denn der Sturm hatte zugenommen, und in ihm war all das Geräusch des Pochens, Fensteröffnens u. s. w. aufgegangen, bevor es noch das Quarterdeck erreichen konnte. Niemand außer uns Beiden war in der Kajüte, und der Proviantmeister schnarchte längst schon in seiner Koje in der Vorkajüte. Wir kamen nun überein, nur den Bootsmann noch in's Interesse zu ziehen, und ihm die Rettung seines Gefährten anzuvertrauen. Dann räumte ich ihm eine große, leerstehende Kajüte neben der meinigen ein, und sorgte während des Rests der Fahrt für alle seine Bedürfnisse selbst. Auch der Proviantmeister durfte von nun an nur so selten wie möglich meine Kajüte betreten, durch welche der Eingang zu der des Hochbootsmanns führte. Die übrige Fahrt lief glücklich und ohne alle merkwürdigeren Zwischenfälle ab. Die beiden fremden Matrosen schienen ihre Unthat nur aus einem gewissen Rachegefühl verübt zu haben, und versuchten keine weitere Demonstration irgend einer Art. Zu gehöriger Zeit liefen wir in den Kanal ein, nahmen einen Lootsen an Bord und ankerten einige Tage später wohlbehalten im Hafen von Portsmouth. Sobald die nöthigen Anstalten getroffen waren, bugsirten wir das Schiff in die Docks, und während wir dieses Manöver ausführten, erschien der Hochbootsmann unversehens an Deck, begab sich nach dem Vorderkastell und versah sein Amt wie gewöhnlich! — Die Scene, welche nun folgte, läßt sich gar nicht beschreiben; jeder Zug davon ist in meiner Erinnerung noch so lebhaft, als hätte sich Alles erst gestern zugetragen, und wird wohl nie aus meinem Gedächtniß verschwinden. Der Greling (das Bugsirtau) fiel aus den gelähmten Händen der zum Tode erschrockenen Matrosen, und wäre es nicht von einigen Bootsleuten aufgenommen worden, so hätte ich von Neuem wieder Anker werfen und mir Hülfe vom Lande verschaffen müssen. Kein Wort fiel unter den Matrosen, nur die beiden schuldigen Verbrecher wankten mit schlotternden Knieen und erdfahlen Gesichtern nach dem Hauptmast, wo sie sitzen blieben, wie von Schreck versteinert, bis der Hafenpolizeioffizier, nach welchem ich gesandt hatte, ankam und sie in Empfang nahm. Jetzt erst schienen sie einigermaßen zu dem Bewußtsein ihrer hoffnungslosen Lage zu kommen, und ergingen sich in den bemitleidenswer-



23.

thesten Ergüssen von Kleinmuth und Verzweiflung. Vor ein Kriegsgericht gestellt, wurden sie auf das Zeugniß des Hochbootsmanns hin des Versuchs zum Meuchelmord überwiesen und gehängt.

Versteinerungen.

(Taf. 23.)

Die meisten der geschichteten Gebirgsbildungen, welche unsern Erdball zusammensetzen, schließen Versteinerungen ein, Ueberreste der Pflanzen- und Thierwelt, die aus einer mehr oder weniger ältern Periode abstammen und durch äußere Einwirkung, besonders durch das Eindringen mineralischer Substanzen in ihre Masse so verändert worden sind, daß sie bloß die ursprüngliche Gestalt beibehalten, statt ihrer organischen Masse aber Kiesel- und Kalkerde, Eisen-Kupferkies, Bitumen 2c. aufgenommen haben. Diese organischen Ueberreste, die auch Petrefakten genannt werden, und Gegenstand einer eigenen Wissenschaft sind, die Petrefaktenkunde genannt wird, liegen in den verschiedenartigsten Schichten begraben, finden sich in jeder Tiefe, bis zu welcher man bis jetzt in die geschichteten Bildungen hinabgedrungen, in jeder Höhe, bis zu der man hinangestiegen ist, und mit Bestimmtheit von eintausend Fuß unter der Oberfläche der Erde, bis zu sechzehntausend Fuß über dem Meeresspiegel.

In den untersten, ältesten Schichten findet man im Allgemeinen Reste von Thieren und Pflanzen, welche den niederen Klassen angehören, meistens Reste von Schal- und Gliederthieren. Steigt man aus den älteren in die jüngeren Schichten hinauf, so nehmen die ausgebildeteren Formen immer mehr zu, und werden immer zahlreicher; man erkennt bei der aufmerksamen Beobachtung der Vertheilung der Petrefakten in den verschiedenen Gebirgsformationen, eine deutlich ausgesprochene, fortwährende Entwickelung der organisirten Wesen, und von den ältesten Bildungen bis herauf zu den jüngsten, eine stufenweise Vervollkommnung der Thiere und Pflanzen. Je weiter man aus den älteren Schichten in die jüngeren fortrückt, treten immer vollkommener organisirte Wesen auf, und in den jüngsten findet man, mit den Pflanzen der vollkommensten Ausbildung, den Dicotyledonen, auch die Thiere einer höheren, vollkommeneren Organisation, Vögel und Säugethiere. — Der überwiegende Theil der versteinerten organischen Reste besteht aus Gehäusen von Schalthieren, welche im Meere lebten, und während langer Epochen der Ruhe den Meeresgrund bedeckten. Die Schalen erscheinen bald abgerieben, zerbrochen, und wie durch eine lange, fortgesetzte Bewegung des Wassers in Form, Stärke und Größe verändert; oft aber finden wir sie auch ganz wohl erhalten bis auf die zartesten Hervorragungen. Im ersteren Falle scheinen sie durch die Gewalt einer früheren Fluth dort hingeworfen und aufgeschichtet worden zu sein, wo wir sie noch heute finden; im andern Falle aber scheinen sie an der Stelle gelebt zu haben, wo man ihre Reste antrifft, oder wenigstens nicht sehr entfernt davon. Die einzelnen Schichten sind nicht selten durchaus aus solchen Resten gebildet, und umfassen solche ungeheuren Massen, daß wir annehmen können und müssen, daß das Meer lange und ruhig an solchen Stellen gestanden habe. Jeder Ort, wo wir sie heut zu Tage antreffen, war einst Meeresboden, war vom Meere bedeckt, und Meere nahmen mithin einst die Stellen ein, die gegenwärtig als festes Land und Inseln erscheinen. — Die Schalthierreste sind oft mikroskopisch klein, haben dabei einen wesentlichen Einfluß auf die Anordnung der Theile eines Gesteins, und viele Mineralmassen sind, wie Ehrenberg nachgewiesen hat, nichts als versteinerte Infusorien, die sich namentlich im Polirschiefer in solcher Menge finden, daß sie beinahe die ganze Masse desselben zusammensetzen. Durch ihre Kleinheit und ihre Zahl setzen sie uns in Erstaunen: eine Kubiklinie des Biliner Polirschiefers enthält nahe an 23 Millionen solcher Thierchen, ein Kubikzoll mithin 41,000 Millionen. Das Gewicht eines solchen Kubikzolls ist 220 Gran; 187 Millionen dieser Thierchen, oder vielmehr derer fossilen Rückenschilde wiegen zusammen nur einen Gran!

An vielen Orten schließen die Schichten, welche Meerthierreste enthalten, auch Reste von Thieren ein, die im süßen Wasser leben, und sogar Landthierreste; eine Erscheinung, die sich nur dadurch erklären läßt, daß an den Mündungen großer Flüsse Meer- und Flußbewohner zusammenleben, und Landthiere in die Strommündungen getrieben, oder ihre Gerippe vom Lande hergeschwemmt sein können. Die Versteinerungen sind übrigens in den geschichteten Bildungen keineswegs verworren unter einander geworfen, sondern stellen eine ununterbrochene Entwicklungsreihe dar, und gewisse Geschlechter und Gattungen sind immer in bestimmten Gebirgsbildungen eingeschlossen, so daß in denselben Schichten im Allgemeinen auch immer dieselben Versteinerungen vorhanden sind. Einige Familien kommen in Schichten jedes Alters vor, andere dagegen sind auf gewisse Formationen beschränkt, und man bemerkt sehr gut das Aufhören ganzer Gruppen und gewisser Abschnitte, über welche hinaus bestimmte Thier- und Pflanzenfamilien sich nicht mehr erstrecken. — Dieser Zusammenhang der regelmäßigen Aufeinanderfolge der Schichten, mit der bestimmten Vertheilung der Petrefakten in derselben, ist von ungemeiner Wichtigkeit, denn wir haben durch deren Erkennung die schätzbarsten Nachweisungen über die Bildung der Erde erhalten, und durch die Versteinerungen selbst, diesen ältesten historischen Dokumenten, die Umänderungen kennen lernen, die an der Oberfläche unseres Planeten stattgefunden haben. Für die Feststellung geognostischer Formationen sind die Versteinerungen von der größten Wichtigkeit, und ihre Kenntniß ist beim Studium der Geologie unentbehrlich.

Im Alluvium, der obersten jüngsten Lage der Erdrinde, finden wir Reste von Thieren und Pflanzen, welche, mit wenigen Ausnahmen, Geschlechtern angehö-

ren, die gegenwärtig noch leben; gewöhnlich sind sie von kohligen und bituminösen oder von humosen Theilen durchdrungen, und Knochen und Schalen mehr oder weniger kalzinirt. Von ausgestorbenen Thiergeschlechtern findet man in ihm: den Riesenhirsch (Cervus eurycerus), das Ohiothier oder Mastodon (Mastodon giganteus), und die Dronte (Didus ineptus). — Im Diluvium, welches stets unter dem vorigen liegt und mit demselben nie wechsellagert, kommen viele Thierreste meist untergegangener Geschlechter vor. Charakteristisch ist in ihm das Vorkommen des Mammuth (Elephas primigenius); außerdem kommen in ihm noch Bären-, Hyänen-, Tiger-, Tapir-, Pferde-, Hunde-, Schwein-, Ochsen-, Hirsch- und Nashornreste, Vögel-, Wasser- und Landkonchylien und viele Pflanzenreste vor. Das Diluvium ist ungemein höhlenreich. — Im tertiären Gebirge sind Schalthierreste besonders zahlreich, und vorzüglich charakteristisch die Reste von Säugthieren, die man noch häufig in wohlerhaltenen, ganzen Skeletten antrifft. In der oberen Gruppe des Gebirges, der Molasse-Gruppe, hat man die Ueberreste großer Säugethiere, Elephanten, Rhinoceronten, Delphine, und auf deren Knochen bisweilen auch Austern und Balanen ansitzend gefunden; Muschelreste sind überaus zahlreich in ihr; — in der unteren Gruppe, der Grobkalkformation, der untersten, in welcher sich Säugthiere zeigen, treten viele Pachydermen auf, und alle Thier- und Pflanzengattungen, die in Thon, Sand, Kalkstein und Sandstein, den Hauptgesteinen der Gruppe, eingeschlossen sind, differiren von den jetzt lebenden. Charakteristisch ist in ihr der Mangel fossiler Wiederkäuer und das Vorkommen von Anoplotherium und Palaeotherium, das Auftreten vieler regelmäßig gestalteter Löcherpolyparien-Geschlechter, und von Pflanzen einige Chara-Gattungen. — Das sekundäre oder Flötzgebirge ist an organischen Resten ziemlich reich, und die Mehrzahl besteht aus Schalthieren; alle vorkommenden Gattungen sind ausgestorben, wie z. B. die Ammoniten; Säugthiere verschwinden in ihm beinahe ganz, dagegen treten viele Reptilien auf, namentlich Saurier, wahre Monstra der Urwelt. Die Pflanzenreste gehören meistens den Familien der Farrnkräuter, Equiseten und Lycopodiaceen an, und in den oberen Lagen findet man Coniferen und einige Cycadeenreste. — Das Kreidegebirge, eine reine Meeresbildung, zeigt Ammonshörner, Belemniten und Terebrateln. Die Geschlechter Crania und Thecidea, so wie die merkwürdigen Hippuriten, hat man bis jetzt nur in der Kreideformation gefunden. Von Sauriern findet man in ihr den Mosaesaurus, und von Pflanzen vorzüglich Fucoiden. — Im Juragebirge oder der Oolithgruppe, die unter dem Kreidegebirge folgt, sind von Sauriern die Geschlechter Plesiosaurus und Ichthyosaurus charakteristisch; von Echiniden erscheinen vorzüglich Cidaris mit ihren Stacheln, Echinus, Galerites und Nucleolites, dann Meersterne und viele Korallen; von Pflanzenresten sind besonders die Farrnkräuter, Nadelholzstämme bezeichnend ꝛc., mit welchen viele Cycadeen und Algaciten vorkommen. — Das unter dem vorigen liegende Triasgebirge enthält keine Ammoniten und Belemniten mehr, und die Terebrateln treten nur noch in wenigen Gattungen auf; Equiseten, Coniferen und Cycadeen sind häufig; von Muscheln sind die Geschlechter Avicula, Trigonia, Lima, Pecten und Lingula charakteristisch; Reptilien sind zahlreich und sehr sonderbar gestaltet; eigenthümlich der Phytosaurus, Nothosaurus, Dracosaurus und Conchiosaurus. — Unter dem Flötzgebirge folgt eine Reihe von Gebirgsbildungen, welche die Verbindung zwischen dem petrefaktenreichen Flötzgebirge und dem petrefaktenleeren Grundgebirge einnehmen, und deßhalb Uebergangsgebirge genannt werden. Sie sind reich an Polypen und einigen Stilastriten, und besonders charakteristisch für sie sind die in ihnen enthaltenen Mollusken- und Crustaceenreste. Von Fischen findet man in ihnen verhältnißmäßig die meisten Reste; von Reptilien kommt in ihnen, außer dem Geschlechte Protorosaurus, nur Weniges in undeutlichen Resten vor. Im Uebergangsgebirge sehen wir die Vegetation auf der ersten Stufe der Entwickelung: riesenhafte Farrn, Equisetaceen, Lycopodiaceen, Baumstämme, welche von Coniferen zu sein scheinen, einige Palmen und einige Fucoiden.

Den jungen Lesern unsres „Buchs der Welt," die sich mit den organischen Resten der Vorwelt genauer bekannt machen wollen, empfehlen wir das treffliche, von Dr. F. A. Schmidt herausgegebene „Petrefakten-Buch, oder allgemeine und besondere Versteinerungskunde, mit Berücksichtigung der Lagerungs-Verhältnisse, besonders in Deutschland. Mit mehr als 400 kolorirten Abbildungen," als unstreitig des trefflichsten Werkes, mit Leichtigkeit jene Wissenschaft sich zu eigen zu machen.

Unsere Tafel bietet an Versteinerungen von Cidariten oder Meerturbanen in Fig. 1 a b Cidarites maximus, der nur in einzelnen Schildern vorkommt, dessen ganzer Körper aber noch nicht bekannt ist; die Stacheln desselben sind fein gekörnt oder mit spitzen Dornen besetzt. — Fig. 2 Cidarites coronatus, der Kronturban, mit kreisrunden Warzenschildern, die mit einem Ringe größerer Körnchen eingefaßt sind. — Fig. 3 Cidarites subangularis, flach, mit kurzen, pfriemenförmigen Stacheln. — Fig. 4 Cidarites nobilis, bei welchem die Fühlergänge durch sechs Reihen feiner Knötchen ausgezeichnet sind. — Fig. 5 a b c Stacheln verschiedener Cidariten. — Fig. 6 a b Schlangenherzen, Spatangus retusus. — Fig. 7 a b Nucleoliten, Nucleolites scutatus. — Fig. 8 Zahn des Megalosaurus. — Fig. 9 Gyrodus-Zähne. 8.

Die Wunder der Erdkunde.

Wasserhosen und Landtromben.

Wasserhosen, Wassertromben nennt man bekanntlich schlauchartige Wolken, welche von der Luft zur Erde niederhängen und in ihrer kreisenden Bewegung alles an sich ziehen, was ihnen auf ihrem Wege begegnet. Berühren sie nun auf ihrem Zuge zufällig eine größere Wasserfläche, zufällig einen Fluß, Binnensee oder gar das offene Meer, so steigt das Wasser in dem luftleeren Raume, der sich durch das unberechenbar rasche Kreisen der Wolken bildet, in die Höhe, wird theilweise in Dampf verwandelt, und in diesem Zustand von der Wolke angesogen, bis sie eine kompakte aber durchsichtige Wassersäule bilden, welche unter lautem Geräusch mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit über das Meer hintreibt. Die Seeleute, welche derartigen Wasserhosen begegnen, und manchmal mitten in dieselben versetzt werden, fürchten diese Erscheinung ungemein, und zählen sie zu den zerstörendsten Naturerscheinungen, welche auf dem Ocean vorkommen. Entstehen sie auf dem Lande, d. h. da, wo kein größerer Wasserspiegel vorhanden ist, so nennt man sie Windhosen oder Landtromben, welch' letztere die gewöhnlichen Begleiter eines Orkans, besonders in den Tropenländern, sind. Häufig sind sie von elektrischen Erscheinungen begleitet, was zu dem Glauben Veranlassung gegeben hat, daß sie überhaupt elektrischer Natur seien; allein bis jetzt ist noch nicht genau ermittelt worden, ob die Elektrizität Ursache oder Wirkung der Wind- und Wasserhosen sei. Bei der großen Bedeutung, welche die Erklärung dieser Erscheinung für die Naturlehre hat, darf es nicht befremden, daß die größten Gelehrten sich mit derselben befaßt haben, ohne indeß noch zu einem entschiedenen Erfolge gekommen zu sein. Einer der fleißigsten Forscher in dieser Richtung ist der berühmte Physiker, Professor Oerstedt in Kopenhagen, dem wir einige neue Ansichten über diesen Gegenstand verdanken. Nach Oerstedts Meinung ist die Bezeichnung „Wasserhose“ eine grundfalsche, da das Wasser nur ein zufälliges Vorkommen bei dieser Erscheinung ist. Auch er hält sie ursprünglich für einen Wirbelwind oder einen Strudel in der Atmosphäre, der nur bei zufälliger Berührung einer Wasserfläche solche Wasserhosen bildet, und er bestimmt sie als eine starkbewegte Luftmasse, die sich über die Erdoberfläche hinbewegt und um eine Achse dreht, deren eines Ende auf der Erde, das andere in den Wolken zu denken ist; er hält daher auch den Ausdruck Sturmsäule oder Sturmpfeiler für eine passendere Bezeichnung.

Eine solche Sturmsäule erscheint in der Regel oben und unten breit und in der Mitte schmal. Der obere Theil hängt immer von einer Wolke herab, oder steht wenigstens mit einer solchen in unmittelbarer Verbindung, und ihre Höhe darf wohl bisweilen weit beträchtlicher angenommen werden, als die Beobachter gewöhnlich glaubten. Man schätzte seitdem ihre Höhe durchschnittlich auf 2000 Fuß; allein es scheint wahrscheinlicher, daß der sichtbare Theil derselben oft 5 — 6000 Fuß Höhe hat, obwohl in dieser Beziehung beträchtliche Schwankungen und Abweichungen stattfinden müssen. Hinsichtlich des Durchmessers solcher Sturmsäulen hat man gefunden, daß ihr unterer Theil von 100 bis über 1000 Fuß maß. Die Spuren, welche sie auf der Erde hinterlassen haben, deuten übrigens der Mehrzahl nach auf einen geringeren Durchmesser als 100 Fuß. Die Farbe der Sturmsäulen ist ebenfalls sehr verschieden, und die Mehrzahl derselben ist grau, in einzelnen Fällen auch dunkelblau, dunkelbraun oder feuerroth; ja man kennt sogar einen Fall, wo sich eine solche Sturmsäule ganz als Feuersäule zeigte, wie wir weiter unten bei den Beispielen anführen werden. Ihre Farbe hängt natürlich meistens von der jeweiligen Beleuchtung der Wolken ab, aus welchen sie sich bilden, und außerdem hat auch die Farbe der Substanzen, die sie aufnehmen, z. B. Staub oder Wasser, einen wesentlichen Einfluß auf ihr Aussehen. Der mittlere Theil der Wasserhose ist durchsichtig, der der Sturmsäule auf dem Lande aber trüb und undurchsichtig.

Je größer diese Wirbel oder Tromben sind, desto länger dauern sie an. Meist währen sie jedoch nicht über eine halbe Stunde, und legen in dieser Zeit eine unbestimmte Strecke mit wechselnder Geschwindigkeit zurück. So kennt man z. B. Fälle, wo sie acht deutsche Meilen in einer Stunde zurücklegten, während ihnen in andern ein Fußgänger zu folgen vermochte; zuweilen bleiben sie sogar beinahe stille stehen, oder verrücken wenigstens während des größten Theils ihrer Dauer ihren Standpunkt nicht. Ihre Bahn beschreibt meist eine gerade Linie, führt übrigens zuweilen auch im Zickzack, und manchmal steigen und fallen sie, verlassen den Boden auf einige Minuten, und senken sich dann wieder auf denselben herab. Die Schnelligkeit der Bewegung um ihre eigene Achse ist ebenfalls wandelbar: manchmal ungeheuer beschleunigt, manchmal vergleichsweise langsam. Viele Beobachter wollen an einzelnen Theilen der Sturmsäulen spiralförmige Bewegungen, an andern ein Auf- und Niederweben bemerkt haben. Wenn die vorschreitenden und Drehbewegungen beide zu gleicher Zeit sehr heftig sind, so ist auch ihre Zerstörungskraft und Gewalt sehr groß. Man weiß, daß sie schwere Kanonen von der Stelle bewegt, große Bäume ausgerissen und einige hundert (ja in einem Falle sogar sechshundert) Schritte weit fortgeführt haben. Die Dächer von Häusern werden gewöhnlich von ihnen abgedeckt, und man kennt ein Beispiel, wo sie große Balken auf eine Strecke von 1400 Fuß fortgeschleudert haben. In einem anderen Falle wurde ein großer Holzblock nebst andern Gegenständen, zusammen im Gewicht von fünf Centnern, vom Boden aufgehoben, über ein kleines Haus hinweggetragen, und im Ganzen eine Strecke von 500 Fuß weit fortgeführt. Kleinere Gegenstände, wie Briefe und Papiere wurden von ihnen beinahe vier deutsche Meilen weit fortgeführt, ein Fischteich in einem Augenblick geleert, und der Hafen von Christiansö einmal so ausgefegt, daß der größte Theil

seines Bodens unbedeckt lag. Es scheint über allen Zweifel erhaben, daß die häufig vorkommenden Regen von Fröschen, Fischen, Samen (sogenannte Schwefel- und Blutregen) der erhebenden und fortführenden Gewalt dieser Sturmsäulen zuzuschreiben sind.

Da diese atmosphärischen Bewegungen größtentheils zur See vorkommen, eine große Höhe erreichen können, und sich gewöhnlich in einer Richtung mit großem Ungestüm fortbewegen, so darf es uns nicht wundern, daß leichte Körper auf beträchtliche Entfernungen fortgeführt werden, abgesehen von der erhebenden Ursache dieser Erscheinung. Die Sturmsäule ist in den meisten Fällen von lautem Getöse begleitet, und macht sich namentlich mit einem Geräusche geltend, das dem Rauschen und Brüllen eines Wasserfalles gleicht; auch pfeifende und zischende Töne nimmt man sehr häufig dabei wahr, deßgleichen einen Schwefelgeruch. Der Ocean, die Meeresküsten und Tropenländer sind die Oertlichkeiten, wo die Sturmsäulen am meisten vorkommen, und wo sie auch beinahe immer von elektrischen Erscheinungen begleitet sind. Als Vorläufer ziehen ihnen häufig Sturmwolken voran, und heftige Stürme sind meist ihre direkten Folgen.

Wie schon erwähnt, hängt der obere Theil der Säule mit einer Wolke zusammen, aus der sie zu entspringen scheint. Nur ein französischer Gelehrter, Michaud, der mehrere derartige Erscheinungen im Hafen von Nizza beobachtet hatte, will deutlich bemerkt haben, daß sie allmählig auf der Meeresfläche entstanden; er wird aber wohl durch die Thatsache getäuscht worden sein, daß der Luftwirbel, der die Säule bildet, nicht eher sichtbar ist, als bis er mit Wasserdünsten oder Tropfen erfüllt ist, die er erst langsam, dann immer schneller aus der Meeresfläche in seine untere Spitze aufnimmt. Im Anfang dieses Prozesses bildet sich auf der Meeresfläche ein kleiner, kegelförmiger Hügel von runder Gestalt, der sich durch dunklere Farbe auszeichnet, bald darauf erhebt sich eine Wassersäule, in der beständiges Kochen und innere Bewegung wahrzunehmen ist. Sie schäumt und erzeugt Wassertropfen von oben, die sie nach allen Seiten hin schleudert, so daß sie deutlich einen auf- und absteigenden Cours zeigt, der sich in parabolischen Kurven bewegt, wie Wasserstrahlen, die man in schiefer Richtung ansteigen läßt. In der höchsten Region nimmt die Dunstwolkenmasse die Gestalt eines umgekehrten Kegels an, und derjenige Theil, der sie mit dem eigentlichen Wasser verbindet, ist bei den Wasserhosen durchsichtig. Ueber die beständige Bewegung und Drehung der Luft von der Wolke nach der See herab kann kein Zweifel obwalten, allein die bewegte Luft ist selten sichtbar, weil keinerlei Dünste so hoch hinaufgeführt werden, daß sie ihre Bewegung verriethen. Zuweilen gleicht auch der mittlere Theil einem dünnen Wolkenstreifen.

Der Ursprung der Wolkensäule auf dem Festlande ist nicht anders bemerkbar, als durch das allmählige Herabsteigen des oberen Wolkenkegels. Die Wirkungen der Sturmsäule zu Lande, oder kürzer gesagt des Wirbelwindes, machen sich aber bald eben so entschieden und augenfällig geltend, als bei den Wasserhosen. Die Art der Bewegung, die an den Tag gelegte Gewalt, die Art und Weise, wie sie sich geltend macht, und der Zusammenhang mit dem Himmel sind in beiden Fällen einander so auf's Haar ähnlich, daß kein Zweifel mehr darüber obwalten kann, daß Windhose und Wasserhose wesentlich eine und dieselbe Erscheinung seien, nämlich eine um sich selbst drehende Luftsäule, welche nur auf verschiedenen Gebieten und in verschiedenen Medien auftritt; zum Beweise dafür brauchen wir nur die einfache Thatsache anzuführen, daß wenn ein zuvor trockener Wirbelwind auf seinem Wege einen Weiher oder Fischteich trifft, er dessen Gewässer eben so leicht und schnell ansaugt, wie die Windhose das Meerwasser.

Die frühere und noch jetzt sehr verbreitete Vorstellung, als ob Wasserhosen Auswürfe oder Aufquellungen von Wasser auf dem Meere seien, ist daher entschieden unrichtig. Wir kennen keine einzige Ursache, die zu Wasser oder zu Lande mit der Gestaltung der Erdrinde zusammenhinge, aus welcher wir uns eine derartige Erscheinung erklären könnten. Die Sturmsäule tritt sowohl in vulkanischen, als in nicht vulkanischen Gegenden auf. Auch kann die See selbst auf keine uns erklärliche Art und Weise ihrer Thätigkeit die Ursache einer solchen Wirkung sein; eben so wenig können wir sie aber auch den gewöhnlichen Winden auf der Erdoberfläche zuschreiben, da sie zumeist in einer Atmosphäre vorkommt, die im Augenblick ihres Eintretens vollkommen heiter ist. Wir müssen daher nothgedrungen den Ursprung der Sturmsäule in den obern Wolkenschichten suchen.

Als nothwendige Folge der kreisenden (Rotations-) Bewegung zeigen alle Theile der Sturmsäule deutlich den Drang, sich von dem Mittelpunkte zu entfernen, welche eine durch sie hindurchgehend gedachte Achse einnehmen würde, d. h. eine Wirkung, wie man sie in der Wissenschaft mit dem Namen Centrifugalkraft bezeichnet. Von dieser bekannten Naturkraft kann man sich sehr leicht auf folgende Weise einen Begriff schaffen: man fülle ein durchsichtiges Gefäß, z. B. ein Trinkglas, mit Sand und Wasser, und schwinge es rasch im Kreise, oder noch besser, man gebe ihm eine rasche Rotations-Bewegung um eine perpendikuläre Achse, z. B. auf einer Töpferscheibe, so wird man sehen, daß die schwereren Theile immer am weitesten nach Außen geworfen werden, daß das Wasser an den Rändern des Gefässes aufsteigt, dann wieder sinkt, und sich dafür in der Mitte kegelförmig erhöht, und so wechselsweise fort, kurz daß es immer ein Bestreben zeigt, in die Höhe zu dringen. Hier hat man eine deutliche Vorstellung von der Bildung der Sturmsäule. Der Druck des Wirbelwindes ersetzt den Druck der Gefäßwände, und die Wirkung, welche diese auf das Emporstreben und Indiehöhedringen der Flüssigkeit ausüben, ist ebenfalls ganz gleichartig mit dem allzeitigen Druck durch einen starken Wind. Die Kraft, welche die größeren und schwereren Sandtheilchen nach Außen treibt, findet ihre Gränze oder

ihren Zaum in den Umfassungswänden des Gefäßes, und die einzige Richtung, welche die Sandkörner unter dem Einfluß des Drucks nun annehmen können, ist die nach oben. Dieselbe Kraft kann man sich außerdem noch dadurch klar machen, daß man Rauch in die freie Luft treten läßt, und dann in einer Entfernung von 2 — 3 Fuß von der Mündung des Rauchkanals der Luft eine rasche, kreisende Bewegung gibt, wobei dann der Rauch selbst die nach oben wirkende Ausdehnungskraft des Wirbelwinds zeigt. Durch diese beiden Beispiele glauben wir die erhebende Kraft des Wirbels theilweise erklärt und faßlich gemacht zu haben; nun bliebe nur noch zu erklären übrig, auf welche Weise und wo denn der Wirbelwind entsteht, welcher die Sturmsäulen oder Wind- und Wasserhosen hervorruft.

Alle Erscheinungen, welche in dieses Gebiet einschlagen, deuten auf einen Wirbelwind hin, der nicht auf der Erde, sondern in den höheren Luftschichten beginnt, und sich allmählig ausbreitet, je mehr er herabsteigt, bis er in Berührung mit der Erde oder dem Meere seinen Einfluß geltend macht. Woher rührt nun wohl dieser Wirbel? Es ist bekannt, daß zwei Luftströme, welche eine parallele Richtung verfolgen, aber aus entgegengesetzten Himmelsgegenden herkommen, eine Art leichten Wirbelwinds auf der Erde erzeugen können. Nichts hindert uns an der Annahme, daß auch in den höheren Luftschichten derartige Strömungen existiren; wir wissen sogar, daß Luftschiffer, die mit ihren Ballons die höheren Schichten der Atmosphäre besucht haben, dort solche Strömungen trafen, die nicht nur in verschiedenen Richtungen sich bewegten, sondern oft sogar gerade durch diese Richtung kleine Wirbelwinde verursachten; wir wissen von wirbelnden Wolken und förmlichen Wirbelwinden, die sich in jenen höheren Luftschichten geltend machten, während die unteren ganz ruhig waren. Dieß ist schon ein hinlänglicher Fingerzeig, daß auch die wirbelnde Bewegung der Wind- und Wasserhosen aus einer ähnlichen Ursache entspringen — ein Fingerzeig, der theilweise noch durch die Thatsache unterstützt und bestätigt wird, daß sie häufig in schiefer Richtung ansteigen, woraus unzweideutig hervorgeht, daß die in den oberen Luftschichten sich gewaltsam begegnenden Winde nicht immer genau die gleiche Richtung verfolgen, wenn sie diese Erscheinung verursachen. Bekannt ist, daß große Feuersbrünste, namentlich die Waldbrände Nordamerika's, die Verbrennung großer Holzmassen im Freien u. s. w. wirbelähnliche Säulen von Rauch und Flamme verursachen, die in ihrer Wirkung, ihrem Charakter und ihrer Kraftäußerung ganz mit den Erscheinungen übereinstimmen, die wir an den Wirbelwinden bemerken. Häufig wurden schon Bäume von beträchtlicher Größe von ihnen bis zu einer Höhe von 40 oder 50 Fuß emporgehoben. Derartige Wirbel bildeten sich an windstillen Abenden, und scheinen also lediglich daraus entstanden zu sein, daß die von solchen Feuersbrünsten gebildeten Luftströmungen unter eigenthümlichen Umständen und Verhältnissen zusammenstießen. Diese Erscheinung verhilft uns zugleich zu einer Erklärung, wie auch tropische Länder, oder Breiten, welche Windstillen unterworfen sind, der Schauplatz von Sturmsäulen und ähnlichen Erscheinungen werden können. Gerade in den Tropenländern müssen sich ja durch die Einwirkung der beinahe senkrechten Sonnenstrahlen zuweilen in den obern Luftschichten in Folge der Ausdehnung einzelner Regionen der Atmosphäre Strömungen bilden, welche, wenn sie unter besondern Verhältnissen und in entschieden entgegengesetzter Richtung zusammentreffen, derartige Wind- oder Wasserhosen veranlassen. Die Gewitterstürme der Tropenländer, die sogenannten Tornados, deren zerstörende Gewalt sprichwörtlich geworden ist, und alles an Wuth übertrifft, was die menschliche Einbildungskraft sich nur erdenken mag, sind in der Regel von solchen Sturmsäulen begleitet.

Dieß führt uns von selbst wieder auf einen Umstand zurück, dessen wir schon oben gedacht haben. Sturmsäulen sind gewöhnlich von elektrischen Erscheinungen begleitet, von Licht, Geräusch und Geruch, welche an die Erscheinungen des Blitzes und Donners erinnern. Die rasche Verdünstung der Feuchtigkeit, durch welche Elektrizität entwickelt wird, ist ohne Zweifel auch die Hauptursache davon, daß sich eine elektrische Thätigkeit auch bei den Sturmsäulen und Wasserhosen geltend macht. Einige Gelehrte haben die ganze Erscheinung in allen ihren Abarten dadurch erklären wollen, daß sie in ihr das Vorhandensein eines starken, elektrischen Stromes annahmen, der durch die Einwirkung des Erdmagnetismus seine wirbelnde Bewegung erhalte. Diese Annahme ist aber neuerdings verlassen und durch einen bündigen Beweis sogar als irrig dargestellt worden. Wäre nämlich wirklich ein elektrischer Strom vorhanden, so müßte er nothgedrungen sehr heftig auf die Magnetnadel einwirken; allein Sturmpfeiler und Wasserhosen sind schon sehr häufig an Schiffen vorüber und über solche hingezogen, ohne daß dabei die geringste Schwankung oder Veränderung der Magnetnadel bemerkt worden wäre.

Schon oben gedachten wir des merkwürdigen Beispiels einer Windhose, welche als Feuersäule erschien. Am 27. Juli 1835 bemerkte man in Agen, Departement Lot und Garonne gegen Abend ein feuriges Meteor am Himmel, als eben ein Gewitter sich verzogen hatte, dessen Donner nur noch aus der Ferne nachgrollte. Es war eine Feuersäule, deren Basis etwa 15 Fuß im Umfange haben mochte, und die sich von der Erde zu einer mittleren Höhe über den Horizont erhob. Kurz nach ihrer Bildung setzte sie sich in Bewegung, schritt schnell von Südost nach Nordwest vor, tauchte in die Gewässer des Flusses Tarn, welche davon aufzischten und brausten, als ob sie im Sieden begriffen wären, und zog dann in der Richtung des Dorfes Lizac davon. Von einem einzeln stehenden Haus dieses Dorfs, dem sie besonders nahe kam, fegte sie mehrere Reihen Ziegel weg, trieb dann einem mehr als hundertjährigen Nußbaum zu, zerschmetterte dessen sämmtliche Aeste, durchbohrte den Stamm wie eine Kanonen-

kugel, und erlosch dann plötzlich, einen großen Rauchwirbel hinterlassend, der noch lange die Atmosphäre wie ein dichter Winternebel verdunkelte.

Der zerstörenden Gewalt der Windhosen hat man seither noch nicht durch Menschenkunst zu begegnen gewußt; dagegen wissen sich die Seeleute gegen die Wasserhosen und ihre zerstörende Wirkung eher zu schützen durch das Abfeuern schweren Geschützes in der Richtung des Mittelpunktes dieser Sturmsäulen. Die gewaltsame Erschütterung der Atmosphäre durch die Entladung einer großen Kanone, und der keilförmige Luftdruck vor der Kugel des Schusses wirken gewöhnlich so störend auf die kreisende Bewegung des Luft- und Wasserwirbels ein, daß eine Stockung und somit eine Auflösung in den rotirenden Theilen der Wasserhose eintritt. Ein interessantes Beispiel davon gibt uns die Schilderung des englischen Admirals Napier aus der Zeit, da er noch als Schiffskapitän fungirte. Er schildert die von ihm beobachtete Erscheinung folgendermaßen: „Am 6. September 1814 beobachteten wir unter 30° 47 Min. N.B., und 62° 40 Min. W.B. um halb zwei Uhr Nachmittags bei einem plötzlichen Umspringen des Windes von Westnordwest nach Nordnordost, und während unser Schiff auf Südost hielt, einen außerordentlichen Wirbelwind, welcher sich in einer Entfernung von etwa drei Kabellängen vom Schiffsbug auf unserer Steuerbordseite bildete. Er wühlte das Wasser walzenförmig und im Durchmesser einer Wasserbütte auf, vergrößerte allmählig Höhe und Umfang der Wassersäule, und rückte in südlicher Richtung vor bis auf eine Entfernung von ungefähr einer Meile vom Schiffe, wo er mehrere Minuten stehen blieb und eine vollkommene Wasserhose bildete. Am Fuße derselben kochte und schäumte es, und mit einem zischenden Geräusch wand sich eine beträchtliche Wassermenge in die darüber hängenden Wolken hinauf, während die Säule selbst sich mit ungeheurer Schnelligkeit spiralförmig drehte, und bald herüber, bald hinüber hing, je nach dem auf dieser oder jener Seite der Wind einen starken Druck ausübte. Hierauf kehrte die ganze Wasserhose nach Norden zurück, gerade dem herrschenden Winde entgegen, und auf die Steuerbordseite des Schiffs zu, das nun rasch ostwärts abgesteuert wurde, in der Hoffnung, dadurch aus dem Bereich der Wasserhose zu kommen. Diese rückte jedoch so rasch heran, daß uns kein anderes Mittel übrig blieb, als die gewöhnliche Zuflucht der Seefahrer, nämlich ein paar Kanonenschüsse, um jeder Gefahr vorzubeugen. Nach einigen gut gerichteten Schüssen, wovon besonders einer sie genau in der Höhe von einem Drittheil ihrer ganzen Erhebung traf, schien sie anfänglich gleichsam in zwei Theilen zerschnitten, welche nach verschiedenen Richtungen hinschwankten, als würden sie von entgegengesetzten Winden umhergetrieben, sodann sich wieder auf eine kleine Weile vereinigten und endlich in einer schwarzen Wolke und unter heftigem Regengusse verschwanden. Zur Zeit, da sie durch die Wirkung des Schusses oder vielmehr durch den von der Explosion der Kanonen veranlaßten Luftdruck getrennt wurde, war ihre Basis nur etwa eine halbe englische Meile vom Schiffe entfernt, und mochte einen Durchmesser von wenigstens 300 Fuß halten. Der Wolkenschlauch, in welchem sich die Wassersäule entlud, hatte eine Höhe von etwa 40° im Quadranten; die darüber stehende Wolke dagegen einen weit beträchtlicheren Umfang. Die senkrechte Höhe der gesammten Wasserhose mochte etwa 1700 Fuß oder den dritten Theil einer englischen Meile betragen. Kurz bevor sie barst, bildeten sich auch noch zwei andere, kleinere Wasserhosen gegen Süden, die jedoch nur äußerst kurze Zeit andauerten.

K. Müller.

Das amerikanische Stinkthier.

Ein kleines, allerliebst aussehendes Thierchen, von der Größe eines Eichhörnchens, mit aber womöglich noch buschigerem Schwanz und unbestimmter Farbe. — Es gehört zum Geschlecht der Iltisse, wird aber sowohl schwarz und weiß, als ganz weiß oder ganz schwarz, oder auch gelb und braun gefleckt gefunden, und sieht gewandt und zierlich aus; solch' angenehmen Eindruck das Thierchen aber auch auf den ersten Anblick macht, so sehr verliert es, bei näherer Bekanntschaft, und gern geht ihm der Jäger, wenn er ihm zum zweiten Male begegnet, aus dem Weg! — Das kleine Thier scheint dieß auch zu wissen, denn es weicht nie aus, und springt sogar noch, mit unglaublicher Keckheit, gegen Hunde und Menschen an; sobald es sich aber angegriffen oder bedroht sieht, hebt es den buschigen Schwanz und spritzt eine solch' mephystisch duftende Flüssigkeit dem Angreifer entgegen, daß dieser, einmal auf solche Art überrascht, sich unter keiner Bedingung wieder mit dem kleinen Burschen einläßt. Der Geruch dieser Flüssigkeit verläßt nur dann die damit in Berührung gekommenen Kleider, wenn man sie eine Zeit lang vergräbt, und die Hände, mit denen man das Thier angefaßt, oder nur den Hund gestreichelt, den es bespritzt hat, behalten den widerlich scharfen Geruch noch oft acht bis zehn Tage. — Es nährt sich meistens von Insekten und Würmern, besucht aber auch oft die Ansiedelungen und stellt den Eiern und Hühnern nach.

Die Indianer sollen das Thier essen, jedoch scheint mir diese Behauptung etwas unwahrscheinlich, und mag wohl ein solcher Fall nur in einer Hungersnoth vorgekommen sein.

Fr. Gerstäcker.

Pelargonien oder Storchschnäbel.

(Taf. 24.)

Die Kranichschnäbel, Storch- und Reiherschnäbel, schöne Zierpflanzen, welche nach Linné's Eintheilung der 16ten Klasse angehören, bilden nach Jüssieu eine natürliche Familie, die als storchschnabelartige (eigentlich kranichschnabelartige), Geranieae, bezeichnet wird. Die Familie, welche

drei Gattungen und unzählige Arten umfaßt, enthält Kräuter und Sträucher mit knotigem Stengel, Gegenblättern und bisweilen Nebenblättern; alle Arten derselben haben regelmäßige Blüthen, fünfblätterigen Kelch und Blume, zehn ungleiche und verwachsene Staubfäden, und fünf einsamige Bälge um ein Mittelsäulchen. Sämmtliche Gattungen, besonders aber die Pelargonien, die zu den schönsten Zierpflanzen gehören, und durch die Kultur außerordentlich veredelt wurden, verlangen eine gute, lockere, fette, mit Sand vermischte Erde; Glashaus oder lauwarmes Haus, wo man ihnen bei günstiger Witterung etwas frische Luft geben kann, im Winter sie aber nur mäßig begießen darf.

Die Blüthen der Geraniaceen sind sich bei den verschiedenen Gattungen ungemein ähnlich, weßhalb auch viele Autoren, unter denen Linné selbst, eine große Zahl von Erodien (Reiherschnäbel) und Pelargonien (Storchschnäbel) als Geranien (Kranichschnäbel) bezeichnet haben. So gehören z. B. Geranium chamaedryoides auf Minorka; G. ciconium in Süd-Europa; G. gruinum in Candien und Nord-Afrika; G. incarnatum am Kap; G. morphatum in Süd-Europa und Brasilien, und G. romanum in der Nähe von Rom, zu der Gattung Eurodium und in die dritte Ordnung der 16ten Klasse, während Geranium alchemilloides, capitatum, cordifolium, crispum, cucullatum, exstipulatum, flavum, glaucum, grandiflorum, hybridum, incisum, inquinaus, lanceolatum, odoratissimum, papillionaceum, peltatum, quinque vulnerum, radula, reniforme, speciosum, ternatum und zonale, die alle am Kap heimisch und von dort zu uns gebracht worden sind, sämmtlich der Gattung Pelargonium angehören und der sechsten Ordnung der 16ten Klasse zugezählt werden müssen.

Bei einiger Aufmerksamkeit sind die drei verschiedenen Gattungen leicht zu unterscheiden:

Die Kranichschnäbel, Geranium (vom Griechischen: geranos, Kranich), Kräuter mit lappigen Gegenblättern, haben regelmäßigen Kelch und Blume mit zehn ungleichen Staubfäden und fünf Drüsen am Grunde; der Griffel ist inwendig unbehaart; die Stiele sind am Ende meist zweiblüthig, die Kelchlappen zugespitzt.

Die Reiherschnäbel, Erodium (vom Griechischen: eroidios, Reiher), sind Kräuter mit fiederspaltigen Blättern und hinfälligen Blüthen, am Ende und in Achseln; Kelch und Blume sind wie bei den vorigen, die fünf kürzeren Staubfäden aber beutellos.

Die Storchschnäbel, Pelargonium (vom Griechischen: pelargos, Storch), umfassen Kräuter und Sträucher mit abwechselnden, ganzen und getheilten Blättern; Blüthe fast wie beim Kranichschnabel, aber die Blumenblätter unregelmäßig und der obere Kelchlappen durch einen mit dem Blüthenstiel verwachsenen Sporn verlängert; von den zehn Staubfäden sind drei bis fünf beutellos.

Die auf beiliegender Tafel abgebildeten neuen Arten, wahre Prachtblumen, sind: Fig. 1 der Clown (Hanswurst); — Fig. 2 der Harlekin; — Fig. 3 die Seltenheit (Singularity); — sie zeichnen sich sämmtlich durch ihre Farbenpracht aus, waren die merkwürdigsten Erscheinungen der Blumen-Ausstellung im Regents-Park, und namentlich wurde der Harlekin, der, wie man sagt, in seiner reizenden Mißbildung konstant sein soll, mit der Preismedaille beehrt. — In deutschen Gärten sind diese drei Arten bis jetzt noch nicht zu finden, dürften aber sicher hier denselben Beifall finden, wie in England. 9.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

4. Der Kaufmann von Bremen.

In der großen und berühmten Handelsstadt Bremen wohnte einmal ein Kaufmann, der so viel Geld hatte, daß er seines Reichthums gar kein Ende wußte. Dabei besaß er nur einen einzigen Sohn, und seine Frau war schon längst gestorben.

Eines Tages, als er darüber nachdachte, was sich wohl mit seinem vielen Gelde anfangen ließe, fiel ihm ein, daß er ja seinen großen Saal, der noch nicht gedielt war, mit lauter harten Thalern pflastern lassen könne. Und gedacht, gethan! Er ließ Werkmeister kommen, sagte ihnen sein Vorhaben, und übergab ihnen so viele harte Thaler, daß sie den ganzen Saal damit pflastern konnten, und doch noch ein paar übrig behielten.

Als die Leute in Bremen von dem gepflasterten Saale hörten, schüttelten sie verwundert die Köpfe. Wenn sie aber dem reichen Kaufherrn auf der Straße begegneten, so nahmen sie hübsch tief Hut und Mütze vor ihm ab, aus lauter Ehrfurcht vor dem silbernen Pflaster. Das Pflaster von den harten Thalern sah übrigens gar nicht übel aus, und Manchem gefiel es besser, als wenn die Dielen mit sammetnen und seidenen Teppichen belegt gewesen wären.

Ein Jahr darauf, nachdem der Saal gepflastert worden war, legte sich der reiche Kaufmann auf sein Bette und starb. Er wurde mit großem Prange und ungeheurem Prunke begraben, und in den Zimmern, wo er bisher geschaltet und gewaltet hatte, trat nun ein neuer Herr auf. Und der war Herr Franz Melchior, des reichen Kaufherrn Sohn, ein gutmüthiger, aber dabei höchst leichtsinniger und verschwenderischer Jüngling.

Franz Melchior lebte das erste Jahr nach seines Vaters Tode sehr eingezogen und still für sich hin. Als aber die Trauerzeit um war, da wurden die hohen und prächtigen Gemächer seines Hauses gelüftet, und überall wurde geputzt und gescheuert und blank gemacht; denn Herr Melchior wollte den vornehmen Leuten und den lustigen Gesellen der guten Stadt Bremen ein Gastmahl geben. Und als der Tag des Festes herankam, und die vielen Gäste im Saale beisammen saßen, da flog mancher neugierige Blick auf das seltsame Pflaster,

und mancher reich gekleidete Herr seufzte in seinem Herzen: „Wenn du doch nur die Hälfte von den harten Thalern hättest, die hier von Jung und Alt schnöde mit Füßen getreten werden!“

Mittlerweile wurde gegessen und gezecht, und der Wein des jungen Herrn Melchior mundete dessen Gästen so vortrefflich, daß mancher Flasche der Hals gebrochen wurde, ehe die Gäste spät nach Mitternacht zu ihren Häusern wankten. Allen waren die Köpfe schwer, und von Einigen wurde sogar gemunkelt, sie hätten nicht einmal ihre eigenen Hausthüren auffinden können, und deßhalb im Freien unter dem lieben blauen Himmel schlafen müssen. Doch können wir das nicht so recht glauben, weil ja doch von jeher lauter gute und ehrsame Leute in der Stadt Bremen gewohnt haben.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß der junge Herr Melchior ein großes Behagen an den Schmausen und Zechen der fröhlichen Gesellschaft gefunden hatte. Darum lud er sich alle Tage, die Gott werden ließ, fröhliche junge Gesellen in sein Haus, spielte und trank mit ihnen, und führte eine ganze Weile auf diese Weise ein wahres Schlaraffenleben. Wie das aber so geht, wenn man immer in einen Beutel hinein greift und heraus holt, ohne wieder hinein zu thun — der großmächtige Seckel Geld, welchen der alte Herr Melchior seinem leichtsinnigen Sohn hinterlassen hatte, wurde zuletzt auch leer, und eines Tages trat der Haushofmeister zu seinem jungen Herrn und bat ihn um Geld, denn es wäre nun Alles alle geworden.

„Ei, das ist wohl nicht gut möglich,“ rief der junge Herr Melchior erschrocken. „Seht in dem Beutel noch einmal nach, mein lieber Haushofmeister.“

„Würde nichts helfen, lieber Herr,“ entgegnete der Alte bescheiden. „Ich habe schon Alles durchgesucht und auch nicht einen Silberpfennig mehr gefunden.“

„I nun, da müssen wir Geld borgen!“ rief der junge Herr Melchior.

„Ach Herr,“ antwortete der Haushofmeister, „wolltet Ihr nicht lieber ein stilles, ruhiges Leben führen, anstatt wie bisher das liebe Geld mit vollen Händen wegzuwerfen? Wenn Euer Herr Vater das wüßte, er drehte sich vor Kummer und Herzeleid im Grabe herum!“

„Dummes Zeug!“ rief Melchior. „Macht, daß Ihr fort kommt, alter Kauz, und schafft mir hübsch Geld herbei. Heute Abend muß für fünfundzwanzig Personen gedeckt werden! Versteht Ihr wohl?“

Kopfschüttelnd ging der alte Haushofmeister hinaus, nachdem er noch einen recht traurigen und mahnenden Blick auf seinen leichtsinnigen, jungen Herrn geworfen hatte. Dieser hatte den Blick wohl bemerkt, und er war ihm in die Seele gedrungen. Doch meinte er, so schnell, wie der alte Haushofmeister es wünsche, könne er sich doch unmöglich zurückziehen, und lebte daher in Saus und Braus fort, wie bisher. So verging ein Jahr, da trat abermals der Alte zu ihm und verkündigte, nun wäre nicht nur das Geld alle, sondern es wolle auch kein Mensch, weder Jude noch Christ, dem jungen Herrn Melchior noch einen Pfennig leihen. Franz schüttelte erschrocken den Kopf, und wollte der schlimmen Nachricht keinen Glauben schenken. Am andern Tage aber kamen die Herren vor Gericht, verkauften ihm Haus und Hof, rissen das Pflaster von harten Thalern aus dem Saale, und bezahlten die Gläubiger, welche den jungen Herrn Melchior verklagt hatten. Der Erlös von Haus und Hof nebst den harten Thalern reichte gerade hin, die Gläubiger zu bezahlen, und Franz hatte von seinem großen Vermögen nichts mehr, als etwa noch ein hundert Thälerchen und die alten Handlungsbücher seines verstorbenen Herrn Vaters.

Nun war es mit dem Saus und Braus vorbei, und Franz schämte sich seiner jetzigen armseligen Lage so sehr, daß er sich vor keinem seiner ehemaligen Freunde und Bekannten blicken ließ, und überhaupt gar nicht aus dem Stübchen ging, welches er sich in einem engen, finsteren Nebengäßchen der Stadt Bremen gemiethet hatte. Daß ihn seine ehemaligen guten Freunde ebenfalls nicht besuchten, nun das verstand sich ganz von selbst. Konnte er ihnen doch jetzt nicht mehr seine Weine und allerlei Leckerbissen vorsetzen.

Auf solche Weise ging es ganz natürlich zu, daß Herr Franz Melchior nicht nur Gewissensbisse über sein vormaliges verschwenderisches Leben, sondern auch die herzlichste Langeweile empfand. Um sie zu vertreiben, las er die Handlungsbücher seines verstorbenen Vaters durch, und entdeckte da zu seiner großen Ueberraschung, daß in der Stadt Lübeck viele Leute wohnten, die noch aus alten Zeiten her seinem Vater viel Geld schuldig waren.

„Ei,“ dachte er da, „warum solltest du nicht nach Lübeck reisen und diese Summen von den Schuldnern einfordern? Wenn nur die Hälfte von dem bezahlt wird, was eigentlich Alles bezahlt werden müßte, so bleibt immer noch ein so bedeutender Ueberschuß, daß sich damit ein solides Geschäftchen beginnen läßt.“

So dachte der junge Herr Melchior, und noch ehe der Abend anbrach, stand der Entschluß fest in seiner Seele, nach Lübeck zu reisen und daselbst seine Gelder einzukassiren. Von dem Reste seines Vermögens kaufte er sich ein tüchtiges, starkes Pferd, schwang sich darauf, und trabte wohlgemuth auf Lübeck zu. Als er hinkam, stieg er in einem stattlichen Gasthause ab, ließ den Wirth auf sein Zimmer kommen, und fragte ihn nach den Umständen der Leute, welche ihm Geld schuldig waren.

„Ei, die sind Alle schwer reich!“ erwiederte der Wirth, nachdem er die Namen gehört hatte. „Wenn Ihr von den Leuten Geld zu bekommen habt, so ist es eben so gut, als ob Ihr es schon in der Tasche hättet.“

Diese Nachrichten gefielen dem jungen Herrn Franz Melchior sehr wohl, und am andern Morgen legte er ganz gemüthlich sein bestes Kleid an und machte sich auf, seinen Schuldnern einen Besuch abzustatten. Wenn er zu den Herren in's Zimmer trat, machten sie Alle ganz freundliche Gesichter; sobald er ihnen aber die Rechnung vorlegte, zogen sie ihre freundlichen Mienen



1849. 24

in die Länge, und die Herren wurden so grimmig, daß sie dem armen Franz wohl gar einige Grobheiten an den Hals warfen und ihn ohne viele Umstände ersuchten, sich gefälligst aus ihrem Hause zu packen. Als Franz Melchior seine Runde gemacht hatte, war auch nicht ein Einziger von den reichen Herren gewesen, der ihn bezahlt hätte. Der Eine sagte, die Sache wäre schon mit seinem verstorbenen Herrn Vater abgemacht; der Zweite behauptete, längst bezahlt und auch die Quittung in Händen zu haben, welche letztere er, gleichwohl trotz allem Suchen, nicht finden konnte; der Dritte stellte gar eine Gegenrechnung auf, welche Franzens Schuldforderung bei weitem überstieg, und der Vierte behauptete ganz kaltblütig, Franz sei ein Betrüger und der alte Herr Melchior gar nicht sein Vater. So getäuscht, kehrte Franz grimmig nach seinem Gasthause zurück, und dachte schon darüber nach, ob er die Herren wohl vor Gericht belangen solle, als er plötzlich selbst vor die Schranken gefordert wurde.

Mehrere von den Kaufleuten in Lübeck waren nämlich zusammen getreten und hatten, um nur Franzen los zu werden, ein Complott geschmiedet, das ihn jedenfalls in's Verderben stürzen mußte. Sie wiesen Schuldforderungen gegen ihn vor, und ließen ihn, als er sie abläugnete, augenblicklich in's Gefängniß abführen. Da hatte er nun Zeit, über sein trauriges Schicksal mit Muße nachzudenken.

In der Nacht, als Alles schlief, trat auf einmal der Gefangenwärter zu Franz und sagte zu ihm: „Junges Herrchen, Ihr dauert mich. Ich habe gehört, wie man Euch hinter's Licht geführt hat, und das hat mir in der Seele weh gethan. Als ich Euch in's Gefängniß führte, war es gleich mein Plan, Euch in der Nacht wieder entschlüpfen zu lassen, und darum bin ich jetzt hierher gekommen. Haltet still, damit ich Euch die schweren Ketten abnehmen kann."

Franz vermeinte die Stimme eines Engels zu hören, und hätte vor Freuden über seine nahe Befreiung beinahe laut aufgeschrieen. Er wußte nicht, daß der Gefangenwärter von den Lübecker Kaufleuten bestochen worden war, und daß man ihm nur darum die Freiheit gab, damit er sich in Eile aus dem Staube machen mögte. Wenn er erst fort war, brauchten die Herren keine Angst mehr vor ihm zu haben. So lange er sich aber in der Stadt befand, zitterten sie vor ihm; denn obgleich sie seine Forderungen abläugneten, wußten sie doch recht gut, daß sie ihm die Summen, die er verlangte, schuldig waren bei Heller und Pfennig.

Franz dachte an dergleichen Listen und Ränke nicht. Er war froh, daß er seine Freiheit wieder erlangt hatte, umarmte in seinem Jubel den Gefangenwärter, und würde dem alten Halunken wohl gar ein Stück Geld in die Hand gedrückt haben, wenn er etwas bei sich gehabt hätte. Aber zum guten Glücke befand sich sein ohnehin ziemlich magerer Geldbeutel in dem Gasthofe, wo er ihn in der Eile auf seinem Zimmer liegen gelassen hatte. Schnell begab sich Franz, nachdem er sich tausend Mal bei dem Kerkermeister bedankt, in das Wirthshaus, weckte den Kellner, bezahlte seine Rechnung, zog seinen Braunen aus dem Stalle, und machte, daß er aus Lübeck hinauskam. In keiner Stadt hatte es ihm noch so wenig gefallen, wie in dieser.

Während er nun auf der Landstraße hintrabte und traurig seinen Gedanken nachhing, geschah es, daß er gegen Abend vom rechten Wege abkam und sich plötzlich in einer ihm ganz unbekannten Gegend befand.

„Das sind schöne Geschichten!" murmelte er vor sich hin, während er seine Aengelein aufthat und nach allen Richtungen umherblickte, um irgendwo ein Obdach zu entdecken; „schöne Geschichten sind mir das! Die vorige Nacht habe ich im Gefängnisse und diese werde ich wohl auf dem freien Felde zubringen müssen. Doch nein, da sehe ich noch ein altes Schloß in der Ferne! Dorthin will ich, und werde ja wohl ein Unterkommen finden."

Er gab seinem ermüdeten Rosse die Sporen und trabte über die Haide hinweg, dem Schlosse zu. Als er in die Nähe desselben kam, sah er am Fuße des Hügels, auf dessen Gipfel das alterthümliche Gebäude seine Zinnen und Thürme emporstreckte, ein Gasthaus liegen, aus welchem ihm Musik und Gesang entgegenscholl.

„Ei," dachte er, „hier geht es lustig zu, und ich mögte auch lieber wo anders rasten, als so ganz in der Nähe von fröhlichen Leuten! Aber es bleibt mir keine Wahl!" Kräftig schlug er mit seiner Reitgerte gegen die Thür des Gasthauses und klopfte so lange, bis man ihn endlich hörte und der Wirth heraustrat.

Der Wirth, als er vernahm, daß Franz über Nacht bei ihm bleiben wollte, kratzte sich verlegen hinter den Ohren, denn er hatte schon so viele Gäste im Hause, daß nirgends mehr ein Plätzchen frei war.

„Ja," sprach er, „wenn der Herr es wagen wollte, dort oben auf dem Schlosse zu schlafen, dann mögte es wohl gehen, und ich würde Euch gern Speise und Trank hinauf besorgen, so viel Ihr nur haben mögt. Aber die Sache hat einen Haken."

„Und worin besteht der?" fragte Franz ungeduldig, da er sich nicht wenig nach einem guten Abendbrode und nach einem weichen Lager sehnte.

„Es spukt oben im Schlosse!" antwortete der Wirth.

„Ei nun, wenn es weiter nichts ist, dem Spuke wollen wir schon Stand halten!" rief Franz Melchior aus, und lachte. „Glaubt mir, Herr Wirth, eine Flasche Wein und eine kräftige Abendmahlzeit sind die besten Mittel gegen alles Zauberwesen und allen Teufelsspuk. Ueberdieß habe ich ein Paar guter Pistolen bei mir, und daher will ich dem Geiste höflichst gerathen haben, mir nicht zu nahe zu kommen."

„Nun nun, junger Herr, nehmt die Sache nicht gar zu leicht;" sagte der Wirth. „Es ist schon mancher kräftige und muthige junge Bursch oben gewesen, der es auch mit allen Teufeln hat aufnehmen wollen, und am Ende doch geschoren herunter gekommen ist. Werden ja sehen, wie es kommt. Wollt Ihr wirklich

oben in dem gespenstischen Schlosse schlafen, nachdem ich Euch ernstlich gewarnt habe?"

„Ja, das will ich, denn ich bin müde," antwortete Franz mit fester, entschiedener Stimme.

„Nun, so steigt von Eurem Rößlein und führt es in den Stall. Während Ihr ihm Futter vorschüttet, will ich für Eure Abendmahlzeit Sorge tragen."

Franz Melchior besorgte seinen Braunen, und als er ihm Sattel und Zaum abgenommen und Futter in die Krippe geworfen hatte, begab er sich zum Wirthe zurück, der seiner bereits wartete. Er trug einen schweren Korb auf dem Rücken und eine Laterne in der Hand.

„Folgt mir nach, Herr," bat er Franz, indem er sachte vorausschritt. „Ich will Euch selber auf das Schloß geleiten, damit ich sicher bin, daß Ihr Euch in allen Stücken wohl und behaglich fühlen könnt."

Der Hügel war bald erstiegen, und durch ein enges, finsteres Thor geleitete der Wirth seinen Gast auf den Schloßhof und von da in ein hohes und geräumiges Gemach.

„Hier sieht es eben nicht sehr spukhaft aus," sagte Franz, indem er einen Blick auf die seidenen Tapeten und blank gebohnten Dielen des Zimmers warf. „Ich denke, daß ich hier eine recht gute Nacht haben werde!"

„Nun, ich will's Euch wünschen, lieber Herr," erwiederte der Wirth, indem er seinen großen Korb auspackte, und einen Tisch mit allerlei Braten und anderen guten Gerichten belud, auch zuletzt ein paar Weinflaschen daneben setzte. „Hier ist Speise und Trank, und dort" — er schlug die Vorhänge eines ziemlich geräumigen Verschlages zurück — „dort steht Euer Bett!"

Nachdem er dem Gaste noch ein paar Wachskerzen angezündet hatte, drückte er ihm freundlich die Hand, wünschte ihm nochmals eine gute Nacht, und ging alsdann hurtig wieder davon.

Als Franz die Schritte des Wirthes nach und nach in der Ferne verhallen hörte und nun wußte, daß er sich in dem großen, weitläufigen, alten Gebäude ganz allein befand, da wollte ihm doch einen Augenblick unheimlich zu Muthe werden, und ein leichter Schauder rieselte an seinem Rücken nieder. Doch warf er sogleich alle Gedanken an Furcht und Gespenster weit von sich und setzte sich an den Tisch, um daselbst gemächlich zu speisen. Nachdem er sich gesättigt und ein paar Gläser Wein getrunken hatte, zog er seine geladenen Pistolen aus dem Gürtel, legte sie auf ein Tischchen neben sein Bett, und gedachte nun den angekündigten Spuk mit Ruhe zu erwarten. Dann kleidete er sich aus, warf durch die hohen Bogenfenster noch einen Blick nach dem Gasthause hinunter, und fand, daß daselbst noch Alles wach und fröhlich sei. Die Fenster waren noch erleuchtet, und einzelne Klänge von der Musik und dem Gesange drangen sogar bis zu Franzens Ohr.

„Ei nun, wenn dir etwas Schlimmes begegnen sollte, so ist ja das Gasthaus nahe, und man kann dir in jedem Augenblicke zu Hilfe eilen," dachte der Jüngling.

Er schloß das geöffnete Fenster wieder und machte nun Anstalten, sich zur Ruhe zu begeben. Als er die Lichter auslöschen wollte, zögerte er eine Weile. Endlich ließ er sie brennen. „Es kommt ja auf die paar Kerzen nicht an," dachte er. „Und man kann doch immer nicht wissen, was geschieht."

Er stellte die Lichter brennend mitten auf den Speisetisch, wo sie keinen Schaden verursachen konnten, und warf sich endlich auf sein Lager. Das Bett, in dem er schlafen sollte, war weich und schön, der Ueberzug blendend weiß, und müde von der Reise war der Jüngling auch. Dennoch wollte der Schlaf nicht kommen. Seit ihn der Wirth verlassen hatte, mußte er immer an den Spuk denken, von dem ihm erzählt worden war, und eine gewisse unbezwingliche Angst scheuchte den Schlummer von seinen Augenliedern und jagte das Blut stürmischer durch seine Adern. Er wälzte sich unruhig auf dem Lager umher, warf sich bald auf diese, bald auf jene Seite, und versuchte mancherlei Mittel, um sich in den Schlaf zu lullen und seine Seele von der unnöthigen Angst zu befreien. Er zählte von eins bis hundert, und fing immer wieder von vorn an, wenn er mit der letzten Zahl fertig war; aber er dachte nicht an die Eins und nicht an das Hundert, und während er mechanisch die Zahlen aussprach, verweilte sein Geist bei dem Spuke, der über Nacht kommen sollte. Er versuchte mit Hilfe seiner Phantasie, sich das wogende Meer vom Winde sanft bewegter Kornfelder vor die Seele zu zaubern. Aber über den wallenden Aehren schwebte immer ein unbestimmter Schatten, welcher der Furcht vor dem erwarteten Spuke so ähnlich sah, wie ein Ei dem anderen.

Mittlerweile verstummte nach und nach die Musik im Wirthshause unten, und als Franz sich ein wenig in die Höhe richtete, konnte er wahrnehmen, daß auch die Lichter ausgelöscht wurden. Nun ward ihm erst recht unheimlich zu Muthe, und er drückte sich tief in die Kissen hinein, um nur nichts mehr sehen zu müssen. So verging eine Minute nach der anderen, bis endlich die Mitternacht heran kam. Als es zwölf schlug auf dem Schloßthurme, flackerten die Wachslichter hin und her, und seltsame Schatten huschten an den Wänden des Zimmers vorüber, in welchem Franz mit pochendem Herzen lag und zu schlafen versuchte.

Auf einmal war es dem Jünglinge, als ob in weiter Ferne, ganz am anderen Ende des Flügels, eine Thür aufgeschlossen, geöffnet und wieder zugeschlagen wurde. Erschrocken richtete er sich in die Höhe und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit! Und richtig — sein Pulsschlag stockte, der Angstschweiß brach ihm aus und seine Haare sträubten sich empor — richtig, er vernahm das Rasseln eines Schlüssels, der in ein Schloß gesteckt ward, vernahm, wie die Feder des Schlosses bei'm Aufschließen knackte, und wie die Thür geöffnet und gleich darauf wieder zugeschlagen wurde. Das Geräusch schien nach und nach näher zu kommen, und immer lauter tönte das Krachen der Thüren und das Knallen der Schlösser in Franzens Ohr. Endlich kra-

spelte eine Hand auch an seiner eigenen Thüre, wischte ein paar Male darüber hin, und drückte dann auf die Klinke. Franz vermeinte bei diesem Geräusche zu sterben; er verlor gänzlich alle Beherztheit, und anstatt dem Spuke keck in's Auge zu sehen, huschte er geschwind unter die Bettdecke, wo er in einem Nu vom Scheitel bis zur Sohle mit Angstschweiß bedeckt ward. Trotzdem hörte er mit seiner von Furcht geschärften Stimme, wie mehrere Schlüssel zu seiner Thür versucht wurden, ehe das Schloß endlich nachgab und die Thüre aufsprang. Trotz seinem innerlichen Entsetzen lüpfte Franz jetzt dennoch ein ganz klein wenig die Bettdecke, um seinen Besucher wenigstens von Angesicht und Gestalt kennen zu lernen. Er erblickte ein kleines, eisgraues Männchen mit einem langen Barte, der fast bis über die Brust hinabfiel, und mit einem ernsthaften, traurigen, runzelvollen Gesicht. Seine Kleidung war alterthümlich. Er trug enge, oben mit Puffen versehenene und geschlitzte Beinkleider, auf der Schulter ein brennend rothes Mäntelchen, und auf dem Kopfe einen spitzen, hohen Hut. Drei Mal ging das Gespenst mit schweren, dröhnenden Schritten im Gemache auf und ab, ohne nur einmal nach Franz hinzusehen, was diesem einigermaßen zur Beruhigung gereichte. Endlich blieb er vor dem Tische stehen, auf welchen Franz die Lichter gestellt hatte, putzte diese, damit sie heller brennen möchten, und legte dann mit einem Seufzer einen Scheerbeutel auf den Tisch. Hierauf warf er Hut und Mantel auf die Seite, packte seinen Scheerbeutel aus, und langte nach und nach ein blankes Scheermesser, ein Seifenbecken, eine Serviette, und was sonst noch zum Barbieren gehören mag, aus seinem Scheerbeutel heraus. Mit unveränderlich ernsthaftem Gesicht legte er Alles in einer gewissen sauberen Ordnung auf dem Tische zurecht, und begann endlich das Scheermesser mit Eifer auf seinem Streichriemen zu wetzen.

Nicht ohne bedeutend vermindertes Herzklopfen hatte Franz alle diese gefahrlosen Vorbereitungen angesehen, und im Stillen machte er sich schon Vorwürfe darüber, daß er sich von dem Gespenste so leicht hatte in's Bockshorn jagen lassen. „Dieß Mal,“ so murmelte er ganz leise vor sich hin, „scheint es ja nur auf den Bart und nicht auf den Kopf abgesehen zu sein!“

Und richtig; sobald das Messer scharf genug war, goß das Gespenst Wasser in sein Barbierbecken, nahm ein Stückchen Seife zur Hand, und fing an, die Seife zu Schaum zu schlagen. Auch dieß Geschäft war bald geschehen, und nun endlich rückte das Gespenst einen Stuhl zurecht, und lud Franzen mit einem ernsten und bedeutenden Winke ein, sein Versteck zu verlassen und auf dem Stuhle Platz zu nehmen.

Franz bemerkte den Wink recht wohl, und von Neuem wollten Schrecken und Furcht die Oberhand in seinem Herzen gewinnen. Doch raffte er sich gewaltsam zusammen, und in einem Nu überlegte er, daß es jedenfalls viel besser sein würde, das Gespenst bei guter Laune zu erhalten, als es durch langes Zögern unwillig und böse zu machen. So sprang er denn, ehe die Einladung des geheimnißvollen Barbiers wiederholt zu werden brauchte, mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, und setzte sich auf den für ihn zurecht gestellten Stuhl. Freilich pochte ihm noch immer das Herz, und es war ihm nicht eben wohl und behaglich zu Muthe, aber doch war seine Standhaftigkeit bereits größer geworden, als seine Furcht.

Das Gespenst griff indeß mit unveränderlichem Ernste nach der Serviette, band sie seinem Kunden vor, und nahm dann eine Scheere zur Hand, um nicht nur den lang gewachsenen Bart Franzens, sondern auch um seine schönen braunen Locken abzuschneiden. Franz ließ geduldig Alles über sich ergehen, und tröstete sich, als sein hübsches, weiches Haar unter der klirrenden Scheere fiel, mit dem Gedanken, daß es nach dem Laufe der Natur doch über kurz oder lang wieder wachsen müsse.

Als die Locken gefallen waren, griff das Gespenst nach seinem Becken, und seifte den unbeweglich dasitzenden Franz ein vom Wirbel bis unter das Kinn; selbst der Augenbrauen und die Augenlider vergaß es nicht. Dann nahm es das Barbiermesser zur Hand und schor den armen Franz so glatt und ratzekahl, daß auf und an seinem ganzen Kopfe auch nicht ein einziges Härlein mehr zu finden war. Hierauf wusch er ihm das Haupt mit reinem Wasser, trocknete ihn fein säuberlich wieder ab, und machte sich zuletzt mit unveränderlichem Ernste daran, sein Handwerkszeug wieder in den Scheerbeutel einzupacken.

Dem geschorenen Franz war indeß ganz wohl zu Muthe; die Furcht schien ganz und gar aus seinem Herzen gewichen zu sein und seiner vormaligen Keckheit wieder Platz gemacht zu haben. Jetzt, da er sah, daß es ihm nicht an's Leben ging, fing er sogar schon an, sich über den Verlust seiner herrlichen Locken zu ärgern, und dachte in seinem Sinn: „Wenn ich dir doch auch solchen Schabernack spielen könnte, wie du mir, du fataler Rothmantel du!“ Doch hütete er sich wohl, dergleichen übermüthige Gedanken auszusprechen.

Der gespenstige Barbier indeß, nachdem er Messer und Becken und Streichriemen eingepackt hatte, hing mit Bedacht sein feuerrothes Mäntelchen um, setzte sein spitzes Hütchen auf, und näherte sich alsdann langsam, aber nur zögernd, der Thür, um seinen Geschorenen zu verlassen. Kaum war er aber drei Schritte gegangen, so drehte er sich um, blickte Franz mit einem halb bittenden, halb traurigen Blicke an, und strich mit der Hand über seinen langen, grauen Bart.

„Was ist das?“ dachte Franz. „Ohne Ursache wird das Gespenst nicht stehen bleiben und nach mir zurückblicken. Gewiß verlangt es etwas von mir.“

Der Barbier ging weiter; aber in der Mitte der Stube blieb er abermals stehen, schaute Franzen abermals beweglich an und strich abermals mit der Hand über seinen Bart.

„Ei,“ dachte Franz, „um Geld und Geldeswerth kann es einem Gespenste doch unmöglich zu thun sein,

und Bezahlung kann es daher nicht von mir verlangen. Am Ende soll ich ihm wohl gar denselben Dienst leisten, den es mir geleistet hat."

Während er hierüber noch nachdachte und nicht wagte, dem Gespenste einen Wink zu geben, schlürfte dieses von Neuem weiter, aber noch langsamer und zögernder, wie bisher. An der Thür blieb es zum dritten Male stehen, machte die vorigen Geberden, und schüttelte dazu seinen Scheerbeutel, als ob er sagen wollte, „der gehört zu dem Dienste, welchen ich von dir verlange."

„Wohlan," dachte Franz, „Eine Liebe ist der Anderen werth, und hast du mich ohne Erbarmen geschoren, so scheer' ich dich wohl auch."

Ohne länger zu zögern, sprang er von seinem Stuhle auf, und deutete dem Gespenste durch leicht verständliche Geberden an, daß es sich hinsetzen und von ihm barbieren lassen sollte. Kaum empfing das Gespenst diesen Wink, so brach ein heller Freudenstrahl aus seinen halb erloschenen Augen, und mit der größten Hurtigkeit und Bereitwilligkeit kehrte es an den Tisch zurück, auf welchen es seinen Scheerbeutel legte. Hierauf warf es Hut und Mantel von sich und setzte sich auf den Stuhl nieder, ganz entschlossen, wie es schien, sich der ungeschickten Hand unseres Franz anzuvertrauen. Franz, der jetzt, wo er einsah, daß ihn auch nicht die mindeste Gefahr mehr bedrohete, seinen ganzen Muth, seine ganze kecke Herzhaftigkeit wieder erlangt hatte, ging ohne Säumen an's Werk, den Barbier so ratzekahl zu scheeren, wie er selber geschoren worden war. Hastig band er dem Gespenste die Serviette vor, packte den Scheerbeutel aus, nahm die Scheere zur Hand und schnitt dem Deliquenten Bart und Haare ab, schlug alsdann Seifenschaum, seifte dem Barbiere den ganzen Kopf ein, wobei er auch die Augenbrauen und Augenlider nicht vergaß, und ging endlich an das Geschäft, den Kopf des Alten mit dem Scheermesser zu bearbeiten. Das war aber ein gar schwieriges Werk, denn Franz hatte in seinem Leben noch kein Barbiermesser in der Hand gehabt, und stellte sich daher bei dem Geschäfte über alle Maßen ungeschickt an. Das Gespenst schnitt gräuliche Gesichter vor Schmerz, während Franz an seinem Kopfe herumsäbelte, und öfter als einmal glaubte der ungeschickte Barbier, es würde ihm zur Strafe für die Leiden, welche es ihm verursachte, einen Schabernack anthun. Aber nein; das Gespenst hielt herzhaft aus, und nach vieler Mühe und Noth brachte es Franz endlich so weit, daß der Kopf desselben eben so glatt und kahl geschoren war, wie sein eigener.

Nach dem letzten Messerstrich sprang das Gespenst mit fröhlichem Gesichte auf, ergriff Franzens Hand, schüttelte sie herzlich, und sagte sodann:

„Habe Dank, du kühner Fremdling, für das gute Werk, so du an mir gethan hast. Wisse, ich war verdammt, so lange als Gespenst in diesen alten Mauern umzugehen, bis ein Sterblicher, ohne von mir dazu beredet worden zu sein, das Vergeltungsrecht an mir übte, und mir selber that, was ich Jedem anthun mußte, der in diesem verwünschten Schlosse übernachtete."

„Aber welcher böse Geist hat dich denn zum Spuken verdammt?" fragte Franz neugierig.

„Meine eigenen Sünden sind es, zu deren Abbüßung mir diese strenge, aber gerechte Strafe auferlegt wurde," erwiederte das Gespenst. „Vor länger als dreihundert Jahren hauste nämlich auf diesem Schlosse ein Graf, Hartmann mit Namen, der, aller Menschen Feind, mit Jedem, welcher ihn besuchte, Schabernak trieb. Mich gebrauchte er zum Werkzeuge seiner Bosheit, und ich, anstatt den Bösewicht zu fliehen, diente ihm bereitwillig und gern. So oft ein Fremdling in diese Mauern einkehrte, mußte ich ihn so glatt scheeren, wie ich dich geschoren habe, und dann trieb ihn Graf Hartmann mit Spott und Hohn zum Thore hinaus, und freute sich wie ein König, wenn sich Jung und Alt um den Geschändeten versammelte und ihm unter lautem Gelächter „Kahlkopf! Kahlkopf!" nachschrie."

„Eine ganze Reihe von Jahren trieben Graf Hartmann und ich dieses schändliche Wesen, ohne dafür, wie sich's gebührte, gestraft worden zu sein. Da geschah es eines Tages, daß ein Pilger aus dem heiligen Lande bei uns einkehrte mit Muschelhut und Pilgerstab. Demüthig verlangte er nichts, als ein wenig Brod zur Stillung seines Hungers, und ein wenig Wasser, um seine Füße zu waschen. Alles wurde ihm bereitwillig gereicht, um ihn erst sicher zu machen; dann aber lockte ich ihn herauf in dieses Gemach, und schonte nicht seines ehrwürdigen Ansehens und seiner Heiligkeit, sondern schor ihm das Haar von Bart und Kinn ab, wie jedem Anderen. Der Pilger ließ geduldig die Schmach über sich ergehen; bei'm Abschiede aber schüttelte er den Staub von seinen Füßen und sprach einen schweren Bannfluch gegen mich aus. „Verruchter," sagte er, und seine zürnende Stimme drang mir durch Mark und Bein, — „Verruchter, der du also gering die Heiligkeit des Gastrechtes verachtest und mit Füßen trittst, sei verdammt, in diesen Mauern als Gespenst zu wandeln, bis ungeheißen ein Fremdling dir thut, was du mir gethan. Bis dahin sei dir Himmel und Hölle verschlossen, und deine Seele sei ruhelos, wie dein Körper!"

Nach diesen Worten ging der Pilger davon, ohne noch einen Blick auf mich armen Sünder zu werfen, der ich ihm zitternd und bebend nachschaute. Von Stund an traf mich die Strafe des Himmels. Mein Körper ward siech, das Mark in meinen Gebeinen verdorrte, und ich schwand dahin, wie ein Schatten. Endlich starb ich; aber anstatt in die Gefilde der Seligen einzugehen, blieb mein Geist in diesen Mauern gebannt, und zu meiner größten Qual mußte ich nach dem Tode noch fortthun, was ich frevelhaft bei Lebzeiten gethan hatte. Jeden Fremdling, der im Schlosse übernachtete, schor ich kahl, und dadurch wurde nach kurzer Zeit das Schloß so verrufen, daß Jeder vermied, ihm nahe zu kommen. So ward denn meine Hoffnung auf einstige Erlösung immer schwächer, und schon gewöhnte ich mich an den

Gedanken, bis an das Ende der Welt in diesen verwünschten Mauern umzugehen, bis der Himmel selbst endlich dich hierher führte. Durch deinen Muth und deine Kühnheit ist meine Strafzeit beendigt, und von heute an wird nie mehr ein Poltergeist die Ruhe der Wanderer in diesem Schlosse stören. Habe darum nochmals herzlichen Dank für deinen Dienst, und wenn ich dir irgend Etwas helfen kann, so sprich deine Wünsche aus. Steht es in meiner Macht, so will ich sie gerne erfüllen."

Franz erzählte dem Gespenste offenherzig seine Schicksale, und dieses hörte ihn aufmerksam an. Als er Alles, was seine Seele bedrückte, erzählt hatte, sprach der Geist:

„Gern wollte ich dich mit Schätzen überschütten und wieder reich machen, aber das vermag ich nicht. Doch höre auf meine Worte; ich will dir einen guten Rath ertheilen, und wenn du ihn pünktlich befolgst, so wird es dir zum Heile gereichen. Bleibe hier in dem Schlosse, bis dir Haar und Bart wieder gewachsen sind. Der Eigenthümer wird dir gerne den Aufenthalt gestatten und dich mit Allem versehen, was zu deiner Lebensnothdurft gehört, da du ihm nicht minder als mir durch meine Vertreibung einen großen Dienst geleistet hast. Im Herbste aber, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, mache dich auf, kehre in deine Vaterstadt zurück, und begib dich auf die Weserbrücke. Hier harre einen Tag von früh bis Abends, und du wirst einen Freund finden, der dir zu großem Glücke verhelfen wird. Genieße es in Gottesfurcht, damit es dir wohl gehe auf Erden, und vergiß nicht den armen Geist, den du von seinem bitteren Leiden befreiet hast."

Nach diesen Worten schüttelte das Gespenst nochmals die Hand seines Erlösers, hing dann hurtig sein Mäntelchen um, stülpte seinen Hut auf, nahm seinen Scheerbeutel unter den Arm und schlüpfte geräuschlos zur Thüre hinaus. Franz aber, nachdem er über das seltsame Abenteuer, so er erlebt, nochmals den Kopf geschüttelt hatte, legte sich wieder zu Bett, und schlief, da er jetzt alles Bangens los und ledig war, augenblicklich fest und ruhig ein.

Am andern Morgen funkelte die Sonne schon hell und klar durch die hohen Bogenfenster in das Gemach, als Franz endlich nach einem langen erquickenden Schlummer erwachte. Er setzte sich aufrecht im Bette, und es war ihm zu Sinne, als habe er einen recht schweren und lebhaften Traum geträumt. Recht wohl erinnerte er sich des gespenstischen Barbiers im rothen Mäntelein, aber daß er es wirklich und leibhaftig gesehen, das kam ihm nicht in den Sinn.

„Der Wirth unten hat am Ende doch nicht so ganz unrecht mit dem Spuke," murmelte er vor sich hin. „Aber wenn man ihn nur träumt, dann kann man ihn schon vertragen. Dummes Zeug! Mir ist der Kopf noch ganz wüst davon."

Er fuhr mit der flachen Hand über die Stirne, wie um die verworrenen Gedanken hinweg zu wischen, aber, als ob er sich die Finger verbrannt hätte, fuhr er plötzlich in die Höhe. Anstatt der vollen braunen Locken, die ihm sonst immer entgegen gequollen waren, hatte er seinen nackten, glatten Scheitel gefühlt. Mit Einem Satze sprang er in die Höhe, fuhr aus dem Bette heraus und eilte zum Spiegel. Da erblickte er denn nun seinen haarlosen Kopf, und sah nicht ohne Schrecken und Verwunderung, daß sein vermeintlicher Traum Wahrheit und Wirklichkeit gewesen sei. Anfänglich wüthete und schimpfte er weidlich über seine Verunstaltung; als er sich aber der letzten Worte und des guten Rathes, so ihm der Geist gegeben, erinnerte, beruhigte sich seine stürmisch aufgeregte Seele in Etwas, und endlich lachte er sogar laut über sich selbst, über das verwunderliche Abenteuer und über sein komisches Aussehen.

„Was ist's denn weiter?" rief er lachend aus. „Ich verweile ein paar Monate hier in dem Schlosse, lasse mir's wohl sein, und reite dann nach Bremen, meinem Glücke zu. Wenn der Geist nicht gelogen hat, so ist ein sorgenfreies, heiteres Leben mit einem kahl geschorenen Kopfe nicht eben zu theuer bezahlt."

Noch lachte er über sein Abenteuer, als der Wirth, welcher ihn am vergangenen Abende in das Schloß geführt hatte, schüchtern die Thür des Zimmers öffnete und herein trat. Da er aber Franzen lachen hörte, ging er rasch näher und schaute ihn mit Verwunderung an.

„Nun, junger Herr," sagte er, „wenn Ihr noch lachen könnt, nachdem doch, wie mich der Augenschein lehrt, der verwünschte Barbier bei Euch gewesen ist, so müßt Ihr wahrlich von gutem Schrot und Korn sein. Sagt an, sagt an, wie ist es Euch ergangen in der Nacht?"

„Ei nun, gut und übel zugleich," erwiederte Franz, und erzählte der Wahrheit gemäß, was ihm begegnet war. Der Wirth lauschte mit gespanntem Ohre, und als er nun hörte, daß der Geist wahr und wahrhaftig gebannt sei, da sprang er fröhlich auf und sprang vor Freuden auf Einem Fuße im Zimmer herum.

„Junger Herr," schrie er dabei," einen besseren Dienst hättet Ihr mir nicht leisten können, denn nun zieht meine gnädige Herrschaft wieder hier her auf das Schloß, und ich habe dadurch doppelten und dreifachen Verdienst. Und der Herr Graf, wenn der erst hört, was hier vorgefallen ist, — nun, der wird Euch so reichlich belohnen, daß Ihr zeitlebens genug daran habt. Natürlich bleibt Ihr einstweilen hier, und was Küche und Keller leisten können, das schicke ich Euch in Hülle und Fülle herauf, bis Eure schönen Locken die ganze frühere Länge wieder erreicht haben!"

Franz war mit der Bereitwilligkeit des Wirthes nicht übel zufrieden, und so lange er noch auf dem Schlosse verweilen mußte, wurde er mit Allem, was sein Herz begehrte, auf das Reichlichste versehen. Dennoch wurde ihm die Zeit nachgerade recht lang, und herzlich froh war er, als endlich der Sommer verging und der Herbst näher heran kam. Als die Zeit der

Tag- und Nachtgleiche nicht mehr fern war, fielen seine Locken schon wieder in der früheren Fülle über seine Schultern, und eines Morgens eröffnete er dem Wirthe, daß er nun endlich seinen Weg in die Heimath fortsetzen wolle. Eine ganze Weile redete ihm der Wirth freundlich zu, es sich doch noch länger im Schlosse droben gefallen zu lassen. Da Franz aber standhaft auf seinem Willen verharrte, holte er endlich ein Beutelein mit hundert Dukaten aus seinem Schranke, und übergab dasselbe seinem Gaste.

„Nehmt hin," sprach er, „das hat mir der Besitzer des Schlosses für Euch geschickt, damit ich es Euch bei der Abreise nebst bestem Danke für Eure guten Dienste zustellen soll."

Franz nahm das Geschenk an, da er desselben wohl bedürftig war, schüttelte dann dem Wirthe zum Abschiede die Hand, schwang sich auf sein muthiges Rößlein, und trabte endlich heiteren Sinnes auf der Landstraße nach Bremen davon. Je näher er seiner alten Vaterstadt kam, desto erwartungsvoller schlug ihm das Herz, und desto neugieriger wurde er auf das ihm versprochene Abenteuer auf der Weserbrücke. In Bremen angelangt, stieg er in einem wenig besuchten Gasthause ab, und hielt sich dort still und ruhig, bis endlich der bestimmte Tag heran kam. Da machte er sich schon am frühen Morgen aus den weichen Federn und begab sich auf die Brücke, die jetzt, in der ersten Morgendämmerung, wo noch nicht einmal die Sonne aufgegangen war, noch von keiner menschlichen Seele betreten wurde. Mehrere Male ging er auf der Brücke hin und her, und grübelte darüber nach, wer denn wohl der unbekannte Freund sein mögte, dem er sein Glück zu verdanken haben solle.

„Ob es wohl Einer von meinen alten Bekannten ist, die mich ganz vergessen zu haben scheinen, seit mein Reichthum mit ihrer Hilfe vergendet ward? Wie wird er mir den Weg zu meinem Glücke bahnen? Und wird dieser Weg kurz oder lang, mühsam oder bequem sein?"

Auf alle diese Fragen vermogte Franz keine Antwort zu finden, wie er auch grübelte und nachsann.

Nach Verlauf einer Stunde fing es auf der Brücke an, lebhaft zu werden; es wurde darüber geritten, gefahren und gegangen, auch viele Waare und Kaufmannsgut hin und her gebracht. Bettler kamen, wie alle Tage, und besetzten ihre gewöhnlichen Plätze, um an diesem zu ihrem Gewerbe so wohlgelegenen Orte die Mildthätigkeit der Vorübergehenden in Anspruch zu nehmen. Der Erste, welcher unseren hoffnungsfreudigen Franz um eine Gabe ansprach, war ein alter graubärtiger Kriegsmann, dessen hölzerne Beine von selber das Mitleid aller gefühlvollen Menschen erregten. Franz warf ihm ein großes Silberstück in den dargebotenen Hut, und setzte dann ohne weiteren Aufenthalt seinen Spaziergang auf der schönen breiten Brücke fort.

Zur Zeit der ersten Morgenstunden, wo der Reiche sich noch in den Federn wälzt und nur der Arme thätig und regsam ist, erwartete Franz seinen unbekannten Wohlthäter eigentlich noch nicht. Erst gegen Mittag hin, wo die reichen Kaufherren nach der Börse gingen, spähete er schon von Weitem nach den Kommenden, und so oft ein wohlgekleideter Mann über die Brücke kam, gerieth sein Blut in Wallung, und er vermeinte in ihm den Schöpfer seines Glückes zu finden. Es verging indessen eine Stunde nach der anderen, und die Sonne rückte hoch hinauf. Bald machte die Mittagsstunde einen Stillstand in den Geschäften; das Getümmel verlor sich, und der erwartete Freund zögerte noch immer mit seiner Ankunft. Franz ging endlich ganz allein auf der Brücke hin und her, und hatte keine Gesellschaft neben sich, als die Bettler, die jetzt ihren Bettelsack aufthaten und unter dem freien Himmel ihre Mahlzeit zu halten sich anschickten. Appetit weckt Appetit; und da Franz vor der Hand nichts Besseres zu thun wußte, so ging er zu einer Obsthändlerin, welche an dem einen Ende der Brücke ihre Waare feil hielt, kaufte sich einiges Obst, und setzte jetzt speisend seinen Spaziergang fort.

Den Bettlern auf der Brücke fiel natürlich der junge Mann auf, der vom frühen Morgen bis zur Mittagsstunde hier gelauert hatte, ohne mit irgend einem Menschen ein Wort zu reden, und sie zerbrachen sich die Köpfe darüber, was er wohl so allein auf der Brücke zu suchen habe. Sie kamen wohl auf mancherlei Vermuthungen, aber das Rechte traf kein Einziger von ihnen. Der alte Stelzfuß war der Klügste von Allen; er sprach Franzen nochmals um eine milde Gabe an, und erhielt, wie am Morgen, ein großes Silberstück von ihm, welches er schmunzelnd in seine Tasche steckte.

Als die Mittagsstunde vorüber war, kamen wieder tausend neue Gesichter zum Vorschein. Franz war freilich wohl des langen Ausbleibens seines Wohlthäters schon herzlich müde geworden, verlor aber noch keineswegs die Hoffnung, und trat jedem Vorübergehenden unter die Augen, indem er sich der stillen Hoffnung hingab, daß Einer von ihnen ihn freundschaftlich in die Arme schließen werde. Aber Alle gingen kaltsinnig ihres Weges; die Meisten bemerkten ihn gar nicht, und nur einige Wenige erwiederten seinen Gruß mit einem leichten Kopfnicken.

Die Sonne neigte sich bereits dem Untergange zu, die Schatten wurden länger, die Lebhaftigkeit auf der Brücke nahm wiederum ab, und selbst die Bettler verließen nach und nach ihre Standorte. Da wurde Franz sehr traurig und schwermüthig, seine bisher mühsam aufrecht erhaltene Hoffnung brach zusammen, und er war nahe daran, sich über das Geländer der Brücke in die Weser hinab zu stürzen. Wenn er sich nicht der Sünde vor Gott gefürchtet hätte, würde er der schrecklichen Versuchung, seinem Leben ein Ende zu machen, kaum widerstanden haben. So aber überließ er sich nur seiner Traurigkeit und stellte Alles Uebrige Gott anheim.

Indem er sich anschickte, endlich die Brücke zu verlassen, begegnete ihm der alte Soldat mit dem Stelzfuß, der wie die andern Bettler zum Zeitvertreib darüber nachgedacht hatte, was wohl des jungen Mannes Absicht sein mögte, da er vom frühen Morgen bis zum Abend die Brücke bewacht hatte. Er war nur um Franzens willen länger auf der Brücke geblieben, um vielleicht seine Neugierde zu befriedigen. Da es ihm aber endlich gar zu lange dauerte, so faßte er sich ein Herz, und beschloß, ihn selber um seine Absichten zu befragen.

„Junger Herr," sprach er, indem er zu Franz hinhumpelte, „beantwortet mir, ich bitte Euch, eine Frage."

„Und was wäre das für eine Frage, alter Granbart?" erwiederte Franz ein wenig mürrisch.

„I nun," sagte der Invalide, „wir zwei Beide sind heute die Ersten auf der Brücke hier gewesen, und sind nun auch die Letzten. Mich führt mein Beruf und mein Geschäft hierher, da ich, wenn ich leben will, Almosen einsammeln muß; aber Ihr, seht, seid doch kein Bettler, und habt dennoch den ganzen lieben langen Tag auf der Brücke gelauert. Ich bitte Euch, sagt mir, wenn's nicht gerade ein Geheimniß ist, welche Ursach Euch hierher bringt, oder welcher Stein Euch auf dem Herzen liegt, den Ihr abwälzen wollt."

„Ach Alter," erwiederte Franz, „was kann es dir helfen, wenn du weißt, wo mich der Schuh drückt!"

„Ei nun, helfen kann es mir freilich nicht," antwortete der alte Soldat treuherzig; „aber seht, Ihr habt Euch heute zwei Mal wohlthätig gegen mich bewiesen, und darum nehme ich Theil an Euch. Heute Abend seht Ihr nicht so fröhlich aus, wie heute Morgen, und das thut mir in der Seele weh!"

Die biedere Treuherzigkeit des alten Kriegers und seine aufrichtige Theilnahme thaten Franzen so wohl, daß er dem Greise sein Herz eröffnete.

„Ich habe auf einen Freund gewartet," sprach er. „Er hat mich auf heute hierher beschieden, und mich, wie du gesehen, vergeblich harren lassen."

„Ei, dann ist Euer Freund, wer er auch sein mag, ein rechter Hallunke!" rief der alte Stelzfuß voller Eifer aus. „Wenn er mich so zum Narren gehabt hätte, so würde ich ihm meine Krücken zu kosten geben. Konnte er nicht Wort halten, so mußte er es Euch bei Zeiten kund thun und Euch nicht äffen, wie einen unbärtigen Knaben."

„Ei nun, so böse darf ich auf meinen Freund nicht werden," erwiederte Franz, lächelnd über den Eifer des alten Soldaten. „Es war eigentlich nur ein Traum, der mir versprach, daß ich heute hier auf der Weserbrücke einen Freund finden sollte."

Die Gespenstergeschichte wollte Franz nicht gern erzählen, und hüllte sie darum in einen Traum.

„Das ist etwas Anderes," sprach der Alte. „Freilich, wenn Ihr auf Träume rechnet, dann wundert es mich nicht, daß Ihr getäuscht werdet. Träume sind Schäume! Wenn ich allen meinen Träumen hätte Glauben schenken wollen und sie wären in Erfüllung gegangen, dann wäre ich jetzt der reichste Mann in ganz Bremen. Aber ich habe nie an Träume geglaubt und mich auch wohl gehütet, ihren Werth oder Unwerth zu prüfen, da ich im Voraus wußte, daß es eine vergebliche Mühe sein würde. Ja ja, ich muß wirklich darüber lachen, daß Ihr um eines Traumes willen Euch um einen Tag gebracht habt, den Ihr vergnügt und lustig hättet verbringen können!"

Und der Alte lachte von ganzem Herzen.

„Mein Traum war aber so lebhaft!" sagte Franz.

„Ach was lebhaft! Niemand träumt lebhafter als ich!" rief der Alte. „Da träumte mir auch vor einiger Zeit, mein Schutzengel stünde an meinem Bette, und spräche folgende Worte: Berthold, vernimm meine Rede und bewahre sie in einem feinen Herzen. Es ist dir ein Schatz beschieden, den du heben sollst, damit du dir die Zeit deines Lebens gütlich thun kannst. Morgen Abend, wenn sich die Sonne zum Untergange neigt, nimm Schippe und Spaten, geh' an dem Johanniskasten vorbei bis zum großen Roland, und dann über den Domhof hinaus in's Freie. Dort wirst du an einen Garten gelangen, der das Merkzeichen hat, daß eine Stiege von vier steinernen Stufen zu dem Eingange desselben führt. Hier warte im Verborgenen, bis der Mond aufgeht; dann aber stemme dich mit Gewalt gegen die Thüre, die alsogleich deinen Anstrengungen weichen wird, und tritt in den Garten hinein. Wenn du drinnen bist, so wende dich nach dem Traubengeländer, das den Bogengang beschattet; links hinter demselben wirst du einen Apfelbaum sehen, der hoch das niedrige Gebüsch in der Nähe herum überragt. An diesen Baum mußt du treten, das Angesicht gerade gegen den Mond gekehrt. Blickst du dann drei Ellen weit von dir auf die Erde, so wirst du drei Zimmetrosensträuche erblicken. Hier schlage ein und grabe drei Spannen tief, bis du eine steinerne Platte findest, unter welcher, in einer eisernen Truhe voll Gold und Goldeswerth, der dir bestimmte Schatz begraben liegt. Die Truhe ist schwer und unbehilflich; dennoch scheue die Arbeit nicht, sie aus der Erde zu heben, denn wenn du den Schlüssel suchst, der unter der Truhe verwahrt ist, so wirst du deine Mühe schon belohnt sehen.

Franz hörte mit Verwunderung den Alten an, und würde kaum sein Erstaunen und seine Verwirrung haben verbergen können, wenn es nicht zum Glück für ihn schon ziemlich dunkel gewesen wäre. An alle den angegebenen Merkzeichen erkannte er seinen eigenen vom Vater geerbten Garten, den er aber zur Zeit seines Glückes um ein wahres Spottgeld verschleudert hatte. Der alte Stelzfuß aber mußte der Freund sein, dessen Ankunft auf der Weserbrücke das Gespenst ihm verkündigt hatte. In der Freude seines Herzens hätte er ihn beinahe umarmt; doch aber besann er sich gerade noch zu rechter Zeit und sah die Nothwendigkeit ein, daß er sich nicht verrathen dürfe.

„Ei Alter,“ sagte er nach kurzem Nachsinnen, „das nenne ich mir einen merkwürdigen und umständlichen Traum! Was thatest du denn nach dem Erwachen? Folgtest du deinem Schutzgeiste und gingest hinaus, um den Schatz zu heben?“

„Behüte mich der Himmel!“ erwiederte der Stelzfuß mit lautem Lachen. „Werde doch nicht einem albernen Traume folgen! Wenn mich mein Schutzgeist hätte reich machen wollen, so konnte er ja bei Tage kommen. Aber so viel hat er sich gar nicht um mich gekümmert, weil ich sonst nicht mit einem Stelzfuße umherlaufen würde.“

Franz, der nun Alles erfahren hatte, was er erfahren wollte, zog noch ein großes Silberstück heraus, schenkte es dem Alten, und machte sich fertig, davon zu gehen.

„Nimm hin,“ sagte er dabei, „dein Gespräch hat mir die böse Laune verscheucht, und ich mögte dir dafür auch eine vergnügte Stunde machen. Und höre, vergiß nicht, alle Tage wieder auf die Brücke hierher zu kommen, damit ich dich jederzeit finden kann. Wahrscheinlich sehen wir uns bald wieder.“

Der Alte bedankte sich für die empfangene reiche Gabe; Franz aber hörte ihn gar nicht mehr an, sondern eilte, von neuen Hoffnungen belebt, mit geflügelten Schritten seiner Wohnung zu.

Am folgenden Morgen setzte Franz Alles in Bereitschaft, was zum Schatzgraben erforderlich ist, und schaffte kurz vor Sonnenuntergang das Arbeitszeug an Ort und Stelle, wo er es unter einer dichten Hecke verbarg. Hierauf erwartete er mit sehnlicher Ungeduld den Aufgang des Mondes, und als dieser seine Silberhörner durch's Gebüsche streckte, machte er sich frisch an die Arbeit. Genau beobachtete er Alles, was der alte Invalide ihn gelehrt hatte, und so gelang es ihm denn wirklich einen Schatz zu heben, der auf ganz natürliche Weise hierher in den Garten gekommen war.

Franzens Vater nämlich, der aus übergroßer Vorsicht diesen Nothpfennig in die Erde vergrub, hatte nicht die Absicht gehabt, seinem Sohne diesen beträchtlichen Theil der Erbschaft zu entziehen. Aber der Tod überraschte ihn so schnell, daß er dem jungen Manne das Geheimniß nicht mehr eröffnen konnte, woher es denn kam, daß Franz es erst auf großen Umwegen kennen lernen mußte.

Mit großer Freude nahm Franz den großen Schatz in Empfang, welchen der eiserne Kasten enthielt. Sobald aber der erste Jubel verraucht war, so stellte sich auch gleich wieder die Sorge ein. Wie sollte er allein diesen großen Reichthum in sein Stübchen schaffen, ohne daß Jemand es merkte? Nach angestrengtem Nachdenken verfiel er endlich darauf, das Geld einem hohlen Baume, der hinter dem Garten auf einer Wiese stand, anzuvertrauen, und an Jedem der nachfolgenden Abende einen Theil davon in seine Wohnung zu tragen.

Also schleppte Franz seine Schätze in den hohlen Baum, und dann schüttete er das Loch wieder zu, welches er in seinem vormaligen Garten gegraben hatte. Hierauf begab er sich leichten Herzens nach Hause, und dankte Gott und dem kleinen Barbiergespenste für sein gutes Glück.

Nach Verlauf einer Woche hatte Franz seinen Reichthum glücklich heimgebracht und überlegte nun mit Bedacht, auf welche Weise er denselben am Besten würde benutzen können. Nach vielfacher Ueberlegung beschloß er, ein ordentliches, solides Handelsgeschäft zu beginnen und sich für die Folge ganz von den falschen Freunden zurückzuhalten, die ihm nur schmeichelten, so lange er im Glück war, und ihn verließen, sobald die Quelle seines Reichthums versiegte.

Also kaufte sich Franz ein großes, schönes Haus, nahm außer seiner früheren Dienerschaft noch einige Handlungsdiener an, und begann sein Geschäft, welches sehr bald eines der größten in ganz Bremen wurde. Wohl fanden sich die falschen Freunde wieder ein, sobald sie hörten, daß Franz wieder reich geworden sei; dieser aber speiste sie mit schönen Redensarten ab, und da ihnen diese nicht so gut schmeckten, als vormals die Austernpasteten und Weinflaschen, so zogen sie mit langer Nase ab, und ließen unseren Franz für die Folge in Ruhe.

Franz überlegte sich indeß, wie er wohl den alten Invaliden belohnen könne, der ihm doch eigentlich zu seinem neuen Glücke verholfen hatte. Bald sann er sich etwas aus, und ging ohne Zögern daran, seinen Plan auszuführen. Er kaufte ein niedliches, einstöckiges Häuschen mit einem Gärtchen daran, richtete es von oben bis unten auf das freundlichste ein, stellte Schränke, Tische und Stühle hinein, vergaß auch einen ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln nicht, und dann ging er hin auf die Weserbrücke, um seinen alten Freund aufzusuchen. Bald genug hatte er ihn gefunden, und führte ihn in das Häuschen, welches er zum Geschenke für den Alten bestimmt hatte.

„Nimm hin,“ sagte er freundlich zu ihm. „Das Häuschen und Alles, was darinnen ist, soll dir gehören.“

Der Alte sperrte Mund und Nase auf, und schien zu zweifeln, ob er auch recht gehört habe. Als ihn aber Franz wiederholendlich versicherte, daß die ganze Herrlichkeit ihm bestimmt sei, da brach er in helle Freudenthränen aus und nahm ohne längeres Zögern das Geschenk an, obgleich er nicht begreifen konnte, durch was er die große Freigebigkeit des jungen Mannes verdient haben möge.

Franz nahm späterhin ein gutes Weib, das ihm drei prächtige Kinderchen schenkte, und erreichte ein hohes und glückseliges Alter.



Asien

1849

Die Leopardenjagd und der Jagd-Leopard.

(Taf. 25.)

Die verschiedenen, unter dem Namen des Leoparden begriffenen Katzenarten kommen alle durch schöne, geschmeidige Form, Leichtigkeit, Zierlichkeit und doch unverkennbare Kraft der Bewegungen, mit einander überein, und der afrikanische Leopard, der in unsern Menagerien meist unter falschem Namen geht, und nicht nur über ganz Afrika und einen Theil Asiens, besonders aber über Vorderindien, Persien und selbst einen Theil Armeniens verbreitet ist, dürfte wohl identisch mit dem südasiatischen Panther oder Parder auf Java und Sumatra sein. Obschon er dem Löwen und Tiger an Kraft nicht gleichkommt, und den Menschen zu begegnen vermeidet, ist er nichts desto weniger, in Wuth gesetzt, ein furchtbares Thier, und für die Kolonisten Süd-Afrika's, unter deren Rinder- und Schafheerden er oft schreckliche Verwüstungen anrichtet, der schlimmste Feind. Gebirgige, mit Buschwerk bewachsene Gegenden allen andern vorziehend, macht er von dort aus häufig Angriffe auf die, das Innere des Landes durchziehenden Antilopenheerden, ersteigt Bäume mit der größten Leichtigkeit, und weiß sich mit so vogelgleicher Schnelligkeit zwischen den dicht verwachsenen Aesten zu bewegen, daß ihm die auf Bäumen horstenden Affen und Vögel selten entgehen. Nächtlicherweile zeigt er sich oft in den Negerkraals der Westküste Afrika's, und da die Wilden, die doch beherzt gegen Löwen, Tiger, Hyänen und Schakals zu Felde ziehen, ihn seltsamer Weise als ein heiliges Thier betrachten und deßhalb nie Jagd auf ihn machen, werden Frauen und Kinder ihm häufig zur Beute. Im Kaplande, besonders nach der Kaffern-gränze zu, wo man ihm keine Ehrenbezeigungen erweist, sondern ihn hartnäckig verfolgt, wo man ihn spürt, greift er die Menschen nie an, er müßte denn gereizt oder verwundet sein. In jenen abgelegenen Gegenden vernimmt man häufig zur Nachtzeit sein grauenerregendes Geheul, wenn er um einen Pachthof oder eine Einfriedigung herumstreift und in die Viehhorde den Weg sich zu bahnen sucht, trotz des Gebells einer Menge von Hunden, die jeder Boer zum Schutze seiner Heerden unterhält. Die Ansiedler Süd-Afrika's fangen den Leoparden, wie die Hyäne und andere wilde Thiere, in tiefen, in die Erde gegrabenen Gruben, die mit Strauchwerk bedeckt sind, und in Fallen, die sie mittelst ziemlich starker Baumstämme herrichten. Ist das Thier in die einfache Falle gegangen, deren Thüre von selbst hinter ihm zuschlägt, so läßt man eine große Zahl Hunde darauf los, um es anzugreifen, und nun erhebt sich ein Kampf, in welchem es nur selten seinen Tod findet, ohne zuvor mehreren seiner Feinde das Garaus gemacht zu haben. Findet die Jagd im Gehölz statt, und merkt der Leopard, daß er nicht entfliehen kann, so sucht er instinktmäßig seine Zuflucht auf dem Gipfel eines Baumes, und verbirgt sich inmitten der dichtesten Aeste. Unter diesen Umständen ist es dann gefährlich, sich dem Baume, auf welchem er ein Asyl gesucht hat, zu nähern; um so leichter vermag man ihn aber dann durch Kugeln zu erreichen. Die Kolonisten des Kaplandes erzählen grausige Berichte über Kämpfe, die sie mit Leoparden zu bestehen hatten, und man muß selbst eine Zeit lang im Lande, auf einem entlegenen Pachthofe gelebt, das nächtliche Geheul der den Heerden nachziehenden Thiere gehört haben, um die Wahrheit dieser Berichte recht würdigen zu können. Thompson, der lange Zeit in Süd-Afrika lebte, erwähnt unter anderm folgendes Abentheuer zweier ihm bekannten Kolonisten: Zwei in meiner Nachbarschaft lebende, als tüchtige Waldmänner bekannte Pächter, die von der Antilopenjagd zurückkehrten, stießen in einer, kaum eine englische Meile von uns entfernten Gebirgsschlucht auf einen Leoparden, und machten sich augenblicklich zu seiner Verfolgung auf. Der Leopard suchte ihnen anfangs zu entwischen, indem er einen Absturz erkletterte; allein beinahe von den Jägern eingeschlossen, und bereits von einer Kugel getroffen, wendete er sich plötzlich zurück, und stürzte sich mit einer Wuth, die diesem Thiere, wenn es sich auf's äußerste gebracht sieht, eigen ist, auf den Jäger, der ihn verwundet hatte, riß ihn vom Pferde, brachte ihm einen schrecklichen Biß an der Schulter bei, und zerriß ihm zu gleicher Zeit auf entsetzliche Weise mit seinen Tatzen das Gesicht. Beim Anblicke der Gefahr, welcher sein Gefährte ausgesetzt war, steigt alsbald der andere Jäger ab und gibt Feuer auf das wüthende Thier; allein, sei es, daß er zu hastig war, sei es, daß er seinen Freund zu verwunden fürchtete — er trifft unglücklicherweise den Leoparden nicht. Alsbald verläßt dieser seinen zu Boden gerissenen Feind, stürzt sich mit einem ungeheuren Sprung auf den, der so eben auf ihn gefeuert, wirft ihn mit einer furchtbaren Schnelligkeit zu Boden, und verstümmelt, ehe nur der Unglückliche Zeit findet, sein Jagdmesser zu ziehen, mit seinen Zähnen und Tatzen auf entsetzliche Weise dessen Gesicht. Alles dieß war das Werk weniger Augenblicke. Bevor noch der zuerst Angegriffene sich erheben und seine Flinte ergreifen konnte, waren der zweite und das Thier im Handgemenge eine bedeutende Anhöhe hinabgerollt, wo sie den Kampf unausgesetzt fortsetzten. In einem Augenblicke hatte er die Flinte wieder geladen, und stürzte sich auf den Leoparden zur Befreiung seines Freundes. Aber es war zu spät. Das wüthende Thier hatte ihm auf entsetzliche Weise den Bauch aufgeschlitzt und die Kehle zerrissen; wenige Augenblicke später gab der Unglückliche unter den furchtbarsten Qualen den Geist auf, und sein selbst schwer verwundeter Freund hatte nur den traurigen Trost, dem erschöpften Thiere, das durch die zahlreichen, ihm von dem sterbenden Jäger mit dessen Messer beigebrachten Wunden sich bereits verblutete, das Garaus zu machen.

Ein anderes ähnliches, aber weniger trauriges Ereigniß, berichtet Thompson, trug sich unter unsern Augen zu. Wir verfolgten eines Tages auf der Jagd einen Leoparden, der seit einiger Zeit nächtlicherweile um unsre Wohnung streifte. Wir waren unsrer acht Jäger. Schon verfolgten wir das Thier seit einer halben

Stunde, als wir es auf einen dickbelaubten Baum springen und plötzlich vor unsern Blicken verschwinden sahen. Wir stellten uns um den Baum umher auf, um unsererseits Feuer geben zu können, sobald wir den Ast entdeckt hätten, auf welchem das Thier eine Zuflucht gefunden. Einer unserer Gefährten jedoch, der zum ersten Male dieser Jagd beiwohnte, und die Ehre haben wollte, dem Thiere den Todesstreich zu versetzen, ging unklugerweise auf den Baum zu, und ehe noch unser Geschrei die Gefahr abwenden konnte, die ihm drohte, war der Leopard vom Baume herabgestürzt, und beide wälzten sich mit einander auf dem Boden. Unser unglücklicher Genosse stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus; wir sahen die schreckliche Lage unseres Freundes, und fürchteten, wenn wir auf den Leoparden schössen, ihn zu treffen. Indessen eilte einer unserer Gefährten ihm zu Hülfe, und es gelang ihm, seine Pistole in solcher Nähe auf das Thier abzuschießen, daß es beinahe unmöglich war, es zu verfehlen. Aber es war auch mehr als Zeit! Die Kugel traf das Thier in den Kopf, und der arme Jäger vermochte sich von ihm loszureißen; allein er hatte eine tiefe Wunde, und das Thier hatte ihm mit seinen Tatzen beinahe gänzlich die Haut vom Kopfe gerissen. Es war ein furchtbarer Anblick. Der Blutverlust beraubte ihn seiner Kräfte, er fiel bewußtlos nieder, und wir mußten ihn auf einer Tragbahre in seine Wohnung bringen. Seine Wunden waren zum Glücke nicht tödtlich; indessen hielten sie ihn drei Monate im Bette, und noch lange Zeit nachher trug er tiefe Narben im Gesichte, als traurige Zeugnisse der Gefahren, denen er bei diesem Zusammentreffen ausgesetzt gewesen war.

Jung eingefangene Leoparden sind leicht zu zähmen, müssen aber demungeachtet im Käfig gehalten werden, da ihre Wildheit leicht wieder erwacht. In der Gefangenschaft erweisen sie sich ziemlich gutmüthig und geduldig, empfangen die Liebkosungen bekannter Personen mit katzenartigem Schnurren, drücken ihr Behagen aus, indem sie sich an dem Gitter ihres Käfigs mit schlangenartiger Geschmeidigkeit reiben oder an den Wärter anschmiegen, und bezeigen ihr Uebermaß guter Laune durch Sprünge von solcher Schnelle, daß das Auge ihnen kaum zu folgen vermag; daß man sie aber in ihrem Vaterlande zur Jagd abrichte, wie Viele behaupten, ist eine Verwechselung mit dem Gepard.

Der **Jagdleopard** oder **Gepard** (Felis jubata), der mehrfach auf unsrer Tafel in Ausübung seines Berufes abgebildet ist, muß gänzlich von dem eigentlichen Leoparden (Felis Leopardus) unterschieden werden. In Färbung und Zeichnung ist er ihm allerdings ziemlich gleich, sein allgemeines Ansehen aber, und mehr noch kleine, jedoch beständige Verschiedenheiten des Gebisses und die Beschaffenheit der Krallen, bezeichnen ihn hinlänglich als den Repräsentanten einer eigenen Gattung, oder vielmehr als das Verbindungsglied der sonst so scharf getrennten Geschlechter der Hunde und Katzen. Die allgemeinen Formen beider sind in ihm vereinigt, ohne daß er jedoch dem Typus der einen oder der andern genau entspricht. An Größe gleicht er dem Leoparden, ist aber hochbeiniger, und daher mehr einem Hunde ähnlich, und von weit zarterem Knochenbau als die übrigen Katzenarten. Seine dünnen, gestreckten Glieder befähigen ihn zum schnellen und anhaltenden Laufe, hindern aber das Erklettern der Bäume. Die Pfoten sind nicht wie bei den Katzen breit und abgerundet, sondern dehnen sich in die Länge, und wenn auch die Einrichtung der Zehen sich genau so wie bei den Katzen verhält, sind die Bänder derselben doch so schlaff, daß die Krallen nicht eigentlich zurückziehbar sind, und daher wie am Hunde stumpf und abgerieben gefunden werden. Die kugelige Form des an sich kleinen Schädels, die rauhe Zunge und der lange Schwanz deuten auf der andern Seite wieder auf die nahe Verwandtschaft mit den Katzen, von welchen indessen nicht eine einzige Art Eckzähne von so auffallender Schwäche besitzt. Dieser in der Mitte der genannten Gattungen stehenden Organisation entspricht in merkwürdigem Maße der psychische Charakter. Der Gepard besitzt zwar viele Stärke und einige Vortheile des Baues, die mehr den Hunden als den Katzen zustehen, befindet sich aber, verglichen mit den letzteren, durch Mangel von furchtbaren Angriffswaffen im Nachtheile. Weit entfernt, die Wildheit und Furchtlosigkeit der größeren Katzenarten zu entwickeln, gibt er dem instinktartigen Bewußtsein geringerer Macht Raum, scheint, gleichsam in Folge einer nüchterern Ueberzeugung, seine Verhältnisse zu anderen Thieren richtig abzuschätzen, und lebt und jagt zwar nach Art der größeren Raubthiere, legt aber weder den Muth noch die Leidenschaftlichkeit und Grausamkeit der Katzen zu Tage. Seine Stellung in der Mitte jener Gattungen verräth er endlich durch eine gewisse Zähmbarkeit, die zwar niemals so weit reicht, wie bei den bis zur Willenlosigkeit gehorsamen Hunden, indessen es doch gestattet, ihn an Menschen zu gewöhnen und zum Jagdgefährten abzurichten.

Man unterscheidet gegenwärtig zwei Arten von Gepards: den **asiatischen Jagdleoparden**, Felis jubata, unserer Tafel, und den **afrikanischen Gepard**, Felis guttata. Ersterer ist von hellgelber, etwas in's Graue ziehender Lederfarbe, und an den unteren Theilen weißlicher. Ueber den Rücken verläuft eine starke, aber niedrige, auf dem Nacken beginnende, aus zwei Zoll langen groben Haaren bestehende Mähne, welche grauröthlicher ist, als der übrige Körper. Ueberall stehen ohne Ordnung verstreute, zahlreiche, runde, schwarze Flecken, die nur auf der Stirn zu undeutlichen Punkten werden. Der 20 — 21 Zoll lange Schwanz ist ledergelb, gegen sein Ende schwarzbraun, und mit großen Flecken bedeckt. Die Körperlänge beträgt 3 Fuß 7 — 8 Zoll. — Schon seit uralten Zeiten hat man in Indien und Persien den Gepard zur Jagd abgerichtet, und die mongolischen Herrscher trieben so großen Luxus mit diesen Thieren, daß oft an tausend Stück auf großen Jagdzügen mitgenommen wurden. Noch jetzt halten die einheimischen Fürsten Indiens und die selbstständigen Großen Mittelasiens große Meuten, die nicht

geringen Aufwand erfordern, da die Abrichtung derselben von besonderen Leuten besorgt werden muß, und selbst ihr Jagdgebrauch Begleitung geübter Jäger voraussetzt, die ungefähr die Stellung und Bedeutung der Falkoniere mittelalterlicher Hofhaltungen besitzen. Die Jäger führen die Jagdleoparden entweder an Leinen, nehmen sie hinter sich auf den Elephanten, oder lassen sie auch bisweilen, wie auf unserm Bilde, auf Büffelkarren fahren, und befreien sie nicht eher von der über die Augen gezogenen Kappe, als bis eine Antilope oder ein Hirsch auf der Ebene sichtbar wird. Der Gepard legt sich sogleich völlig platt auf den Boden, und kriecht schlangengleich an das Wild heran, welches, wie durch einen Zauber ergriffen, obgleich es den Feind bemerkt und erkannt hat, gar nicht zu fliehen versucht. Ein paar gewaltige Sätze bringen diesen an sein Opfer, welches im Nacken ergriffen und gewürgt wird. Sonderbar ist es übrigens, daß Hirsche nur dann den Angriff durch die Flucht vermeiden, wenn mehrere zusammenstehen, und es scheint fast, als ob nur Gesellschaft ihnen Muth und Kraft zu einem Entschlusse geben könnte, von dem allein ihre Errettung abhängt. Der Gepard benutzt übrigens bei seiner Jagd mit wahrer Katzenlist alle Vortheile des Bodens, um ungesehen sich an sein Opfer zu schleichen, kehrt aber nach mißlungenem Angriffe mürrisch zu seinem Führer zurück, und läßt sich ruhig die Kappe wieder über die Augen ziehen. Hat er aber einmal seine Beute erfaßt, und das aus dem zerfleischten Halse strömende, warme Lebensblut gewittert, so bricht die Wildheit der Katze auch in ihm hervor, und nur mit Vorsicht darf es der Jäger wagen, ihn von dem sterbenden Hirsche oder der Antilope zu trennen. Nur mit Widerwillen gehorcht er der abmahnenden Stimme seines Wärters, und nur bestochen durch ein vorgehaltenes Stück Fleisch, unterwirft er sich endlich der erneuten Verkappung seines Kopfes, um wiederum auf dem Karren Platz zu nehmen.

Der afrikanische Gepard hat eine noch schlankere Körperform, als der asiatische, einen noch kürzeren Haarstreifen auf dem Rücken, eine dunklere, mehr in's Orangenrothe ziehende Färbung, wenigere und kleinere Flecken, einen ungefleckten Bauch und eine weiße Schwanzspitze. Er bewohnt alle Theile Mittel-Afrika's, wo er meistens Jagd auf Antilopen macht, streift aber selten bis Port Natal oder in's Kafferland. Die Eingebornen Süd-Afrika's, welche ihn fürchten, sind nie auf den Gedanken gekommen, ihn zur Jagd abzurichten, und ihre Häuptlinge bedienen sich nur seines für selten gehaltenen Felles zur besonderen Auszeichnung. In Abyssinien dagegen wird er als Jagdgehülfe angewendet, und soll nicht minder brauchbar sein, als sein asiatischer Verwandter. Die mannigfaltigen Antilopenarten, die in großen Heerden das Innere Mittel-Afrika's beleben, bilden die Hauptnahrung des Gepard. Die Hauptrepräsentanten derselben bietet der obere Theil unsrer Tafel. Die zur Linken abgebildete Antilope, von den Ansiedlern des Kaplandes der Springbock genannt, Antilope euchore, ist eine der schönsten und zahlreichsten, kommt oft in Heerden von mehreren tausend Stück vor, und Pringle, der sie am Ufer des kleinen Fischflusses beobachtete, berichtet, daß zu Zeiten die Ebene buchstäblich so mit Springböcken übersäet sei, daß sie, so weit das Auge reiche, einer braunen Woge gleiche, und er nach ungefährer Schätzung oft 20,000 Stück mit einem Blicke habe übersehen können. Die mittlere ist der Kevell, Antilope kevella, die in großen Heerden in Mittel-Afrika, vom Congofluß bis Abyssinien gefunden wird; und rechts erblicken wir die Pallah, Antilope melampus, eine Bewohnerin des Betschuana-Landes, die nur familienweise das Land durchstreift, sich durch ihre leierförmigen Hörner auszeichnet, und ungemein leicht gezähmt werden kann. 5.

Die Strandjagd auf Föhr.

Noch ehe die Revolutionen des Jahres 1848 uns das freie Recht der Jagd auf eignem Grund und Boden brachten, bestand solches in einigen Distrikten meiner norddeutschen Heimath, nämlich auf den Inseln der Westsee, die längs der Küste des Herzogthums Schleswig liegen, das Recht der sogenannten Strandjagd. Von den Eingebornen indeß, meist Seeleuten und Fischern, pflegte selten von diesem Rechte Gebrauch gemacht zu werden, zumal nur Vögel die hier jagdbaren Thiere sind. Desto mehr aber fand die Strandjagd Anhänger und leidenschaftliche Freunde unter denjenigen Fremden, welche im Sommer diese Inseln, und namentlich die Insel Föhr, des äußerst stärkenden Seebades wegen, besuchten. Der störende Krieg der Herzogthümer mit Dänemark ist die Ursache gewesen, daß im Sommer 1848 Föhr so gut wie gar nicht besucht war, denn man fürchtete, und nicht mit Unrecht, die in der Nordsee stationirten oder kreuzenden dänischen Kriegsschiffe, die auch die oberste Behörde von Föhr, den dortigen Landvogt, wegführten. Als aber der König Christian VIII. noch alljährlich einige Wochen auf Föhr zubrachte, da war das Dörfchen Wyck sehr belebt von Fremden allerlei Art, und dann fehlte es nicht an Jagdpartieen längs dem Strande, deren eine ich erlebte, und die ich hier wiedererzähle, wie sie noch lebhaft meiner Erinnerung vorschwebt.

An der eben nicht sehr empfehlenswerthen Mittagstafel im Badehause traf ich eines Tags unvermuthet einen mir befreundeten Forstbeamten, der Nachts zuvor mit dem Fährschiff von Dagebüll herüber gekommen war, um einige Wochen das Seebad zu gebrauchen. Nach den ersten herzlichen Begrüßungen und gegenseitigen Erkundigungen nach Weib und Kind, wie sie unter Freunden, die sich lange nicht gesehen, ausgetauscht zu werden pflegen, wandte ich mich zu meinem Tischnachbar links, der eben seinen Platz einnahm, mit den Worten: „Heut' habe ich etwas für Sie, Herr Oberst, einen delikaten Leckerbissen für einen der nächsten Tage!"

„Wie, was?" entgegnete der Angeredete, „könnte

ich nicht gleich heute schon die interessante Bekanntschaft machen?"

„Zur Hälfte ja!" war meine Antwort, und hiemit stellte ich dem alten Krieger meinen Freund, den Forstbeamten, vor, indem ich hinzufügte: „Nun können Sie eine ächte Strandjagd erleben unter kundiger Leitung, wie Sie immer gewünscht haben."

„Sehr verbunden, sehr obligirt, Herr Doktor," erwiederte der Oberst, und strich schmunzelnd den ergrauten Schnurrbart. „Es freut mich wirklich ganz besonders, die Bekanntschaft Ihres Herrn Freundes zu machen, und ich denke — wandte er sich zu diesem — Sie werden dem alten Reitersmann erlauben, sich Ihrem Jagdgefolge anzuschließen!"

„Meinem Gefolge eben nicht, Herr Oberst, entgegnete der Forstbeamte, aber wollen Sie mich begleiten, so wird es mir ein großes Vergnügen sein."

„Nun ja, das mein' ich gerade," antwortete der Oberst. „Aber hier unser Dokter muß mit, und die Herren werden nichts dagegen haben, wenn wir unsern vis-à-vis — und damit sah er freundlich zu einem Manne hinüber, der eben behaglich ein Glas Rothwein schlürfte — mit zu der Parthie einladen." Dann sprach er mit erhobener Stimme zu dem Bezeichneten:

„Werthester Herr Konsul, Sie sind zu einer exquisiten Jagdpartbie eingeladen, von der wir mehr Beute mit nach Hause bringen wollen, als neulich, wo's nur ein halbes Dutzend magerer Regenpfeifer lohnte."

„Danke ergebenst," antwortete der Kaufmann, „werde nicht verfehlen, mich einzufinden, und erbitte mir die Ehre, für Proviantkorb und Flaschenkeller sorgen zu dürfen."

„Bravo, so wär's in Ordnung," rief der Oberst sichtlich erfreut. „Wann soll's denn vor sich gehen?" fragte er weiter.

„Ich bin für morgen bereit," sagte der Forstbeamte.

„Recht so, nicht aufgeschoben," setzte rasch der Oberst hinzu. „Also morgen, meine Herren, morgen," wandte er sich zu uns Allen.

Damit war die Sache abgemacht. Unser weiteres Gespräch verhandelte die Neuigkeiten, welche uns die Zeitungen vom Festlande gebracht, und beim Nachhausegehen ward mir die Besorgung eines Wagens u. s. w. übertragen.

Es war einer der ersten Tage des August, die Sonne war eben aufgegangen und breitete ihre lichtbeschwingten Fittige über die dunkle See, welche rings um das Eiland wogte, und ihre Wellen ganz vernehmlich an den hohen Deich schleuderte; vor ihren Strahlen zerrannen die grauen Morgennebel, und selbst der Wind, der in der Nacht ziemlich heftig aus Südwest geweht hatte, zog sich scheu zurück — als der bestellte Bauerwagen vor mein Haus rollte und ich, mit den nöthigen Jagdutensilien ausgerüstet, ihn bestieg. In der Baumallee am Strande, der einzigen in Wyck, begegneten mir schon die Jagdgefährten.

„Gut, daß Sie da sind, Doktor," rief mir der Oberst zu, als der Wagen hielt, „wir konnten kaum die Jagdbegier unseres Kaufmanns bezwingen, der aber auch, wie Sie sehen, wohlgerüstet ist wie Keiner. Doch, meine Herren," fügte er hinzu, „keine Zeit verloren, erlauben Sie dem Alter den Vortritt."

Mit diesen Worten stieg er auf den Wagen, der Forstbeamte und der Kaufmann folgten, und nun rollte unser munteres Zweigespann zum Dorfe hinaus, begleitet von des Forstbeamten treuem Hunde, der schnobernd und spürend dem Wagen voransprang.

Ich hatte Zeit, mich von der Wahrheit der Bemerkung, die der Oberst in Betreff des Kaufmanns gemacht hatte, zu überzeugen. Derselbe trug nämlich ein enges, grünes Jagdkleid von feinem Tuche mit dunklen Knöpfen, auf denen Hirsch und Eber und andere Jagdthiere in halb erhabener Arbeit prangten. Ueber Füße und Beine hatte er mächtige Wasserstiefeln gezogen, die bis zum Oberschenkel hinaufreichten; den Kopf bedeckte ein breitrandiger, schwarzer Lederhut. Jagdtasche und Pulverhorn waren elegant, zwischen den Knieen hielt er einen prächtigen Doppellauf, dessen Kolben mit Silber ausgelegt war. Kurz, Alles an ihm war auf's Beste; ein rechter Sonntagsjäger, dacht' ich, — denn auch die Brille fehlte nicht, um das stutzerhafte Costüm zu vollenden.

Viel einfacher war mein Nachbar auf dem Wagen, der Forstmann. Sein Jagdgeräthe war ohne Schmuck, nur blank und sauber; ein graumelirter Rock und hohe, bis an's Knie reichende Stiefeln, eine dunkle Mütze mit herabgebogenem Schirm — das war sein Anzug. Die regelmäßigen Züge seines Angesichts, zwei dunkle, glänzende Augen, ein stattlicher Schnauz- und Knebelbart verliehen ihm etwas Muthiges, Kühnes; den wohlgestalteten Körper trug er in aufrechter, militärischer Haltung. Anders der Oberst. Obgleich noch rüstig, hatte doch die Bürde eines beinahe 70jährigen Alters sein Haupt etwas vorübergebeugt. Biederkeit und Wohlwollen sprachen aus seinen nicht sehr markirten Zügen, seine blauen Augen waren der Spiegel seines braven Herzens, der schneeweiße Schnurrbart, der den feingespaltenen Mund überschattete, gab seinem Antlitz ein Ehrfurcht und Achtung gebietendes Ansehen. Seine Kleidung war die Uniform seines Regiments, dunkelblau mit rothen Aufschlägen.

Unter heiteren Gesprächen waren wir ungefähr eine halbe Stunde innerhalb des Deichs gefahren, als der Forstmann unserem Fuhrmann zu halten gebot und seinen wohl dressirten Hühnerhund mit einem Pfiff zu sich beschied.

„Hier, meine Herren," begann er, „lassen Sie uns absteigen und unser erstes Glück versuchen."

„Aber was in aller Welt gibt's denn in dieser Oede?" fragte der Oberst, indem er sich nach allen Seiten umschaute, und nur rechts die hohe Wand des Deiches, links und vor und hinter uns nur Sumpf und Moor erblickte. „Sollen wir etwa," fügte er etwas mißmuthig hinzu, unser Pulver und Blei an den verwünschten Kibitzen verschwenden, die über unserem Kopfe ihren eignen Namen kreischen?"

„Geduld, Herr Oberst," erwiederte der Forstmann, der bereits abgestiegen war und dem alten Herrn höflich herunterhalf, „Sie sollen bald unser Jagdrevier kennen lernen, und wie ich hoffe nicht über Mangel an Geflügel klagen."

Dann nahm er den Alten unter dem Arm und führte ihn den sanft ansteigenden Deich hinauf, während ich und der Kaufmann folgten. Oben angekommen, lag zwischen uns und der See, in welcher tiefe Ebbe war, eine Fläche von etwa 5 bis 600 Schritt Breite, durchschnitten von vielen kleineren und größeren Rinnen, in welchen noch das Meerwasser zurückgeblieben war. Mitten durch diese Ebene lief ein 7 bis 8 Fuß breiter, erhöhter Streifen, eine Sandbank, fast gerade vor uns in's Meer hinein. Und die ganze Fläche krimmelte und wimmelte von Vögeln allerlei Art, die begierig nach Fischen und Muscheln suchten.

„Ja das nenn' ich mir ein Jagdrevier comme il faut," rief der Oberst aus; „nicht wahr, Herr Kaufmann?" setzte er zu diesem gewendet hinzu. „Aber was zum Henker fällt Ihnen ein? Herunter mit der Flinte!" sprach er etwas barsch, als er sah, daß dieser schon angelegt hatte, um in die bunte Versammlung auf gut Glück hineinzuschießen.

„Nichts für ungut!" fuhr er besänftigend fort, als der Kaufmann, zwar gehorchend, ihn pikirt ansah. „Aber Sie hätten uns bald den ganzen Spaß verdorben!"

„Lassen Sie uns hinuntergehen auf die Sandbank," forderte der Forstmann auf, „und dann, meine Herren, müssen wir, um die scheuen Vögel nicht zu verjagen und ihnen doch auf Schußweite nahe zu kommen, auf allen Vieren so behutsam wie möglich vorwärts kriechen."

„Was sein muß, muß sein," erwiederte der Oberst, „doch möchte ich glauben, daß meine alten Füße, die noch zur Noth gut ausschreiten, schlecht zum Kriechen dienen werden. Allein versuchen wir's!"

„Ich werde mir das Vergnügen machen," sagte der Kaufmann, während wir den Deich hinunterstiegen, „die Geschicklichkeit der Herren aus der Ferne zu bewundern."

„Wollen wohl die eleganten Wasserstiefeln schonen!" warf der Oberst etwas spöttisch hin.

„Erlauben Sie," entgegnete der Angeredete, „ich werde, wie gesagt, Ihrer Geschicklichkeit die gebührende Bewunderung spenden und den Flüchtlingen aufpassen, die Ihrem Rohre entgehen sollten."

Wir waren unterdessen auf der Sandbank angekommen, umkreist von unzähligen Möven und Kibitzen, deren Geschrei oft so laut war, daß wir einander zu verstehen Mühe hatten. Doch machte dieser Lärm wahrscheinlich, daß die Vögelkolonie vor uns unsere Annäherung bis jetzt wenigstens noch nicht zu bemerken schien. Das angekündigte Manöver ward ausgeführt. Der Kaufmann breitete seinen Feldstuhl aus, den er, wie ich vorher noch gar nicht bemerkt, hinten im Wagen niedergelegt hatte und nun unter dem Arme getragen, und ließ sich bequem nieder. Wir Andern begannen, gefolgt vom treuen Hunde, das Experiment des Kriechens, der Forstbeamte voran, dem der Oberst folgte; ich beschloß den Zug. So ging es mit Unterbrechungen etwa hundert Schritte vorwärts, dann kamen wir an eine kleine Erhöhung der Sandbank, hinter welcher wir niedergekauert den Augen der vor uns hin und her schreitenden Vögel völlig verborgen waren.

„Wie wär's, Herr Oberst, wenn Sie hier auf dem Anstand blieben, sagte der Forstbeamte; dann sparten Sie weitere Anstrengungen und der Platz ist günstig. Sobald die Vögel auffliegen, werden sie sich gerade Ihnen entgegen wenden und schußgerecht sein."

„Mit Vergnügen bleib' ich," antwortete der Alte.

„Nun, so gehen wir allein vorwärts," sprach mein Freund zu mir, und ohne uns aufzuhalten, krochen wir weiter links am Abhang der Sandbank hin, zur Hälfte wenigstens den beschwingten Gästen verdeckt, denen wir so nahe als möglich zu kommen suchten. Es war aber wirklich ein beschwerliches Manöver, und ich hatte im Stillen mit Bewunderung angesehen, wie der alte Oberst sich dem lästigen Vorwärtskommen unterzog. Wir mußten uns beinahe ganz auf den Bauch niederlegen, dann unsere Fußspitzen gegen den nassen Sand stemmen, der zum Theil dem Drucke wich, und halb auf den Knieen, halb auf den Händen uns fortschieben. Natürlich ging dieß nur langsam, und je weiter wir kamen, desto unbequemer und schwieriger ward es. Zwar hatten wir die Jagdtasche gleich anfangs abgelegt, aber die Flinte mußte doch mit, und gerade sie ohne Contusionen mit fortzubringen, erschwerte uns das Kriechen. Dennoch gelangten wir glücklich so weit als wir wollten, etwa noch hundert Schritte dem Posten des Oberst voran. Zu unserer nicht geringen Freude bemerkten wir, als wir hier Halt machten, daß die Vögel unsere Annäherung noch nicht bemerkt zu haben schienen. Der treue Hund war uns, schleichend wie wir, gefolgt, und wartete nur auf seines Herrn Befehl, um das Geflügel aufzujagen. Der Forstbeamte und ich legten uns nun auch, so bequem und sicher es anging, zum Schuß zurecht. Dann ward der Hund mit einem Allons vite! unter die Vögel geschickt, wie ein Blitz fuhr er zwischen sie, und einer Wolke gleich erhob sich der Schwarm in die Luft, dem Lande zufliegend. Meines Nachbaren Doppellauf und der meinige krachten fast zu gleicher Zeit, nach kurzer Pause fielen von des Oberst Batterie zwei Schüsse, und schon sahen wir den Hund mit einem Vogel im Maule zu uns zurückkehren. Mein Blick richtete sich unwillkührlich nach unserem fernsten Schützen. Er stand hoch aufgerichtet die Flinte an der Backe, glänzend spiegelten sich die Sonnenstrahlen in seinem blanken Lederhute. Aber gerade diese hohe, weithin sichtbare Gestalt mochte auch den Vögeln nicht entgehen, die seitwärts abschwenkten und einen weiten Bogen um den Jäger beschreibend, außerhalb des Bereichs seiner Flinte blieben. Ohne sie abzuschießen, sah ich, wie er sie wieder absetzte und sich, die Augen nach uns gewendet, auf seinen Jagdstuhl niederließ.

Unterdessen war auch der Oberst in die Beine gekommen und stieß ein lautes „Hurrah!" aus, als ich ihm den Vogel, den der Hund zuerst brachte, hinhielt.

Wir hatten auch in der That nicht umsonst Pulver und Blei verknallt, denn es dauerte nicht lange, so lagen sieben Vögel zu unseren Füßen, und als der Hund noch weiter hinauf nach der Stelle hin suchte, wohin sich des Oberst Schüsse entladen, brachte er uns noch drei.

„Ein reicher Lohn für unsere Mühe, meine Herren!“ sagte der Oberst, als wir ihm zurückgehend näher kamen. „Aber was sind denn das für seltsame Dingerchen, Herr Doktor?“ wandte er sich zu mir. „So viel ich mich entsinne, haben meine alten Augen, die sich doch schon etwas in der Welt, auch in der Welt der Vögel umgeschaut haben, noch nie dergleichen gesehen.“ Aber noch ehe ich antworten konnte, setzte er mit erhobener Stimme hinzu, als sein Auge von ungefähr den Kaufmann in seiner behaglichen Stellung erblickte: „Was in aller Welt macht unser Freund da, ich glaube gar, er ist eingeschlafen, und träumt von seinen Prozenten. Wecken wir ihn, meine Herren!“ Und damit schritt der Alte so rüstig und rasch uns voran dem Deiche zu, daß wir kaum ihm zu folgen vermochten.

Nachdem wir uns überzeugt, daß der Kaufmann noch wach war und dieser insbesondere den ungeduldigen alten Offizier über seine Passivität beim Schießen beruhigt, verfügten wir uns wieder nach der innern Seite des Deiches, wo unser Wagen hielt. Wir stiegen auf und fuhren nach dem nördlichen Theile der Insel, wo der Strand vom Meere an ziemlich steil ansteigt und mit einer Reihe größerer und kleinerer Granitblöcke (sog. erratischer Blöcke) bedeckt ist, so daß hier ein Außendeich, um die anschwellenden Fluthen abzuhalten, nicht Noth thut.

Unterwegs sah ich mir unsere Beute etwas genauer an, und nannte meinen Begleitern die ihnen unbekannten Vögel. Die Silbermöve (Larus argentatus Lath.) und die gemeine Seeschwalbe (Sterna Hirundo Linn.), die hier sehr gewöhnlich sind, und von denen auch wir einige erlegt, kannten Alle. Aber die kleinere, nur 14 Zoll lange Lachmöve (Larus rudibundus Linn.) sahen sie zum ersten Male. Wir hatten zwei davon getroffen, die Junge erkannte ich an den braunen Flecken auf dem Hinterhalse und den Deckfedern der Flügel und an der schwarzen Endbinde des Schwanzes. Doch war noch eine seltenere Mövenart unter unserer Beute, die Riesenraubmöve (Lestris Catarractes Ill.), die nicht ganz oft an diesen Küsten vorkommt. Dem getödteten Vogel konnte man noch, wie mich dünkte, den Muth und die Kühnheit ansehen, womit er auf seinen Streifzügen nach den Jungen anderer Vögel, den diese vertheidigenden Alten mit einem kräftig geführten Schnabelhiebe den Kopf zerschmettert. Er maß in der Länge beinahe zwei Fuß, und der Grundton seines Gefieders war braun, in's Graue spielend, Schnabel und Beine waren schwarz.

„Wozu nützt all' das Raubgezücht?“ fragte der Kaufmann, „es ist nicht ein vernünftiger Braten darunter.“

„Erlauben Sie,“ entgegnete ich, zwei Enten hervorziehend, „Ihnen hier zwei wohlschmeckende Braten zu überreichen. Hier haben Sie eine Stockente (Anas Boschas Linn.), und hier eine Krickente (Anas crecca Linn.), die Ihnen hoffentlich gebraten sehr wohl behagen werden. Ich bitte Sie, beide nur etwas säuerlich bereiten zu lassen, und versichere Sie, daß sie dann kaum ein wohlschmeckenderes Geflügel kosten können.“

„Und der dunkelgraue, weißbauchige Bursche da, mit seinem keilförmigen Schnabel,“ fragte der Kaufmann, „ist der auch für die Pfanne?“

„Das nicht,“ war meine Antwort, „er ist vielmehr selber ein seltner Gourmand, der noch eine feinere Zunge haben dürfte, als Sie.“

„Potz Tausend!“ fiel der Oberst ein. „Hätte nie geglaubt, daß es einen größeren Feinschmecker gäbe.“

„Danke ergebenst für das Kompliment,“ erwiederte der Kaufmann. „Indeß hoffe ich, mit einem so erbärmlichen Vogel noch einen siegreichen Wettkampf bestehen zu können.“

„Glaub' es schwerlich,“ entgegnete ich, „denn was meinen Sie wohl, wenn ich Ihnen sage, daß dieser nur Austern verzehrt, selten etwas anderes.“

„Bravo, abgefahren!“ rief laut lachend der alte Krieger. „Das nenn' ich mir einen Erzfeinschmecker erster Sorte, der nichts wie Austern speist.“

„Und das thut er,“ setzte ich hinzu, „und darum heißt er auch der Austernfischer (Haematopus ostralegus Linn.). Mit dem Schnabel weiß er geschickt die Doppelschalen zu öffnen und das Weichthier herauszuholen, das er dann, so wie es ist, Notabene ohne Pfeffer und Citronensaft, verschlingt.“

Wir waren während dieser und ähnlicher Unterredungen, die des alten Oberst unverwüstlicher Humor würzte, an das nächste Ziel unserer Fahrt gelangt, und hier stand uns noch ein Abentheuer bevor, wie nur selten ein Strandjäger es zu erleben Gelegenheit hat. Die Sonne hatte beinahe schon den Mittagskreis erreicht, und schien recht warm auf die Erde und auf uns, die wir Alle nach einem guten Frühstück und einem Labetrunk begehrten. Ehe wir deßhalb über den hohen Strandwall hinausschritten, lagerten wir uns im Grase nieder und erquickten uns an dem Inhalt unseres Wagenkastens, dessen Reichhaltigkeit unserem Kaufmanne alle Ehre machte. Gestärkt erhoben wir uns darauf, luden die Flinten, warfen die Jagdtaschen über die Schultern und schlugen einen schmalen Fußpfad ein, der mit einigen Windungen auf die Höhe des Strandes führte. Wir waren hier genöthigt, Einer hinter dem Andern herzuschreiten, und der Forstbeamte eröffnete unsern Zug. Kaum überblickte sein Auge den Strand, von welchem auch hier eine Sandbank in's Meer hinauslief, als er rasch umkehrend mit stummen Winken uns Halt und Stille gebot. Dann schlich er behutsam heran und benachrichtigte uns, daß auf der Spitze der Sandbank ein Seehundspaar liege, den Kopf dem Wasser zugewendet und sich behaglich sonne. In dieser so selten besuchten und von menschlichen Wohnungen ziemlich weit entfernten Gegend war zwar diese Erscheinung nicht auffallend, aber selten gelingt es doch, eins der

äußerst furchtsamen und scharfhörenden Thiere zu erlegen. Uns war indeß das Glück dies Mal sehr günstig, wozu gewiß sehr viel beitrug, daß der Wind vom Norden herüberwehte und somit jedes Geräusch, das unsere Annäherung verursachen konnte, von den sorglos daliegenden Thieren fern hielt. Da jedoch, nach der Versicherung des Forstbeamten, die Robben vollkommen innerhalb Schußweite lagen, so ward beschlossen, nach kurzer Berathung, nicht weiter vorwärts zu gehen, sondern uns da, wo wir standen, auf den Anstand zu legen, wobei natürlich unserem Jäger von Profession der erste Schuß überlassen werden sollte, dem wir Andere so schnell als möglich zu folgen haben würden. Es dauerte auch kaum fünf Minuten, so hatten wir unsere Plätze eingenommen, die Schüsse krachten, und durch den schwindenden Pulverdampf erblickten wir das eine der Thiere still daliegend, also tödtlich getroffen, während das andere in den Wogen verschwand.

Der lebhafte Oberst fand zuerst wieder Worte: „Ein kapitales Vergnügen," rief er aus, indem er sich aufrichtete, „das ist fürwahr ein anderer Spaß, als wenn wir zwei Beide (und damit wandte er sich zum Kaufmann) mit unsern Schießprügeln auf die Jagd gehen. Reicht gerade zu einem prächtigen Tornister das Fell so eines Meerungeheuers!"

„Ho, ho, Herr Oberst," warf der Kaufmann ein, „das müßte denn doch geviertheilt werden."

„Geviertheilt, Herr," entgegnete der Oberst, „der Pelz da geviertheilt?! Meinen Sie denn etwa auch, daß Ihre Kugel dem verreckten Burschen im Fette steckt?"

„Nun, ob ich's meine!" antworte der Kaufmann. „Ich hielt ihm gerade in den Nacken."

„Und schossen vorbei, daß Ihr Blei mit vernehmlichem Tone an die Wellen schlug."

„Da hätten Sie ja ein feineres Gehör, als die Seehunde, wenn Sie das vernommen hätten."

„Nun, nun, werther Freund," sagte der Oberst, dem Kaufmanne die Hand reichend, „Sie nehmen's nicht übel, ich weiß es, komme leicht in Hitze. Ich denke, wir wandern erst einmal hinaus und beschauen uns den Todten; das Andere wird sich schon finden."

Es war wirklich ein stattliches Thier, das unseren Kugeln erlegen war. Mit Hülfe unseres Fuhrmanns schafften wir es an den Wagen und legten es hinein. Der Streit um den Besitz war bald geschlichtet, da wir uns dahin entschieden, dem Fuhrmann die Beute zu überlassen, die er mit Vergnügen annahm.

„Das Glück scheint uns heute günstig," nahm der Forstmann das Wort, als wir wieder auf dem Wagen saßen und am nordwestlichen Rande der Insel, außerhalb des Deiches, hinfuhren. „Lassen Sie uns, meine Herren, es noch einmal erproben und die kleine Dünenreihe dieses Eilandes besuchen."

„Habe meinerseits nichts dagegen," antwortete der Oberst, „den alten Füßen mocht' ich bis dato den Marsch dorthin noch nicht zutrauen, und sähe doch auch recht gern die Hügelchen, die man hier schon Berge nennt."

„Gibt's denn dort auch noch schußgerechtes Wild?" fragte der Kaufmann, indem er Miene machte, seine Flinte zu laden.

„Vielleicht wohl," entgegnete der Forstmann, „und treffen wir's so günstig, wie bis jetzt, so könnten Sie Ihrer Frau Gemahlin wohl eine Reiherfeder mit nach Hause bringen."

„Hm, hm," meinte der Kaufmann, „das wär' so übel nicht, wenn nur der Oberst mir nicht wieder die Beute streitig macht, sollten wir sie wirklich erwischen!"

„Brav retour gefahren!" lachte der alte Herr. „Doch seien Sie ruhig," fuhr er fort, „ich habe keine Gattin daheim, der ich eine solche Feder zum Geschenk machen könnte."

„Nun denn, so lassen Sie uns versuchen," sprach der Forstmann. „Hör, Niels," setzte er hinzu, „links herum nach den Dünen!"

Die ansehnlichsten dieser wandernden Sandhügel, die sich bis zu einer Höhe von 200 Fuß und darüber erheben, finden sich auf der Insel Sylt. Auf Föhr ist nur eine kleine Gruppe im Südwesten. Vom Süden und Norden her zu immer höheren Hügeln ansteigend, bilden sie in der Mitte etwa eine kreisförmige Schlucht, die rings von Anhöhen eingefaßt ist und in deren tiefem Kessel ein sumpfiger Moorgrund, reich mit Schilf bewachsen, liegt. Die Wege auf der Insel von einem Ort zum andern sind nicht weit, wir langten bald dort an, wo wir sein wollten.

Auch hier schwärmten zahllose Schaaren von Seevögeln über unsern Häuptern, und unseres Forstmannes geübtes Auge entdeckte unter ihnen einzelne Reiher, die langsamen Fluges die Schlucht umkreisten.

„Geduld, meine Herren," rief er, als der Wagen hielt und wir, abgestiegen, Miene machten, die Anhöhe vor uns zu erklimmen. „Die dort oben werden sich sonder Zweifel hier hinter der Düne niederlassen, und dort allein können wir sie beschleichen. Gehen wir unterdessen diesen Fußpfad entlang, der uns allmählig auf die Höhe führt und uns vor den scheuen Vögeln verbirgt."

„Sollen wir denn aber nicht erst laden?" fragte ungeduldig der Kaufmann.

„Wollen doch wohl nicht wieder blindlings unter den Haufen losbrennen?" polterte der Oberst heraus.

„Wenn die Herren erlauben," fiel rasch der Forstmann ein, „so übernehme ich dies Mal den Schuß allein, denn nur die größte Vorsicht und das geübteste Auge lassen uns Beute erwarten."

„Begnügen Sie sich also mit der versprochenen Feder, werther Freund," sprach der Oberst zum Kaufmann, „und sparen Sie Pulver und Blei."

Wir kamen auf dem gekrümmten Pfade, den wir eingeschlagen hatten, allmählig immer höher, und bemerkten mit Freuden, wie des Forstmanns Meinung sich bestätigte, die Reiher senkten sich in die Schlucht hinab. Kaum waren sie verschwunden, so hielten wir an, und nun klimmte der Forstmann allein die vor uns liegende Düne empor. Oben sahen wir ihn sich behut-

sam niederlegen, verdeckt durch die langen Halme des Sandhafers, mit welchem der Hügel bewachsen war. Er spähte behutsam umher, mußte sehr bald einen Reiher entdeckt haben, denn seine Flinte knallte, und aufspringend verschwand er hinter der Düne. Rasch eilten wir nach, und als wir oben waren und die Schlucht überschauten, sahen wir ihn schon unten im Thale den erlegten Vogel in der Hand, den er seinem Hunde abgenommen hatte.

„Ein Kapitalvergnügen," jubelte der Oberst. „Es ist aber auch ein kapitaler Schütze, unser Freund da, der wahrlich seinen Champagner heut Abend verdient hat."

„Wenn er nicht meinen Johannisberger aus Metternichs Keller vorzieht," meinte der Kaufmann.

„Auch das!" erwiederte der Alte, „dann spar' ich den Champagner zum Nachtisch."

Inzwischen war der Forstmann wieder zu uns gekommen. „Es ist nur ein Junges von der dießjährigen Brut," wandte er sich zum Kaufmann; „die Schwanzfedern sind deßhalb nicht die besten, und würden wahrscheinlich Ihrer Frau Gemahlin nicht gefallen."

„Thut nichts," erwiederte der Angeredete, „ich behalte sie, mit Ihrer werthen Erlaubniß darum doch. Sie sollen mir zu einem prächtigen Wedel dienen, mein Comptoirpult abzustäuben."

„Aber möchten Sie nicht lieber," wandte ich ein, „den Vogel, der hier zu Lande selten geschossen wird, ausstopfen lassen? Es ist doch ein schönes, durch den Schuß nur wenig verletztes Exemplar."

„Der Gedanke ist besser," stimmte der Kaufmann bei; „indeß wer kann hier das Thier ausstopfen?"

„Wenn Sie erlauben," war meine Antwort, „so ziehe ich ihm das Fell ab, und reibe es mit Arseniksalbe ein, dann hält es sich lange, und in Hamburg werden Sie nach Ihrer Rückkehr das Ausstopfen leicht besorgen lassen."

„Mit Dank angenommen," sprach der Kaufmann; „ich werde mich bemühen, Ihnen wieder gefällig zu sein." —

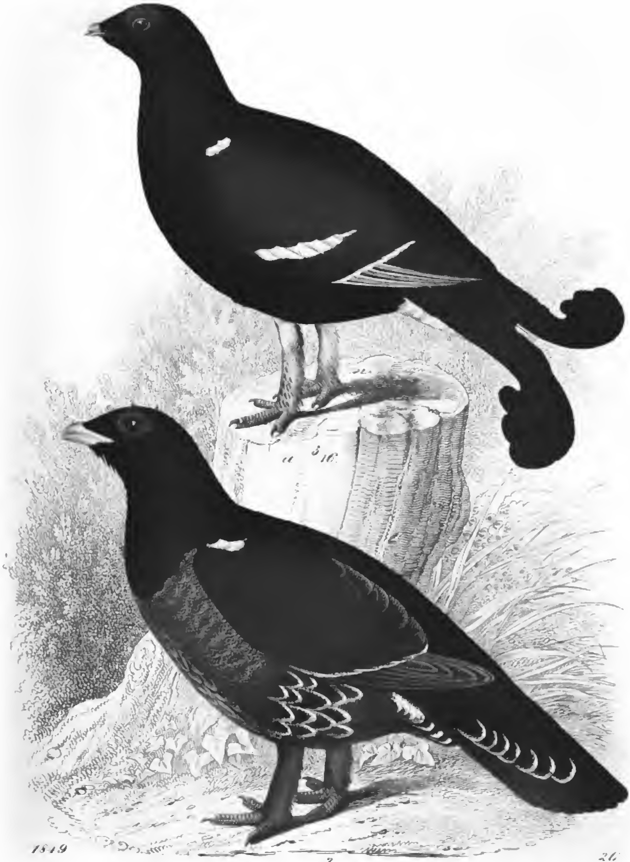
Nachdem wir die Dünenschlucht noch einmal betrachtet und den herrlichen Abendhimmel, der sich über uns wölbte, während die Sonne langsam in's Meer hinabsank, traten wir unsere Rückfahrt an, und waren bald im Flecken Wyck. Der Oberst lud uns zur Abendmahlzeit auf sein Zimmer, wo wir unsere Enten, trefflich gebraten, mit des Kaufmanns edlem Rheinwein verspeisten. Dann folgte der versprochene Champagner, und beim Klange der Gläser erscholl aus unser Aller Mund das Lob der freien Strandjagd, der wir die angenehme Unterhaltung am Tage und das genußreiche Mahl am Abend verdankten.

Biernatzky.

Die deutschen Waldhühner oder Tetraoniden.

(Taf. 26.)

Der aufmerksame Beobachter findet überall Gelegenheit, zu lernen, wohin er sich auch immer wendet, überall drängen sich seinem Blicke Gegenstände auf, die seine Aufmerksamkeit fesseln, und alle führen mehr oder weniger zu einer der lohnendsten Wissenschaften: zur Kenntniß der Natur, die allein in den Wirren der Zeit uns zu zerstreuen, zu erheben vermag, uns aus dem bürgerlichen Alltagsleben, dem politischen Durcheinander zur wahren philosophischen Ruhe führt, und indem sie uns die reiche Mannigfaltigkeit kennen lehrt, mit welcher der Erdball in allen Zonen geschmückt ist, zugleich auch Trost und Stärkung in unsere jetzt oft bekümmerten Seelen zu träufeln vermag, denn die spendende Hand des lieben Vaters, dem alle Zungen zujauchzen, ist ja noch immer wie seit Jahrtausenden seine Geschöpfe beglückend geöffnet, noch immer bekleidet er mit bunter Farbenpracht Wälder und Felder, schmückt Wiesen und Auen mit strahlenden Diamanten, sorgt für hinlängliche Nahrung für Millionen geschaffener Wesen bis zum niedersten Wurm herab, und ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache. Wohin wir auch immer blicken mögen, bei Betrachtung der um uns befindlichen Hausgegenstände, unsrer Kleidung, der Nahrungsmittel, die wir zu uns nehmen, des mannigfaltigen Schmuckes, mit welchem wir uns zu veredeln, wichtiger zu machen oder über unsre Mitgeschöpfe zu erheben glauben, überall finden wir Gegenstände, deren Ursprung nachzuforschen belehrend für uns ist, und wir haben Stoff genug um uns herum, sei es im Hause des Armen oder Reichen, die uns als Lehrmittel zum Unterrichte unsrer Kinder dienen können. Ich liebe es, wenn meine jungen Freunde wißbegierig auf Alles achten, was ihnen auffällt, um dessen Ursprung und Herkommen sich bekümmern, und nichts für zu unbedeutend halten, denn an Allem können sie lernen, Alles trägt dazu bei, ihre Kenntnisse zu mehren, und die rosenfarbene Schleife, mit welcher die zärtliche Mutter den Säugling schmückt, führt uns im belehrenden Gespräch auf die werthvolle Farbe des Kochenille-Insekts, das seidene Tuch, das lose den Hals unsrer Kinder umschlingt, auf den unscheinbaren Wurm, der aus China stammend und von Maulbeerblättern lebend, ein köstliches Gespinnst liefert, und alle Gegenstände um uns herum, wenn wir auf ihren Ursprung achten, führen uns leichter zur Kenntniß der Natur und deren Reichthümer, als bogenlange gelehrte Abhandlungen und trockene systematische Skizzen, durch welch' letztere unsere gesammelten Erfahrungen schließlich erst wissenschaftlich geordnet werden müssen. — Kein Spaziergang, der meinen jungen Freunden nicht Ausbeute gewährte, der ihre Kenntnisse nicht mehrte und bereicherte, denn an belehrendem Stoff fehlt es uns bei unsern Ausflügen nie, und auch heute, wo uns die Trommel der Volkswehrmänner zum Exerzierplatz rief, und wir die



1819   b 3/14   26

militärischen Leistungen der Bürger zu betrachten hinauszogen, die sich vorzubereiten strebten, einst, wenn es nöthig wäre, Vaterland und Herd vertheidigen zu können, fanden meine wißbegierigen Begleiter Material genug, den Kreis ihres Wissens zu erweitern, und was Niemand für möglich gehalten hätte, geschah: unter dem Getöse der Waffen und den kriegerischen Bewegungen einer friedlichen Masse vermehrten sich die ornithologischen Kenntnisse meiner jungen Freunde, und prägten sich fester ihrem Gedächtnisse ein, als wenn ich ihnen Ordnung und Familie der in Rede stehenden Vögel genannt hätte. Veranlassung der heutigen Unterhaltung war der Federschmuck der Wehrmannshüte; zwei einfache, eigenthümlich gekrümmte Federn von schwarzgrüner Farbe, deren eine nach links, die andere nach rechts, wie ein Haken gebogen war. Das Thier, von welchem sie stammten, war Keinem bekannt, selbst die Geschmückten hatten es nie gesehen, und wußten nur, daß es die äußeren Schwanzfedern des Spielhahns seien, und theuer, ja theurer als Straußenfedern, das Paar oft mit vier und fünf Gulden bezahlt würden. Wo aber der Spielhahn lebe, ob derselbe eine eigenthümliche Abart unsres Haushahns oder gar der Auerhahn sei, wie Viele behaupteten, darüber waren die Meinungen verschieden. — Was ich nun, ein alter Liebhaber der gefiederten Welt, vom Spielhahn erfahren, was ich von seinem häuslichen Leben, von seinen Sitten und Gewohnheiten wußte, mußte zum Besten gegeben werden, und in Ermangelung eines lebenden oder ausgestopften Exemplares wurde die beifolgende Abbildung desselben, und zur Vergleichung die des ihm verwandten Auerhahns der naturhistorischen Sammlung meiner jungen Forscher beigefügt.

Der Spielhahn, Moorhahn oder Spiegelhahn, richtiger Birkhahn, Tetrao tetrix, genannt, gehört zur Familie der Feldhühner, die in zwei natürliche Gruppen, in eigentliche Feldhühner und in Waldhühner zerfallen. Die Gruppe der Waldhühner, von denen nur das Geschlecht des Birkhahns und Auerhahns in Deutschland heimisch ist, alle andern Geschlechter aber der westlichen Welt angehören, unterscheidet sich von der der eigentlichen Feldhühner nur durch die befiederten Füße, in allen andern wesentlichen Dingen kommen sie aber mit ihnen völlig überein, und haben wie diese einen gedrängt gebauten, fleischigen Körper, niedrige, kräftige Scharrfüße und eine kurze, hochstehende, den Boden nicht berührende Hinterzehe. Der Schnabel ist dick, gewölbt, an den Schneiden übergreifend; die Nasenlöcher sind unter den vorragenden Stirnfedern verborgen, die Braunenbogen nackt und warzig, die Läufe bis zur Zehenwurzel befiedert, und die obenauf kahlen Zehen mit Hornschuppen befranzt. Die Flügel sind abgerundet, gewölbt, mit sehr steifen Schwingfedern versehen, und die dritte und vierte derselben ist am längsten; Steuerfedern besitzen sie sechzehn bis achtzehn.

Der Spielhahn oder der Birkhahn, Fig. a unsrer Tafel, wo er $^5/_{16}$ seiner natürlichen Größe abgebildet ist, einer der schönsten Vögel unsrer Waldungen, dessen in zierlichen Bogen nach Außen gekrümmte Federn des fast leierförmigen Schwanzes an die wunderbaren Formen der tropischen Länder erinnert, ist der Stolz unsrer deutschen Hochwaldungen und auch in allen größeren Forsten des europäischen Nordens zu finden, in welchen die Birke gedeiht. In Skandinavien und Finnland ungemein häufig, wird er bis zum Nordkap hinauf angetroffen, belebt die Waldungen Rußlands bis gegen das Azoff'sche Meer, ist in ganz Sibirien, wo die Birke eine besondere Pflanzenzone bezeichnet, sehr gemein, verbreitet sich südlicher als der Auerhahn, und ist selbst in der zahmen Natur Hollands kein förmlicher Fremdling. Im mittleren Deutschland liebt er besonders den Harz, den Thüringerwald und die sächsisch-böhmischen Gränzgebirge; in England und Schottland wird er gehegt, in Frankreich nur selten angetroffen, und in Italien und in Amerika gar nicht gefunden. Scheu und der Einsamkeit zugethan, wählt der Spielhahn gleichwohl nicht immer die dichtesten Wälder zum Aufenthalte, sondern liebt es auch, ungesehen die dürren Ebenen des Nordens zu durchstreifen, wenn sie nur mit hohem Heidekraute, Ginster, Gestrüppe oder sparrigen Gräsern bedeckt sind. Nahrung suchend lauft er hier am liebsten am Boden herum, fliegt weniger schwerfällig als der Auerhahn, wie es scheint aber eben so ungern, und wechselt seinen Wohnort so oft und so unregelmäßig, daß man ihn weder so recht eigentlich als Standvogel noch auch als Strichvogel ansehen kann. In Sitte und Lebensart gleicht er seinem Geschlechtsverwandten, dem Auerhahn, den er in scharfer Aufmerksamkeit auf alles Bedrohliche und in Scheu fast übertrifft. Mit ihm theilt er die sonderbare Gewohnheit des Balzens, nur daß er dabei auf dem Boden bleibt, und mit den gesellschaftlichlebenden Hühnern überhaupt die Eifersucht, welche unter den bewerbenden Männchen erbitterte Kämpfe hervorruft, die aber bei ihm nur periodisch, während der Paarungszeit, erwacht. Zu jener Zeit, die in der zweiten Hälfte des März beginnt und bis in den Mai hinein dauert, ist der Hahn sehr kampflustig, rennt wie toll auf einem freien Platze hin und her, tanzt im Kreise herum, schleppt Flügel- und Schwanzfedern rauschend auf dem Boden, und stößt dabei eigenthümliche, kurze, pfeifende Töne aus, die wie ffrau klingen, mit einem Zischen enden, und endlich in ein Kollern übergehen, das ungefähr wie golgolgolgolgolroi lautet. Die Hennen, durch dieses Balzen angelockt, versammeln sich in der Nähe des Balzplatzes, zu welchem das Männchen einen von Bäumen entblößten, kreisförmigen Ort, nicht selten von hundert Fuß im Durchmesser, wählt, und geben hier ihre Ankunft durch ein sanftes: back, back zu erkennen. Die Balzplätze selbst werden gegen alle Nebenbuhler von einzelnen Männchen behauptet, die im nächtlichen Balzen und dem Herbeilocken der Hennen sich während der Balzzeit unermüdlich erweisen. Die Hennen, die für sich allein zu sorgen gezwungen sind, wenn die kurze Zeit verstrichen ist, in welcher sie Gegenstand der Aufmerksamkeit des Männchens gewesen sind, sondern sich im Anfang Mai ab,

und scharren sich an einem verborgenen Orte des Waldes oder zwischen Heidekraut eine kleine Vertiefung, die sie mit einer schlechten Unterlage von Laub und Pflanzenstengeln versehen, um darin zu nisten. Hier legt das Weibchen, je nachdem es alt ist, von 6 bis 15 gelbliche, braungefleckte, glattschalige Eier, welche den Hühnereiern an Größe gleichen, brütet sie drei volle Wochen und führt die ausgeschlüpften Jungen, welche sie mit Insektenlarven füttert, sorgsam umher, und sammelt und erwärmt sie unter ihren Flügeln, bis sie nach einigen Wochen die Fähigkeit besitzen, sich auf Bäume schwingen zu können. — Die Nahrung der Birkhühner besteht in den verschiedenartigsten Stoffen. Im Sommer leben sie von allerlei Insekten, Blüthen, Blättern und Beeren, im Winter von den Knospen der meisten Laub- und Nadelbäume und den wenigen saftigen Früchten des niederen Gestrüpps, die unter der Schneedecke sich erhalten. Geht auch dieser Vorrath zu Ende, so bringt der erwachende Frühling Blüthenkätzchen der Waldbäume hervor, die vom Birkhuhn auch nicht verachtet werden. Im Norden Skandinaviens lebt dasselbe nur von den jungen Trieben oder den reifen Früchten der Moos- oder Sumpfbeeren, und im Herbste von den Samen wildwachsender Hülsenpflanzen. Das Fleisch der Birkhühner, besonders der Jungen, ist ungemein zart und wohlschmeckend, weßhalb man ihnen auch häufig nachstellt. Während der Balzzeit sind sie sehr leicht zu schießen, sonst aber ungemein schwer zu beschleichen. Einzelne Familien sucht man mit dem Hühnerhunde auf, wie die Rebhühner, und im Winter, wo sie sich der Nahrung wegen lange Gänge in den tiefen Schnee graben, kann der erfahrene Jäger sie nicht selten lebend mit den Händen fangen. In Norwegen, Schottland und Finnland macht ihre Jagd ein sehr beliebtes Wintervergnügen aus, und scheinen dort die Jäger im Auffinden und Beschleichen der Birkhühner mehr Uebung zu besitzen, als in Deutschland. In den nördlichen Provinzen des europäischen Rußlands und in Sibirien werden sie in Fallen und Schlingen gefangen, und von dort aus im Winter in bedeutenden Mengen nach St. Petersburg zu Markte gebracht. Das männliche Birkhuhn, der Spielhahn, wächst 1½ bis 2 Fuß, erreicht ein Gewicht von 2½ bis 4 Pfund, und übertrifft um ein Bedeutendes das Weibchen an Größe; es ist dunkelschwarz, am Halse und auf dem Unterrücken durch stahlblauen Glanz ausgezeichnet, am Bauche weiß gefleckt, mit schneeweißen Unterschwanzdecken versehen, und mit hochrothen, besonders in der Balzzeit sehr hervortretenden, warzigen Augenkreisen geschmückt. Ueber jeden Flügel laufen zwei weiße Querbinden, und im Flügelbug ist ein weißes Fleckchen sichtbar. Der Schwanz ist kohlschwarz, besteht aus 18 Federn, ist gabelförmig getheilt, und die vier Seitenfedern desselben, von welchen die Aeußersten die längsten sind, krümmen sich mit ihren rund abgestutzten Enden nach Außen. Das Weibchen ist durchaus verschieden gebildet und gefärbt, obenher rostgelbbraun, mit braunschwarzen Querflecken dicht gezeichnet; die größeren Flügeldecken haben weiße Spitzen, die kastanienbraune Brust ist schwarz gebändert, und der undeutlich gegabelte schwarze Schwanz, dessen Spitzen nicht nach Außen gebogen sind, ist mit rostrothen Zickzacklinien dicht durchzogen.

Der Gattungsverwandte des Spielhahns, der Auerhahn, Urhahn oder Gurgelhahn, Tetrao urogallus, Fig. b, wird in einigen Gegenden Deutschlands auch Spillhahn genannt, woher denn wahrscheinlich die Vermuthung kam, daß die Schmuckfedern unsrer Wehrmanns- und Schützenhüte von ihm abstammten. Er ist der größte aller Waldhühner, der Hahn fast so groß wie ein Truthahn, beinahe drei Schuh lang und oft über neun Pfund schwer. Nicht besonders lebhaft gefärbt, sind seine Farben an einzelnen Theilen in so zarte Zeichnungen aufgelöst, daß man ihn mit zu den schönsten Vögeln rechnen kann. Kopf und Hals sind hell aschgrau und mit schwärzlichen Schaftstrichen, Querstreifen und Punkten dicht schwarzbläulich gewässert; der Rücken ist schwarz, mit hell aschgrauen Punkten und Zackenlinien wie gepudert; der Flügelbug ist weiß, die Flügel dunkel kastanienbraun, mit schwarzen Zickzacklinien dicht bezeichnet; die Kehle schmückt ein starker, schwarzer Federbart; der Kropf ist schwarz mit stahlgrünem Schiller, die Brust schwarz mit weißen Federspitzchen, und an den Seiten weißgrau gewässert, der Unterleib ist schwarz und weiß gescheckt, und der aus 18 Federn bestehende Schwanz ist schwarz, und nur die äußeren Federn mit kleinen, ungleichen, weißen Flecken geziert. Die starken, befiederten Füße zeichnen sich durch die Bekleidung der Zehen aus, die an ihren Rändern jederseits mit einer Reihe harter, dachziegelförmig sich deckender Hornplättchen eingefaßt sind. Der Schnabel ist schmutzig gelblichweiß, stark, sehr gebogen, vorn mit einem Haken, und gleicht dem Schnabel eines Raubvogels. Die Augen sind dunkel, und die Augenkreise Ringe von kleinen, scharlachrothen Warzen. Die Auerhenne, welche auch Grügelhuhn genannt wird, ist fast um einen Schuh kleiner, ähnelt dem Weibchen des Birkhuhn, und wird selten über vier Pfund schwer; sie ist im Ganzen rostfarbig, schwarz und weiß gefleckt, an Hals und Brust rostroth, ungefleckt, und am weißen Bauche rostroth gewellt und getüpfelt. — Der Auerhahn ist auf allen höheren Waldgebirgen Deutschlands, doch nirgends häufig zu finden, und wird von den Alpen an bis hinauf in's nördliche Schweden, ja einzeln selbst am Nordkap noch angetroffen. In den Nadelwaldungen Rußlands und Sibiriens ist er ziemlich häufig, in Frankreich nur selten, in England und Italien, so wie in Amerika dagegen gar nicht zu finden. Am liebsten hält er sich auf der Mittagsseite großer Bergketten auf, vermeidet aber auch weitläuftige, ebene Waldungen nicht, zumal wenn es in diesen nicht an Gewässern oder feuchten Stellen fehlt. Schwarzwälder, in denen die Kultur noch nicht vorgedrungen ist, besonders wenn sie mit alten Eichen und Buchen untermischt sind, viele Dickichte, niederes Gestrüpp und Beerengesträuch, so wie große Flächen mit Heidenkraut aufzuweisen haben, zieht er allen andern Gegenden vor, gefällt sich in der erhabenen Ein-

samkeit der Natur, erfreut durch seine Anwesenheit die vereinzelt dort lebenden Menschen, und flieht aus ihnen nur dann, um nie wiederzukehren, wenn die Axt seinen Lieblingsaufenthalt lichtet oder Jäger ihn unablässig verfolgen. Als eigentlicher Standvogel vermeidet er den unnöthigen Wechsel des Wohnortes, hält sich im Sommer meistens an der Erde auf, wo er zwischen dickem Gestrüpp und Gras verborgen, seine Nahrung sucht, die aus Blättern, Knospen, jungen Trieben verschiedener Bäume, aus vielerlei Beeren, Insekten und Samen besteht. Während der Balzzeit bilden Tannen-, Fichten- und Kiefernadeln fast die einzige Nahrung des männlichen Auerhahns, und dabei ist er so bequem, daß er einen Baum kaum eher verläßt, als bis er alle Nadeln abgefressen hat. Die Henne scheint diesen Genuß nicht zu theilen, da sie selbst während dieser Zeit mildere Nahrungsstoffe, wie Baumknospen und junge Blätter nicht aromatischer Bäume und Sträucher bevorzugt, im Sommer dagegen, wie das Männchen, von Insekten und Beeren, im Winter von Baumsamen und Knospen lebt. Das harzreiche Futter theilt dem Fleische des Hahns einen nichts weniger als angenehmen Geschmack mit, und muß dasselbe besonders gut zubereitet werden, wenn es zu einer wirklichen Delikatesse werden soll, denn es ist hart, zähe und trocken, und von unangenehm schwärzlicher Färbung, daher auch unbegreiflich, warum der Auerhahn nach alten, in vielen Gegenden Deutschlands früher mit fast unmenschlicher Strenge beschützten Gesetzen zur sogenannten hohen Jagd gerechnet werden konnte, und ist es am Ende nur daher zu erklären, daß die schwierige Jagd desselben nur einem von Jugend auf geübten, zum sogenannten edlen Waidwerke erzogenen Schützen gelingt. Das Fleisch der Hennen und der jüngeren Vögel soll zarter, saftiger und wohlschmeckender sein, kommt aber der Seltenheit wegen nur auf die Tafeln der Vornehmen, auf denen der alte Auerhahn oft nur als Schaugericht prangte.

Bei aller Größe und Schwerfälligkeit und daraus entspringender Bequemlichkeitsliebe, besitzt der einsam lebende, ungesellige Auerhahn einen scharfen Instinkt, ist ungemein scheu und vorsichtig, und fällt in gewöhnlichen Zeiten dem Jäger nicht zur Beute. Nur in der Paarungszeit verliert er seine sonstige Scharfsicht, und verfällt in einen Zustand, den man mit einigem Recht dem vorübergehenden Wahnsinn vergleichen könnte. Während dieser Zeit behauptet jeder ausgewachsene und daher zum Kampf gerüstete Hahn, vom März an bis zum Beginn des Mai's, sein Standrevier, in welchem er andere Männchen nicht duldet. Mit dem ersten Grauen des Morgens beginnt der Hahn nun auf dem Baume, den er zum Nachtquartier auserwählt hat, seinen Liebesgesang, der aber nichts weniger als flötend ist. Dieses Geschrei, Töne, die Niemand mit Worten zu beschreiben vermag, und womit er sich den Hennen anzeigt, wird das B a l z e n genannt. Nur wenige balzen auf der Erde. In ganz eigenthümlicher Stellung, mit gesträubten Federn, aufgerichtetem Schwanze und hängenden Flügeln beginnt er mit schnalzenden Lauten, geht, wie die Leidenschaft sich steigert, zum sogenannten Schleifen über, zu Tönen, die man mit dem Wetzen eines eisernen Werkzeuges verglichen hat, und die zu gleicher Zeit Zeichen einer Extase sind, in welcher der Vogel, der dabei fortwährend mit den Füßen trippelt, oder auch wohl auf dem Aste hin und wieder läuft, das Nahen des Feindes nicht erkennt, und selbst das Knallen eines Feuergewehrs unbeachtet läßt. Diese sonderbaren Darlegungen seiner Leidenschaft wiederholen sich in längeren oder kürzeren Pausen von der Morgendämmerung an bis zum Aufgang der Sonne, wo der Auerhahn seine gewöhnliche Scheu und Vorsicht wieder erhält, die geringste Bewegung des Jägers bemerkt, und bei dem leichtesten Verdachte entflieht. Die Hennen versammeln sich während des Balzens in der Nähe des Baumes, und geben dem Männchen ihre Gegenwart durch ein b a c k b a c k zu erkennen, worauf dasselbe stets, nach Vollendung seiner sonderbaren Musik, die immer ein bis zwei Minuten anhält, zu ihnen herabfliegt, und dann seinen früheren Standpunkt wieder einnehmend, sein Balzen von Neuem beginnt. — Die Zeit des Balzens ist die wahre Jagdzeit für den kundigen Jäger, der in der Frühdämmerung ausgeht, um den scheuen Vogel zu beschleichen, der kollernd seine sonderbaren klappenden und schleifenden Töne hervorstößt, und bei den letzteren, die von den Jägern der H a u p t s c h l a g genannt werden, ganz taub wird und die Augen verdreht oder schließt, so daß er beinahe nichts mehr sieht. Der Schütz steht auf der Lauer; der Auerhahn klappt und wetzt; — jetzt, während des Wetzens, thut der Schütz schnell einige Schritte vorwärts, ist dann plötzlich wieder ruhig, und sucht sich so viel wie möglich durch Gebüsch und Stämme zu decken; der Auerhahn fängt wieder an zu klappen und zu wetzen, wiederum macht der Jäger einige rasche Sprünge vorwärts, und sobald das Wetzen aufhört, steht er wie angenagelt; so geht es fort, bis der Auerhahn schußgerecht ist, und zuletzt wird auch w ä h r e n d des ominösen Wetzens auf ihn abgefeuert. Macht der Jäger nur ein leises Geräusch, so lange der Auerhahn nicht wetzt, so fliegt der vorsichtige Vogel sogleich davon, und die Jagd ist vereitelt, der Vogel an diesem Tag nicht wieder zum Schuß zu bringen. Während des Wetzens ist er so taub, daß er selbst einen Fehlschuß überhört und mit einer Doppelflinte zum zweiten Male nach ihm geschossen werden kann; so lange er aber blos k l a p p t, hört und sieht er alles ganz genau.

Dem Weibchen fallen die Sorgen für die Nachkommenschaft ungetheilt zur Last, denn nach der Balzzeit kümmert sich das Männchen nicht weiter um sie, sondern bricht jeden Umgang mit den 5 bis 6 Hennen ab, die ihn begleiteten, und beginnt sein einsames, scheues Leben von Neuem zu führen. Das Weibchen sucht einen passenden Ort auf einer freien Stelle im Walde, die aber stark mit Gebüsch, langem Gras oder Heidekraut überwachsen sein muß, scharrt hier eine unbedeutende Vertiefung, die es mit etwas Genisse auslegt, und brütet hier während vier Wochen fünf bis

zwölf graubraungelbe, braun punktirte oder gefleckte Eier, die nicht größer als gewöhnliche Hühnereier sind. Bei diesem Geschäft ist die Henne so eifrig, daß sie sich kaum Zeit zum Fressen nimmt, wenn sie durch Nahrungsbedürfniß zum Fortgehen gezwungen ist, die Eier sorgfältig mit Baumlaub und Moos bedeckt, nie lange Zeit ausbleibt, und ihre Eier und Jungen mit Lebensgefahr gegen alle nahenden Feinde vertheidigt. Die Auerhenne führt ihre junge Familie wie eine gewöhnliche Haushenne, lockt sie bei Entdeckung von Insektenlarven und Beeren, und schützt sie des Nachts unter den Flügeln. Die Jungen bleiben auch dann noch bei ihr, wenn sie bereits gelernt haben, sich flatternd auf einen niedern Baumast zu erheben. Die jungen Hähne erlangen zuerst ihre Mündigkeit und vereinzeln sich im Spätjahre, die Weibchen aber bleiben auch nach dieser Zeit noch zusammen, und gehen erst in der nächsten Balzzeit aus einander und ihrem Naturtriebe nach. Naumann, Wildungen u. a. deutsche Ornithologen behaupten, daß selbst jung eingefangene Auerhähne nicht zu zähmen seien, oder wenigstens den Verlust der Freiheit nicht lange ertrügen; Bechstein dagegen, und Frieberich behaupten, daß der Auerhahn jung eingefangen, gezähmt und im Freien sich selbst überlassen werden könne. Auch Nilson bestätigt diese Behauptung und führt an, daß man in Schweden den Auerhahn häufig auf Landgütern gezähmt antreffe, daß er in der Gefangenschaft ohne große Schwierigkeit sich fortpflanze, aber kühn und unverträglich bleibe, und wie der Truthahn, bei geringen Veranlassungen Menschen angreife, und daß die gezähmten Auerhähne zu allen Jahreszeiten, zu allen Tagesstunden und bei verschiedenen Veranlassungen balzten, man aber den Erwachsenen stets einen Flügel beschnitte, damit sie nicht wieder fortflögen.

6.

Das Löthrohr.

Unter die einfachsten und sinnreichsten Vorrichtungen, mit welchen die Wissenschaft große Resultate erreicht, gehört besonders auch das Löthrohr, dessen Anwendung neuerdings eine so vielseitige geworden ist, daß weder der Chemiker und Physiker, noch der Mineraloge seiner entbehren können. Das Löthrohr in seiner einfachsten Form ist eine kleine Metallröhre von 8 oder 9 Zoll Länge, das sich nach dem einen Ende hin immer mehr zuspitzt, bis es sich in einer sehr feinen Oeffnung endigt. An der einen Seite, eben wo sich die feine Oeffnung zum Austritt der Luft befindet, ist es etwa einen Zoll von derselben im rechten Winkel umgebogen. Bringt man nun die Spitze des kleinen Instruments in die Flamme einer Lampe oder einer gewöhnlichen Kerze, und bläst sachte durch die entgegengesetzte Oeffnung hinein, so kann man dadurch eine so starke Flamme hervorbringen, daß nicht nur die meisten Metalle dabei geschmolzen werden können, sondern daß man auch einen Temperaturgrad erreicht, der dem der meisten Oefen und Hochöfen entspricht.

Das Löthrohr in dieser einfachen Gestalt ist schon sehr alt, und wird seit vielen Jahrhunderten von Gold- und Silberschmieden, Juwelieren, Mechanikern u. dergl. zum Zwecke der Löthung kleinerer Gegenstände benützt, und es ersetzt in dieser Gestalt und Anwendung den Blasebalg eines Ofens, den Löthkolben und das beschwerliche Feuer vollkommen. Der glückliche Einfall aber, seinen Gebrauch auch auf wissenschaftliche Forschungen auszudehnen, und es besonders in die Chemie einzuführen, wo es zur Erkenntniß, Untersuchung und Behandlung der Metalle und der Erze von so wesentlichem Nutzen ist, soll erst vor etwa einem Jahrhundert in einem schwedischen Gelehrten entstanden sein. Dieser, Andreas oder Antonius von Swab, schwedischer Bergrath und eifriger Mineralog, soll es nach der Versicherung Bergmanns im Jahre 1738 erstmals zur Untersuchung von Metallerzen und Hochofenprodukten angewandt haben. Der erste Gelehrte übrigens, dem man eine genauere Kenntniß der Art und Weise des Gebrauchs und der durch das Löthrohr erreichten Wirkungen verdankt, war ebenfalls ein schwedischer Berg- und Hüttenmann, Axel Frederik af Cronstedt, der bekannte Verfasser des ersten Systems der Mineralogie, das sich auf chemische Prinzipien stützte. Der berühmte Chemiker Berzelius, der selbst ungemein viel für die Verbesserung des Gebrauchs des Löthrohrs gethan hat, nennt ihn einen Mann, dessen Genius dem Zeitalter, in welchem er lebte, so sehr voraneilte, daß er von seinen Zeitgenossen nicht verstanden werden konnte. Sein System der Mineralogie erschien im Jahre 1758, und sein rascher, praktischer Blick und origineller Geist bemerkte schon zu Anfang seiner Nachforschungen die vereinigte Wirksamkeit und den Nutzen dieses kleinen Instruments in den Händen des Chemikers; er verbesserte es daher und bediente sich seiner mit Erfolg zur Untersuchung von Mineralien, wobei er gewisse Reagentien und Zusätze anwandte, deren Gebrauch sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, da sie bis jetzt noch von keiner neueren und zweckmäßigeren Verbesserung oder Erfindung ersetzt worden sind. Der berühmte Bergman *) trug noch mehr dazu bei, die Anwendung des

---

*) Torbern Olof Bergman, ein Schüler und Zeitgenosse Linné's, hat sich um die Naturwissenschaften eben so verdient gemacht, wie sein berühmter Lehrer. Was die Kunde des Thier- und Pflanzenreichs Linné verdankt, das hat Bergman für die Naturgeschichte des Steinreiches gethan. Kaum ein Naturforscher außer ihm, außer seinem Freunde und Lehrer hatte mit so vielen Schwierigkeiten und äußeren Widerwärtigkeiten zu kämpfen, als er. Geboren im Jahr 1736 zu Catharinberg in der schwedischen Provinz Westgothland, von wenig bemittelten Eltern, ward es ihm ungeheuer schwer, seiner Neigung folgen und sich dem Studium der Naturwissenschaften widmen zu dürfen. Als er aber als Student in Upsala durch seinen Fleiß und seinen Geist die Aufmerksamkeit Linné's erregte, unterstützte ihn dieser auf's Großmüthigste, und schlug ihn schon nach wenigen Jahren zum Lehrer der Physik vor. Später errang sich Bergman nach harten Kämpfen auch die Professur der Chemie und Mineralogie, und legte durch seine wissenschaftlichen Arbeiten in

Löthrohrs allgemeiner zu machen, besonders durch eine Abhandlung, die er über den Gebrauch desselben schrieb und im Jahr 1777 an den Baron von der Born sandte, der sie einige Jahre später zu Wien in lateinischer Sprache erscheinen ließ. Während Bergman dieses Werk schrieb, mußte er sich wegen seiner geschwächten Gesundheit der Unterstützung und Mitarbeit eines seiner Schüler bedienen, des bekannten Gottlieb Gahn, der beinahe alle in dem Werke beschriebenen Experimente ausführte und nachmals mittelst seiner fleißigen Forschungen und zahlreichen Erfindungen und Verbesserungen im Gebrauch des Löthrohrs eine überraschende Meisterschaft erreichte, und nicht nur hierdurch, sondern auch durch die gelungenen Erfolge für die Wissenschaft alle seine Vorgänger übertraf. Er soll sein Löthrohr stets bei sich geführt, und damit jede neue oder unbekannte Substanz untersucht haben, die ihm in die Hände fiel. Gahns Schüler, der berühmte Berzelius, der größte Chemiker neuerer Zeit, unternahm auf die Aufforderung seines Lehrers in dessen letzten Lebensjahren noch eine ausgedehnte Reihe von Versuchen, welche der noch immer für die Wissenschaft glühend begeisterte Greis mit dem Löthrohr in der Hand beaufsichtigen wollte; allein an der Ausführung dieses Vorhabens hinderte Gahn der Tod, der ihn im 74sten Lebensjahre am 8. December 1818 ereilte. Berzelius führte die Untersuchungen seines Lehrers fort, und vergrößerte die Nützlichkeit des Instruments für die Wissenschaft noch durch mancherlei neue Entdeckungen und Anwendungsweisen, die er in einer besonderen Abhandlung über das Löthrohr und seine Anwendung in der Mineralogie und Chemie, welche er im Jahr 1820 in Stockholm veröffentlichte, niederlegte. Dieses Werk, eines der ausgezeichnetsten Einzelwerke in der chemischen Literatur, wurde unmittelbar in alle europäischen Sprachen übersetzt, und hat in Deutschland allein drei bis vier Auflagen in verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen erlebt. Es bildete die Grundlage für alle neueren Abhandlungen, welche über diesen Gegenstand erschienen, und besonders für ein eigenthümliches Werk eines deutschen Gelehrten, Dr. Carl Friedrich Plattner in Freiberg: die Probierkunst mit dem Löthrohr, welches das Ausgezeichnetste ist, was seit Berzelius über das Löthrohr und seinen Gebrauch beschrieben worden ist.

Nach diesem kurzen Abriß der Geschichte des Löthrohrs auf den verschiedenen Stufen seiner Anwendung, wollen wir nun in Kürze seine Anwendungsweise und die Methode schildern, durch welche man mittelst desselben unbekannte Körper untersucht. Das Löthrohr bietet, wie schon gesagt, ein Mittel, das in seiner Anwendung eben so leicht und einfach, als in seinem Erfolge gewiß ist, um das Vorhandensein oder die Abwesenheit der gewöhnlichen Metalle oder anderer, häufig vorkommenden chemischen Urstoffe in einem zusammengesetzten Körper zu entdecken, gleichviel, ob dieser von Natur oder durch Kunst gebildet ist. Den großen Nutzen, welchen eine solche Kenntniß bietet, wird Niemand in Abrede ziehen wollen, und da ein gutes, wirksames Löthrohr in verbesserter Form für wenige Groschen gekauft und mit dem ganzen, nothwendigen Apparat und den erforderlichen Reagentien in ein kleines Kästchen gepackt werden kann, das sich ohne Beschwerde in der Tasche oder im Koffer eines Reisenden unterbringen läßt, so empfiehlt es sich nicht nur dem reisenden Naturforscher, sondern überhaupt Jedem, der eine Freude an der Natur hat, und dem sonst chemische Untersuchungen wegen des ausgedehnten Apparats und der Kosten, die sie erfordern, nicht zugänglich sind. Es gehen in jetziger Zeit sehr viele unserer deutschen Brüder über's Meer, nach Texas, Canada, in den Westen der Vereinigten Staaten, nach Siebenbürgen, ja sogar nach Australien, um dort das Glück zu suchen, das ihnen die Heimath nicht bieten zu können scheint; für diese wäre es von besonders großem Werthe, wenn sie sich — namentlich bei sonstigen, wenn auch nur oberflächlichen Kenntnissen in Physik und Chemie — mit dem Gebrauch des Löthrohrs bekannt machen und mit einem solchen versehen wollten. Gar Manchem dürfte das Glück die Gelegenheit bescheeren, Metallerze oder andere Naturprodukte zu entdecken, die dem ungeübten Auge eben nur wie anderes taubes Gestein oder Irden erscheinen dürften, und deren Werth erst eine wissenschaftliche Untersuchung ergäbe, und schon Mancher hat sein Glück und eine sorgenfreie Unabhängigkeit nur dem Umstande zu verdanken gehabt, daß ihn wissenschaftliche Kenntnisse in den Stand setzten, den Werth eines Gesteins zu erkennen oder zu unterscheiden. Hat doch erst noch vor wenigen Jahren in unserem Vaterlande der reinste Zufall beim Straßenbau die Entdeckung einer Kobaltader veranlaßt, deren Abbau seitdem eine jährliche Rente von vielen tausend Thalern liefert. In dem gebirgigen Theile von Texas, im Missourigebiet, in Wisconsin, Iowa und anderen Strichen des ungeheuren amerikanischen Continents liegen gewiß noch Tausende der ergiebigsten Metalladern, besonders von Zinn, Kupfer, Blei, Silber, Eisen u. dgl. unangeschürft, die nur der verständigen Hand des Entdeckers warten, und zu ihrer Entdeckung bietet ganz gewiß das Löthrohr das wirksamste Mittel.

Die Form des Löthrohrs, wie wir sie im Eingange dieses Artikels beschrieben, hat den Nachtheil, daß das Wasser, welches sich durch den Niederschlag des Athems nach kurzem Gebrauch an seinen Wänden bildet, in die Flamme des Lichtes bläst, und dadurch häufig gerade diejenigen Gegenstände oxydirt, welche man in ihrer metallischen Reinheit herstellen möchte. Aus diesem Grunde hat man dem Löthrohr neuerdings eine andere

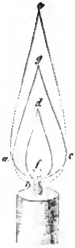
---

beiden Fächern einen Genius an den Tag, der Linné's Prophezeihung vollkommen bewährte. Eine seiner wichtigsten Arbeiten war eine Klassifikation der Mineralien, welche die Hauptabtheilungen derselben auf ihre chemische Beschaffenheit, und die Unterabtheilungen auf die Verschiedenheit ihrer äußeren Form in Krystallisation &c. stützte; eine Eintheilung, welche mit wenigen Abänderungen noch bis auf den heutigen Tag gültig ist. Bergman starb in einem Alter von kaum fünfzig Jahren, nachdem er sich buchstäblich beinahe zu Tode gearbeitet.

Form gegeben, und es aus zwei Stücken zusammengesetzt, welche sich unter einem stumpfen Winkel begegnen. Das größere oder längere der beiden Stücke hat am Vereinigungspunkte beider eine hohle Kugel oder einen kleinen hohlen Schaft zur Aufnahme der Feuchtigkeiten, welche beim Blasen in die Röhre gelangen. Diese Kugel oder dieser Schaft können abgeschraubt werden, damit man die gesammelte Feuchtigkeit entfernen kann. Die kleinere Röhre hat eine verengerte Spitze, auf welche man Mündungen von verschiedener Größe aus Platin aufsetzen kann, je nach dem man sich eines starken oder geringeren Luftstromes bedienen will. Diese Spitzen macht man deßhalb aus Platin, daß man ihre feinen Oeffnungen nicht durch mechanische Mittel zu reinigen braucht, falls sie durch Staub oder Fett verstopft werden; denn in diesem Falle braucht man sie nur vor der Spitze der Löthrohrflamme bis zum Rothglühen zu erhitzen, um sie im Augenblicke wieder rein und brauchbar zu machen. Das Platin vermag nämlich unbeeinträchtigt die Hitzegrade unseres stärksten Ofenfeuers auszuhalten, und erträgt deßhalb natürlich auch denjenigen Hitzegrad, der dazu nöthig ist, um solche verunreinigende fremde Körper zu verkohlen und zu verflüchtigen, während andere Metalle in dieser Temperatur schmelzen, spröde werden oder sich oxydiren würden. Gewöhnlich ist das Löthrohr sammt der dazu nöthigen Weingeistlampe oder Wachskerze auf einem kleinen Gestell angebracht, so daß man der Mühe überhoben ist, dasselbe während des Gebrauchs zu halten; eine um so nöthigere Vorrichtung, als man bei der Untersuchung mittelst des Löthrohrs gewöhnlich noch die eine oder die andere Hand zum Halten des Vergrößerungsglases gebraucht, das in den meisten Fällen ein wesentliches Förderungsmittel der Untersuchung, und besonders der Erkenntniß der verschiedenen Lichterscheinungen ist, welche dabei zum Vorschein kommen.

Ehe wir aber die Ergebnisse recht begreifen können, zu welchen man durch den Gebrauch des Löthrohrs kommt, müssen wir uns noch mit dem Wesen und den Eigenschaften der Flamme bekannt machen, für welche man es anwendet. Nehmen wir uns die Flamme einer gewöhnlichen Kerze als Beispiel, und untersuchen wir ihre verschiedenen Theile und Eigenschaften, die so bestimmt und unveränderlich sind, wie die Naturgesetze, welche dieselbe regeln. Die Farbe der Flamme, gleichviel von welchem Brennstoffe sie herrühre, bezeichnet schon theilweise ihre Temperatur. Brennt nur ein einfacher Körper, so ist seine Flamme einfach und gleichartig, brennen aber zusammengesetzte Körper, so ist ihre Flamme ungleichartig, und läßt sich in verschiedene Theile theilen, je nach der Verschiedenheit der gasförmigen Stoffe, woraus sie bestehen, und nach der Stärke und Farbe des Lichts. Die genauere Betrachtung der Flamme einer brennenden Talgkerze kann uns dieß am besten klar machen, denn es lassen sich an ihr vier deutlich unterschiedene Theile nachweisen, wie die nebenstehende Figur 1 zeigt, welche eine gewöhnliche, ruhig brennende Lichtflamme darstellen sollen. Unten an der Basis der

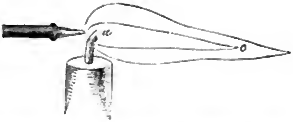
Fig. 1.



Flamme erscheint ein kleiner, dunkelblauer Theil a b c, welcher da ganz aufhört, wo die Seiten der Flamme gerade aufsteigen; dieser Theil hat die Farbe der Flamme des kalten Kohlenoxydgases, und deutet die niedrigere Temperatur desselben an. Mitten in der Flamme, unmittelbar über und um den Docht bemerken wir einen dunkeln Kern, f d, welcher aus den gasförmigen Zersetzungsprodukten des durch die Hitze des Dochts verflüchtigten Talgs besteht, welche nicht mit der Luft in Berührung stehen, daher auch nicht brennen können, und noch nicht einmal die Temperatur der Glühhitze haben. Diesen dunkeln Kern umgibt ein höchst glänzender, weißglühender Kegel, der den leuchtenden Theil der Flamme bildet; in diesem geht eine theilweise Verbrennung der aus dem Talg erzeugten, ölbildenden Gase vor sich, und eine theilweise Zersetzung derselben, wobei Sumpfluft entsteht und Kohle ausgeschieden wird, welche, durch die Hitze weißglühend gemacht, das Leuchten bewirkt; um diesen zweiten Kegel der Flamme bildet sich noch ein dünner, schwachleuchtender Mantel a e c, der kaum an der Spitze oder an den Seiten sichtbar ist, und gewissermaßen nur als Verlängerung der Basis a c erscheint. In diesem Saum oder Mantel verbrennen die Gase vollkommen, da sie hier am reichlichsten mit Sauerstoff aus der umgebenden Luft versehen werden, dessen Zutritt allein die vollkommene Verbrennung bedingt. Dieser Theil ist daher auch der heißeste der ganzen Flamme. Hält man einen dünnen Eisen- oder Platindraht in dieselbe, so findet man, daß er sich in dem inneren Theile der Flamme nur mit Kohlenstoff oder Ruß beschlägt, während er da, wo er an den Seiten hervorragt, oder an der Spitze der Flamme am stärksten glüht und einen bedeutend vergrößerten Durchmesser zu zeigen scheint; zieht man den Draht langsam zurück, so kann man deutlich bemerken, daß der Ruß verzehrt wird, während man den Draht durch den dunklen Saum der ganzen Flamme zieht. Der starkleuchtende Theil der Flamme, welcher aus weißglühenden, brennbaren Theilen besteht, entzieht bei seiner Einwirkung auf Metalloxyde diesen den Sauerstoff und macht die Metalle frei, weßhalb man ihn die Reduktionsflamme nennt. Der heißeste Theil der Flamme am Saum heißt dagegen die Oxydationsflamme, weil in ihr besonders vor der Spitze e sich alle brennbaren Körper oxydiren.

Dieß muß Jeder wissen, der sich des Löthrohrs zu chemischen Untersuchungen bedienen will. Bläst man nämlich mittelst des Löthrohrs einen Luftstrom sachte durch die Flamme einer Kerze in ihrer natürlichen Lage (wie wir dieß in der nebenstehenden Figur 2 angedeutet), so verändert sich die beziehungsweise Lage der verschiedenen Theile dieser Flamme gänzlich. Die Flamme selbst wird in eine horizontale Lage abgebogen, und das

Fig. 2.



Sauerstoffgas, das zuvor nur den äußersten Theil der ganzen Flamme nährte, kommt nun gerade mit ihrem Mittelpunkt in Berührung, und veranlaßt die vollständige Verbrennung der Gase, die nun in Gestalt eines langen, blauen Kegels a c verbrennen und von einer zugespitzten Flamme von gelber Farbe umgeben sind. An der Spitze dieses blauen Kegels concentrirt sich nun alle Hitze, die zuvor über die ganze Oberfläche der Flamme ausgebreitet war, und die umgebende gelbe Flamme verhindert die so vereinigte Hitze am Entweichen. Der Flammenkegel a c entspricht nun dem früheren, kaum bemerkbaren, äußeren Saum der Flamme in ihrer natürlichen Lage, und wirkt oxydirend, besonders an seiner Spitze, während der helle, leuchtende Theil der gelben Flamme, die diesen Kegel umgibt, reducirend wirkt, d. h. jede metallische Substanz, welche mit Sauerstoff verbunden ist, ihres Sauerstoffs beraubt, also z. B. ein Stückchen Bleizucker, das man auf Kohle in den äußeren Theil der Flamme bringt, in ein metallisches Bleikorn verwandelt. Umgekehrt wird ein Stückchen metallisches Blei, das man der Wirkung der Spitze des schmalen, blauen Kegels a c aussetzt, in unglaublich kurzer Zeit in Bleioxyd umgewandelt. Auf der Möglichkeit, metallische Körper unter dem Einfluß dieses Gebläses abwechselnd und nach Belieben zu oxydiren und zu reduciren, beruht der hauptsächlichste Nutzen des Löthrohrs in der Chemie und Metallurgie zur Untersuchung und Bestimmung der verschiedenen Metalle in einem Körper.

Wenn man sich des Löthrohrs bedient, darf man die Luft zu dem Gebläse nicht aus den Lungen schöpfen, weil dieß den Operirenden zu schnell erschöpfen würde, abgesehen von dem entschieden nachtheiligen Einfluß eines solchen Verfahrens auf die Gesundheit. Man muß vielmehr den Mund mit Luft füllen, und diese nur allmählig durch das Instrument ausblasen, wobei man sich durch den Druck der Muskeln der Lippen und Wangen hilft, während man zu gleicher Zeit durch die Nase athmet. Diese Operation, so mühsam sie auch anfangs erscheinen mag, läßt sich doch schon nach wenigen Versuchen sehr leicht ausführen, so daß man mit einiger Uebung ohne die mindeste Beschwerde oder Unterbrechung ein Gebläse von mehreren Minuten Dauer hervorbringen kann. Diejenigen Gegenstände, welche der Flamme ausgesetzt werden, legt man entweder auf ein Stück gut gebrannter Kohle oder auf einen Ring von dünnem Platindraht; in anderen Fällen, wo dieß nicht angeht, hält man sie mittelst einer Zange mit Platinspitzen oder — wenn man die Gase noch untersuchen will, die sich unter der Löthrohrflamme entwickeln — in einer engen Glasröhre von drei oder vier Zoll Länge, die an beiden Seiten offen ist oder in einer von derselben Länge aber von größerem Durchmesser, die nur an einem Ende offen ist, so daß sie ein kleines Fläschchen oder Probierglas bildet. Da es unmöglich wäre, in den Raum eines kurzen Artikels alle die Operationen und lehrreichen Versuche aufzunehmen, welche man mittelst des Löthrohrs und des dazu gehörigen, kleinen Apparates vornehmen kann, so wollen wir nur durch wenige Beispiele die Mittel angeben, durch welche man im kleinsten Theile irgend eines Naturkörpers die Anwesenheit derjenigen Urstoffe nachweisen kann, welche in der Natur am meisten verbreitet sind. Die übrigen Geräthschaften, welche zu dem Löthrohre gehören, sind: einige Platinlöffel und dünne Platindrähte in Gestalt kleiner Zangen, Ringe u. dergl.; ein stählernes Zängchen mit Platinspitzen, ein kleiner Hammer und Ambos, eine Reibschale von Achat, einige gute Loupen oder starke Krystalllinsen u. dgl., nebst einer Anzahl von Reagentien, welche übrigens jeder Reagentienkasten bietet, verschiedene Stücke gut geglühte Kohle sammt Flußmitteln (d. h. anderen Stoffen, welche die Schmelzung fördern), wie Borax, kohlensaures Natron, Phosphorsalz &c. dürfen ebenfalls nicht fehlen.

Der Schwefel ist einer der verbreitetsten Urstoffe der Natur; er wird im reinen Zustande in großer Menge in Sicilien und andern vulkanischen Ländern gewonnen, und heißt in diesem Zustande Gediegen-Schwefel; außerdem wird er aber auch an einigen Orten durch künstliche Mittel aus seinen verschiedenen Verbindungen mit Metallen gewonnen. Eine große Anzahl der im Handel vorkommenden Metalle wird aus ihren Verbindungen mit dem Schwefel dargestellt, wie z. B. das Kupfer aus den Kupferkiesen, einer Verbindung von Schwefelkupfer und Eisen, und das Blei aus dem Bleiglanz, der aus 84 Theilen Blei und 13 Theilen Schwefel besteht. Der Gyps enthält ebenfalls Schwefel in Verbindung mit einer gewissen Menge Sauerstoff, oder besteht, genauer gesagt, aus Schwefelsäure, Kalk und Wasser. Schwefel kommt ferner auch im Alaun vor, und bildet in vielen Erzeugnissen des menschlichen Gewerbfleißes einen wesentlichen Bestandtheil, wie z. B. beim Schießpulver. Um das Vorkommen des Schwefels in irgend einem Körper zu entdecken, vermischt man nur einen kleinen Theil davon mit einer Federmesserspitze voll von kohlensaurem Natron, und schmelzt die Mischung auf einem Stückchen Kohle in der gelben Flamme; falls nun wirklich Schwefel vorhanden war, so erhält man eine dunkle, röthliche Masse, die, wenn man sie befeuchtet und auf ein Stück blanken Silbers bringt (wie z. B. auf eine neue Münze), auf jenem einen braunen oder schwärzlichen Fleck hinterläßt. Dieser Fleck ist nichts Anderes, als eine Verbindung des Schwefels mit dem Silber, und ganz derjenigen gleich, welche sich bildet, wenn man ein Ei mit einem silbernen Löffel ißt; die Eier haben nämlich ebenfalls

einen kleinen Gehalt an Schwefel. Die Trübung des Silbers in Säuren, worin sich Schwefelwasserstoffgas entwickelt, wie z. B. in Bädern von Schwefelwassern oder in Zimmern, worin man große Steinkohlenfeuer brennt, rührt ebenfalls von der Bildung einer ähnlichen Verbindung her.

Arsenik findet sich ebenfalls in der Natur zuweilen gediegen, nämlich in Gestalt eines grauen, spröden Metalles, das sich alsbald mit einem braunen Anfluge überzieht, wenn man es der Atmosphäre aussetzt. Jenes schreckliche Gift, das als Arsenik oder weißes Arsenik im Handel vorkommt, ist eine Verbindung dieses Metalls mit einer kleinen Menge Sauerstoff, und heißt bei den Chemikern arsenige Säure. Das Arsenmetall läßt sich auch in kleinen Quantitäten leicht und sicher erkennen, wenn man einen kleinen Theil der Substanz, die es enthält, mit kohlensaurem Natron auf Kohle zusammenschmilzt, und es abwechselungsweise den Spitzen der äußeren und der inneren Flamme aussetzt; ist nämlich Arsenik in der Mischung vorhanden, so bilden sich unter der Einwirkung der stärksten Hitze reichliche weiße Dämpfe, die einen sehr starken Knoblauchgeruch ausstoßen. Schon das Metall selbst, wenn es ganz allein erhitzt wird, stößt diesen Geruch aus; um es jedoch metallisch aus seinen Sauerstoffverbindungen darzustellen, bedarf es des Zusatzes von Natron und Kohle, ehe man es verflüchtigen kann.

Eisenverbindungen sind mittelst des Löthrohrs leicht zu entdecken, da sie vom Magnet angezogen werden, wenn man sie der gelben Flamme ausgesetzt hat, und da sie dem Boraxglas eine unreine grüne Farbe mittheilen, welche vor der äußeren, gelben Flamme des Löthrohrs sich in eine bleiche, gelbliche Farbe verwandelt. Das letztere Verfahren zur Entdeckung des Eisens wird hauptsächlich da angewendet, wenn die zu untersuchende Substanz nur eine ganz kleine Menge davon enthält. Reducirt man eisenhaltige Körper mit kohlensaurem Natron auf Kohle, so erhält man kleine, unschmelzbare, magnetische Körner.

Der Kobalt, welcher in der Natur gewöhnlich in Verbindung mit Schwefel oder Arsenik vorkommt, dient in den Gewerben hauptsächlich zur Darstellung einer blauen Farbe für Glas, Porzellan und andern Manufakturarbeiten. Die Kobalterze kommen hauptsächlich aus Schweden, Preußen und Sachsen, und finden sich ziemlich stark verbreitet in ganz Deutschland, besonders in den Provinzen Thüringen, Sachsen, Kurhessen und verschiedenen Theilen der österreichischen Monarchie. Sie dienen hauptsächlich zur Bereitung der sogenannten Smalte des Handels; denn der Kobalt wird weder in der Natur als Metall gefunden, noch in dieser Gestalt in Gewerben und Künsten in größerem Umfange angewendet. Man stellt ihn daher auch nicht im Großen metallisch dar, sondern verarbeitet die Kobalterze nur in den chemischen Laboratorien auf den sogenannten Blaufärbewerken. Im reinen Zustande ist das Kobaltmetall sehr stark magnetisch, allein diese Eigenschaft geht gänzlich verloren, sobald es nur ganz unbedeutend einem sehr kleinen Theile von Arsen vermischt ist. Das kleinste Stückchen eines kobalthaltigen Erzes theilt dem Borax, wenn es mit demselben vor dem Löthrohre geschmolzen wird, eine eigenthümliche, schöne, dunkelblaue Farbe mit. Hat man ein Erz zu untersuchen, das aus Arsenik und Kobalt zugleich besteht, wie z. B. der sogenannte Speißkobalt, so erkennt man die Beimischung von Arsenik in demselben vor dem Löthrohre leicht an dem Ausstoßen von Arsenikdämpfen, und das Vorhandensein des Kobalts an der blauen Farbe, welche die Mischung in der Löthrohrflamme dem Borax verleiht; auch auf die übrigen Bestandtheile des Speißkobalts, Schwefel, Eisen, Kupfer und Nickel kann man mittelst der geeigneten Reagentien vor dem Löthrohr untersuchen.

Hat man ein Erz zu untersuchen, in welchem man Kupfer vermuthet, so läßt sich dieses Metall in der Reduktionsflamme mit Natron und Borax leicht in seinem gediegenen Zustande darstellen. Kupferkies gibt z. B. mit Natron ein Kupferkorn, eben so Kupferglanz; Buntkupfererz gibt mit Borax ein Korn von gediegen Kupfer, Rothkupfererz schon durch die bloße Reduktion auf Kohlen; eben so Kupferlasur und Malachit.

Als Gegensatz zu diesen technischen Details, zu denen wir noch eine Menge anderer, über alle 54 Urstoffe der Chemie hinzufügen könnten, wenn es uns der Raum erlaubte, wollen wir hier noch eine kleine Anekdote geben, die auf sehr sprechende Weise den Nutzen zeigt, welchen eine Bekanntschaft mit dem Gebrauch des Löthrohrs in vielen Fragen des täglichen Lebens und in Lagen an die Hand gibt, in welche Jeder von uns kommen kann. Es mögen einige Jahre her sein, daß zwei junge österreichische Ingenieure, die wir mit A. und B. bezeichnen wollen, im Spätherbst in einen Theil von Kärnthen gesandt wurden, um dort eine projektirte Eisenbahn zu nivelliren, oder wenigstens das Terrain derselben kennen zu lernen. Nach einem kalten, regnerischen, unfreundlichen Tage wurden sie eines Abends in einem ärmlichen, kleinen Wirthshause einquartirt, das ganz vereinzelt am Fuße eines unwirthlichen Gebirgsstockes lag. A., der sich den Tag über sehr stark angestrengt und erkältet hatte, wurde plötzlich unwohl und mußte sich zu Bette legen; B. aber brach nach einer hastigen Mahlzeit noch trotz Sturm und Regen auf, um seinem Freunde einige Arznei zu verschaffen. Da die nächste Stadt übrigens mehrere Meilen entfernt war, mußte er sich mit einer Dosis Bittersalz begnügen, die er bei dem Bader im nächsten Dorfe erhielt; dieser war unglücklicherweise nicht einmal selbst zu Hause gewesen, und B. hatte diese Arznei nur auf die Versicherung des Lehrlings hin mitgenommen, daß sie wirklich Bittersalz sei. Mit diesem Hausmittel kehrte B. zu seinem Freunde zurück, der einen Theil davon einnahm, worauf auch B. sich zu Bette legte. Wer beschreibt aber seinen Schreck, als er sich mitten in der Nacht aufgeweckt sah und neben seinem Bette den armen A. erblickte, der ihn mit Todesangst in den Zügen fragte, ob er auch gewiß sei, daß er wirklich Bittersalz und nicht Gift eingenommen



habe, da er vor fürchterlichen Träumen, peinlichen Schmerzen im Unterleib und den düstersten Ahnungen nicht schlafen könne? — Aus dem Bette zu springen, Licht zu machen, und aus der Ecke seines Koffers einen kleinen, tragbaren Löthrohrapparat zu ziehen, den er stets bei sich trug, war für B. das Werk eines Augenblicks, und binnen weniger Minuten hatte er sich vollständig überzeugt, daß die Ueberreste der Medizin nur Wasser, Schwefelsäure und Magnesia enthielten, die zusammen die eigentlichen Bestandtheile des Bittersalzes bilden. In seiner ersten nervösen Aufregung, als er aus dem Bette sprang, hatte B. gefürchtet, seinen armen Freund mit Bleizucker, Oxalsäure, Arsenik oder irgend einem andern Gifte gemordet zu haben, besonders aber mit den beiden ersteren, weil sie so viel Aehnlichkeit mit Bittersalz haben. Aber schon das erste, rasch ausgeführte Experiment, das ihm das Vorhandensein von Schwefelsäure nachwies, überführte ihn von der Abwesenheit von Blei und Arsenik, und der Geschmack allein reichte hin, um alle weitere Befürchtungen in Betreff der Oxalsäure zu verjagen, deren Abwesenheit er noch durch einen einfachen und entscheidenden weiteren Versuch mit dem Löthrohre zu bestätigen im Stande war. Nachdem er A. auf solche Weise beruhigt, legte sich dieser wieder zu Bette, und B. fand zu seinem Vergnügen, daß er nach einer halben Stunde schon im tiefsten und gesundesten Schlafe lag. Falls nun B. nicht im Besitz dieses einfachen Mittels gewesen wäre, um sich über den Zustand seines Freundes Gewißheit zu verschaffen, so wäre die nächste Folge davon gewesen, daß man das ganze Haus in Allarm gesetzt und nach allen Richtungen hin Boten nach ärztlicher Hülfe ausgesandt hätte, und daß der arme B. mittlerweile in Todesängsten dem Gespenste beinahe erlegen wäre, welches seine erhitzte Phantasie heraufbeschworen, so daß vielleicht der Arzt bei seinem Eintreffen ihn in einem Zustande angetroffen hätte, der sein Einschreiten nothwendig machte.

Da das Löthrohr zu seinem Gebrauche große Uebung und starke Anstrengung erfordert, und es ziemlich schwer ist, durch gleichzeitiges Athmen und Blasen einen ununterbrochenen Luftstrom herzustellen, und weil ferner die ausgeathmete Luft zur Speisung der Flamme nicht ganz passend ist, so hat man ein künstliches Löthrohr theils durch einen doppelten Blasebalg, theils durch folgende Löthmaschine hergestellt: In einem verschlossenen Blechcylinder, der zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist, befindet sich eine Messingröhre, die sich über dem Wasserstande öffnet und die unten rechtwinkelig durch die Wand des Gefäßes geleitet und außen mit einem Hahne versehen ist. Auf diesen Cylinder wird ein anderer von gleichem Durchmesser gesetzt, der mit Luft gefüllt und durch Gewichte beschwert ist und genau in den untern paßt; sobald nun der Hahn unten geöffnet wird, so dringt die eingeschlossene Luft durch die Röhre, und zwar im selben Verhältniß, als der obere, mit Gewichten beschwerte Cylinder sich senkt. Füllt man statt der atmosphärischen Luft Sauerstoffgas oder Knallgas in diesen Cylinder, so kann man eine ungeheure Hitze hervorbringen, mittelst deren die schwersten Körper geschmolzen, verflüchtigt oder verglast werden können. — Eine ähnliche Maschine ist auch die sogenannte Windkugel Aerolipia, welche der Physiker Bertin in Paris erfunden, die aber bei uns in Deutschland noch wenig gebraucht zu werden scheint. Dieses Instrument besteht aus einer hohlen, metallenen Kugel, an welcher ein Löthrohr angeschraubt ist; diese Kugel wird über die Hälfte mit Weinstein angefüllt und erhitzt, wodurch sich viele Dämpfe bilden, die durch die enge Oeffnung des Löthrohrs heftig in die Flamme blasen. Damit aber die Kugel, welche mit einem Hahn versehen und darum leicht dem Zerspringen ausgesetzt ist, bei einem derartigen Unfalle dem Laboranten nicht Gefahr bringe, ist sie noch mit einer zweiten, weiteren Kugel umgeben, welche die Nothkugel heißt, und die durch starke Reife gegen mögliche Unfälle geschützt ist.

Diese beiden Maschinen mögen ihre eigenthümlichen Vorzüge haben und recht sinnreich sein, allein sie sind jedenfalls viel weitläufiger, kostbarer und umständlicher zum Gebrauch, als das Löthrohr, und dieses hat daher vor ihnen so viele Vorzüge voraus, daß es kaum jemals wird verdrängt werden können. Einer der wesentlichsten Vorzüge ist unbedingt die Tragbarkeit des Löthrohrs, die es zu jeder Zeit zugänglich und besonders dem reisenden Naturforscher so werthvoll macht.

Müller.

Der Fieberrinden- oder Chinabaum.

(Taf. 27.)

Der Fieberrinden- oder Chinabaum, dessen Rinde schon seit länger als zwei Jahrhunderte als wirksames Heilmittel bekannt ist und angewendet wird, war bis zum Jahre 1737, wo Condamine denselben in seinem Vaterlande untersuchte, den Europäern ein völlig fremder, unbekannter Baum, und selbst jetzt, wo das Geschlecht desselben durch Humboldts, Bonplands u. A. Forschungen genügend bekannt wurde, kann man noch nicht mit Sicherheit angeben, von welchen Gattungen die verschiedenen Rinden kommen, die in der Arzneikunde Anwendung finden, und von unsern Chemikern auf Cinchonin und Chinin benutzt werden.

Der Fieberrindenbaum ist auf den Anden Süd-Amerika's, zwischen dem 12.° S. und 4.° N.Br. heimisch, und wird vorzüglich in der Gegend der Stadt Loxa in der Provinz Quito, neuerer Zeit in noch größerer Menge im Freistaate Bolivia gefunden, und von den spanischen Bewohnern des Landes Palos de Calendula, von den Eingeborenen aber Gannaperis oder Gannana peridi genannt. Der Baum, der in verschiedener Höhe des Gebirges, von 1800 bis über 6000 Fuß hoch vorkommt, zahlreiche Gattungen und Arten enthält, und eine Höhe von 18 bis 40 Fuß, in einzelnen Gattungen selbst von 80 Fuß erreicht, wurde von Jüssieu den Rubiaceen zugetheilt, von Linné aber

in die erste Ordnung der fünften Klasse eingereiht, und mit dem Geschlechtsnamen Cinchona belegt.

Die ächte China liefert die Cinchona officinalis, ein immer grüner Baum, dessen Stamm nur 18 Fuß Höhe und eine Dicke von 2 Fuß erreicht, nur einzeln in der Provinz Loxa, in einer Höhe von 6000 Fuß vorkommt und zuerst durch Condamine bekannt wurde. Die viereckigen Aeste desselben stehen fast wagrecht, die ovalen, vorn spitzen, auf einzelnen Stielen stehenden Blätter sind ganz randig, ziemlich dick, etwas wollig, gegen 4 Zoll lang und 2 breit, und sondern in ihren drüsigen Gruben eine herbe Flüssigkeit ab. Die röthlichen Blumen kommen in Büscheln aus den Zweigen hervor, sind, bevor sie sich öffnen, durch ihre blaugraue Farbe den Lavendelblumen ähnlich, an Größe und Gestalt aber den Hyacinthen; der kleine, stehenbleibende Kelch ist fünffach eingekerbt und sitzt auf dem Fruchtknoten; die blaßrothe Blumenkrone, welche aus einem Blumenblatte besteht, ist trichterförmig, oben in fünf kleine, wollige Einschnitte getheilt, und trägt in der Blumenröhre fünf kurze, borstenförmige, blaßgelbe Staubfäden um einen weißlichen, fadenförmigen, oben gespaltenen Griffel. Die Fruchtknoten verändern sich in eine olivenförmige, trockene Samenkapsel, die doppelt so lang als dick, zweifächerig, oben abgestutzt und gezahnt ist, und in mehreren Unterabtheilungen viele längliche, plattgedrückte Samen enthält. Die Rinde, welche der schätzbarste Theil dieses so berühmt gewordenen Baumes ist, und Fieberrinde, China oder peruvianische Rinde genannt, von dieser Gattung aber als ächte graue oder Kronchina bezeichnet wird, ist von aschgrauer Farbe und voll eines gelben, bittern Saftes; sie wird von denen, so sie einernten, mit einem Messer bei trockenem Wetter (vom September an bis in den November, der einzigen Zeit, wo es in der Heimath des Chinabaumes nicht regnet,) von den Bäumen abgeschält, gleich nach dem Abnehmen in der Sonne oder an der freien Luft getrocknet und dabei sorgfältig vor Thau und Feuchtigkeit bewahrt, damit sie nicht schwarz und schimmelig wird. Nach dem Abschälen stirbt zwar der rindenlose Baum ab, aus der Wurzel aber treiben neue Stämme hervor, die aber bei dieser Art nie die Stärke des ursprünglichen Stammes erreichen. Die Kronchina, welche in schuhlangen, fast fingersdicken Stücken in Handel kommt, und als die seltenste und kostbarste aller Fieberrinden betrachtet wird, ist auswendig grau mit röthlichen Warzen besetzt, inwendig zimmtbraun. Der Baum, der sie liefert, pflanzt sich zwar auch ohne seine Schößlinge durch freiwilliges Ausstreuen seines Samens fort, da man aber bisher immer nur auf's Abschälen der Bäume, und nicht auf's Anpflanzen derselben bedacht gewesen ist, so läßt die Zukunft allerdings Mangel an dem kostbaren Produkte dieser Art befürchten, um so mehr als man dieselben nicht in geschlossenen Waldungen, sondern nur einzeln und zerstreut zwischen andern Bäumen findet.

Unausgesetzte Forschungen machten noch andere Arten des Fieberrindenbaumes bekannt, bald unterschied man noch die Königschina, die gelbe, braune, rothe, weiße und schwarze China, den Loxa- und den Jaen-Fieberrindenbaum, und entdeckte nicht nur in Süd-Amerika, sondern auch in West- und Ostindien verwandte Gattungen, deren Rinde als China in Handel gebracht wurden.

Die Königschina, Cinchona lancifolia, ein 30 bis 40 Fuß hoher Baum, mit weckenförmigen Blättern ohne Drüsengruben, der zerstreut in den Wäldern der Anden von Bogota, Neu-Granada und Peru, bis 6000 Fuß Höhe gefunden wird, liefert die Königs- oder Calisaya-China, die gegenwärtig am meisten angewendet wird, in gerollten, oft zwei Schuh langen Stücken, mit Quer- und Längsrissen und mit Flechten bedeckt vorkommt, und bitterer als die andern Arten schmeckt. — Die gelbe China, Cinchona pubescens, ein ziemlich hoher Baum, dessen Stamm einen Durchmesser von 8 — 10 Zoll erreicht, mit dem vorigen untermischt gefunden wird, ovale, unten filzige Blätter, und eine graue, innen gelbliche Rinde hat, und die gelbe Carthagena-, Amarilla-, Jaen- oder Ten-China liefert. — Die braune China, Cinchona purpurea, welche auf den Gebirgen von Caraccas heimisch ist, ovale, hinten keilförmige, röthliche Blätter, und blaß purpurrothe, weißgesäumte Blumen hat, und die braune Chinarinde, Abomalis- oder Guamaljes-China, in Handel bringt. — Die rothe China, Cinchona magnifolia, die auf den Anden Peru's, Bolivia's und Neu-Granada's, in der Höhe von 3000 — 8000 Fuß, zu einem 80 — 100 Fuß hohen Baum aufwächst, 1 — 2 Fuß lange, 5 — 8 Zoll breite Blätter mit röthlichen Rippen, und zolllange, weiße, wohlriechende Blumen hat, und die meistens in flachen Stücken vorkommende, sehr bittere und herbe rothe China, Quina roxa oder Flos de Azahar, liefert. — Die weiße China, Cinchona macrocarpa, ein kleines, 8 — 12 Fuß hohes Bäumchen mit graulicher, innen weißer Rinde, die nur selten nach Europa gebracht wird. Sie wächst auf den Anden von Bogota, zwischen 4000 und 8000 Fuß Höhe, und hat nur zolllange, elliptische, lederige, unten flaumige Blätter. — Die schwarze China, Cinchona glandulifera, ebenfalls ein kleines Bäumchen, mit sammetartigen Blumen und ovallanzettförmigen Blättern; die Rinde derselben ist aschgrau, mit weißen Flechten bedeckt, und kommt als Huanaco-China in schuhlangen Röhren in Handel. — Der Loxa-Fieberrindenbaum, Cinchona scrobiculata, ein auf den Anden, besonders um Jaen de Bracamoros, in der Höhe von 1800 Fuß, in ganzen Wäldern vorkommender Baum, der eine braune, rissige Rinde, 8 Zoll lange Blätter und rosenrothe, wohlriechende Blumen hat, eine Höhe von 40 Fuß erreicht, und die gewöhnliche graue (oder vielmehr schwärzlichgraue, mit weißlichen Flechten bedeckte) Loxa-China oder Cascarilla fina, liefert, und der Jaen-Fieberrindenbaum, Cinchona hirsuta, der nur eine Höhe von 15 Fuß erreicht, ovale, unten zottige Blätter, purpurrothe Blumen und zolllange, gefurchte Kapseln hat, und dessen außen rostbraune, innen zimmetfarbige, sehr bit-

tere Rinde als Jaen-China oder unächte Loxa-China (Cascarilla delgado) in Handel kommt.

Die käufliche China wird in graue oder braune, in gelbe und rothe Rinden unterschieden. Die wesentlich wirksamen Bestandtheile derselben sind zwei Alkaloiden, Chinin und Cinchonin oder Chinoidin genannt, die jetzt durch eigene chemische Fabriken ausgeschieden und in den Handel gebracht werden. Die grauen oder braunen Rinden, die man auch blasse nennt, sind innen zimmtfarbig, trocken fast geruchlos, haben einen bittern, säuerlichherben Geschmack, werden in Kisten von 200 Pfund versendet und enthalten Cinchonin. Die gelben Rinden, deren Inneres gelblich, in's Orange übergehend ist, haben einen bitterern Geschmack als die blassen, sind aber weniger herb, werden in Kisten von 90 — 100 Pfund verschickt, und enthalten Chinin, und die rothen, die innen holzig sind, einen eigenthümlich schwachen Geruch, und einen weniger bittern, aber herberen Geschmack haben, kommen in Kisten von 100 — 150 Pfund verpackt, und sind besonders reich an Cinchonin. — Eine gute Fieberrinde soll nicht hart, holzig, faserig oder schwammig sein, sondern sich gern brechen und mit den Zähnen zerreiben lassen; sie soll nicht über vier bis fünf Linien dick, auswendig braun oder graulich, innen aber gelbroth oder zimmetfarbig sein, einen feinen, schwachen, etwas dumpfigen und gewürzhaften Geruch, und einen balsamischen, bitteren, sehr gelinde zusammenziehenden Geschmack haben. Der Gebrauch der China, als eines der wirksamsten, zusammenziehend-stärkenden, sogenannten tonischen Arzneimittel ist schon länger als zweihundert Jahre bekannt, und hat man, wie bei so vielen Sachen, dem Zufalle die Entdeckung ihrer Heilkraft zu verdanken. Spanische Krieger, welche vom Fieber ergriffen, und von den Ihrigen verlassen, dem Verschmachten nahe, auf einer Hochebene der Anden, nahe bei einer von Bäumen umgebenen Lache zurückgeblieben waren, tranken, vom Durste getrieben, das durch hineingestürzte, halbverrottete Bäume ekelbraun gefärbte, widerwärtig schmeckende Wasser, gesundeten auffallend schnell, und fanden gar bald, daß die Heilkräfte des Wassers nur aus der Rinde der in der Lache liegenden Bäume ausgelaugt sein konnten. Geheilt folgten sie ihren Kameraden nach Loxa, die ganz erstaunt waren, sie noch lebend wieder zu erblicken, und dem Berichte ihrer wunderbaren Herstellung ungläubig lauschten. Die erste wissentliche Kur, durch welche diese vortreffliche Rinde den Europäern bekannt wurde, geschah an der Gemahlin des Grafen Cinchon, damaligen Vicekönigs von Peru, die im Jahre 1638 an einem hartnäckigen Wechselfieber etliche Monate lang in Lima krank lag, ohne davon genesen zu können, und vom Corregidor von Loxa eine Quantität Rinde als spezifisches Heilmittel zugeschickt erhielt. Die Vicekönigin, durch den Gebrauch derselben hergestellt, ließ sogleich einen guten Vorrath der heilsamen Rinde von Loxa nach Lima bringen, und theilte selbige unter die Armen aus, und als im Jahre 1640 Graf Cinchon nach Spanien zurückkehrte, brachte sein Arzt, Dr. Vega, der eine große Quantität derselben mitgenommen hatte, sie zuerst nach Spanien, und verkaufte dort das Pfund für hundert Realen. Das Pulver dieser Rinde war anfänglich unter dem Namen der Gräfin Pulver bekannt, da es aber bald darauf auch durch die Jesuiten, welche es den Reichen für Geld, den Armen aber umsonst gaben, besonders aber durch die Bemühungen des Kardinals von Lugo in Italien und Spanien ungemein ausgebreitet wurde, nannte man es auch Jesuiten- oder Kardinals-Pulver. Ueble Anwendung des trefflichen Heilmittels, mehr aber noch die häufig vorkommenden Verfälschungen desselben mit andern werthlosen Rinden, brachten es nach wenig Jahrzehenden wieder aus dem Gebrauch, und sicher wäre dessen Wirksamkeit vergessen worden, hätte nicht im Jahre 1679 Robert Talbot, ein englischer, empirischer Arzt, große Kuren damit verrichtet, ohne indessen dieses sein Medikament bekannt zu machen. Es gelang ihm mittelst weniger Gaben desselben den Dauphin von Frankreich von einem, allen Mitteln widerstehenden, viertägigen Fieber zu befreien, und Ludwig XIV. hielt es seiner würdig, das Geheimniß von dem Empiriker zu kaufen, und es der ganzen Welt bekannt zu machen, und da fand es sich denn, daß es lediglich aus der schon bekannten Chinarinde bestand. Von dieser Zeit an bemühten sich die größten Aerzte, besonders Sydenham, Morton, und unter den Deutschen vorzüglich Werlhof, die unschätzbaren Eigenschaften der China an's Licht zu ziehen, die in der neuesten Zeit durch die Entdeckung des Chinins und Cinchonins noch vielfachere Anwendung gefunden haben. Nach den besten, und auf unumstößliche Versuche sich gründenden Zeugnissen der heutigen Aerzte, bestehen die Eigenschaften der Fieberrinde vornehmlich darin, daß sie außer dem Vermögen, die Nerven sowohl als die Fasern des Körpers ungemein zu stärken, auch einer drohenden oder schon wirklich vorhandenen Fäulniß der Säfte sehr kräftig und nachdrücklich Einhalt zu thun im Stande ist, und aus diesen Gründen wird sie nicht allein in Wechselfiebern, sondern auch in andern Fieberkrankheiten, in Schwindsuchten, im Krebse, im Brande, in Wurmkrankheiten, in periodischen Krankheiten, Krämpfen und Zuckungen, die von einer Schwäche der Nerven und allzugroßer Reizbarkeit herrühren, in Blutflüssen, Durchfällen u. s. w. öfters mit großem Nutzen gebraucht.

Dem Fieberrindenbaum verwandt ist die Buena oder China von Janeiro, ein hoher Baum in den Gebirgswäldern Brasiliens, dessen sehr bittere und herbe Rinde, von außen braun, inwendig blutroth ist, in Brasilien wie Chinarinde angewendet wird, aber weder Chinin noch Cinchonin enthält. Ferner: die Remijo-China, Remigia ferruginea, ein mannshoher Strauch mit rothzottigen Blättern und Blumen, auf den Bergen von Minas Geraes, dessen schwache Rinde als Quina de Serra oder de Remijo in den Handel gebracht wird.; — die Bundarnh oder ostindische China, Hymenodictyon, ein hoher Baum mit korkartiger, brauner, innen weißer Rinde, und fußlangen,

sammetartigen Blättern, dessen Holz dem Mahagony gleicht, und dessen bittere und herbe Rinde als China benutzt wird, und die karibische China oder St. Lucienrinde, Exostemma, Sträucher und Bäume verschiedener Höhe mit ovalen Blättern und weißen oder röthlichen Blumen, die in Westindien und Mexiko, in Surinam und Brasilien heimisch sind, deren sehr bittere, widerlich schmeckende Rinde als karibische Fieberrinde, St. Lucienrinde oder Waldchina (Quina do mato) in den Handel kommt, statt China angewendet wird, aber keine Chinastoffe enthält, leicht Brechen erregt und gelindes Abführen zuwege bringt.

Beiliegende Tafel zeigt in Fig. 1 den ächten Chinabaum, Cinchona officinalis; — Fig. 2 die braune China, Cinchona purpurea. 13.

Ein Tag in bewohntem Lande.

Kein Zweig der Novellenliteratur ist so fruchtbar als der der Reise-Novellen, denn wir sind unermüdlich, abentheuerliche Geschichten zu lesen. Mit aufmerksamer Spannung folgt der Leser dem verirrten Jäger in die Einöde; mit verhaltenem Athem und klopfendem Herzen sieht er ihn in immer größere Gefahr und Noth kommen, und danket dem lieben Gott, wenn er den armen Mann am Ende doch wieder errettet, und das gepreßte Leserherz erleichtert. Aber recht weit von hier muß es passirt sein, im Urwald des fernen Westens, „noch nicht entheiligt von der Axt des Yankee,“ in den giftigen Dschungeln Bengalens, wo der Königstiger mit der Abgottsschlange, und der Elephant mit dem ungeschlachten Nashorn kämpft, dort ist noch Romantik, dort noch ein Feld für die Phantasie, welche durchaus in's Schauerliche, in's Außerordentliche schweifen muß, um Befriedigung zu finden. Hier zu Land — hier kann ja Nichts passiren, wo man von einem Kirchthurme zum andern sieht, wo überall das Auge der hohen Obrigkeit wacht, wo höchstens einmal ein Hundert Menschen im Theater verbrennt oder ein anderes Hundert zwischen den Waggons zweier auf einander stoßenden Bahnzüge das Zeitliche segnet, hier wächst kein Stoff für unsere Leser; — und doch, wie sonderbar! kaum gibt es einen Menschen, und sei er auch nicht weiter gekommen, als daß er die heimische Kirchthurmspitze sehen konnte, der nicht irgend ein, oder mehrere Reiseabentheuer zu erzählen wüßte, der nicht die Fährlichkeiten, welche er durchgemacht, mit lebendigen Farben zu schildern bemüht wäre. Wahr ist es, auch dieses wird bald aufhören, denn bald wird es keinen Menschen mehr geben, der anders als mit der Eisenbahn gereist ist; daß aber in dem verschlossenen Waggon, wo der Mensch sich so ganz des eigenen freien Willens begibt, und gleichsam zum Frachtstück herabsinkt, nichts eigentlich Romantisches passiren kann, wenn man nicht etwa das Abhandenkommen von ein paar Armen, Beinen oder gar Köpfen dahin rechnen will, muß allerdings zugestanden werden. Gründlicher als die zwei vorhergegangenen Jahrhunderte, haben die letzten zwei Jahrzehende an der Zerstörung der Romantik gearbeitet.

An den steilsten Bergwänden im tiefen Waldgebirge knarrt auf neugeschaffenem Wege das Wagenrad, welches das Holz aus dem Herrschaftswalde zur Versteigerung führt; kein Berggipfel, auf welchem nicht ein behauener, numerirter Stein stünde von der Katastervermessung, kein Waldbach von einiger Bedeutung, der nicht Maschinen treiben müßte; überall Industrie, überall Dampf, selbst im tiefen Erdinnern! und erschrocken flieht das kleine Volk der Kobolde und Erdmännchen in die allertiefsten Klüfte auf Nimmerwiederkehr, wenn das gewaltige Lokomotiv mit den Gluthaugen und dem sengenden Odem durch den Tunnel rast. Selbst die alten Burgtrümmer, jene Zeugen einer Gottlob längst begrabenen finstern Zeit, welche so ernst in das hastige Treiben hier unten von den steilen Hügeln herab sehen, sie werden nach und nach zahm gemacht!

O die Dintenleute, welche nichts schön finden, als was glatt ist; sie verscheuchen die Geister aus jenen Gewölben und Thürmen. Was den einsamen Schatzgräber in mitternächtiger Stunde nicht gelang — sie — lösen den Zauber des Geheimnisses, der Unangerührtheit, der wie ein magischer Duft jene Räume umzieht, der unter den Schutthaufen ruht, welche die dachlosen Gemächer erfüllen, vom Hollunder beschattet und von der Brombeere übersponnen. Den Schutt haben sie weggeschaufelt, und in winkelrechte Halden gesetzt, das Genist haben sie herausgerissen, den Boden hübsch eben gemacht, kränkliche Rasen- und Blumenbeete darin angelegt mit beliebigen Schlangenweglein dazwischen, und zum Ueberflusse eine Gedenktafel eingemauert, welcher Herr Amtmann oder Landrath es war, der so Großes vollbracht, unten aber im Gasthofe sagt der Kellner zu dem englischen Touristen, „ja, da müssen sie hinauf gehen, es ist jetzt sehr schön hergerichtet.“ Am Rhein und Neckar, in Schwaben und Elsaß, Pfalz und Franken, gehen die Landleute am Himmelfahrtstag auf die „Schlösser,“ die Mädchen singen ihre Lieder, die Bursche stehen beisammen, stolziren mit der neuen Mütze, der silberbeschlagenen Pfeife, oder schälen eine Gerte und dergleichen, die Alten setzen sich auf einen Mauerrand, und sehen hinaus in die blühende Ebene, wo auch ihr Stückchen Erde liegt, welches sie nährt. Das Volk hat es vergessen, warum es an diesem Tage auf den Trümmern alter Zwingburgen sich vergnügt, es weiß nicht, daß vor bald vierthalbhundert Jahren seine Väter, die Bauern es waren, welche die Burgen brachen, daß von Ostern bis Pfingsten der Rauch von hundert und mehr brennenden Schlössern den Tag verdunkelte, während der Nachthimmel weithin von der Flamme geröthet war; es weiß es nicht mehr, daß der Verrath eines Edelmannes, dem Deutschlands größten Dichter einer die Glorie des Heldenthumes um das Haupt gewunden hat, in der Schlacht bei Würzburg es dem grimmigen Feinde überlieferte, es hat es vergessen, daß der teuflische Treu-

bruch eines Bischofs vor den Thoren von Elsaß-Zabern siebenzehntausend wehrlose Bauern erwürgen ließ. Ach! noch einmal wurden die Burgen aufgebaut, und hielten hundert Jahre lang. Mit eisenbeschlagener Ferse trat der Edelmann dem Bauern auf den Nacken, und mit pfäffischer List und blutiger Gewalt schnürten die Aebte die Fesseln der Leibeigenschaft härter und enger als zuvor; erst als der dreißigjährige Krieg unser armes Vaterland verwüstete, stürzten jene Mauern wieder ein, aber dieses Mal für immer, das Mittelalter versank in Trümmer und Graus, als seine beiden stärksten Eckthürme — Lehensadel und Klosterherrschaft — durch die Heermassen der Fürsten und durch das Licht der Reformation gebrochen wurden.

Wenn gleichwohl die Geschichte dieser Ruinen dem umwohnenden Volke selten mehr bekannt ist, so haben sich doch überall Traditionen erhalten, und manche Sage hält das Interesse für diese Orte rege, allenthalben sagt der Landmann, daß es ein Raubschloß gewesen sei; die Erinnerung an Raub und Gewaltthat, welche von dort ausgingen, ist noch nicht erloschen, so viel Stürme auch seitdem über uns hingebraust sind.

So lange jene Thürme und Giebel droben stehen werden auf unsern Bergen, so lange werden sie trotz Eisenbahn und Dampfmaschine jenem tief im deutschen Gemüthe begründeten Zuge Nahrung geben, welchen man bisweilen Romantik, bisweilen Träumerei nennt, der uns die Einsamkeit in Wald und Feld suchen heißt, der unser Sinnen zurückführt in längst vergangene Zeiten, der uns ernst und weich stimmt, der mit unserer Liebe zur Natur so innig verwebt ist, welcher einen wesentlichen Theil unserer Vaterlandsliebe ausmacht, welchen wir nicht abthun können, ohne unser deutsches Wesen zu verläugnen. Zwar hat die neue Zeit auch uns herber gemacht, und wohl nicht zu unserem Schaden; die Romantik soll nicht vorherrschen, sonst verweichlicht sie das Herz, sie blüht aber deßwegen doch als duftendes Wald- und Feldblümlein noch überall in deutschen Gauen. Das Landmädchen bindet sich daraus nach seiner Art einen Sonntagsstrauß, und bringt ihn mit in die lustige Spinnstube, und selbst der blasirte Städter legt es zwischen die Blätter seines Albums, und freut sich noch lange Jahre nachher, wenn es ihm, wenn gleich im gedörrten, plattgedrückten Zustande wieder unter die Augen kommt.

Nach diesem Eingange, lieber Leser, wirst du wohl auf eine recht romantische Geschichte rechnen, — weit gefehlt, es ist eine höchst einfache und natürliche Begebenheit, aus der man jedoch sehen kann, wie man auch bei uns, im „bewohnten Lande," in eine recht trost- und hülflose Lage gerathen kann. Die Romantik dazu mache dir selbst, so gut oder schlecht es gehen will.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß auf dem schönen Neckarfluß Dampfboote hin und her gehen, darum bekamen auch früher bei weitem nicht so viele Leute als jetzt, das hessische Städtchen Hirschhorn zu sehen. Es ist nebst Neckarsteinach wohl der schönste Punkt auf der Neckarfahrt zwischen Heidelberg und Heilbronn. Thalauf und thalab schaut der Epheu umrankte Schloßthurm über die felsigen Bergvorsprünge, um welche der Fluß sich so mühsam herumwinden muß, daß man dort mit einer Büchsenkugel dreimal über ihn wegschießen kann. Nichts malerischer, als der Anblick von Hirschhorn vom Neckar aus. Gleich einer Mauerkrone schließt das alte Schloß mit dem daran gelehnten neuern Landgerichtsgebäude eine Pyramide von Häusern, welche vom Flußufer an um einen ziemlich steilen, felsigen Hügel zusammengedrängt sind. Es fällt in die Augen, daß in der „guten alten Zeit" die „arm Leud" sich hier so eng als möglich an den Schutz eines Mächtigen anzudrängen suchten gegen das Ritterthum der benachbarten Schnapphähne. Das Innere des Städtchens entspricht dem freundlichen Anblicke von der Wasserseite jedoch keineswegs.

Es gibt im südwestlichen Deutschland kaum einen Ort gleicher Größe, welcher wie Hirschhorn das fast unveränderte Bild des Mittelalters zeigt. Außer einigen, in einer Straße beisammenstehenden, modernen Häusern, worin die Honoratioren wohnen, tragen alle übrigen das Gepräge hohen Alterthums, was um so mehr auffällt, da man solches an den ärmlichen Wohnungen der Landleute in diesem Theile unseres Vaterlandes, welcher so oft von der Brandfackel des Krieges erhellt wurde, gerade am wenigstens zu sehen gewohnt ist. Die Gewände der Thüren und Fenster sind durchgängig von Stein, und zeugte nicht die Architektur des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts von ihrem Alter, so würden es ihre Farbe und die darauf angesiedelten Flechten thun. Auf den hohen, eingesunkenen Hohlziegeldächern hat sich eine Schicht von Pflanzenerde gebildet, auf welcher Gräser und verschiedene Moose üppig wachsen. Auf der rauhen Felsplatte, welche häufig den kleinen Hof bildet, liegt vor dem feuchten Kuhstalle, welcher wie das ganze Haus meist zur Hälfte in dem Berge steht, ein Haufen von schwarzem Laubdünger, und wenn der Regen von dem überhängenden Dache herabfällt, so läuft ein tief gefärbter Bach aus jedem Hause in die engen, steilen, finstern Gäßchen, und stürzt als schwarzbraune Cascade über die Felsstufen dem Flusse zu. Diese Scenerie hat, wenn ein trüber Herbsttag darüber hängt, und der größte Theil der ohnehin nicht sehr zahlreichen Bevölkerung des Städtchens bei der Arbeit in Feld, Wald und Steinbruch ist, etwas recht Melancholisches, schauerlich aber wird sie durch die große Anzahl Kretinen, welche alsdann die alleinigen Bewohner dieser düstern, feuchten, rauch- und altergeschwärzten Höhlen zu sein scheinen. Das Volk nennt diese armen Wesen „Wechselbälge," und glaubt noch vielfach, sie seien ihren Müttern in nächtlicher Stunde und unbewachtem Augenblick von bösen Geistern statt des eigenen Kindes in die Wiege gelegt worden, und mannigfach sind die Beschwörungsformeln, welche von Müttern und Großmüttern, Nachbarinnen und Basen über einen Neugebornen ausgesprochen werden, damit das Kind nicht von bösen Leuten beschrieen, oder wie es heißt, „beschrauen" werden möge. Wir nennen

das „krassen Aberglauben,“ können uns aber selbst eines geheimen Grauens nicht erwehren beim Anblick dieser mißlungenen, hülflosen, ja entsetzlichen Geschöpfe.

Auf einem häufig nicht über 3 Fuß hohen Körper sitzt ein großer, eckiger, unförmlicher Kopf, das Gesicht ist breit, platt, die eingedrückte Nase überragt nur wenig die vorstehenden Kiefer, das stiere Auge hat den eigenthümlichen Ausdruck des Froschblickes, und wenn das große Maul sich zu einem stillen, gedankenlosen Lachen verzieht, und zwei Reihen starker, weißer Zähne zeigt, so hat die ganze Erscheinung etwas Grauenhaftes und Unterirdisches, dazu kommen die schwachen, gekrümmten Gliedmaßen, der mühsam schwankende Gang, die auswärts gezogenen, mit der innern Fläche maulwurfartig nach außen gedrehten Hände, der nur selten fehlende, oft sehr große Kropf, — Alles trägt dazu bei, auf's Lebhafteste an manche Lurche (Amphibien) zu erinnern, und unwillkührlich denkt man dabei an Scheuchzers homo diluvii testis *).

Wie aber, wenn der Aberglaube jener armen Leute einer tiefern, natürlichen Deutung fähig wäre? wenn wirklich in den Thälern, an den Berghängen, wo die Armuth ihre Wohnungen zwischen die Felsen baut, oder zur Hälfte in die Erde gräbt, um „warm zu haben,“ wo die Sonne ihre belebende, bildende Kraft nicht in voller Stärke ausüben kann, wenn dort der Erdgeist einen stillen, aber um so zäheren Kampf gegen die Kräfte des Lichtes fortsetzte? Wie, wenn die ersten Menschen, welche nach der letzten, großen Veränderung unserer Erdoberfläche in die Reihe der lebendigen Wesen eintraten, als die Riesenthiere der Vorwelt untergingen, solche unvollkommene Geschöpfe waren, deren menschliche Formen so lebhaft an die Thierwelt, an den irdischen Ursprung mahnen, wenn solche Menschen es waren, von welchen Herder in seinem Werke über die Sprache ahnt, (und Herder war Theologe,) daß sie Jahrtausende einsam und ungesellig ohne Sprache und Kleidung, in den Schatten der Wälder, in Höhlen und Klüften möchten gehaust haben! Dieser Gedanke hat etwas Peinliches, aber er liegt nahe, wenn man bedenkt, daß sehr wahrscheinlich während langer Weltperioden, durch die große, in dem Dunstkreise schwebende Wassermasse unsere Erde des Sonnenlichtes beraubt gewesen sein mag; wenn man einen Blick auf die zwerghaften, niedrigstehenden Menschenrassen wirft, welche innerhalb der Polarkreise den größten Theil des Jahres in Eis und Schneehöhlen ein einförmiges Leben führen, auf welche das herbe Klima jedesmal schnell seinen abstumpfenden Einfluß wieder äußert, so oft eine europäische Handels- oder Missions-Ansiedelung ihre anregende Wirksamkeit einzustellen sich gezwungen sieht.

Die neuesten geologischen Forschungen haben es außer Zweifel gestellt, daß große Theile unserer Erdoberfläche, welche jetzt eines milden Klima's sich erfreuen, in der unmittelbar vorhergegangenen Periode unter tiefen Schnee und Eismassen begraben lagen, deren verhältnißmäßig schnelle Schmelzung jene gewaltigen Fluthen lieferte, welche dem Lande die jetzige Gestalt gaben, welche das „Diluvium“ absetzten, worin so zahlreiche Reste untergegangener Thiergeschlechter gefunden werden, vom Menschen aber keine Spur sich zeigt. Das Paradies der ersten Menschen möchte nicht allenthalben so mild und reizend gewesen sein, als das Land Caschemir, wohin der fromme Glaube (der aber doch das Spintisiren und Erklären nicht lassen kann,) das Paradies von Adam und Eva so gerne verlegt wissen will. Doch abgesehen von allen solchen Reflexionen, ist und bleibt das häufige Vorkommen des Kretinismus in manchen Gegenden ein großes Unglück, und da es jetzt als gewiß angenommen wird, daß Mangel an Sonnenlicht und feuchte, in die Felsen gebaute Wohnräume eine Grundursache desselben sind, so wäre es wohl an der Zeit, daß auf die Neubauten der Armen in solchen Gegenden ein Augenmerk gerichtet würde, damit dieser häßliche Flecken am Menschenthum wenn auch nicht ganz vertilgt, doch nach Möglichkeit verwischt werde.

In dem sonst so milden, schönen Neckarthal gibt es an manchen Orten sehr viele solcher Unglücklichen. Nicht immer ist die Entartung oder vielleicht Un-artung im höchsten Grade vorhanden, Viele sind zu kleinen häuslichen Verrichtungen brauchbar, wissen sich auch verständlich zu machen, während andere blos die Last der ohnehin armen Familie zu mehren geeignet sind.

Durch Hirschhorn führt jetzt eine Landstraße von Heidelberg über Eberbach nach dem Mainland hin, in der Zeit, von welcher hier erzählt wird, war dem nicht so. Abgeschieden von dem größeren Weltverkehr, war es im Winter fast unzugänglich, Pferdefuhrwerk gab es dort nicht, und wer jetzt im bequemen Eilwagen von oder nach Eberbach auf der schönen, ebenen, ganz in den Felsen gesprengten Straße dem Flußufer entlang fährt, der denkt kaum mehr daran, oder begreift es nicht, daß hier früher, jedoch viel höher oben, ein selbst im Sommer halsbrechender Weg, an der steilen Bergwand, über rauhe Felsblöcke und loses Geröll hinzog, so schmal, daß an ein Ausweichen oder Umwenden nicht zu denken war, bei Regengüssen von dem herabströmenden Wasser oft zerrissen oder verflößt, und manches Fuhrwerk ist jämmerlich zerschellt auf den spitzen Steinen, welche unten das Flußbette bilden. Auf diesem einsamen Wege war es, wo Herr S., Fabrikant aus M., in große Noth kam; ein besonnener, ruhiger Mann, mit den Beschwerlichkeiten des Reisens wohl vertraut, wäre er dennoch beinahe das Opfer einer kleinen Sorglosigkeit geworden. Doch wir wollen ihn selbst erzählen lassen.

„Ich hatte meine gewöhnliche Wintertour, welche mich alljährlich in den badischen Odenwald und das Bauland führte, vollendet, und befand mich auf der Heimreise. Ich war schneller als sonst fertig geworden, weil in Folge eines seit mehreren Wochen anhaltenden, mäßigen Frostes ohne allen Schnee die Wege überall

*) 1726 beschrieb Dr. Scheuchzer in Zürich die Reste eines im Kalksteine aufgefundenen „Menschengerippes,“ welches später als das Scelett eines großen Salamanders oder Molches erkannt wurde.

gut waren, und ich hatte den Meinigen bereits Tag und Tageszeit meiner Heimkunft in einem Briefe gemeldet. Es war an einem Freitag Abend, als ich im Schritt durch die enge Straße nach Eberbach hineinfuhr, und als mein Pferd von selbst in den wohlbekannten Thorweg einlenkte, da blinkten und funkelten die Sterne so schön, als je von dem dunkeln Januarhimmel herab, und ich ahnte nicht, welche Noth und Gefahr der nächste Tag mir bringen sollte.

„Mit freundlichem Gruße empfing mich der alte, ehrliche Hausknecht, und die kleine, bewegliche Wirthin traf mit sichtbarer Freude die Anordnungen, um dem altbekannten Gaste die gewohnten Bequemlichkeiten zu verschaffen, und so saß ich denn bald gar behaglich in der warmen Stube, mit der dampfenden Pfeife bei ein paar Stammgästen, welche wie ich, jedesmal über unsere Zusammenkunft erfreut waren.

„Damals sprach man von Hussein Pascha, Diebitsch Sabalkansky und dergleichen, und es war wohl eilf Uhr, als ich den braven Bürgern die Hand zum Abschied schüttelte, und das heimliche, niedere Schlafzimmer mit dem Erkerfenster aufsuchte.

„Ist Alles in der Ordnung, Johann? rief ich am andern Morgen, als der Hausknecht mit der Laterne an meiner Chaise herumleuchtete. Alles in Ordnung! war die Antwort, und das kann ich Ihnen sagen, ein stolzes Fuhrwerk haben Sie, nicht eine Schraube ist los, Sie könnten's drauf ankommen lassen, umzuwerfen. — Danke schön, Alter, ist denn das Pferd scharf? Scharf genug! der Fuchs hat feste Knochen, es liegt kein Schnee, er würde auf dem gefrorenen Boden nur bös gehen haben, in fünf Viertelstunden sind Sie in Hirschhorn, da haben Sie noch Zeit, mit dem Förster und dem Bürgermeister fertig zu machen, und wenn Sie zu Neckargemünd am Fahrt nicht aufgehalten werden, so sind Sie um vier Uhr zu Hause; wenn Sie meinen Vetter, den Christoph, sehen, so grüßen Sie ihn von mir. Soll ein Wort sein, sagte ich, ließ mir die Peitsche und das Leitseil geben, drückte ihm das Trinkgeld in die aufgehobene Hand, und fort ging es rasselnd über das holperige Pflaster zum Thore hinaus. Es war halb sieben und stockfinster, — nun, draußen wird es heller sein, dachte ich, und ließ den Fuchs laufen, draußen aber war es eben so finster, es war nicht mehr so kalt, aber es fror unangenehm auf die Haut, das Wetter hatte sich in der Nacht geändert, und ich war froh, meine Reise, wie ich dachte, hinter mir zu haben. Unterhalb Eberbach führt der Weg eine gute halbe Stunde weit eben dem Fluß entlang; das Roß trabte scharf, und brauste wacker vor sich hin, auch als der Weg jetzt rechts ab und bergauf ging, griff es mit einer Heftigkeit aus, welche mir auffiel, und ich sah mich mehrmals veranlaßt, ihm zuzurufen, und die Zügel fester in die Hand zu nehmen. Schon eine halbe Stunde lang war ich gefahren, und immer noch wollte es nicht tagen, im Gegentheil, je höher ich kam, desto dunkler schien es zu werden, und schon bereute ich, so früh weggefahren zu sein; dabei wurde die Temperatur höchst unfreundlich und naßkalt, und ich wickelte den Mantel etwas fester um mich; da auf einmal fing das Pferd an, auszugleiten, und als es einen kleinen Höcker hinauf wollte, stürzte es in die Knie, was noch nie geschehen war, es raffte sich wieder auf und zog vorwärts. Ich hielt an, stieg aus, und erkannte nun mit Schrecken das Mißliche meiner Lage, — es rieselte fein, und der Boden fing an, sich mit Glatteis zu überziehen. Schon zu weit war ich gefahren, als daß unter diesen Umständen auf dem kaum 6 bis 8 Fuß breiten Weg an ein Umwenden zu denken gewesen wäre, dagegen hatte ich bei weitem die schwierigsten, gefährlichsten Stellen noch vor mir, aber die Unmöglichkeit, es anders zu machen, trieb mich vorwärts, zudem hoffte ich auf den Tag, welcher jetzt doch nicht mehr ausbleiben konnte, setzte mich wieder ein, und fuhr langsam und vorsichtig weiter, bald jedoch sah ich mich genöthigt, wieder auszusteigen und das Pferd zu führen. Die Anstrengungen, welche ich von dort ab machen mußte, die unaufhörliche Todesgefahr, in welcher ich über zehn Stunden lang schwebte, die gänzliche Hülflosigkeit meiner Lage, lassen sich bei lebhafter Phantasie wohl ahnen, aber nicht beschreiben!

„Allmählig war ein düsterer, trauriger Tag angebrochen, die obere Hälfte der Berge war in eine graue, ruhig liegende Nebeldecke gehüllt, und ein kalter, feiner Regen erstarrte beim Niederfallen, und überzog Alles mit einer dicken Eiskruste. In weniger als einer Viertelstunde war mein Mantel hart und steif, und ich mußte ihn in den Wagen legen, weil er alle meine Bewegung hinderte; bald darauf war meine übrige Kleidung in demselben Zustande, Alles, was ich anfassen mußte, war übereist. Der Weg vom Spätjahr her an vielen Orten zerrissen, war bald nach dieser, bald nach jener, zumeist aber nach der Thalseite abhängig. Der Wagen rutschte rechts und links, und drohte hundertmal, mich und das Pferd in den Abgrund zu reißen, hundertmal stürzte das arme Thier, und machte die verzweifeltsten Anstrengungen, wieder aufzukommen, das Blut rann ihm von den Knieen, Fesseln und Maul herab, es war mit Schweiß bedeckt, und zitterte an allen Gliedern; ich kam oft in einer halben Stunde keine zehn Schritte weit. Ich habe mich später oft gefragt, warum ich nicht Wagen und Pferd im Stiche gelassen, und allein den nächsten bewohnten Ort zu erreichen gesucht habe, dieser Gedanke kam mir damals nicht, was man auch begreifen wird, wenn ich sage, daß ich außer dem Verluste des Fuhrwerkes auch noch den einer namhaften Summe befürchten mußte, welche ich bei mir hatte.

„Wenn ich bisweilen still hielt, um für mich und das Pferd einige Kräfte zu sammeln, dann war Alles so still, so einsam um mich her, unten lag der Fluß zugefroren mit vielen offenen Stellen, der junge Eichwald, welcher die Bergwände deckt, kleidete die ganze Landschaft in das traurige Fahlbraun seines dürren Laubes, und über das Ganze hing tief herein der graue Himmel. Einigemale gelang es mir mit den vor Kälte und Erschöpfung kraftlosen Händen ein Pistol zu laden

und abzufeuern, oft und lange ertönte mein Hülferuf, aber keine Antwort erfolgte, als das Echo, welches aus Wald und Thal zurückhallte. So verging Stunde um Stunde, ich war zum Tode matt, und selbst wenn ich noch einer Anstrengung fähig gewesen wäre, so würde mich die mit fingerdickem Eis überzogene Kleidung daran gehindert haben.

„Schon fing es wieder an, dämmerig zu werden, als es nach und nach aufhörte, zu regnen, die Nebeldecke hob sich langsam in die Höhe, und wie hinter einem Vorhang erschien auf einmal vor mir der Schloßthurm von Hirschhorn; ein lauter Freudenruf entfuhr mir, auch das Pferd schien die Nähe der Menschenwohnung zu wittern, denn mit erneuter Kraft raffte es sich zusammen, und da es jetzt bergab ging, so kam ich zwar auf eine mir heute noch unbegreifliche Weise fast nur rutschend und fallend, aber doch schneller als bisher, meinem ersehnten Ziele entgegen, und bald lag das Städtchen, aus dessen Kaminen ein blauer Rauch über das Thal hinzog, ganz vor mir, noch eine Viertelstunde und ich war gerettet. Aber wie es so oft im Menschenleben geht, wo die größte Gefahr uns gerade dann droht, wenn wir dem Ziel unserer Wünsche am nächsten zu sein glauben, so auch dieses Mal. Dort, wo der Weg die letzte Krümmung machte, wo ich alle Hindernisse überwunden glaubte, rutschte ich plötzlich in eine jener Vertiefungen, wie sie auf Gebirgswegen durch jede Einbeugung der Bergwand bedingt werden. Große Steinblöcke lagen blos und waren seit vielen Jahren vom Fuhrwerk glatt gerieben, in der Mitte war vom Regenwasser ein kleines Rinnsal ausgehöhlt, auf der Thalseite aber ein gutes Stück vom Wege abgerissen. Vergebens bemühte ich mich, das Pferd die nur unbedeutende aber spiegelglatt übereiste Erhöhung auf der andern Seite wieder hinauf zu bringen, je mehr es arbeitete, desto mehr rutschte der Wagen hinten über und zog es nach sich, — jetzt machte es eine letzte, verzweifelte Anstrengung, aber nirgends hafteten die Hufe — ein Krach — und Hören und Sehen waren mir entschwunden.

„Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf dem Rücken liegend, mit beiden Beinen fest unter dem Leibe des Pferdes eingeklemmt. Ich erhob mühsam den Oberkörper, brauchte aber einige Minuten, um mein ganzes Denkvermögen wieder zu erhalten, und meine elende Lage zu überblicken. Das Fuhrwerk hing mit den Hinterrädern über dem Wegrande drunten auf dem steilen Abhang, hatte sich aber im Gestrüpp und einigen Steinen verfangen, das Pferd lag regungslos wie todt auf der linken Seite, und ich zur Hälfte unter ihm, in einer sehr schmerzhaften Situation, nur dem Umstande, daß ich zwischen zwei jener Steinblöcke gefallen war, und meine Beine in der Wasserrinne lagen, ist es zuzuschreiben, daß diese nicht beide von dem Gewicht des darauf stürzenden Pferdes zerschmettert worden waren. Vergebens versuchte ich mich loszumachen, denn knapp reichten meine Kräfte hin, mich in eine etwas bequemere, das heißt minder schmerzhafte Stellung zu bringen. Den ganzen Tag über war die Anstrengung zu groß gewesen, als daß ein anderer Gedanke als der an den Augenblick in mir hätte Platz greifen können, jetzt aber tauchten die Bilder des häuslichen Herdes vor mir auf, jetzt wurde ich ja zu Hause erwartet, von meinem treuen Weibe, meinen Kindern, ich sah sie sitzen um die trauliche Lampe, hörte meine Knaben die Treppe herabpoltern bei jedem Wagengerassel, das sich näherte, ach! und ich lag da, wenige Minuten von einem bewohnten Orte, einem elenden Tode preisgegeben. Doch horch! war das nicht Menschentritt in dem dürren Laube? ja wahrhaftig, es kommt den steilen Waldpfad herunter, ich richte mich auf und blicke mit banger Erwartung nach der Stelle, wo es herauskommen muß, da öffneten sich die übereisten Zweige, und eine kleine, unförmliche Mannsgestalt, mit dickem Kopfe, grauem, struppigem Haar und Bart, in erdfarbene Lumpen gehüllt, unter dem linken Arme eine kleine Bürde Reisig, in der Rechten einen zackigen Ast tragend, kam zum Vorschein. Wohl hundertmal hatte ich in dieser Gegend solche Menschen gesehen, ohne je besonders darauf zu achten, ohne daß sie je eine andere Regung als die des Mitleids in mir hervorgerufen hätten, jetzt aber erfüllte mich diese Erscheinung mit Grausen. Nur durch das Pferd getrennt, stand das Ungethüm dicht vor, fast über mir, die hellgrauen Augen starr auf mich gerichtet, und durch mein Gehirn zuckte der Gedanke, daß ich der Macht dieses Unholdes verfallen sei; einige Minuten betrachtete ich die unheimliche Gestalt, als aber jetzt gar das fahle, faltige Gesicht sich zu einem schrecklichen, stummen Lachen verzog, da konnte ich diesen Anblick nicht länger mehr ertragen, gewaltsam wendete ich mich ab, legte mich wieder nieder, und richtete meinen Blick hinab in das Thal, worin es schon fast dunkel war, und siehe, vor mir lag der stille Kirchhof des Städtchens, erhellt von dem Widerschein einer Wolke, welche sich aus dem aufgestiegenen Nebel geballt hatte, und noch einen Strahl der untergegangenen Sonne erhielt. Auf den ländlichen Gräbern glänzte hier und da noch ein Stückchen Rauschgold, auf einem Plätzchen unter dem entblätterten Hollunderbusch neben der einfach schönen, gothischen Kapelle haftete mein Blick, ich sah dort meinen Hügel sich wölben mit dem Kreuze, dessen Inschrift zum Gebet für den Verunglückten auffordert, und über mich kam der stille Friede der Ergebung, ich fühlte Thränen über meine kalten Wangen laufen, noch einmal flogen meine Gedanken zu den Meinigen, aber zugleich fühlte ich, wie die Kälte zu meinem Herzen drang, meine Sinne verwirrten sich, vor meinen Augen wurde es dunkel, und in dem Dunkel drängten sich die Gestalten meiner Lieben, aber über ihnen grinzte die lachende Fratze des Kretinen, sie war das letzte Bild meines entschwindenden Bewußtseins.

„Armes, unglückliches Wesen, wie Unrecht that ich dir, als ich meinen bösen Dämon in dir erblickte! wardst du doch das unscheinbare Werkzeug meiner Rettung. — Umstanden von fremden aber theilnehmenden Gesichtern erwachte ich, es war Tag, ich lag im warmen Bette in



1849

28

einem freundlichen Zimmerchen, auf dem Tische standen Arzneigläser, und ein Dienstmädchen war beschäftigt, meine Füße in gewärmte Tücher zu wickeln. Erstaunt und wie aus einem schweren Traume erwachend, richtete ich mich auf, was mir jedoch kaum gelang, da ging die Thüre auf und herein trat mein braver, alter Wirth aus Hirschhorn mit einem andern Herrn. Mit dem Ausdruck der Freude kam er auf mich zu und sagte, nun Gott sei Dank, daß Sie wieder so weit sind; als Sie mir gestern Abend in's Haus gebracht wurden, da gab ich wenig mehr für ihr Leben. Wie spät ist es jetzt? fragte ich mir die Stirne haltend, — Mittag vorbei, war die Antwort, in einer Stunde, denke ich, soll Ihre Frau hier sein, ich habe gestern Abend noch, als der Herr Doktor da sagte, daß Sie gerettet werden würden, einen Expressen an sie geschickt, denn Ihr Pferd kann in den ersten acht Tagen nicht weiter, und auch Ihr Wagen muß reparirt werden. Ich ließ mir jetzt von dem redseligen Manne den weitern Verlauf erzählen, und erfuhr, daß der Kretin, in dessen unvollkommene Seele eine Ahnung von dem, was er gesehen, hineingedämmert hatte, bei seiner Ankunft in dem Städtchen durch seine ungewöhnlichen Gestikulationen die Aufmerksamkeit seiner Umgebung erregt hatte, so daß die, welche seine unartikulirten Töne am ersten zu deuten verstanden, sich am Ende bewogen fanden, mit einer Laterne hinaus zu gehen, wo sie mich bewußtlos in der beschriebenen Lage fanden. Nicht ohne Mühe und nur durch herbeigeholte Hülfe gelang es den vereinten Anstrengungen mehrerer Männer, mich unter dem Pferde hervorzuziehen, so wie auch noch dieses los zu machen und in Sicherheit zu bringen. Das Fuhrwerk hatten sie mit Stricken festgebunden, und erst am andern Tage herein geholt. Während ich dieser Erzählung zuhörte, ertönte Peitschenknall und Wagengerassel, die Thüre flog auf, und in meinen Armen lag mein Weib und mein ältester Knabe.

„Gegen Morgen war der Bote nach M. gekommen, und sie waren in Begleitung meines Associe sogleich von dort weggefahren, mich zu holen. Die Gefühle des Wiedersehens nach solchem Mühsal und überstandener Gefahr wieder zu geben, will ich nicht versuchen, sondern meine Geschichte hier schließen. Die armen, wackern Leute, welchen ich meine Rettung verdankte, suchte ich zu belohnen, so weit meine Kräfte reichten, für das arme Wesen, welches die nächste Ursache dazu wurde, konnte ich ja leider Nichts thun. Es ruht jetzt längst aus von seinem elenden Dasein auf jenem stillen Kirchhofe, auf dem ich zu schlafen vermeinte, kein Rauschgold, keine Bänder mögen seinen Hügel zieren, im Gegentheile wahrscheinlich wuchert darauf die Nessel und der giftige Nachtschatten, aber es lebt doch noch ein Herz, das im Vorüberziehen seiner gedenkt und den aufrichtigen Wunsch hinüber sendet, es möge dem ewigen Weltgeiste gefallen, jener unreifen Seele auf einem andern Sterne eine vollkommnere Hülle zu gewähren."

C. H. H.

Ausländische Schmetterlinge.

(Taf. 28.)

Unsere Sammlung ausländischer Schmetterlinge bereichern wir durch den auf beiliegender Tafel abgebildeten Falter, Nymphalis Bernardus, einen ungewöhnlich seltenen, chinesischen Schmetterling, der nur in wenigen größeren Sammlungen vorkommt, von Fabricius zuerst nach einer Zeichnung des Herrn Jonas als Papilio Nymphalis beschrieben wurde, von Swainson den Namen Jasia erhielt, und der Gattung Charaxes zugezählt werden muß. Unsere Abbildung ist nach einem, in der Sammlung des Herrn Donovan befindlichen Exemplar, dessen Flügelweite 3½ Zoll beträgt. — In China, wo er heimisch ist, findet man ihn während der Monate Januar bis Mai, wo er die Blüthen der Camellien umschwärmt. Die Raupe und Puppe desselben ist nicht bekannt, eben so wenig deren Lebensart, Nahrung und Verwandlung, wie denn, leider, von unsern reisenden Naturforschern und Sammlern bis jetzt der Entwickelung jener geflügelten Blüthen einer als untergeordnet betrachteten Thierwelt, zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde, und man sich damit begnügte, das durch alle Phasen der Verwandlung gegangene Geschöpf als Prunkstück äußeren Glanzes in Kabinetten aufzubewahren.

1.

Ausrottung von Thiergeschlechtern der Jetztwelt.

Es ist für die Wissenschaft von größtem Interesse, zu erwägen, daß bereits einige unserer Mitgeschöpfe, einige Thiergeschlechter, aus dem Reiche der Lebendigen verschwunden sind, und zu erforschen, durch welche Ursachen deren Vertilgung erfolgt ist. In erster Reihe der Ursachen ihrer Vertilgung steht nun unstreitig ein zu beschränkter und abgegränzter Verbreitungsbezirk und eine eigene, in ihrem Körperbau beruhende Unbehülflichkeit und Wehrlosigkeit, welche ihnen weder Flucht, noch Widerstand möglich machten, so daß sie den Angriffen des ersten, sie treffenden Feindes wehrlos unterliegen mußten. Die Ausbreitung der menschlichen Kultur erstreckte sich aber in den letztverflossenen Jahrhunderten fast über alle Theile der Erde, und erreichte manchen früher nie besuchten, unbekannten Winkel derselben, und damit auch die daselbst wohnenden, vorher unbekannten Thiere. Beutelustige Seefahrer durchsegelten alle Meere, besuchten eine Menge wenig bekannter oder noch unentdeckt gewesener Inseln, und die Küsten vieler Festländer; durchsuchten dieselben, und fanden bald dasjenige heraus, was ihnen Nutzen oder Vergnügen versprach, eigneten sich dasselbe an und zerstörten Anderes aus Muthwillen. Interessante, gewinnversprechende Entdeckungen wurden zu Hause bekannt gemacht, und lockten nun eine Menge von Abentheurern in solche Gegenden, wo sie Beute zu erwarten hatten, und so kam es, daß manche vorher ganz unbekannte Gegend in kur-

zer Zeit nach allen Beziehungen durchforscht und ausgebeutet war, bevor die Wissenschaft ihr Recht der genauen Beobachtung der daselbst gefundenen Naturkörper geltend machen konnte; so daß ihr oft kaum noch eine Nachlese blieb. — Doch nicht allein durch Menschenhände wurde das Werk der Vertilgung vollbracht, sondern die Natur selbst hat zuweilen auch mitgewirkt, und durch vulkanische Revolutionen ꝛc. dasjenige zerstört, was dem Menschen entgangen ist. Betrachtet man übrigens die bereits aus der Fauna der lebenden Thiere verschwundenen Formen, so dringt sich unwillkührlich der Gedanke auf, daß dieselben einer vorweltlichen Schöpfung, in welcher der Mensch noch nicht zerstörend in der Natur einherging, angehört haben sollten, da ihre plumpen, ungeschlachten Körper nicht geschaffen waren, einen Kampf mit dem gewandtesten aller Räuber, dem Menschen, zu bestehen. Hiebei kann jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß auch einige andere Thierarten, denen Gewandtheit in hohem Grade nicht abzusprechen ist, gegenwärtig in der größten Gefahr schweben, in Bälde das Loos der erstern zu theilen, indem sie von einer allseitig sich ausbreitenden und vermehrenden Bevölkerung immer enger zusammengedrängt, von der Habsucht und Wißbegierde der Jäger und Naturforscher aber in ihren verborgensten Schlupfwinkeln aufgesucht und vermindert werden. Es ist übrigens mehr als wahrscheinlich, daß verschiedene Thierarten schon in früheren Zeiten, noch ehe der Mensch auf Naturforschung einigen Werth legte, durch denselben vertilgt worden sind, obgleich historisch keine Nachweisungen möglich sind, es sind ferner manche Gründe dafür vorhanden, daß einige der von den Alten erwähnten fabelhaften Geschöpfe dennoch wirklich einmal auf der Erde existirt haben möchten, wenn gleich auch hier kein Beweis geführt werden kann. Da es jedoch nicht meine Absicht ist, hierüber einige, dennoch vielleicht mögliche naturgeschichtliche Belege beizubringen, so begnüge ich mich, denselben erwähnt zu haben, und erlaube mir nur die Frage: Wo sind die Stammeltern mehrerer unserer Hausthiere hingekommen? —

1. Ausgerottete Säugethiere und Erwähnung einiger, deren Vertilgung zu besorgen ist.

Eines der merkwürdigsten Beispiele von dem baldigen Verschwinden durch Berührung mit Europäern — es erinnert unwillkührlich an die Ausrottung mancher farbigen Indianerstämme in Nordamerika, welche der Berührung mit den Weißen bereits unterlegen sind — gibt die nordische Meerkuh (Rytina Stelleri, Manatus borealis), welche im Jahre 1741 von dem Naturforscher Steller auf der Beringsinsel entdeckt wurde, und im Jahre 1768, also nach 27 Jahren, so vollkommen vertilgt war, daß man jetzt nichts mehr von ihr besitzt, als eine Beschreibung von Steller, eine Abbildung von Pallas, und einen Zahn von ihr im Petersburger naturhistorischen Museum. Da verschiedene Umstände ihre Vernichtung bewirkt und beschleunigt haben, so dürfte es zweckmäßig sein, in deren Geschichte etwas tiefer einzugehen.

Die Meerkuh — russisch Morskaia Korowa — war ein Riesenthier, denn sie erreichte eine Länge von 29½ Fuß Londoner Maß; der Umfang des Körpers betrug am dicksten Theile 24⅓ Fuß, das Gewicht aber 8000 russische Pfund. Der Körper nahm von den Schultern bis zum Nabel an Umfang zu, verdünnte sich aber von dort gegen den Schwanz hin im gleichen Verhältnisse. Das ganze Thier war eine unförmliche Fleischmasse, den Walen ähnlich, mit unverhältnißmäßig kleinem Kopfe, solchem Maul und Augen. Statt der Zähne waren im Ober- und Unterkiefer je ein weißer Knochen, der gleichsam aus einer ganzen Reihe zusammengewachsener Zähne bestand, auf die Kieferknochen befestiget, so daß sie also in keinem Zahnfleische staken, oben waren sie ziemlich eben, aber sie hatten wellenförmige Querleisten oder Hohlkehlen, welche in Furchen des gegenüberstehenden Zahnes eingriffen. — Eben so, wie ihrem Gattungsverwandten, fehlten ihr die Hinterbeine gänzlich, statt deren ein zweilappiger Schwanz das Hinterende des Körpers bildete; statt der Vorderfüße der Lamentine waren mehr Ruderflossen ähnliche Extremitäten vorhanden, welche jedoch so weit ausgebildet waren, daß das Thier damit gut schwimmen, an feuchten Ufern gehen, zwischen Klippen hindurchschlüpfen, Meerkräuter abreißen und ausgraben konnte; so wie sie auch seine einzige Waffe beim Fange waren, indem es sich so fest an Steine damit anklammerte oder spreizte, daß, wenn Gewalt gebraucht wurde, ganze Stücke der Fußhaut absprangen und an den Steinen hängen blieben. Die Oberhaut (Epidermis) war gegen 1 Zoll dick, runzlich wie Chagrin, der Rinde einer Eiche ähnlicher als einer Thierhaut, frisch dunkel rauchig rothbraun, trocken so schwarz wie Ebenholz; auf dem Rücken war sie glatt, aber voller Querrunzeln, an den Seiten jedoch rauh, wie aus abgeschnittenen Schwämmen oder Meerröhrchen zusammengesetzt; wodurch zumal der Kopf ein struppiges, ungeschlachtes Aussehen erhielt. Diese Haut umgab den ganzen Körper wie ein Panzer, und schützte das Thier beim Anprallen an Eisschollen und Klippen, wozu es bei Stürmen oft genug Gelegenheit gibt. Die eigentliche Haut war nur 2 Linien dick, weich und weiß, und so dicht und fest, wie beim Walfisch. Der innere Bau entsprach dem sonderbaren Aeußern vollkommen, denn der Magen war 6 Schuh lang und 5 breit, und, wenn er vollgefressen war, so schwer, daß vier starke Männer daran zu tragen hatten; die Gedärme aber hatten eine Länge von 597 Fuß, welche die des Thieres 20½mal übertraf. Es waren harmlose, unersättliche Thiere, welche die meiste Zeit mit Fressen zubrachten. Sie hielten sich gerne an feuchten, sandigen Oertern am Strande, zumal gerne an den Mündungen der Flüsse auf, gingen nie an's Land, blieben aber während der Ebbe manchmal im Schlafe liegen, und konnten nun sehr leicht todtgeschlagen werden. Wenn sie Nahrung suchten, was gewöhnlich in großer Gesellschaft geschah, so trieben sie ihre Jungen vor sich her, und

schlossen sie von den Seiten und von hinten sorgfältig ein. Sie kamen, wenn das Meer stieg, manchmal so nahe an das Land, daß man sie mit der Hand berühren konnte; schlug man hier nach ihnen, so entfernten sie sich etwas vom Lande, kamen aber bald wieder an die vorige Stelle. Sie hielten sich gewöhnlich familienweise zusammen, nämlich ein Männchen und ein Weibchen mit einem erwachsenen und einigen kleinen Jungen, welche sie zu jeder Jahreszeit, doch zumeist im Herbst, bekamen. Als sehr gefräßige Thiere waren sie fast immer mit Aufsuchung der Nahrung verschiedener Tange, wovon sie hauptsächlich vier Arten auswählten, beschäftigt, wobei sie den Kopf beständig nach unten trugen, und so wenig um ihre Sicherheit besorgt waren, daß man mit Kähnen mitten unter sie fahren konnte, ohne sie zu stören. Sie gingen wie Rinder auf der Waide mit einem Fuß um den andern langsam vorwärts, so daß sie zum Theil schwammen, erhoben alle 4 bis 5 Minuten die Nase aus dem Wasser, und bliesen mit einem, dem Wiehern der Pferde ähnlichen Geräusche die Luft und etwas Wasser von sich. Ihre Anwesenheit im Meere wurde durch die vom Strande ausgeworfenen Haufen von Wurzeln und Stengeln der abgefressenen Tange verrathen. Um nach einer reichlich genossenen Mahlzeit auszuruhen, legten sie sich zum Theil auf den Rücken, gingen aber zuvor etwas tiefer in das Meer, um nicht von der Ebbe trocken gelegt zu werden. Im Winter erstickten manche unter dem Eise, und wurden wie die, welche in Stürmen an Felsen geschleudert worden waren, todt an's Land getrieben; in dieser Jahreszeit waren sie auch so mager, daß man die Rippen zählen konnte. Ihre Sinne waren nicht fein, denn sie scheinen vom Sehen und Hören wenig Gebrauch gemacht zu haben, und ihre Stimme beschränkte sich auf ein Seufzen, wenn sie stark verwundet waren. Dagegen war ihre Liebe zu einander, zumal die Gattentreue und Kinderliebe in hohem Grade bei ihnen zu bewundern. Steller erzählt davon ein Beispiel, welches der Mittheilung würdig ist. Ein von Fischern getödtetes Weibchen wurde von denselben fortgeschleppt. Das Männchen verfolgte die Mörder seines Weibchens auf das Heftigste bis an's Ufer, ob es gleich stets mit den heftigsten Keulenschlägen zurückgetrieben wurde. Selbst als sein Gatte bereits getödtet war, schoß es mehrmals zu dem todten Körper hin. Ja, als man am folgenden Tage das Thier zerlegen wollte, um das Fleisch fortzutragen, fand man das Männchen bei seiner Gattin, und als Steller am dritten Tage zu dem Ueberrest des Körpers kam, hatte jenes seine todte Gattin noch nicht verlassen. — Um Meerkühe zu fangen, fuhren 4 — 5 Mann zu einer Heerde, warfen einem Thiere einen eisernen Haken in den Leib, und 30 Mann zogen an dem an dem Haken befestigten Seile das verwundete Thier gegen das Land, während die Harpunire im Boot demselben mit Stechen und Stoßen zusetzten. Seine Gegenwehr bestand nur im Hin- und Herschlagen mit dem Schwanze und Sperren mit den Vorderfüßen, zuweilen aber kam die übrige Heerde ihrem kämpfenden Kameraden zu Hülfe, und legte sich theils auf das Seil, daß die Männer am Ufer nicht mehr ziehen konnten, oder das Seil abriß, oder sie suchten mit ihren Rücken das Boot umzustoßen.

Dieses arme Thier wurde sowohl wegen seines Fleisches, als wegen der Haut verfolgt. Ersteres hatte den Geschmack des Rindfleisches, nur war es grobfaserichter, dafür hielt es sich aber lange, ohne in Fäulniß überzugehen. Das Fleisch der Jungen war dem Kalbfleisch ähnlich. Das abgekochte Fett der Alten glich dem Mandelöl und übertraf die beste Butter an Wohlgeschmack, das der Jungen war dem Schweinefette ähnlich. Die Haut aber lieferte den Karäken und Tschuktschen ganze Kähne oder Baidaren, oder sie wurde zu Riemen und Schuhsohlen verarbeitet. — So viel man mit Bestimmtheit weiß, lebte die Meerkuh selten in der Beeringsstraße, besonders zahlreich aber an den Küsten der Beerings- und Kupfer-Inseln, welche aus einer Reihe kahler, an einander hängender Klippen und Berge von Granit bestehen, und wahrscheinlich einmal zusammenhingen, vielleicht auch mit Kamtschatka selbst verbunden waren. Daß sie auch an der Küste Kamtschatka's gelebt habe, wird in neuerer Zeit bezweifelt, wahrscheinlich aber ist es, daß todte an dessen Strande ausgeworfen wurden, wie dieses auch an der grönländischen Küste wenigstens einmal der Fall gewesen sein muß *). — Nach den neuesten Forschungen des russischen Akademikers Bär **) kann aber kaum mehr ein Zweifel obwalten, daß diese Thierart jetzt völlig ausgerottet ist, denn seit dem Jahr 1768, mithin seit nun 74 Jahren, ist keine Spur derselben mehr aufgefunden worden, so daß sie nur 27 Jahre die Berührung mit der europäischen Gewinnsucht auszuhalten vermochte. Schon damals, als Beering auf der Rückkehr von Osten (1741) an der Beerings-Insel scheiterte, und mit seiner Mannschaft einen Winter daselbst zubringen mußte, wurde mit der Entdeckung der Seekuh auch deren Vertilgung begonnen, indem sie für die gescheiterte Schiffsmannschaft fast die einzige Nahrung bildete, und deßwegen in großer Anzahl getödtet wurde. Die letzte Seekuh auf der Beerings-Insel wurde 1768 erlegt. Später ist in jener Region kein solches Thier wieder gesehen worden. Von diesem Faktum gibt uns Sauer Zeugniß, der als Sekretär des Kapitän Billing die Expedition begleitete, welche in den Jahren 1789 — 93 die Ostküste von Sibirien und die ihr anliegenden Inselgruppen untersuchte. Langsdorf ***), der als Naturforscher zu Anfang dieses Jahrhunderts Herrn von Krusenstern auf seinen Seereisen begleitete, besuchte die ganze Inselkette zwischen Amerika und Kamtschatka, sammelte ausführliche Nachrichten über die Naturprodukte dieser Gegenden, und er bezweifelte nicht im Geringsten obige

*) Siehe Otto Fabricius Fauna Groenlandica von 1780, Seite 6, wo ohne Zweifel von unserem Thiere die Rede ist. Es soll nämlich ein etwas verwitterter Schädel der Meerkuh daselbst gefunden worden sein.

**) Siehe Corresp. im Morg.Bl. v. 1842 Nro. 124.

***) Langsdorf nannte die See- oder Meerkuh Manati Gigas.

Angabe Sauers. Die Verhältnisse des nordwestlichen Continents von Amerika und der Inselgruppen im nordöstlichen Meer sind seit einer langen Reihe von Jahren so beschaffen, daß, wenn noch Thiere dieser Gattung in irgend einem Winkel lebten, sie nicht lange verborgen bleiben könnten. Seit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts steht die ganze Inselkette zwischen Kamtschatka und Amerika, so wie der russische Antheil vom Festlande Amerika's, unter der russisch-amerikanischen Kompagnie, deren Hauptkomptoir auf der Insel Sitcha in Neuarchangelsk sich befindet. Unterkomptoire oder Ansiedelungen sind überall zerstreut, und reichen bis in die Nähe der Beeringsstraße. Von Sitcha aus werden die Expeditionen zum Thierfang ausgerüstet; dort laufen regelmäßige Berichte von allen untergeordneten Niederlassungen ein. Auch die Kurilen, die längere Zeit nicht besucht waren, sind jetzt mit Ansiedelungen besetzt, die keinen andern Zweck haben, als den Thierfang, mit dem die Bevölkerung unaufhörlich beschäftigt ist. Die beständigen Fahrten nach der in Oberkalifornien bestehenden Kolonie Roß haben zur Folge, daß man einen größern Theil der Küste von Amerika immer vor Augen hat. Die Erinnerung an die Seekuh ist aber bei den dortigen Volksstämmen völlig verschwunden. Die Küste der Tschuktschen und die amerikanische Küste jenseits der Beeringsstraße werden zwar nicht regelmäßig für den Thierfang besucht, man hat deßwegen vermuthet, daß die Seekühe sich hieher gezogen haben könnten. Aber in neuester Zeit besuchten viele wissenschaftliche Expeditionen, von den talentvollsten russischen Marine-Offizieren geleitet, jene Gegenden, Kompagniebeamte unternehmen beständige Fahrten dorthin, und dennoch hat Niemand etwas von diesen Thieren erfahren können. Die früheren Verwalter der russisch-amerikanischen Kolonien, der Contre-Admiral Wrangel, Chlebnikow, der dreißig Jahre am Nordostmeer gelebt und eine Menge Reisen im Bereiche der Kolonien gemacht hat, endlich ihr vorletzter Direktor, der Flottenkapitän Etholin, wissen nichts davon, daß das Thier in jenen Meeren in neuerer Zeit aufgefunden worden wäre. Selbst die Pelzjäger jener Gegenden sollen keine Erinnerung mehr von demselben haben. Herr von Wrangel berichtete nur, es gehe die Sage, daß man im Boden der Beeringsinsel zuweilen ganz ungewöhnliche Thierknochen finde. Alle drei sind der Meinung, daß im Lande der Tschuktschen dieses Thier nie gelebt habe, denn es finde sich bei den Tschuktschen keine Kunde davon; im andern Fall müßte sie auch nach Sitcha gekommen sein, da jährlich Schiffe zu den Tschuktschen fahren. — Nach allen diesen Berichten ist es also höchst wahrscheinlich, daß die Meerkuh vollkommen ausgerottet ist und nie wieder zum Vorschein kommen wird.

Von einem andern Seethiere, dem Seeaffen, welchen Steller zwischen den Inseln, unweit der amerikanischen Küsten am 10. August 1741 bemerkte und einige Stunden lang beobachtete, ist seitdem auch keine Spur mehr aufgefunden worden, so daß man nicht weiß, was man daraus machen soll. Interessant genug ist, was Steller darüber mittheilt, und ich kann nicht umhin, seine eigenen Worte hier anzuführen. „Es war etwa zwei russische Ellen lang; der Kopf glich einem Hundekopf mit aufgerichteten Ohren. Von der Ober- und Unterlippe hingen auf beiden Seiten Bärte herab; die Augen waren groß; der Leib lang, ziemlich dick und rund, gegen den Schwanz allmählig abnehmend. Die Haut schien mit Haaren bedeckt, die auf dem Rücken eine graue, am Bauche eine weißröthliche Farbe hatten, im Wasser sah aber das Thier roth aus, wie eine Kuh. Der Schwanz war in zwei Finnen gespalten, wovon die obere doppelt so lang, als die untere war. Nichts schien mir aber wunderbarer, als daß weder Vorderfüße noch Finnen an deren Statt zu sehen waren. Conr. Gesners Abbildung seines Seeaffen*) (Simia marina donica) kommt der Gestalt dieses Thiers nahe. Wenigstens verdient unser Seethier, sowohl in Rücksicht der Aehnlichkeit seiner Gestalt, als wegen seiner wunderbaren Sprünge, Bewegungen und Anstand diesen Namen. Es schwamm über zwei Stunden lang um unser Schiff, und sahe bald den einen, bald den andern mit Verwunderung an; zuweilen kam es dem Schiff so nahe, daß man es mit einer Stange hätte erreichen können, sobald sich aber Jemand näherte, so entfernte es sich. Es konnte sich auf ein Drittheil seiner Länge über dem Wasser so gerade wie ein Mensch aufrichten, und blieb zuweilen einige Minuten in dieser Stellung. Nachdem wir es etwa eine halbe Stunde betrachtet hatten, schoß es wie ein Pfeil unter unserem Fahrzeuge durch, und kam auf der andern Seite wieder hervor; bald darauf tauchte es abermals unter und zeigte sich auf der vorigen Stelle; dieß wiederholte es wohl dreißigmal. Da das Meer ein Seegewächs herbeitrieb, welches an einem Ende wie eine Flasche kolbigt und hohl, gegen die Spitze aber dünne war, so schoß das Thier, sobald es dieses erblickte, darauf zu, schnappte es mit dem Maule auf, und kam damit gegen unser Schiff geschwommen, wobei es solche Wendungen und Affenstreiche machte, daß man sich nichts Possierlicheres denken konnte. Es schoß endlich in die See und kam vor jetzt nicht wieder zum Vorschein; nachmals sahe man es dennoch wieder an verschiedenen Orten des Meeres."

Bei der anerkannten Gewissenhaftigkeit und Beobachtungsgabe des unglücklichen Steller kann nicht bezweifelt werden, daß er das beschriebene Thier gesehen habe; aber es ist seitdem kein ähnliches Thier in jenen, seit dem viel befahrenen Gewässern bemerkt oder erlegt worden, und es bleibt deßwegen ungewiß, ob dieser Seeaffe in der Natur gar nicht mehr existirt, oder sich in die unzugänglichen Gewässer unter das Polareis zurückgezogen haben mochte, woher das von Steller gesehene Exemplar aber auch verirrt sein konnte. Wäre die Haut nicht als mit Haaren bedeckt beschrieben — was Steller übrigens in einer solchen Nähe wohl un-

*) Dieses Thier zeigt in der Abbildung menschliche Arme, welche damals in der Phantasie Stellers verschwunden sein mochten.

terscheiden konnte — so möchte man auf die Vermuthung kommen, daß hier eine Delphinart, welche solche Sprünge und Gaukeleien ausführen, die Rolle des Seeaffen übernommen habe. Allein einen behaarten Delphin gibt es nicht, so wenig als eine ganz fußlose Robbe, an welche der Bart am Hundskopfe, die Behaarung &c. erinnern müssen. Deßwegen bleiben nur Vermuthungen übrig, wenn nicht ein glücklicher Zufall ein ähnliches Thier einem Forscher vor die Augen bringt.

Von einer dritten Thierart, die vielleicht zur Zeit Stellers schon vertilgt war, will derselbe auf einer der Inseln des Nordostmeers Spuren gesehen haben. Da es jedoch nicht ausgemacht ist, ob Steller nicht Knochenreste eines vorweltlichen Thieres gesehen hat, so kann hierüber nicht weiter gesprochen werden.

Dieses wäre nun das Hauptsächlichste, was über die Ausrottung jetztweltlicher Säugethiere bekannt ist, und es folgen nun noch einige Bemerkungen über Thierarten, deren Vertilgung in kurzer Zeit zu befürchten ist.

Die See-Fischotter (Mustela Lutris L.). Die ungeheure Anzahl, in welcher dieses schöne Pelzthier auf dem Festlande von Kamtschatka und den zwischen diesem Lande und Amerika gelegenen Inseln des kalten Meeres lebte, ist die Ursache seiner nicht ausbleibenden Vertilgung, indem der Verbrauch seines herrlichen Pelzwerkes sich so weit ausdehnte, daß es in immer größerer Anzahl erlegt werden mußte, wodurch jetzt seine Verbreitung bereits in engere Gränzen zurückgewichen ist, so daß dessen gänzlicher Vertilgung mit ziemlicher Gewißheit entgegen gesehen werden kann. So war die See-Otter zu Stellers Zeit um Kamtschatka in Menge vorhanden, und in neuerer Zeit hat man sie nicht mehr daselbst gefunden; sie war in jener Zeit auf der Beerings-Insel so zahlreich, daß in wenig Monaten 800 Stück getödtet wurden, und jetzt ist sie auch auf dieser Insel selten. Es ist aber auch nicht zu verwundern, wenn eine Thierart sich vermindert, welcher auf fast unglaubliche Weise nachgestellt wurde. Denn nach der zweiten Beering'schen Expedition, durch welche eine ziemlich genaue Kunde über das östlich von Kamtschatka gelegene Meer und dessen Bewohner verbreitet wurde, strömte eine Menge von Kaufleuten, Pelzjägern und Abentheurern aller Art hinzu, um an der reichen Beute von Pelzthieren Antheil zu nehmen. In Folge dieses Zuströmens von Europäern, welche sich nicht selten Reichthümer durch den Pelzhandel erwarben, wurde nicht nur die ganze Inselkette von Kamtschatka bis nach der Halbinsel Aljöska entdeckt, sondern auch ihre Naturprodukte so gründlich untersucht und ausgebeutet, daß ihr Vorrath an Seethieren sehr abgenommen hat und die Verbreitung derselben genau bekannt wurde. Dieses Thier, welches beinahe die Veranlassung eines Seekrieges zwischen zwei mächtigen Nationen geworden wäre, indem der pekuniäre Gewinn seines Fanges von Bedeutung war, dessen Pelzwerk die nächste Ursache zu mehreren Weltumsegelungen geworden ist, und das sich durch seine eigenthümlichen Sitten auszeichnet, verdient, hier etwas genauer betrachtet zu werden.

Die See-Fischotter — russisch Morskoy Bobr — ist ungefähr 3 Fuß lang und wiegt völlig gewachsen gegen 80 Pfund. In der Gestalt gleicht sie der Gattungsverwandtin, der Fluß-Fischotter, ist aber dicker; der Schwanz ist wie bei dieser, platt und breit. Alle vier Füße sind mit Schwimmhäuten versehen, und die Zehen stark behaart. Die dicke, stumpfe Schnauze des platten Kopfes ist mit weißen, starken Borstenhaaren besetzt. Das aus 32 — 34 Zähnen bestehende Gebiß ist scharf und stark, und dem der Fluß-Fischotter ähnlich, mit der sie auch in der Nahrung, die aus Fischen und andern kleinen Seethieren besteht, übereinkommt. Die Haut ist mit sehr weichen Woll- und Stachelhaaren von verschiedener Länge bedeckt. Diese Haare sind gewöhnlich schwarz, doch gibt es auch braune, wie bei der Fluß-Fischotter, silberfarbige und ganz weiße. Das Pelzwerk der schwarzen und weißen ist am meisten geschätzt. Die Meer-Fischotter ist ein sehr kluges Thier, das den Nachstellungen seiner zahlreichen Feinde, wozu, neben dem Menschen, besonders die Seebären und Seelöwen gezählt werden müssen, häufig durch allerlei listige Ränke entgeht. Ob sie gleich am Gesichtsorgan etwas verkürzt ist, so bemerkt sie doch vermittelst ihres scharfen Gehöres und feinen Geruches ihre Feinde in großer Entfernung, und sucht denselben durch Umwege zu entkommen, wobei sie überdieß so schnell gehen kann, daß der beste Läufer sie nicht einzuholen vermag. Die Jagd auf dieses Thier ist deßwegen sehr beschwerlich, und nicht selten auch gefährlich. Am leichtesten ist sie noch auf dem Eise zu erlegen, weßhalb gewöhnlich diese Jagdart gewählt wird. Da der Jäger gewöhnlich die Beschaffenheit des Eises nicht genau kennt, so ereignet es sich nicht selten, daß der Wind die Eisstrecke, auf der er jagt, vom Lande trennt, und weit in das Meer hinein treibt. Der Hund, dessen man sich bei dieser Jagd bedient, geht leichter auf den losgetrennten Eisschollen der Otter nach, und der Jäger, der bei dichtem Nebel nicht weiß, wo er ist, und die Eisspalten oft nicht sieht, geht dem Hunde nach und geräth dadurch fast immer in Lebensgefahr. Wittert der Hund die Otter, so stellt er sie, und die letztere hält so lange aus, daß sie der Jäger mit der Keule erschlagen oder auf andere Weise tödten kann. Die Otter hat große Lebenszähigkeit, und kann deßwegen nur durch Schläge auf den Kopf getödtet werden. Bei diesen Jagden ereignet es sich nicht selten, daß der Jäger auf den Eisschollen meilenweit in das Meer hineingetrieben wird, so daß er tagweise darauf zubringen muß. Ist die Otter dem Jäger aber glücklich entkommen, dann bleibt sie in einiger Entfernung von demselben stehen, sieht ihm gleichsam höhnisch in's Gesicht, hält die Pfote über die Augen, als ob sie vom Licht geblendet würde, kratzt sich und treibt allerlei affenartige, lächerliche Possen. Auffallend ist die eheliche und mütterliche Liebe dieser Thiere, und es scheint, daß der Schöpfer vielen der hochnordischen Thiere diese Eigenschaften in höherem Grade beigelegt habe, weil sie hier am nöthigsten waren, da zumal ohne besondere mütterliche Vorsorge die Jungen sehr leicht zu

Grunde gehen müßten. Sie leben das ganze Jahr gepaart, und jedes Männchen hat nur ein Weibchen, so wie dieses auch nur ein Junges jährlich zur Welt bringt. Das Junge kommt stets auf dem Lande zur Welt. Die Mutter trägt es, bevor es schnell gehen kann, immer im Maule mit sich fort; im Schlafe hat sie es mit den Vorderpfoten umarmt, was auch der Fall ist, wenn die Mutter auf dem Rücken schwimmt. Nicht selten wirft die Mutter ihr Junges in die Luft und fängt es wieder geschickt auf, und drückt und liebkost es auf eine fast überthierische Weise. Die größte Gefahr vermag nicht, die Mutterliebe zu unterdrücken, und die Mutter läuft dem Räuber ihres Kindes winselnd nach wie ein Hund. Steller hatte einige Junge gefangen; er setzte sich damit in den Schnee nieder, und nun kamen die Alten unter einem winselnden Geschrei ganz nahe zu ihm, um die in den Schnee gelegten Jungen wieder zu erhalten. Als er nach acht Tagen denselben Fleck wieder besuchte, von wo er die Jungen fortgetragen hatte, fand er dort noch eine der Mütter. Sie ließ sich in großer Traurigkeit ruhig todtschlagen, und mit Verwunderung bemerkte er beim Abstreifen des Felles, daß dieses, noch kurz zuvor wohlbeleibte Thier, innerhalb der acht Tage sich fast zum Skelet abgehärmt hatte. Andere Mütter sah man ihre am Lande schlafende Jungen bei Gefahr wie einen Stein in das Meer wälzen, um sie zur Flucht aufzumuntern und dem Feinde zu entziehen.

Vor den Expeditionen Beerings war diese Otter auf vielen Inseln des kamtschatkischen Meeres und auf den daran stoßenden Festländern heerdenweise anzutreffen. Man fand sie von der Beeringsstraße bis auf die Aleuten, und von Kamtschatka bis nach Aljäska, und zwar gewöhnlich in größeren Vereinen beisammen. Jetzt bewohnen sie nur noch die weniger zugänglichen Klippen und Inseln, und ziehen sich alljährlich mehr und mehr gegen die ewigen Eisfelder des Eismeeres, wo sie nach und nach gänzlich verschwinden werden. Es ist freilich auch kein Wunder, wenn es den Pelzjäger nach einem Felle gelüstet, das ihm 2—300 fl. einträgt, was gegenwärtig der gewöhnliche Preis derselben ist.

Der Auerochs oder Wiesent der Deutschen (Bos urus Gm.). Dieses größte europäische Säugethier ist nicht, wie manche glauben, die Stammrasse unseres Rindviehes, sondern eine nicht zähmbare, selbstständige Art, welche sich in früherer Zeit über den ganzen gemäßigten Theil Europa's verbreitet hatte, und nun auf einen einzigen Wald in Litthauen beschränkt ist. Die meisten Zoologen behaupten, daß der Auer auch im Kaukasus gefunden werde; allein Professor Eichwald, welcher den Kaukasus selbst besucht hatte, bestreitet diese Angabe, und bemerkt, daß der Auer niemals ein Bewohner dieses Gebirgszuges gewesen seie, indem er durchaus keine bestimmte Nachricht über dieses Thier einzuziehen vermochte *). Es ist also nur noch ein kleiner Fleck, auf dem dieses große Thier vorkommt, wo es überdies mehr wie in einem Park gehalten, gefüttert und geschützt wird. Der Wald von Bialowesha liegt im Prushan'schen Kreise des Grodno'schen Gouvernements auf einer großen Fläche, die fast von allen Seiten von einer ebenen Steppe begränzt ist; sein Umfang mag wohl an 160 Werste betragen, die größte Länge etwa 50, meist nur 40 bis 45 Werste, er enthält außer den kaiserlichen Besitzlichkeiten etwa 88,000 Dessätinen Land in sich; zu diesen Krongütern gehört Bialowesha, Melnika, Nemorssha, Tushemlja, Massewoh, mit der deutschen Kolonie Tsoholo, aus 17 schwäbischen Familien bestehend, ferner Narewka, Skupowa, Beroazkimosk, Lipini, das Dorf Oreskowa, Hurinowgrud, endlich noch ein kleines Stück Kirchenland. Der Wald selbst besteht meist aus Nadelholz, hin und wieder mit Birken gemischt; Weiden sind nicht selten, weil der Grund an vielen Stellen sumpfigt ist, etwa der zwölfte Theil ist Morastgrund; die meisten der Sümpfe sind zugänglich, bei wenigen ist dieses nicht der Fall, und hier wachsen viele Rohrgewächse; der übrige Boden ist sandig oder lehmig, mit schwarzer Erde gemischt. — In diesem kaiserlichen und einem angränzenden kleinern, dem Grafen Tiskiewitsch gehörigen Walde leben und vermehren sich die Auer ziemlich stark, so daß ihre Anzahl gegenwärtig im Zunehmen begriffen ist. So betrug ihr Stand im kaiserlichen Antheil im Jahre 1820 nur 350 Stück, acht Jahre später, 1828, aber war er auf 696 Stück angewachsen, da der Hegung und Vermehrung ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet ist. Um die Auer besser zu hegen, ist der Wald in zwölf Unterforsteien getheilt, und wird rings umher von 118 Jägern bewacht, die an den Gränzen desselben an Stellen wohnen, die ihnen von den Königen von Polen in früheren Zeiten zur Urbarmachung angewiesen worden waren. Diese Jäger haben auch hauptsächlich darauf zu sehen, daß sich die Auer nicht aus dem Walde entfernen, was überdieß nie geschieht, da sie nie die Ebenen besuchen. Im Winter erhalten die Auer 750 Fuder Heu à 20 Pud, welches auf Haufen geschichtet und fest angedrückt wird; in deren Nähe halten sie sich dann um diese Jahreszeit auf. Der Auer erreicht ein Gewicht von 12 bis 16 Centnern, und ist ein gewaltiges, aber scheues Thier, welches sich den Wohnungen der Menschen nicht nähert, sondern stets die dicksten Waldpartheien aufsucht und verborgen lebt. Obgleich derselbe so kräftig ist, daß ein alter Stier im Stande ist, mit drei Wölfen fertig zu werden, so unterliegen dennoch sehr viele diesem gefräßigen Raubthiere, welches im Bialowesher Walde ebenfalls sehr zahlreich ist, da der Auer bei Angriffen der Wölfe sich nicht wie das zahme Rindvieh auf Steppenwaiden im Kreise stellt und die Jungen zwischen sich nimmt und beschützt. So lange die Jagd auf Raubthiere eingestellt war, wurden in zwei Jahren 54 Auer von Wölfen zerrissen. Die Wölfe verfolgen den schwerfälligen, zu Dauerläufen wenig geeigneten Auer so lange, bis er ermüdet niederfällt, und keinen Gebrauch mehr von seiner furchtbaren Waffe machen kann, reißen ihm alsdann

*) General Rosen und Prof. Baer behaupten sein Vorkommen im Kaukasus neuerdings.

lebend Stücke Fleisch aus dem Leibe, bis er vollends verendet. Einfältige Kälber und jüngere Rinder werden natürlich noch öfter die Beute der Wölfe. Zu diesem kommt noch der Umstand, daß sie sich im Verhältniß zu ihren Verlusten doch nicht stark genug vermehren, wie denn im Jahre 1829 von 663 Alten nur 48 Kälber zur Welt kamen. Es ist deßwegen die Existenz dieser höchst interessanten Thierart stets in Gefahr; indem eine einzige Seuche oder der Ausbruch der Wuthkrankheit unter den zahlreichen Wölfen leicht die ganze Heerde vertilgen könnten; so wie die fortschreitende Kultur mit Zunahme der Bevölkerung ebenfalls ungünstiger wirken wird. Ohne den Schutz der polnischen Könige und jetzt des russischen Kaiserhauses, wäre von diesem Thiere längst nichts mehr übrig, als die Erinnerung. In Preußen wurde im Jahre 1755 durch einen Wilddieb der letzte Auerochs erlegt.

Der Steinbock der Centralalpen (Capra Ibex L.). Dieses kräftige und flüchtige Thier bewohnte in früherer Zeit den ganzen Zug der europäischen Centralalpen, und war in manchen Theilen derselben sehr zahlreich, ist nun aber fast überall ausgerottet. In Salzburg und Tirol, wo er sehr gemein war, ist er schon vor 100 Jahren der Jagdlust der Jäger und Wildbiebe unterlegen, da ihm wegen der — ihm zugeschriebenen wunderbaren Heilkräfte auf jede mögliche Art nachgestellt wurde. Im Jahre 1706 wurde der letzte Steinbock im Zillerthal eingefangen, und vor 45 Jahren der letzte im ganzen Tirol erlegt, von dem als Andenken die Hörner in Innspruck aufbewahrt werden. Gegenwärtig lebt er noch in den Umgebungen des Montblanc, in den Gebirgen um Aosta, von Sarawanche und Cogne in Piemont, und auf den Bergen zwischen dem Seria und Viescherthal. In neuerer Zeit hat die Regierung von Bern Versuche gemacht, ihn im Berner-Oberlande wieder einheimisch zu machen; da die zu diesem Zwecke getroffenen Anstalten aber nicht ganz zweckmäßig waren, ohne guten Erfolg. Es ist nun, wenn für die Schonung und Vermehrung desselben von den betreffenden Regierungen nicht besondere Vorsorge getroffen wird, mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß auch dieses merkwürdige Thier in der nächsten Zeit aus der europäischen Fauna verschwinden wird.

Der pyrenäische Steinbock (Capra pyrenaica). Dieser vom vorigen verschiedene Steinbock ist bereits auf einen so kleinen Verbreitungsbezirk, nämlich die Nordseite des Pyrenäengrathes, zwischen den Thälern Baroges, Cantores und Ossau, in der Nähe von Pragners, beschränkt, daß seinem gänzlichen Verschwinden ebenfalls in Bälde entgegen zu sehen ist.

Ein Steinbock, den Belon auf den Gebirgen Kreta's gefunden hat, ist seit diesem von Niemanden mehr gesehen worden, und also wahrscheinlich längst spurlos vertilgt, so daß nicht einmal die Art, der er angehörte, bestimmt werden kann.

2. Ausgerottete Vögel, und Bemerkungen über solche, deren Vertilgung in nächster Zeit bevorsteht.

Der Walgvogel, Dronte (Didus ineptus). Eine Beschreibung dieses seltsamen Vogels will ich nicht wiederholen, da sie in jeder allgemeinen Ornithologie nachgesehen werden kann. Die ersten Nachrichten über diesen Vogel ertheilt uns Clusius, welcher sie von holländischen Schiffern erhalten hatte. Im Jahre 1598 segelten acht holländische Schiffe aus Holland nach den Molukken. Fünf derselben landeten im September 1599 auf der Insel St. Moritz, um dort Wasser zu bekommen. Unter mancherlei daselbst vorgefundenen Thieren und Vögeln fanden sie auch den Dronte, den die Schiffleute Walgh-Vogel, d. h. Ekel erregenden, nannten, theils weil er durch langes Kochen nicht weich wurde, mit Ausnahme der Brust und des Magens, welche gut schmeckten, theils weil ihnen die Tauben besser behagten. Später sah Clusius bei Professor Peter Paw zu Leyden einen abgeschnittenen Fuß, welcher kurz vorher von der Insel St. Moritz gebracht worden war. Th. Herbert, welcher 1626 und 27 Indien und Persien bereiste, besuchte auch die erwähnte Insel, und fand den Dronte daselbst, so wie er ihn auch auf Rodriguez bemerkte. Im Jahr 1618 traf Bontekon den Dronte auf der Insel Mascarenhas (jetzt Bourbon) an. Nach diesem beschreibt ihn Jakob Bontius, welcher von 1627 an viele Jahre zu Batavia als Arzt lebte, als einen auf der Insel Moritz häufigen Vogel. Seit dieser Zeit scheint der Vogel von diesen Inseln ganz verschwunden zu sein, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er durch die nach und nach daselbst gelandeten Seefahrer vertilgt wurde, denn Morell, welcher als Verwalter der Spitäler auf St. Moritz längere Zeit gelebt hatte, berichtete im Jahre 1778, daß man seit mehr als 60 Jahren, seit dem die Insel bewohnt ist, weder auf ihr, noch auf Bourbon und Rodriguez, selbst nicht auf den viel später entdeckten Seichellen, einen Dronten bemerkt habe. — Außer einem Oelgemälde war von dem Dronten bisher nur noch ein Fuß im britischen Museum und ein Kopf und Fuß im ashmolischen Museum zu Oxford vorhanden und bekannt, welche wahrscheinlich von dem ausgestopften Exemplare des John Tradescant, welches im Oxford'schen Museum zu Grunde ging, und 1755 weggeworfen wurde, herrühren. Im Jahre 1830 hat aber Desjardins unter Lavalagern im Kalktuff auf Rodriguez eine Hirnschale, ein Brustbein, einen Oberarm, Schenkel und ein Fersenbein entdeckt und an Cuvier eingeschickt, welcher bei seiner Anwesenheit in England diese Knochen mit den englischen verglichen und sich dadurch von der Selbstständigkeit dieses Vogels überzeugt hat; im Sommer 1840 wurde endlich durch Cand. Reinhardt in Kopenhagen eine weitere Entdeckung in Beziehung auf den Dronte gemacht, welche ich hier mittheilen will*). Cand. Reinhard fand nämlich bei Durchsuchung der Naturalien,

*) Aus Kroyers Tidskrift. Band IV, Heft 1. 1842.

men, sind sehr unvollständig, und
Vogel im Systeme mit Bestimmtheit
anzuweisen, und deßwegen wurde er bald den Geiern, bald den Straußen, bald den Hühnern beigesellt; doch geht so viel daraus hervor, daß er weder fliegen, noch schwimmen, noch schnell gehen konnte. Bei seiner schwerfälligen Unbehülflichkeit und bei dem Mangel einer Waffe mußte er daher jedem Feinde erliegen, welcher stark genug war, ihm den Schädel einzuschlagen; es scheinen aber bei seiner Vertilgung noch vulkanische Eruptionen mitgewirkt zu haben, was unzweifelhaft die unter Lavalagern gefundenen Knochenreste zu beweisen scheinen.

Ein eben so sonderbarer Vogel, wie der Dronte, lebt gegenwärtig auf Neuseeland. Es ist dieses der ungeflügelte Kiwi (Apterix australis), der die Größe und Gestalt eines Pinguins, einen langen Hals und ganz eigenthümlich gebildeten Schnabel — er ist einem langen, gebogenen, gefurchten Schnepfenschnabel, bei dem aber das Nasloch in der Schnabelspitze befindlich, ähnlich, — kurze Füße mit vier getrennten Zehen, keinen Schwanz, an dem Flügelstummel einen Stachel und ein borstenartiges, zartes, braunes Gefieder hat, und weder fliegen, noch schwimmen, aber ziemlich schnell laufen kann. Seine Federn werden von den Eingebornen zu kostbaren, seidenartigen Decken verarbeitet, weßhalb er (bei Fackelschein) häufig mit Hunden gefangen wird. Er ist in den Naturaliensammlungen noch sehr selten, und erst in neuester Zeit kamen mehrere Exemplare nach Europa, und auch eines davon nach Württemberg. Sobald sich aber einmal der Naturalienhandel derselben bemächtigt, dann werden sie bald selten werden, und durch dereinstige Kultur ihrer Wohnorte ganz verschwinden.

Schließlich ist noch ein Wasservogel zu erwähnen, welchen man bereits für ausgerottet hielt, der jedoch in neuerer Zeit wieder unter den Lebenden auftauchte. Ich meine den ungeflügelten Alk (Alca impennis), welcher

Jagd
tödtet und
legenheit, sich
in Reikavig wurden
speisen eingesalzen. Im
nach diesem Ereignisse, erschl
Stück auf einer kleinen Scheere,
ihr auszuruhen, erklettert hatten, u.
nug verlassen konnten. Diese Verfolgu
Ursache gewesen zu sein, daß man viele
nen großen Alk mehr fand, so daß man ih
für Europa, ausgerottet glaubte. Nun sch
seit jener verhängnißvollen Zeit auf einer
chen oder verborgenen Klippe in der Nähe Is
wieder so vermehrt zu haben, daß er in zieml
zahl erlegt werden konnte.

Da für die Bälge des großen Alks im Natu
handel bedeutende Preise bezahlt werden — ein E
plar des kaiserlichen Nat. Museums in Wien ko
150 fl. C.M. — so wird von Naturforschern und N
turalienhändlern demselben so bedeutend nachgestellt, da
wohl bald der letzte in den Handel kommen dürfte, zumal wenn die früher so gefährliche Alkenklippe zerstört ist und die Alken auf eine minder beschwerlich zu besuchende Klippe übergesiedelt sind.

L. Landbeck.

---

*) Nach den Angaben von Otto Fabricius in seiner Fauna Groenlandica p. 82 sollte man fast nicht an seinem Vorkommen in Grönland zweifeln können. Da aber diese Angaben schon im Jahr 1779 gemacht wurden, so kann er seit dem auch dort längst verschwunden sein. Eben so verhält es sich mit den Nachrichten über das Vorkommen dieses Vogels an der Ostküste Grönlands von Eggert Olafsson.





Ein Bild aus Algier.

(Tafel 29.)

In einem Kiosk der Vorstadt Bab-el-Ued, ziemlich entfernt vom Treiben des Verkehrs, lagen mehrere Männer, auf die grünen Corduankissen des Divans behaglich hingestreckt, der rings an der Wand hinlief. Draußen glühete der Mittag, und alles Leben hatte sich in's Innere der Häuser geflüchtet, um in Schlummer und Kühle die Stunden der Hitze hinzuträumen. Eintönig, einschläfernd plätscherte der Springbrunnen im marmornen Bassin, und leise wiegte die Lorbeerrose die Menge der rothen Blüthen mit den weißen Duftglocken des Jasmins lieblich gemischt, über dem zitternd bewegten Wasserspiegel. Doch, ruhiges Hinliegen ist nur selten dem Franzosen möglich: Einer und der Andere richtete den Kopf auf, um zu sehen, ob die Nachbarn wirklich schlafen, und murmelte ein leises Sacré, wenn sich keine Gelegenheit zur Unterhaltung bot. Endlich sprang ein junger Mann auf, griff in die Taschen eines Rocks mit Lieutenants-Epauletten, und zündete das lange Tschibouk an. Ah, Etienne, du wachst? frug der Nachbar, bon ça, dann rauche ich auch.

Es ist furchtbar deutsch, antwortete Etienne, so drei, vier Stunden vom Tag zu verträumen.

Während der Hitze, entgegnete ein Dritter, dessen Accent man den Germanen anhörte, laufen nur Franzosen oder Hunde umher, sagen die Mauren!

Die Franzosen lachten. N'importe, meinte Etienne, die Deutschen verschlafen einmal den jüngsten Tag.

Warum nicht? Der Richter wird sie so unschuldig finden, daß es nicht der Mühe verlohnt, sie um solcher Bagatelle willen zu wecken.

Gut parirt, lobte Maurice, doch, da wir einmal davon plaudern, du wolltest uns schon neulich sagen, welche Bagatelle es denn war, die dich bewog, das glückliche Land zu verlassen, wo die Choucroute wächst.

Es war ein bloßes Zerstreutsein, eine alte Gewohnheit, die ich hier mich bemühe, abzulegen. Ich sollte in Tübingen Theologie studiren: da war es doch nöthig, daß ich die Menschen und ihr Treiben, besonders ihre verderblichen Leidenschaften, kennen lernte. Jede größere Gesellschaft besuchte ich deßhalb, und versäumte besonders keine Suite — so nennen die Studenten ihre Ausflüge — wo sie sich meistens am ungenirtesten geben. Als aber nach fünf Semestern mein Vormund gerichtlich erklärte: nach Bezahlung meiner Schuldenmasse bleibe mir nur noch ein sehr kleines Kapital, hatte ich, im Studium der Humaniora vertieft, die Sache kaum beachtet. Unmöglich konnte ich mich in der süßen Gewohnheit des Daseins und Strebens durch derlei stören lassen. — Nur kurze Zeit, und ich ward ob aes alienum enorme profiatam — relegirt. Da bin ich im gerechten Zorn nach Algier gegangen, und will nur sehen, welches Thier an meiner Statt Prälat werden muß!

Nun, frug Etienne, und es gefällt dir bei uns, nicht wahr?

Ei — ja! dehnte der Exstudent — die hiesigen Kameele verlangen zwar eine etwas abweichende Behandlung, doch würde ich schon mit ihnen und der leichten Batterie, die sie tragen, fertig werden — aber kein Bier! —

Ihr habt also auch Kameele? frug Maurice, est il possible!

Bei uns ist ihre Heimath, versicherte der Deutsche, meine aber nur, wo das Bier schäumt!

Plait-il? mischte sich ein älterer, hagerer Mann in Kapitänsuniform in's Gespräch, indem er dem Studenten eine kleine Dose von Schildkrot bot, in der etwa ein Dutzend erbsengroßer, brauner Kügelchen lagen. Der Artillerist blickte mißtrauisch auf, qu'est ce que c'est ça? frug er.

Chaschisch, antwortete, treuherzig nickend, der Alte, Hanfkonfekt, das angenehmste Rauschmittel der ganzen Welt!

Apage, Satanas! schrie aufspringend der Theolog, und seine hastige Bewegung stieß dem Kapitän die Dose aus der Hand. Hoch auf richtete sich die Gestalt des alten Soldaten; Monsieur! dehnte er mit hochrother Stirn, von der eine tiefe Narbe blau abstach, ohne auf die Dose nur das Auge zu wenden. Der deutsche Artillerist aber bückte sich hurtig, hob die Entfallene auf, und sammelte emsig die ambraduftenden Kügelchen, und überreichte Alles mit freundlichem Blick dem Offizier. Ich wollte Sie nicht stoßen, Herr Kamerad, sprach er ernst und ruhig: doch, wenn das Ding keinen ganz absonderlichen Katzenjammer macht, so möchte ich Sie wohl um ein paar solche Pillen bitten. Nur wollen Sie bedenken, daß ich um Mitternacht zu einer Rhazia mit meiner Batterie kommandirt bin. Alle Aufwallung war sogleich aus den Zügen des Kapitän Renaud gewichen. Wenn Sie zurückkehren, entgegnete er, steht Ihnen die Dose zu Dienst, doch vor einem nächtlichen Zuge möchte das Hanfharz nicht ganz passen.

Ja, ja, begann Lieutenant Etienne, es wäre vielleicht nicht ganz unklug, jetzt zu schlafen, da wir's wahrscheinlich in dieser Woche kaum so bequem wieder haben werden: meine Schützen sollen auch mit. Wo hinaus wird's wohl gehen?

Der Stamm der Beni Hissar beunruhigt die Kolonisten der Metidscha so anhaltend, daß wir den Leutchen einmal wieder etwas Mores lehren müssen, lachte Maurice, meine Zuaven sind auch beordert. Und Sie, Kapitän?

Ich habe Cap Matifou zu besetzen. Doch bezweifle ich sehr, daß wir blos einen Streifzug zu machen haben: es wird eine Campagne geben. Es war ein fataler Umstand für unsre Waffen, daß die steigende Hitze uns zwang, seit Juli still zu liegen. Im Frühling war Abd-el-Kader mehrfach geschlagen, seine Truppen entmuthigt, und sogar die Anhänglichkeit mancher Stämme an ihn wankend geworden. Jetzt ist dies alles wieder reparirt.

Ah, bah! höhnte Etienne, der Emir hat auch nicht viel thun können: eine Hitze von 36° im Schatten ist

selbst den Mauren zu viel. Auch hat er wohl im Innern des Landes zu schaffen gefunden.

Indeß, Herr Kamerad, warf Müller, der Artillerist, ein, haben wir doch entschiedene Proben seiner Wirksamkeit. Wie viele Araberfamilien sind aus unserm Bereich fortgezogen, und unsre frischen Lebensmittel müssen wir über See beziehen, da die Andern die Märkte nicht mehr besuchen. Auch während der größten Gluth wurden wir allnächtlich durch den Brand eines Heumagazins, eines dürren Buschwerks, einer Hütte oder gar einer ausgetrockneten Wiesenfläche systematisch allarmirt, was sich freilich mit ein paar Hunderten ihrer flinken Reiter thun läßt, uns aber jedenfalls sehr genirt.

Ganz richtig, bestätigte Lieutenant Maurice, und wäre es nur der gestörten Kolonisation halber. Die Leute schreien begreiflich nicht wenig, und schieben alles dem Gouverneur auf den Hals, der sie freilich nicht arg begünstigt ....

Der Teufel begünstige diese ewig schreienden Pequins, schalt Etienne, die glauben, sie dürfen von den Pariser Boulevards und Fourbourgs nur leere Säcke in die Kasauba und Babazun mitbringen, und über nächtliche Ruhestörung beim Maire klagen, wenn ein Tambour vor Tag Reveille schlägt.

Wenn es wahr wäre, fuhr Renaud fort, daß Tidschini, der Scheik der Aïn Maadi in's Gebiet Abd-el-Kaders eingefallen ist — — es gäbe eine gute Diversion!

Der Eintritt einer Ordonnanz störte das Gespräch. Sie brachte eine Ordre des Colonel Changarnier an den Kapitän Renaud, welcher sich sogleich entfernte. Ein Korse, der länger unter den Beduinen gelebt, hatte sich durchgeschlichen und die Nachricht gebracht, daß Milianah, von dem man länger durch den Emir abgeschnitten war, heftig von ihm bedrängt werde. Noch schlimmer fast stehe es in Medeah. Die Sieste war zu Ende!

Wir finden die Bekannten des andern Tages auf dem Marsch nach Muzaya, um von da durch das Gebiet der Hadschuten, welches hier sich in den schönsten und fruchtbarsten Theil der Ebene Metidscha herein dehnt, gegen Milianah zu ziehen. Eine zweite Kolonne war von Scherschel, der römischen Julia Caesarea aus, schon voran. Zu ihr zu stoßen war die Kameelbatterie des deutschen Exstudiosen beordert, und eilte deßhalb in langem Trab ihrer Thiere der Infanterie voraus. Von den Höckern der ungestalten „Schiffe der Wüste" glänzte der blanke Lauf der langen, leichten Drehbassen, den flüchtigen Beduinen eine gefährliche, weithintreffende Waffe, welcher sie keine aufwiegende entgegenzustellen hatten. Müller grüßte im Vorüberzug den Lieutenant Etienne, der bestaubt, durstlechzend an der Spitze seiner ermüdeten Kolonne marschirte.

Der regelmäßig angebaute Theil der Ebene Metidscha, nur so weit reichend, als der Schutz der Waffenmacht, war längst durchzogen, und einzelne Steinhausen bezeichneten den Führern die Richtung. Der Rasen, grau und verbrannt, stäubte, die Beschwerde des Marsches erhöhend, dicht auf unter dem Schritt der Soldaten, obgleich er einen fetten, braunen Ackerboden deckte, dessen Fruchtbarkeit schon die Karthager erprobten, und die römischen Eroberer priesen. Doch seit manchem Jahrhundert brach liegend, zeigte er seine Kraft nur in den langen, stachlichten Schossen des Kameeldorns, der empfindlich verletzend die zähe Dauer der tiefgehenden Wurzel durch sein staubiges Graugrün erprobte, indeß der Gluthstrahl der Augustsonne alles Pflanzenleben außer ihm und einigen Crassulen vertilgt hatte. Am Rand des Horizonts gegen Süd hoben sich die runden Kulmen des Atlas, auf denen mancher sehnende Blick haftete.

Plötzlich riß eine steile, tiefe Schlucht sich vor den Schmachtenden auf; wie die Weide und Erle im Norden jeden Bach begleiten, so säumte der Oleander hier das Bett des Ued Dscher, in welchem lau und brackig ein spärliches Wasser dahinzog: der Rest des brausenden, gewaltigen Frühlingsstroms. Doch war es Wasser, und das ersehnte Ruheziel. Obgleich man alle Ursache hatte, sich völlig sicher zu glauben, so wurden doch auf beide Uferhöhen Piquets gestellt, und erst nach Beobachtung aller militärischen und diätetischen Vorsichtsregeln, die Soldaten zum Rinnsal des Stromes gelassen.

Und kaum war ihnen genügt, kaum hatte sich die Sonne nach West geneigt, so wogte im trocknen Strombett das buntscheckige Leben des französischen Militärlagers. Die Zelte waren zum Schutz gegen den verderblichen Thau der Wüste gespannt, und in malerischen Gruppen reinigten die Soldaten zuerst die Waffen, dann die Uniformstücke. Ueber ein prasselndes Feuer war an drei oben zusammengebundene Stangen ein weiter Kessel gehängt; an ihm waltete, einen langen Blechlöffel schwingend, Sans-depit, ein lustiger Gascogner, er kochte für die Menage. Eben hatte er die Würze einiger Zwiebeln dem quellenden Reis zugesetzt, und, wie die leuchtende Callypso singend ihr Gewebe prüfte, so sang er mit mächtigem Pathos, eine Probe in den Löffel schöpfend:

Reine du monde, ô france, ô ma patrie!*)

Das ungestüme Mahnen seiner Kostgänger unterbrach die weitere Beschreibung des Schlaraffenlandes, welches er in einem andern Liede prieß. Der Kessel ward vom Feuer gehoben, und ein alter Veterane, der sich aus Rußlands Eisfeldern gerettet, theilte schweißströmend, Jedem seine Portion zu. Schmausend, scherzend, lachend lagen die Krieger umher, und empfingen dazwischen von der dicken Marketenderin, die ihren Esel mit den Tönnchen nachzog, einen kräftigen Schnaps, für dessen Güte und Reinheit, bei seiner anerkannten Nothwendigkeit, die Offiziere sorgten. Dann ward die kurze Pfeife aus den Fangschnüren des Käppi gezogen, und mit ihr das muntre Gespräch gewürzt; der Mond aber, als er herauf stieg,

*) Fürstin der Welt, o Frankreich, meine Heimath! Beranger.

sah nichts Lebendes, als die maschinenartig hin und her schreitenden Schildwachen, und hörte nur ihren monotonen Ruf. Der Schakal, der leise, geduckt, herangeschlichen, sprang, von ihnen erschreckt, fliehend auf, und antwortete aus der Ferne mit widrigem, langgezogenen Geheul! . . . .

Der Marsch des folgenden Tages war wo möglich noch mühseliger, als der überstandene, denn, wenn auch anfangs nur von Zeit zu Zeit ein einzelner Beduine bemerkt wurde, der regungslos auf einem Hügel haltend, den Marsch der Kolonne beobachtete, so erschienen diese Gestalten doch von Stunde zu Stunde häufiger. Einzelne Reiter sprengten bis auf Schußweite heran, schossen ab, und sausten in windschneller Flucht davon, jeden Vortheil des Terrains geschickt benützend. Thaten auch ihre Kugeln nur wenig Schaden, so war man doch gezwungen, stets im Glied zu marschiren, was bei der Gluth des Tages sehr angreifend war. Die Landschaft ward bergig, einzelne rasche Bäche, die den Franzosen entgegen eilten, erquickten, aber die Schluchten, die sie durchströmten, boten den Feinden bequeme, sorgfältig benutzte Hinterhalte, die den Lechzenden tückischen Tod sandten.

Endlich erschien Milianah, auf sanft abgedachtem Berghang, umgeben von fruchtbaren Gärten, bekränzt mit dem üppigen Grün herrlicher Baumpflanzungen. Weithin dehnte sich das gesegnete, breite Thal des klaren, wasserreichen Schelif, in dessen Hintergrund Medeah sich zeigte. Auch die rothen Ziegeldächer, so abweichend von den das Auge unangenehm blendenden, weißen Terrassen Algiers, bestachen die Nahenden, die hier eine Aehnlichkeit mit der fernen Heimath zu sehen glaubten. Die Umzingelung des wichtigen Punkts, der das Innere des Landes beherrscht, war bereits durch Oberst Duvivier Tags zuvor gesprengt, doch wie der Schwarm gereizter Hornisse, umschwirrten die flüchtigen Hadschuten, wie einst Jugurthas Numidier Roms Cohorten, die muntern Franzosen, die noch manchen guten Kameraden einbüßten, bis sie mit der Besatzung, die sie jubelnd empfing, sich vereinten.

Es war den Ermatteten zu gönnen, daß mehrere Tage so ziemlich ruhig vergingen, und wir treffen unsre Bekannten, die gewaltigen Ruinen der römischen Maniana anstaunend. Weithin sahen sie, bis zum Schelif hinab, den Boden mit Trümmern von Gebäuden aus Granit und Marmor bedeckt. Ganze Reihen stolzer Säulenschafte lagen, in ihre Glieder zerfallen, vor den Schwellen, die sie einst zierten. Welcher stolze Ernst in der ungeschmückten, dorischen Ordnung, welche zierliche Eleganz im jonischen Styl, welche reiche, heitere Pracht lacht aus den Akanthusblättern des korinthischen Kapitals! Müller, der deutsche Student, erzählte den Kameraden mit heimathlicher Gründlichkeit von dem Glanz dieses schönen Landes, ehe Erdbeben und Barbarenhorden zu dessen Verderben wetteiferten. Und Maniana war der Mittelpunkt des afrikanischen Römergebietes: die Scipionen, die Flaminier hatten hier Paläste und Tempel gebaut, und der Sohn des großen Pompejus wurde hier begraben.

Bon ça, Herr Kamerad, unterbrach Lieutenant Maurice den Redenden, aber Jetzt?! Ist es nicht eine erbärmliche Schmeichelei unserer Topographen, dieses Haufwerk elender Baracken als Stadt zu bezeichnen? Eine Stadt, und kein Café, keine Restauration!

Kein Tanzsaal, den ein Franzose überall zuerst baut, fuhr Etienne fort, nicht einmal ein Theater!

Kein Bierhaus! klagte der Deutsche im tiefsten Baß —

Doch eine gar klug postirte, und äußerst solide Citadelle, Messieurs, bemerkte Kapitän Renaud. Sehen Sie gefälligst einmal, wie nett unser Geschütz den Römerbau kleidet.

Und wie wacker dort hinten das Landhaus damit korrespondirt, lobte Etienne. Es scheint mir zwar nicht antik, sondern sogar maurisch-modern, doch diese beiden Posten sind der strategische Stützpunkt der ganzen Stellung.

Sehr richtig, Herr Lieutenant, sprach ein hoher, ernster Mann mit scharf markirten Zügen, der ungesehen heran gekommen war, wenn es noch kein Blockhaus ist, so werden Sie es morgen dazu umändern. Ihre Idee ist gut.

Er grüßte leicht, und ging langsam weiter. Es war der Oberst Cavaignac.

Die schlechten Nachrichten, die man in Milianah aus den noch weiter gegen den Atlas vorgeschobenen Posten, besonders aus Medeah erhielt, und der für den Herbstfeldzug entworfene ganze Plan, machte es nöthig, daß eine gehörige Menge Mundvorrath und Schießbedarf nach Blidah, wo Changarnier befehligte, und Milianah, wo Cavaignac das Kommando führte, herangezogen ward. Der rastlose Emir schien zu schlummern: ein Transport nach dem andern traf fast unangefochten ein, bis endlich doch ein Trieb von 400 Ochsen weggenommen ward. Dann aber schienen die Araber auf fast räthselhafte Weise rings umher verschwunden, und der Krieg war auf einzelne Mordthaten und Diebsabentheuer zusammengeschrumpft. Dagegen kam die Kunde, der Bruder Abd-el-Kaders sei mit etwa 1800 Reitern in die Provinz Constantine eingefallen, wo er den heiligen Krieg predige, und bei Setif den Franzosen ein mindestens sehr zweifelhaftes Gefecht geliefert habe.

Schon glaubten die eiteln Franzosen, der Emir habe die Vorbereitungen zum Feldzuge bereits so furchtbar gefunden, daß er diesen selbst gar nicht zu riskiren wage. Sie irrten weit; der Kluge hatte sie einem furchtbaren Feinde überlassen: der hohläugigen Seuche. Einige ergiebige Regengüsse durchnäßten den Boden der Ruinen, und die wieder darauf glühende Sonne entsog ihm giftigen Qualm, das Miasma, welches auch andere Ruinenstädte, z. B. Rom, wenn auch in geringerem Maße, im Spätsommer so ungesund macht. Bald füllten sich die höchst ungenügenden Spitäler, und jeder

Transport, der Kriegsbedarf brachte, nahm eine volle Rückfracht Kranker mit.

Und eben so schnell, wie sie verschwunden waren, erschienen jetzt die Schwärme der Beduinen wieder. Die Transporte blieben aus, denn jeden hätte eine Division geleiten müssen; Schildwachen wurden auf den Posten aufgehoben, und bald mußte Oberst Cavaignac sich darauf beschränken, den nächsten Umkreis der Stadt mit seinen ermatteten, kaum genesenen Leuten zu besetzen; die noch Gesunden hatten die antike Citadelle und das, vom Lieutenant Etienne zum Blockhaus gewandelte Landhaus zu behaupten: denn hierher mußte der ernste Angriff gelenkt werden. Begreiflich war die ganze Sachlage den Beduinen genau bekannt, und bald versicherten die Kundschafter, daß es auf nichts weniger, als die völlige Vertilgung aller Franken abgesehen sei. Je siegsicherer, übermüthiger die Mauren wurden, desto mehr Vorsicht, desto pünktlichere Ordnung herrschte im französischen Lager. Stündlich war man des Sturmes gewärtig — er ließ nicht lange auf sich warten. Die Araber trotzten auf ihre ungeheure Ueberzahl, die Franzosen hofften auf ihre Kriegszucht und Ausdauer, doch nicht ohne bange Spannung.

Am 10. Oktober 1834 rückten über 6000 Mauren gegen 3000 zu zwei Drittheilen kranke, oder kaum genesene Franzosen. Es war die eigene Machze Abd-el-Kaders mit den wilden, tapfern Bewohnern der Vorberge des Atlas, den Stämmen Beni Hissar, Bu Sumata und der größeren Hälfte der Aïn Maadi. Wie der verheerende Schwarm der Heuschrecken grauenerweckend daher schwirrt: so brausten die Söhne der Wüste heran. Mit wirklich strategischer Einsicht richteten sie ihren Gesammtangriff auf das Blockhaus; dieß mußte erst gewältigt sein, ehe die Zitadelle, und dann erst das verschanzte Lager der Stadt berannt werden konnte. Lieutenant Etienne hatte sich den Ehrenposten in seinem Bauwerk erbeten, und es noch mit einem tüchtigen Verhau umgürtet, hinter dem er mit 250 Mann Fußjägern gedeckt stand. Mit furchtbarem Allahruf flogen die Mauren daher, schossen dicht am Pfahlwerk ihre langen Gewehre ab, und sprengten zurück, um, außer der Schußlinie, wieder zu laden. Die Franzosen empfingen die Anstürmenden mit wohlgezieltem Heckenfeuer, welches bedeutenden Schaden that, und durch die Kernschüsse eines Sechspfünders sehr kräftig unterstützt wurde. Es währte lange, ehe die wilden, kampfwüthigen Gebirgssöhne es begriffen, daß ohne Infanterie hier kein Erfolg zu hoffen sei. Mit wildem Geschrei stürmten sie stets auf's Neue gegen das Teufelhaus, wie sie die Blockhäuser nennen, heran, welches aus den langen, schmalen Schießscharten den Tod in die tollen Haufen schmetterte. Eine Rotte, an deren Spitze ein junger, reichgekleideter Maure sich auszeichnete, rannte noch einmal vor, als die Uebrigen sich schon zurückzuziehen begannen, und eine Kugel warf den Führer vom Pferde. Ein Scheik, der, weiter zurück, den Angriff leitete, spornte sogleich seinen Schimmel bis dicht zum Verhaue. Wild flatterte der weiße Burnus um die kräftige Gestalt, das dunkle Auge blitzte, die auf ihn gerichteten Gewehre waren für ihn nicht da. Und unwillkürlich setzten die Franzosen ab, als er, die rechte Faust mit der Waffe im Grimme ausstreckend, die Linke beschwörend zum Himmel erhob. „Ihr habt den Stolz der Bu Sumata gemordet," rief er mit dröhnendem Laut, „Allah möge Euch verderben!" — (Siehe Bild.)

Sans depit, im ersten Gliede stehend, war für den tragischen Eindruck der Scene unzugänglich; mit ruhiger Besonnenheit hatte er dem Pferde des Scheik seine Kugel in die Brust gejagt, um einen wichtigen Gefangenen zu machen. Das edle Thier, von seinem Reiter mit der Ecke des breiten Bügels gespornt, warf, tödtlich getroffen, den feinen Kopf auf, und stürzte rückwärts nieder, indeß der Gaskogner eine höhnende Fratze zog. „Gelt, Alter, schrie er, über die Faschinen springend, du wartest ein klein Bischen, der Lieutenant möchte dich auch fluchen hören!"

Nach dem Verlust dieser beiden Führer zogen die Massen der Araber sich wuthheulend zurück, und die Franzosen durften aufathmend manche brennende Wunde verbinden. Lieutenant Etienne suchte seinen Gefangenen auszufragen, der hingegen in stummem Hinbrüten ihn keiner Antwort würdigte. Jede Speise wies er zurück, und nahm nur das gebotene Wasser an, doch konnte er der Gewohnheit nicht widerstehen, als Sans depit ihm ein Tschibouk brachte. Er rauchte in langen, langsamen Zügen, der starre Grimm des schönen, stolzen Gesichts spannte allmählig sich ab, und nur wilder, inniger Schmerz sprach aus dem umflorten Blick, von der braunen Stirn. Als die Nacht dunkelte, verlangte er den Lieutenant zu sprechen. — Wo ist die Leiche meines Bruders? frug er ihn.

Sie ist mit den andern Gefallenen in das Erdgeschoß des Hauses gelegt, antwortete artig Etienne.

Was begehrst du für ihre Auslieferung?

Nichts! Der Stamm kann sie durch friedliche Abgeordnete sogleich holen lassen.

Der Scheik suchte mit mißtrauischem Blick in den Zügen des jungen Offiziers zu lesen.

Du verkennst uns, Emir, fuhr dieser fort. Wir haben den Bey von Algier, der Euch sammt seinen Raubhorden plünderte und mordete, vertilgt, weil er uns unmenschlich und dem Völkerrecht zum Hohn angriff und beleidigte. Weithin liegt das Land öde und unbebaut; warum wollt Ihr uns nicht friedlich neben Euch dulden? Wir bekriegen Euch nicht!

Wir glauben nicht einen Gott!

Es ist nur Ein Gott: so sagt Bibel und Alkoran. Wir erkennen in Mahomed den geistigen Aufklärer und Beglücker von Millionen, und Issa, Ben Mirjam ist Euch heilig — Beide lehren Ihn, den Alleinigen, über Alles ehren, den Bruder aber wie uns selbst lieben.

Hand und Mund des Gefangenen sind gebunden — ich kann dir nicht frei antworten! —

Du bist frei, Emir, sobald du meinem Volk von den Bu Sumata Frieden verheißest. So ist mir von meinem Obern befohlen, der Eure Freundschaft wünscht?

Und ich darf ziehen mit der Leiche Ibrahims?

Jeden Augenblick — es stehen Pferde bereit! Nimm hier deine Waffen, deinen Sattel!

Die sehnige Gestalt des Scheik richtete sich hoch auf. Er nahm das Brod vom Tische, zerbrach es und bot dem Lieutenant die Hälfte. — Eine Stunde darauf sprengte er mit dem Todten im Arm hinaus in die Nacht, in die Berge. — Von jenem Abend hat der Stamm der Bu Sumata nicht wieder gegen Frankreich gefochten.

Es waren Jahre vergangen, als der nunmehrige Major Etienne, nach der Schlacht von Isly, mit einer Escorte von dreißig Mann durch die Wüste zog. Mannschaft und Thiere schritten muthig dahin; diese Nacht wollte man bivuakiren, und am andern Tag in der Frühkühle Benghasi, das alte Berenice erreichen. An einer, von der Frömmigkeit eines Stammesfürsten gefaßten Quelle, die der gastliche Schatten einiger Dattelpalmen kühlte, machte man Halt. Kaum waren indeß die Zelte gespannt, als ein weiterer Zug sich nahete. Mehrere Beduinen begleiteten drei weitschreitende Kameele, auf denen drei dicht verschleierte Maurinnen in ihrer bunten, malerischen Tracht saßen. Mit dem alten Friedensgruße Salem aleicum stiegen sie gewandt von den niederknieenden Thieren. Die Erste schöpfte im antik geformten Kruge Wasser, die Zweite trug ein weites Kupferbecken, die Dritte ein buntes Leintuch. So traten sie vor das Zelt des Kommandanten, der schon mit dieser patriarchalen Sitte bekannt, eiligst die bespornten Stiefel auszog, worauf die Mädchen ihm die Füße wuschen. — Nun breiteten sie einen persischen Teppich auf den Boden, auf den sie Pillau, Kebabs, eine Art Coteletten, und zwei ganze, gebratene Antilopen stellten. „So grüßt," sprachen sie, die Arme über die Brust gekreuzt, „die Machze Bu Sumata den Gastfreund! Ahbetin hayr ola! (Möge dein Ende selig sein.) Schnell hatten sie wieder ihre Thiere bestiegen, und verschwanden, wie freundliche Dewi's, im zitternden Lichtschein der weiten Sandfläche. — Sacristie, schalt Sergeant Sans bepit, hätte der Major so viel Galanterie gehabt, sie zu bitten, die fatalen Schleier abzulegen, sie wären vielleicht hübsch gewesen! — Ich sollte Major sein! —

Schmidt.

Die Wallfahrt.

(Taf. 29.)

„Ich sage es dir, Paul Iwanowitsch, ich halte es nicht länger aus," sprach eine steinalte Frau zu einem etwa dreißigjährigen Mann, der auf dem gewaltigen Backsteinofen lag, und Sonnenblumenkerne kiefte, „ich bin nicht mehr im Stande, Wasser und Holz zu holen, ich kann keine Grütze mehr stampfen, und, wenn es wieder Frühling wird, deinen gesegneten Acker nicht umhacken. Du mußt in aller Heiligen Namen heirathen."

Der Sohn rückte ungeduldig auf den Schaffellen des Ofens herum, und murrte einige unartikulirte Laute. Du sprichst klug, Matuschka, stieß er dann hervor — aber Wen soll ich denn heirathen? Unsere Nachbarn haben keine Töchter, außer dem Juden Tsarpna.

Heiliger Nicolai, schrie die Mutter sich bekreuzend, sprich mir nicht vom Juden, noch von des Juden Töchtern! Juden und Franzosen! Weh, ach Weh!

Mütterlein, schweig! bat Paul Iwanowitsch, ich will ja heirathen, gar gern, wenn ich muß — aber du mußt mir auch sagen, Wen.

Die Alte wiegte nachdenkend das wirre Haupt. Ich bin seit drei Jahren blind, sprach sie, und kann mit meinem lahmen Fuß nicht weit gehen: sonst hätte ich wohl ein Mädchen gefunden für dich. So muß ich's denn wohl der Mutter Gottes vom Don übergeben, die stiftet gern Ehen, das weiß ich! Gelobe der Benedeiten eine Kerze, so dick, wie das linke Handgelenk des Mädchens, was sie dir zuführt, so sendet sie dir auch eine Starke, Arbeitgewöhnte. Dann nimm zehn Stücke von dem Franzosengold, das dein Vater fand im Walde, und bete drei Stunden lang in der Blagoweschtschenski Sabor *) zu Moskau; so wird uns Beiden geholfen.

Ich soll reisen bis Moskau, in dieser schlimmen Zeit! klagte der Störrige; schon zwei Abende liegt eine Katze auf meinem Bette, das ist der Finger des heiligen Apostels, der mich warnt.

Ja, es ist die Hand des gesegneten Heilverkünders, die die schnurrende Katze auf dein Lager hebt, daß du nicht träg liegen bleiben sollst, wie ein faulender Klotz, sondern suchen und lauern, wie der Mauswolf, daß du Die findest, die das Stroh dir schüttle, und mir!

Der Sohn war aus der letzten Verschanzung geschlagen, die seine Indolenz schirmte. An unbedingten Gehorsam gegen die Eltern, Edelleute, Popen, kurz, gegen Jeden gewöhnt, der unter irgend einem Rechtstitel ihm befehlen durfte, murrte er zwar, doch gehorchte er zugleich. Er ging in den Stall zu seinen Pferden, denen er plaudernd, wie der gemeine Russe es stets thut, von der vorhabenden, unausweichlichen Reise, und ihrem Zweck erzählte. O, Bog Dmitri! seufzte er, wir sollen fort, meine glatten Schätzchen, weit fort durch den weißen Schnee, in die Stadt, wo man mir den Schnaps und euch den Hafer mißt. Ich soll eine Frau holen, die mich mit Arbeit plagt, wie der Isprawnik des Edelmanns, bis ich sie schlage; dann schreit sie, bis ich trinke, und schlafe, und euch zu füttern versäume. Aber die Matuschka befiehlt, der Heilige will's haben: denn er hat die graue Katze auf mein Bett gelegt. Also meine Liebchen, morgen stupai, stupai!

Und so geschah es denn. Am andern Morgen hatte er Marynka, Marianka und Maruschka an den derben, einfachen Schlitten gespannt. Hell klingelte die Glocke im Bügel über dem Halse Maruschka's, die als Zügelpferd in der Mitte trabte, wenn Ynka und Anka zur Seite kurzen Galopp gingen. Den dicken Schaf-

*) Kathedrale zur Verkündigung Mariä.

pelz eng gegürtet, die Marderkappe weit herabgezogen, die Füße mit grobem Wollzeug umwickelt, aus dem die eine Ferse neugierig vorguckte, was indeß durchaus nicht genirte, stand Paul Iwanowitsch stolz in der Trijuga, und freute sich der eleganten, kräftigen Bewegungen seiner Lieblinge, die seitlich umblickend seinen Schmeichelworten, seinem aufmunternden „Paschol" lauschten. Der Schnee knirrichte pfeifend unter den gewaltigen Hufen, die keinen Eindruck auf seiner harten Fläche hinterließen. Schon längst hatte die Sonne, die nur als falbe, trübe Scheibe zuweilen im monotonen Grau des Himmels sich zeigte, sich gegen West geneigt, und stets noch brauste das unermüdliche Dreigespann mit unverminderter Schnelle dahin. Jetzt aber schien es seinem Lenker für heute genug, und in der Schenke des Dörfchens, welches sich am Waldsaum bot, ward Halt gemacht. Der Wirth, ein Jude, wie fast immer, konnte trotz aller Mühe den Gast nicht kirren; Schmeicheleien nahm er, wie gebührenden Tribut, gelassen hin, handelte um Schnaps, Hafer, Brod und Zwiebeln genau, und lag zwischen den Pferden, die er allein besorgte. Gegen Mittag des andern Tages tauchten die leuchtenden Kuppeln des Kremls vor dem Eiligen auf, und schon begann er, die Weisungen seiner Mutter zu rekapituliren, als ein flinker Reiterzug ihm entgegen kleppert.

„Stop, Bauer, stop!" rief ihm der bärtige Führer entgegen, der ein Frauenzimmer vor sich auf dem Sattel hielt, „diese Dame kann das Reiten nicht vertragen. Wend um, du hast die Ehre, sie zu fahren. Paul Iwanowitsch wagte zu protestiren, gewann aber nichts dabei, als einige gewichtige Hiebe, die ihm keinen Appetit nach mehreren erweckten. „Der Himmel ist hoch, und der Czaar weit," seufzte er, als man einen weichen Bärenpelz in seinen Schlitten breitete und die schier Ohnmächtige hineinbettete, „aber der heillose Offizier mit dem gewaltigen Kantschu mir zur Seite. Drum paschol, meine Kätzchen, ihr Flinken, paschol!" Erst gegen Abend des folgenden Tages ward er in Kolomna mit einigen Hieben in Gnaden entlassen.

„Heiliger Gregory von Witepsk," seufzte der Arme, „du bist ja von den Soldaten auch schlecht behandelt worden, als sie dir die Zunge ausrissen, und dich endlich gar umbrachten, sei so gut und gieb acht, daß uns keine solche Bande mehr begegne! Du sollst auch eine kleine Kerze haben, wenn ich irgendwo dein Bild finde, aber paß auf, Alterchen! Paschol, meine Schätzchen, Ynka, Anka, Uschka, Juh! Juh!

Endlich war die heilige, alte Moskau erreicht, als gerade die Nacht dunkelte. Der Waller war am Ziel! Vergnügt neigte er sich vor dem Heiligenbilde in der Ecke der Schenkstube, bekreuzte sich siebenmal, und dankte Gott dem Vater, dem Gemarterten, und dem Vogel*) für gnädige Hülfe bis hieher. Uschka, Ynka und Anka schmausten goldenen Hafer, Klapuster vergnügte den Herrn und ergiebige Libationen brennenden Wotka's. Bei ihm saß sein Jugendkamerad Fedor, der Reitknecht des Grafen Smilanoff, dem das Schloß im Dorfe, und die Hälfte aller Seelen leibigen war. Paul Iwanowitsch hatte ein Grundstück von ihm in Pacht, dessen Betrag aber auf zwei Jahre voraus schon erhoben war, denn der junge, flotte Dragoneroffizier brauchte ziemlich viel Geld. So eben war er mit wildem Urlaub in Moskau, wie Fedor erzählte, um eine Ehrensache in höchster Eile und tiefster Verschwiegenheit abzumachen; das Regiment stand in Mosaisk. Morgen früh wollte Fedor noch mit dem livenskoi Brad, dem Herzbruder, einigen Schnaps genießen, so lange die Offizzer ein Gabelfrühstück abfertigten, und dann in langem Trab davon.

Paul schlief köstlich, er träumte von lauter schönen Mädchengesichtern, die die gütige Mutter Gottes vom Don ihm zur gefälligen Auswahl vorführte. Eben schickte er sich an, eine Selecta zu veranstalten, aus der dann durch kühnen Griff die Gebieterin seines Herzens erkürt werden sollte, als er, derb geschüttelt, aufwachte. Hurtig, rasch! auf! flüsterte Fedor, schirre die Pferde, rette den Grafen! Paul knurrte unwirsch und wandte sich zur andern Seite; doch Fedor brachte ihn durch einige, sehr energische Fußtritte bald zur Besinnung. Des Grafen Gegner war gefallen, er selbst am Knie verwundet, daß das Reiten ihm unmöglich war. Konnte er nicht schnell in der Garnison sich zeigen, so war eine Reise nach Sibirien in nächster Aussicht. Deßhalb ward jeder Hebel angesetzt, der dem reichen Gutsbesitzer, dem armen Bauern in Rußland gegenüber, zur Hand ist, und — als der Tag graute, war Paul Iwanowitsch schon weit auf der Straße nach Mosaisk. Der Verwundete, in einen weiten Reitermantel gehüllt, ächzte und fluchte abwechselnd, Paul aber hielt ganz leise dem heiligen Gregor seine Unachtsamkeit vor. Du willst ein Heiliger sein — da helfe Gott — und so läßt du mich behandeln? Der heiligen Mutter vom Don solltest du es nicht zu Leid thun. Hast du jenesmal die Soldaten und Edelleute nicht besser kennen lernen: so ist dir auch Recht geschehen; eine Kerze willst du von mir? Ja, nicht einen Docht in die Lampe sollst du haben! Gospudin pomilin! (Herr erbarme dich!) Nur dir selbst will ich hinfort ein gutes Wort geben! — — Stupai, Ynka, Anka, Uschka! stupai!

Auch Mosaisk ward endlich erreicht. Auf Umwegen ward der Major in die Kaserne befördert; doch nun fanden sich eine Menge Liebhaber zu Ynka, Anka Uschka, und nur die Furcht, daß durch das Geschrei des Bauern das Pistolenduell herauskommen könne, rettete unsern Freund und seine drei Lieblinge. Kaum hatte Mann und Roß die dringend nöthige Erholung gefunden, als sie schon zum dritten Mal Moskau zueilten.

Verstohlen, wie auf einem Raubzuge, suchte der fromme Pilger eine versteckte Winkelherberge, versorgte sein Gespann, betrank sich nach besten Kräften, und schlief dann vierundzwanzig Stunden in einem Stück. Nun aber, nachdem er sich mit einigem Salzfisch und Zwiebeln restaurirt, wandelte er den hundert glänzenden Kuppeln des Kreml zu, denn unter ihnen sollten die Fünfe der Kirche zur Verkündigung Mariä sein: so

*) So bezeichnet das russische Volk die drei götll. Personen.

hatte er vernommen. Gerade auf den großen Hannes, den Iwan Weliki, steuerte er los, und staunte mächtig, als man ihm das Ziel seiner Wallfahrt, die kleine, roth und goldene Blagoweschtschenski Sabor zeigte, die neben dem neuen Palast sich wie ein zierliches, altes Preziosenkästchen neben dem geschmackvollen Armoir ausnahm. Paul Iwanowitsch stieg die Stufen zu ihr hinan, und fand hier einen langbärtigen Popen unter dem Schutz des Vordaches, der den, mit ehrfürchtiger Kniebeugung Nahenden neugierig betrachtete.

Zu wem möchtest du, Bruder? frug er.

Zur heiligen, gesegneten Mutter Gottes vom Don, antwortete der Pilgrim: ich habe gelobt, drei Stunden vor ihr zu beten.

Woher kommst du, Bruder?

Von Murom, Väterchen, wo die Wolga fließt, und wo Knäs Smilanoff das große Haus hat.

Was bringst du der heiligen Mutter?“

Eine armsdicke Kerze Batuschka, wenn sie mich erhört, und wenn sie brav ist, fleißig spinnt, und mir nicht heimlich meinen Branntwein trinkt, auch noch ein Stück Franzosengold — die Frau mein ich, die ich mir erbitten soll!

Ja so! — Und darum hast du den weiten Weg zu Fuß gemacht?

Nein, Väterchen, hältst du mich für einen Leibeigenen? Du irrst: ich habe mein eigen Gehöft und bin mit drei blanken Rossen daher gefahren.

Der Mönch wiegte lauernd den Kopf — du kannst, sprach er kühl, heute die Benedeite nicht sehen, und morgen nicht. Wahrscheinlich auch dann noch einige Tage nicht — der Großfürst Thronfolger ist hier und der Patriarch, um zu Maria Donska zu beten. Nur wenig Christen, die recht gute Freunde in unserm Kloster haben, werden zugleich mit ihnen eingelassen.

Batuschka, sag mir, wie ich des Klosters Freund werde. Wenn du wüßtest, was ich ausgestanden, bis ich zu diesen Stufen kam, ich und meine Pferde, die flinken, glatten, du würdest dich erbarmen. Sieh, ich muß eben mit Teufels Gewalt heirathen, und die Gesegnete muß mir das Mädchen zeigen; — ich weiß eben keine!

Der Mönch zupfte lange an seinem Bart — du hast kein Geld, Brüderchen? frug er, keinen Dukaten, gelbe oder graue *).

Bei allen Erzvätern, bei dem Bart des Czaren, seit dem letzten Fischfang habe ich kein Grauchen gesehen; Gelbvögel noch etliche weniger. Aber im Frühling, wenn die Wolga reich wird, will ich Euch einen Sterlet, oder eine Sewajuga schicken, daß das ganze Kloster dobre schreien soll. Herziges, süßes, frommes Väterchen, laß mich nur drei kleine Stunden in dein schönes Kirchlein.

Heute kann's nicht sein, Bruder, auch morgen nicht — aber übermorgen will ich's wagen, wenn du thust, wie ich dir sage.

*) Graue Dukaten sind die, von Platina.

Paul Iwanowitsch erschöpfte sich in Betheurungen seines Gehorsams, und erfuhr nun: ein kranker Mönch des Klosters vom heil. Michael zu Twer liege hier dem Prior zu schwerer Last. Wenn er diesen zurückbringe, in seine Heimath, so werde die Mutter Gottes vom Don ihn freundlich und sogleich empfangen. Außerdem nicht!

Der Pilger bekreuzte sich vor Schreck! Gospodin pomiliu! seufzte er aus tiefer Brust, wohin werde ich noch mit meinen armen Pferden kommen! O Väterchen, macht es dir kein Vergnügen, mich mit Maßen etwas zu prügeln? Ich will es lieber dulden, als wieder reisen. Wenn mich draußen der Wolf fräße oder der böse Geist holte, wenn ich im Zorn arg fluche unterwegs: bedenke, was würde die heilige Mutter sagen, und das Mädchen, welches sie mir zugedacht. O Batuschka, besinne dich, und mach's billig.

Aller Jammer, alles Bitten half nichts: von den Stufen des Ziels seiner Wallfahrt ward der Pilger nochmals weggestoßen, doch nicht ohne die feste Zusicherung sofortiger Audienz und Willfahrung bei der Rückkehr. In wollene Decken gehüllt ward ein alter, beinahe sterbender Mönch in seinen Schlitten gepackt, der schon die Dame und den Offizier getragen, und, nördlich diesmal, flogen die Rosse dahin. Auch im Kloster des heiligen Erzengels ward er mit seiner ächzenden Last nicht freundlich empfangen, und alle die herben Scheltworte, die der Ungastlichkeit der Mönche von Moskau galten, wurden ihm, der am meisten darunter litt, in den Bart geworfen. Kaum daß der Erschöpfte einen Bissen dürren Stockfisch und etwas wässerigen Quaß geschluckt, und in kaltem Stall auf spärlicher Streu ein paar Stunden gerastet, so ward ihm bedeutet, sich fortzumachen. Hätte der Teufel nicht mehr Einsicht und Mitleid gehabt, wie die frommen Väter beider Klöster zu Twer und Moskau, er hätte ihn wirklich aus dem Schlitten holen müssen, so arg fluchte der Ergrimmte auf der ersten Station des Rückwegs, doch dann bekam die Freude an den geliebten Pferden nach und nach wieder Oberhand, mit einem der naiven, lustigen Liedchen, wie sie am Ufer der Wolga heimisch sind, verdoppelte er ihre Schnelle, und der Tannenwald, an dem er hinbrauste, hallte die weichen Cadenzen der markirten Mollmelodie zurück.

Und wer beschreibt nun die Freude des Beharrlichen, als der Mönch, der ihn fortgesandt, ihn auf den Stufen des heiligen Ziels freundlich empfing, und die Versicherung gab, daß Maria Donska ihn unfehlbar erhören werde. Er führte ihn durch den, an Wänden und Gewölben durchaus vergoldeten Gang, der die Kirche rings umgibt, zu dem berühmten Riesenbild des Gekreuzigten, neben der alten Bronzethür, deren kunstreiche Bilder Niemand noch zu deuten vermochte, und von der man nicht weiß, woher sie stammt. Er durfte eintreten in den geweihten Raum der Kirche, an deren Dämmerlicht das schneegeblendete Auge nur nach und nach sich gewöhnte, und verstummte staunend, als die Menge der Frescobilder des Iconostas (Bilderwand) auf ihn ein-

drang. Alle guten und bösen Geister sind hier, mit der Menge der Erzväter, Richter, Könige u. s. w. in trauliche, wenn auch etwas sonderbare Gruppen vereint, lauter kleinaugige, schmalnasige, starkknochige Russengesichter. An des gewaltigen Goliath Riesenschulter lehnt sich Jakobs, mit Engeln besetzte Leiter, die alle schon halb die Flügel breiten, um aufzufliegen: denn David holt eben zum verderbenden Wurf aus, und die Leiter wird mit dem ungeschlachten Philister umfallen. Der Adler, welcher Johannes die Feder bringt, sieht sich scheu um: denn er ist unter die grunzenden Gergesener gerathen, die wie toll dem Wasser zurennen, in dem Jonas Walfisch vergnügt plätschert, und Philippus eben den Kameralverwalter aus Mohrenland tauft. Dazwischen allerlei Gethier, das weder Oken noch Cuvier einzureihen wüßte, und der bewußte Herr mit dem Pferdehuf, und dem indezenten Zopfe, sammt seinen schwefelsauren Engelein.

Nahe der kleinen, niedrigen Thür, die in den Palast führt, hängt das wunderthätige Bild der heiligen Mutter vom Don in gewaltigem, massiv goldenem Rahmen. Der Heuschreckenschwarm der Franzosen hat mit militärischer Rohheit ihn untersucht, aber ihre Augen wurden geblendet: sie hielten das ächte, feine Dukatengold für Messing, und ließen es hängen, und die Priester ließen bis heute den plumpen Riß nicht schließen, zum Andenken an dies wirklich wunderbare Wunder. So erfuhr Murat auch, daß ein massiv goldenes Kreuz auf einer der Kuppeln des Kreml stehe, und mit unsäglicher Mühe und Gefahr, ließ er das kolossale Kreuz vom „großen Johann" (Iwan Weliki) holen. Napoleon überzeugte sich persönlich, daß es — vergoldetes Eisen sei, indeß das wirklich goldene, 1½ Zentner schwere Kreuz auf der Kuppel über dem Altar der Blagoweschtschenski Sabor unangetastet blieb.

Paul Iwanowitsch warf sich vor dem Bilde Maria's nieder, und betete andächtig, doch, drei Stunden auf den Knieen sind gar lang; erst die Hälfte davon war vorüber, als er sich erhob, und eine Pause machte. Den bekannten Mönch, der vorüber ging, frug er, ob Maria Donska dieß wohl übel deute, und empfing die tröstliche Zusicherung, die Gnadenreiche sei nicht so zart besaitet, sie sei ja aus dem Land der Kosacken. Ich halte das Knieen schier nicht mehr aus, Väterchen, klagte der Wallfahrer, der Boden Eures schönen, heiligen Kirchleins kommt mir absonderlich hart vor. Er schalt auch nicht mit Unrecht, denn es sind große und kleine, runde und eckige Steine aller Größe und Form hier zu einer barocken Musivarbeit verkittet — aber lauter siberische Halbedelsteine: Jaspis, Agate, Carneole, Chrysoprase, Amethyste sind es. Einen ganz mit goldenen, gar manchfachen Kreuzen behängten Pfeiler bewunderte nun der Pilger, und erfuhr, daß dieß der Schmuck der vorigen Czare und Patriarchen sei, welcher jedesmal bei ihrem Ableben hieher gesendet werde. Aber Bog Pope, frug er weiter, was ist das für ein enger, bunter Vogelbauer dort mitten im Chor?

Das ist der erhabene Sitz des Czaren, war die Antwort, — aus vergoldetem Silber getrieben — doch — die Stunde des Hochamts schlägt, geh, Bruder, erfülle dein Gelübde, daß dir Gewährung werde.

Paul kniete abermal nieder. Aus der engen Thür unfern von ihm, schlüpfte gebückt ein Kammerherr, und gab ein Zeichen. Da erhoben die Sänger im Chor ihre Stimmen zu preisendem Lobgesang. Wie ein starker, klarer Waldstrom daher braust, hehr und gewaltig, stürmten die Harmonien hin, durch die Wölbung der Halle. Und durch das Pförtchen trat ein hoher, junger Mann mit ernsten, schönen Zügen, einfach gekleidet, nur mit kleinem Goldstern auf der breiten Brust — der Großfürst Thronfolger, am Arm eine holde, bleiche Frau. Er trat neben den goldenen Betstuhl, der für seine ritterliche Formen weit keinen Raum geboten hätte, und hinter ihm ordneten sich mehrere Offiziere. Für die blasse Frau stand ein bequemer Sessel bereit, und eine Menge Damen begleitete sie. Die Hymne der Sänger erstarb zu leisem, mildem Flüstern, wie wenn der leise Nachthauch hinzieht durch die Wipfel des Waldes, über den der Mond seine silbernen Strahlen breitet, und fernher aus dem Thal ein ernster, tiefer Glockenhall ihn durchbebt. Tausendfach ist schon der italiänische Gesang gepriesen, doch, wer russischen Kirchengesang hörte, wird stets behaupten, daß dieser dem Ersteren gewiß zur Seite, wo nicht vor gehe.

Der Beter vor Maria's Bilde hatte alles aufmerksam beobachtet. Es ist wahr, murmelte er, es ist gewißlich wahr, da stehen sie alle die netten, lieben Schätzchen, aus denen ich Eine wählen soll. O, heilige Mutter vom Don, du bist eine respektable, kreuzbrave Person, das will ich verkünden vom weißen, bis zum schwarzen Meer, von den Polacken bis zu den Chinesen. Und was für zierliche Dinger es sind, wie schlank stehen sie auf den Fesseln, welch' feine Köpfe und runde Kroupen. Doch, ich bin schon mit meiner Wahl im Reinen; die Andern, so lieb sie sind — sind für mich doch etwas zu zerbrechlich — aber die Große dort, die kann auch arbeiten, wenn sie sonst mag! Die nehme ich, ohne ihr nach den Zähnen zu sehen. —

Eben war das Hochamt zu Ende, und gewaltig erhob sich der majestätische Schlußchor. Der Hof entfernte sich einzeln, wie er erschienen, durch die kleine Thür, und Paul Iwanowitsch glaubte die flüchtende Gelegenheit erfassen zu müssen. Kniebeugend, die Hände über der Brust gekreuzt, nahete er der hohen, junonischen Gestalt, die er sich erkürt, und erklärte ihr, daß sie ihm gefalle, und daß er, falls sie fleißig sei, sie — heirathen wolle. Die Fürstin Ossipiew maß ihn einen Augenblick mit erstauntem Blick, dem ein rascher, entrüsteter Wink folgte ....

Im innern Klosterhofe empfing der, so redlich gesinnte Freier eine unmäßige Portion Knutenhiebe, und jagte dann, auf einem Bund Stroh liegend — denn stehen und sitzen konnte er nicht — wie von Dämonen gehetzt, der Heimath und der blinden Mutter zu! —

Am dritten Tag winkte das niedre, schneebedeckte Dach, über das sich die vom Reif kandirten Zweige der



Hängebirke neigten, und dunkler Tannen schlanke Wipfel erhoben. Wie brausten die Pferde dahin — sie witterten den gewohnten Stall, und aus dem Fenster bog sich, grußwinkend, eine schlanke Frauengestalt — das war nicht die alte Mutter! Nein, es war die Base Nadieschda Jakowiewna, mit der Paul Iwanowitsch als Kind gespielt, und sie nachher schier vergessen hatte. Leichtfüßig sprang sie ihm entgegen, und schirrte mit freundlichem Gruß die schäumenden Rosse aus, die sich wie an eine längst Bekannte mit den feuchten Hälsen an sie schmiegten.

Als am Abend Paul seine Reiseabentheuer erzählt hatte, meinte er schließend: was ich draußen peinvoll suchte, hatte Maria Donska mir schon in's Haus gesandt. Ihr sei Preis und Dank, auch die Kerze soll sie haben, aber selbst bringen — nein, das thue ich nicht!

Schmidt.

Die Familie der Viverren.

(Taf. 30.)

Die Familie der Viverren oder Zibetthiere, Viverrina, gehört zu den kurzbeinigen, schlanken, marderartigen Zehengängern, und wird in den Systemen bald vor, bald hinter der Familie Canina eingereiht, bald sogar der Familie der gestreckten Zehengänger, Gracilia, beigefügt. In unsrer natürlichen Eintheilung der Fleischfresser bildet sie das Uebergangsglied von den Hyänen zu den Katzen, und entspricht den Ersteren durch die, den meisten Gattungen eigenthümliche, doppelte, am After gelegene Drüsentasche, welche eine stark riechende, salbenartige Feuchtigkeit absondert, den Letzteren durch den schlanken Körperbau und manche Uebereinstimmungen in der Lebensweise, wesentlich aber durch die halb zurückziehbaren Krallen, die sie aber beim Laufen in die Höhe richten, durch die rauhe, mit scharfen Wärzchen besetzte Zunge, und die gemeinlich zugespitzte Pupille. — Die Familie umfaßt sieben Gattungen, welche einander, die natürlichen Uebergänge berücksichtigend, in nachstehender Ordnung folgen: Zibetkatze, Viverra; — Beutelfrett, Cryptoprocta; — Suricate oder Schnarrthier, Ryzaena (Suricata); — Rüsselmanguste, Crossarchus; — Ichneumon, Herpestes; — Hundsmanguste, Cynictis, und — Rollmarder oder Palmenmarder (Pugune oder Musange), Paradoxurus.

Auf beiliegender Tafel haben wir die bis jetzt weniger bekannten Viverren, über deren Lebensweise erst die Forschungen der neueren Zeit Aufschluß gegeben haben, zusammengestellt, und bringen auf derselben: das Schnarrthier, die indische Manguste, die Rüsselmanguste und den Palmenmarder.

Das Schnarrthier oder die Suricate, Ryzaena tetradactyla, Fig. 1, welches auf dem Kap mit dem Namen Maushund belegt wird, erinnert durch seine lange, spitzige, bewegliche Nase und schiefstehende Augen, dadurch, daß es mehr mit der Sohle als den Zehen auftritt, sich aufrecht hinsetzt und sein Futter mit den Vorderfüßen festhält, an die Waschbäre. Mit dem Ichneumon stimmt es durch das Gebiß überein, hat jedoch sowohl oben als unten einen Höckerzahn weniger als dieses. Es findet sich in den Gebirgen, entfernt von der Kapstadt, mißt ohne den 6 bis 8 Zoll langen, rothbraunen, an der Spitze schwarzen Schwanz, einen vollen Fuß, hat einen gelblichgrauen, querüber dunkelbraun gewellten, grobhaarigen Pelz, einen vollen Fuß und starke Krallen, womit es sich Höhlen scharren soll. Es lebt von Mäusen und andern kleinen Thieren, und frißt besonders gern die Küchenschaben, weßwegen es auch hin und wieder am Kap zahm in Häusern gehalten wird, wo es jedoch den Hühnern und deren Eiern nachstellt, sonst aber Niemanden beißt, mit den Katzen spielt, sich gern streicheln läßt, und dabei wie eine Katze schnurrt. Ein in England lebend beobachtetes Paar verrieth viele Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit, aber auch eine unverkennbare Gier, wenn man seinem Käfige einen Vogel näherte; es bewies sich gegenseitige Zuneigung, und gebrauchte die Vorderpfoten mit großer Geschicklichkeit zum Greifen und Festhalten. Der nach wenigen Monaten erfolgende Tod des Weibchens betrübte augenscheinlich das Männchen so sehr, daß es seine Lebhaftigkeit verlor, abzehrte und bald darauf ebenfalls starb.

Die indische Manguste, Herpestes mungos, Fig. 2, auch indischer Ichneumon genannt, ist von der Größe der Suricate, nur hat sie einen längeren, buschigern und stärkeren Schwanz; sie ist gelbgrau von Farbe, die Backen sind rostbraun. Diese Manguste ist der bitterste Feind der Schlangen, und fällt mit großem Grimm über dieselben her, um sie todt zu beißen, und stellt sich dabei auf die Hinterbeine. Ist sie vom Kampf ermattet oder von einer Schlange gebissen, so soll sie, nach Kämpfers Bericht, vom Kampfplatz in's Feld laufen, dort die bittere Wurzel der Mungo (Ophiorrhiza mungos) ausgraben und fressen, und durch diese gestärkt, auf's Neue den Feind aufsuchen. Außer Schlangen sind Frösche und Eidechsen ihre Hauptnahrung. Des Nachts geräuschlosen Schrittes herumschleichend oder stundenlang lauernd, weiß es dieselben rasch und geschickt einzufangen, sobald sie in ihre Nähe gerathen. Sie ist ungemein reinlich und leicht zu zähmen, und wird daher in Ostindien, obgleich sie den Hühnern gelegentlich nachstellt, nicht selten statt der Katzen, und zur Vertilgung der Ratten, Mäuse und Reptilien gehalten, die sich dort in die Wohnungen einschleichen. Gegen ihre Umgebung wird sie sehr zutraulich, durchsucht jeden Winkel des Hauses, und beobachtet mit großer Aufmerksamkeit jede Handlung der Menschen. Beim Fange von Vögeln benimmt sie sich ungemein listig; streckt sich aus und stellt sich todt, bis diese so nahe sind, daß sie selbige erhaschen kann. Beim Fressen knurrt sie wie eine Katze, und ist ein Hund in der Nähe, so läßt sie ein eigenthümliches Geprassel hören. Als Hausthier entwickelt sie vielen natürlichen Scharfsinn, Gelehrigkeit, Anhänglichkeit und Neugierde, folgt ihrem Herrn wie ein Hund, freut sich über dessen Liebkosungen, und sitzt häufig aufrecht. Eingesperrt zeigt sie die langen Eck-

zähne wie ein bissiger Hund, wenn man sich dem Gitter nähert. In der Gefangenschaft frißt sie nur Fleisch, indeß niemals vor Zeugen, sondern stets in verborgenen Winkeln. Trotz aller äußeren Zahmheit beraubt sie öfters die Hühnerställe, und sollte nie mit allzuviel Zutrauen behandelt werden, da sie oft plötzlichen Anwandlungen von Wuth unterworfen ist. Bennet war Zeuge, daß ein in der Tower-Menagerie gehaltenes Individuum innerhalb weniger Minuten zwölf ausgewachsene Ratten erwürgte, die man in seinen sechzehn Quadratfuß großen Käfig gesetzt hatte.

Die braune Rüsselmanguste, Crossarchus obscurus, Fig. 3, eine Bewohnerin West-Afrika's, gleicht durch die Gestalt des Kopfes und der Nase, die Beschaffenheit des Gebisses und des inneren Baues dem Schnarrthiere, hat aber eine Zehe mehr als dieses; sie ist fünfzehig, hat einen kurzen Daumen, und ist sohlengängig. Der rundliche Kopf ist in einen beweglichen Rüssel verlängert; die Nase ist abgestutzt, die Ohren sind klein und abgerundet. Ihr Fell ist einfarbig braun, der Kopf hell orangebraun, und ohne den 7 Zoll langen Schwanz ist sie einen Fuß lang. — In der Gefangenschaft erwies sie sich als ein leicht zähmbares, dem Wärter zugethanes und reinliches Thier, und verrieth ziemlich viel Intelligenz. In der Sierre Leone ist sie nichts weniger als selten, lebt von Vögeln, Schlangen, Eidechsen, Mäusen und Insekten, über ihr Verhalten im wilden Zustande aber fehlt es bis jetzt an sicheren Nachrichten.

Der Rollmarder oder Palmenmarder, Paradoxurus typus, Fig. 4, gehört zu einer sehr umfangreichen Gattung, welche das Festland Indiens und die Sunda-Inseln bewohnt, mit Leichtigkeit die höchsten Bäume zu erklettern vermag, und sich zum großen Theile von Früchten und Geflügel ernährt. Der Rollmarder ist fast so groß als ein Marder; die Farbe seines Pelzes ist gelblichgrau, und erscheint unter veränderten Sehwinkeln sogar schwarz; die verlängerte Schnauze ist schwarz; die Wange wird von einem weißen Streifen überzogen, und ein anderer umgibt die Brauen; die Nase ist vorstehend, die Füße sind halbsohlengängig, fünfzehig; die Zehen verwachsen, die Krallen zurückziehbar; der 18 bis 20 Zoll lange Schwanz ist von sehr eigenthümlichem, anatomischen Bau und als Wickelschwanz anwendbar. In der Nähe großer Walddörfer auf Java sehr gewöhnlich, wird er bisweilen durch nächtliche Angriffe auf das Hausgeflügel ziemlich lästig, und wohnt in Nestern, die in hohlen Bäumen, wie die unserer Eichhörnchen, angelegt und mit Heu und trockenen Blättern gefüttert sind. In Gärten und auf Pflanzungen geht er den Früchten nach, und fügt denselben oft nicht geringen Schaden bei. Die Ananas-Anlagen haben besonders von ihm zu leiden. In einigen Gegenden wird er den Koffeepflanzungen ungemein nachtheilig, da er zur Zeit der Reife die besten und schönsten Kirschen in Menge auffrißt, deren Bohnen aber wieder unverdaut von sich gibt, und so durch seine Näscherei den wichtigen Baum in alle Theile des Landes verschleppt und verpflanzt. Durch ihn allein läßt sich das häufige Vorkommen wilder Kaffeebäume in den Wäldern erklären. Die Ansiedler auf Java geben ihm daher auch den Namen „Kaffeeratte." Man kennt bereits an zwölf verschiedene Arten, von denen der Pangune, Musanga und Luwack, am häufigsten auf den ostindischen Inseln vorkommen. Horsfield beobachtete den Rollmarder im zahmen Zustande. Er benahm sich gutmüthig und sanft, genoß sowohl Fleisch als Pflanzenkost, begnügte sich mit allerlei Speiseresten, gab aber süßen, breiigen Früchten stets den Vorzug; nur bei großem Hunger griff er Hühner an. Jung eingefangen wird er bald zahm, bedarf keiner besondern Pflege, und frißt alles, was man ihm gibt: Reiß, Batatten, Yams, Eier, Fische 2c. 9.

Die Bermudas-Inseln und der Walfischsprung.

Nach Basil Hall.

Der „Leander" war ein schönes Schiff von fünfzig Kanonen, und den britischen Seemännern wohl bekannt als eines der heldenmüthigen Fahrzeuge, die in der Schlacht bei Abukir mitgefochten hatten. Nach jenem Siege hatte es mit dem Schiffe „Le Genereux" den rühmlichen aber unglücklichen Kampf zu bestehen, in Folge dessen es mit den Depeschen Nelsons genommen wurde. Es war ein schönes Schiff, das für immerdar den Erinnerungen jener Seeleute theuer sein wird, die an seinem Bord dienten, unvergeßlich aber wird es in denen fortleben, die wie ich ihre erste Seereise auf ihm machten. Der Leander wird in meinem Seemannsherzen immer die erste Stelle behaupten, sollte ich auch lange genug leben, um Großadmiral werden zu können. Ich erinnere mich aller seiner Winkel und Ecken, jedes Balkens, jeder Kajüte, jeder Kanone, und diese Erinnerungen sind für mich alten Seemann, was für Andere die Erinnerungen an die Universität sind. Treffen irgendwo einige von denen, die in jener glücklichen Zeit, von der hier die Rede ist, zur Schiffsmannschaft des Leanders gehörten, wieder zusammen, so verschwindet jeder andere Gegenstand der Unterhaltung; Stunden lang kennt man kein anderes Vergnügen, als die Abentheuer des Kadettenlebens an Bord des theuern Leanders zu rekapituliren, und hat man dieselben Geschichten, dieselben Witze und Scherze in derselben Gesellschaft auch wohl schon fünfzig Male erzählt oder erzählen gehört, immer vernimmt man sie wieder mit neuem Vergnügen, mit jener unendlich heitern Laune, die uns noch einmal in den Frühling des Lebens zurück versetzt.

Es war am 6. December, als wir mit einem frischen Nordwestwinde von Halifax in Neu-Schottland, unter Segel gingen. Ein schwerer, dichter Nebel, den man dort den „Barbier" zu nennen pflegt, lastete auf der Oberfläche des Meeres, drang, vom scharfen Winde fortgetrieben, bis in das Mark der Knochen hinein, und

durchschauerte Alle mit seiner bitterlichen Kälte. Der Thermometer stand, als wir unter Segel gingen, zwölf Grad unter Null, und ohne die Gewalt des Windes, der die Fläche des Meeres zu Schaum peitschte, wären wir ohne Zweifel wie die Reisenden an der Insel Melville eingefroren.

Als wir an einem der Kais der Stadt vorüberfuhren, gerade ehe wir die enge Straße passirten, die sich zwischen der Insel Georg und dem festen Lande, im Süden des prächtigen Hafens befindet, stieß ein Boot ab, das einen Herrn, der durch irgend einen Zufall die Einschiffung versäumt hatte, auf unser Schiff bringen sollte. Es gelang den Bootsleuten, an dem Leander anzulangen; allein während sie ein Tau ergriffen, das man ihnen von der Wand des Mainmastes zuwarf, begingen sie in der Hast die Unvorsichtigkeit, dasselbe um die Ruderbank zu schlingen, statt es irgendwo am Stern des Bootes zu befestigen, und die unvermeidliche Folge dieses Mißgriffes war, daß der Spiegel in die Höhe gezogen wurde und der Bug in's Wasser tauchte. Man braucht nicht Seemann zu sein, um zu begreifen, wie dieses zuging, da wir mit einer Geschwindigkeit von zehn Knoten segelten. In einem Augenblicke schwamm Alles, was im Boote war, auf den Wogen; die Einen suchten ein Ruder zu erhaschen, die Andern das Land zu erreichen, das glücklicherweise nicht weit entfernt war; denn das Meer ist hier so tief, daß ein Schiff ohne Gefahr dicht am Ufer vorbeistreifen kann. Was uns am meisten in Erstaunen versetzte, war, wie diese Leute bei einer so strengen Kälte so gut schwimmen konnten; später erfuhr ich von einem der Schwimmer, daß das Wasser im Winter vierzig bis fünfzig Grad Fahrenheit wärmer sei, als die Luft; es sei ihm, sagte er, gewesen, als wenn er in ein lauwarmes Bad gestürzt wäre; kaum hätte er aber den Hafendamm erreicht gehabt, wo man ihn wie eine Ratte herausgefischt hätte, so sei er auch vom Kopfe bis zu den Füßen in eine Eiskruste eingescheidet gewesen; mit Mühe nur hätte man ihn aus seinem Eispanzer herauszuschälen vermocht, und erst, nachdem er einige Stunden in einem wohlgewärmten Bette etwas aufgethaut wäre, habe er die Glieder wieder rühren können, doch mehrere Wochen gebraucht, ehe er im Stande gewesen sei, das Zimmer wieder zu verlassen.

Es war unmöglich, bei solchem Wetter auch nur einen Augenblick anzuhalten; der Leander schoß wie ein Pfeil dahin, indem er an dem Vorgebirge Chebucto, dem Kap Sambro, und ich weiß nicht an wie vielen andern schwarzen Vorgebirgen und nackten Felsen vorbeiflog, von denen man hätte glauben mögen, sie seien durch den Wogenschlag und die Reibung irgend einer ungeheuern Ueberfluthung ausgewaschen worden, die zwischen den Ufern des Eriesee's im Westen, und Boston und New-York im Süden und Osten hereingebrochen sei. Doch, an diesem Tage hatten wir wenig Zeit, dergleichen Sündfluth-Betrachtungen anzustellen. Die frischte Kühlte verwandelte sich plötzlich in einen Fallwind, der unser großes Mainsegel in tausend Stücke riß und die Fetzen mit solchem Krachen in den Orkan hineinschleuderte, daß mir noch bis auf diese Stunde das Geprassel davon in den Ohren schmettert. Ich kenne wenig Dinge, die einen so entsetzlich großartigen Eindruck machen, als das klatschende Getöse eines nassen Segels in einem ähnlichen Sturme, wenn es durch die Schoten nicht mehr festgehalten, nach allen Seiten schlägt, sich dreht und windet, um sich von seinen Raaen los zu machen, die durch die Gewalt desselben so gedrückt werden, daß oft der Mast sich wie ein Schilfrohr biegt. Wohl gibt es Donnerschläge, die stärker sind, als das Krachen, von dem ich rede, aber nur wenige, die so furchtbar zu erschüttern vermögen, als die Explosion eines Segels, das von einem mit Wind und Regen gemischten Ungewitter zerrissen wird. Es ist als müßte das Schiff vom Top bis in seinen untersten Raum bersten. Der Admiral blickte mit so viel Kaltblütigkeit als möglich nach dem zerrissenen Segel empor, und befahl, die Topwächter im Mars des Mainmastes einzuberufen, um sie, da ihr Dienst völlig unnütz geworden war, aus dem Bereiche der Taue zu bringen, die über ihren Köpfen rasselnd zusammenschlugen. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich, wie Sir A. Mitchell einen Blick windwärts warf, in der Hoffnung, irgend einen günstigen Wechsel zu erspähen, allein der Sturm wurde immer heftiger, und da der Fockmast wirklich in Gefahr zu kommen schien, denn er beugte sich wie ein Rohr, obgleich sein Segel schlaff herunterhing, gab der Admiral selbst unmittelbar seine Befehle, und leitete, ohne sich der herkömmlichen Zwischenorgane zu bedienen, das Manöver mit einer Donnerstimme, daß ich erbebend zwei Schritte auf dem Kastell zurücktaumelte: „Leute an's Geitau — keine Untersegel!" — Einen Augenblick drauf fügte sich das Segel an die Raae; der Leander, der in allen Fugen und bis in die Fasern seines kleinsten Balkens hinein wie vom Schmerz gepeinigt, ächzte, erschien nun auf einmal von dem Druck des Segels erleichtert, der ihn vom Vorder- bis zum Hintertheile zittern machte, und nahe daran war, das Schiff zu kantern, und kopfüber in den brüllenden Abgrund des Meeres zu stürzen.

Zur Erleichterung des Bugspriets sollten nun die Klüver angeschlagen, die Klüverstangen eingezogen werden. Bei dieser Arbeit fiel einer unsrer Matrosen in's Meer; es war der zweite Bootsmann des Vorderkastells, der beste Tar am Bord, und berühmt wegen seines Talents, das Steuerrad zu führen. Er war bei Jedermann an Bord so beliebt, daß sein Verlust mehr als gewöhnliches Bedauern erregte. Ich sah den armen Teufel von seinem Posten herabstürzen und neben dem Schiffe herschwimmen; wie eine Boje wurde er von den Wellen hin und her geschleudert, die er muthig mit seinen Armen zu bekämpfen suchte, und uns dabei einen bittenden Blick zuwarf, den ich nie in meinem Leben vergessen werde. In weniger als einer Minute war er unsern Blicken entschwunden. Ihm zu helfen war unmöglich; ein Boot hätte bei solchem Wetter schwerlich sich halten können, und Alles, was man für ihn thun konnte, war, ihm Taue zuzuwerfen, von denen seine Hand je-

doch keines erreichen konnte. Dieser Orkan, der erste den ich erlebte, war auch einer der furchtbarsten, dessen ich mich erinnere; er dauerte drei Tage, zerstreute unser kleines Geschwader, und versenkte fast den „Cambrian," eines unsrer Schiffe, das einige Tage nach uns auf den Bermuden anlangte, und seinen Mainmast und seine drei Marsstengen verloren hatte.

Nach zwölf Tagen erreichten wir die Bermuden. Der Boden derselben schien, wenigstens uns Seekadetten, ziemlich unfruchtbar an nützlichen Erzeugnissen, an solchen nämlich, die wir hier zu finden gehofft hatten. Es gab auf diesen Inseln damals so wenig Rinder und Schafe, daß man nur selten frisches Fleisch auf einem Tische sah, und unter den niedern Volksklassen war so etwas vollends ein unbekannter Luxus. Ich weiß nicht, wie es dort heutzutage ist; damals aber murrten unsre Leute nicht wenig darüber. Die Bermuden oder Summers-Inseln bilden mehr als hundert kleine Inseln, die in Gruppen um zwei oder drei andere, von etwas beträchtlicherem Umfange, herum liegen. Der Sitz des Gouverneurs ist auf der Insel St. Georges, die vier oder fünf englische Meilen lang und zwei Meilen breit ist. Die gleichnamige Stadt ist auf der Rückseite eines hübschen, kleinen Hügels erbaut, der im Angesichte des Hafens liegt. Die Häuser haben nur zwei Stockwerke, sind aus behauenen Steinen erbaut und haben größtentheils nur ein Kamin; die blendendweißen Mauern schmerzen das Auge, wenn man an einem Sommertage in den Straßen geht. Zum Glücke aber sind viele dieser Häuser mit Bananen, Kalabaschenbäumen, Orangen und verschiedenen Arten Palmen umgeben, so daß die unangenehme, blendende Helle nur auf der offenen Straße fühlbar wird. Die schöne Stadt ist fast ganz von Negern bewohnt; viele derselben besitzen Häuser und haben auf eine oder die andere Art ihre Freiheit erlangt. Den größten Theil der Bevölkerung bilden die Sklaven. Merkwürdig ist es, daß die freien Farbigen auch Sklaven ihrer Rasse haben, natürlich aber sind es die Weißen, welche die größte Anzahl derselben besitzen. Aus Furcht vor Empörungen ist es den Sklaven verboten, ein Feuergewehr auch nur in die Hand zu nehmen, und diese Vorsicht, so wie das Verbot, nach neun Uhr Abends das Haus zu verlassen, ist allerdings in einem Lande nöthig, wo es mehr Sklaven als freie Menschen gibt.

Wir fanden die Schwarzen auf den Bermuden durchschnittlich sanftmüthig, gelehrig und gut. Wenn wir bei einem von ihnen einsprachen, so bot er uns das Wenige, was er hatte, stets mit einfacher und herzlicher Gastfreundlichkeit an, und die Wahrheit zu sagen, fanden wir Seeleute bei den Weißen meist einen viel kälteren Empfang. Indessen läßt sich auch letzteres entschuldigen, denn die Mittel, Fremde zu bewirthen, sind auf den Bermuden sehr beschränkt, und selbst die Einwohner der höheren Klasse nähren sich, wie man uns sagte, fast ausschließlich nur von gesalzenem Fleische, das ihnen Handelsschiffe, die das Jahr über hin und her gehen, aus Amerika herüber bringen.

In den verschiedenen Erzählungen von Wunderländern hatten wir wohl früher von herrlichen Cederwäldern gelesen — hier sahen wir sie in der Wirklichkeit! ja, man muß die Bermuden besucht haben, um an diese herrlich geschilderten Waldungen eines so köstlichen Holzes glauben zu können. Die Ceder ist auf diesen bezaubernden Inseln der gemeinste Baum. Jedes auf den Bermuden gebaute Schiff, jedes Boot ist aus Cedernholz gezimmert, und aus diesem wohlriechenden Holze ist auch das Sparrenwerk und alle Geräthe in den Häusern. Es ist freilich nicht die Ceder des Libanon, sondern ein Baum, der mit dem Taxusbaum in England viele Aehnlichkeit hat, ziemlich dessen Höhe erreicht, dabei aber bei weitem stärker wird. Die Ceder hat einen sehr angenehmen Geruch, gehört in das Geschlecht der Wachholder, und trägt eine kleine, blaue Beere von der Größe einer Erbse, die zwar von süßem Geschmacke, aber dabei sehr trocken ist. Das Holz derselben ist wegen seiner Härte und Unverwüstlichkeit auf den Werften sehr gesucht. Wenn es gespalten und geglättet ist, behält es eine Zeit lang eine hübsche Farbe, die jedoch bald verbleicht und keiner schönen Politur mehr fähig wird. Außer den Cedern bemerkten wir auf den Bermuden auch einen solchen Ueberfluß von Orangen- und Citronenbäumen, daß wir ganz entzückt waren, als wir die Goldfrüchte an ihren Zweigen uns winken sahen; allein, als wir nach denselben hinauf kletterten, und uns schon zum Voraus mit wässerndem Munde auf einen saftigen Imbiß freuten, fanden wir nichts als bittere Pomeranzen, die blos zu Marmelade gebraucht werden können. — Außer einigen wilden Tauben sah man nur wenige Vögel, von denen einige roth, andere blau und von der Größe einer Drossel waren. Die blauen sind sehr schön, singen aber eben so wenig, als die rothen, so daß wir Middys uns keine sonderlichen Gewissenbisse daraus machten, einige Dutzend davon in unsern Mehlsuppen kochen zu lassen.

Außer der Insel St. Georges gibt es, wie schon gesagt, mehrere andere Inseln von geringerem Umfange, worunter eine der Kontinent genannt wird, weil sie die größte der ganzen Gruppe ist, und von einem Ende bis zum andern zwölf bis fünfzehn Meilen zählen mag. Nordwestlich von ihr liegt die Insel Ireland, auf welcher seit einigen Jahren eine ungeheure Schiffswerfte besteht, neben der sich gegenwärtig der Ankergrund der Kriegsschiffe befindet. Die Bevölkerung aller Bermudas-Inseln beläuft sich auf ungefähr zwanzigtausend Seelen, von denen der größte Theil aus Schwarzen und Sklaven besteht. Das Gestein der Bermuden ist ein so weicher, leicht zu bearbeitender Fels, daß, wenn man einen Fensterstock mehr in seinem Hause angebracht wünscht, man nur einen Neger zu dingen braucht, der, wo immer es auch an einer Mauer verlangt wird, leicht mit seiner Säge eine beliebige Oeffnung herausschneidet.

Das Merkwürdigste an dieser sonderbaren Inselgruppe sind die Korallenriffe, die gegen Norden aus dem Grunde des Meeres aufsteigen, und in weiter Ausdehnung einen halbkreisförmigen Gürtel bilden, der zwei

bis drei Stunden vom Lande entfernt ist. Wenn ich mich recht entsinne, so erhebt sich eines dieser Riffe, North-Rock genannt, über die Meeresfläche; alle andern liegen unter dem Wasserspiegel verborgen, und sind daher die gefährlichsten Fallen, welche die Natur den harmlosen Schiffen gestellt hat. Eine Menge Fahrzeuge sahen wir an diesen tückisch-lauernden Riffen Schaden nehmen, während sie bei einer so großen Entfernung von den Inseln sich in voller Sicherheit glaubten. So gefährlich diese Untiefen sind, so kann man doch nichts Schöneres sehen, als wenn man sie bei stillem und klarem Gewässer in einer Tiefe bei zwei bis drei Faden (12 bis 18 Fuß) erblickt. Die Farben des Regenbogens sind weit weniger glänzend und mannigfaltig, als die, welche man bei einem schönen, sonnenhellen Tage aus diesem zauberhaften Korallenlande herausstrahlen sieht. Dagegen läßt sich aber auch nichts Schreckliche-res in dem abentheuervollen Leben des Seemanns denken, als mit seinem Schiffe in diese schönen, so vielfach verzweigten Korallenwälder zu gerathen, die sich unter der Meeresfläche hinziehen, und gleich den Sirenen der Alten auf die Schiffer lauern. Ist der Seemann durch eine traurige Fügung der Gestirne einmal mit seinem Fahrzeug in diese Korallennetze eingelaufen, und wird er in seinen Bewegungen nicht durch einen besonders günstigen Wind unterstützt, dann weiß er nur allzugut, daß er an kein Entkommen mehr denken darf, daß sein Schiff ein verlornes Wrack ist, und nur die kräftige Hand eines Bermudas-Steuermannes, der von Jugend auf unter den Korallenriffen herumgetummelt, ihn zu retten vermag. — Man erzählt sich auf den Bermuden eine Geschichte von einem Fischer, der nur von Strandungen unglücklicher Schiffe lebte, und einmal einem, das in diesen Korallenriffen wie eine Fliege im Netz einer Spinne gefangen hing, seine Hülfe anbot, indem er den Kapitän fragte: wie viel er bekomme, wenn er ihn von da wegbringe? — „Oh, Alles, was du verlangst, bestimme nur selbst deinen Lohn.“ — „Fünfhundert Dollars!“ — „Wohl, es sei, es sei! Führe uns nur von dieser verwünschten Stelle hinweg!“ — Nun hielt der tückische Lootse zwar sein Versprechen in einem Sinne, indem er das Schiff von dem gefährlichen Riff hinwegbrachte, aber nur um es nach einem noch gefährlicheren zu führen. „Nun,“ sagte er zu dem doppelt getäuschten Schiffer, der sich jetzt in um so größerer Verlegenheit befand, „nun sitzt Ihr auf einem Fleck, wo noch kein Schiff mit heilen Planken hinweg gekommen ist, denn es lebt nur ein Mensch, der hier das Fahrwasser kennt, und dieser Eine bin ich.“ — „Ich glaube aber doch,“ erwiederte der Kapitän trocken, „daß du um dieselbe Summe als die erste uns aus diesen Riffen hinwegführen wirst. Was sagst du dazu, wenn ich dir noch fünfhundert Dollars gebe?“ — Bald war man Handels einig; der einzige Fahrkanal, der gerade breit genug war, um beide Seiten des Schiffes unberührt hindurchkommen zu lassen, und Wasser genug besaß, um noch sechs Zoll Raum zwischen Kiel und Riff zu haben, wurde gezeigt, und in einer halben Stunde waren auch die zweiten fünfhundert Dollars gewonnen und das Schiff in Sicherheit. „Nun,“ sagte der Kapitän, als er sich außer Gefahr sah, „nun, Meister Galgenstrick, jeder guten Katze ihre gute Ratze, ist ein altes Sprüchwort; wenn du mir nicht auf der Stelle meine tausend Dollars zurückgibst, so lasse ich das Tau deines spitzbübischen Bootes kappen, und nehme dich mit nach Amerika. Ich bin weit entfernt, dir Böses mit Bösem zu vergelten, wie ich wohl befugt wäre, und du wirst mir's noch einst danken, wenn ich dich von dem niederträchtigsten Lande der Welt in ein besseres bringe, und dort werde ich, da du mir einige Tropfen farbiges Blut in den Adern zu haben scheinst, wohl meine tausend Dollars doppelt aus dir herausschlagen, wenn ich dich auf dem Markte zu Charleston als Sklave verkaufe. Was sagst du dazu, mein braver Bermudese?“

Wir blieben den größten Theil des Winters bei den Bermudas-Inseln vor Anker liegen. Der Krieg mit Frankreich war noch nicht ausgebrochen, und in Ermangelung des wirklichen Dienstes unterließen wir nichts, um uns zu beschäftigen und zu unterhalten. Der Oberbootsmann und eine Schaar junger Leute begab sich eines Tages nach den erwähnten Korallenriffen, um sie in der Nähe zu besichtigen. Diese Expedition von Naturforschern, wie man sie wohl hätte nennen können, landete am Kap St. David und andern Orten, um mit möglichster Genauigkeit die Länge zu ermitteln, die Breite, und die Abweichungen der Magnetnadel zu beobachten, die senkrechten Strömungen der Ebbe und Fluth zu messen, oder um sich, was auch am häufigsten geschah, eine Stunde in dem köstlichlauen Meere mit Schwimmen zu vergnügen. Es ist leicht zu denken, daß alle diese Beschäftigungen eine unerschöpfliche Quelle von Unterhaltung gaben, und wenn dieselben auch auf den ersten Blick wohl für unbedeutend und unwichtig angesehen werden mögen, es auch allerdings leicht ist, die genannten Beobachtungen und andere dergleichen im Allgemeinen und oberflächlich anzustellen, erfordert doch jede derselben, wenn sie genau sein soll, wie es hier nöthig war, ungemeine Aufmerksamkeit und unermüdliche Ausdauer. Seeleute haben, wie das Element, auf dem sie leben, selten Ruhe, sind auch nie mit dem zufrieden, was vor ihnen geleistet wurde, und daher schlagen auch alle Schiffer, die an den Fortschritten der Nautik Interesse nehmen, sobald sie auf längere Zeit in einen Hafen einlaufen, alsbald ihr Observatorium auf, beginnen ihre Instrumente zu richten, ihre Kompasse zu peilen, ihre Seeuhren zu stellen, und wie die alten Titanen dem Himmel zu Leibe zu gehen. Nun behaupten zwar Alle, es geschähe dieses Alles nur der Wissenschaft zu Liebe, zur Förderung der Geographie und Astronomie rc., und auch ich bin nicht abgeneigt, mir diese Liebe als die Triebfeder meiner Forschungen beizulegen, gestehe es aber offen, daß bei mir, wie bei allen andern, diesen edlen und reinen Beweggründen, sich auch minder erhabene beimischten, die indessen nicht weniger den Eifer anfeuerten. So recht im tiefsten Winkel unsres Herzens nistete eine boshafte Hoffnung, Etwas zu entdecken

oder aufzufinden, was unsre Vorgänger übersehen, oder nicht mit der gehörigen Genauigkeit beobachtet haben mochten, und diese Hoffnung gewährte uns eine solche Zuversicht, schärfte unser Beobachtungsvermögen so, daß es uns wirklich gelang, die Forschungen unsrer Vorgänger zu berichtigen und zu erweitern, daß wir mit Stolz auf unsre größere Vollkommenheit blickten, die Frucht derselben zu ernten hofften und es vergaßen, daß auch an uns die Reihe kommen werde, von geschickteren und glücklicheren Nachfolgern übertroffen zu werden.

Einer unsrer jungen Kameraden, der seitdem ein unternehmender und verdienstvoller Offizier geworden ist, wollte sich einem Ausfluge anschließen, der in einem Walfischboote der Bermudas-Insulaner unternommen werden sollte. Er erhielt die Erlaubniß, an's Land zu gehen, und war so glücklich, dem Fange eines Walfisches als Augenzeuge beizuwohnen. Das Meerungeheuer hatte die Fischer weit hinein in die See verlockt, und erst nach Verlauf der ihm bewilligten Zeit kam unser Kadett zurück, köstlich von Thran eingeölt, und mit einem so wunderbaren Berichte seines Abentheuers, daß uns allen das Herz vor Freude jauchzte. Ich wohnte einer andern Expedition dieser Art bei, und wie ich, ergriffen die meisten von uns, eifersüchtig auf die Lorbeeren ihres Kameraden, die erste beste Gelegenheit, sich auf gleiche Weise auszuzeichnen. Wir gewahrten an einem schönen Morgen einen riesenhaften Walfisch, der um den Leander herum im Ankergrund von Murray spielte, nachdem er in den Gürtel von Korallenriffen eingedrungen war, der, wie schon gesagt, die Rhede östlich und nördlich umsäumt. Es war uns nicht möglich, zu errathen, wie der ungeheure Fisch in diese Falle gerathen war; vielleicht war er längs dem Rande des Korallenriffes hingestrichen, um an den rauhen Zacken desselben die Muschelrinde abzuschürfen, die zur großen Qual dieser Ungeheuer des Ozeans sich auf ihrer Haut festsetzt, und hatte sich so ein wenig zu weit verirrt; vielleicht aber hatte er sich auch in der Verfolgung einer leckern Fischbrut, oder des sogenannten Walfischaases, durch unkluge Hitze in dieses Labyrinth von Riffen so weit verschossen, bis er keinen Ausgang mehr fand. Jedenfalls befand er sich in einem acht bis zehn Faden tiefen Wasser, ohne, wie es schien, im Stande zu sein, über die Wand von Riffen wegkommen zu können, von der er eingeschlossen war. Alles kletterte in die Wände, um den Walfisch herumtummeln zu sehen, und einige Hitzköpfe schlugen sogleich vor, in einer der Schaluppen, mit keiner andern Waffe zum Angriff oder zur Vertheidigung, als den gewöhnlichen Bootshaken, auf ihn los zu gehen. Der Bootshaken ist eine lange Stange mit einer eisernen Spitze, die wie bei einem Schäferstabe gekrümmt ist, und reicht wohl hin, eine Schildkröte, die man im Schlafe überrascht, aus dem Meere herauf zu häkeln, kann aber nur für ein schwaches Rohr gelten, wenn man denselben als Waffe gegen ein Thier anwenden will, das 40 bis 50 Fuß Länge hat.

Dem Vorschlag folgend, machten wir uns an unsre tolle Walfischjagd, ohne genau zu wissen, was anzufangen, wenn wir dem Riesenwildpret wirklich auf den Leib kommen würden. Je mehr wir uns dem Leviathan näherten, desto furchtbarer wurde uns sein Anblick, und wir mußten uns über einen regelmäßigen Angriffsplan verständigen, wenn nun doch einmal angegriffen werden sollte. Was die Vertheidigung betrifft, so konnten wir nur immerhin jeden Gedanken daran aufgeben, denn ein einziger Schlag von dem Schwanz unsres Feindes war hinreichend, die Schaluppe, ihre Mannschaft, Bootshaken und Alles zusammen über die höchsten Spieren des Admiralschiffes hinauszuschleudern. Aller Augen am Bord waren auf uns gerichtet, und nach einem Augenblick Berathung beschlossen wir einstimmig, daß wir dem Walfisch zu Leibe gehen und unser Glück versuchen müßten. Wir ruderten also auf ihn los; allein der Wal, dessen Rücken in diesem Augenblicke wie ein aufwärts gekehrter Schiffskiel anzusehen war, kümmerte sich entweder nicht um unsere Annäherung, oder, was wahrscheinlicher ist, sah uns nicht, glitt in größter Seelenruhe auf den Wellen dahin, tauchte dann plötzlich unter, und verschwand, und ließ nichts als einen Strudel thranigen Wassers zurück, in dessen Wirbeln wir großen Kinder, die wir waren, mit aufgesperrtem Munde eine Weile herumgequirlt wurden. Endlich fanden wir ihn auf halber Schiffslänge vom Leander wieder, wobei indeß unsre Fehlgänge unsre Kameraden an Bord, die in die Wanden gestiegen waren, um den großen Kampf eines Wales mit jungen Middy's anzusehen, nicht wenig belustigten.

Während wir auf unsern Rudern lagen, und ein wenig in Verlegenheit waren, was nun anzufangen sei, sahen wir eine der ungewöhnlichsten Erscheinungen in der Welt, wenigstens erinnere ich mich nicht, etwas früher oder später gesehen zu haben, was mich so sehr überrascht, oder einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätte. Unser Freund, der Wal, fand nämlich ohne Zweifel das Wasser unangenehm seicht, denn es war hier nicht über 50 oder 60 Fuß tief; oder er wurde vielleicht auch darüber verdrießlich, nicht von den scharfen Zacken der Korallenriffe loskommen zu können, kurz, war es irgend ein anderer Beweggrund von Lust oder Schmerz — er machte plötzlich einen Sprung über das Meer hinaus.

Dieser ungeheure Satz war so vollständig, daß wir den riesenhaften Fisch einen Augenblick seiner ganzen Länge nach 25 Fuß über der Meeresfläche in der Luft erblickten. Bei dieser Bewegung hatte sein Aufschwung etwas von der schnellenden Lebhaftigkeit, mit der die Forelle oder der Lachs springt; dann aber stürzte er wieder in's Meer, wie die Wucht eines ungeheuern Balkens, und mit einem solchen Donnergetöse, daß wir Alle vor Schrecken und Entsetzen die Hände ausstreckten, und selbst den Kühnsten von uns einen Augenblick der Athem verging. Unfehlbar wären wir auch insgesammt verloren gewesen, wenn der Wal nur eine Minute früher seinen Riesensprung gemacht hätte, weil er dann auf die Schaluppe herabgestürzt sein würde. Der Wogenschwall, den sein Sturz veranlaßte, breitete sich auf der Hälfte

des Ankergrundes aus, und hätte der Leander selbst diesen Sprung gemacht, die Wirkung desselben hätte nicht gewaltiger sein können.

Während wir in unserm Fahrzeug rechts und links hinüber und herüber geworfen wurden, hatten wir Zeit, das pro und contra unsrer Unternehmung zu erwägen, und konnten die Wahrscheinlichkeit seines Gelingens mit der noch größeren vergleichen, bei einem zweiten Sprunge des Ungeheuers unter dessen Bauche zerquetscht zu werden. Jeder Gedanke, ihn zu fangen, wenn ein so thörichter Gedanke uns je in den Kopf kommen konnte, wurde also aufgegeben; allein unsre Neugierde war um so größer, noch ein Kraftstück dieser Art zu sehen, daß wir gute Ausschau nach ihm hielten, und nachdem wir etwa zehn Minuten mit den Rudern in den Händen gewartet hatten, sahen wir in einiger Entfernung von uns den Rücken des Walfisches wieder zum Vorschein kommen.

„Auf, kitzeln wir ihn noch einmal!“ rief Einer von uns. „Ja, ja, drauf! drauf!“ schrien die Andern, und wir Alle setzten uns in Bewegung, in der Hoffnung, eine Wiederholung desselben Schauspiels zu sehen. Allein dem Wale schien es nicht gelegen, zu unserm Vergnügen noch einmal einen Luftsprung zu machen. Vergebens näherten wir uns ihm zu wiederholten Malen; er zog zuletzt ganz ruhig davon, und nahm seine Richtung nach dem North-Rock, vielleicht in der Hoffnung, durch diesen engen Paß, der nur dem erfahrensten Lootsen dieser gefahrvollen Gegenden bekannt ist, entkommen zu können. Erst nachdem wir den Wal ganz aus den Augen verloren hatten, und hinter uns auch die Höhen der Insel St. Georges verschwunden waren, bemerkten wir, daß sich während unserer thörichten Jagd das Wetter völlig verändert hatte. Der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt, und der Wind fing allmählig an, in einen starken Südwest umzuspringen. Wir konnten nichts Klügeres thun, als so schnell als möglich umzukehren, denn der Wind durfte nur ein wenig zunehmen, und wir würden unvermeidlich weit vom Leander hinweggeführt worden sein; auch mußten wir mehrere Stunden lang angestrengt rudern, bis wir den Ankergrund wieder erreichten.

Nicht ohne erhebliches Bedenken ging ich daran, die Geschichte von dem Walfischsprunge zu erzählen, obgleich ich Augenzeuge desselben war, und ich kann die Ursache meines geringen Vertrauens auf die Gläubigkeit des Publikums nicht anders erklären, als indem ich eine Anekdote zum Besten gebe, die mir von Sir Walter Scott mitgetheilt wurde, und die sich Reisende ad notam nehmen wollen, die es sich zur Aufgabe machen, der Welt wieder zu erzählen, was sie in fernen Ländern gesehen haben: Mungo Park, dieser erste und vielleicht nicht uninteressanteste aller Reisenden, die in Afrika einzudringen versuchten, pflegte seinen vertrauten Freunden verschiedene seltsame und unterhaltende Abentheuer mitzutheilen, die ihm während seiner berühmten Untersuchungen über den Niger aufgestoßen waren, und von denen in seinen gedruckten Reiseberichten nichts zu finden ist. „Wie kommt es,“ fragten ihn seine Freunde, „daß Sie nicht alles dieß auch in Ihrem Buche mittheilten?“ — „Die Ursache ist ganz einfach,“ erwiederte Park; „ich war nach Afrika geschickt worden, um gewisse Nachforschungen von öffentlichem Interesse anzustellen, und mit dem ausdrücklichen Auftrage, einigen besondern Punkten nachzuspüren. Nun schien es mir aber wichtig, nicht nur diese Untersuchungen mit Sorgfalt zu verfolgen, sondern auch dem Publikum darüber einen eben so wahrscheinlichen als getreuen Bericht zu erstatten.“ — „Ganz recht,“ entgegneten seine Freunde, „allein da Alles, was Sie uns sagen, die reinste Wahrheit ist, warum entzogen Sie Ihrem Werke das, was ihm gewiß doppeltes Interesse gegeben haben würde?“ — „Ich that es vielleicht deßhalb,“ bemerkte ihnen dagegen der Reisende, „um eben die gute Wirkung hervorzubringen, die ich nach Ihrer Ansicht hätte erreichen können; allein dieß war es nicht, was ich wollte. Jedenfalls hatte ich, meiner Meinung nach, eine ernstere Pflicht zu erfüllen. Abgesandt, um mich eines gegebenen Auftrags zu entledigen, weihte ich mich ihm mit allem Eifer und allem Talente, dessen ich fähig war. Allein nach meiner Rückkehr sah ich ein, daß ich eine andere, nicht minder wesentliche Verbindlichkeit zu erfüllen hatte, und die bestand darin, einen Bericht herauszugeben, der zu gleicher Zeit gewissenhaft genau war, und mit unzweifelbarer Glaubwürdigkeit erscheinen mußte. Was die Vorfälle betrifft, die ich Euch, die Ihr mich schon lange her kennt, gelegentlich erzählt, so hütete ich mich wohl, sie vor meinen Lesern zu wiederholen, die mich nur aus meinem Buche kennen konnten. Mit einem Wort, ich hielt mich für nicht unabhängig genug, um meine Glaubwürdigkeit zweifelhaft zu machen oder sie durch einige Anekdoten, wie ich sie Euch erzählte, in Frage stellen zu lassen. Da ich mir auf dem Felde der Entdeckungen als ein Mann von öffentlicher Stellung erschien, so hielt ich meinen Ruf der Wahrhaftigkeit gleichfalls für einen Theil des öffentlichen Eigenthums, den ich um des Vergnügens willen, einige müßige Neugierige zu unterhalten und in Erstaunen zu setzen, nicht auf die leichte Achsel nehmen lassen durfte. Kurz, ich fürchtete, bei einer solchen öffentlichen Darlegung, durch einen einzigen, zweifelhaften Punkt die Glaubwürdigkeit des Ganzen zu gefährden.“ — Als man nach Mungo Parks Tode eine biographische Schilderung dieses liebenswürdigen und beharrlichen Reisenden zu geben vorhatte, wendete man sich an einen seiner Freunde, dessen glückliches Gedächtniß man kannte, mit der Bitte, die in vertrautem Kreise erzählten Abentheuer mitzutheilen. Der Freund aber weigerte sich, nach einem Augenblicke Ueberlegung, dem Biographen die verlangten Mittheilungen zu machen, indem er glaubte, es gezieme sich nicht, etwas nach dem Tode Dessen der Oeffentlichkeit zu übergeben, was er nicht für zweckmäßig erachtet habe, während seines Lebens selbst bekannt zu machen.

Ehe ich mein Abentheuer mit dem Walfischsprung dem Setzer übergab, wandelte auch mich Mungo Parks Bedenklichkeit an, und um mich in Bezug auf diesen

Vorfall ganz sicher zu stellen, schrieb ich an meinen Freund Scoresby, der, was den Walfisch und die Walfischjagd betrifft, die vollgültigste Autorität ist, einen Brief, worin ich ihm erzählte, was mir damals begegnete, und zugleich bei ihm anfragte, ob ihm nicht im Laufe seiner Reisen ein ähnlicher Fall vorgekommen. Ich erhielt von ihm folgende Antwort:

„.... Was Ihre Anfrage betrifft, so habe ich das Vergnügen, Ihnen das Zeugniß geben zu können, daß der Walfischsprung, von dem Sie Zeuge waren, keineswegs so selten ist, als Sie zu glauben scheinen. Während ich auf dem Walfischfang in den nördlichen Meeren begriffen war, sah ich selbst dergleichen Kraftstücke von Walfischen ausführen, in Augenblicken, wenn sie recht überlustig waren. Meistentheils waren es Walfische von mittlerer Größe; doch sah ich auch welche, die 40 bis 50 Fuß lang, ihr ernsthaftes Wesen vergaßen, und sich vom Kopfe bis zum Schwanze frei in der Luft zeigten. Mehemals wollte ich auf solche überlustige Luftspringer Jagd machen, allein stets wußten sie der ihnen gestellten Wahl, einen Sprung über die Schaluppe zu machen, oder sich dem Harpun bloß zu stellen, auf geschickte Art auszuweichen. Nebenbei möchte ich noch bemerken, daß man die Wirkung des Athemholens der Wale auf eine Art übertrieben hat, daß man es zur Erlustigung der Leichtgläubigen mit einem Wasserfalle zu vergleichen keinen Anstand nahm, während man die Walfischsprünge ganz außer Acht ließ, die doch gewiß für die Naturgeschichte dieses Thieres ansprechen müssen. Ich gestehe, daß ich selbst in meiner Beschreibung der arktischen Gegenden eines solchen Vorfalles erwähnte, ohne jedoch ihn ausführlicher zu berühren, was vielleicht doch unterhaltend gewesen wäre."

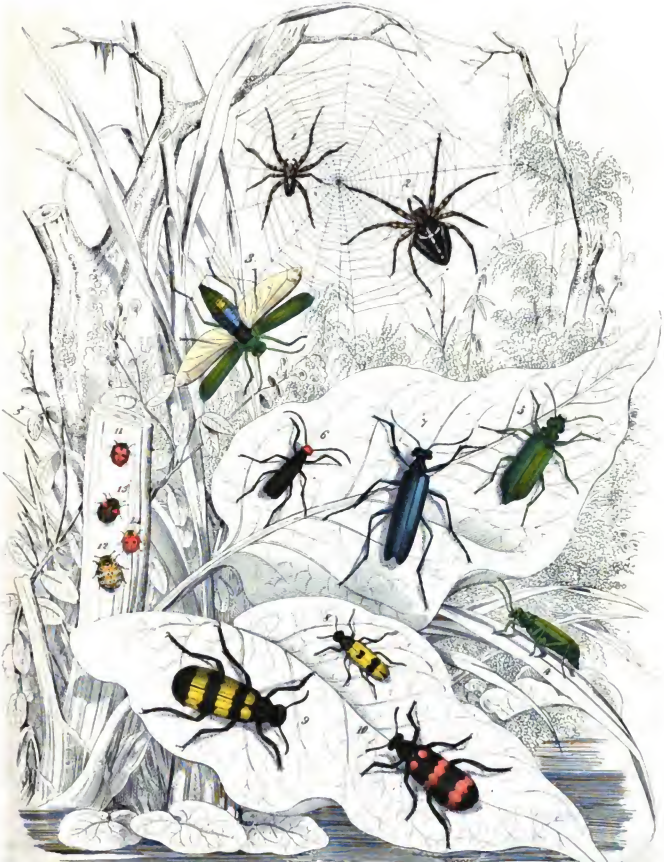
1.

Verschiedene Insekten, die als Heilmittel Anwendung finden.

(Taf. 31.)

Unter den Insekten, die als heilkräftig wirkend in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, zeichnen sich vorzüglich die Spinnen, mehrere Arten von Lytta, Lydus und Mylabris, und die verschiedenen Coccinella-Arten aus, deren wichtigste wir auf beiliegender Tafel zusammengestellt haben.

Von den Spinnen, Netrices, die zu der Klasse der Arachniden gehören, zeichnet sich die Kreuzspinne, Epeira Diadema, Fig. 1 Männchen, Fig. 2 Weibchen, die auch Diademspinne, Kreuzkanker und Kugelspinne genannt wird, vorzüglich aus, und unterscheidet sich von allen andern Spinnenarten dadurch, daß sie auf dem Rücken des Hinterleibes ein aus Punkten bestehendes, helleres Kreuz auf dreieckigem, am Rande gezähnten, dunkleren Rückenfleck hat. Sie findet sich überall in Europa, von Spanien und Italien an bis nach Schweden und Rußland hinauf, und steht überall beim Volke, wiewohl mit Unrecht, im Rufe der Giftigkeit. Ihre Lebensart hat manches Eigenthümliche, das sich, da sie sich überall frei zeigt und in Menge vorkommt, am besten dort beobachten läßt, wo sich ihr große Flächen zum Anhängen ihres Gespinnstes darbieten, wie auf Holzplätzen, an oder zwischen Holzhaufen, an Mauern, an alten Gebäuden rc. Hier breitet sie ihr Gespinnst senkrecht aus und bedient sich desselben als Aufenthalt und als Fangorgan der zu ihrer Nahrung bestimmten Insekten, die ihr aus allen Ordnungen willkommen sind, obgleich sie Zweiflügler, besonders Fliegen, am meisten liebt, indeß auch oft Käfer in ihrem Netze fängt, die größer sind, als sie selbst ist. Interessant ist die Beobachtung ihrer Netzweberei an Mauern: Hat sie sich eine passende Stelle ausgesucht, so drückt sie ihren Hinterleib, an dessen hinterm Körperrande, unter und zur Seite der Afterschuppe, drei Paar kegelförmige Spinnwarzen sich befinden, gegen denselben, und man bemerkt deutlich, wie sie zwei völlig verschiedene Substanzen daraus absondert; die erste, eine klebrige, gehäufte, um den Faden anzuleimen, die andere die Fadenmasse selbst, welche sie hinter sich herzieht. Die Wahl des Ortes scheint der Spinne selbst einige Sorge zu machen, denn sie läuft lange unruhig an den Wänden oder andern Gegenständen umher, ehe sie zu spinnen anfängt. Dann heftet sie ihren ersten Faden in der Höhe an, und läßt sich nun, denselben aus den Spinnwarzen heraushaspelnd, herab. Nun läuft sie an derselben Wand wieder in die Höhe, befestigt ihren Faden, den sie immer hinter sich herzieht, an einer andern Stelle, läßt sich an demselben wieder herunter, und klettert dann zum dritten Male hinauf, um auch einen dritten Befestigungspunkt zu wählen. Nun kömmt das größte Kunststück, denn, um das Gewebe freihängend auszubreiten, muß sie den vierten Punkt in einer andern Ebene aufsuchen, was einem Mathematiker Mühe machen würde, durch Berechnung zu finden. Wenn nun auch dieser gefunden und der Faden daselbst befestigt ist, und außerdem auch noch mehrere sich schneidende, je nachdem die Spinne den Andrang von stürmischem Wetter fürchtet, zieht sie nun bald einen Faden, dessen Mitte sie nachher wählt, um von da aus die Radien zu ziehen, die aber auch nur durch große Umwege erlangt werden können, indem sie von dem ersten herunter und an der Peripherie entlang bis zur Befestigung ihres Fadens kriechen muß. Dann muß sie denselben Weg wieder zurück, und, wenn sie den Faden wieder im Centrum befestigt hat, ist erst der zweite Radius ausgespannt. So folgen nun auch die übrigen nach. Sind alle Radien gezogen, so geht es an die konzentrischen Kreise: in der Mitte wird nämlich wieder der erste Faden befestigt, und nun geht sie spiralförmig herum, bis sie, vom Mittelpunkt sich immer mehr entfernend, die äußerste Peripherie der Radien verbunden hat. Diesen konzentrischen Fäden pflegt sie auch wohl noch einmal nachzugehen und dieselben zu verdoppeln. Uebrigens kommen dabei auch öfters kleine Unregelmäßigkeiten vor, wie z. B. ein gabelig getheilter Faden zwischen je zwei Radien, wie man leicht in dem



1849 31

Gespinnst auf Tafel 31 bemerken kann. — Ist das Gespinnst fertig, und lauert die Spinne auf ihren Raub, so sitzt sie entweder im Centrum ihres Netzes, oder am Ende eines Fadens in irgend einem Winkel. So wie ein Thierchen sich in ihr Netz verwickelt, und durch seine Rettungsversuche dasselbe bewegt, eilt sie auf ihre Beute zu, umspinnt sie mit einigen Fäden, und saugt sie dann gemächlich aus. Den Tag über, wenn das Wetter schön ist, sitzt sie gewöhnlich im Centrum ihres Netzes, während der Nacht aber, oder wenn es regnig oder stürmisch ist, hält sie sich an der Peripherie in Schlupfwinkeln auf, wo sie sich eine kleine Zelle zu verfertigen pflegt. Obgleich die Kreuzspinne die Wärme sehr liebt, ist sie gegen Kälte doch nicht sehr empfindlich, und man findet sie oft noch bis in Oktober und November hinein in ihren Gespinnsten auf Raub lauernd. Sonst aber sind sie sehr weichlich, und die geringste unsanfte Berührung tödtet sie. Zwischen Männchen und Weibchen herrscht der Zahl nach ein großes Mißverhältniß; unter 10 bis 15 Spinnen findet man in spinnenreichen Gegenden immer nur ein Männchen, und diese scheinen selbst kein Gespinnst zu haben, sondern sich ledig herumzutreiben. Die Begattungszeit der Kreuzspinnen beginnt im Mai und währt bis zum September. Die gelben, runden Eier werden im Spätherbst in einen eigens dazu gesponnenen, und an eine Wand oder in einen Winkel befestigten, ovalen, aus festen, gelblichen Fäden bestehenden Cocon, gelegt, worin sie überwintern, und woraus im Frühling die Jungen in großer Menge hervorkommen. Diese selbst sehen anfangs hell und gelblich aus, sind sehr weich, und erhalten erst nach mehrmaligem Häuten das Ansehen der Mutter, Fig. 2. — Gleich nach dem Ausschliefen trennt sich die Schaar, doch nicht ohne sich gegenseitig zu bekämpfen und theilweise aufzufressen, und die Davonkommenden fangen sogleich an zu spinnen; anfangs sehr unordentlich, dann aber immer größere Netze machend. — Durch Tödtung und Aufzehrung unzähliger, belästigender Insekten wird die Kreuzspinne sehr nützlich, auch hat man ihren Nutzen dadurch noch vermehren wollen, daß man ihr Gespinnst wie Seide verarbeiten ließ, allein da man sah, daß 663.522 Spinnen dazu gehören würden, um ein Pfund Seide zu bekommen, und die Schwierigkeiten erwog, so viele Tausend Spinnen zu ernähren, gab man die Idee, sie dem Seidenwurm zu substituiren, bald wieder auf. In der Medizin macht man nur Gebrauch von dem Gewebe. Der Wirkung desselben gegen Wechselfieber erwähnen schon die älteren Aerzte, ein Baricellus, Lachner, Colman u. A.; in neueren Zeiten haben mehrere Aerzte Wechselfieber damit geheilt, Hiller und Horn fanden es selbst wirksamer als China, und auch gegen Krämpfe soll man sich desselben mit Nutzen bedient haben, und wendet man das, durch Klopfen und Auslesen der Unreinigkeiten präparirte Gewebe, in Wechselfiebern sowohl als Krämpfen, mit frischer Butter gemischt auf Brod, oder mit Lakritzensaft in Pillenform an.

Die Pflasterkäfer, Cantharis, bieten in den Gattungen Lytta, Lydus und Mylabris eine Menge Arten, die in der Heilkunde Anwendung finden. Der gemeinste derselben ist der gewöhnliche Pflasterkäfer, Lytta vesicatoria, Fig. 3, 4, 5, der auch spanische Fliege, Blasenzieher und Goldkäfer genannt wird, und nicht nur, wie man früher meinte, auf das südliche Europa beschränkt ist, sondern von Spanien und Italien an durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz bis Schweden hinauf, dann in Ungarn, in Rußland und in Sibirien, und zwar in manchen Jahren in ungeheurer Menge einheimisch vorkommt. Von oben gesehen sind Leib, Flügeldecken und der behaarte Kopf und Thorax grün mit Goldglanz; der Scheitel hat in der Mitte einen tiefen Eindruck, und die Fühler desselben sind fadenförmig, elfgliedrig. Wie alle Käfer dieser Ordnung, leben die spanischen Fliegen von pflanzlichen Stoffen, und halten sich vorzüglich auf Eschen, mehreren Arten Geißblatt, der Rainweide, den verschiedenen Arten von spanischem Flieder, selbst auf dem Hollunder, dem Ahorn, auf Pappeln und auf Rosenstöcken auf. Sie lieben besonders die jüngern Blätter, machen sich aber auch an die älteren, und fressen, da sie gewöhnlich in großen Schaaren erscheinen, am Ende die Bäume so kahl, daß nichts mehr als das Blattgerippe bleibt, und wenn sie sehr hungrig sind, verzehren sie auch die Blattstiele, und selbst die jüngern Aestchen. Sie lieben die Wärme und vorzüglich den Sonnenschein; sind daher in den wärmeren Mittagsstunden am lebhaftesten, ohne sich jedoch weit von ihrem Aufenthaltsorte zu entfernen. In Deutschland erscheinen sie gegen Ende Mai und halten sich bis in den Juli; verbreiten, wenn sie in einer Gegend in Menge beisammen sind, einen eigenthümlichen, höchst widrigen, schon in einiger Entfernung wahrnehmbaren Geruch, und sind ungemein verträglich, so daß eine ganz unbeschadet über die andere hinweglaufen kann. Die Männchen, welche ihre Fühler gekrümmter als die Weibchen tragen, zeigen eine größere Regsamkeit als die Maiwürmer, und verhält sich die Zahl derselben zu der der Weibchen beinahe wie 2 zu 3. Will nach der Befruchtung das Weibchen seine Eier legen, so sucht es, mit den Fühlern und Palpen die Erde betastend, eine passende Stelle, gräbt ein Loch wie der Maiwurm, legt in einen unregelmäßigen Klumpen die Eier hinein, und scharrt es wieder zu. Aus den Eiern, welche schwefelgelb, und etwas länglich sind, kriechen nach 3 bis 4 Wochen die muntern, hell-citronengelben Larven aus, deren weitere Ausbildung und Entwickelung noch nicht hinlänglich beobachtet ist. — Man gebraucht die, früher besonders in Spanien gesammelten Thiere, die daher auch den Namen spanische Fliegen erhalten, als Canthariden. Sie müssen ganz und vorsichtig getrocknet, und da sie durch Aufeinanderschichten leicht zerbrechen, wohl verschlossen aufbewahrt werden. Der Hauptbestandtheil derselben ist ein blasenziehendes Prinzip, Cantharidin oder Cantharidenkampfer, das aber weniger in der harten Bedeckung des Körpers, als in seinen Weichtheilen, besonders dem Hinterleib stecken soll. Die Canthariden wir-

ken äußerlich hautröthend, später blasenziehend; innerlich in kleinen Gaben vermehren sie die Thätigkeit der Schleimhäute. Der innere Gebrauch gegen typhöse Fieber, Wasserscheu, Wassersucht, Harnkrankheiten, chronische Gicht und chronische Nervenkrankheiten, war oft sehr ersprießlich, erfordert aber große Vorsicht. Aeußerlich werden sie als hautröthendes, örtlich reizendes und ableitendes Mittel gegen Fieber, Entzündungen, Rheumatismen ꝛc. in der Gestalt von Pflaster gebraucht, auch in vielen Fällen die Tinktur eingerieben.

Der rothköpfige Pflasterkäfer, Lytta ruficeps, Figur 6, welcher schwarz ist, einen rostrothen Kopf und eine fein weichhaarige Brust hat, wird nur auf Java und Sumatra gefunden, und dort wegen seiner außerordentlichen, blasenziehenden Eigenschaft, wie bei uns die spanische Fliege angewendet.

Der große Pflasterkäfer, Lytta gigas, Fig. 7, dessen Vaterland Guinea und Ostindien, dessen Lebensart aber unbekannt ist, hat eine dunkelviolette Farbe, und die Brust auf der Unterseite einen braunrothen Fleck. In neuerer Zeit kömmt dieser Käfer als ostindische Cantbariden in den Handel, und sollen diese sogenannten blauen spanischen Fliegen viel schneller und kräftiger als unsere gewöhnlichen wirken.

Der dreifleckige Reizkäfer, Lydus trimaculatus, Fig. 8, ein Bewohner Ungarns, Italiens, des südlichen Rußlands und des Orients, ist durchaus schwarz mit bräunlichgelben Flügeldecken, auf denen vorn ein kleiner, länglicher, hinten ein größerer, bindenförmiger, schwarzer Fleck ist. Die Lebensart des Käfers ist unbekannt; in Süd-Europa wird derselbe, wie die spanische Fliege, zum Blasenziehen gebraucht.

Der Cichorien-Reizkäfer, Mylabris cichorii, Fig. 9, ist gegen $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, und hat schwarze Flügeldecken, jede vorn mit zwei bräunlichgelben Flecken, weiter hinten mit zwei bräunlichgelben, gezähnten Binden. Das Vaterland desselben ist Ostindien und China; die Lebensart ist unbekannt. In China wird er, wie die verschiedenen Lytta-Arten in Europa, als blasenziehendes Mittel angewendet.

Der Sida-Reizkäfer, Mylabris Sidae, Fig. 10, ähnelt dem vorigen sehr, ist aber schmäler. Die Binden sind bei ihm schmäler und tiefer gebuchtet und gezähnt, und ihre Farbe ist rostroth, nicht bräunlichgelb. Man findet ihn am Kap; wir erwähnen seiner hier nur, weil in mehreren Schriften fälschlich von dieser Art gesagt wird, sie sei die Cantharide der Chinesen.

Die Gattung Coccinella, Marienkäfer oder Sonnenkäfer, findet in fast allen ihren Arten Anwendung in der Heilkunde. Sie gehört mehr den gemäßigten, als den warmen Gegenden an, und ist bei uns in Deutschland zahlreich an Arten und an Individuen. Man findet sie auf den verschiedenartigsten Gewächsen, sowohl auf holzartigen wie auf Kräutern; in Gärten findet man sie bei uns am häufigsten auf Möhren und Kartoffeln, im Freien auf Wicken, auf Hafer und Roggen, und rechnet man sie, wegen ihrer Vertilgung der Blattläuse, zu den für Garten und Wald nützlichen Insekten. Die Käfer sitzen gewöhnlich still, am liebsten meist mehrere beisammen, am Ende junger Triebe; die Larven dagegen sind sehr beweglich, und laufen sehr schnell an den Blättern auf und nieder. Gegen Verfolgungen hat die Natur diese Käferchen durch ihre sehr gewölbten und glatten Flügeldecken geschützt, die den Verfolgern beim Angreifen leicht entgleiten, besonders da sie die Füße und Antennen sogleich an den Leib ziehen und sich todt stellen, und dabei lassen sie aus jedem Kniegelenk einen großen Tropfen eines dunkelgelben, nach Opium riechenden Saftes, welcher nach dem Austrocknen eine glänzende, bittere Masse zurückläßt. Man findet die Käfer fast zu allen Jahreszeiten; sie überwintern, und daher sieht man sie oft mitten im Winter an Stellen, wo die Sonne stark wirkt, wie an Gebäuden, in Hohlwegen, Steinbrüchen ꝛc. Sie erscheinen daher auch bei eintretender Frühlingswärme sogleich überall. Das Weibchen legt ihre dunkelgelben Eier (nach den verschiedenen Arten vom Juni an bis in den August) in ganzen Haufen an die Rinde und die Aestchen der Bäume und an die Blätter und Stengel der Kräuter; die daraus hervorkommenden, sechsfüßigen, etwas lanzettförmigen Larven haben viel Eigenthümliches in ihrer Lebensart, indem sie nicht, wie die ihnen nahe verwandten Chrysomelen (Blattkäfer) vegetabilische Nahrung nehmen, sondern nur Blattläuse fressen. Die Larven ergreifen die kleinen Blattläuse sehr geschickt mit den Vorderfüßen, und bringen sie gegen die Freßwerkzeuge; die größern Larven fressen bisweilen die kleineren auf. Zur Verwandlungszeit klebt sich die Larve an die Blätter an, und nach 6 bis 10 Tagen schlüpft aus der Puppe der Käfer hervor. Die Puppen findet man meist zu Ende des Juli und zu Anfang des Augusts. — In ihren reizenden, vielleicht selbst den Cantbariden etwas ähnlichen Wirkungen, sind sich die meisten Coccinella-Arten gleich, doch zieht man die rothen, schwarzpunktirten zum medizinischen Gebrauch vor, weil sie größer sind und am häufigsten vorkommen. — Die bei uns gemeinsten Arten sind:

Der Siebenpunkt oder siebenpunktirte Marienkäfer, Coccinella septempunctata, Fig. 11, dessen Flügeldecken hinten ganz stumpf und mit sieben schwarzen Punkten geziert sind.

Der Argussonnenkäfer oder geäugte Marienkäfer, Coccinella ocellata, Fig. 12, bei welchem die schwarzen Flecken der Flügeldecken von einem helleren Rande umgeben sind.

Der ungleiche Marienkäfer, Zweipunkt oder Sechsfleck, Coccinella dispar, Fig. 13 und 14, bei welchem der Umriß des Körpers mehr eirund als kreisrund, und der ganze Seitenrand des Bruststückes weiß ist. Die Flügeldecken sind meist roth, mit zwei schwarzen Punkten, seltener schwarz, mit vier oder sechs rothen Flecken.

Der Nutzen der Coccinellen im Allgemeinen, und der hier abgebildeten häufigsten Arten, wurde ehedem mehr berücksichtigt, als jetzt. Sie werden nur zum äußerlichen Gebrauch angewendet, und zwar frisch, meß-

halb man sie auch lebendig in einer durchlöcherten Schachtel mit Erde und etwas Klee aufzubewahren pflegt, weil die ihnen inwohnende flüchtige Schärfe nach dem Tode entweicht. Zerreibt man sie zwischen den Fingern, und bestreicht das Zahnfleisch damit, so empfindet man ein Brennen, der Speichel fließt zusammen, und einige wollen auch das Gefühl einer angenehmen Kälte wahrnehmen. Der Finger soll die schmerzstillende Kraft einige Tage behalten (?). Hirsch empfahl sie zuerst und wendete sie gegen rheumatische Zahnschmerzen an. Nach Sauter sollen sie auch gegen andere schmerzhafte Affektionen des Nervensystems, spannenden Druck im Kopfe 2c. dienen, und Grosse empfahl sie gegen die Werlhoff'sche Fleckenkrankheit. Man bereitet aus ihnen eine Tinktur, indem man 60 bis 80 frische Käfer zerquetscht und mit einer Unze Alcohol acht Tage lang digerirt und dann filtrirt; dieselbe wird zum Einreiben des Zahnfleisches bei Zahnschmerzen benutzt, und soll genau wie die frisch zerriebenen Käfer wirken.

13.

Der Hopfen (Humulus Lupus).

Ueberall in Deutschland, ja fast in ganz Europa, wächst der Hopfen (Humulus Lupulus Linn.) auf feuchtem Boden, wo er seine rankenartigen Stengel durch die Aeste der Hecken und Gebüsche schlingt gleich den Winden (Convolvulus Linn.), die Jedermann kennt. Er gehört zur natürlichen Familie der Nesselgewächse oder Urticeen, während Linné ihn der fünften Ordnung der zweiundzwanzigsten Klasse seines Systems zuzählte. Doch nicht blos in Europa, auch in Asien und Nord-Amerika, hat er seine Heimath, ist somit über den größten Theil der bewohnten Erde verbreitet. Wild wachsend erreicht er eine Höhe bis zu 12 und 15 Fuß, gewährt aber nur geringen Nutzen, da man nur an wenigen Orten die jungen Schößlinge, welche sich im Frühling an den Spitzen der Stengel zeigen, als Gemüse oder Salat genießt, die Blüthenzapfen aber sehr wenig Mehl enthalten. Um so größer jedoch ist der Nutzen des angebauten oder edlen Hopfens (sogenannt im Gegensatz gegen den wilden), der indeß dieselbe Pflanze ist, wie der wilde, nur daß erstere viel kräftiger und stärker wird in allen ihren Theilen. In allen Ländern, wo nämlich das Bier ein Hauptgetränk der Bevölkerung bildet, in den mittleren und nördlichen Gegenden Europa's, Asiens und Nord-Amerika's also, wo der Weinstock entweder gar nicht mehr oder nur vereinzelt fortkommt, innerhalb der gemäßigten Zone wird der Hopfenbau stark betrieben, doch nicht überall auf gleiche Weise. Denn während man z. B. in Baiern und Böhmen ihn auf ausgedehnten Feldern anpflanzt, pflegt auf den dänischen Inseln, besonders auf Fyen, jeder Bauer sein Hopfenbeet zu haben, welches ihm, da er selbst so viel Bier, als er bedarf, zu brauen gewohnt ist, den für seinen Hausstand nöthigen Ertrag liefert. Selbst der arme Taglöhner pflanzt neben seiner Gartenhecke einige Hopfenpflanzen, die an dem Zaune emporranken und für seinen geringen Bedarf genügen. Die Bierbrauereien aber in Dänemark und in Norddeutschland werden meistens mit böhmischem, englischem und baierischem Hopfen, welchen letzteren man für den besten hält, versorgt. Bekanntlich gibt der Hopfen dem Bier einen angenehmen, bitteren Geschmack (sehr bitteres Bier heißt deßhalb auch stark gehopftes), und schützt es vor dem Sauerwerden. In Norddeutschland, wo die Felsenkeller zur Aufbewahrung und Conservirung dieses Getränkes fehlen, pflegt es gewöhnlich stark gehopft zu werden, zumal wenn es verschickt werden soll. So geschieht es namentlich in Schleswig-Holstein bei dem beliebten Altonaer und Flensburger Bier.

Der edle Hopfen, auch wohl der „zahme“ genannt, kommt in Europa in drei an Güte nicht sehr verschiedenen Abarten vor, während eine vierte Varietät in Nord-Amerika gezogen wird, nämlich der lichtgrüne Hopfen, der zwar sehr leicht anwächst, aber sehr geringen Ertrag liefert, und, ohne mit besserem vermischt zu sein, gar nicht gebraucht werden kann. Seine etwa zwei Zoll langen Fruchtzapfen sind stark gerippt, lichtgrün, enthalten wenig Mehlstoff, dagegen ungefähr zwanzig Körner. Die europäischen Abarten sind der Frühhopfen, der rothe und der dunkelgrüne. Die dreißig bis vierzig Fuß hohe Pflanze, deren holzige Wurzel zwanzig Jahre und länger dauert, ohne abzusterben, trägt an ihren gerade aufschießenden Stengeln, die sich an den Stützen, welche man neben sie stellt, hinaufwinden, langgestielte, oben dunkelgrüne, auf der Unterfläche blaßgrüne, starkgeäderte Blätter, von denen die an dem untersten Theil der Stengel sitzenden vier bis sechs Zoll lang sind, nach oben zu aber verhältnißmäßig kleiner werden. Alle haben eine herzförmige Gestalt, eine rauhe Oberfläche und einen sägeförmig gezahnten Rand, aber nur die an der Spitze befindlichen sind ungetheilt, die übrigen sind in drei bis fünf Lappen getheilt. Je zwei und zwei stehen sich an dem kantigen, gedrehten, rauhen Stengel, der heller und dunkler grün gestreift ist, gegenüber, und tragen am Grunde ihrer langen Stiele, wo diese meist abwärts gebogen aus dem Stengel hervorsprießen, zwei kleine, ebenfalls nach unten gerichtete Nebenblättchen, welche zwiefach gespalten, lichtgrün und häutig sind. Der rauhe, borstige Besatz der Stengel geht nach der Spitze zu in weichen Flaum über. Unmittelbar oberhalb der Blattstiele entkeimen dem Stengel an langen, bogenförmig nach unten gewendeten Stielen, welche mit kleinen, gelbgrünen Deckblättern versehen sind, die Blüthen, von denen die männlichen und weiblichen völlig getrennt auf verschiedenen Pflanzen wachsen. Zuerst an dem äußersten Ende, dann aber in den Blattwinkeln der Deckblätter zeigen sich an der weiblichen Pflanze entweder einzeln oder mehrfach die Blüthen, die bei ihrem ersten Entstehen einer Warze, von der Größe einer Erbse, vergleichbar sind, welche aus mehreren länglich rundlichen, ganzrandigen, nach vorn zugespitzten Schuppen besteht, die lose über einander liegen. Inwendig sitzen, von

den Schuppen bedeckt, zwei kleine Fruchtknoten, jeder mit zwei flaumigen, keilförmigen Griffeln versehen, welche zwischen den Schuppen hervorstehen. Indem nun diese kleinen, schuppigen Warzen fortwachsen, bilden sie sich zu einem eiförmigen Blüthenzapfen von gelbgrüner Farbe aus, der bis zur völligen Entwicklung eine Länge von zwei Zoll und einen Breitendurchmesser von einem Zoll erreicht. Die einzelnen, über einander liegenden, dünnen Blattschuppen werden dabei immer größer, und ihre gelbgrüne Farbe geht in eine gelblich lichtbraune über. Zugleich sind sie auf der inneren Seite mit gelben, mehlreichen Drüsen bestreut, aus welchen man das Hopfenmehl gewinnt. Nur diese beschriebenen Blüthenzapfen der weiblichen Pflanze werden zum Gebrauche verwendet, die männliche dagegen wird nur zur Befruchtung der weiblichen kultivirt. Ihre Blüthe ist ein aus den Blattwinkeln zu beiden Seiten des Stengels hervorschießender, kurzer Stiel mit einigen gelbgrünen, mehrblättrigen Blumen, etwa von der Größe eines Vergißmeinnicht. Im Grunde dieser Blumen stehen Staubgefäße, deren kurze, feine Staubfäden ziemlich große, der Länge nach gefurchte Staubkolben tragen.

Die oben genannten drei europäischen Varietäten des Hopfens sind im Allgemeinen dem eben beschriebenen gleich. Nur der Frühhopfen, dessen lange, spitzige Zapfen, die hellgelb sind und stark riechen, schon im August zur Reife gelangen, und den man deßhalb auch überall mit anbaut, wo die Hopfenkultur in großer Ausdehnung betrieben wird, weil man dadurch eine doppelte Ernte erlangt, hat an seinen Blattstielen ziemlich große Nebenblätter, streifige Blüthenstiele und einen sehr rauhen Besatz. Der rothe Hopfen dagegen trägt seinen Namen wegen der gelbroth und braunroth gefleckten Blüthenzapfen und seiner braunrothen Blumenstiele. Es gibt zwei Arten, von welchen wir die am meisten geschätzte, die ein eben so feines als reichliches Mehl liefert, häufig in Böhmen angebaut fanden; auch die Pflanze schien in allen ihren einzelnen Theilen feiner und zarter gebaut, als der gewöhnliche edle Hopfen. Von der anderen, derberen Art dagegen sahen wir überall in Deutschland, da, wo man den Anbau stark betrieb, große Felder bedeckt. Der dunkelgrüne Hopfen endlich scheint die am wenigsten einer Veredlung fähige Pflanze zu sein, denn seine kaum mehr als einen Zoll langen, dunkelgrünen Blüthenzapfen sollen nur den dritten Theil des Ertrags im Vergleich mit dem des edlen Hopfens liefern. Uebrigens wird doch auch er angebaut, und besonders auf den dänischen Inseln da, wo man seiner Pflege keine besondere Aufmerksamkeit schenkt.

So stark nun auch die Kultur des Hopfens in deutschen Landen, besonders in Baiern betrieben wird, außerdem Böhmen, Polen und in England, so ist dieselbe doch noch nicht genug vereinfacht worden, um eine allgemeine werden zu können. Vielmehr erfordert sie ein nicht unbedeutendes Kapital, vieljährige fleißige Arbeit, und ist dennoch riskant, weil der edle Hopfen manchen zerstörenden Krankheiten unterworfen ist. Bei aufmerksamer Pflege können diese indeß meistens abgewendet werden. Der deutsche Hopfenbau ist als ein wichtiger Zweig der Landwirthschaft im mittleren und südlichen Deutschland oft beschrieben worden, selbst in eigenen Schriften, und es ist nicht unsere Absicht, Solches hier zu wiederholen. Wir wollen nur die Art und Weise, wie man dies nützliche Gewächs auf den dänischen Inseln, besonders auf Fyen kultivirt, mit wenigen Zügen dem Leser vorführen.

Der arme und der weniger bemittelte Landmann, die nur für ihren eignen Bedarf sorgen, wie schon oben erwähnt worden, widmen dem Anbau nur geringe Pflege. Beide legen die einige Zoll langen Wurzelsetzlinge in ihren Gemüsegarten, der Erstere an dem Zaun, der seinen Garten einhegt, und an welchem die Pflanze emporrankt, der Letztere auf besondere, tief umgegrabene Beete. Dieser setzt auch eine lange Stange, zur Stütze der aufschießenden Ranken daneben, an welche er dann später die Stengel anbindet; auch bedüngt er den Boden und beschneidet die Gewächse. Die von Beiden auf solche Weise erzielte Ernte reicht, obwohl sie verhältnißmäßig nur sehr karg ausfällt, doch für den Bedarf dieser Leute aus, die deßhalb keinen Trieb verspüren, sich des Anbaus emsiger anzunehmen, weil selbst diejenigen, die noch Ländereien besitzen, diese lieber mit Waizen und Rappsaat (Rapps) bestellen, welche sie vortheilhafter verwerthen können.

Auf den großen adligen Gütern Fyens dagegen, die gewöhnlich von sehr erfahrenen Pächtern, doch auch von den Besitzern selbst verwaltet und bestellt werden, so wie auf den großen Ländereien, welche den angesehensten und einträglichsten Predigerbedienungen (Prästegaard) zugehören, betreibt man auch die Hopfenkultur in ausgedehntem Maßstabe und mit sorgfältigem, landwirthschaftlichem Eifer. So betrieben ist die Ernte sehr einträglich, und da die dortigen Prediger ihre hauptsächlichsten Einkünfte dem Ertrage ihrer Ländereien verdanken, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn sie gerade diesem Zweige der Agrikultur besondere Pflege zuwenden. Es geschieht dieß auf folgende Weise.

Das zum Anbau des Hopfens bestimmte Feld, auf dänisch „Humlehave", wird im Herbste tief gepflügt, von Steinen gereinigt, wohl mit Dünger versehen, mit der Egge wieder geebnet, nachdem es einige Tage still gelegen und dann in schmale Beete abgetheilt, welche durch Steige getrennt sind, in denen ein Mann sich bequem bewegen kann. Anfang Mai des nächsten Jahres legt man die Wurzelsetzlinge einige Zoll tief unter die Erde, welche man mit der Hacke auflockert, meistens in einer Entfernung von 4 bis 5 Fuß und mehrere Setzlinge neben einander. Wenn dann nach Verlauf eines Monats etwa die jungen Keime aus der Erde hervorgeschossen sind, so werden neben denselben die Hopfenstangen in die Erde gesteckt, nachdem man zuvor in einer Tiefe von ungefähr 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß mit einer eisernen Stange ein Loch in den Boden gestoßen hat. Dann wird das Beet sorgfältig von Unkraut befreit, und mit der Hacke die Erde um die jungen Schößlinge

angehäufelt, die mit trocknen Binsen an der hölzernen Stange befestigt werden, um bei fernerem Wachsthum sich an dieselbe lehnend und um sie herumwindend emporzuranken. Von Zeit zu Zeit muß nachgesehen werden, ob auch einige Ranken herabgefallen oder einige Binsen gebrochen sind. Ist das der Fall, so werden erstere auf's neue aufgebunden, letztere durch andere ersetzt. Eben so wird das Unkraut zu wiederholten Malen ausgerauft. Ist der Sommer günstig, nämlich warm und feucht, so haben die Ranken zu Anfang Septembers bereits eine Höhe von 12 bis 16 Fuß und darüber erreicht, man schneidet sie mit einer Sichel, wenigstens einem sichelförmigen Messer, reichlich einen Fuß hoch über dem Boden ab, bindet sie von der Stange los, breitet sie, damit sie trocknen, neben derselben aus, und führt sie dann als Winterfutter für das Vieh nach Hause. Sehr zweckmäßig hat es sich bewiesen, wenn darauf noch im Herbste um die Stangen herum Dünger gelegt worden ist, was aber nicht allenthalben geschieht.

Im folgenden zweiten Jahre wird, sobald der Frost aus dem Erdboden gewichen ist, wieder die Arbeit begonnen. Man schneidet etwa die Hälfte der im vorigen Jahre stehen gebliebenen Triebe dicht über dem Boden ab, häufelt ringsum die Erde an, so daß der Dünger unter dieselbe zu liegen kommt, und befestigt die etwa lose gewordenen oder gar umgefallenen Stangen auf's Neue im Erdreich. Nach einigen Wochen schießen die Stengel so hoch auf, daß wieder das Anbinden vorgenommen werden muß, wie im ersten Jahre; zugleich darf das sorgsame Ausjäten des Unkrauts nicht versäumt werden. Die gut bedüngten und vorsichtig ausgeschnittenen Gewächse schießen nun rasch und üppig auf, erreichen bis zur Erntezeit im September, meistens in der letzten Hälfte des Monats, die bedeutende Höhe von 20 bis 30 Fuß, müssen aber noch inzwischen wiederholt nachgesehen werden, um die losgerissenen Gebinde zu ersetzen. Die weiblichen Blüthenzapfen — denn nur weibliche Pflanzen werden angebaut, wo sich männliche zeigen, rottet man sie aus — haben dann die nöthige Reife erlangt und die Ernte beginnt.

Hat sonach das Hopfenfeld im ersten Jahre durch seinen Ertrag der Stallfütterung wesentliche Dienste geleistet und dem Besitzer den Anbau von Mengfutter erspart, so wie ihm gestattet, einen Theil seines Heues zu verkaufen, so bringt es jetzt die werthvolle Ernte der goldgelben, mehlreichen Zapfen selbst. Schnitter und Schnitterinnen ziehen in früher Morgenstunde hinaus auf's Feld, Erstere schneiden die Reben, wie im ersten Jahre, einen Fuß hoch über dem Erdboden ab, heben vorsichtig, um nicht die Wurzeln zu verletzen, die Stangen aus, und legen sie nieder; Letztere lösen die Binsen, streifen die Reben von den Stangen ab und binden sie mit aus Stroh gedrehten Seilen in Garben zusammen, die sie dann auf Wagen laden und nach Hause führen. Damit die Zapfen, wenn sie zu sehr von der Sonne ausgetrocknet sind, nicht beim Forttragen und Aufladen der Garben abfallen, wird diese Erntearbeit früh begonnen und noch vor Mittag damit aufgehört, so lange nämlich noch der Morgenthau die Zapfen feucht erhält. Im Hause gibt's dann eine muntere Arbeit, besonders für die Kinder. Man legt die Garben in eine der Gesindestuben nieder, und nun beginnt Jung und Alt das Abpflücken der stark duftenden Blüthen, die zuerst in großen Körben und Kübeln gesammelt, dann auf dem Boden zum Trocknen ausgebreitet werden. Sind sie völlig getrocknet, wozu mindestens einige Tage, mitunter auch zwei Wochen nöthig sind, so sammelt man den eignen Hausbedarf wieder in Körben, die man auf dem Boden hinstellt; dasjenige aber, was verkauft werden soll, wird fest in Säcke eingepackt.

An dem Tage, wo die Ernte auf dem Felde beendet und gleichzeitig das Abpflücken beschafft worden, gibt's am Abend ein lustiges Fest. Steifgekochte kalte Gerstengrütze in Würfel geschnitten, wird in Bier gegessen, dazu Pfannkuchen aus Buchweizen oder Gerstenmehl, und Bier daneben in Menge getrunken. Nach der Mahlzeit erschallen Fidel und Klarinette, und Knechte und Mägde drehen sich bis spät in die Nacht lautjubelnd im Tanze.

In den folgenden Jahren ist die Behandlung des Hopfenfeldes nicht wesentlich von der im zweiten Jahre verschieden. Die bald nach der Ernte wieder bedüngten, stehen gebliebenen Stengel werden im folgenden Frühjahr abermals zur Hälfte weggeschnitten, die Hopfenstangen eingesenkt, dann die Wurzeln behäuft, später die Schößlinge angebunden u. s. f.; nur daß man beim Beschneiden die Stengel tiefer über dem Erdboden und auch einen Theil der Wurzeln abschneidet. Ein in solcher Weise vorsichtig und aufmerksam behandeltes Feld liefert 12 bis 16 Jahre hindurch einen reichlichen Ertrag.

Es wäre zu wünschen, daß in Norddeutschland die Landwirthschaft den Hopfenbau mehrseitiger betriebe; die unentbehrliche Waare, die hier ziemlich theuer bezahlt wird und zur Bierbrauerei verwendet werden muß, wenn das Bier schmackhaft sein und konservirt werden soll, vertheuert jetzt den Preis des Biers, entzieht dadurch der arbeitenden Klasse besonders den Genuß eines gesunden, nahrhaften Getränkes, und macht so das Branntweintrinken zu einer allgemeinen, verderblichen Volkssitte, der bis jetzt die Enthaltsamkeitsvereine mit geringem Erfolg zu steuern bemüht gewesen sind.

K. L. B.

Scenen aus dem letzten Kriege der nordamerikanischen Freistaaten mit Mexiko.

(Den Erinnerungen eines deutschen Freiwilligen nacherzählt.)

1. Die Buffalojagd.

Nachdem der Krieg zwischen der Union und Mexiko, der 1845 ausbrach, bereits zwei Jahre gedauert hatte, wurden kampffähige Männer zum Dienste als Freiwillige aufgefordert. Der Yankee mochte des Kanonen-

feuers überdrüssig sein, es störte ihn zu sehr in seinen Handelsspekulationen, auch hatte der Krieg Menschenleben genug gekostet, der freie Bürger fand sich saumselig zu den Fahnen ein. Ich hatte damals einen kleinen Farm im Missouristaate, dreißig englische Meilen von St. Louis entfernt. Zufällig kam mir die Aufforderung zu Ohren, und da ich weder Kind noch Kegel hatte, wie man in Norddeutschland sagt, auch meinen Besitz vortheilhaft verpachten konnte, so ließ ich mich anwerben. So ganz umsonst brauchte man auch eben nicht sein Bischen Leben für die Yankeeehre in's Feld zu schlagen. Vierundzwanzig Dollars weniger einen gab's an monatlicher Löhnung, und wer im Dienst blieb bis zum Ende des Kriegs, dem wurden noch obendrein hundert und sechzig Acres Landes versprochen: er konnte sie sich aussuchen in welchem Staate er wollte. Für den, der mit dem Leben davon kam, war diese Aussicht nicht gerade abschreckend. Kein Wunder, daß viele Eingewanderte, besonders Deutsche, der Fahne folgten, zumal wenn ihnen das Glück ein wenig den Rücken zugewendet hatte. Zu Solchen gehörte ich freilich, wie gesagt, nicht; mich trieb auch nicht die Lust am blutigen Kriegshandwerk, vielmehr die, Mexiko's vielgepriesenes Land kennen zu lernen. Es lag von Jugend auf so etwas Forschergeist in mir, wie meine Mutter zu sagen pflegte, wenn ich sie mit naseweisen Fragen bestürmte.

Genug, ich ließ mich anwerben, und zwar als Kavallerist für die ganze Dauer des Kriegs im Februar 1847. Ein Pferd brachte ich selber mit, es war ein edles Thier, ich hatte es mit fünfundachtzig Dollars bezahlt. Dagegen lieferte der Staat mir das Reitgeschirr, die Uniform, einen prächtigen Pallasch, zwei schöne Pistolen und einen nicht minder guten Karabiner. So war aus dem friedlichen Farmer ein wohlberittener Krieger der Union geworden.

Der Anfang meines Soldatenlebens war einförmig und langweilig. Zuerst ein ununterbrochener Marsch von sechshundert Meilen den Missouri hinauf nach einer Festung Levenworth. Hier ein Aufenthalt von vier Wochen mit täglichen Schießübungen und Exerziren. Dann endlich erfolgte Marschordre, um zum Hauptheere, welches General Taylor kommandirte, zu stoßen. Nun ging's südwestlich, auf den Arkansas zu, über eine von kleineren Strömen zahlreich durchschnittene Tiefebene. Erst im Mai tritt hier die Regenzeit ein, die bis Ende September dauert. In der übrigen Zeit des Jahres aber überwölbt ein immer heiterer, tiefblauer Himmel die Prairie, und bis in weite Ferne ist Alles erkennbar. Diese, von Anbauern noch nicht kultivirten Landstrecken dienen vornämlich dem amerikanischen Buffalo zum Waideplatze.

Je sechs von unserer, einige hundert Mann starken Abtheilung führten einen Bagagewagen mit sich, den zwei Maulesel zogen, auf dem unser Gepäck, namentlich unser Zelt und unser Proviant lag. Letzterer ward einem Jeden immer für zehn Tage verabreicht, aber ein wenig knapp. Mein deutscher Magen mindestens beanspruchte das Doppelte, und da ich das wußte, hatte ich meine eigene Proviantkiste noch außerdem mitgenommen.

Von Speck war ich niemals ein großer Freund, doch erhält dieß der amerikanische Soldat eben so wohl, wie der deutsche. Um so erwünschter war es mir daher, als wir eines Tages einzelnen, versprengten Buffalo's begegneten, eine Vorbedeutung, daß wir noch ganze Heerden antreffen würden. Diese ging auch schon am folgenden Tage in Erfüllung. Denn Nachmittags sahen wir vor uns eine Heerde, die sich ganz am fernen Horizonte der Prairie wie eine dunkle Gewitterwolke hingelagert hatte. Als wir derselben noch auf mehrere Tausend Schritte näher gerückt waren, kommandirte unser Hauptmann Halt, und ließ uns vom Marsche rasten, damit wir in einigen Stunden frische Kräfte sammeln könnten, um eine Jagd auf die Thiere zu machen.

Wir saßen ab und lagerten uns hinter einer Waldecke, die wie eine Landzunge in die Prairie hereinreichte und uns den Augen der Buffalo's verbarg. Zudem wehte der Wind von ihnen zu uns herüber, so daß sie auch keine Witterung von uns bekamen. Während unsere Pferde grasten, richteten wir unser Mahl an, die letzte Speckmahlzeit, wie ich und viele mit mir wünschten. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß die Heerde unbeweglich blieb, also unsere Ankunft nicht ahnte.

Es mochte noch zwei Stunden vor Sonnenuntergang sein, als auf Befehl unseres Hauptmanns die Jagd begann. Die besten Schützen unserer Escadron wurden ausgesucht, unter denen auch ich war, und in mehrere Abtheilungen, jede zu zehn Mann, aufgestellt. Wir legten unser Gepäck ab, damit Pferd und Reiter so leicht und gewandt wie möglich wären, luden Pistolen und Karabiner mit grob gehacktem Blei, oben drauf eine Kugel, und ritten dann langsam vor, den Thieren entgegen. Als wir ihnen auf etwa hundert Schritt nahe gekommen waren, hoben unsere Rosse die Köpfe empor, spitzten die Ohren und schnoben wüthend aus den Nüstern. Dabei zitterten sie am ganzen Leibe, und waren nur mit der größten Mühe aus der Stelle zu bringen, mehrere versuchten sogar umzukehren, und die beste Reitergeschicklichkeit gehörte dazu, die scheuen Thiere, die sich wild bäumten, zum Fortgehen zu bewegen. Durch dies Geräusch aufmerksam geworden, erhoben sich nun die Buffalo's — furchtbare Geschöpfe, fünf Fuß hoch und acht Fuß lang. Mit ihren glühenden Augen schauten sie uns grimmig an, schüttelten den mit dichter Mähne bedeckten Nacken, und peitschten ungestüm mit ihrem langen Schweife, der in einen Haarbüschel endigt, den breiten Rücken.

Es wurde mir selbst etwas bange um's Herz, der ich noch nie einen Buffalo lebendig in der Nähe gesehen hatte. Die riesenhaften Steppenbewohner schienen mir fast noch größer, als sie wirklich waren, und nur die Gewohnheit, dem Kommandoworte Folge zu leisten, ohne sich zu bedenken, riß mich nun auch auf meinem raschen Pferde mit vorwärts, als der Anführer unserer Truppe zum gestreckten Karriere das Signal gab. Wie ein Blitz sausten unsere kleinen Häuflein über die Prai-

rie hin, mein prächtiger Renner berührte fast mit dem Bauche den Erdboden. Ich hätte erwartet, daß die Stiere stehen geblieben wären, aber sobald sie uns heranstürmen sahen, sprangen die bis dahin noch Liegenden auf, über sie weg setzten die anderen, und die ganze wilde Horde brauste vor uns her wie eine Heerde schwarzer Teufel. Wir waren ihnen indeß so nahe auf den Fersen, um unsere Karabiner und Pistolen auf sie abfeuern zu können. Aber die meisten Schüsse verfehlten ihr Ziel, wozu gewiß am meisten die heftige Bewegung unserer galoppirenden Rosse beitrug, so wie daß der Buffalo nur tödtlich unterm Auge getroffen werden kann, wenn man nicht etwa Gelegenheit hat, ihn am Hinterschenkel oder Vorderbein so zu verwunden, daß er hinstürzt und nicht wieder aufzustehen vermag. Zwar sahen Einige in der Heerde sich nach uns um, aber schnell wendeten sie den Kopf wieder ab. Daher mußten wir schon, so gut es gehen wollte, auf ihre Hinterschenkel halten, und es gelang uns auch, zwei zu treffen. Die ungeschlachte Masse stürzte krachend zu Boden.

Sogleich rief ein Hornsignal uns zum Halten. Der Ausfall unserer Jagd war zwar keineswegs glänzend zu nennen, aber wir hatten unseren Zweck erreicht. Zwei Kühe waren unser, jede von ihnen mochte reichlich zweitausend Pfund schwer sein, also Fleisch genug für die nächsten Tage.

Das Glück wollte, daß wir gerade zwei Mutterkühe erlegt hatten, die besorgt um ihre Kälber, welche nicht so schnell laufen konnten, ein wenig hinter der ganzen Heerde zurückgeblieben waren. Den Kälbern waren wir im raschen Lauf vorbeigesprengt, sie befanden sich noch hinter uns, und hatten sich ängstlich auf einen Haufen zusammengestellt. Während daher Einige unserer Kameraden absaßen und die getödteten Kühe abstreiften, ausweideten, das Fleisch in Stücke hieben und auf einen Wagen legten, der uns nachgeschickt war, ritt ich mit drei Anderen auf die Kälber zu. Diese rührten sich nicht vom Fleck, sondern steckten die Köpfe zusammen, und blöckten so jämmerlich, daß es unser Mitleid rege machte. Aber da einmal die Mütter unser waren, so gehörten uns auch die Rinder. Mit gezogenem Säbel ritten wir ihnen entgegen, umzingelten sie, und ohne Widerstand wurden sie unsere Beute.

Ich habe nie etwas Schmackhafteres gegessen, als Buffalofleisch, besonders das der Kälber, welches an Zartheit und Wohlgeschmack dem unserer norddeutschen Mastkälber vollkommen gleichkommt, ja es beinahe noch übertrifft.

Auf unserem Weitermarsche hatten wir noch oft Gelegenheit, ähnliche Jagden anzustellen, denn je mehr wir uns dem Arkansasflusse näherten, desto öfter begegneten wir den Buffaloheerden. Vier Wochen hindurch brannten wir an unseren Nachtlagerplätzen nichts anderes als Buffalodünger, denn Holz fehlte oft, und aßen vom Fleische dieser Thiere, ohne des Genusses überdrüssig zu werden. Nur unseren armen Pferden fehlte es nicht selten an Nahrung, die Stiere hatten manche Stellen der Prairie im Umfange von mehreren Meilen ganz kahl abgewaidet.

2. Ein Zusammentreffen mit den Cumanches.

Ein Feldzug in Amerika hat seine eigenthümlichen Abentheuer. Man führt nicht blos Krieg gegen Menschen, sondern auch gegen Thiere, denn ein jeder Soldat ist auch ein Waidmann, und je besser er das Wild zu treffen weiß, um so besser kann er sich verproviantiren. Und Feinde trifft man überall, nicht nur da, wo man sie sucht, und nicht allein die, welche man erwartet, sondern über Nacht tauchen sie aus der Erde, fabelhafte, abschreckende Gestalten, wild und grausam. Nur durch die größte Vorsicht vermag man ihren tödtenden Pfeilen zu entgehen.

Mitte Juni bezogen wir ein Lager mitten auf der Prairie zum Schutz der Straße, die nach Sta Fee führt. Wir fanden hier noch die Ueberreste früherer Verschanzungen, die wir ausbesserten, und innerhalb der Wälle lagen unsere Zelte. Tägliche Jagdstreifereien versorgten uns hinlänglich mit Nahrung, und brachten angenehme Zerstreuung in die Einförmigkeit des Lagerlebens.

Bekanntlich ist der 4. Juli für den Amerikaner ein feierlicher Tag, denn an demselben erklärten sich 1776 zuerst dreizehn Staaten für unabhängig. Diesen Tag muß der Yankee feiern, er sei wo er wolle, davon läßt er nicht. In solcher Voraussicht hatte unser Hauptmann einen eignen Wagen mitgeführt, welcher mit Raketen und Pechkränzen angefüllt war. Er stand neben den Munitionskarren unserer beiden Sechspfünder, und hatte seine eigne Schildwache. Am Abende des 4. Juli nun erhielt jeder Soldat eine doppelte Ration an spirituösen Getränken, nämlich Rum, dazu eine Quantität Zucker, um sich den beliebten Grog nach Belieben bereiten zu können. Als die Sonne untergegangen war, nahm das Feuerwerk seinen Anfang. Ringsum auf den Erdwällen wurden die Pechkränze angezündet, und aus der Mitte der Zelte stiegen die Feuersäulen der Raketen sausend empor, zerplatzten in der Luft in viele buntfarbige Sterne, und schossen dann weithin glühend in die Prairie hinab. Es war ein herrlicher Anblick, den der Jubelruf der Soldaten, das Schmettern der Trompeten begleiteten.

Aber Eins hatte man vergessen — ein grobes Versehen, was wir hart büßen mußten. Unsere Pferde, die neben unseren Zelten angebunden waren, wurden scheu bei dem Lärm der Stimmen und dem Knattern der Raketen. Sie rissen sich los und liefen wie rasend im Lager umher. Das gab eine heillose Verwirrung, und es war zu verwundern, daß Niemand von uns dabei zu Schaden kam, leichte Verwundungen abgerechnet. Es gelang zwar, viele der losgerissenen Thiere auf der Stelle wieder zu ergreifen, aber am andern Morgen fehlten uns doch einige siebenzig, ein Verlust, der um so empfindlicher war, als wir ihn nicht wieder ersetzen konnten, da wir uns mitten auf der Prairie mehr denn sechshundert Meilen von Levenworth entfernt, befanden. Es durfte daher keine Mühe gespart werden, der Ver-

lorenen wo möglich wieder habhaft zu werden. Zu dem Ende ließ uns der Hauptmann mehrere Maulesel von den Bagagewagen geben, die wir sattelten — und so ritten wir — ich mit, denn auch mein Pferd war verschwunden — in verschiedenen Häuflein hinaus, um den Entflohenen nachzuspüren. Wir ritten acht Tage lang umher, und durchsuchten einen Umkreis von 70 Meilen, fanden jedoch nur wenige der Flüchtlinge. Dazu waren die wiedergefundenen meistens lahm, denn der zwei Fuß lange eiserne Pfahl, an welchem sie mit einer Leine befestigt waren, und den sie mit sich fortgeschleift, hatte sie meistens so stark verwundet, daß sie für den Dienst unbrauchbar geworden waren.

Unser Streifzug war dagegen in anderer Hinsicht von großer Wichtigkeit, und wir danken demselben wahrscheinlich unser Aller Leben. Denn wir entdeckten kaum zwanzig Meilen von unserem Lager entfernt einen Haufen freier Indianer, vom Stamme der Cumanches, welche, wie uns zur Gewißheit wurde, die Absicht hatten, uns anzugreifen. Der Haufe war mehrere hundert Mann stark, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich ihn auf mehr als fünfhundert schätzte. Nachdem wir bei unserer Rückkehr unserem Hauptmann davon Meldung gemacht hatten, wurden sogleich hundert Reiter und eine Kanone angewiesen, sich marschfertig zu halten. Der Hauptmann wollte den Indianern zuvorkommen. Noch an demselben Abend bekam diese Kolonne, der ich auf einem Maulesel mich anschließen zu dürfen Erlaubniß erhielt, Befehl zum Aufbruch.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß damals schon die Regenzeit eingetreten war. Dadurch war der fette Boden der Prairie sehr erweicht worden, der Marsch war beschwerlich, und nur langsam rückten wir vorwärts, obwohl wir wenig rasteten. Erst nachdem wir zwei Nächte und den dazwischen liegenden Tag marschirt waren, wurden wir bei Tagesanbruch der Cumanches ansichtig. In malerischen Gruppen lagerten die herkulischen Männergestalten jenseits des Arkansas neben ihren langhalsigen Pferden, die, ohne angefesselt zu sein, in der Prairie waideten. Sobald die am Ufer ausgestellten Posten unsere Annäherung bemerkten, erhuben sie ein heulendes Geschrei, dem ein weithinhallendes, trompetenähnliches Geschnatter folgte. Im Nu waren die Indianer auf den Beinen und eilten bunt durch einander zu ihren Rossen, die sie schleunig bestiegen. Bald waren sie aufgesessen und tummelten gewandt die muthig wiehernden Thiere, wobei sie sich in einen dichten Kreis um ihren Häuptling sammelten. Die Reiterschaar gewährte einen prächtigen Anblick. Einige trugen Flinten mit sehr langen Läufen, Andere Bogen und Köcher, noch Andere Wurfspieße und kleine, rundliche Schilde. Nach und nach wickelte sich der bunte Knäuel aus einander, und sie formirten sich in Abtheilungen von zwanzig bis dreißig Mann, die in zwei Reihen hinter einander sich aufstellten. Ein wenig zurück hielt ihr Häuptling, der einen wallenden Federbusch auf dem Kopfe trug.

Sobald wir uns dem Ufer des Stroms, der hier langsam und träge seine Wellen in einem seichten Bette fortwälzte, genähert hatten, machten wir Halt. Der Hauptmann ließ unseren Sechspfünder vor die Front fahren, Angesichts der Indianer laden und einen Kanonier mit brennender Lunte daneben treten. Die Cumanches steckten die Köpfe zusammen, wie wenn sie nicht recht wußten, was dieß bedeuten solle, und wichen dann etwa fünfzig Schritte zurück, zum Theil durch niedriges Gesträuch gedeckt. Jetzt sandte unser Hauptmann einen Parlamentär zu ihnen hinüber, einen Indianer, den wir eigens zu solchem Zwecke von Levenworth mitgenommen. Ein Maulthier trug ihn an das jenseitige Ufer. Er hatte den Auftrag, die Indianer zu fragen, ob sie einen feindlichen Angriff auf uns beabsichtigten, oder ob wir sie als Freunde anzusehen hätten. Welche Antwort unser Abgesandte darauf erhielt, konnten wir nicht bezweifeln, da wir sahen, mit wie drohenden Geberden er empfangen wurde, und welche heftigen Bewegungen der Häuptling machte, als er sich mit ihm unterredete. Wüthend ballten die hochgewachsenen Männer ihre Fäuste, schwangen die Wurfspeere über ihren Häuptern, schlugen klirrend die Schilde an einander, und prüften die Spitzen der Pfeile in ihren Köchern.

Bald kehrte der Bote zu uns zurück. Kaum betrat sein Maulthier das diesseitige Ufer, an dem wir hielten, als aus den gegenüber aufgestellten Haufen einige Schüsse fielen, deren Kugeln über uns hinsausten. Schon rissen wir den Karabiner aus dem Haken, um den Angriff mit einer Salve zu erwiedern, als der Hauptmann uns zurückhielt, um durch unsere Ruhe wo möglich die Feinde noch näher an's Ufer zu locken. Wirklich kamen sie auch näher in ziemlich regelmäßigem Schritte, mit lautem, widerwärtigen Schlachtgeschrei, uns gleichsam zum Kampfe herauszufordern. Wir standen unbeweglich, den Pallasch in der Scheide, den Karabiner an der Seite, die Pistolen in den Satteltaschen; es war, als hätten wir nicht im mindesten die Absicht, von unseren Waffen Gebrauch zu machen. Schon waren Einige der Verwegensten unter den Indianern im Begriff, ihre Pferde in den Strom zu treiben, als plötzlich unsere Kanone krachte, und eine verheerende Kartätschenladung unter die Feinde streute. Mehrere der Feinde fielen, und während sie die Getödteten aufhoben und hinter sich auf's Pferd legten, folgte ein zweiter Kartätschenschuß, der Manchem von ihnen das Garaus machte. Nun ritten sie in wilder, ungestümer Flucht von dannen, wir setzten durch den Fluß ihnen nach, aber ihre schnellen Pferde brachten sie uns bald aus den Augen. Uns fiel dagegen ihr Lager in die Hände, wobei uns besonders das Buffalofleisch zu Statten kam, das wir in reichlicher Menge dort fanden. Seitdem haben wir nie wieder die Nähe dieser räuberischen Horden bemerkt.

Biernatzky.



1849. 32.

Der Himbeerstrauch.

(Taf. 32.)

Die Himbeere, Rubus idaeus, gehört zur Gattung Brombeere, Rubus, und erhielt den Artennamen nach dem Berge Ida, auf welchem die Griechen den Strauch zuerst entdeckt haben sollen. — Der Himbeerstrauch, von den Franzosen Framboisier, von den Engländern Raspberry-bramble genannt, wächst allenthalben in Europa in steinigten Wäldern und Gebüschen wild, ist aber, durch die Kunst veredelt, ein Lieblings-Fruchtstrauch aller Obstfreunde geworden, und seine Kultur gegenwärtig in England am weitesten verbreitet und am sorgfältigsten gepflegt. Der Strauch gehört, nach Linné, der fünften Ordnung der zwölften Klasse, nach Jüssieu den Rosaceen an. Aus kriechenden Wurzeln treibt er mehrere schwache, bisweilen glatte, meistens aber stachelige, zweijährige Stämme oder Ranken, die von 4 bis 6 Fuß Höhe erreichen und viele Seitenranken als Zweige treiben. Die Blätter sind drei- bis fünfzählig, eiförmig, am Rande ungleich groß gezähnt, auf der Oberfläche hellgrün, auf der Unterfläche blendend weiß und mit Filz überzogen; das äußerste der Blättchen hat den längsten Stiel, die andern Blättchen sind an einer Seite breiter, und haben oft nach Außen zu einen Einschnitt. Die weißen Blumen erscheinen im Mai und Juni in kleinen Doldentrauben zu zwei bis fünf auf einem gemeinschaftlichen Stiele, an den Spitzen der Zweige und in den Blattwinkeln. Die Früchte, welche zwischen den Beerlein mit feinen Härchen besetzt, und meistens roth, seltener gelb und weiß sind, zeitigen im Juli und August, enthalten einen angenehmen, säuerlich-süßen, kühlenden und erfrischenden Saft, und sind von erquickendem Geruch und Geschmack. — Die dankbare Pflanze, mit welcher man meist die innere Umzäunung der Gärten besetzt, verlangt einen lockern, fetten und feuchten Boden und eine schattige Lage; die Vermehrung geschieht am leichtesten durch Wurzelausläufer, seltener durch Samen. Die Zahl der durch Veredelung entstandenen Spielarten, die sich durch die Farbe oder durch größere Früchte auszeichnen, ist bereits sehr groß, und die auf unsrer Tafel abgebildete Fastalf'sche Erdbeere, Rubus idaeus var. Fastalfii, sicher die edelste aller bis jetzt gezogenen Arten.

Der allgemeine und mannigfaltige Gebrauch, der, ihrer Annehmlichkeit und heilsamen Eigenschaften wegen, in der Arzneikunst und Oekonomie mit Recht beliebten Früchte ist bekannt; man genießt sie theils roh, theils als Auflauf, Backwerk, Kuchen oder Torte, oder macht sie auf mannigfache Art ein, kocht Gelee, Conserve oder Marmelade davon, hebt sie als Saft oder Syrup für den Winter oder zur Herstellung eines erfrischenden Getränkes auf, benutzt sie als Essig oder Wein, oder macht Himbeerwasser davon.

Um Himbeer-Gelee zu machen, nimmt man schöne, rein gelesene Himbeeren, preßt sie durch ein Tuch, thut zu einem Schoppen des erhaltenen Saftes zwei Pfund feinen Zucker in eine messingene Pfanne, und kocht ihn unter fleißigem Abschäumen, bis der Saft so klar wie Wein ist. Wenn der Saft zur Hälfte eingekocht ist und zu perlen anfängt, so versucht man ihn auf einem Teller; klebt er, so nimmt man ihn vom Feuer, gießt ihn etwas abgekühlt in Gläser, läßt ihn bis zum nächsten Tage nur mit Papier bedeckt, stehen, belegt dann die Gläser mit Wachspapier, und bindet eine Blase darüber. — Will man Conserve aus Himbeeren bereiten, so treibe man gelesene Himbeeren durch ein Haarsieb, daß die Kerne zurückbleiben, und kocht die durchgetriebenen Beeren so dick wie möglich ein, nur daß sie nicht braun werden. Hierauf kocht man zu einem Pfund Himbeeren einen Caramel von einem Pfund Zucker, thut, wenn dieser recht ist, die Himbeeren darein und läßt es langsam kochen, bis sich eine Haut auf der Masse zeigt und sie zähe ist; dann gießt man sie in Papierkapseln, läßt sie erkalten, schneidet sie in Täfelchen und trocknet sie in einem nicht zu warmen Ofen. — Himbeersaft gewinnt man auf verschiedene Art; entweder kocht man nur den Saft der Beeren oder man zieht denselben durch Weinessig aus. Auf die erste Art füllt man die rein gelesenen Himbeeren in einen hohen Topf, stellt diesen in den Keller, und läßt ihn stehen, bis sich die Himbeeren aufwerfen, preßt sie dann fest aus und läßt den Saft wieder über Nacht stehen, damit er sich wirft. Hierauf wird der helle Saft gemessen, zu jedem Schoppen desselben wird ³/₄ Pfund Zucker genommen, der Zucker geläutert, dann erst der Saft dazu gethan, und beides so lange gekocht und rein abgeschäumt, bis der Saft dicklicht ist. Nun läßt man ihn kalt werden, und bewahrt ihn in Bouteillen auf. — Auf die zweite Art thut man die sauber gelesenen Himbeeren in einen neuen, wohl ausgekochten Hafen, und gießt so viel Weinessig daran, bis er darüber geht; deckt dann einen Porzellanteller, den man durch ein darauf gestelltes Gewicht beschwert, auf die Beeren bindet den Hafen gut zu, und stellt ihn 48 Stunden in den Keller. Nach Verfluß dieser Zeit gießt man die Himbeeren auf ein reines Sieb und läßt sie ablaufen, was in einigen Stunden geschehen ist. Zu dem erhaltenen Saft nimmt man auf jeden Schoppen ein Pfund, in kleine Stücken geschlagenen Zucker; wenn er zergangen und mit dem Safte vereinigt ist, wird die Masse auf ein starkes Feuer gesetzt, und, wenn es anfängt zu Sieden, mit dem Schaumlöffel gut abgeschäumt. Man läßt den Saft nur so lange als ein weiches Ei sieden, läßt ihn hierauf abkühlen, und füllt ihn dann in Flaschen. Er hat die Farbe des Burgunderweins und alle Kraft der Himbeeren. — Zu Syrup zerquetscht man die gereinigten Himbeeren, und läßt sie in einem hölzernen Gefäß so lange im Keller stehen, bis sie einer Gallerte gleichen, die recht gut flüssig ist, was nach der Temperatur der Luft zwei bis drei Tage dauert. Dann preßt man sie aus, stellt sie wiederum so lange in den Keller, bis sich eine Art Schaum auf denselben zeigt, seihet sie dann durch ein nicht zu dünnes Tuch, ohne sie jedoch zu pressen, damit der nachtheilige Schleim nicht mit durch's Filtrum kommt, und läutert nun zu

jedem Schoppen Saft ein Pfund Zucker, bis er Blasen wirft; jetzt wird der Saft dazu gegossen und so lange gekocht, bis er schwer vom Löffel fällt. Man bewahrt ihn am besten in Flaschen auf. — Um Himbeer-Essig zu machen, thut man drei Maas ausgelesene Himbeeren in einen hohen Topf, gießt zwei Maas guten Weinessig dazu, bedeckt den Topf mit einem Bogen Papier, und läßt ihn so einige Tage stehen. Dann preßt man das Ganze durch ein reines Tuch, und läßt den erhaltenen Saft wieder über Nacht stehen. Hierauf wird das Helle in eine messingene Pfanne gethan, zu jedem Schoppen Saft ein halbes Pfund feinen Zucker genommen, das Ganze über's Feuer gesetzt, und wenn es zu schäumen beginnt, fleißig abgeschäumt. Dann läßt man es einige Minuten kochen, gießt es in einen reinen Topf, den man mit Papier zudeckt und wiederum über Nacht in den Keller stellt, hierauf den Essig durch Fließpapier filtrirt, ihn auf Flaschen füllt, und diese fest zupfropft und verpicht. — Himbeerwein gewinnt man dadurch, daß man den Weinen gegen das Ende der Gährung Himbeeren zusetzt, die ihm einen angenehmen, veilchenartigen Geruch geben. — Als eines angenehmen, erfrischenden Getränkes kann man sich im Sommer des Himbeerwassers bedienen: man nimmt auf einen Schoppen frisch gepreßten Himbeersaft ein Maas Wasser und den Saft einer halben Citrone, seibet das Ganze durch ein Tuch, und versüßt es nach Gutdünken mit Zucker. Man trinkt das Wasser frisch, weil es sich nicht gut lange aufbewahren läßt. 7.

Ein Stiergefecht zu Madrid.

Aus den Papieren des Hauptmann L.....

Unter den spanischen Volksbelustigungen stehen die Stiergefechte ohne Zweifel oben an. Ich will es versuchen, eins zu beschreiben, wie ich es selbst in Madrid im Jahre 1832 sah. Nichts charakterisirt die spanische Nation mehr, als eben diese Belustigung; sie bietet Gelegenheit, die Spanier ganz kennen zu lernen. Im Theater wird die beste Oper oder das herrlichste Schauspiel höchstens dreihundert Zuschauer zusammenführen können; ein Stiergefecht aber hat solchen Reiz, daß alle Bewohner der Hauptstadt gewiß nicht versäumen würden, einem jeden Stiergefechte beizuwohnen, wenn die Plaza de Toros, der Stierplatz, groß genug wäre, alle fassen zu können. Der Infant Don Franzisco de Paula fehlte nie bei diesem ächt spanischen National-Vergnügen, wo überall jedesmal der erste Beamte des Königs präsidirte. Die Caleseros (Kutscher), die Manolas (Mädchen der niedern Volksklasse in Madrid), und die Aguadores (Wasserträger) begnügen sich den Tag lieber mit einem Stück Brod und einem Stückchen Knoblauch, oder sie essen lieber gar nichts, um nur kein Stiergefecht ungesehen vorübergehen zu lassen. Die Bekanntmachung geschieht drei oder vier Tage vorher durch große rothe Anschlagzettel, bei welchen unter dem Titel des Königs die Liste der Stiere folgt, welche in dem genau bezeichneten Gefechte zu kämpfen haben, und welche die Namen der Waideplätze, von welchen sie kommen, und die der Eigenthümer, endlich die Namen der Picadores (Lanzenträger) und Matadores (Namen derjenigen, welche die Thiere zu tödten haben,) enthalten. Die Einladung geschieht mit allem möglichen Pompe, man nimmt sie aber auch mit regem Eifer und großer Theilnahme auf.

Einige hundert Schritte außerhalb der Stadt, vor dem Thore Alcala, liegt der zum Stiergefechte bestimmte Platz. Es ist ein großer Circus, amphitheatralisch gebaut, wo außer den niederen Sitzen noch in einer oberen Reihe rund herum Bogen eingerichtet sind. Diese werden ihres Preises wegen nur von hohen Personen besetzt. Zwischen der Arena und den untersten Sitzen ist ein leerer Raum von acht Fuß Breite durch ein hölzernes Geländer, welches in gewisser Entfernung überall herum durch starke Baumstämme befestigt ist, vom Kampfplatze getrennt. Es ist der Zufluchtsort der in Gefahr befindlichen Toreros (allgemeiner Name aller beim Stiergefechte auftretenden Personen), welche mit der größten Behendigkeit vermittelst eigens dazu angebrachter Hölzchen, worauf sie ihren Fuß setzen, sich, wenn es Noth thut, über das Gitter schwingen, um den Hörnern des wüthenden Thiers zu entlaufen. Vierzehn bis fünfzehn Tausend Menschen finden sich gewöhnlich hier als Zuschauer ein. Es ist unmöglich zu beschreiben, welchen Eindruck es macht, wenn man eine so große Menschenmasse vor sich hat, Kopf an Kopf mit ihren belebten Gesichtern, in eifrigen Gesprächen begriffen, in wogender Bewegung, den stechenden Strahlen der untergehenden Sonne und mehreren anderen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, Alles duldend, um den großen Matador Franzisco Montes, den ersten Degen Spaniens, zu sehen.

Der Wundarzt und der Priester mit dem Viaticum sind angelangt, die Picadores an Ort und Stelle, man wartet blos, daß der Corregidor das Zeichen zum Anfang gebe. Plötzlich hört man die Pauke und Trompeten, ein ungeheures Jauchzen der Masse zeigt die Ankunft des Toro auf dem Kampfplatze an. Dieser, aus der Dunkelheit kommend, vom Tageslichte geblendet und durch das Geschrei der Menge ganz überrascht, dringt brüllend bis zur Mitte des Platzes. Ah! er kehrt rechts um, d. h. er taugt nichts, und sucht den Kampf mit seinem Gegner zu meiden. Der „gute" Toro aber kehrt links um und bietet gleich mit seinen Hörnern dem Picador, der vorbereitet dasteht, die Spitze. Betroffen aber von der Kaltblütigkeit seines Gegners, überfällt ihn eine Bangigkeit. Er stößt brüllend seine Schnauze in die Erde, und wirft mit seinem Vorderbeine den Sand auf. Er hat keine Lust, zu kämpfen, und muß erst dazu gereizt werden. Es ist alsdann die Arbeit des Chulos, des Dieners der Toreros, ihm kleine Fähnlein hinter die Ohren zu stecken. Oft bringen ihm mehrere Diener mit Behendigkeit ein Dutzend solcher Fähnlein von hinten her bei. Während der Toro den ersten zu verfolgen denkt, bekommt er gleich darauf ein zweites auf der andern Seite, und so geschieht es mehrere Male,

bis das Thier auf's Höchste gereizt, seinen eigentlichen Beleidiger aus den Augen verliert, und mit der größten Wuth auf den vor ihm zu Pferde sitzenden Picador losrennt. Der Picador reitet ein schlechtes Pferd, welchem man die Augen verbunden hat, und welches gewöhnlich sein Leben dort läßt. Sein Reiter, der Picador, aber ist mit einer Lanze bewaffnet, woran ein, einige Linien langes, spitzes Eisen befestigt ist, so daß er den Toro blos empfindlich prickeln kann. Der Anzug des Picador besteht aus einer weiten, ledernen Hose, einer kurzen, gestickten Jacke, und einem grauen, mit breitem Rande und Bändern bunt verzierten Hute; er stellt sich immer so, daß er den Toro zu seiner Rechten hat, und geht mit gefällter Lanze auf ihn los. Dieser aber rennt mit gesenkten Hörnern auf ihn zu, empfängt aber, während er sich aufrichtet, um seinem vierfüßigen Gegner den Bauch aufzureißen, vom Reiter einen so derben Stoß mit der Lanze in den Nacken, daß er, vom Schmerze betäubt, seinem Feinde Zeit läßt, sich mit seinem Pferde zu schwenken, worauf ein anderer Picador schon dasteht, um den zweiten Angriff abzuwehren, der, wenn der Toro gut ist, augenblicklich erfolgt. Wehe aber Roß und Mann, wenn der Stoß nicht handfest genug geschieht, oder wenn der allzuunempfindliche Toro ungeachtet des Stoßes auf sie los geht. Er nimmt Beide auf seine Hörner; schleudert sie zur Erde nieder, und würde ihrem Leben ein Ende machen, wenn die flinken Chulos mit ihren Fähnlein nicht des Toro Verfolgung auf sich zögen. Während dieser Zeit steht das arme Pferd mit aufgerissenem Bauche von der Erde auf; dem Reiter aber muß geholfen werden.

Da dem Pferde die Hörner acht bis zehn Zoll tief in den Leib gedrungen sind, und der Fall des Reiters weithin gedröhnt hat, hält man in dem ersten Augenblicke beide für todt; dem ist aber nicht so. Der Reiter reibt sich ein wenig die Seiten und steigt wieder zu Pferde. Was dieses anbetrifft, so muß es, obgleich ihm die Gedärme aus dem Leibe hängen, in diesem Zustande seinen Reiter wieder aufnehmen, und wenigstens noch zweimal dasselbe Manöver wiederholen, bis es zuletzt todt liegen bleibt.

Ist der Toro gut, so muß er mindestens fünf oder sechs Pferde allein erlegt, und die Picadores wie Kegel auf der Erde umhergeschleudert haben. Dann hört man Händeklatschen und das Geschrei bravo! bravo el toro! bueno chico! (gut, Junge!) von allen Seiten her. Ob ein Picador Arm und Bein gebrochen oder gar todt daliegt, das kümmert Niemand; die Sorge für den Reiter liegt blos dem Wundarzt und dem Priester ob; selten kommt jedoch eine solche Verletzung des Reiters, oder gar sein Tod vor.

Als wäre der Toro seines Sieges sich bewußt, geht er, nachdem er drei bis vier Picacadores aus dem Sattel gehoben, stolz in der Arena umher, welche er erobert hat, und in der Niemand für den Augenblick es mehr wagt, ihn anzugreifen. Nach Rache dürstend, aber außer den Pferden, die er getödtet, nichts mehr findend, nimmt er diese auf seine Hörner, und wirft sie einige Male umher, oder zerfleischt sie gar. Kein Theaterheld, Sieger seiner Nebenbuhler, kann im fünften Akte eines Schauspieles stolzer und ernsthafter sich benehmen, auch wird keinem Helden ein so ausgelassener und lauter Beifall gezollt, als diesem.

Aber das Trauerspiel ist noch nicht zu Ende; sein Sieg ist nur von kurzer Dauer. Die Picadores verlassen die Arena und werden durch Banderilleros ersetzt. Leicht und behende in der bekannten Figaro-Tracht, in seidenen Strümpfen, feinen Schuhen, kurzen, anschließenden, gestickten Hosen und Jacke, nähert sich der Banderillero dem wüthenden Toro, und hält zu seiner ganzen Vertheidigung blos zwei Pfeile mit krummen Spitzen in der Hand.

Er geht gerade auf den Toro los, welcher im Galopp auf ihn zurennt. Schon hat er ihn zwischen seinen beiden Hörnern, aber siehe, in dem Augenblicke, als das Thier den Kopf senkt, um den lebensgefährlichen Stoß zu versetzen, bekommt es vom Banderillero jene zwei Pfeile in den Nacken; der Banderillero weicht alsdann durch einen fast unglaublichen Sprung dem Stoße aus und rettet sein Leben. Man muß dann den Toro sehen, wie er schäumend vor Wuth, brüllend sich erhebt und umher springt, und aus Zorn die Urheber seiner Leiden, die Pfeile schüttelt.

Es wird dieses drei- bis viermal wiederholt, bis der Toro bis zur höchsten Wuth gereizt ist. Ein Trompeter verkündet sodann seinen nahen Tod. Nun zeigt sich der Matador mit blankem Schwerte in der einen, und dem rothen Tuche in der andern Hand. Er grüßt den Monarchen, wenn er gegenwärtig ist, und den Corregidor mit seiner Waffe, und geht ruhig dem Toro entgegen. Es ist dieses ein ernsthafter Augenblick, auch herrscht eine Todtenstille im ganzen Circus. Der Toro, schon müde, bleibt stehen; er betrachtet seinen Feind, und scheint den günstigsten Augenblick abzuwarten. Francisco Montes ist einzig in diesem Zustande; leicht und wohlgebaut benimmt er sich bewundernswerth; kühn und kaltblütig macht er keine unnütze Bewegung, und berechnet mit einem sichern Augenmaße genau die Stellung, die er zu nehmen hat. Man bedenke, welches gefährliche Spiel er wagt, denn wenig Matadores enden ihr Leben im Bette, sondern meistens auf dem Kampfplatze. Man wird gewiß wünschen, diese letzte Scene des Trauerspiels hinter sich zu haben, bei der noch ungewiß ist, wer von den beiden Kämpfern den Sieg davon tragen wird. Woran hängt das Leben des Matadores? Ein falscher Schritt seinerseits, eine falsche, nicht berechnete Bewegung des Toro, ein kleiner Stein, an dem sein Fuß strauchelt; von den Hörnern des wüthenden Thieres im Circus hin und her getragen, erwartet er jeden Augenblick den Tod.

So schrecklich endete Romero, zu seiner Zeit der beste Degen Spaniens. Dieser hatte sich nach einer langen, ruhmvollen Laufbahn von der Arena zurückgezogen, und lebte ruhig von seinen Ersparnissen, als er von Maria Luise, Gemahlin Karl IV., bei irgend einer festlichen Gelegenheit aufgefordert wurde, noch einmal

als Matador zu erscheinen, und durch seinen Namen dem Feste großen Glanz zu geben.

„Nein, Majestät," sagte Romero, „ich habe viele Gefahren glücklich bestanden; jetzt bin ich alt, man soll Gott nicht versuchen!„

Aber alles Bitten und Flehen des Greises half nichts. Maria Luise war eigensinnig und eine Königin, die seinen Auftritt beim Stiergefecht wünschte; Romero gehorchte, und er, der König aller Matadoren, fiel als Opfer seiner Nachgiebigkeit. Man weiß noch nicht, durch welchen Zufall es geschah, daß der Toro ihn mit seinen Hörnern erreichen konnte, und als wenn er wüßte, was für einen Feind er erlegt, triumphirend mit ihm im Circus umhersprengte, um den erschreckten Zuschauern seine blutige Trophäe zu zeigen.

Der Matador hält in seiner Hand ein Stück scharlachrothes Tuch, und sucht hiemit die Augen des Thieres zu blenden, während dieses aber auf das ganz links gehaltene Tuch losrennt, stößt ihm der Matador mit der rechten das Schwert von oben durch's Herz, worauf der Stier, wenn der Stoß gelingt, sogleich todt niederfällt. Diese guten Stöße aber kommen selten vor. Ich meinerseits habe sie noch nicht gesehen, weder in Madrid noch in den baskischen Provinzen, ich sah immer den Matador gezwungen, diese Stöße mehrere Male zu wiederholen. Bei einem guten Stoße wird dem Matador so viel Beifall gezollt, als wenn in diesem Beifall der Dank liege, die Zuschauer mit dem traurigen Anblicke eines langen Todeskampfes des Toro verschont zu haben. Denn es ist schrecklich anzusehen, wie dieses edle Thier entkräftet und doch wie trunken sich bewegt, die Knie beugt und hinfällt, keuchend vor Schmerzen, abwartend, bis ihn eine Art Mörder, Cachetero genannt, von hinten her mit einem Dolche den Gnadenstoß versetzt. Ist dieses geschehen, so öffnet sich die Thür, und ein Zug prächtig gezierter Maulthiere wird hereingeführt, um die todten Pferde und den Toro hinaus zu ziehen. Man bestreut die Blutflecke mit Sand, und ein anderer Toro wird hereingelassen; ja, dasselbe Schauspiel wird oft in einer Sitzung sieben bis acht Mal wiederholt, und man hört manche noch klagen, daß so wenig Stiere kämpfen, weil früher oft vierzehn bis sechszehn losgelassen wurden.

Die besten zu diesem Zwecke gebrauchten Toro's kommen aus den Gegenden der Sierra Morena, Guadarrama und aus dem Königreiche Navarra, wo sie halb wild erzogen und vermittelst zahmer Kühe, mit welchen sie sich an ein Joch spannen lassen, nach Madrid geführt werden. Selbst in der Arena, in der Hitze des Kampfes, wird der Stier, wenn er nicht getödtet werden soll, durch eine Kuh besänftigt. Man muß nicht glauben, daß alle Toro's muthig sind und Lust zum Kampfe haben; einige müssen durch große Hunde erst gehetzt werden. Doch dieß geschieht nur im höchsten Nothfalle, und nur dann, wenn das übermäßige Schreien der Zuschauer: perros! perros carrajo! den Corregidor zwingt, hierzu seine Genehmigung zu geben. Endlich werden die großen Bulldogs losgelassen und springen bellend auf den Toro zu. Dieser aber will sich nicht ungestraft von den Hunden beleidigen lassen; er wird endlich böse, und es fängt nun ein sehr sonderbares Spiel an.

Mancher von meinen Lesern hat gewiß schon einen Gaukler gesehen, der sechs bis sieben Kugeln in die Luft wirft, und, ohne eine fallen zu lassen, sie stets in der Luft erhält. Man stelle sich nun statt des Künstlers den Toro, und statt den Kugeln die Hunde vor, so kann man sich die beste Idee von dem Spiele des Stieres mit den Hunden machen.

Er nimmt der Reihe nach die Hunde auf seine Hörner, und wirft sie sieben bis acht Fuß in die Höhe, und fängt sie so wechselseitig wieder, ohne ihnen großen Schaden zuzufügen, denn die Haut dieser Hunde ist sehr glatt, so daß die Hörner daran abglitschen. Gelingt es aber endlich einem von den Hunden, ihn bei dem Ohre zu fassen, so hat sich bald ein zweiter an's andere Ohr gehängt; vergebens schüttelt der Stier, sie fallen nicht ab; er kennt seine Lage und wirft sich auf die Erde nieder, um so seine Feinde zu zerquetschen, man läßt ihm aber keine Zeit hierzu, denn ein Cachetero kommt und stößt ihm einen Dolch in's Herz.

Der Direktor der Arena hat das Recht, wenn alle vorräthigen Pferde unbrauchbar geworden sind, das erste beste gegen eine angemessene Vergütung zu nehmen, der Besitzer mag wollen oder nicht, und wenn dieser auch ein Grand von Spaniens erster Klasse wäre, er muß sich dem Willen des Direktors fügen. Im Weigerungsfalle könnte leicht Aufruhr entstehen. Das Fleisch der getödteten Toro's wird von Fleischern zerhackt und an die Armen vertheilt.

Der Matador, als Hauptakteur bei diesen Kämpfen, bekommt für jede Vorstellung siebzig Thaler, der Picador dreißig, der Banderillero zwanzig, und die Chulos zehn Thaler. Es würden Viele dieses einträgliche Handwerk ergreifen, wenn es nicht so gefährlich wäre.

Dies Schauspiel wird nicht allein von Männern, sondern auch von Frauen und Kindern besucht. Nur die Gewohnheit kann das Gefühl der sonst so reizbaren Spanierinnen gegen den schaudervollen Anblick dieser Stiergefechte abstumpfen. Ein Fremder, der sein Bedauern nicht zurückhalten konnte, wie er ein armes Pferd mit heraushängenden Gedärmen umhergehen sah, wurde von einer jungen, schönen Manola herzlich ausgelacht, und mit einer Art Verachtung sagte sie zu ihm: corazon de manteca! (Butterherz.)

Dieses blutige Schauspiel, bei welchem der Mensch sein Leben daran setzt, diese Gleichgültigkeit der Versammlung für den Gladiator, welchen sie blos bewundert und nicht bedauert, die Achtung der Behörden für dieses Volksvergnügen, scheint es nicht altrömisch oder heidnisch?

Zu Sevilla haben die Toreros ein eigenes Kollegium, Toromaquia genannt, wo Alle, welche dieses Handwerk ergreifen wollen, sich ausbilden können, und mit jungen Stieren (Novillos) den Anfang machen.

Nach altem Gebrauche gehört es mit zu den ritterlichen Uebungen, sich einem wüthenden Stiere gegenüber zu stellen, weßhalb man auch noch heut zu Tage Manchen aus der spanischen Ritterschaft nach Sevilla wandern sieht, um bei irgend einem Matadoren in die Lehre zu gehen.

Da die Andalusier vor allen übrigen Bewohnern der Halbinsel die meiste Leidenschaft für die Stiergefechte an den Tag legen, so werden auch zu Sevilla, als Hauptort der Toreros, diese Schauspiele mit allem nur möglichen Pompe gefeiert, weßhalb ich es bis jetzt noch bedaure, bei meiner Anwesenheit zu Sevilla die Gelegenheit versäumt zu haben, einem beizuwohnen, um meine Erzählung noch ausführlicher zu machen. In Galizien und Catalonien werden die Stiergefechte selten oder gar nicht aufgeführt. Zu Barcelona hörte ich Manchen mit Unwillen sich über diese Spiele äußern, dahingegen die Basken sie mit Leidenschaft treiben. In Guipuzcoa in Biscaya werden bei guter Witterung des Sonntags Novillos-Feste gehalten, wo man die jungen Stiere, an sehr langen Stricken befestigt, frei durch die Straßen herumlaufen läßt, und wo jeder nach Belieben seine Kunst oder seinen Muthwillen an ihnen üben kann.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

5. Kunigunde von Kynast.

In Schlesien liegen auf einem hohen Berge die Ruinen der Burg Kynast, welche einst stolz von dem Gipfel niederschaute, bis der Blitzstrahl des Himmels ihre Grundvesten erschütterte und das Feuer die festen Gebäude in Trümmern verwandelte.

Damals, als die Veste noch in vollem Glanze in die Ebenen hernieder schimmerte, wohnte auf dem Kynast ein wunderschönes, aber auch stolzes und herrschsüchtiges Fräulein. Um ihrer Schönheit und ihres großen Reichthums willen warben viele edle und tapfere Ritter um ihre Hand, aber Alle wies sie ab, da sie keinem Menschen auf Erden Gehorsam schuldig sein wollte. Als aber immer und immer wieder neue Freier kammen, so dachte sie darüber nach, sich auf einmal und für immer von ihren Bewerbungen zu befreien.

„Wohlan“, sagte sie eines Tages zu den Rittern und Herren, „derjenige von Euch soll meine Hand erhalten, der es wagt, auf der äußeren Mauer meiner Burg um den Kynast herum zu reiten.“

Als die Ritter dieß hörten, da erschracken selbst die Tollkühnsten und Tapfersten unter ihnen, und manche noch eben blühende Wange wurde blaß, wie der Kalk an der Wand. Denn ein furchtbares und halsbrechendes Unternehmen war es, das Fräulein Kunigunde von ihnen verlangte. Die Mauer, auf welcher der gefährliche Ritt geschehen mußte, war so schmal, daß kaum des Rosses Hufe darauf Platz zu finden vermogten, und überdieß lief sie nicht nur am Abhange des hohen und schroffen Berges hin, sondern war sogar über einen Theil des steilen Abgrundes, die Hölle genannt, am Rande hingebaut. Ein einziger Fehltritt des Pferdes mußte Roß und Reiter in den Abgrund stürzen und Beide unfehlbar zum Tode zerschmettern.

Die meisten Ritter, nachdem sie mit scheuem Auge noch einmal die schmale Mauer und den gähnenden Abgrund angeblickt, sattelten still ihre Pferde und zogen insgeheim von dem Schlosse fort. Die kaum noch so lebhaften Gemächer verödeten, und nur wenige Wagehälse blieben zurück, um den gefährlichen Ritt auf der Mauer zu wagen.

Einer nach dem Andern bestieg sein Roß, das scheuend und schnaubend die steile Mauer hinan klimmte. Etliche stürzten in die Tiefe, nachdem sie kaum ein Zehntheil des halsbrechenden Weges zurückgelegt hatten und nur Wenige erreichten den gefährlichsten Punkt, welcher die Hölle genannt ward. Hier schwindelte aber auch das edelste Roß, und trotz der sichersten Hand des Reiters taumelte es zur Seite nieder, und langte in fürchterlichem Sturze zerschmettert am Fuße der Felsenwand an. Mancher edle kühne Ritter fand auf solche Weise den schmählichsten Tod, und es dauerte nicht lange, so verbreitete sich die Kunde von der Grausamkeit der schönen Kunigunde im ganzen deutschen Reiche, und lange Zeit wagte es kein Freier mehr, sich den Verderben bringenden Mauern des Schlosses Kynast zu nähern. Fräulein Kunigunde hatte ihren Zweck erreicht und freute sich dessen, ohne nur Reue darüber zu empfinden, daß so manches junge Blut um ihretwillen dem schrecklichsten Tode anheimgefallen war. Sie jagte in den Wäldern, hetzte den flüchtigen Hirsch und den räuberischen Wolf, und machte sich um alles Uebrige niemals traurige Gedanken.

Aber während sie in Saus und Braus dahin lebte, schlummerte die Vergeltung nicht, und der Tag nahete heran, an welchem sie für all ihre Uebermuth bitter gedemüthigt und gestraft werden sollte.

Eines Tages nämlich erschien ein stattlicher Ritter am Fuße des Kynast. Ein prachtvoller mit Gold und Silber verzierter Harnisch deckte seine Glieder, und er ritt ein edles schneeweißes Roß. Neben ihm trabte ein junger Knappe von wunderbarer Schönheit einher. Am Fuße des Berges angelangt traf der fremde Ritter einige Bauern an, und fragte sie, ob die Burg da oben der Kynast sei? Die Bauern gaben eine bejahende Antwort, und da sie gleich vermutheten, daß der Ritter nur hinauf reiten wolle, um gleich so manchem anderen jungen Helden das Wagstück des Rittes um die Mauer zu unternehmen, so blickten sie ihn mit bedauernden und mitleidigen Blicken an. Ein alter ehrwürdiger Greis trat sogar vor und sagte treuherzig:

„Edler Herr, gewiß seit Ihr gekommen, um die Hand der wilden und stolzen Kunigunde zu freien. Wißt Ihr wohl, welche schreckliche Bedingung mit ihrer Hand verknüpft ist.“

„Freilich weiß ich's," erwiederte der Ritter, „und eben um die Bedingung zu erfüllen, die schon so manchem wackeren Manne das Leben gekostet hat, habe ich aus meiner Heimath einen weiten Ritt bis hierher gethan."

„Ach, Herr Ritter, Ihr könnt nicht wissen, wie schwer das Wagstück ist, das Ihr unternehmen wollt," sprach der Alte, indem er traurig den Kopf schüttelte. „Hört auf die treu gemeinte Warnung eines redlichen Mannes, und kehrt um, wenn Ihr Euer Leben lieb habt. Dort oben blüht nichts, als die Giftblume des Verderbens."

„Und ich will, mit Gottes Hilfe, die Giftblume zerstören, ohne in's Verderben zu stürzen," antwortete der Ritter sanft aber fest. „Laß mich nur ruhig weiter, alter Mann, und wenn du es wohl mit mir meinst, so bete still ein Gebetlein zum Heil meiner armen Seele, falls du hören solltest, daß es mir nicht besser ergangen ist, wie allen Anderen. Leb' wohl!"

Und bei den letzten Worten drückte der Ritter seinem schneeweißen Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte stolz und stattlich den steilen Burgberg hinan. Verwundert sahen die Bauern ihm nach.

„Ja," sagte endlich der Alte, „wenn es Einem gelingt, das schwere Werk zu vollbringen, so gelingt es diesem. Denn einen so herrlichen Ritter und ein so schönes Roß habe ich all mein Lebtage noch niemals gesehen."

Mit diesen Worten gingen die Bauern weiter, und sprachen noch mancherlei von dem fremden Ritter und Fräulein Kunigunde, während dieser schon längst in dem Schlosse der Letzteren angelangt war.

So wohl, wie dieser Ritter, hatte noch niemals Einer dem stolzen Fräulein gefallen. Durch seine schöne Gestalt, sein edles, muthvolles Betragen, seine männlichen Worte machten einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie zum ersten Male in ihrem Leben wünschte, der halsbrechende Ritt möge ohne schlimme Folgen vorüber gehen. Ja, wenn sie sich nicht des Wortbruches geschämt hätte, so würde sie selbst die Bedingung zurückgenommen und ohne weitere Prüfung dem edlen Ritter ihre schöne Hand gereicht haben.

Am Abende, als sich der Fremde in sein Schlafgemach begeben wollte, fragte er Fräulein Kunigunde, ob ihm gestattet sei, morgen mit dem Frühesten den Ritt zu beginnen? das Fräulein zögerte mit der Antwort, endlich aber bat sie den Ritter, das Wagstück doch noch einige Tage aufzuschieben, bis Er und sein Roß sich völlig von den Mühseligkeiten der langen Reise erholt hätten.

„O nein, ich bin nicht müde, wann es gilt, ein gutes Werk zu thun," antwortete der Ritter, und ließ nicht nach, bis Kunigunde ihm die erbetene Erlaubniß zum morgigen Ritte ertheilt hatte. Darauf begab er sich in sein Gemach und schlief die Nacht hindurch sanft und fest, bis am Morgen die Sonne über die Berge scheinte. Kunigunde aber that die ganze Nacht hindurch kein Auge zu, denn sie zitterte für das Leben des fremden Ritters, der ihr, wie noch Keiner, gefallen hatte.

Als nun die Sonne hell in den Burghof hinein schien, trat der fremde Ritter in's Freie, und befahl seinem Knappen, sein schönes, weißes Roß zu satteln, zu zäumen und ihm vorzuführen. Und während der Knappe diesem Befehle gehorchte, trat sein Herr an die Burgmauer, blickte hinab in die Tiefe, die vor seinen Augen gähnte, und betete ein kurzes Gebetlein zu Gott, das ihn mit wunderbarer Stärke und Freudigkeit zu erfüllen schien. Darauf bestieg er sein Pferd, und tummelte es ein paar Male im Schloßhofe auf und ab. Endlich lenkte er es auf die Mauer zu und wollte eben hinauf reiten, als ein leiser Schrei, welcher vom Söller des Schlosses herabtönte, ihn veranlaßte, noch einen Augenblick inne zu halten. Er schaute hinauf, und erblickte Fräulein Kunigunde, welche mit unverhehlter Angst das Wagstück des Ritters erwartete. Als sie sah, daß der Ritter inne hielt, rief sie ihm flehend zu, er möge doch wenigstens noch bis morgen warten; er aber schüttelte ohne zu antworten den Kopf, streichelte den schlanken Hals seines herrlichen weißen Rosses und rief ihm dann mit sanfter Stimme zu, vorwärts zu schreiten.

Mit keckem aber sicherem Fuße klomm das edle Thier die Mauer empor, und erreichte ohne Unfall die obere Fläche derselben. Im Hofe stand das Burggesinde und schaute dem verwegenen Spiele zu. Mit Angst hafteten Aller Augen auf dem schönen muthigen Ritter. Der holde zarte Knappe desselben war blaß, wie eine Leiche, und eine Thräne der Angst und Besorgniß schimmerte in seinem hellen, blauen Auge. Der Ritter aber droben auf der Mauer nickte ihm ermuthigend zu, als ob er sagen wollte: „Fürchte nichts!"

Als das Roß die Mauer erreicht hatte, blieb es stehen, und schaute erst voraus und dann seitwärts in die Tiefe hinab. Hierauf wieherte es hell und freudig in die Morgenluft hinaus, und bog den schlanken Hals, um nach seinem edlen Reiter zurückzublicken. Der streichelte ihm sanft die Mähne, sagte ihm einige freundlich schmeichelnde Worte und legte ihm dann die Zügel auf den Hals. Dieß schien das edle Roß nur erwartet zu haben; kaum fühlte es sich ganz frei und ungehemmt, so schritt es mit gebeugtem Kopfe, langsam aber sicher, auf der schmalen Mauer entlang. Mit pochendem Herzen sahen es alle Zuschauer, und wagten kaum zu athmen. Die Angst schnürte Allen die Brust zusammen.

Der herrliche Schimmel ging indessen, wie es schien, ohne sich um die Gefahr zu kümmern, vorsichtig seines Weges, und sein Herr saß so fest und ruhig auf dem Rücken desselben, als ob er nur einen Lustritt auf einer grünen Wiese mache. Dann und wann prüfte das Roß einen lockeren Stein in der Mauer mit dem Fuße, und wenn er nicht Sicherheit genug zu versprechen schien; so wußte es ihn mit der größesten Geschicklichkeit zu vermeiden. Auf solche Weise erreichte es endlich die gefährlichste Stelle der Mauer, an deren Seite die Hölle

gähnend den Rachen aufzusperren schien, um Roß und Reiter im Abgrund zu verschlingen. Hier, die Gefahr wohl erkennend, blieb der Schimmel stehen, und wendete von Neuem den Kopf zu seinem Herrn zurück. Die Zuschauer sahen es mit Staunen und Verwunderung, und hie und da vernahm man ein leises Gemurmel zum Lobe des edlen Thieres. Alle schauten mit gespannter Neugierde nach ihm hin, und nur der junge Knappe des Ritters schloß seine Augen, als ob er das Entsetzliche nicht zu schauen vermöge.

Der Ritter klopfte indessen von Neuem den Hals des schönen Rosses und sagte schmeichelnd: „Was zögerst du, mein gutes Thier? Voran, voran auf der schwindelnden Bahn; nicht auf halbem Wege dürfen wir stehen bleiben, mein edles Rößlein!“

Der Schimmel wieherte leise, und schritt weiter, aber noch langsamer und vorsichtiger, als bisher. Jetzt stand er an der gefährlichsten Stelle, die noch Keiner zu überschreiten vermogt hatte. Er zögerte nochmals, stampfte mit dem Vorderfuße stark auf die Mauer, und siehe, donnernd stürzte ein Stück derselben hinab in den Abgrund. Alle stießen einen Schrei des Entsetzens aus, denn Jeder meinte, Reiter und Roß würden den Trümmern folgen. Aber der Schimmel stand fester als die Mauer, und der Ritter wiegte sich so unbesorgt im Sattel, als wäre nicht daß Mindeste geschehen.

„Sei ruhig, mein Knappe,“ rief er dem unten stehenden zarten Jüngling zu; „hat Gott bis hierher geholfen, so wird er auch weiter helfen. Vorwärts, mein Rößlein, vorwärts!“

Und vorwärts schritt das Rößlein, machte mit sicherem Fuße einen Sprung über die Lücke in der Mauer, und kam glücklich und ohne Unfall an der schrecklichen Hölle vorüber. Jetzt athmete Jeder leicht auf, und der junge Knappe brach sogar in einen Strom heller Freudenthränen aus; denn nun war das Schlimmste überstanden; der Abhang jenseits der Hölle war nicht eben steil, und selbst wenn das Roß noch straucheln sollte, war keine Gefahr mehr für das Leben des tapferen, muthigen Ritters zu befürchten. Es dauerte auch gar nicht lange, so trabte der Schimmel am anderen Ende der Burgmauer munter von derselben herab und tanzte leicht und zierlich über den sicheren grünen Rasen in den Burghof hinein.

Der Knappe, als er seinen Herrn unbeschädigt wieder sah, stieß einen Freudenschrei aus, in welchen sich das laute Jubeln der Burgmännern mischte, und stürzte sodann seinem Herrn in die Arme, der mittlerweile aus dem Sattel gesprungen war. Zärtlich drückte der Ritter den lieblichen Jüngling an sich, flüsterte ihm einige leise Worte zu, worauf er sich erröthend aus seinen Armen wand, und streichelte darauf dem fröhlich wiehernden und mit den Hufen scharrenden Schimmel den Hals.

„Du, mein Rößlein,“ sagte er freudig, „du sollst es fortan gut haben bei deinem dankbaren Herrn. Dich soll kein Sattel mehr drücken und kein Zaum, sondern frei sollst du umherstreifen in dem schönsten Gehege, das ich dir in der Nähe meines Schlosses bereiten will. Freue dich, mein Rößlein, denn solchen Lohn hast du wohl verdient.“

Hierauf führte er den Schimmel mit eigener Hand in den Stall, nahm ihm Sattel und Zaum ab, schüttete ihm goldenen Hafer vor, und begab sich dann erst, in Begleitung seines jungen Knappen, in das Schloß hinauf, um Fräulein Kunigunde nach dem glücklich gelungenen Wagstücke wiederzusehen.

Kunigunde hatte ihn schon mit Sehnsucht erwartet, denn mit Freuden war sie bereit, die Kühnheit des tapferen Ritter's anzuerkennen und ihm zum Lohne für das gelungene Wagstück ihre schöne Hand zu reichen. Als daher der Ritter mit seinem jungen Knappen eintrat, flog sie ihm freudig entgegen und wollte ihn in ihre Arme schließen.

„Nicht also, mein schönes Fräulein,“ sprach der Ritter, indem er einen Schritt zurücktrat, und die Hand seines errötheten Knappen ergriff. „Ich weiß wohl, daß Ihr demjenigen, welcher Eure Burgmauer umritten, Herz und Hand zum Lohne geben wollt, aber seht, ich kann weder von dem Einen noch von dem Andern Gebrauch machen. Hier in dem Gewande eines Knappen seht Ihr mein treues Weib, meine edle Gemahlin, und in mir selbst mögt Ihr den Landgrafen Adelbert von Thüringen erkennen, der einzig und allein deßhalb hierher kam, um so manchem braven Manne, der noch um Euretwillen blindlings in die Gefahr stürzen mögte, das Leben zu retten. Diesen Zweck habe ich erreicht, indem ich mit vieler Mühe mein Leibpferd dazu abrichtete, auf schwindelnden Felswegen und auf schmalen Steinen zu gehen, nur mir dadurch das Wagestück gelungen ist, haben wir nichts mehr mit einander zu thun, und ich gebe Euch nur noch den freundlichen Rath, in Euch zu gehen und Euren unbändigen Hochmuth abzulegen. Thut Buße in Sack und Asche und dann reicht in Gottes Namen dem ersten, braven Rittersmann, der darum anhält, Eure Hand.“

Während Fräulein Kunigunde beschämt und vernichtet da stand und keine Sylbe auf die Strafpredigt des edlen Landgrafen erwiedern konnte, verließ dieser mit seiner edlen Gemahlin die Burg und kehrte in seine Heimath zurück, ohne sich noch ferner um das hochmüthige Fräulein zu bekümmern. Dieses nahm sich indessen die Worte des Landgrafen zu Herzen, wurde gut und brav, und heirathete späterhin einen edlen Ritter, dem sie bis an sein Lebensende als eine treffliche Gattin zur Seite stand.

---

6. Wie Rübezahl einen Junker bestraft.

Vor etwa dreihundert Jahren wohnte einmal am Riesengebirge ein reicher Edelmann, der ein so böses und gottloses Herz hatte, daß er ein ordentliches Vergnügen daran fand, seine Untergebenen und Bauern zu

plagen und zu schinden, wo er nur konnte. Eines Morgens ritt er spazieren im Walde, und fand da einen fleißigen jungen Bauersmann, der sich, wie es erlaubt war, ein wenig dürres Holz für den Winter unter den Bäumen auflas. Der Junker ritt an ihn hinan und fragte ihn höhnisch: „du verstehst dich wohl recht gut auf das Holzlesen, Bauer? Was?“

„Ei, gnädiger Herr,“ erwiederte fröhlich der junge Mann, „wenn man ein gutes Weib und zwei Kinderchen zu Hause hat, die im Winter nicht frieren wollen, so muß man fleißig nach dem Holze suchen, und die viele Uebung macht es unser Einem dann bald leicht, eine tüchtige Trage voll zusammen zu bringen.“

„Nun wohlan, Bauer,“ sprach der grobe Flegel von Junker, „wenn es dir so leicht wird, so will ich dir auch einen Auftrag geben. Und wenn du ihn nicht ausführst, so laß ich dich peitschen bis auf's Blut, und dein Weib und deine Rangen dazu. Also gib Acht, daß du mir säuberlich gehorchst. Schau, dort drüben steht eine Eiche; sie ist die größeste im ganzen Forste und ich befehle dir, daß du sie heute noch auf deinen Wagen ladest und in mein Schloß fährst. Gehorchst du nicht, so weißt du, wie es dir ergeht!“

Und während der arme Mann noch ganz bestürzt über dieses unsinnige Verlangen des Junkers dastand, gab dieser seinem Pferde die Sporen, und sprengte hohnlachend durch den Wald davon.

„Ach du mein Gott!“ rief der Bauer, als der schlechte Junker in der Ferne verschwunden war, — „ach du mein Gott, wie soll ich wohl die Eiche aus der Erde schaffen und gar sie auf meinen Wagen laden und in den Edelhof fahren? das ist ja rein unmöglich! Und doch, wenn ich's nicht vollbringe, so werde ich gepeitscht, und meine arme Frau und meine unschuldigen Kinder auch! Das ist doch gar zu schrecklich und zu entsetzlich!“

Und der arme Bauer brach in Thränen aus und lief ganz verzweifelt tief und immer tiefer in den Wald hinein. Plötzlich aber blieb er stehen, denn er hörte eine Stimme, die da fragte: „warum weinst du und jammerst und erfüllst den Wald mit deinem Klagen?“

Der junge Bauer blickte auf und sah vor sich die riesige Gestalt eines Köhlers, welche sich gemächlich auf einen gewaltigen Schürbaum stützte. Mitleidig blickte der Riese ihn an und lächelte so freundlich, daß der Bauer sich ein Herz faßte und ihm das Verlangen des Junkers erzählte.

„Na warte, Freund,“ sagte der Köhler, der kein Anderer als Rübezahl war, — „warte, deinen lumpigen Junker wollen wir fassen, daß er zeitlebens an uns gedenken soll. Sei nur gutes Muthes, Freund, und geh' unbekümmert nach Hause. Der freche Edelmann soll seinen Willen haben; ihm zum Aerger soll die Eiche auf seinen Hof, und ich stehe dir dafür, daß er lange genug daran kauen soll.“

„Aber wie wollt Ihr sie hinbringen?“ fragte der junge Bauer. „Ihr seid freilich ein großer, riesenhafter Mann, und seid auch gewiß stark, wie ein Riese, — aber die größte Eiche aus dem Walde zu tragen, das scheint mir doch, selbst auch für Euch, ein zu schweres Stück.“

„Das laß nur meine Sorge sein, Bäuerchen,“ erwiederte der Köhler lächelnd. „Geh' du ruhig heim und lege dich unbekümmert auf's Ohr zu einem Mittagsschläfchen. Ehe du's denkst, soll das Werk vollbracht sein!“

Der Bauer wußte nicht, wie ihm geschah, da er das hörte; doch aber fühlte er ein seltsames Vertrauen zu dem gewaltigen Köhlersmanne, und ging ganz beruhigt nach Hause. Kaum war er fort, so suchte Rübezahl die allergrößte und stärkste Eiche vom Riesengebirge aus, riß sie mit einem Rucke sammt allen Wurzeln aus der Erde, führte sie durch die Lüfte davon und warf sie dem frohen Buben von Edelmann gerade vor seinen Hof. Dadurch versperrte er mit dem dicken Stamme, mit den Wurzeln und mit den ungeheuren, gewaltigen Aesten dermaßen das Thor, daß keine menschliche Seele in das Schloß hinein kommen konnte, und auch keine heraus. Zugleich machte Rübezahl die Eiche durch seine Zauberkunst härter wie Stahl und Eisen, so daß sie auf keinerlei Weise und Wege, selbst nicht mit der größten Gewalt, zerhauen oder zerschlagen werden konnte.

Als der Junker die Eiche auf seinem Hofe sah, erschrack er über die Maßen, da er sich natürlich nicht hatte denken können, daß der Bauer seinen Befehl ausführen würde. Er gab sich viele Mühe, die Eiche zu zerstückeln und fortzuschaffen; aber alle seine Anstrengungen blieben umsonst, und da er nicht verhungern wollte, sah er sich endlich genöthigt, ein Loch in seine Schloßmauer zu brechen. Dieß geschah, und nun befahl er, ein neues Thorweg zu erbauen. Die Bauleute kamen und bauten fleißig; aber jedes Mal, wenn die Wölbung des neuen Thores beinahe fertig war, fiel sie über Nacht wieder ein, und die Leute mußten von vorn anfangen. Das kostete dem Junker so viel Geld, daß er endlich ganz und gar verarmte, und zu guter Letzt als ein Bettelmann von seinem Schloße weggehen mußte.

Daran war Rübezahl Schuld, denn er war es, welcher über Nacht das Thorweg zerstört hatte. Mögte er doch jeden Edelmann strafen, der, wie jener, seine Untergebenen plagt und schindet, als ob sie keine Menschen wären.





Florenz. — Tivoli.

(Taf. 33.)

Toskana ist eines der schönsten und fruchtbarsten Länder, und begreift drei einander sehr ungleiche Gegenden in sich. Der Arno, seinen lachenden Thalgrund durchfließend, zeichnet mitten in den Gebirgen ein Becken, von welchem Florenz den Mittelpunkt ausmacht, und das sich südwärts bis Cortona und westlich bis nach Pisa erstreckt. Dieß hier und da allzu eingeengte Becken verwandelt sich näher gegen das Meer hin in eine spiegelglatte, wasserfreie Ebene, von sehr weitem Umfange. — Das rechte Ufer des Arno wird von der hohen Gebirgskette des Apennins begrenzt. Das linke Ufer erstreckt sich von der Grenze des Kirchenstaates bis an's Meer. Letzteres bietet einen ziemlich unfruchtbaren, unebenen, mühsam zu bearbeitenden Boden von größtentheils ungesunder Beschaffenheit, dessen höchste Punkte insgesammt mit Ruinen aus allen Zeitaltern gekrönt sind. — Die Apenninen-Gegend umfaßt zwei Sechstel des ganzen Flächeninhalts von Toskana. Nicht mehr als ein Sechstel nimmt das überaus fruchtbare Arnothal ein, und drei Sechstel rechnet man für die Maremmen oder das Land, in welchem die ungesunde Luft herrscht. Siena kann als die Hauptstadt dieses Theils von Toskana betrachtet werden. Die Gegend von Florenz ist ein immergrüner Garten, voll duftender Blüthen und Früchte, die umliegenden Berge liefern Eisen, Alaun, Alabaster, Porphyr und verschiedene Marmorarten, sind mit Kastanienbäumen bedeckt, aus denen hin und wieder die dunkle Cypresse neben der hochstämmigen Pinie hervorragt, und überall im Thal und auf den Höhen werden Getreide, Wein, Oel, Seide und allerlei Küchengewächse im Ueberfluß erzeugt.

Florenz, italienisch Firenze, die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Toskana, wegen der fast dreitausendjährigen Kultur, der milden Luft und des sich überall dem Auge darstellenden Wohlstandes la Bella (die Schöne) genannt, wird vom Arno, über welchen vier schöne, steinerne Brücken führen, in zwei ungleiche Theile geschieden, und zählt zehntausend Häuser, über achtzigtausend Einwohner, sieben Thore, unter denen sich die Porta di S. Gallo auszeichnet, und eine Citadelle, die den Namen S. Giovanni Battista führt. Die Stadt, eine der schönsten Europa's, die ihrer öffentlichen Anstalten und ihrer vielen Kunstschätze wegen, nicht mit Unrecht das italienische Athen genannt wird, war eine der ersten in Italien, die, nachdem das römische Kaiserreich zu Ende gegangen, Republik wurde, bis sie, durch Reichthum verweichlicht, unter die Herrschaft der Medizeer fiel. Viele der größten Männer Italiens, wie Dante, Petrarka, Boccaccio, Machiavelli, Michel Angelo und Andere, wurden entweder in ihr geboren, oder lebten da den Wissenschaften und der Kunst, in denen sie unsterblichen Ruhm sich erwarben, und es gibt wenige berühmte Namen in Italien, die nicht in die Geschichte der Stadt verschmolzen sind und zu ihrem Ruhme beigetragen haben.

Die Domkirche, Maria del Fiore genannt, fesselt beim Betreten der Stadt zuerst die Blicke des Reisenden. Im vierzehnten Jahrhundert von Arnolfo, Cimabue's Schüler, im Bau begonnen, ist derselbe 490 Fuß lang und mit einer prachtvoll gewölbten, 380 Fuß hohen Kuppel von Bruneleschi geschlossen, die Michel Angelo für unübertrefflich erklärte. Die Außenseite ist ganz mit toskanischem Marmor von verschiedenen Farben bekleidet. Im Innern bewundert man den prachtvoll ausgelegten Fußboden nebst andern Gegenständen der Kunst: in einer Nische die Statue des Philosophen Andreas von Fiesole, des Wiederherstellers der platonischen Philosophie; ihm gegenüber das auf Holz gemalte Portrait Dante's, von Orgagna, und das Bild des Baumeisters Bruneleschi. Hinter dem Hochaltare, auf welchem die schöne Marmorgruppe, Christus im Schooße eines Engels, steht, schaut man das letzte, unvollendet gebliebene Werk des großen M. Angelo, Joseph von Arimathe vorstellend, welcher den vom Kreuze abgenommenen Erlöser auf seinen Knieen hält. Der Glockenthurm, dessen Fuß mit erhabenem Bilderwerk, der übrige Theil aber, gleich der Kirche, mit farbigem Marmor bekleidet ist, gewährt auf einer Höhe von dritthalbhundert Fuß eine entzückende Aussicht über die Stadt und ihre paradiesischen Umgebungen; er selbst mißt bis zur Spitze 280 Fuß. Neben ihm steht die Taufkapelle mit ihren drei berühmten, in Erz gegossenen Thüren, und nebenan liegt die marmorne Bank, der „Stein des Dante“ genannt, auf welcher der Dichter oft auszuruhen pflegte.

Von den übrigen 168 Kirchen der Stadt zeichnen sich folgende besonders aus: die schöne Kirche Sta. Maria novella mit herrlichen Glasmalereien und Gemälden von Ghirlandajo, Orgagna, Cimabue und Allori, und hinter dem Altar mit dem Leben der Jungfrau in 30 Abtheilungen, von Michel Angelo. Die nicht ganz vollendete Kirche Sta. Croce, mit den Gräbern und Denkmälern von Galilei, Machiavelli, Michel Angelo und Alfieri. S. Annunciata mit zehn Kapellen, einem Jesuskopf, und der berühmten Madonna del Sacco von Andrea del Sarto, dem Grabmal Bandinelli's, von ihm selbst verfertigt, und einem Krucifix von Cimabue. S. Marco mit schönen Gemälden von Bartolomeo und Santi, und dem Grabe des politischen Märtyrers Savonarola. Del Carmine mit herrlichen Fresken von Giardano und Masaccio. S. Lorenzo mit einem Altar von seltenem Marmor und andern kostbaren Steinarten, zwei Sacristeien von M. Angelo und Brunelle, und der Begräbnißkapelle der Medizeer, die im Innern mit Edelsteinen überdeckt ist. S. Spirito mit dem prächtigen Hauptaltar und dem Mausoleum der berühmten Capponi. Das reiche Kloster Badia mit schönen Skulpturen. Auch eine protestantische Kirche findet man hier; — der durch den verstorbenen König von Preußen eingerichtete protestantische Gottesdienst gedeiht auf eine erfreuliche Weise; die verkehrten Ansichten der Italiener über den evangelischen Glauben schwinden immer mehr, und man fängt an, von dem Wahne zu-

rück zu kommen, als sei Protestant und Atheist gleichbedeutend.

Florenz hat eine Menge großartiger Paläste und siebenzehn öffentliche Plätze. Die Straßen der Stadt sind zum Theil schmal und krumm, alle aber reinlich, gut gepflastert, und viele mit Bildsäulen geschmückt; einige, wie der Corso und die Via larga, sind auch breit und gerade. Die ungeheure Größe und Festigkeit der prächtigen, hier befindlichen Paläste setzt in Erstaunen; viele derselben sind von 15 bis 20 Fuß langen und 4 bis 6 Fuß dicken Quadersteinen aufgeführt, am Dach mit Zinnen versehen, über denen oft noch ein fester Thurm emporragt, und gleichen mehr Citadellen. Hier sieht man am deutlichsten, wie die mächtigsten Familien in der Stadt selbst im Mittelalter in offener Fehde leben, in diesen Burgen langwierige Belagerungen aushalten und blutige Ausfälle thun konnten. Der merkwürdigste ist der Palazzo vecchio oder Gran ducale, der ehemalige Regierungspalast der Republik. Schon sein altergraues Aussehen gebietet Ehrfurcht. Er ist aus kolossalen, roh zubehauenen Steinen aufgeführt, und wird von einem trotzigen Thurme, der auf dem platten Dache steht, überragt. An seiner Vorderseite stehen, aus Marmor gehauen, ein Herkules, wie er den Kakus erschlägt, von Bandinelli, und neben ihm ein David von M. Angelo. Der große Saal, wo einst die Nationalversammlung der Republik gehalten, und später die rauschenden Festgelage der Herzöge gefeiert wurden, enthält in Fresken die vorzüglichsten Thaten der Medizeer. Den geräumigen Platz vor dem Palast ziert ein Springbrunnen mit dem Neptun, und die Reiterstatue Cosmus I. An diesen Platz grenzt die sogenannte Loggia, eine weite, von Orgagna gebaute Säulenhalle, in welcher zur Zeit der Republik öffentliche Reden gehalten und Magistratsversammlungen gepflogen wurden. Den prachtvollen Portikus derselben schmücken eine Judith von Danadello, der berühmte Perseus mit dem blutenden Haupte der Medusa von Bronze, von Benvenuto Cellini, vor allen aber der aus einem Stück gearbeitete Sabinerraub von Johann von Bologna, eine der schönsten Gruppen. — Der Palast Pitti, bei dessen Bau einer aus der Familie sein ganzes Vermögen verschwendete, ist die Residenz des Großherzogs; es ist ein in erhabenem Style, von schwarzgrauen Quadern aufgeführtes Gebäude, das nur aus zwei, zwanzig Fuß hohen Stockwerken besteht, und ohne Dach, eine Fronte von hundert Schritt hat, und im inneren Cordile mit doppelten Arkaden geziert ist. In Bezug auf Malerei schließt es die größten Kunstwerke aller Schulen ein. Herrlicheres kann man nicht schauen, als die in acht Sälen, im östlichen Theile des Palastes vereinigten Gemälde, unter denen die Madonna della Sedia von Raphael, dessen Vision aus dem Ezechiel; eine Abnahme vom Kreuz von Fra Bartolomeo; ein todter Christus von Perugino; eine Himmelfahrt Mariä von A. del Sarto, und unzählige andere Meisterwerke. Am Palast ist ein Basrelief angebracht, das einen Maulesel darstellt, der beim Baue des Palastes große Dienste that.

Auf dem Platze Santa Trinita staunt man die ungeheuern, wie Festungen aussehenden Paläste an, die denselben umgeben, und besucht von andern denkwürdigen Gebäuden das Wohnhaus Michel Angelo's in der Straße Gibelino, das des Amerigo Vespucci am Hospital S. Giovanni, und der Bianca Capella in der Straße Maggio. — Den Platz, von welchem aus man über die Dreifaltigkeitsbrücke in den schönsten Theil der Stadt gelangt, ziert eine hohe Säule von Granit mit dem aus schönem Porphyr gearbeiteten Bilde der Gerechtigkeit, von Cosmus, dem Vater des Vaterlandes, zum Andenken des Sieges von Montenuelo aufgerichtet. Zwischen diesen beiden Plätzen liegt der Mercado Nuovo, eine weite, zur Bequemlichkeit der Kaufleute unter Cosmus erbaute Halle, an deren östlicher Seite der berühmte Eber von Bronze sich befindet. Noch heute ist dieses Quartier der Mittelpunkt des Handels in Florenz, welcher vorzüglich in Seidenwaaren besteht. — Fast alle Paläste und Kirchen der schönen Stadt sind mit Kunstwerken gefüllt, die wichtigste Sammlung außer der im Palast Pitti enthält aber der Palazzo degli Ufsici, zwischen dem Arno und Palazzo vecchio, ein drei Stockwerk hohes Gebäude, das aus einem Quergeschoß und zwei 400 Fuß langen Flügeln besteht, und auch die großherzogliche Gallerie genannt wird. In den untern, den Hof umgebenden Arkaden sieht man alle Arten Kaufmannswaaren in zierlichen Läden, einen wahren Bazar, und stets Spaziergänger. In der zweiten Etage sind die Bibliothek, das Archiv, Kollegien ꝛc., die dritte, für den Beschauer am wichtigste, ist für die Kunstsammlungen eingerichtet. Die langen Korridore enthalten auf beiden Seiten plastische Antiken, und die zweiundzwanzig Säle und Zimmer die herrlichsten Kunstwerke der Malerei, nach den verschiedenen Schulen geordnet, und der Bildhauerkunst, die antiken und modernen Bronzen, etruskische Gefäße, alte Inschriften, Münzen, Gemmen, Edelsteine, Kupferstiche und Handzeichnungen. In der Tribüne erblickt man die mediceische und titianische Venus, jene nach der neuen Inschrift am Fußgestell, Cleomenes Werk, und mehrere Raphaels; im Saal des Hermaphroditen diese bewundernswerthe Bildsäule und Alexanders kolossalen Kopf; im Saale der Maler 300 Bildnisse ausgezeichneter Maler, zum Theil von ihnen selbst gefertigt, und die schöne, medizeische Urne; im großen Saale die Gruppe der Niobe ꝛc., und in einem besondern Saale ist die Sammlung ägyptischer Denkmäler des Kanonikus Nizzoli aufgestellt. — Das naturhistorische Museum steht mit dem Palast Pitti in Verbindung, und enthält eine in vierzig Sälen aufgestellte herrliche Sammlung, worunter die berühmten Wachspräparate von Fontana. — Unter den milden Anstalten ist das Hospital Santa Maria eines der schönsten in Europa. Es werden in demselben jährlich gegen viertausend Kranke verpflegt, und ist mit denselben eine medizinisch-chirurgische Schule verbunden, in welcher bereits tüchtige Aerzte gebildet wurden. Andere milde Anstalten sind: das schöne Hospital S. Bonifacio, das Findelhaus, und das neue Arbeitshaus.

An wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten besitzt Florenz: eine Universität, die 1436 von Cosmo de Medici gestiftet und vom Herzog Cosmus I. erneuert wurde; dann die Academia della belli Arti für 300 Zöglinge, mit Gemälden, Bibliothek, Anstalten für Mosaik- und Scaglio-Arbeiten ꝛc.; die Academia florentina oder Crusca (Kleie), die im Jahre 1582, unter dem Großherzog Franz I. von Franz Grazini, gemeiniglich Lasca genannt, gestiftet wurde, um, wie ihr Name und die Symbole ihres Versammlungssaales andeuten, die Sprache von fremden, besonders französischen Wörtern zu reinigen und zu verfeinern, von der Kleie zu befreien. Die Academia de' Georgofili zur Beförderung des Ackerbaues, mit dem zu Versuchen überlassenen Giardino de' Semplici. Das Konservatorium der Künste und Handwerke; das Lyceum der Musik; das Collegio nobile; drei öffentliche Bibliotheken: die lorenzische mit den berühmten Pandekten und 4000 Handschriften; die marucellische im Palast Ricardi, mit 40,000 Bänden, einem Manuscript des Plinius aus dem neunten Jahrhundert, den Handschriften von Salvini, Boccaccio, Benvenuto Cellini ꝛc., und schönen Kupferstichen, und die magliobechianische im Palast degli Studi mit 90,000 Bänden, worunter viele alte Drucke. Die brasilische, naturhistorische Sammlung Raddi's, und der botanische Garten. Der Garten Boboli, wo an schönen Abenden immer eine Menge Menschen sich einfinden, ist mit schattigen Gängen durchzogen, mit wasserreichen Springbrunnen und vielen Statuen geschmückt, und gewährt dem Auge die prächtigste Aussicht über die Stadt und ihre Umgebungen, welche Ariost so schön besungen.

Das größte der sechs Theater, welche Florenz enthält, ist la Pergola mit fünf Logenreihen, blos für die Opera seria bestimmt, in deren Zwischenakten pantomimische Ballets gegeben werden. Am besuchtesten sind: del Cocomero und Santa Maria für das Schau- und Lustspiel, und Santa Maria novella für kleinere Opern. Für Musik besteht die im Stabilimento Goldoni errichtete philharmonische Akademie.

Vergleicht man die Florentiner, wie sie Villani beschreibt, mit denen, die gegenwärtig die Residenz bewohnen, welch' ein ungeheurer Abstand! „Florenz," sagt dieser in seiner interessanten Schilderung, „lebte in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mäßig. Männer und Weiber waren in grobe Stoffe gekleidet, und mehrere trugen Häute statt der Kleider, Mützen auf dem Kopfe und hölzerne Schuhe. Die vornehmsten Damen dünkten sich geputzt in einem Kleide von grobem Scharlachtuche, und einem Pelzmantel, dessen Kappe den Kopf bedeckte. Die gewöhnliche Ausstattung der Bräute bestand in hundert bis höchstens zweihundert Gulden nach jetzigem Werthe. Bei diesen einfachen Sitten hatten die Florentiner ein redliches Gemüth." So war es noch zur Zeit von Dante's Geburt. Aber schon dieser klagt im fünfzehnten Gesange seines Paradieses über den Verfall jener einfachen Sitten, an deren Stelle nunmehr ein großer Luxus getreten sei. Die jetzigen Florentiner sind dabei aber fleißige Menschen, eingenommen für Künste und Wissenschaften, und gegen Fremde höflich und gefällig. Ihr Luxus ist, wenn man so sagen darf, ein solider, und es erquickt Auge und Gemüth, den Wohlstand zu betrachten, der da überall, in den Häusern, auf den Straßen und in den Umgebungen der Stadt sich kund gibt. Im Kunst- und Gewerbfleiß haben sie Außerordentliches geleistet, und ihre Industrie in Seiden-, Stroh-, Mosaik-, Scagliuola-, Marmor- und Alabasterwaaren, in Porzellan, Kunstblumen, Florentiner Lack, damastenen Tafelzeugen, rothen Kappen, Korallen, Regenschirmen, Wachsmasken, weicher Seife, Parfümerien und Essenzen, eleganten Wagen u. dergl. wird von keiner Stadt Italiens übertroffen. Heiter und lebenslustig benutzen sie die schönen Anlagen der Stadt, den Garten Boboli am Palast Pitti, die Schweizerei des Großherzogs, den Quai am Arno, und die Terrasse des Klosters der Olivetaner zu ihren Spaziergängen, erfreuen sich des Karnavals mit der Prozession der Befane und den Maskenzügen auf dem Platze Sta. Croce, der Wettrennen mit Pferden und Wagen am Johannisfeste, des öffentlichen Ballschlagens an der Porta al Prato, der Casini des Adels, der Stanze der vornehmeren Bürger, und der Conversationi oder Abendzusammenkünfte der Privaten. — Die Umgebungen der Stadt sind reizend und werden fleißig zu Ausflügen benutzt, besonders das nur zwei Miglien entfernte, großherzogliche Lustschloß Poggio imperiale, und das drei Stunden entlegene Lustschloß Pratolino, mit seinem trefflichen Garten, Wasserkünsten, und der, von Johann von Bologna verfertigten, ungeheuern Bildsäule des Gottes Apennin, die an einem Waldplatze neben einem Wasserbecken in sitzender Stellung von Mauersteinen und übertüncht ausgeführt ist, und stehend an hundert Fuß hoch sein würde; die Bildsäule ist hohl, und enthält im Kopf ein Zimmer, dessen Fenster die Augen sind; sie drückt ein Ungeheuer, das den Wasserstrahl in's Becken speit. Andere reizende Punkte der Nachbarschaft sind: Caeggi, Castello, Villa d'Ambrosi, Machiavells Villa vor der Porta romana, das Kloster der Benediktiner von Castellino, und die Kirche S. Francesco al monte mit herrlichen Aussichten. Den lieblichsten Ausflug gewährt aber der, nur eine Stunde von Florenz entfernte, schon im elften Jahrhundert zerstörte Flecke Fiesole, mit seiner Wasserleitung, einem etruskischen Grabmale, und andern Sehenswürdigkeiten. In den zahlreichen, zierlich gebauten und mit Weinreben, Feigen- und Olivenbäumen umgebenen Pachthöfen (Poderi) können Freunde des stillen Landlebens ihre geschwächte Gesundheit hier durch den Genuß der reinen Luft leicht wieder stärken. Die Mienen der Landbewohner verkünden Zufriedenheit und Fröhlichkeit; sie sind wohlgekleidet, die Häuser groß, reinlich und freundlich, und fleißige Arbeiter haben hier die zahllosen Bettler verdrängt, die in Rom und in der Umgebung anderer großen Städte Italiens dem Vorübergehenden auf jedem Schritt in den Weg treten, und mit sündiger Verstellung scheußliche Gebrechen erheucheln. — Ein Jahrmarkt oder Kirchenfest in Fiesole,

namentlich das des heil. Franziskus, ist den Florentinern ein wahres Volksfest. Die Straße dorthin ist dann mit Wagen und Fußgängern bedeckt, denn Alles strömt dann nach Fiesole. Auf halbem Wege, wo derselbe steiler wird, müssen die Equipagen anhalten, die Besucher aussteigen, und in Schaaren kommt Alles die im Zickzack hinanziehende Straße aufwärts, wo die Aussicht mit jedem Schritte freier und schöner wird. Schon aus der Ferne tönt Singen und Jauchzen. Unter Bäumen, auf alten Mauern, an grasigen Abhängen, überall, wo nur Raum zum Sitzen sich darbietet, wird gezecht und gejubelt, während die Krämer mit ihren Waaren zwischen der fröhlichen Menge herumziehen oder vor ihren Buden sie ausschreien. Alles ist mit langen, hölzernen Löffeln versehen, um sich gegenseitig damit den Rücken zu klopfen, ein Vergnügen sowohl für Vornehme, wie für Geringe. Besonders treiben die hübschen Landmädchen mit ihren Liebhabern diese Fechterei auf eine muthwillige Weise. Wer dem Andern den Löffel entwinden kann, ist Sieger, und jauchzt darüber hoch auf. Harfenmusik ladet zum fröhlichen Tanze, und spät Abends erst blasen Städter und Landleute, Männer, Frauen und Kinder, mit kleinen, aus Rohr gefertigten und zierlich mit Binsen umflochtenen Trompetchen, Susurri genannt, zur Heimkehr. Selbst die Bettler ziehen musizirend in ihre ärmliche Wohnung zurück. Alles ruft jubelnd: „Fiesole!“ und bläst dazu in sein Trompetchen bis unter die Hausthür, und noch um Mitternacht tönen durch die Straßen von Florenz die Susurri von Fiesole.

Tivoli, sonst Tibur, schon im Alterthume durch seine Wasserfälle und Cascadellen bekannt und berühmt, ist eine der sehenswertheſten Städte der römischen Campagna, in höchst reizender Berglandschaft, deren Wasserfall das im Jahre 1835 hergestellte neue Flußbett des Teverone fast ganz zerstört hat. Verläßt man Rom durch die Porta Tiburtina, so wandert man bis hinter il Forno, gegen zwölf Miglien weit, wo man sich grünen Hügeln nähert, durch eine öde und wüste Landschaft. Links von der Straße ist der Lago de' Tartari, dessen Wasser einen Niederschlag von Kalktuff absetzt, der besonders an Vegetabilien seltsame Inkrustationen hervorbringt. Am Wege selbst gelangt man an die Schwefelquellen der Aqua albula oder die drei kleinen Seen der Solfatara, die eingesunkenen Krater eines erloschenen Vulkans, in deren Nähe man die Reste der angeblichen Thermen des Agrippa, des Tempels der Cybele, des Herkules und der Hygiea sieht. Rechts von der Straße liegen die Steinbrüche, wo der merkwürdige Travertinstein gebrochen wurde, aus dem das Kolosseum, die Tempel zu Pästum, die Peterskirche und Roms Paläste gebaut sind; und überschreitet man den Teverone auf dem Ponto lucano, so erblickt man das gut erhaltene Grabmal der Familie Plantia in der grünen und anmuthiger werdenden Gegend. Auf der durch herrliche Oelpflanzungen führenden Via tiburtina steigt man den Berg hinan, und gelangt nun durch die Porta S. Croce in die engen und schmutzigen Straßen der Stadt Tivoli, wo man in der Regel in dem Wirthshause am runden Tempel der Sybilla (oder der Vesta) abtritt, von dem man noch zehn Säulen korinthischer Ordnung von Travertin mit schönem Fries, Carnies und Architrav aus der besten Zeit der römischen Kunst erblickt. An dem Felsenabhange gelangt man hier auf einem bequem angelegten Fußpfade zwischen Citronenhecken hindurch auf den Punkt, wo man den einst so berühmten, dreifachen Hauptwasserfall sieht. Der aus den Sabinerbergen bis Tivoli schon mit starkem Fall heranströmende Teverone wird in der Stadt selbst durch ein enges Felsenbett aufgehalten, und stürzt hier mit dem Hauptstrom in ein schauerliches Felsenbecken hinab. Ein anderer Arm desselben stürzt auf einem unterirdischen Wege mit donnerndem Gebrause am Fuß des großen Falls in demselben Kessel aus der Neptunsgrotte hervor, und ein dritter, schmaler Wasserstrahl fällt links vom Hauptfall aus über den senkrechten Felsen herab. Steigt man den steilen Weg am Felsenabhang hinab, so gelangt man, vom Staub durchnäßt, in den sich das fallende Wasser auflöst, an den Fuß des Kessels, wo sich die Ströme vereinigen, und etwa tausend Schritte davon in eine unterirdische Oeffnung, die Sirenengrotte, stürzen, über welche die Felsen eine natürliche Brücke gebaut haben. Klimmt man den schlüpfrigen Pfad wieder hinauf, so kommt man rechts zu den Trümmern der Villa des Manlius Vopiscus und auf die nach S. Angelo führende Straße, welche die herrlichsten Aussichten gewährt.

Auf dem rechten Ufer des Teverone stürzen die berühmten Cascadellen aus der Stadt selbst hinab. Zu ihnen gelangt man unfern der Villa des Catull und dem Hain des Tiburnus vorübergehend, zwischen blühenden Aloen zu den Kirchen S. Antonio, wo Horazens Villa gelegen haben soll, und di Quintilio, wo die Villa des von Hermann besiegten Quintilius Varus lag. Hier ist der beste Standpunkt zur Anschauung der gegenüber hinabstürzenden Cascadellen, die von den, zum Gebrauch für Mühlen, Eisenhammer rc. durch die Stadt links abgeleiteten Flußarm entstehen, der sich hinter der Sirenengrotte wieder mit dem Teverone vereinigt. Geht man von hier in den tiefliegenden, am rechten Ufer, den Fällen gegenüber sich hinziehenden Weinberg, so sieht man vom Fluß aufwärts die Villa des Mäcen, aus der die Wasserfälle zum Theil selbst aus den Fenstern hinab stürzten. Durch eine, am 16. November 1826 eingetretene Wasserexplosion, und das neue, 1835 gelegte Wasserbett des Teverone sind leider diese Sehenswürdigkeiten fast alle verschwunden, und nur die Cascadellen stürzen noch in ihrer alten Pracht herab. Die Villa des Mäcens ist jetzt zum Theil zu einer Eisenfabrik benutzt, sie bestand aus zwei Ordnungen oder Stockwerken, einem dorischen und einem jonischen; das letzte ist verschwunden. Durch einen Bogen des erstern, jetzt Porta oscura genannt, führte sonst die Via tiburtina; jetzt treibt ein hineingeleiteter Arm des Teverone die in der Villa angelegten Eisenwerke, stürzt donnernd theil-

weise zu den Fenstern hinaus, und bildet die Cascadellen. Auf der Terrasse des ersten Stocks hat man die herrlichste Aussicht über die Campagna, Rom, das Meer, die Sabinerberge und Soracte. Ihrer Lage und Aussicht wegen besucht man hier auch die, im Jahre 1549 mit verschwenderischer Pracht erbaute Villa d'Este, die aber bereits wieder in Trümmern zerfällt. In der Umgegend findet man viele antike Ueberreste, Grabmäler, Bäder, Theater, Wasserleitungen und Piscinen. Vor allem staunt man über die Villa Hadrians, der hier Alles vereinigen wollte, was er in den entfernten Provinzen seines Reichs gesehen hatte, und daher um sein prächtiges Wohnhaus herum, in einem Umfange von drei Stunden das Lyceum, die Akademie, das Prytaneum und die Pökile von Athen, das Canopus von Aegypten, das Tempethal Thessaliens mit drei Theatern, einer Palästra, einem Nympheum, einer Bibliothek, einer Piscina, einem Stadium, fünf Tempeln und Kasernen für die Kaisergarde, zusammendrängte.

Tivoli erfreut sich einer außerordentlich gesunden Luft, von der die Alten behaupteten, sie besitze die Eigenschaft, das vor Alter braun und gelb gewordene Elfenbein wieder vollkommen weiß zu machen. Properz und Martial spielen auf diesen Umstand an, indem sie den veralteten Schönen den Rath geben, sich der frischen Luft von Tivoli auszusetzen, um so wieder eine weiße Haut zu bekommen. So schmutzig Tivoli an sich selbst ist, läßt sich's im Allgemeinen dort recht wohl sein; die Jagd verschafft eine große Menge Vögel und Wildpret; die höhlenreichen Felsen, auf denen die Stadt gebaut ist, dienen unzähligen Tauben zum Brütplatz und Aufenthalt, und der Fluß bietet, obwohl er in einem so ungleichen Bette daherbraust, mehrere Gattungen von Fischen. Alle steilen Hügelabhänge sind mit Olivenbäumen besetzt, und mit vielen andern Fruchtbäumen, besonders Birnen und Feigen. Reben werden überall an Geländern oder an Lauben gezogen, und von diesen sammelt man treffliche Trauben, namentlich jene, die Pergolese heißt, und die man, an Ranken hängend, bis zum Monat Januar frisch erhalten kann. Die Gipfel der Berge sind mit wohlriechenden Storaxbäumen besetzt, von denen ein harziger Saft herabträufelt, der wegen seiner Heilkraft berühmt ist; und überall findet man Terpentinbäume, ungeheure Myrtenbüsche, und eine reiche Ernte wohlriechender Blumen und Kräuter, von denen die Bienen einen vortrefflichen Honig sammeln, und das Fleisch des Wildes, das sich von ihnen nährt, einen kräftigen Geschmack erhält.

19.

Die Cimbern und Teutonen.

Ein hundert und dreizehn Jahr vor Christi Geburt wurden die Römer durch wunderbare Nachrichten erschreckt. Zwei große, zahlreiche Völkerstämme, die Cimbern und Teutonen genannt, waren aus unbekannten Gegenden vom hohen Norden herab gekommen, und drangen mit den Waffen in der Hand in die südlichen Länder ein, eine neue Heimath in milderem und lieblicherem Klima aufzusuchen. Ihre Gestalten wurden beschrieben als von gewaltiger Höhe und außerordentlicher Kraft. Weil sie blaue Augen und goldgelbes Haar hatten, hielt man sie für Völker germanischen Stammes. Ihre Wildheit, ihr kühner, unwiderstehlicher Muth in Kampf und Schlachten flößte den Römern Furcht und Entsetzen ein. Weib und Kind folgten den fremden Kriegern auf ihrem Zuge nach. Die Cimbern wurden von Bojorix, einem unbändigen, kühnen Jünglinge, die Teutonen von Theutobah angeführt. Letzterer soll ein gewaltig hoher und starker Mann gewesen sein, und so geschickt in allen Leibesübungen, daß er mit leichter Mühe über sechs Pferde hinweg springen konnte.

Verheerend und plündernd zogen diese Völkerschaften an die Donau, wo sie vom Konsul Cnejus Papirius Carbo angegriffen wurden. Sie schlugen ihn auf's Haupt, verjagten ihn und zogen weiter durch Helvetien, wo sich ihnen die Liguriuer anschlossen, westlich nach Gallien, welches sie ganz überschwemmten und verwüsteten. Hierauf sandten die Cimbern, erst an den Konsul Silanus, und dann an den Senat zu Rom die Botschaft: „die Römer sollten ein Stück Land in Italien hergeben, ihnen zum Wohnplatze und gleichsam zum Solde, im Uebrigen könnten sie dann von ihren Fäusten und Waffen beliebigen Gebrauch machen.“ Der Senat wies den Vorschlag von sich, und daranf beschlossen die Cimbern, mit den Waffen in der Hand zu erzwingen, was man ihnen nicht freiwillig und in Güte gewährt hatte. Sie ließen Weib und Kind, so wie alles überflüssige Gepäck in Gallien zurück, und zogen durch die Provence nach Italien. Ein Konsul nach dem andern wurde von ihnen geschlagen. Zuerst Silanus, dann Cassius Longinus, und endlich, nachdem sie sich auch mit den Ambronen verbunden hatten, die Konsuln Cn. Manlius und A. Servilius Cäpio mit achtzigtausend Mann. Letzteres Heer wurde in der Nähe des Rhodanus fast gänzlich vernichtet. Nur zehn Mann sollen mit dem Leben davon gekommen sein. Die Nachricht von dieser Schlacht verbreitete Klagen, Trauer und Entsetzen in Rom. Man fürchtete schon, die Cimbern würden in Italien einfallen, Alles darnieder werfen und Rom erobern. Aus Furcht, ihnen entgegenziehen zu müssen, bewarb sich Niemand um das Konsulat, und es hätte in der That schlimm ausgesehen, hätte man nicht Marius gehabt, des Staates einzige Hoffnung. Dieser, von niederer Herkunft, rauh und barsch, drohend in Stimme, Blick und Gebärden, unempfindlich für körperlichen Schmerz, unsträflichen Wandels, vortrefflich im Kriege, ruhmgierig, unersättlich, zügellos, nie ruhig, im Kriege des Feindes, wie im Frieden des Bürgers Geißel, ward, trotz vieler Gegner, zum Konsul ernannt, und Gallien seiner Verwaltung übertragen.

Zum Glück für ihn zogen sich vor seiner Ankunft die Cimbern nach Spanien, und er hatte Zeit, seine

Soldaten einstweilen einzuüben, und in Leibesübungen aller Art, Abhärtung und jeder Kriegskunst zu unterrichten, und sie an alle Strapazen eines Feldzuges gegen solchen Feind zu gewöhnen. Noch immer kamen die Cimbern nicht, und das Konsulat ging unter Kriegsrüstungen hin. Als gegen Jahresende sein Mitkonsul, L. Aurelius Orestes, starb, ließ er das Heer unter Anführung des Manlius Aquilius, und begab sich nach Rom.

Zum vierten Male (dreimal in Afrika und dann in Gallien) wurde dem Marius das Konsulat angetragen, und er nahm es erst nach vielem Weigern an. Zum Mitkonsul gab man ihm den Q. Lutatius Catulus. Alsbald brachen Beide wieder nach Gallien auf, denn Marius hatte vernommen, daß die Cimbern und Teutonen aus Spanien heranzögen. Sein Lager schlug er dort auf, wo sich die Isara in den Rhodanus ergießt. Die Feinde theilten sich; die Teutonen und Ambronen rückten durch Ligurien gegen Marius, die Cimbern durch Norikum gegen Catulus an. Ein dritter Haufe von Ligurinern besetzte, wie zur Deckung, die norischen Alpen. Roms Schutzgeist hielt so dreimalhunderttausend unbezwinglicher und unbesiegter Feinde aus einander, die vereinigt den Marius überwältigt, und ganz Italien überschwemmt haben würden.

Marius, der sein Lager reichlich mit Vorräthen versehen hatte, um nicht durch Hunger zu einer voreiligen Schlacht gezwungen zu werden, erwartete die Feinde mit ruhiger Zuversicht. Sie kamen heran, in unermeßlicher Anzahl, schrecklich anzuschauen, mit unerhört fürchterlichem Geschrei und Toben. Höhnisch mit den Waffen zusammen schlagend, forderten sie die Römer zum Kampfe heraus. Marius aber ließ sich auf nichts dergleichen ein, sondern gebot vielmehr seinen Soldaten, sich durchaus ruhig zu verhalten. Als ein Teutone ihn vor den Wall fordert zum Zweikampf, antwortet er ihm: „wenn dich zu sterben gelüstet, so henke dich auf!" und als der Kampfslustige nicht abließ, schickte er ihm einen alten, abgelebten Gladiator hinaus, und ließ ihm höhnisch sagen: „wenn er den bezwinge, so wolle er es mit dem Sieger aufnehmen." Zu den kampflustigen Anführern und Befehlshabern sagte er: „Sie sollten sich gedulden und ruhig verhalten, denn man stehe nicht da, um Triumpfe zu feiern, sondern das Vaterland zu retten und zu erhalten." Die Soldaten mußten indeß die Wälle besteigen, und sich Gestalt, Waffe und Rüstung der gefürchteten Feinde ordentlich anschauen, damit sie sich an das Ungewöhnliche gewöhnten und nach und nach damit vertraut würden. Marius wußte wohl, daß man an unbekannten Dingen oft einen bloßen Schatten fürchtet, und keineswegs das wahrhaft Schreckliche am Alltäglichen. Sein Verfahren gelang ihm vollkommen. Die Soldaten wurden das Geheul und Geschrei der Teutonen sehr bald gewohnt, und das Unverschämte der Barbaren, ihr Gespött und ihr Hohn erbitterten sie so sehr, daß sie täglich darauf drangen, in die Schlacht geführt zu werden. Marius hörte alle Vorwürfe und Klagen ruhig an, und freute sich im innersten Herzen darüber, denn je mehr Tapferkeit er in den Römern anfachte, desto weniger waren die Feinde unbesiegbar. Diesen riß endlich die Geduld, und sie fingen an, das Lager zu stürmen. Drei Tage hinter einander setzten sie voll Wuth und Tapferkeit ihre Angriffe fort, wurden aber durch den Pfeilhagel der Römer und deren unerschütterliche Standhaftigkeit fortwährend zurück getrieben. Da zogen sie endlich ab. Ihre ganzen Heerhaufen gingen am Walle vorüber, und es dauerte sechs Tage, bis die Letzten der ganzen Schaar den Blicken der Römer entschwanden. Indem sie am Walle vorüber schritten, verhöhnten sie noch die Soldaten, die oben standen, und fragten hinauf, „ob sie nichts an ihre Weiber in Rom zu bestellen hätten? sie würden nächstens dort sein!" Marius ging ihnen nach. Er lagerte jedesmal hart hinter ihnen, und verschanzte sich zu nächtlicher Sicherheit an guten Plätzen. Bei Aquä Sextiä (Aix) holte er sie ein, und steckte auf einem Hügel ein festes Lager ab, von welchem man die umliegende Gegend, wie den Feind übersah.

Dieser hatte das Thal diesseits und jenseits des Flusses inne.

Hier gedachte Marius endlich eine Schlacht zu liefern, und weil es seinen Leuten an Wasser fehlte, so hoffte er, der Mangel eben werde ihren Muth bis zur wildesten Tapferkeit erhöhen. Als daher die Soldaten kamen, und darüber klagten, daß ihnen das Wasser fehle, so zeigte er ihnen lächelnd den Fluß, der zwischen dem feindlichen Lager hinlief, mit den Worten: „Ihr seid ja Männer! dort ist ein Trunk zu haben — für Blut!

Die Soldaten erwiederten: „Er solle dazuthun, daß man an's Wasser käme, ehe Alles verdurstete." — „Ja," gab Marius zur Antwort, „wenn das Lager verschanzt ist." Die Soldaten schwiegen voll Zorn.

Endlich wagten sich die Knechte und Troßbuben schaarenweise an den Strom, mit Aexten, Schwertern, Beilen, die Krüge auf Spießen, um sich Wasser zu erzwingen, wenn's nöthig werden sollte. Sie wurden nur von Wenigen angegriffen. Die meisten hatten sich gebadet und aßen, andere badeten sich noch, entzückt über das laue Wasser und die wunderschöne Gegend. Diese wurden von den Teutonen überwältigt. Auf ihr Geschrei rannten mehr herbei. Da konnte Marius die Soldaten nicht länger abhalten, die um Knechte und Vieh besorgt waren. Dreißigtausend Ambronen klirrten mit den Waffen nach dem Takt, und riefen mit furchtbarer Stimme Ambronen! Ambronen! über die Felder. Ihnen entgegen schickte Marius Ligurier, welche ebenfalls ihr Schlachtgeschrei anstimmten, so daß man sich gegenseitig zum Kampfe begeisterte. Ehe noch die Ambronen über den Fluß waren, stürzten und hieben die Ligurier schon auf sie ein, und die Römer fielen von der Höhe herab über den Feind her, schlugen ihn, und mordeten so fürchterlich, daß sie halb Feindesblut halb Wasser aus dem Strome tranken. Bis zu ihren Wagen und dem Lager jenseits des Flusses wurden die Ambronen zurückgeworfen und niedergemacht. Hier aber fie-

len die Weiber, mit Beilen und Schwertern bewaffnet, über die Feinde und Fliehenden her, schlugen sie, rissen den Römern die Schilde mit bloßen Händen ab, griffen in die Schwerter und gingen in den Tod. Dieses Gefecht jenseits des Flusses war bloßer Zufall, und lag nicht in Marius Plan. Mit der Nacht zogen sich die Römer zurück.

Das war eine grausige und schauervolle Nacht! Das Lager offen, ohne Wall, der Feinde noch eine ungeheure Schaar, da sich die Flüchtigen wieder gesammelt. Vom Wehklagen, Fluchen, Geheul und Gebrüll hallten die Berge, hallte des Stromes Bette wieder. Furchtbar dröhnte das Geschrei im Felde, die Römer fürchteten einen mächtigen Ueberfall. Ein Jeder hatte mit Zurüstungen zu thun. Marius ließ von etlichen Soldaten solch' einen Lärm machen, daß der geschreckte Feind wach blieb, und so erschöpft Tags darauf leichter übermannt ward. Ein Traumbild verhieß ihm den Sieg, wenn er seine Tochter Calpurnia opfern würde. Er gelobte es, weil er die Bande der Natur geringer achtete, als die Pflicht des Bürgers. Noch in der Nacht beorderte er dreitausend Mann unter Cl. Marcellus, dem Feinde in den Rücken; und um sie zahlreicher aussehen zu machen, mußten die Troßbuben und Pferdeknechte bewaffnet mitziehen, und außerdem noch eine Menge Lastthiere folgen, welchen man Lumpen überhieng, so daß man sie in der Entfernung für Reiterei halten konnte. Wenn die Schlacht beginne, war Marius Befehl, sollten sie dem Feinde in den Rücken fallen.

Die Uebrigen läßt er, nachdem sie in aller Frühe gegessen, aus- und vor den Wall rücken. Seine Reiter müssen in die Ebene hinab. Alsbald fallen die Teutonen voll Wuth über sie her. Marius läßt überall den Befehl verbreiten: „sie sollen durchaus nicht von der Stelle weichen, und beim Anrücken den Feind mit dem Wurfspieße, dann mit dem Schwerte empfangen, und mit den Schildern zurückdrängen; denn weil die Teutonen nicht festen Fuß fassen könnten, würden sie, am abschüssigen Hügel schwankend, ihren Hieben weder Wucht, noch ihrem Schilddache Festigkeit geben können." Seinen Befehl vollzog er selbst zuerst, und stand an Gewandtheit Niemandem nach, wiewohl er's an Kühnheit den Meisten zuvorthat.

Die Teutonen wurden geworfen, und wichen. Eben standen die Vordersten geordnet im Felde, als man schon Geschrei von hinten her vernahm. Marcellus war ihnen in den Rücken gefallen. Widerstand war bei dem entsetzlichen Geschrei, bei dem Schrecken darüber und bei der Hast nicht möglich. Da fielen die Meisten auf dem Schlachtfelde, weil sie Marius und Marcellus nicht zugleich abwehren konnten; alle Uebrigen flohen, ihre Glieder wurden gesprengt, die meisten niedergemacht oder gefangen, die ganze Nation ausgerottet. Ueber hunderttausend Mann wurden erschlagen oder gefangen.

Theutobah, der Anführer, floh, ward aber im nächsten Bergwald von den Sequanern wieder gefangen, und gewährte später beim Triumphzuge einen seltsamen Anblick, denn er war länger, als die Siegeszeichen neben ihm. Die gefangenen Frauen baten, daß man sie den Vestalinnen übergeben möchte, und als ihnen dieß verweigert wurde, gaben sie sich selbst den Tod in der nächsten Nacht.

Von den erbeuteten Zelten, dem Gepäck und so weiter erhielt kein Soldat etwas, sondern Alles Marius allein, den man auch damit noch nicht hinreichend belohnt glaubte. Die prächtigsten Waffen und Beutestücke hob Marius zum Triumphe auf. Alles Uebrige weihete er dem Scheiterhaufen. Eben standen Alle bekränzt im Kreise, und Marius, kostbar geschmückt, ergriff schon die Fackel, den Scheiterhaufen anzuzünden, da sprengen zwei Reiter heran, und verkünden Feldherrn und Heer, daß Marius zum fünften Mal zum Konsul ernannt worden ist. Unter Glückwünschen, Beifallklatschen und Waffentanz wird endlich der Scheiterhaufen angezündet, und das Opfer vollzogen.

Catulus, welchem die Cimbern entgegen zogen, gab die bisher besetzten Alpenpässe auf, die er nicht behaupten zu können glaubte, und verschanzte sich diesseits und jenseits der Etsch, so daß der Strom mitten durch sein Lager floß. Er schlug eine Brücke darüber, um im Nothfalle jeder Abtheilung des Lagers schnelle Hülfe bringen zu können. So erwartete er der Cimbern Ankunft. Voll Trotz und Kühnheit zogen sie heran. Durch Schnee und Eis, welches die Alpen höher macht, wie sich ein alter Schriftsteller ausdrückt, fuhren die beinahe ganz nackten Cimbern auf ihren Schilden von den Berggipfeln herab, und kamen über die Tridentinischen Alpen bis an die Etsch, deren Ufer sie besetzten. Catulus war verloren, wenn er den Fluß nicht frei hatte. Darum zog er mit seinen Truppen auf den nächsten Hügel, als ob er dort lagern wolle, und gab Befehl, daß keiner sein Gepäck aufmachen noch ablegen, auch keiner aus Reih und Glied treten solle. Den Feind noch mehr in seiner Vermuthung zu bestärken, ließ er auf der Höhe einige Zelte aufschlagen, Wachtfeuer anzünden, hier einen Wall graben, dort Holz fällen. Die Cimbern, die das für Ernst hielten, wählten sich sofort einen Lagerplatz, und zerstreuten sich, um alles Erforderliche herbeizuschaffen. Da ging Catulus über den Fluß und griff ihr Lager an.

Die Cimbern stellten sich in den Strom, und trugen, da sie ihn mit Schilden und Fäusten nicht zu hemmen vermochten, die nächsten Hügel ab, rissen Bäume aus, und füllten das Strombette mit Felsstücken und Erdschollen an, sich gleichsam einen Wall bildend, auf dem sie hinüberjagten. Die Römer erbebten, gaben ihr Lager Preis, und da Catulus sie nicht länger halten konnte, ergriff er den Adler und floh zuerst, damit es den Schein habe, als habe Catulus, und nicht die Römer, die Flucht ergriffen. Nun waren die Cimbern in Italien, eroberten die Verschanzungen jenseits der Etsch, und bewilligten der Besatzung, ihrer bewiesenen Tapferkeit halber, freien Abzug in Wehr und Waffen.

Jetzt verheerten sie ungehindert das Land weit umher. Aber die üppigen Gegenden Italiens erschlaff-

ten ihre alte Kraft durch des Bodens und Himmels Milde. Sie wurden durch Brod, gekochtes Fleisch und liebliche Weine, Dinge, die ihnen bisher fremd waren, entnervt.

Bei dieser schlimmen Lage der Dinge ward Marius nach Rom gerufen. Den Triumph schlug er aus, und begab sich alsbald in das Lager zu Catulus, den er über sein Unglück tröstete. Er entbot sein Heer aus Gallien zu sich, und beschloß, erst dann die Cimbern anzugreifen, wenn es angekommen sei. Auch die Cimbern vermieden ein Treffen, ihre Freunde, die Teutonen, erwartend. Sie verhöhnten die Römer, und verlangten spottend Stadt und Land für sich und ihre Brüder. „Euere Brüder?" fragte Marius, „welche denn?" — „Die Teutonen!" schrieen die Cimbern. Hierüber lachten die Römer, und Marius sagte: „Sie sollten doch nach ihnen schicken, denn die hätten hinreichend Land zur ewigen Ruhestatt." Da drohten die Cimbern, und wurden sehr zornig. „Wenn die Teutonen nur erst da sind," riefen sie, „so wollen wir uns insgesammt schon rächen!" Marius erwiederte: „Sie sind da, und nicht ohne Gruß sollt ihr von ihnen gehen!" Somit wurden die gefangenen Anführer gefesselt vorgeführt, und den Cimbern gezeigt, welche sich alsbald zur Schlacht rüsteten.

Jetzt kam der jugendliche Bojarix mit einem geringen Gefolge in's Lager der Römer geritten, und forderte Marius trotzig auf, Tag und Schlachtfeld zu bestimmen, wo sich die Kriegsheere im Kampfe begegnen sollten. Marius wählte den dritten Tag und die Ebene von Vercellae zum Wahlplatze.

Mit Tagesanbruch zogen die Römer in's Kampfgefild. Catulus mit seinen 20,000 Mann bildete das Centrum, Marius mit 32,000 stellte sich auf den Flügeln, und zwar in der Hoffnung, daß die Feinde ihn zuerst angreifen, und ihm also der größte Ruhm des Sieges zugeschrieben würde. Das feindliche Fußvolk rückte in's Gevierte an, dreißig Stadien breit und tief. Fünfzehntausend Reiter in glänzender Rüstung sahen schrecklicher und größer in ihren Helmen aus, die, an den Kämmen mit Flügeln besetzt, wie Thierrachen und seltsame Fratzen gestaltet waren. Sie trugen eiserne Panzer, weiße, blitzende Schilde, jeder einen zweigezackten Speer, und ungeheure Schwerter. Marius war tapfer nicht nur, sondern auch listig, wie Hannibal. Er schlug an einem nebligen Tage, um unverhofft zu überfallen, an einem windigen, damit der Staub dem Feinde in's Gesicht flöge, und nahm seine Stellung gegen Morgen, so daß, nach der Gefangenen Geständniß, der Himmel im Glanze der Sonne vom Wiederschein ihrer Helme zu lodern schien. Allmählig zog sich die cimbrische Reiterei rechts und lockte die Römer auf einen Platz, der zwischen ihr und ihrem Fußvolke lag. Die Feldherren merkten die List, die Soldaten aber dachten, der Feind fliehe, und als Einer geschrieen: „Setzt nach!" waren sie nicht länger zu halten. Alsbald wurden sie vom cimbrischen Fußvolke, wie mit Meeresfluth, im Rücken überschwemmt. Die erschrockenen Feldherrn streckten die Hände gen Himmel, und thaten den Göttern Gelübde. Darauf stürzte Marius mit seinen Schaaren fort, den Feind zu suchen, verirrte sich aber in dem Staube, und konnte ihn nicht finden. So mußte Catulus den ganzen Anprall der Cimbern allein aushalten.

Die Cimbern aber hatten Sonne und Hitze wider sich, ihre alte Kraft war erschlafft, und der wirbelnde Staub verbarg den Römern ihre überlegene Anzahl, so daß sie dieselben nicht fürchteten. Sie fochten mit Anstrengung, Muth und Tapferkeit, und an rühmlichen Helden fehlte es ihnen nicht. Am meisten ragte Sylla hervor, der, obwohl unter Catulus Fahnen, doch höchst zweckmäßig für Zufuhr bei beiden Heeren sorgte, und den Feinden den meisten Abbruch that. Cnejus Petrejus, der Atiner, der unter Catulus die erste Centurie der Triarier befehligte, sprach seiner durch den Feind abgeschnittenen Legion Muth ein, erstach den Tribunen, der nicht durch die feindlichen Glieder brechen wollte, und führte sie selbst durch. Zwei Camerinische Heerhaufen hielten die Cimbern mit ungemeiner Tapferkeit ab. Ihnen schenkte Marius noch während der Schlacht und ganz wider das Gesetz, das Bürgerrecht von Rom, und entschuldigte diesen Schritt wahr und treffend mit den Worten: „unter dem Geräusch der Waffen habe er die Stimme des bürgerlichen Gesetzes nicht vernehmen können."

Die Cimbern wurden niedergemacht oder verjagt. Die vordersten Glieder ihrer Schlachtreihen hatten sich durch lange Ketten an einander geschlossen, und geschworen, nicht zu fliehen. Sie wurden Alle erschlagen. König Bojarix, an der Spitze kämpfend, fiel, zum Tode getroffen. Noch heißer ging's am Lager her. Die Cimbern hatten Weib und Kind mit in den Krieg geschleppt. Diese, in schwarzen Kleidern, schlugen von Wagen und Karren, die sie überall in den Weg geschoben, wie von Thürmen herab, mit Spießen und Stangen drein. Aber da man einige bei ihrem langen, wallenden Haar erfaßte, und ihnen die Köpfe abhieb, erschraken die übrigen über diese Todesart, und zückten die Waffe, die sie gegen die Feinde gebraucht, nun gegen sich und ihre Kinder. Mehrere blieben im Zweikampf; andere faßten einander bei der Gurgel und erwürgten sich; andere banden den Pferden Stricke an die Beine, schlangen diese um ihren Nacken, spornten die Pferde an, und ließen sich zu Tode schleifen; andere henkten sich an den Wagendeichseln auf. Man fand eine Frau, die ihre beiden Knaben mit Schlingen um den Hals an ihre Füße gebunden, sich selbst aufgehenkt, und so auch den Kindern den Tod gegeben hatte. Als nun auch die Weiber todt waren, vertheidigten noch die Hunde die Wagenburg, und mußten erschlagen werden, ehe man sich ihrer bemächtigen konnte.

Nach Plutarch wurden 120,000 Cimbern getödtet und 60,000 gefangen. Von den Römern sollen nur 300 geblieben sein, was etwas fabelhaft klingt. Alle römischen Schriftsteller melden aber, daß Marius die ganze Nation der Cimbern vertilgt, und so vollkommen vernichtet habe, daß die Nachricht von solcher Niederlage nicht durch Boten, sondern bloß durch das Gerücht



nach Hause gekommen sei. Beide Völkerschaften verschwinden auch ganz aus der Geschichte, und man hat seit jener Schlacht nichts mehr von ihnen vernommen.

F. H.

Die Gattung Pieper.

(Taf. 34.)

Die Pieper, Anthus, gehören zur Zunft der Sänger, und zwar zur Abtheilung der Wurmfresser, die allein sieben Gattungen umfaßt. Sie halten das Mittel zwischen den Lerchen und Bachstelzen, haben mit ersteren Gestalt und Färbung, so wie die lange Hinterzehe gemein, mit den letzteren aber eigentlich allein Verwandtschaft, indem sie sich von gleichen Stoffen nähren, und wie diese mit einem dünnen Schnabel mit kleinem Zahn versehen sind. Ihre Flügel sind mittelgroß; die erste Schwingfeder fehlt, die dritte und vierte sind am längsten, und die hinteren Schwingen den vorderen an Länge gleich. Die Flügeldeckfedern sind kurz, mit weißen Spitzen, wodurch auf den Flügeln zwei Bänder entstehen. Ueber dem Auge haben sie einen weißen Streifen. Die Füße sind dünn; die Hinterzehe ist mit einer langen, dünnen, spitzigen, gekrümmten Kralle versehen, und der Schwanz ist lang und breit. Sie leben vorzüglich an Sümpfen und in feuchten Niederungen, nähren sich blos von Insekten, nisten auf der Erde, und haben einen piependen Lockton und einen trillernden Gesang. — Deutschland besitzt vier Arten; den Brachpieper, Baumpieper, Wiesenpieper und Wasserpieper, die sämmtlich auf unsrer Tafel abgebildet sind.

Der Brachpieper, Anthus campestris, Fig. 1, der auch Brachlerche und Brachbachstelze genannt wird, ist 6½ Zoll lang, hat gegen 12 Zoll Flügelweite, und einen etwas ausgeschnittenen, gegen 3 Zoll langen Schwanz. Oben ist er gelbgrau mit undeutlichen, braungrauen oder schwärzlichen Flecken, unten gelblichweiß, mit schwarzgrauen Stricheln; die Flügelfedern sind matt dunkelbraun, mit rostgelben Kanten, und die drei äußern Schwanzfedern nach außen weißlich. Der Schnabel ist hornbraun, groß und stark, der Rachen gelb; die großen Augen sind dunkelnußbraun, die Füße ziemlich stark und schmutzig lichtgelb, und das Weibchen des Brachpiepers nur wenig bleicher gefärbt als das Männchen, und daher schwer zu unterscheiden. — Er ist nirgends häufig, ein scheuer Zugvogel, der ziemlich in die Höhe steigt, Waldränder, unfruchtbare Sandsteppen und brachliegende, unwirthliche Plätze zum Aufenthalt wählt, auf trockenen, freien Plätzen hin und her läuft, sich nicht zu verbergen sucht, sondern seinen Feinden durch schnelles Laufen, oder seinen raschen, leichten Flug auszuweichen trachtet, dabei schreit, und nach dem Auffliegen in einem großen Bogen wieder herunterfällt, wiederum schnell dahin läuft, und dabei mit dem Schwanze wie eine Bachstelze wippt. Bei uns erscheint er stets in der Mitte des April, verweilt bis Ende August, und findet sich meistens in kleinen Gesellschaften. Seine Nahrung besteht in kleinen Käfern, Heuschrecken, Fliegen 2c., die er laufend erhascht. Sämereien frißt er im Freien nie. Er brütet nur einmal, im Juni oder Juli, wo er unter kleinem Nadelgebüsch, hinter Heidekraut, Grasbüscheln oder einer Erdscholle, ein kunstloses, aber ziemlich großes Nest von Quecken, Gras, Moos und Hälmchen erbaut, dasselbe oft mit Haaren ausfüttert, und 5 bis 6 bräunlichweiße, braun oder röthlich getupfte und gestrichelte Eier legt, die in der Größe bedeutend variiren. Die Jungen schlüpfen nach 13 Tagen aus; dieselben sind oben dunkelbraun und geschuppt, unten rostgelblichweiß, und graubraun gefleckt. — Wo der Brachpieper nistet, hat er seinen Lieblingsplatz stets auf einem Busch, Stein oder Pfahl, hält sich aber nie lange an einer Stelle auf, sondern streift fortwährend unruhig in seinem ziemlich großen Revier herum. Nähert man sich seinem Neste, so fliegt er stets auf, setzt sich auf einen Stein oder Ast, und schreit sehr ängstlich. Der Gesang des Brachpiepers besteht in einfachen Tönen, die wie ziürrr klingen; seine Lockstimme ist ein sperlingsartiger Ruf, wie dillem dlem, und ein hellklingendes gridlibe. — Im Zimmer hält man ihn in einem Lerchenkäfig mit zwei Sprunghölzern, und gewöhnt ihn mit Ameiseneiern an Nachtigallenfutter.

Der Baumpieper, Anthus arboreus, Fig. 2, oft auch Spießlerche, Baumlerche oder Waldbachstelze genannt, ist etwas kleiner als der vorige, und hat einen kürzeren Schwanz. Er ist oben gelblich- oder grünlichgrau, dunkelbraun gefleckt, unten hell rostgelb und schwarz gefleckt; die weißlichgelbe, ungefleckte Kehle wird jederseits durch einen braunen Strich eingefaßt; der Schaft der äußeren Schwanzfedern ist nur gegen die Spitze weißlich und bis über die Hälfte bräunlich; der Sporn ist kürzer als die Hinterzehe selbst. Der Schnabel ist bräunlichschwarz, das Auge lebhaft dunkelbraun, und die Füße sind fleischfarben. Der Baumpieper wird in ganz Europa und Nord-Asien, auf Madeira und in Japan angetroffen; er flieht nackte und baumlose Haiden, kommt als Zugvogel gegen Ende des März an, entfernt sich im Oktober, und bleibt im Norden nirgends als Standvogel zurück. Wie alle von Insekten lebende kleine Vögel, verräth er einen sehr hohen Grad von Lebhaftigkeit, zieht es vor, am Boden zu laufen, bewegt sich da im schnellsten Schritte, und fliegt auch schnell, doch nicht sehr gewandt. Seine Beute, die aus Mücken, Spinnen, Heuschrecken, Insektenpuppen 2c. besteht, ergreift er mehrentheils auf der Erde, indem er sie laufend aufsucht oder verfolgt, und bei dieser Jagd sehr geschickt zwischen dem hohen Grase und Strauchwerke hindurchschlüpft. Des Suchens müde, schwingt er sich dann auf einen höhern Baumzweig, und wählt überhaupt immer einen höhern Standpunkt, ehe er sich von einer Stelle des Bodens zur andern begibt, gewissermaßen um einen Ueberblick zu gewinnen. Ehe er sich nun wieder herabläßt, breitet er bedächtig seine Flügel aus, erhebt den Schwanz, und sinkt nun langsam und unter lautem Gesang auf die Erde nieder; im Aufwärtsfliegen aber läßt er nie einen Ton hören. Sein

Gesang ist hell und angenehmer als der aller andern Pieperarten; seine Stimme hat bedeutenden Umfang und viele Biegsamkeit, ertönt zeitig im Frühlinge und verstummt erst im Juni oder Juli, nach vollendeter Erziehung der Jungen. Der Gesang besteht aus vielen, laut pfeifenden, trillerartigen, schnell auf einander folgenden Strophen, die sich gewöhnlich mit einem sanft hinsterbenden zia zia zia schließen. Im Singen selbst sitzt er nie auf der Erde, sondern nur auf Bäumen. Die Lockstimme ist hoch und hell, etwas schnarrend, und klingt wie fribb, und zur Brutzeit lockt er zärtlich und angenehm sib sib sib. — Der Baumpieper nistet auf der Erde, wie der vorige; sein an dem Boden in einer flachen Vertiefung, hinter einem Steine oder einer Wurzel angelegte Nest besteht aus Grashalmen, Wurzelfasern, Reh- und andern Thierhaaren und Wolle, und verräth zwar keinen besonderen Kunsttrieb, dagegen ungemeine Vorsicht, denn immer ist es an Stellen erbaut, wo die Umgebungen jede Entdeckung erschweren. Im Monat Mai findet man in demselben gewöhnlich fünf kurzovale Eier von außerordentlich veränderlicher Färbung; am gewöhnlichsten herrscht grauweiß als Grundfarbe vor, mit grauen, violetten, braunen oder röthlichen Punkten und Strichen. Wie bei dem vorigen schlüpfen die Jungen nach 13 Tagen aus; die Alten sind sehr um sie besorgt, und lassen ein ängstliches sib-sib hören, wenn man sich dem Neste nähert, was sie bei den Eiern nicht thun. Die Jungen sind oben gelblich olivengrau, mit vielen schmalen, schwarzen Flecken, Kehle und Gurgel sind dunkel rostgelb überflogen, und die Flügel- und Schwanzfedern sind grünlich rostgelb gekantet. — Im Zimmer werden die Baumpieper wie die vorigen gehalten, und belohnen durch ihren schönen Gesang; die Jungen, welche man mit Ameiseneiern, in Milch geweichter, altbackener Semmel, und kleinen Fleischstückchen aufziehen kann, lernen leicht den Schlag des Kanarienvogels nachahmen.

Der Wiesenpieper, Anthus pratensis, Fig. 3, auch Sumpf- oder Spießlerche genannt, unterscheidet sich vom Baumpieper, mit dem er öfters verwechselt wird, durch den Sporn der Hinterzehe, welcher länger als diese, aber schwach und wenig gebogen ist, und durch die dichten, schwarzbraunen Flecken der grau-rostgelben Brust. Das Gefieder ist oben olivengrün, in's Bräunliche ziehend und gefleckt; über das Auge zieht sich ein gelblichweißer Streif; Schwanz, Schnabel, Augen und Füße sind wie beim Baumpieper. Am Weibchen sind die Farben bleicher und unreiner, und die Flecken der Brust kleiner und verwaschener. In Deutschland und dem nördlichen Europa erscheint der Wiesenpieper als Zugvogel im Anfang oder Mitte März, geht selten vor November fort, und vergißt in milden Wintern die Abreise völlig. In Süd-Europa wird er zum eigentlichen Standvogel. Zum gewöhnlichen Aufenthalte wählt er stets niedrig gelegene Gegenden, Wiesen, sumpfige Triften, grasige Ufer von Flüssen und Seen, niemals aber steinige oder wasserarme Orte, schroffe Gebirge oder dichte Wälder. Auf den moorigen Landstrichen des nördlichen Deutschlands ist er so gemein, daß man ihn als eigentlichen Sumpfvogel ansehen kann. Zwischen hohem Grase, Binsen und Seggen läuft er mit großer Schnelligkeit hin und wieder, schwingt sich selten in die Baumkronen empor, und beweist durch sein ganzes Benehmen, daß er eigentlich am Boden zu leben und seine Nahrung zu suchen bestimmt ist. Zwar fliegt er auch sehr geschwind, aber doch mit nicht verkennbarer Anstrengung; nach Art der Haidelerche steigt er hoch in die Luft empor, erhält sich dort einige Augenblicke schwebend, und läßt sich dann unter Gesang auf einen niedrigen Busch herab. Auf der Erde sitzend, läßt er nur selten seinen Gesang hören, der aus verschiedenen, zusammenhängenden Strophen besteht, deren Töne oft repetirt werden, und ungefähr wie: zick zick zickzickzickzickzick, witze witze wite wite witewitewitewite jückjückjückjückjückjück tirrrrrrrrr" lautet, was aber immer verschieden modulirt wird. Der Gesang ist weniger melodisch als der des Baumpiepers, eine Aehnlichkeit aber nicht zu verkennen. Seine Lockstimme ist ein feines, heiseres „Ististististist," und auf dem Zuge, wo sie sich oft in Schaaren zu mehreren Tausenden sammeln, ein glockenreines, helles „Zickzickzickzick." — Insekten aller Art, die größeren und hartschaligen ausgenommen, dienen ihm zur Nahrung; er weiß sie in ihren Verstecken aufzufinden, und ergreift sie mit Sicherheit; die fliegenden fängt er durch einen kurzen und geschickten Sprung, verfolgt sie aber nicht in weitere Entfernungen. Schnell und lebhaft, erinnert er durch die Art des Jagens und die dabei stattfindende Bewegung des Schwanzes, an die Bachstelze. Sein Nest liegt sehr versteckt zwischen dem niedern Gestrüpp der Triften und Moore, und gleicht im Ganzen den Nestern vieler anderer Sänger; durch künstlichen oder sorgfältigen Bau zeichnet es sich eben nicht aus, und enthält in der Mitte des April gewöhnlich 5 bis 6 röthlich- oder gelblichweiße, dunkler punktirte oder gestrichelte Eier, aus denen nach 13 Tagen die Jungen ausschlüpfen, die dunkler als ihre Eltern aussehen. Eine zweite Brut schlüpft meistens gegen Ende des Juni aus. — Im Zimmer hält man den Wiesenpieper, wie die vorigen Arten, in einem Lerchenkäfig, den man mit zwei daumendicken Sprunghölzern versieht; mit Ameiseneiern und Mehlwürmern gewöhnt man ihn an das Nachtigallenfutter, ohne welches er nicht aufzubringen ist.

Der Wasserpieper, Anthus aquaticus, Fig. 4, wird auch Roth- oder Moorlerche genannt. Er ist der größte unsrer Pieperarten, und wird gegen 7 bis 7½ Zoll lang, ist oben olivengrau, unten schmutzigweiß, mit braunen Flecken an der Brust, hat über dem Auge einen gelbröthlichen Streif, und auf der äußern Feder des Schwanzes einen weißen Flecken. In Deutschland ist er nicht sehr häufig, und hält sich nur in Gebirgsgegenden auf, wo er Wasser, nacktes Gestein und Felsen, so wie krüppelhaftes Kiefern- und Fichtengesträuch findet. Er ist ein Zugvogel, der bei uns bereits Anfangs März erscheint und in der ersten Hälfte des November seinen Zug beginnt. Den Winter bringt

er in Italien zu. In seinem Betragen hat er viel Aehnliches vom Wiesenpieper, ist hurtig, gewandt und listig; läuft wie eine Bachstelze, wobei er mit dem Schwanze wippt, und wadet gern im Wasser herum. Sein Flug ist schnell und gewandt; er steigt hoch in die Luft und fliegt stets in einer Schlangenlinie; beim Auffliegen läßt er meistens seine Lockstimme hören, die wie ein hohes Spihb oder ein hartes Zipp klingt, setzt sich aber gewöhnlich bald wieder auf einen hohen Gegenstand. Sein Gesang hat Aehnlichkeit mit dem des Wiesenpiepers, ist angenehm, rein, hell und klar, und besteht aus vier verschiedenen, allmählig in einander übergehenden Strophen. Er nistet in zahlreichen Gesellschaften, auf Plätzen, wo Zwerggebüsche mit kurzgrasigen Wiesenplätzen abwechseln, und baut sein, hart auf dem Erdreich aufsitzendes Nest unter hohl liegenden Steinen, neben Wurzeln und Grasbüschheln, nahe beim Wasser. Sein Nest enthält im Mai oder Juni 5 — 6 blaßbräunliche oder gelblichweiße, aschgrau oder rothbraun punktirte Eier, aus denen nach 13 — 14 Tagen die Jungen ausschlüpfen. Der Wasserpieper wird sehr zahm und zutraulich, wird im Zimmer in einem Lerchenkäfig gehalten, eben so wie die andern Pieperarten gepflegt, und muß täglich ein paarmal frisches Wasser zum Baden erhalten. 2.

Ein Strandräuber aus den Dünen.

Es gibt nichts Einsameres in der Welt als eine Dünenschlucht. Da stehen ringsum oder doch zu zwei Seiten die kahlen Sandhügel, Gebilde des Meeres und seines Vertrauten, des Sturms, bedeckt mit dem dürren, langhalmigen Sandhafer. Draußen an der Düne tost die Brandung; die unaufhörlich anschlagende Welle wirft den Sand an's Ufer, den die Sonne trocknet, der Wind in die Höhe wirbelt, so daß er auf dem Gipfel der Düne niederfällt. Hier baut und schafft das Meer, das sonst nur an den Küsten niederreißt, was menschliche Kunst und Anstrengung aufführte. Aber nur Sonne, Mond und Sterne sind die lautlosen Zeugen seiner seltsamen Architektur, die schon Jahrtausende lang nach demselben Risse unverändert die Dünen erbaut. Der Mensch weilt selten in diesen Gegenden, welche die Sage vor Alters mit Riesen und Zwergen, mit feurigen Stieren und lieblichen Elfenmädchen bevölkerte, die hier in den mondscheinhellen Nächten ihr unheimliches Wesen trieben. Desto zahlreicher haust hier das Vogelgeschlecht, die Kibitze und die Möven, die Regenpfeifer und die Strandläufer, die Entenarten und die Seeschwalben, Reiher und Kranich. Und wäre ihr Geschrei nicht so einförmig, ihre Lebensweise nicht so ohne alle Abwechselung — sie würden den einsamen Charakter der Dünenschluchten verwischen. So aber bleibt diese Gegend, auch ungeachtet einer so zahlreichen, geräuschvollen Bevölkerung, einsam wie keine andere der Erde.

Vor noch nicht ganz fünfzig Jahren lag am Fuße einer solchen Düne auf der Insel Sylt in der Westsee eine kleine Hütte, halb schon bedeckt vom vorwärtsschreitenden Sande, der nun die Wohnung gänzlich verschüttet hat. In der einzigen Stube, neben welcher noch ein kleines Gemach lag, das zur Küche diente, war ein großes Wandbette, darin zwei Kinder schliefen. In der Mitte des Zimmers stand ein alter, wackeliger Tisch, darauf eine Thranlampe, deren flackernde Flamme das Gemach nur spärlich erhellte. In einer Ecke kauerten drei Schafe, des Besitzers einzige Habe. Dieser saß selbst mit zwei andern hochgewachsenen, starkknochigen Genossen am Tische, vor ihnen lagen die Karten. Neben dem Bette auf einem hölzernen Schemel saß eine Frau, eine bleiche, abgezehrte Gestalt, den Kopf in die Hand gestützt, die Augen zu Boden gesenkt.

Die Männer am Tische hatten eben ihr Spiel vollendet.

„Maren,“ rief der Eine, der Wirth des Hauses und ihr Gatte, „häng den Kessel überm Feuer zurecht, und mach' uns Grog, drei Viertel Rum und ein Viertel Wasser!“

Langsam erhob sich die Angeredete. „Es geht auf die Neige, Niels,“ sprach sie dumpf vor sich hin, „vom Brod ist auch nicht viel mehr übrig als die Rinde.“

„Laß das Plärren,“ fuhr Niels auf, „und thu', was ich sage. Hörst du nicht, wie der Sturm hinter der Düne haust, das bringt uns wieder Vorrath für lange Zeit.“

Maren ging in die Küche und that, was ihr befohlen. Da stieß plötzlich ein Windstoß so heftig an das einzige Fenster der Hütte, daß mehrere der kleinen, in Blei gefaßten Scheiben klirrend auf die Fliesendiele niederfielen und die Thranlampe erlosch.

„Ein räsonnabler Sturm,“ rief der Eine der Gäste aus, „es wird reiche Strandjagd geben.“

„Gut, wenn die Reihe auch einmal an uns kommt, Jens,“ entgegnete Niels, und da in demselben Augenblicke ein glänzender Blitz das dunkle Gemach erhellte, dem unmittelbar ein furchtbarer Donnerschlag folgte, welcher die Hütte erzittern machte, setzte er hinzu: „Solch' ein Höllenwetter muß auch sein, damit unser Eins nicht verhungert!“

Dann stand er auf, nahm einige alte Lumpen, und stopfte sie in die ausgestoßenen Scheiben, ging in die Küche, wo bereits ein helles Feuer unter dem Wasserkessel loderte, zündete die erloschene Lampe wieder an, und kehrte mit derselben in's Gemach zurück. Unterdessen prasselte draußen der Regen in Strömen nieder, der Sturm heulte, der Donner krachte, Blitze durchzuckten fast unaufhörlich die Luft, und wie eine ferne Kanonade toste die Brandung, vom Nordwestwind aufgepeitscht, an das Dünengebirge.

Die Männer, des Spielens satt, saßen schweigend am Tische. Ihre gebräunten Gesichter überflog eine schauerliche Röthe, wie das Licht der Lampe sie hervorrief; die gewaltigen Fäuste hielten sie geballt vor sich auf dem Tische, unordentlich hing das gelbe Haar um ihre Schläfe.

„Hol der Teufel die Leuchtfeuer!“ sagte Jens, als

Maren kam, und die Gläser hinstellte sammt der Rumflasche, „sie rauben ehrlichen Leuten das Brod!"

„Laß die Feuer," erwiederte Niels, „so ganz schlimm sind sie nicht, denn manchen wackeren Seemann führen sie doch irre!"

Maren kam mit dem Kessel, schenkte das kochende Wasser in die Gläser, that Zucker hinein und legte einen hölzernen Löffel auf den Tisch, zum Umrühren. Dann entfernte sie sich wieder.

„Es ist der letzte Schluck von der Hamburger Brigg „Therese," sagte Niels, als er aus der dunklen Flasche die Gläser mit Rum anfüllte, „ächter Jamaika! Dank den braven Rhedern, die mit mir theilten, als ich, der Erste an Bord, mein Boot bis zum Rande mit der Ladung füllte, und längst heim war, da die Lootsen kamen. Auf gute Jagd morgen in der Frühe!" rief er aus, sein Glas erhebend, und mit den andern Beiden anstoßend.

Das starke Getränk lösete allmählig das Band der Zunge, und die bis dahin einförmige Unterhaltung war bald im besten Gange. Unheimlich schallten rohe Seemannslieder aus den rauhen Kehlen in dem engen Gemache, die halb erwachten Kinder warfen sich unruhig hin und her, das älteste, ein Knabe von vier Jahren, fing an laut zu schreien, aber des Vaters donnernder Zuruf: „Ruhig, Brut!" brachte den Erschreckten bald zum Schweigen. Die Mutter wagte nicht zu den aufgeregten Männern zu treten, sie blieb draußen in der Küche und weinte.

Nach Verlauf einer Stunde war die Flasche leer. Das Gewitter war vorüber, der Regen hatte aufgehört, nur der Sturm tobte noch gewaltig. Die Männer standen auf; schwerfälligen Ganges in den großen Lederstiefeln, die den ganzen Oberschenkel bedeckten, wankten sie dem Ausgange der Hütte zu. Niels schob den Riegel zurück und ließ sie hinaus, ihnen eine gute Nacht wünschend. Das letzte Viertel des Mondes beleuchtete matt die Dünengegend, durch welche die Beiden ihrer nicht ganz fernen Wohnung zuwanderten, wobei sie manchen unsicheren Schritt machten, da das starke Getränk ihr Haupt beschwerte.

„Für die wär' ich dießmal sicher," sagte Niels zu sich selbst, als er wieder allein war. „Hasenherzen, die ein Bischen Brise scheuen und nur am Strande das miserable Strandgut auffsammeln." — „Doch auch so gut," fuhr er nach einer Pause fort, „so brauch' ich nicht zu theilen!"

„He, Maren," rief er dann, „wo steckst du?"

Die bleiche Frau wankte aus der Küche hervor: „Was hast du, Niels?" fragte sie zitternd, denn sie fürchtete die Rohheit des Trunkenen.

„Was ich habe?" rief er. — „Nichts, aber wenn die Sonne wieder aufgeht, so hab' ich, will's Gott, für einige Monate genug."

„Willst du denn hinaus in diesem Wetter?" fragte Maren sanft.

„Ob ich will!" brauste Niels auf, „es ist ja ein Prachtsturm, und ohne Zweifel sitzt der Schooner, den ich heute Nachmittag am Horizont sah, jetzt schon ganz geruhig auf der Sandbank."

„Mir war's, als hört ich schießen," erwiederte Maren.

„Desto besser," sprach Niels, „so will ich ihn schon leichter machen."

Mit diesen Worten warf er seine kalmankene Schifferjacke über, drückte den breitrandigen Südwester tief in's Gesicht, sagte seiner Frau ein flüchtiges Lebewohl, und ging zur Thür hinaus. Sie riegelte hinter ihm zu, sah durch die Scheiben ihm so lange nach, bis er hinter einer Düne verschwand, dann legte auch sie sich zur Ruhe, aber heiße Thränen hinderten sie lange am Schlafe. Endlich schlief auch sie ein.

Sobald Niels um den Fuß der Düne herumbog, hinter welcher sein Haus lag, that er einen Blick auf das weite Meer. Der Mond, eben wolkenfrei, breitete sein gespensterhaftes Licht über die empörten Wellen. Ein ungeübtes Auge würde nichts bei dieser blassen Beleuchtung entdeckt haben können, aber das Eulenauge des Strandräubers sah Alles, was er sehen wollte, mit einem einzigen Blicke.

Noch hatte der Wasserstand nicht seine höchste Höhe erreicht, — denn hier bespülte die Brandung nur den Gürtel der Düne, und der glänzende Schaum allein spritzte bis zum Gipfel hinauf. Zwei Stunden noch stieg das Wasser von Minute zu Minute — denn der Mond war im letzten Viertel, und nach etwa drei Stunden erst untergegangen. Der Schooner aber — richtig, dort trieb er umher, ein Spielball der rasenden Wellen, die Masten waren bereits gekappt, das Steuer ward nicht mehr regiert, die Laterne am Back war erloschen, — kein Zweifel, die Mannschaft mußte das Wrack verlassen haben. Der Wind wehte N.N.W., es konnte nicht lange mehr dauern, so war das verlassene Fahrzeug auf das gefährliche Riff getrieben, wo auch die höchste Fluth, wenn's einmal im Sande festsaß, es nicht leicht wieder flott machen würde. Bis dahin hatte Niels noch gerade Zeit, sein Boot für die Fahrt in Stand zu setzen, und dann konnte er mit der zurücklaufenden Ebbe bequem und ohne viele Mühe das Wrack erreichen, um zu nehmen, was und wie viel ihm behagte.

Er trat wieder hinter die Düne zurück. Hier lag in einer Priele, einem schmalen Wasserarm, der vom Meere her zwischen zwei Dünen in das Land hinein reichte, sein erprobtes Fahrzeug. Gegen die See hin schützte ein Damm von Flechtwerk das Boot, das hinter diesem Zaun wie in einem sicheren Hafen lag. Aus einer nahe gelegenen Sandhöhle holte Niels Segel und Segelstange, Ruder und Tauwerk herbei, legte alles sorgfältig in's Fahrzeug, hob den Anker aus, und nahm ihn mit in's Boot, und machte so sich fertig zur Abfahrt. Unterdeß nahte die Zeit der Ebbe heran, mit derselben ließ der Sturm von seiner größten Heftigkeit nach, noch eine Viertelstunde, und er konnte den Zaun ausheben und in's offene Meer hineinsteuern. Der zu-

rücklaufende Strom erleichterte ihm das Rudern, pfeilgeschwind schoß der leichte Kahn durch die Wellen.

Der des Meeres und seiner Strömungen von Jugend auf kundige Steuermann konnte, trotz der beinahe dichten Finsterniß, welche das untergehende Mondviertel, häufig durch Wolken verdeckt, nur auf's Sparsamste milderte, dennoch genau den rechten Cours finden. Auch hatte vorher sein Blick über's Meer ihm genau den Punkt gezeigt, wo das Wrack stranden müsse. Darauf steuerte er zu und befand sich bald bei demselben.

Rasch befestigte er sein Boot an der dem Lande abgekehrten Seite, und sprang auf das Deck, eine Laterne in der Hand, die er, nachdem er die Luke, welche in den Raum hinunterführte, geöffnet hatte und hinabgestiegen war, anzündete. Einen sehr bedeutenden Leck schien das Fahrzeug nicht zu haben, aber es lag doch nicht mehr hoch über dem Wasserspiegel, da der Sand es tiefer in den Abgrund hinunter mahlte. Die Wellen schlugen von Zeit zu Zeit über das Verdeck hin.

Niels brachte von der Ladung was ihm brauchbar schien, nach oben, einen Ballen Wollenwaaren, dann Lebensmittel, wie Brod, Butter, Käse, gesalzenes Fleisch, Branntwein, und belud damit sein Boot, so viel es zu tragen vermochte. Beim Anbruch des Morgens war seine Arbeit vollendet, und als die Dämmerung heller wurde, schwamm er bereits mit aufgehißtem Segel, weit entfernt von dem gescheiterten Schiffe, auf offener See, — ein reicher Mann und ein keine Gefahr fürchtender Schiffer.

Bekanntlich wechseln in der Nordsee Ebbe und Fluth von sechs zu sechs Stunden. Zur Zeit des niedrigen Wasserstandes aber, während der sechs Stunden nämlich, wo das Wasser ununterbrochen abläuft, ist das Landen an den flachen Küstengestaden unmöglich, weil dann das Vorland, die Watten, ganz trocken liegt. Niels konnte daher erst mit der bald eintretenden Fluth seine Rückkehr antreten. Aber das durfte er nicht wagen, so lange es Tag war, unfehlbar hätte ihn die Strandobrigkeit, welche das Wrack untersuchte, um von der Ladung noch zu bergen, so viel wie möglich, ergriffen und verhaftet. Er mußte deßhalb noch die nächste Fluthzeit und die dann folgende Ebbe, also mindestens noch ganze zwölf Stunden auf dem Meere zubringen, und konnte erst in der kommenden Nacht an seine Landung denken. So war daher auch seine Absicht. Bei guter Tafel und mit frohem Herzen schaukelte er deßhalb zufrieden auf den dunkeln Wellen, nicht weiter von seiner Heimathinsel entfernt als nöthig schien, und vorsichtig allen ihm begegnenden Schiffen ausweichend, um nicht angepreit zu werden.

Nachdem die Sonne zur Rüste gegangen, und nun nach zwei Stunden das Wasser wieder auflaufen mußte, wie er berechnet hatte, fing er an, allmählig seiner Heimathinsel zuzusteuern. Aber ein sehr bedenkliches Unwetter zog am nordwestlichen Horizont herauf. Die dunkele Wolke, die sich dort über dem verglimmenden Abendroth gelagert hatte, stieg immer höher, schlang ihre Arme weit nach Süden und Norden, und reckte ihr düstres Haupt drohend zum Zenith empor, so daß sie bald die eine Hälfte des Himmels völlig bedeckte. Dabei fuhren bereits einige heftige Windstöße über die Meeresfläche hin, und peitschten die Wogen aus ihrer Ruhe, die gleichsam unwillig über solche Störung brausend sich erhoben, dann wieder zurücksanken. Unser Niels reefte sein Segel zusammen, so daß es nur noch eine kleine Fläche dem Winde darbot, der nun mit jeder Sekunde ungestümer aus Nordwesten herantoste und das kleine Fahrzeug vor sich her trieb. Rasch wuchs er zu einem Sturm heran, der dem Schiffer dieß Mal nicht so räsonnabel vorkam, als der am vorigen Tage. Doch, was war zu machen, die Elemente waren mächtiger als er, ihnen mußte er nachgeben, um Leben, Ladung und Fahrzeug zu retten. Statt östlich zu steuern, wo seine Heimath lag, mußte er südöstlich steuern, um je eher je lieber zu landen. Die dichte Finsterniß hinderte ihn nicht, er war des Meeres zu kundig, als daß er hätte irren können. Die Insel Amrum mit ihren hohen Dünen war für ihn jetzt der gelegenste Port. Dahin flog denn auch sein Boot mit Sturmeseile, und glücklich bugsirte er es hinter einen Dünenvorsprung, wo die See weniger hoch ging. Hier warf er Anker, band sich ein Tau um den Leib, das mit dem andern Ende im Boote befestigt war, und watete an's Land. Als er festen Grund unter seinen Füßen hatte, orientirte er sich schnell, fand eine Dünenschlucht, deren Eingang landeinwärts ging und die ihm zur Aufnahme seiner Beute geeignet schien. Nun ging es an's Ausladen. Mit seiner riesigen Kraft zog er das von der Strömung der Küste zugeführte Boot, so weit es irgend anging, auf's Land, und brachte dann all' sein geraubtes Gut in der Dünenschlucht unter. Dann begab er sich wieder an den Strand zurück, um das Boot noch sicherer zu befestigen, da er den Anbruch des Tages abzuwarten genöthigt war, mit dem er hoffte, daß der Sturm sich legen werde. Allein zu seinem nicht geringen Schrecken war das Fahrzeug verschwunden. Wahrscheinlich war die Ankerkette gesprungen, durch den Ruck hatte es einen Stoß vom Lande ab erhalten, und trieb nun ohne Führung auf den Wellen.

Was war zu thun? wie sollte er sich helfen? Für jeden Anderen wäre die Antwort auf diese Fragen schwer, wenn nicht unmöglich gewesen, für Niels war sie es nicht. Sein Boot war weg, aber keineswegs für immer verloren. Die durch den regelmäßigen Wechsel von Ebbe und Fluth veranlaßten regelmäßigen Meeresströmungen mußten das Fahrzeug am nächsten Tage an die nördliche Spitze der Insel Föhr anspülen. Es kam nur darauf an, wie er dahin gelangen solle. Aber auch dafür wußte er Rath. Die nächste Ebbe legte die Watten bloß zwischen Föhr und Amrum, über diese galt es hinüber zu marschiren, dann hatte er sein Verlorenes wieder.

Durch diese Gedanken vollkommen beruhigt, legte er sich neben seiner Beute zum Schlafe nieder, entschlummerte bald, und erwachte wohl gestärkt nach einigen Stunden in der Morgendämmerung. Er verzehrte

ein tüchtiges Frühstück, steckte Brod und Branntwein zu sich, und trat so wohlgemuth seine Reise an.

Um nicht bemerkt zu werden, hielt er sich außerhalb der Dünen, ging um die Südseite der Insel herum, und betrat dann den weichen Boden der Watten. Es war nicht das erste Mal, daß er diesen gefährlichen Marsch über die öde, dunkelgraue Wüste machte. Beständige Umschau nach den Kirchthürmen auf Föhr orientirte ihn hinlänglich wieder, welche Richtung er einzuschlagen habe, wenn er bald hier eine Priele durchwatet, bald dort eine tiefere Wasserrinne umgangen hatte. Er rückte seinem Ziele näher, aber auch die Zeit verstrich, und beinahe schon war sie abgelaufen, als er noch kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte. Schon füllten sich die noch eben trocknen Wasserrinnen mit der salzigen Fluth, schon toste donnernd in der Ferne der Fluthstrom heran.

Wieder ein Augenblick der Gefahr, doch Niels war ihr gewachsen. Ehe er an seine Rettung dachte, warf er noch einen prüfenden Blick umher, und siehe da, fern im Nordwesten erspähte sein geübtes Auge einen dunklen Gegenstand, der auf den Wogen schwamm, — es konnte nichts anderes sein, als sein Boot, welches der Nordspitze Föhrs zutrieb. Diese Gewißheit steigerte seinen Muth und seine Hoffnung. Er befand sich nicht weit von einer Sandbank, die ziemlich hoch über den Watten emporragte. Dahin schritt er rüstig, und obwohl schon hin und wieder eine und die andere Welle über seinen Fuß hinglitt, — kaum hatte er die Sandbank betreten, so stand er auf dem Trocknen. Ueber seinem Haupte kreischten unheimlich die Seevögel, hinter ihm sank die Sonne bereits in's Meer hinab, vor ihm lag das augenblicklich unerreichbare Ziel seiner Wanderung.

Mit raschen Händen häufte er nun auf dem höchsten Punkte der Sandbank einen kleinen Hügel an aus Sand, Steinen, Muscheln und Tang, der breit und fest genug war, ihn zu tragen. In einer Viertelstunde war das Werk vollendet. Und als nun die immer höher steigende Fluth auch schon die Sandbank hinüberrollte, da betrat er den Hügel, und die letzten Strahlen der scheidenden Sonne beleuchteten den einsamen Mann, der fest und unbeweglich mit verschlungenen Armen mitten im Meere dastand. Sie warfen seinen langen, düsteren Schatten weithin über die sanft bewegte Wogenfläche, und ließen seine riesige Gestalt noch um ein Bedeutendes größer erscheinen.

Gerade so erblickten ihn von der Insel her einige Fischer, welche am Strande beschäftigt waren. Sie wußten nicht, ob sie einen wirklichen Menschen oder ein Gespenst vor sich sahen. So ungewöhnlich, so überraschend war ihnen dieser Anblick, daß sie nicht wagten, irgend einen Versuch zu machen, dem Unglücklichen Hülfe zu leisten, der auch nicht die geringste Gebärde machte, als flehe er um Beistand, obwohl er doch sie eben so gut sehen mußte, als sie ihn. Bei der Stille der Luft, dem sanft vom Meere her dem Lande zuwehenden Winde hätte seine Stimme ihr Ohr erreichen können. Aber sie vernahmen nichts. Starr und unbeweglich, mit verschränkten Armen, das Gesicht dem Lande zugekehrt, stand der Mann gleich einer aus Erz gegossenen Bildsäule da. Als es dunkler wurde, umrauschten die Wellen seine Füße, und leckten, noch immer höher steigend, an seine Knieen empor. Endlich sank die Nacht völlig herab, und entzog dem Auge der furchtsam spähenden Zuschauern den wunderbaren, geheimnißvollen Anblick. Als sie am folgenden Morgen nach eingetretener Ebbe wieder nach der Sandbank schauten, wo die sonderbare Gestalt gestanden, war sie verschwunden, nur der Hügel ragte noch sichtbar über der weißen Fläche hervor. Also doch, so dachten sie, hat ihn das Meer verschlungen.

Allein sie irren sich. Zwar hatten die Fluthen eine geraume Zeit seine Schenkel umspült, aber da Windstille herrschte, war es dem kräftigen Manne leicht geworden, im Strome Stand zu halten. Und als allgemach die zürnenden Wogen mißmuthig über ihre Ohnmacht wieder zurücksanken, da hatte Niels seine unterbrochene Wanderung fortgesetzt, hatte noch vor der Morgendämmerung Föhr erreicht, sein Boot gefunden, wo er es vermuthete, und schwamm nun schon wieder gesund und wohlbehalten fern von der Insel auf dem Ocean, während man ihn ertrunken glaubte.

Ohne weiteren Unfall und unbemerkt landete er bei Amrum, fand seine reiche Beute unberührt in der Dünenschlucht, lud sie zum zweiten Male in sein Fahrzeug, und landete in der nächsten Nacht mit günstigem Winde an seiner Heimathinsel. Hier bugsirte er sein Boot in die Priele, legte die schützende Wehr davor, und überließ sich nun ganz den freudigen Gefühlen, die Den erfüllen, der nach längerem Ungemach, mit Schätzen wohl versehen, bei den Seinen wieder anlangt. „Wie wird Maren sich freuen," dachte er, „nach so viel Angst, die sie um mich ausgestanden, und wie werden die hungernden Kinder mir entgegenjauchzen!"

Mit solchen Gedanken erfüllt und einen Theil seiner Beute auf den Schultern, trat er durch die nur angelehnte Thür in seine Wohnung. Düster brannte die Lampe auf dem Tische, und Niemand kam, wie er doch erwartet hatte, ihm entgegen. Das war ihm befremdend, wo sollte Maren sein? Er rief sie bei Namen. Keine Antwort. Er rief noch einmal, — wieder keine Antwort. Niels lauschte. Alles war still, nur ein langsames, tiefes Athmen war vernehmbar. „Sie muß fest schlafen," sagte Niels, und schlich leise zum Bette.

Ja, da lag sie, und sie war es auch, die so vernehmbar und schwer athmete. Ihre Augen aber waren nicht geschlossen, sie hatte sie aufgeschlagen, aber sie schien ohne Leben.

„Maren, liebe Maren!" sagte der Mann, indem er sie betroffen anschaute. „Lebst du, so sprich!"

Da wendete sie ihr Haupt zu ihm hin, erhob ihre Hand, um sie ihm zu reichen. Doch sank sie kraftlos wieder zurück. „Ich bin krank!" flüsterte sie endlich, da Niels regungslos vor ihr stand. „Krank," fuhr sie nach einer Pause fort, „krank zum Tode!"

„Krank, Maren, du!“ rief Niels aus, und schloß ihre Hand in die seine.

Dann ging er hin, nahm etwas Wein, und flößte es ihr in den Mund. Ihre Lebensgeister wurden dadurch lebendiger, sie konnte zusammenhängender sprechen. Und nun erzählte sie ihm, wie während seiner Abwesenheit der Strandvogt da gewesen sei, um sich seiner zu bemächtigen, weil er sich des Raubes an jenem gestrandeten Schooner verdächtig gemacht habe. Er werde unfehlbar in der nächsten Morgenstunde wieder kommen.

„Meinetwegen,“ schloß sie, „sei außer Sorgen, ich sterbe bald. Aber die Kinder, Niels, die Kinder!“ Sie barg ihr mattes Haupt in den Kissen und schwieg.

Der Strandräuber war auf's Tiefste erschüttert. Dumpf starrte er vor sich hin. Dann kniete er vor dem Bette nieder und sprach:

„Maren, du stirbst! Vergieb, vergieb!“ — Mehr vermochte er nicht hervorzubringen, sein Herz war gebrochen, Thränen erstickten seine Stimme. Maren legte segnend ihre Hand auf sein Haupt.

„Der Kinder wegen,“ sagte Niels darauf tröstend zu der Kranken, nachdem er selbst sich beruhigt hatte, — „der Kinder wegen sei außer Sorgen. Für das Mädchen muß der Ohm sorgen, und ich nehme den Knaben auf mich, er soll mit mir.“ — „Leb' denn wohl, Maren,“ setzte er hinzu. „Den Knaben nehme ich gleich mit,“ — er beugte sich vorüber, hob ihn aus dem Bette auf seinen Arm, und reichte den schlaftrunkenen Jungen der Mutter, die noch einen matten Kuß auf seine Wangen drückte. „Ich werde den Ohm holen, damit er bei dir bleibe. Maren, leb' wohl, leb' wohl für immer!“

Es war, als wenn diese letzten Worte kaum noch von der Sterbenden vernommen wurden, sie erwiederte sie wenigstens nicht, auch nicht durch eine Gebärde. Leise schritt Niels zur Thür hinaus, der schläfrige Knabe barg seinen Kopf an des Vaters Brust. Welche Gedanken bewegten sein Inneres! Aber er kämpfte sie nieder. Rasch eilte er durch die finstre Nacht zum Hause des Ohm, — in einer halben Stunde hatte er es erreicht, — weckte diesen, und bat ihn, der sterbenden Frau die letzte Hülfe zu erweisen. Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er fort nach seinem Boote. Ein Theil seiner Beute lag noch in demselben. Er stieg hinein, hob den Anker auf, und den schlummernden Knaben neben sich auf den Boden gelegt — so fuhr er in die finstre See hinaus — und niemals ist er wieder gesehen worden.

Mehr als zwanzig Jahre nach den eben erzählten Ereignissen waren vergangen, als an einem Vormittage in der Mitte des Juni ein kleines Segelboot von Hoyer, am Festlande in Schleswig, nach der Insel Sylt hinübersteuerte. Der Wind wehte aus Norden, und brachte das leichte Fahrzeug in kaum einer Stunde nach Reitum. Hier angekommen, stieg ein junger, wohlgekleideter Mann aus dem Boote an's Land, dem man es am schwankenden Gange ansah, daß er ein Seemann sei. Ohne sich lange am Strande aufzuhalten, fragte er gleich Einen der dort spielenden Knaben, ob er ihn in das Dünengebirge der Halbinsel Hörnum, der südlichen Landzunge Sylt's, begleiten wolle, um ihn dort zurecht zu weisen. Der Knabe willigte ein, und sogleich machten sich beide auf den Weg. Während sie so mit einander weiter schritten, erkundigte sich der Fremde nach einer Familie P....., und erfuhr vom Knaben, daß diese in den Hörnumer Dünen wohne, nicht sehr weit vom einstmals blühenden, nun im Sande begrabenen Dorfe Rantum. Dorthin wünschte er geführt zu werden, und nach einem Marsch von beinahe zwei Stunden traten sie durch die niedrige Thür des Hauses jener Familie ein.

Gastlich aufgenommen bei den einfachen Insulanern, ließ der Fremde sich bald in ein Gespräch mit dem alten Großvater im Hause, einem noch rüstigen Greise von achtzig Jahren, ein, und erfuhr auf seine Erkundigungen Alles, was er wissen wollte von dem verschollenen Strandräuber Niels.

„Seine Frau,“ sagte der Alte zum Schluß, indem er sich in seinem Lehnstuhl zurücklehnte, „war meine Nichte, sie starb noch in jener Nacht, da Niels mit seinem Sohne verschwand. Und das ist seine Tochter,“ setzte er hinzu, indem er auf ein Mädchen von reichlich zwanzig Jahren zeigte, die ihnen den Thee einschenkte, „die ich zu mir in's Haus nahm, und die nun, nachdem meine Frau gestorben, mich alten Mann treu pflegt.“

Der Fremde antwortete nicht, aber unverwandten Blicks ruhte sein Auge mit sichtlichem Wohlgefallen auf der blassen Insulanerin, und was er wünschte, war gefunden. Noch eine Zeit lang saß er sinnend da, dann stand er auf, ging auf das Mädchen zu, und ihr die Hand reichend, sprach er mit brüderlich liebevollem Tone:

„Maren, du bist meine Schwester. Ich bin am Ziele meiner Wünsche, nun ich dich gefunden habe.“

Und als die Angeredete vor Staunen und Bestürzung nichts erwiederte, wandte sich der junge Mann zu dem Greise und sagte:

„Ihr seid mein Ohm, Alter, denn ich bin des Strandräuber Niels Sohn.“

Und als auch der Greis ihn verwundert ansah, ohne ein Wort zu sprechen, so erzählte der Seemann mit wenigen Worten, wie sein Vater, mit dem er, so weit seine Erinnerung reiche, nur auf dem Meer und in den Dünen an den Nordseeinseln zugebracht habe, ihm oft erzählt, er sei von Sylt, dort wohne noch sein Ohm P..... und seine Schwester Maren bei demselben. Ein Sturm hatte einst, als er ein Knabe von acht Jahren gewesen, des Vaters Boot zertrümmert, die gierigen Wellen hatten den Vater verschlungen, und ihn an die Küste von Ostfriesland geworfen. Dort habe man sich seiner angenommen, er sei mit seinem vierzehnten Jahre in Seedienste getreten, und nun Steuermann auf einem großen Kauffahrer, der zwischen Hamburg und Brasilien segle. Der Alte konnte in die Aussagen des jungen Mannes keinen Zweifel setzen, um so weniger, als

dieser noch Manches von dem mittheilte, was der Vater ihm aus seinem wunderlichen Leben erzählt hatte, namentlich auch die von uns oben erwähnte Wanderung über die Watten.

Maren war entzückt, den Bruder wieder zu haben, von dem sie nur dunkel noch erinnerte, und als der Seemann den Greis nach seiner Mutter fragte, von der er fast gar nichts behalten zu haben schien, erhielt er zur Antwort:

„Sieh deine Schwester an, sie ist das leibhaftige Ebenbild der Verstorbenen. Gott hab' sie selig!

Die gemalte Krabbe und einige andere Krebsarten.

(Taf. 35.)

Die gemalte Krabbe, auch Landkrabbe, weiße und violette Krabbe, und in Westindien Bergkrabbe und Turluru, Cardisoma Latr. oder Gecarcinus ruricola, genannt, Fig. 1 unsrer Tafel, gehört zur Sippe der Kurzschwänze, und ist eine höchst eigenthümliche Krabbenart; sie wird handgroß, die mehr oder minder blutrothe, violette, gelbe oder gelbgrüne, herzförmige Schale ist zuweilen fast viereckig, ziemlich gleichseitig, etwas breiter wie lang, platt, mit fast der ganzen Breite nach heruntergeschlagener Stirn, und oben mit einigen Eindrücken versehen, in denen Viele die Gestalt eines H erkennen wollen. Die Augenstiele sind bei ihr kurz, und in die vorderen Seitenwinkel eingefügt. Die beiden gewöhnlichen Theilungen der Zwischenfühler sind sehr deutlich; die äußeren Kinnladenfüße nach innen von einander entfernt, und das dritte Glied ist fast so lang als breit. Die Scheeren sind kurz, dick, die linke bedeutend größer als die rechte, und die Füße sehr platt. Das vierte Paar und hierauf das dritte sind länger als die andern; die Tarsen sind dornig, und mit sechs sägeartigen Kanten versehen. Man kennt bereits ein Dutzend Arten, die bis jetzt noch nicht deutlich gesondert sind, alle aber in dem wärmeren Amerika, besonders auf den Antillen, in Wäldern, in Baumlöchern und selbstgemachten Erdhöhlen leben, und quer und sehr schnell laufen. — Die Landkrabben zeichnen sich durch ihre Lebensart vor allen Krabben und Krebsen aus. Sie halten sich, verschieden von jenen, nur auf dem festen Lande auf, besuchen jedoch alle Jahre einmal das Meer, um ihre Eier abzusetzen, und kehren von dort wieder in's Innere des Landes zurück, wohin ihnen die Jungen folgen, sobald sie zu kriechen im Stande sind. Gegen Ende des Juni gehen die alten Krabben gewöhnlich in die Gebirge, die oft, wie in St. Domingo, Stunden weit vom Meere entfernt sind, graben sich daselbst bequeme Höhlen in die Erde, oder wählen auch hohle Baumwurzeln oder Felsenritzen zu ihren Wohnungen, in welchen sie den größten Theil des Tages zubringen, und nur des Nachts der Nahrung nachgehen, die aus Kräutern, Baum- und Erdfrüchten besteht. Im December und Januar sind sie voll Eier, werden fett und schmackhaft, und nehmen darin zu bis zum Mai, wo ihre Paarungszeit beginnt, die Männchen ihre schöne, gelbe Farbe und ihre Saftigkeit verlieren, und sie ihre Wanderung nach dem Meere antreten. Hunderttausende von Landkrabben kommen in den Monaten April und Mai aus ihren verborgenen Wohnungen hervor; das Erdreich ist dann dermaßen von ihnen bedeckt, daß man kaum gehen kann, ohne einige zu zertreten, und es ist dann unmöglich, sich vor ihnen selbst in den Häusern zu verwahren. Bei ihren Zügen nach dem Meere beobachten sie stets die größte Regelmäßigkeit; sie ziehen in Kolonnen, die oft 50 — 60 Schritt breit sind und oft über eine halbe Stunde lang andauern. Voran kommen die Männchen, die stets den Zug eröffnen; hierauf folgen die Weibchen, und zwar so gedrängt neben einander, daß sie den Boden völlig bedecken. Das Rasseln eines solchen gepanzerten Armeekorps ist, besonders während des Nachts, wo sie am liebsten marschiren, sehr laut, gleicht einem heranziehenden Hagelschauer, und verscheucht jeden Schlaf. Am Tage, vorzüglich bei Sonnenschein, machen sie Halt, bis die Kühlung des Abends eintritt, und nur bei bedecktem Himmel setzen sie auch am Tage ihre Wanderung fort. Sie wählen instinktmäßig immer den kürzesten und geradesten Weg zum Meere; nichts lenkt sie von ihrer Richtung ab, und jedes sich entgegenstämmende Hinderniß wird von ihnen überwältigt. Treffen sie auf ihrem Zuge auf einen Stein, eine Mauer, ein Gebäude, so suchen sie diese zu erklimmen, und setzen sodann genau in der vorigen Richtung ihren Weg zum Meere fort. Sie steigen durch die Fenster, die in jenen Gegenden der Hitze wegen des Nachts immer offen gelassen werden, überraschen und erschrecken die Schlafenden in den Betten, und steigen auf der andern Seite wieder hinaus, um ihre Marschroute zu verfolgen. Stellt man sich ihnen entgegen, so heben sie drohend ihre große Scheere in die Höhe, schlagen sie mit vielem Geräusch an einander und kneipen sehr schmerzhaft. Nur wenn sie zu heftig geschreckt werden, oder beim Streite den Kürzern ziehen, weichen sie, wie in die Flucht geschlagen, zurück, und retten sich auf eilige und unordentliche Weise, um sich in kurzer Entfernung, wenn sie der Gefahr entgangen sind, wieder zu sammeln. Auf ihrem Marsche richten sie in den Gärten und Anpflanzungen vielen Schaden an, nicht sowohl durch das Abfressen und Abkneipen der Gewächse, als auch durch das Niederdrücken der Pflanzen, die, wenn ein solcher Krabbenzug eine halbe Stunde anhält, völlig zusammengearbeitet sind. Einige Wochen lang kann man in dieser Zugzeit so viele sammeln als man will, und die Neger sind in jener Zeit gar fleißig dahinter her; selbst die Schweine packen sie an und verzehren sie, aber nicht immer ungestraft, denn bisweilen hängen sie sich ihnen mit ihren Scheeren an die Schnauze, wo dann die Schweine mit großem Geschrei davon laufen. — Gelangen die Krabben endlich nach ihrem gefahrvollen Zuge und nach dem Verlust vieler Mannschaft zum Meere, so bereiten sie sich zum



35

1849

Brut- und Laichgeschäfte vor. Die Eier der Weibchen kommen einzeln aus zwei runden Oeffnungen unten in der Mitte der Schale, und bleiben dann durch ihre Klebrigkeit an den vielen ästigen, daselbst befindlichen Haaren hängen, wo sie nicht wie bei den Krebsen unter dem Schwanze ausgebrütet, sondern von dem Weibchen, das dicht an's Ufer geht und dort zu mehreren Malen die Wellen über sich schlagen läßt, in großen Eierbüschcln dem Meere übergeben werden. Hier, im Sande des Meeres, über den fortwährend die leichten Wellen rollen, werden die Eier durch die Wärme der Sonne ausgebrütet, und obwohl zu derselben Zeit, ebenfalls durch den Instinkt getrieben, eine Menge Fische sich daselbst einfinden, um an den Krebseiern ein reiches Mahl zu halten, kommen doch bald darauf Millionen kleiner Krabben von der Größe eines Pfennigs zum Vorschein, und verlassen sogleich das Element, welches sie ausbrütete, und beginnen bald darauf langsam ihren Zug in's Binnenland. — Gegen Ende Juli, oft auch schon früher, nimmt die Zahl der Krabben überall im Lande wieder zu, überall entdeckt man ihre Löcher, und die Erwachsenen, welche jährlich ihre Schale wechseln, bereiten sich vor, die alte abzulegen. Zu dem Ende füllen sie ihre Höhlen mit dürrem Grase, Blättern und selbst mit eßbaren Vegetabilien, begeben sich dann in dieselben, verstopfen den Zugang mit Sand und Erde, und harren nun ohne Bewegung, bis die Schale, welche auf dem Rücken und an den Seiten berstet, abgelegt ist. Zu dieser Zeit ist die Krabbe, welche in diesem Zustande Beutelkrabbe genannt wird, am saftreichsten, und ihr Fleisch am schmackhaftesten, und nur mit einer zarten, pergamentartigen Haut umgeben, die mit einer Menge röthlicher Adern durchzogen ist, und allmählig hart wird. Vor dem Abwerfen der Schale erzeugen sich im Leibe der Krabbe zwei bis vier Steine, welche bis dahin zunehmen, nach dieser Zeit aber sich nach und nach wieder auflösen, bis die Schale wiederum ganz vollkommen ist. — Der Turluru läuft ungemein geschwind, sucht bei Annäherung der Gefahr seine Höhle zu erreichen, läßt es aber dabei nicht allein auf seine List und Geschwindigkeit ankommen, sondern öffnet, während er sich seitwärts zurückzieht und mit der kleinen Scheere lebhaft rudernd seinen Lauf beschleunigt, seine große Scheere, um mit derselben alles zu zwicken, was er erreichen kann. Dabei läßt er auch gewöhnlich die Scheere fahren, die fast noch eine Minute lang mit unglaublicher Stärke zu zwicken fortfährt, ehe sie kraftlos abfällt, während welcher Zeit nun der Krebs, ohne auf seinen Verlust zu achten, bemüht ist, zu entwischen, zufrieden, seine Scheere bei der nächsten Verwandlung wieder ersetzen zu können. Er läßt es sich auch gefallen, bei solchen Gelegenheiten einige seiner Füße zu verlieren, um nur den Körper selbst zu erhalten; läßt diese indessen immer mit mehr Widerstand fahren, je mehr sich ihre Anzahl vermindert. — Die Landkrabbe übertrifft alle Krebs- und Krabbenarten an Wohlgeschmack. So lange sie noch mager ist, enthält sie einen schwarzen, bittern Saft, so wie sie aber endlich nach und nach fetter wird, geht dieser Saft in's Gelbliche über und gibt dem Fleische den eigenthümlichen Wohlgeschmack. Man findet sie in Menge zu allen Jahreszeiten, am besten sind sie aber in den Monaten, die kein R enthalten. Man sammelt sie des Nachts, wo sie ihre Höhlen verlassen, bei Fackelschein, gräbt sie aus, oder lauert ihnen bei Tage auf, wenn sie, auf Nahrung ausgehend, durch's Guineagras rauschen.

Die beiden andern auf unsrer Tafel abgebildeten Krebsarten sind Meerbewohner, und gehören den Hummern und Salikoken an.

Die Hummer, Astacini, haben fünf Paar falsche Füße; die mittleren Fühler sind gerade oder fast gerade, hervorspringend, hervortretend, und geben in zwei Fäden aus, die fast so lang als ihr Stiel sind; ihr Schwanz ist stets ausgestreckt, und die Füße sind meistens bewimpert oder behaart.

Ein Untergeschlecht der Hummern bildet der Gebia, Gebia littoralis, Fig. 2; er ist glatt, mit etwas geschweiften Seiten, selten über 2 Zoll lang, glänzend schmutziggrün, und Füße, Scheeren und Schnabel sind haarig. Er lebt im Meere, in Löchern, die er sich selbst in den Sand gräbt.

Bei den Salikoken, Carides, stehen die mittleren Fühler höher, oder sind über den Seitenfühlern eingefügt, und der Stiel dieser letzteren ist gänzlich von einem großen Blatte bedeckt. Ihr Körper ist bogenförmig gekrümmt, wie buckelig; die Stirne tritt in der Regel in eine meist schnabelförmige Spitze vor; die Augen stehen sehr nahe zusammen; die äußern Kinnladenfüße gleichen Palpen oder Fühlern; die Mandibeln der meisten sind zusammengezogen und am Ende gebogen; die Fühler treten stets hervor, die Seitenfühler sind gewöhnlich sehr lang und von Gestalt ganz dünner Borsten, und eben so bei den meisten Arten die Zwischenfühler. Eine Gattung derselben, Stenopus hispidus, Fig. 3, wurde von Peron in der Südsee entdeckt; der ganze Körper ist weich, die Fühler und Füße sind lang und dünn, und die des dritten Paares sind die breitesten. 7.

Des Pflanzers Woche in Louisiana *).

Howard war einer jener Pflanzer in Louisiana, die so mild und nachsichtig gegen ihre schwarzen Sclaven handelten, daß er gar häufig von seinen Nachbarn deßhalb getadelt wurde. Dagegen aber auch liebten ihn seine Leute, und nur ein einziges Mal traf es sich, daß er die möglichste Strenge anzuwenden hatte, um einen aufrührerischen Schwarzen für seine Schandthaten zu bestrafen, denn nicht häufig kamen dergleichen Handlungen vor. Mister Howard hat ein lebhaftes Gemälde vom Pflanzerleben entworfen, und wir können uns nicht versagen, seine Erzählung hier zu wiederholen.

Ein prachtvoller Morgen! Das tiefblaue Himmelsgezelt mit seinen erblassenden Sternen im Osten sich rö-

*) Nach Sealsfield, dessen Werke in einer schönen und wohlfeilen Ausgabe bei J. B. Metzler in Stuttgart erschienen sind.

thend, und durch die Magnolienwipfel am jenseitigen Ufer des Redriver, der an meiner Pflanzung vorüberströmt, wie ungeheure, seltsam große Königskronen herüber blitzend! — mir kommen zuweilen seltsame Einfälle, aber unser Louisiana ist ein halb himmlisches Land, ein wunderliches Land — das magische Helldunkel in der Glorie des Tages aufleuchtend! von ferne her der wunderbare Schwanengesang, das hellgellende Geschrei der Wasservögel durch nervenerschütternden Harmonikaton übertäubend, einzelne Silberglockentöne aus der glorreichen Kehle des Königs aller Sänger, des Spottvogels — das lauter werdende Geschwätz der Papageien und der erwachenden Picaninis (kleine Negerkinder), Mädchen und Weiber, das wie Wellengemurmel immer stärker wird; und während ihr den verschiedenen Tönen lauscht, und die Anklänge von Gottes erwachender Schöpfung eure Seele mit stillem Lob und Preis erfüllen, ein Lichtstrom, der wie auf des Allmächtigen Gebot: Es werde Licht! auf einmal und so urplötzlich hervorbricht, daß eure Augen schier geblendet werden. Und mit diesem Lichtstrom auch das lauteste Tagesgewimmel, Getümmel! — Bei uns kennt man keine Uebergänge; in unserer physischen, wie moralischen Welt, schnellt Alles, wie von Federkraft getrieben, empor — zurück; keine Dämmerung, kein Zwielicht. Winternacktheit und Frühlingsblüthen wechseln in Tagen — ihr traut euren Augen kaum. Es ist etwas Phantastisches in diesen urplötzlichen Uebergängen.

Keine Viertelstunde noch ist nach meinem Austritte aus dem Hause verflossen, als Alles in der tiefsten Ruhe vergraben lag, nun saust es, schwirrt es an allen Ecken und Enden wie Bienenschwärme. Der Zinkenschlag hat ertönt, und als wäre er der Trompetenruf einer unsichtbaren Gewalt, so prellen auch die schwarzen Dämonen aus ihren Hütten heraus, eine grünbronzene, gespenstige Bande, deren koboldartiges Treiben euch für einen Augenblick an die unterirdischen Gestalten mahnt. Zugleich sind die Wälschhühner und Hühner aus ihren Steigen, die Rinder ziehen ihren Waideplätzen zu, die Schweine und Ferkel grunzen, die Picaninis gellen, die alte Sybilla und Kalypso pfeifen, und alle und alle beginnen ihr Kauderwälsch, um sich des neuen Tages zu freuen, um zu schreien, und zu plappern, zu singen und zu springen; alles unter einander, zweibeinige und vierbeinige, befiederte und unbefiederte Kreaturen. Aus dem gestrigen, sonntäglichen Putz, den Seidenshawls, den goldenen Ohrringen, den seidenen Pantalons haben sie sich herausgeschält, sie liegen nun sicherlich im Staube oder Schmutze, denn Neger sind euch die sorglosesten Geschöpfe, die nicht über den Tag hinaus sehen. Wo ihr hinschaut, schwarze Gurkenbeine, an welchen die Waden, anstatt hinten, vorne wie angeklext sitzen, leichte, baumwollene Beinkleider, und da es noch kühler Morgen ist Hemden von demselben Stoffe.

Ihr könnt nichts Malerischeres sehen, als diese zwanzig Schwarzen, die nun Tiber, ihren Aufseher, mit offenen Mäulern anstieren. Er verkündet ihnen den Tagesbefehl, den er so eben von mir empfangen. Kaum hat er das letzte Wort herausgestammelt, als auch alle bereits sich wenden, „Massa, einen guten Morgen wünschen." Das lassen sie sich absolut nicht nehmen. Tiber ist über ihr Zögern böse, er ballt die Fäuste, er heißt sie liederliche Neger, ist ergrimmt, aber sie sind es auch. „Was Tiber ihnen sagen, sie nicht Massa sehen, und ihm guten Morgen wünschen!" — Sie Massa sehen, es ihr Massa sein, und heran kapriolen sie: O Massa, good morning, Massa! God bless Massa! (O Massa, guten Morgen, Massa! Gott segne Massa!) heulend, brüllend. „Aber Bursche," sage ich, „die Baumwolle." — Damn Cotton! (Verdammt die Baumwolle!) — „Aber Bursche, eure Pensa!" — „Damn Pensa! O Massa! Massa!" schreien sie, schwenken ihre Körbe, und ziehen ab; abziehen, was sage ich, abtanzen ist der passende Ausdruck; ihre Körbe theatralisch auf den Köpfen balancirend, gestikuliren sie, plappern, plaudern unter einander, mit Sulla, Marius, den Ferkeln, den Picaninis, allem, was ihnen in den Weg kommt, und mit einer Nonchalance, als ob es gar keine Pensa gäbe, oder es in ihrer Willkür stände, zu gehen oder zu bleiben. Der Neger, wenn er guter Laune ist, und er ist es immer, wenn sein Herr es ist — geht mit einer Grazie, einem leichten Sinn an seine Arbeit, die ihr an Weißen wieder nicht findet. Ein weißer Arbeiter mit seiner verdrossenen Tagelöhnermiene ekelt euch an, gegenüber dem schwarzen, der seiner Haltung, seinem ganzen Wesen auch bei den geringsten Verrichtungen einen Anstand zu verleihen weiß, der etwas Poetisches hat, und sich nur durch die stete Gegenwart ihrer schwarzen Gefährtinnen erklären läßt, auf deren Beifall alle ihre Gedanken, all ihr Dichten und Trachten gerichtet sind. Grade, als sie abtanzen, kommt ein Dutzend schwarzer Weiber ihnen in den Wurf, in der einen Hand die Kessel voll Wälschkornbrei, in der andern die Schinken- oder Salzfleischschnitte, die ihn zu würzen bestimmt sind. Mit chevaleresken Bewegungen und Grüßen wandeln sie an einander vorüber.

Im Vordergrunde, an den Stufen des Wirthschaftsgebäudes, seht ihr eine Gruppe, die eines Wouvermanns oder van der Velde's Pinsel würdig wäre. Es ist ein Dutzend schwarzer, halb und ganz nackter Wechselbälge, von zwei bis sechs Jahren, so kugelrund, wie die vierteljährigen Ferkel, die sie umgrunzen; zwei derselben sitzen der alten Sybille auf den Knieen, zwei andere der alten Kalypso; die übrigen balgen sich noch mit den Ferkeln, oder drängen sich an die beiden alten, schwarzen Hexen. Es ist etwas ungemein mütterlich Zärtliches in den Liebkosungen der alten Sybille. „Du Schätzchen, du kleines, kleines Negerchen — du bist mein Augapfel, mein kleiner Negerbube — des Herrn Negerbube," — gellt sie, ihn auf ihren Arm hebend, und ihre verwelkten Lippen auf seine schneeweißen Zähnchen drückend, und dann einen Kochlöffel voll Wälschkornbrei zwischen diese einschmierend, — „du Sybillens liebes, kleines Negerlein sein — du Massa's liebes Negerlein sein, du sein Augapfel sein!" schreit sie abermals, einen andern Kochlöffel voll nachsendend. Und der Affe rollt

die Augen, und die Alte schmiert dem zweiten unter ähnlichen Liebkosungen einen ähnlichen Klumpen in's Mäulchen: „Mein kleiner, kleiner Neger," und zwei frische Wechselbälge drängen sich zwischen die Knie, und die Reiter purzeln herab, und die Ferkel heran, und lecken die Ueberreste des Breies von ihren Mäulern, und alle rollen, schreien, grunzen. Es ist eine Scene zum Malen!

Aber zum Malen haben wir nicht Zeit, die Negerinnen sind mit dem Frühstücke fertig, und brechen in die Felder auf. Wir müssen nach.

Wir haben bereits seit vier Wochen Baumwollen-Ernte. Die Arbeiten der Neger sind in Pensa abgetheilt. Die Männer haben als tägliche Aufgabe achtzig bis hundert Pfunde roher Baumwolle einzusammeln; die Weiber von fünfzig bis achtzig. Der Schwarze, der seinen Korb voll hat, liefert ihn auf die Bretter vor der Cottongin *), wo die Baumwolle ausgebreitet bleibt, bis sie trocken ist, um in die Gin abzugeben, um da vom Samen gereinigt und in Ballen gepreßt zu werden. In der Regel hat der Neger sein Tagewerk um vier Uhr Nachmittags vollendet; über die übrigen Stunden bis zu Sonnenuntergang verfügt er nach eigenem Gutdünken, und verdingt sich für diese entweder an seinen Herrn, oder besorgt seine kleine Feld- und Hauswirthschaft. Gewöhnlich thun die Männer das erstere, und erhalten als Entschädigung für die Stunde acht, und wenn sie fleißig sind, bis zwölf Cents. — Die Weiber besorgen Küche und Felder, in denen sie Tabak und Gemüse, vorzüglich aber ersteren bauen, der, an unserem Redriver von der feinsten Qualität, ihnen ein sehr artiges Nadelgeld einträgt. — Alle Familien haben ihre Ferkel, Schweine und Geflügel, die in der Waldung und Pflanzung sich auf Kosten der Herrschaft umhertreiben, und die sie, wenn sie gemästet, gleichfalls an die Dampfschiffe verhandeln. Jeder Neger so wie Negerin erhält monatlich ein Buschel (90 — 100 Pfund) Wälschkorn in Kolben, die sie auf den im Camp aufgestellten Handmühlen in Grütze oder Mehl mahlen, und aus dem sie ihre Kuchen oder Wälschkornbrei bereiten. Wöchentlich haben sie ihre Rationen an Fleisch, Schinken und Salzfischen, jährlich zweimal Kleidung für Winter und Sommer. Für ersteren eine Wolldecke, die die Weiber zu Capotten verarbeiten, mit Stoffen zu Beinkleidern, — für letzteren Baumwollenzeuche. — Diese Ordnung ist gesetzlich, und findet sich auf allen nur einigermaßen respektabeln Baumwollenpflanzungen. Die Arbeit ist zudem leicht, der Gesundheit zuträglich, die Plackereien des Düngens und der schweren Feldarbeiten sind unbekannt, das Loos des Negers in materieller Hinsicht so wenig beklagenswerth, daß die meisten Familienväter bedeutende Summen zurücklegen, mit denen sie sich leicht loskaufen könnten; sie ziehen es vor, in der Familie zu bleiben, in der sie geboren, zugleich als Kinder des Hauses behandelt und zum gesitteten Leben erzogen werden.

*) Auch schlechtweg Gin genannt wird sowohl das Gebäude, in dem die Baumwolle gepreßt, als die Maschine, durch die sie vom Samen gereinigt wird, geheißen. — Letztere ist eine Mühle, gewöhnlich von Pferden getrieben, mit einer Kamm-Maschine und einem daran angebrachten Werkstuhle zum Packen der vom Samen gesonderten Baumwolle.

Heute kam der alte Peter mit seiner Familie an — Battucca-Indianer, die 24 Meilen von den Stromschnellen bei Alexandria ihr Dorf haben, und in der Regel herabkommen, in der Baumwollenernte zu helfen, und so für den Winter etwas zurück zu legen. Sie arbeiten, die Familie nämlich, Weib, Schwester und zwei Mädchen, in einem abgesonderten Felde. Dem Manne zuzumuthen, auch nur die Hand zu irgend einer knechtischen Verrichtung zu heben, gälte für tödtliche Beleidigung. Er steht, auf seinen treuen Gefährten, seine Büchse, gestützt, wie eine kolossale Bronce Statue, den Weibern und Mädchen zuschauend, und vielleicht seines Sohnes gedenkend, der als Opfer der Blutrache vor drei Jahren fiel. Ein Indianer ist ein würdevolles Bild männlicher Ruhe; unbeweglich steht er Stunden lang, oder liegt malerisch hingestreckt, an Marius, wie er auf den Ruinen Karthago's sitzt, erinnernd.

Dieselbe Ruhe herrscht auch unter den Weibern. Es kann kaum einen grelleren Contrast geben, als Indianerinnen und Neger in den Feldern arbeiten zu sehen. Die Indianerinnen, wie Automate sich von einer Baumwollenstaude zur anderen fortbewegend, höchstens forschende Blicke mit einander wechselnd — lautlos — in ihrem ganzen Wesen stoische Apathie mit einem gewissen Stolze, der die hundert und fünfzig Schritte von ihnen lachenden Schwarzen auch nicht eines Blickes würdigt.

Die Neger wieder in ewiger Bewegung, plappernd, lachend, scherzend. Hat der Neger Niemanden, der ihm die Zeit vertreibt, so wendet er sich an den ersten besten Gegenstand, der ihm in den Wurf kommt. Ein Hund, eine Katze, eine Ratte, eine Maus dienen ihm für eine Weile gleichwohl, bis etwas Neues nachkommt, und erst, wenn dieses nicht kommt, wird er übellaunig, ungeduldig, und bei dauernder Isolirung stumpfsinnig.

Einer der Zwillinge Taby's ist gestorben — in Folge der Unbesonnenheit der Mutter. Gestern Abend kehrt diese aus den Baumwollenfeldern zurück, in die sie eigentlich gar nicht gehört, und die ihr ausdrücklich untersagt worden, stellt ihren Korb mit Baumwolle auf die Treppe des Wirthschaftsgebäudes — um sogleich einem halben Dutzend Ferkeln zum Zeitvertreib zu dienen, rennt die Treppen hinan in das Wöchnerinnenzimmer, wo ihre Zwillinge schlummern; das eine, in tiefen Schlaf versunken, erschreckt sie, sie wähnt es todt, zum Unglück ist Niemand zugegen. Sie reißt es auf, schüttelt, rüttelt es, das Kind erwacht, schreit; sie vor Freude, springt wie toll herum, reißt die Fenster auf, schreit hinaus: „Kleine Picanini nicht todt, es leben!" Die kühle Abendluft schlägt dem erhitzten Kinde den Schweiß zurück. Eine Stunde darauf dringt ihm bereits der Schaum zwischen die Lippen — die Krämpfe werden stärker — alle Anzeichen des nahenden Todes sind vorhanden. Meine Frau war freilich, als sie das Geschrei

hörte, herbei gerannt, hat alle Mittel versucht, das Kind wieder in Schweiß zu bringen — Aschenlauge, Bäder — Alles wurde angewandt — die ganze Nacht beinahe gewacht — vergeblich! Um sieben Uhr Morgens starb der arme Wurm. Der Schmerz der armen Mutter ist gränzenlos. Wie eine Niobe stand sie, ihre trüben, blutig unterlaufenen Augen zum Himmel gerichtet, die straffen Arme herabhängend, keines Wortes mächtig, dann setzte sie sich auf das Bettchen des entschlafenen Kindes, die Hände gefaltet, die Zähne zusammen gepreßt. — So kommen immer trübe Regenschauer in euer heiteres Familienleben. Zugleich ist ein Sack Kaffee mit einem Hut Zucker aus der Vorrathskammer entschwunden, Keiner will der Dieb sein, der sie in Bewegung gesetzt, und von selbst können sie doch unmöglich hinter unserm Rücken lebendig geworden sein. Um neununddreißig Pfunde Kaffee, einen Hut Zucker und ein Picanini minus, und die Gewißheit, einen schwarzen Spitzbuben im Hause zu haben. Man möchte die Geduld verlieren.

Es gibt Menschen, die da fest glauben, das Leben eines Louisianapflanzers sei ein fortgesetztes Sybariten-Schwelgen, und die Wahrheit ist, daß unser Pflanzerleben der Bequemlichkeiten des Lebens, des wahren Comfort, weit weniger darbietet, als das nordische Bürgerthum, dem weit minder Wohlhabenden.

Nehmt nur zum Beispiel unsere Tafel. Diese besteht nun bereits seit mehreren Tagen in Schinkenschnitten, Wälschkornkuchen, gebratenen Kartoffeln, die ein Luxusartikel sind, da sie aus Island eingeführt werden, und zur Abwechselung in Mackarels, einem Huhne oder Wälschhuhne, von welchem immer einer oder der andere der sich unpäßlich befindenden Neger seinen Antheil erhält. Freilich läuft uns das Wild vor der Nase herum, Hirsche, Bären lassen sich alle Tage an den Rändern des Waldes blicken, schwimmen über den Fluß, Wildgänse, Enten schwirren euch zu Tausenden, Hunderttausenden über die Köpfe hin, oft könnt ihr euer eigenes Wort nicht vor ihrem Geschrei verstehen; aber ihr habt nicht die Zeit, an's Schießen zu denken, und schießt ihr sie, so ist zwei gegen eins zu wetten, daß irgend ein Alligator vor euch da ist, die Beute in Empfang zu nehmen. Von diesen Alligatoren und Snapping turtles (eine Art giftiger Schildkröten) wimmelt es im Flusse und dem See im Süden der Pflanzung, so wie der Bayou's, die uns umgeben. Hunde und Neger zittern, so wie sie eine der letzteren sehen, ihr Biß ist sehr gefährlich. So denkt man bei uns gar nicht auf die Jagd, selbst wenn die fieberische Hitze sie erlaubt. Wir haben den ganzen Tag die Hände so voll zu thun, daß nur die pünktlichste Ordnung uns aus diesem Wust, diesem Treiben bringen kann. Vom frühen Morgen ist meine Frau in Bewegung. Die Picanini's müssen versorgt, den Familien ihre Rationen vertheilt, ihnen selbst muß, wo sie gehen und stehen, nachgesehen werden. Eine Negerin wirft das Kleid, das sie am Sonntage Nacht abgelegt, nie in ihre Kiste; nein, geradezu auf die Erde, die ganze Woche tritt sie darauf herum, und wundert sich recht naiv am nächsten Sonntage, daß es schmutzig und voll Löcher ist. Ihre Rationen an Wälschkorn, wenn nicht jedesmal nachgesehen wird, könnt ihr versichert sein, sind eine Stunde darauf, nachdem sie ihnen ausgetheilt worden, eine Beute der Borstenthiere und Wälschhühner. Je nachsichtiger ihr seid, desto ärger das Uebel. Des Schmollens, Zankens ist kein Ende, daher haben auch die Kreolinnen in der Regel eine unlieblich kreischend zänkische Stimme; selbst Louisens, meiner Frau, Akkorde beginnen den schrillen Ton anzunehmen. Stets ist sie auf den Beinen, hinter ihr her Psyche mit zehn Schlüsselbunden, ewig aufschließend, zuschließend; läßt sie die Thüre einer Vorrathskammer auch nur zehn Minuten offen, so ist sie zur Hälfte oder ganz geleert. Sie stehlen auch, diese Neger, ärger als die Raben, verbergen das Gestohlene, wo sie können, und werfen, was sie nicht bergen können, geradezu weg. Kaffee, Zucker, Salzfleisch, besonders Gewürze, die sie zu Kochlöffeln voll in ihre Speisen werfen, verschwinden so. Der Kaffee und Zucker von gestern ärgert mich abscheulich. Die Vorrathskammer blieb keine zehn Minuten offen, der Riegel war aus Versehen nicht eingefallen — weg sind Beide — Keiner will etwas wissen. Unterdessen haftet auf Hannibal der größte Verdacht. Er ist ein arger Dieb, und aus seinen tückischen Tigeraugen leuchtet nichts Gutes heraus.

Während Mistreß Howard den Haushalt von fünfzig Negern besorgt, gewiß keine Kleinigkeit für eine neunzehnjährige Dame, liegt mir die Plackerei der Aufsicht über die Felder, die Baumwollen- und Wälschkorn-Ernte, die Cottongin, und tausend andere Dinge ob. Nur die genaueste Kenntniß von dem, was jeder zu leisten im Stande ist, kann euch vor Betrug und Ruin sichern. Zeitungen, Brochuren, neue Werke kommen täglich an, liegen aber seit Wochen uneröffnet; wo sollte man die Zeit hernehmen — wo die Lust!

Der Wind hat sich seit gestern gewendet. Wir haben Südost bei Süd — das Thermometer steht auf 77°; die Hitze wäre zu ertragen, aber die Dünste, die Dämpfe, es ist zum Ersticken schwül — unsere größte Wollust ist, täglich ein Dutzend Hemden zu wechseln — ich bin am achten, in das ich mit Hülfe Bangors krieche, und kaum so viel Luft erschnappe, um „ein Glas Limonade" herauszukeuchen. Und Bangor läuft in den Saal: Maam, Massa Glas Limonade!

Wo denkt Mister Howard hin! höre ich meine Frau ausrufen, und sehe sie sofort an der Schwelle unseres Schlafzimmers erscheinen.

Wo denkst du hin, Georg? Limonade! — Ein Glas Wasser mit Madeira oder Bordeaux.

Lieber Limonade, Louise!

Kann nicht sein, Georg, du gehst wieder in die Felder; Limonade ist schweißtreibend, schwächt den Magen.

Höre Louise, du bist doch so hart, so hart! — Nun, so gieb den Madeira, oder Bordeaux!

Louise ist beruhigt, als sie mich trinken sieht, und legt ihren Arm um meinen Nacken. — Sie ist eine Kreolin, die in diätetischer Hinsicht nicht vorsichtig genug sein zu können glaubt, und darüber oft zur Wärterin wird. Ich öffne Abends, wenn der Luftzug erquickende Kühle verspricht, die Fenster; aber heranschwebt Louise, und schließt, ohne ein Wort zu sagen, das Fenster. „O, so schließe doch das Fenster nicht." „Nachtzug, theurer Georg, du weißt, Nachtluft, und besonders Zug ist gefährlich," und das Fenster geht zu ohne Gnade und Barmherzigkeit. Psyche kommt mit der Limonade, aber herantritt Louise, und schüttet sie in die Kühlpfanne! Und doch darf ich nicht böse werden, denn sie hat Recht und meint es so gut!

Wie wir nun beim Theetische sitzen, Psyche Louise und mir die Ohren voll schwatzend, erhebt sich auf einmal unter den heimgekehrten Negern ein wüster Lärmen. Ich bemerkte bereits etwas wie Zwiespalt in den Feldern, und während des Ablieferns der Baumwolle; nun ist er, scheint es, in vollem Ausbruche, ich setze grade die Tasse an den Mund, als ein lautes Klatschen sich hören läßt; „Hannibal," schreit Psyche, „dem Tiber eine Maulschelle gegeben." Noch blieb ich sitzen, aber Tiber gab jetzt einen so unnatürlich gellenden Laut von sich, daß Louise die Tasse fallen läßt, und erschreckt zum Fenster sprang. „Um Gotteswillen, Howard," schreit sie, „Hannibal erwürgt Tiber!" Ich war mit einem Satze auf, mit dem zweiten draußen. Tiber ächzt unter den Händen Hannibals, der, wie ein Tiger ihn in seinen Klauen hält, und nicht loslassen will. Erst beim zweiten Schlage läßt er ihn fahren und schießt einen Blick auf mich, wie die Tigerkatze auf den Löwen, der ihr die Beute entreißt. — Tiber schreit: „Boe! Boe! Kaffeedieb! Kaffeedieb! — meine Nase abgebissen! Boe! Boe!" — Tibers Nase ist abgebissen, und der Bösewicht, ihre Reparatur unmöglich zu machen, denn wir hätten sie doch noch angenäht, hat sie mit dem Fuße zertreten. Meine virginischen Neger kommen endlich herbei und bringen Ketten. Hannibal wird gefesselt, in das Gefängniß abgeführt, Tiber in das Krankenzimmer, um mit Eissig gewaschen und verbunden zu werden. Ich bin nicht leicht aus der Fassung zu bringen, aber die tückische Bosheit des Buben hat mich so furchtbar empört, daß es das ganze Gewicht Louisens bedurfte, mich in Schranken zu halten.

(Abends 6 Uhr.) Das Verhör gibt betrübende Resultate. Es findet sich, daß Hannibal den Sack mit neunundreißig Pfunden Kaffee, nebst Hut Zucker, aus der Vorrathskammer in das Wöchnerinnen-Zimmer, und zwar in seinem Korbe getragen, da unter Taby's Bett geworfen, und daß diese, weit entfernt, Gewissensscrupel zu verspüren, oder ihres Mannes Dieberei zu mißbilligen, nicht säumte, den Diebstahl zu hehlen. Einen Theil trug sie in ihren Rocktaschen in ihre Hütte, das Meiste aber in die Felder, um es in den noch hie und da umherliegenden, hohlen Kottonbäumen zu verstecken. Das also die Ursache ihres Dranges, Baumwolle zu pflücken, und des Todes ihres armen Picanini! Das Schlimmste aber ist, daß die Eheleute zehn meiner neu angeschafften Neger in's Komplott zogen, die ihnen Beistand leisteten. Lange konnte jedoch die Sache nicht verborgen bleiben, meine Virginier merkten Unrath, und zeigten es Tiber an, der grade auf dem Wege in das Haus war, um mir das Ganze zu berichten, als ihn Hannibal anfiel und ihm die Nase abbiß. Ich hatte dem Burschen nie recht getraut, und meine Frau eben so wenig der Taby. An Beiden versuchten wir jedoch, was Güte und Milde zu bewirken im Stande wären. Sie hat die letzten vier Wochen ganz von unserer Tafel gelebt, und war mit Liebesbezeugungen überhäuft worden; das der Lohn dafür.

Grade wie die Glocke das Zeichen zum Frühstück gibt, rudert das Dampfschiff „the Redriver" dem Ufer zu, und mein Schwiegervater Menou mit zwei fremden Franzosen steigt an's Land. Louise eilt dem Papa mit einem Herzklopfen entgegen, welches diesen stutzen macht. Sie hat — das arme Kind, die ganze Nacht kein Auge zugethan, glaubte, unsere Neger würden jeden Augenblick losbrechen, sah Haus und Hof in Brand, mich erwürgt; und jetzt rennt sie, bewegt, wie sie ist, auf den lieben Papa zu, fällt ihm in die Arme und ruft: „O, Papa! wie froh sind wir, daß Sie kommen!" und erzählt die ganze gestrige Begebenheit. Menou räth mir, meine Neger strenger zu halten, und während wir noch plaudern, läßt sich vom Ufer her eine jugendliche Stimme hören.

„Hallo, Bursche, setzt eure Vordersegel ein, und nehmt meine Yolle in's Tau; die Koffer, die am Ufer stehen, meine ich." Diese Worte rief ein junger Mann meinen gaffenden Negern freundlich stolz zu. Ich schaue und höre nicht wenig verwundert. Der junge Mann tritt auf mich zu, und fragt: „Ich glaube, ich habe die Ehre, mit Mister Howard zu sprechen?"

„Das bin ich; wen habe ich das Vergnügen, vor mir zu haben?"

„Einen Freund Mortons."

Dann sind Sie willkommen, herzlich willkommen. — Wie lebt mein alter Freund Morton?"

„In der Erinnerung der glücklichen Jugendtage, die er mit Ihnen genossen. Mein Name ist Granby."

Und der junge Mann überreicht mir seine Empfehlungsschreiben. Er will sich nach einigen Jahren gleichfalls in Louisiana niederlassen, zuvor aber als Aufseher auf einer respektabeln Pflanzung die Eigenthümlichkeiten unseres Bürgerlebens kennen lernen.

Nach dem Frühstücke schlug ich einen Spaziergang durch die Pflanzung vor. Wo wir hinkommen, neigen die Neger ihre Wollköpfe höchst demüthig, und ein dumpfes Gemurmel läßt sich hören: Gott segne, Massa! Guten Morgen, Massa!

Es that mir wohl, dieses Gemurmel, ungemein wohl!

„Man sieht sogleich," bemerkt Granby, „daß Ihre Sclaven nicht mit der Peitsche regiert werden. Das ist meines Vaters Art und Weise auch. Ernst mit Ge-

lassenheit, ein stetes Sichgleichbleiben — führen richtig zum Ziele; die Peitsche so wenig als möglich gebrauchen, aber wenn sie nöthig ist, dann auch nicht schonen; ein Hieb, zur rechten Zeit angebracht, kann unabsehbarem Unheile vorbeugen."

Der Mann spricht mir ganz aus der Seele. Wir treten im Verlaufe der Unterhaltung in das Gefängniß, wo Hannibal gefesselt liegt. Er hockt halb, halb liegt er, ohne aufzublicken. Wie ich ihn anrede, schießt er einen tigerähnlichen Blick auf mich, und stiert dann wieder auf die Erde. Der junge Granby schüttelt den Kopf, als er das frühere Leben des Sclaven hört. Papa Menou hat ihn mit Taby vor etwa acht Wochen für eine Schuldforderung von tausend Dollars übernommen. Die Eheleute sind vierzehnhundert werth, aber der Mann besitzt eine unverbesserlich tückisch-störrische Gemüthsart, und ist bereits mehrmals entlaufen. In seinen Zügen liegt etwas schrecklich Thierisches. — Granby ist der Meinung, daß ein solches Individuum bei der Abgelegenheit meiner Pflanzung immer mehr oder weniger gefährlich sei, doch wolle er in einem so wichtigen Falle nicht auf der Stelle aburtheilen. Er räth an, den beiden Eheleuten ihre Verbannung nach Nachbar Merveille's Zuckerpflanzung zu verkünden, sie mittlerweile scharf zu beobachten, bis auf den Punkt der Einschiffung zu bringen, und wenn sich Reue und Zerknirschung zeigen, sie auf seine — Granby's Vorbitte zu begnadigen. Es würde ihm sehr erwünscht sein, seine Laufbahn in Louisiana mit einem Gnadenakte zu beginnen.

Nachmittag 4 Uhr.

Die Atmosphäre ist trübe, zum Ersticken schwül. Eine todte Windstille mit Millionen, Milliarden kleiner und großer Muskito's, die euch durch die Kleider, durch die Haut dringen. — Böse Vorboten diese! Die beiden Franzosen sind im Zustande der Auflösung, uns geht es nicht viel besser! Wein, Speisen, Alles steht unberührt. Ist es Wirkung der fieberischen Temperatur oder üble Laune, die mich so ahnungsvoll düster umhertreibt, matt und todesmüde, und doch so unruhig? Ich fühle wie vor zwei Jahren an demselben Tage — es war der 28. September, werde ihn in meinem Leben nicht vergessen — war auf dem Scipio im Golf von Mexiko; eine ähnliche todte Windstille, Schwüle, Hitze, Mattigkeit, die Haut so klebrig, als wäre sie mit Schreinerleim bestrichen; um 4 Uhr war unser Scipio ein so stolzer Dreimaster, als je auf dem grünen Wasser wogte, eine halbe Stunde später hatten wir zehn Fuß Wasser im Kielraume, alle Masten über Bord, die Schiffsgeländer alle gebrochen, die Boote gleichfalls, das Schiff jede Sekunde daran, in den Abgrund zu versinken. — Und diese ist grade die nämliche Orkan-Atmosphäre.

Meine Neger sammeln sich mittlerweile vor dem Hause, ihre Blicke sind unruhig, besonders herrscht unter den Schuldigen ein ganz eigenes Gemurmel; Papa Menou, ich und Mister Granby treten auf die Piazza, vor der sie in Reihe und Glied aufgestellt sind. Ich präsentire ihnen ihren neuen Aufseher, dem sie in allen Stücken zu gehorchen haben. Ein Geflüster, Gelächter, Gespötte, ganz in der Manier von Matrosen, die ihren neuen Schiffslieutenant zum ersten Male sehen, und auch zugleich über den neuen Ankömmling ihre Glossen machen, die, wie sie wohl wissen, sich später nicht mehr machen lassen. Sie stieren ihn einige Augenblicke an, als wollten sie ihn verschlingen, blinzeln, nicken sich zu, scheinen die Schwachheiten des neuen Befehlshabers aus seinen Augen herauslesen zu wollen, murmeln aber ein zufriedenes „schönen Dank, Herr, schönen Dank, daß Sie uns einen Tennesseer und keinen Franzosen oder Kreolen geben!" Die Weiber kichern, auf einmal jedoch halten sie inne — Todtenstille herrscht. — Ich hatte Pompey und Tully den Wink gegeben, Hannibal und Taby vorzuführen.

Der Neger kömmt einhergeschritten, ohne aufzublicken, stellt sich vor uns hin, und hört mich an ohne eine Miene zu verziehen. — Taby jedoch beginnt zu heulen, wie ich den Beiden ihre Undankbarkeit und grobe Falschheit vorhalte, von eigentlicher Reue ist aber auch an ihr nichts zu spüren. Wir standen eine Weile, die beiden Eheleute betrachtend. — Menou zuckt die Achseln, Granby schüttelt den Kopf, und ich spreche das Urtheil aus, daß sie als Diebe und Verführer ihrer Mitneger mit dem Dampfschiff Montezuma in die Zuckerpflanzung Merveille's abgeführt werden sollen.

Bei dem Worte Zuckerpflanzung schauderten alle. Hannibal schoß einen wüthenden Blick auf mich. Taby sprang vor, und warf sich mir zu Füßen: „Sie es nicht mehr thun — sie Hannibals Weib nicht mehr sein wollen — er böser Neger, er sie angestiftet, verführt — sie Massa beschwören, er sie nicht abzusenden, sie brav werden." — Menou flüstert mir zu, den letzten Auftritt abzuwarten, Granby ist derselben Meinung, Eheleute zu trennen, ist grausam, aber der Verführten gleiche Strafe mit dem Verführer zuzumessen, ist es noch mehr. — Und doch kann Hannibal auf keine Weise auf der Pflanzung bleiben. Ich stand unschlüssig. Während dem hatten Pompey und Tiber die Effekten Hannibals und Taby's aus ihrer Hütte gebracht, und trugen sie dem Ufer zu, wohin wir uns gleichfalls begaben. Das Brausen des Dampfschiffes war deutlich zu hören, bald erblickten wir es selbst, und auf das gegebene Zeichen kam es an den Landungsplatz heran. Ich ging an Bord, um den Kapitän von unserem Vorhaben zu unterrichten. Er versprach, den Neger richtig abzuliefern, und sandte ein paar Bootsleute an's Ufer, ihn in Empfang zu nehmen. Einige Worte richtete ich nochmals an ihn, ihn all' die Weile scharf fixirend, und dann winkte ich den Matrosen, ihn fort zu nehmen. — Er schritt entschlossen zwischen den beiden Bootsleuten den Brettern zu, die ihn an Bord des Dampfschiffes bringen sollten; da angekommen, stutzt er einen Augenblick, stiert wild um sich, die Hände waren ihm frei gegeben, nur die Füße waren leicht gefesselt — ehe es sich die beiden Matrosen versehen, wirft er den einen mit einem Stoß auf die rechte, den andern auf die linke Seite,

springt mit beiden Füßen zugleich vor, fällt aber, wälzt sich, rollt sich wie eine Schlange mit unglaublicher Schnelligkeit, und dem Rufe: „Hannibal nicht in die Zuckerpflanzung gehen," an den abschüssigen Uferrand, und wirft sich mit einem plötzlichen Rucke in den Fluß, der, wenigstens dreißig Fuß tief, ihn sogleich in seine verschlingenden Arme reißt.

Lautes, rohes Geschrei, Gebrülle, Gelächter an Bord.

„Fünfhundert Dollars zum T . . . . !" ruft einer.

„Holla, die Alligatoren und Snapping Turtles haben einen Leckerbissen!" ein anderer.

„Zehn Dollars — er sinkt."

„Ist gesunken!" —

Weiter hörte ich nichts, sah nur des Negers Hand nochmals aus dem Wasser emporgestreckt, der schrille, nervenzerreißende Schrei der Todesangst gellte mir bereits aus den Fluthen in die Ohren. — Ich war von der einen Seite in den Fluß gesprungen, hatte seine Hand erfaßt, Granby von der andern den Wollschopf des Negers ergriffen. Ein Seil, das eben so schnell uns zugeworfen wurde, brachte uns an's steile Lehmufer, an dem wir wie drei Gehängte empor gewunden wurden. Ich eile zu Louisen, die ihrem Vater ohnmächtig in die Arme gesunken — noch mit ihr beschäftigt, höre ich die gurgelnde Kehlenstimme Hannibals: „Massa Hannibal todtschlagen, aber nicht in die Zuckerpflanzung verkaufen."

Das sollst du nicht — wenigstens nicht für dieses Mal — ich hoffe, du wirst dir's zur Warnung sein lassen.

Dieser Tag ist ein Unglückstag — das größere Uebel kommt, fürchte ich, noch nach. Wollen die Kleider wechseln. — Es wird mit jeder Minute unheimlicher. Vom Himmel ist seit zwei Stunden nichts mehr zu sehen. Die Luft, die uns umgibt, ist keine Luft mehr, es ist dicker, stinkender Dampf, so schwer, daß euch die Lungen das Athmen versagen. Es ist, als ob alle unsre tausend Sümpfe, Seen und Bayous ihre giftigen Miasmata uns zugesandt hätten, um die ganze Wuth der Elemente auf uns herabzuziehen. Eine unbeschreibliche Müdigkeit, Mattigkeit, Bangigkeit hat alles Lebendige ergriffen; selbst der Bullfrosch und Alligator sind verstummt, nur die Stimmen unserer Neger sind zu hören, aber so unnatürlich hohl tönen sie euch in die Ohren, als kämen sie aus wässerigen Gräbern. — Sie bringen die auf den Brettern zum Trocknen ausgebreitete Baumwolle in die Gin. Mister Granby rennt an mich heran, der ich aus dem Camp komme, und deutet auf einen grellgelben Streifen, der grausig am südöstlichen Himmel gegen uns heraufzuziehen beginnt; nur ein Luftzug keucht stöhnend nach, so giftig, dampfbadheiß, daß euch alle Glieder und Knochen eures Leibes schwer, unerträglich werden. „Das ist ein ominöser Bote, Mister Granby. Nehmen Sie noch zehn Hände, daß die Baumwolle so schnell als möglich in die Presse kommt." Ich stoße in's Lärmhorn, die Neger, die noch im Felde sind, eilen herbei — „Pompey, Cäsar, Tully, bringt die Kähne in Sicherheit, wir dürften sie brauchen. Plato, Cyrus und Tiber, stellt die Feuerspritze hinter die Cottongin!"

Noch ist die Sonne am Himmel, aber es ist stockfinster. Sie wirkt wunderbar auf uns ein, diese Finsterniß bei Tage, diese Laternen, die sich aller Orten kreuzen, und auf zehn Schritte nicht mehr zu sehen sind, und das Geschrei und Geheul, das euch von allen Seiten in die Ohren schlägt; auf einer Fregatte während eines Nordweststurms kann es nicht ärger zugehen. — Die beiden Franzosen kommen aus der Gallerie heraus getaumelt, und sinken auf der Piazza vor Müdigkeit nieder. Kein Wunder! die Luft ist so erstickend geworden, daß die Lichter nicht mehr brennen, blos flimmern, matt und lebensmüde.

Auf einmal schreit einer der Franzosen, auf einen lichten Punkt deutend, der sich in der chaotischen Finsterniß fahlhell ausnahm: „Was ist das?"

Ich schaute, es war Licht, aber kein Laternenlicht, es war eine Flamme — Feuer. „Feuer in einer der Negerhütten! Gott gnade uns!" rufe ich.

Der Anblick hatte mir meine ganze Kraft wieder gegeben. Ich sprang auf die Helle zu, als wäre ich von einem loskrachenden Pulverfasse fortgeschnellt. Die Helle wurde stärker, je näher ich kam, zur Flamme, die aus einer der Negerhütten brannte. — Wie ich darauf zuspringe, kommt mir Taby entgegen. „Der Bösewicht!" heult sie, „mich gewürgt, mich geschlagen, er die Hütte angezunden — er fort sein — er entsprungen. O Massa, meine Hütte, Taby's Hütte!"

Ich stürze der Hütte zu. Das Feuer brennt in ihr, und leckt zur Thür und zum Fenster hinaus; so furchtbar schwer ist aber der Druck der Atmosphäre, so erstickend die Dämpfe, daß die Flamme im Kampfe mit dem wässerigen Elemente sichtbar unterliegt. Ich schlage die Thüre, die Läden zu, schreie nach der Spritze, springe, ihre Ankunft zu beschleunigen — als sich auf einmal ein Brausen hören läßt, ein Gezisch, Gegisch, als wären hunderttausend Ventile von tausend Pferdekraft Dampfkesseln auf einmal geöffnet, ihre grausig sprühenden Dampfmassen uns entgegen zu speien. — Ich sehe empor. — Der grellgelbe Streifen mit fahlen Rändern ist zum ungeheuren, gähnenden Schlunde geworden, der Himmel inmitten entzwei gerissen, und wie ein endloser, über das ganze Firmament heraufgelagerter Löwe liegt es über uns, den furchtbaren Rachen öffnend.

Ich hatte nur noch die Zeit, dem Hause zuzuspringen. Wüstes Geschrei, Jammern, Verwirrung aus der Cottongin heraus, wohin Menou mit Schwarz und Weiß sich geflüchtet. Ich rufe nach Granby, springe der Thüre zu, in dem Augenblick öffnet das furchtbare, fahle Phantom seinen Rachen, abermals das kochend zischende Gebrause, und dann ein Pfeifen, Heulen, ein Tanz der Windsbraut, so entsetzlich, daß die uns umgebenden Riesenwälder krachen und jammern, als flehten sie um Hülfe bei uns schwachen Sterblichen. Die Wogen des Flusses rauschen rückwärts, ihr Schaum gischt uns in die Gesichter, die Wälder krachen, die stärksten

Bäume brechen mit Donnergetöse zusammen. — Es vergeht uns Hören und Sehen — die Sinne schwindeln.

Ich stand betäubt, keines Wortes mächtig, Granby neben mir, die Richtung des Luftstroms erforschend. Noch ist das furchtbare Element im Kampfe begriffen, es hat sich noch keine bestimmte Bahn gebrochen. Weder Donner noch Blitz ist zu hören oder zu sehen, aber jetzt kommt ein Luftstrom, zuerst in Absätzen, er dauert eine Minute, hält inne, wie um frische Kraft zu sammeln, ein Innehalten, grausenhaft zu hören, denn die verhaltene Wuth des Elementes scheint sich in den Erdball einwühlen zu wollen, um ihn mit seiner ganzen Kraft zu erfassen, und mit sich fortzureißen.

„Jetzt ist es Zeit, Mister Granby! In das Wirthschaftsgebäude mit Allen! folgen Sie mir. Es liegt auf der Leeseite*) des Luftstroms."

Ich springe in die Baumwollenpresse, rufe nach Louisen, Louise nach mir, sie klammert sich an mich. Ich hebe sie in meine Arme, und renne mit der lautlos sich Anschmiegenden dem Wirthschaftsgebäude zu; laufe wieder zurück, fasse den sich sträubenden Menou, trage ihn halb, halb schleppe ich ihn dem sichern Hause zu, die Neger folgen wie Kinder, jammernd, wimmernd; von allen Seiten fliegen Aeste, Zweige, ganze Baumstämme an uns vorüber. — Wieder erhebt sich der heulende Luftstrom, das Gebrülle wird erschütternd, ein entsetzliches Krachen, der Luftstrom faßt seine Beute, die Grundpfeiler der Cottonpresse wanken.

„Gott gnade uns!" schreit Menou, „dieser Windstoß vor zehn Sekunden, und wir waren Alle des Todes!" Seine Worte sind noch nicht ausgesprochen, der Luftstrom braust stärker, dazwischen ein entsetzliches Krachen; es ist furchtbarer, als der stärkste Schlachtendonner, tausendjährige Lebenseichen brechen wie Kartenhäuser zusammen — Balken fliegen, Fenster klirren — auf einmal ein erschütternder Stoß, Riß — das Dach der Cottonpresse ist wie mit einer Zehntausend-Pferdekraft abgerissen! — „Rettet euch!" schreien zwanzig Stimmen, verhuschen aber in demselben Augenblick in ein klägliches Wimmern, denn nun beginnt ein Tosen, ein Sausen, Brausen, ein Brüllen des rasenden Elementes, so furchtbar, daß mir wirklich in diesem Augenblicke bangte, Land, Häuser, Felder, Wälder und Hütten würden von dem furchtbaren Orkane gehoben und in alle vier Enden der Erde gerissen werden.

So dauerte es zehn gräßliche Minuten.

Auf einmal schlagen Flammen in das mit Laternen matt erleuchtete Haus. Neues Jammern, Geheul der Neger, die sich wie Schafe zur Thüre drängen, „Massa, uns um Gotteswillen hinaus lassen, wir verbrennen!"

„Ruhig," schreie ich, — Stille!" —

Ich öffne die Thüre, — Balken, Bäume, Pfosten kommen noch immer, wie ein Kartätschenhagel während einer Schlacht angeflogen. — Aber ich muß hinaus! „Louise, halte mich nicht, die Feuerbrände fliegen in allen Richtungen. Granby, kommen Sie!" wir sprangen zur Thüre hinaus.

Feuerbrände leuchten vom Ufer her, aber es ist keine helle Flamme — angebrannte, rauchende Stämme, die vom Luftstrome fortgerissen, an das Ufer, in den Strom geschleudert worden. Mein Haus, sehe ich, steht unversehrt. Und wie ich darauf zugehe, ruft eine freundlich sanfte Stimme Gottes Segen aus dem Sturme herab.

„Wer ist es, der hier spricht?"

„Der Herr prüft, die er liebt!" antwortete die Stimme.

Sind Sie es, ehrwürdiger Vater Hyacinth, in diesem entsetzlichen Sturme?"

„Ich bin es," sprach der Diener des Evangeliums, der während des gräßlichen Orkanes in meinem Hause Schutz gesucht und gefunden hatte.

„Sehen Sie das Feuer?"

„Der Herr prüft, aber vernichtet nicht. Das Feuer ist dem Flusse zugetrieben. Es ist eine Ihrer Negerhütten."

(Schluß folgt pag. 282.)

Die Schlangengurken.

(Tafel 36.)

Die Schlangengurken oder Schlangenkürbisse, Trichosanthes, auch Schlangenhaar und Haarblume genannt, sind rankende Kräuter mit herzförmigen Blättern, und schönen, großen, weißen Blumen, meist in Trauben, die fast in allen heißen Ländern, besonders aber in China und Ostindien, in Süd-Amerika, Westindien und den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten gefunden werden, und der achten Ordnung der zwanzigsten Klasse Linné's angehören, nach der natürlichen Ordnung aber den Cucurbitaceen beigezählt werden müssen. — Es sind wahre Zierpflanzen, und vier Arten derselben, die gemeine, die doldenartige, bittere und dreiblätterige, haben sich bereits in unsern Gärten und Gewächshäusern eingebürgert.

Die gemeine Schlangengurke, Trichosanthes anguina, hat fünfeckige, kletternde, lange, behaarte Stengel, die sich an Bäumen, Sträuchern und Latten hinaufziehen, Ranken, und herzförmige, mittelgroße, gezähnte Blätter, die mit drei Hauptlappen besetzt sind; im Mai und Juni entwickeln sich bei ihr die achselständigen, weißen, langröhrigen Blumen, die am Rande jedes Blumenblattes mit weißen Fäden eingefaßt sind, und ihnen folgen 3 bis 3½ Fuß lange und nur 2 Zoll dicke, walzige Früchte, die wie Schlangen durch einander gewunden, graulichgrün und mit Mehl bestreut, alt aber feuerroth, und wie mit dünner, papierartiger Haut überzogen erscheinen, die leicht zerreißt. Die ganze Pflanze riecht unangenehm und schmeckt bitter; eben so die Frucht, die aber, wenn sie erst etwas über einen Fuß lang ist und unreif gekocht wird, be-

*) Der dem Winde abgewandten Seite.



1849. 30

sonders wenn man das erste Wasser von ihr weggießt, ein recht gutes Gemüse gibt. Die reife Frucht wirkt stark purgirend und wird als kräftiges Mittel gegen den Bandwurm gebraucht.

Die doldenartige Schlangengurke, Trichosanthes cucumerina, stammt aus Ostindien, wo sie am besten auf Sandboden gedeiht, umherkriecht, und sich mit ihren Ranken an Bäumen anheftet. Ihr Stengel ist, wie bei der vorigen, fünfeckig und haarig; die Blätter sind handgroß, herzförmig, eckig, und mit weißen Rippen versehen, die Ranken gespalten; die Staubblüthen stehen zu dreien auf einem Stiel, die Samenblüthen einzeln; sie sind sämmtlich klein und mit krausen Haaren versehen. Die Früchte erreichen die Größe eines Hühnereies, sind länglich, kegelförmig, gelblich, unreif weiß getüpfelt, dreifächerig, und enthalten fünf bis sechs Samen in rothen Hülsen. Man benutzt die Früchte zum Erweichen von Geschwülsten, den Wurzelsaft als Purgiermittel, und den Absud der Samen gegen Grimmen.

Die bittere Schlangengurke, Trichosanthes amara, ist auf St. Domingo und allen größern, westindischen Inseln heimisch. Ihr Stengel ist rund und glatt mit einfachen Ranken, die Blätter sind herzförmig, dreilappig, rauh und mit aschgrauen Flecken bezeichnet; die Blumen weiß, und wie die der gemeinen Schlangengurke gefranzt; die Frucht ist fünf Zoll lang, gleicht einer Birne, und ist glatt, grünlich und gestreift. Das Fleisch derselben ist weiß und sehr bitter, und wird zum Tödten der Mäuse und Ratten verwendet. Die zahlreichen, kleinen und braunen Samen werden nicht benutzt.

Die dreiblätterige Schlangengurke, Trichosanthes trifoliata (auch nervifolia), wächst in Ostindien wild in Bambuswäldern, und wird daselbst auch häufig angebaut. Der kletternde, mit einfachen Ranken versehene Stengel ist haarig, die länglich herzförmigen Blätter stehen zu dreien, sind rauh und gezähnelt, und die großen, seidenartigen, gelben Blumen haben blaue Kelchlappen und purpurrothe Beutel; die länglichen, gelblich-röthlichen Früchte gleichen Aepfeln, haben eine holzartige, mürbe Schale, und enthalten ein hochgelbes, unschmackhaftes Fleisch. Die jungen Blätter der Pflanze werden in ihrem Vaterlande als Gemüse gegessen, der Saft derselben, mit Palmenwein vermischt, gegen Wassersucht und Lähmungen angewendet, und die Wurzel, welche wie Seife schäumt, zum Waschen benutzt.

Die Beschreibung einer neuen Schlangengurke, der Trichosanthes colubrina, deren Same vor zwei Jahren zuerst aus Süd Carolina zu uns kam, entnehmen wir dem neuesten Hefte des, allen Garten- und Blumenfreunden auf's Angelegentlichste zu empfehlenden „Deutschen Magazins für Garten- und Blumenkunde; herausgegeben von Wilhelm Neubert, 1849, 8°., Stuttgart bei C. Hoffmann," dessen regsamer Herausgeber unablässig bemüht ist, die Erfahrungen und Entdeckungen des Auslandes den deutschen Gartenliebhabern und Blumenfreunden in gediegenen Abhandlungen bekannt zu machen, und fügen derselben auf beiliegender Tafel eine Abbildung bei, die wohl die erste sein dürfte, die von der interessanten Pflanze in Deutschland aufgenommen wurde.

„Die Pflanzen aus der Familie der Cucurbitaceen," sagt der Herausgeber des „Deutschen Magazins," im achten Hefte, „sind im Allgemeinen bemerkenswerth durch ihren pittoresken Habitus, durch die Fülle ihrer Blätter, den Umfang und die Eigenthümlichkeit ihrer Früchte, oft auch durch die Größe und Schönheit ihrer Blüthen. Außer einigen für die Küche oder für die Medizin bestimmten Arten sieht man aber wenige in Kultur."

„Die als Trichosanthes colubrina bezeichnete Art ist eine der merkwürdigsten und zugleich der schönsten, und zeichnet sich durch die roth und grün gefärbten hängenden Früchte aus, welche bei einer Dicke von 1 — 2 Zoll eine Länge von 6 Fuß erreichen. In dem Garten des Herrn van Houtte kamen sie im Sommer 1848 zum Erstenmal zur Entwicklung. Es ist eine für unsere Kultur gänzlich neue Pflanze, deren Einführung wir Sir John Hay Williams verdanken, welcher den Samen von Puerto Caballo, in Mittel-Amerika, erhalten hat. Die Pflanze ist einjährig; die Stengel sind sehr lang, dicht, gerunzelt, mit gespaltenen Ranken besetzt. Die Blätter sind 10—12 Zoll im Durchmesser, herzförmig abgerundet, gewöhnlich drei- bis fünflappig, mit breiten, kurzen, gezähnten oder ganzrandigen Lappen. Die Blüthen stehen in einer Doldentraube, sind weiß und sehr zierlich gefranzt mit langen Wimpern, welche der Pflanze ihren Geschlechtsnamen geben. Bei den männlichen Blüthen ist der Kelch trichterförmig, mit fünf eiförmigen, zurückgerollten Segmenten besetzt. Die fünf Blumenblätter sind an ihrer Basis zusammengewachsen, lanzettförmig, vielspaltig gewimpert, nach innen gerollt. Bei den weiblichen Blüthen sind die Kelchblätter zahnförmig, aufgerichtet; die Blumenblätter länger und gerader, abfallend. Das Ovarium ist spindelförmig, verlängert, und gleicht bei der Blüthenzeit vollkommen einer jungen Gurke. Die Frucht ist cylindrisch, sehr lang, gewunden, mit Längsfurchen ausgehöhlt, an der Spitze schnabelförmig; die Farbe ist grün mit weiß vermengt, welches in der Reifzeit in lebhaftes Orange übergeht: verschiedene Farben, welche der Frucht, außer der Eigenthümlichkeit ihrer Form, einen sehr besondern Reiz geben. — Die Kultur dieser Schlangengurken-Art stimmt mit der der Melonen überein. Die Samen werden frühzeitig in einem Warmbeete angepflanzt, unter Glocken oder Fenster, und nachdem die jungen Pflanzen eine Höhe von 15 — 18 Zoll erreicht haben, werden sie in ein Früchtetreibhaus, ein Traubenhaus, oder ein gewöhnliches Warmhaus gebracht, um sich dort in ihrer ganzen Länge ausdehnen zu können. In mittäglichen Ländern und selbst in Mittel-Europa, könnte man, wenn die Jahreszeit günstig ist, sie in freier Luft anpflanzen, wie man es auch mit verwandten Arten thut. Die Früchte reifen gegen Oktober und November. Läßt man die Früchte in sogenannte Einmachgläser hineinwachsen,

so winden sie sich darin spiralförmig, und da das Endstück derselben einen schlangenförmigen Kopf hat, sieht das Ganze einer Klapperschlange nicht unähnlich."

14.

Des Pflanzers Woche in Louisiana.

(Schluß.)

Es war mir seltsam zu Muthe, wie ich den Mann des Wortes Gottes so ruhig da stehen sah, im Kampf der Elemente, gleichsam, als lausche er der Gottesstimme, die aus den Wolken sprach. Und als hätte er ihre Stimme verstanden, und fühle sich gedrängt, wieder zu geben, was ihm verkündet worden, begann er aus tiefer Brust Worte zu reden, so salbungsvoll, so erschütternd, daß ich Sturm und Ungewitter vergaß, und horchte, wie ich früher nicht gehorcht.

Und während der Mann Gottes sprach, war es, als ob der Sturm, von seinen Worten gleichfalls durchdrungen, seiner Wuth sich schämend, die Flucht ergriffe; das Geheul der tobenden Windsbraut wurde schwächer, die Stöße des Luftstromes kürzer, das die Nerven erschütternde Geheul, Gepfeife weniger durchdringend. Einzelne Lichtpunkte am dunkelfarbigen Himmel begannen hervorzuschimmern, als Friedensboten sich zu zeigen.

Die Thüre des Asyls, wo die Meinigen Zuflucht genommen, öffnet sich; ich höre Louisen und ihren Vater ängstlich meinen Namen rufen.

„Hier, theure Louise, bin ich, dem Worte Gottes horchend." sprach ich seltsam bewegt. „Vater Hyacinth, haben Sie noch einige Worte zu spenden? thun sie es. Streuen Sie den Samen des Guten aus; nun das Erdreich aufgelockert ist, wird die Saat sprossen und keimen."

Und der Mann des Evangeliums sprach, und was er sprach, gab er mit einer Salbung, einer Rührung, die ergriff, erschütterte. Louise und ihr Vater hören mit gefalteten Händen, mit thränenden Augen den frommen Prediger, der uns im Sturme den ewig barmherzigen Gott und seinen erlösenden Sohn zeigt, und selbst die beiden Franzosen sind erschüttert, und gestehen, wie das erste Mal in ihrem Leben eine Predigt sie erschüttert.

Mir war nicht bald so religiös fromm zu Muthe gewesen, aber nach den Schrecknissen eines mexikanischen Golfsturmes, denn ein solcher war es, der uns heimgesucht, lernt ihr Gott kennen, lernt ihn sicherlich und gewiß kennen, wenn euer Gemüth auch nur des kleinsten Funkens von Empfänglichkeit fähig ist. — Daß wir nicht alle zerrissen, oder verstümmelt von der Windsbraut fortgeschleudert wurden, hatten wir nur seiner verschonenden Barmherzigkeit und seinen Urwäldern zu danken, die er hingepflanzt zum Schutze für uns schwache Kreaturen. Schön war auch, was der begeisterte Prediger in dieser Hinsicht mahnte, wie er uns beschwor, auch diese Kreaturen Gottes, die Bäume, nach Möglichkeit zu schonen, sie nicht in thörichter, leichtsinniger Kurzsichtigkeit zu zerstören. Auch der Baum empfinde, und sei vom Allmächtigen gleich anderen lebenden Kreaturen zu unserem Besten und seiner Verherrlichung geschaffen — daher solle ihn der Mensch nicht in seinem Uebermuthe und ohne Noth zerstören.

Der Orkan hat noch weit verheerender oben uns gewüthet — leider besucht uns dieser schreckliche Gast in regelmäßigen Zwischenräumen von zwei bis fünf Jahren. Ganze Strecken Wälder sind niedergerissen, Pflanzungen zerstört, Menschen und Thiere verstümmelt, zerrissen, zerschmettert; Häuser, Hütten, Pflanzerwohnungen wurden wie Baumwollenflocken emporgehoben, abgerissen und unglaubliche Strecken weit fortgeführt. Auf der andern Seite wahre hairbreadth escapes (zur Noth entronnen), wie wir sagen. So wurde in Cole's Niederlassung das Wohnhaus eines Pflanzers vom Luftstrome gehoben, an die dreißig Schritte weit fortgeführt, und ganz wie es stand, ohne besonderen Schaden, wieder zur Erde niedergelassen, dem Pflanzer der rechte Arm gebrochen, während sein Weib und zwei kleine Kinder unbeschädigt davon kamen. Durch eine seltsame Fügung traf es sich, daß dieser Mann grade mit seiner rechten Hand gesündigt. Er ist im Rufe eines unmenschlichen Tirannen. Wir können uns noch glücklich schätzen, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein. Zwar liegt das Dach der Cottonpresse fünfzehn Schritt von dieser, zertrümmert, es ist abgerissen von dem aus Cypressenstämmen aufgezimmerten Blockgebäude, wie der Kopf vom Rumpfe; sieben Negerhütten, die aus der Linie des Camps heraus, dem Luftstrome ausgesetzt standen, sind gleichfalls verschwunden; die ganze Pflanzung überdieß mit Baumstämmen, Aesten, Zweigen, Zaunriegeln, wie besäet, kein Menschenleben jedoch ist verloren, Beulen und Quetschungen die Menge, aber Weingeist und Rum werden sie heilen. Die noch außen stehende Baumwolle hat auch nur wenig oder gar nicht gelitten, da die bereits getrockneten Stauden zwar gebrochen, aber doch nicht vom Luftstrom mit fortgerissen werden konnten. Ein Glück für uns, daß es ein trockner, sogenannter pfeifender Orkan war, ein nasser hätte unfehlbar Alles zu Grunde gerichtet. Gestern räumten wir auf, heute fuhren wir wieder mit dem Einsammeln weiter fort. Mein Schwiegervater hat versprochen, einige seiner schwarzen Handwerker zu senden, die uns helfen sollen, das Geschädigte zusammenzufügen; Hannibal ist aber fort; traute er dem Landfrieden nicht, genug, er ist ausgebrochen, und ich bin noch unschlüssig über die Mittel und Wege, seiner habhaft zu werden. Einstweilen können wir uns darauf gefaßt machen, jede Woche ein paar Ferkel oder Wälschhühner weniger zu zählen. Diese Art Freibeuterei ist die gewöhnliche Rache, die unsere entlaufenen Neger an uns nehmen, bis sie eingefangen, oder von Noth getrieben, in ihre vorige Dienstbarkeit zurückkehren. — Papa Menou ist mit meinen beiden französischen Gästen auf seine Pflanzung

abgegangen — mir nichts weniger als unlieb, was die Letzteren betrifft. Sind unruhige Leute, diese Franzosen, wahre Hasenfüße. Während des Sturmes waren sie doch so verzagt, verloren die Besinnung so gänzlich, daß sie hinter den Negerinnen Zuflucht suchten, die jetzt sich nicht wenig auf ihre Kosten belustigen. Tags darauf waren sie wieder ganze Helden, die Napoleons italienische Feldzüge besser gemacht hätten.

„Dieser Taby ist sicherlich nicht ganz zu trauen," wisperte mir nach dem heißen Tagewerke Mister Granby zu, als wir an der Hütte Tibers vorübergingen, in die sie einstweilen seit dem Brande der ihrigen einquartiert worden."

„Wenigstens gefällt mir die brutale Unempfindlichkeit nicht, mit der sie jetzt ihr Kind vernachlässigt;" erwiedere ich. „Haben Sie sonst etwas bemerkt?"

„Sie verkehrt viel mit Prona, die mir gleichfalls verdächtig vorkommt. Während wir die fünfundvierzig Ballen Baumwolle an den Montezuma ablieferten, es war bereits ziemlich dunkel, wie Sie wissen, bemerkte ich die Letztere hinter dem Holzstoße mit einem Mulatten, den ich als den Steward des Dampfschiffes erkannte. Sie gab ihm drei Bündel Tabakblätter, wofür er ihr drei Bouteillen, wahrscheinlich mit Rum, in die Hände schob. Ist sie eine so starke Trinkerin?"

„Daß ich nicht wüßte? Haben Sie Prona zur Rede gestellt?"

„Nein, ich wollte es Ihnen zuvor melden, Mister Howard. Die Bouteillen trug sie in die Hütte Tibers."

„Sie thaten wohl. Wir müssen sogleich Vorkehrungen treffen, um den eigentlichen Rumliebhaber ausfindig zu machen. Lassen Sie den alten Indianer Peter merken, daß wir ihn heute Nachts brauchen dürften. Jetzt wollen wir zum Souper!"

Wir gingen zur Abendtafel, und als die Hausneger sich entfernt, theilte ich meiner Frau die gemachte Entdeckung mit. Sie sinnt eine Weile nach, legt den Zeigefinger auf den Mund, sieht mich superklug an und spricht endlich mit drollig ernsthafter Würde, wie die Priesterin auf dem Dreifuße zu Delphi, das Wort: „Hannibal!"

„Hannibal!" ruft Mister Granby, den wir ganz übersehen hatten — „das ist es!"

„Du magst Recht haben, Louise, aber was hat Prona dabei zu thun?"

„Das wird sich zeigen!" meint Louise überaus wichtig.

Mister Granby zieht sich in sein Zimmer zurück, und ich setze mich mit Louise, den Indianer erwartend, auf's Sopha. Gleich darauf höre ich auf dem Vorsaale einen leisen Fußtritt, und wie ich hinaustrete, steht der Indianer in ganzer Länge vor mir. Er flüstert das Wort Salzlick, und reicht mir Mocassins, die ich mit meinen Schuhen vertausche. Zwei der Pistolen, die immer geladen für Nothfälle bereit sind, in der Hand, folge ich Peter, der wie eine wandelnde Bronce-Statue, seine Wolldecke malerisch um den halbnackten Leib geschlungen, vor mir dem Immergrün-Eichenwalde zuschreitet, der südwestlich an die Pflanzung stößt, im Westwest von einem Palmettofelde begränzt, zwischen welchem und den schroffen, zackichten Stämmen eine natürliche Gasse sich längs Wald und Feld hinabzieht. Wie wir die Umzäunung des letzten Baumwollenfeldes überstiegen, schloß sich Mister Granby, der Sulla mit Marius gekoppelt hielt, an uns an. Ich löste den Hunden die Koppeln und gab ihnen das Losungszeichen, das sie mit Hunde-Instikt anhörten, und zum Zeichen des Verstehens mit einem ganz eigenthümlichen, verächtlichen Aufwerfen des Kopfes begleiteten. Sulla folgte dem Indianer, der bereits die Gasse zwischen dem Palmettofelde und Urwalde eingeschlagen hatte, Marius blieb bei uns, keiner aber gab den mindesten Laut von sich. Es ist ein seltsamer Zug unserer Hunde, ihr Widerwillen gegen Neger — und wieder die Zuneigung der Schweine für dieselben Geschöpfe — und so umgekehrt. Seht die Picanini's mit Sulla spielen, es sieht aus, wie Herablassung von Seite desselben Hundes, der sich von dem weißen Kinde scheeren und plagen läßt. — Ich hatte einen Augenblick nachdenklich gestanden — um uns herum war Grabesstille — über der Pflanzung war ein silberweißgrünlicher Schleier ausgegossen, der Häuser und Hütten wunderbar verklärte. Wir schreiten weiter; — nur das schauerliche Gelächter der weißen Nachteule war zu hören, als wir in die Naturgasse einschritten — zitternde Mondesstrahlen, die uns einige Minuten noch ihr blasses Silberlicht nachsandten, dann nahm uns ein düsteres Waldesdunkel auf. — Wir krochen und stiegen über Aeste und Zweige und Baumstämme, die der Sturm entwurzelt, Marius als Wegweiser vor uns. Eine halbe Meile mochten wir so in westlicher Richtung eingedrungen sein, als eine Helle uns entgegen dämmerte. — Wir traten leise, behutsam auf diese zu. — In der Entfernung von hundert Schritten hielten wir, wie festgebannt.

Ein kolossaler Immergrün-Eichenbaum, in dessen hundert Fuß hoher, ungeheurer Krone die Lichtstrahlen des abnehmenden Mondes so seltsam mit den emporkräuselnden Rauchwolken eines starken Wachtfeuers sich umhertrieben, als ob hunderte von Gnomen und Luftgeistern dort ein nächtliches Fest feierten. Kein Lüftchen regte sich, und die roth und grell emporleckenden Feuerzungen flogen wie zur Umarmung den Rauch- und Luftbildern entgegen, die sich zum Thronhimmel wölbten um die Riesenkrone des ungeheuren Baums, in dem Silberlichte des Nachtgestirns eine Weile ihre phantastischen Tänze wirbelten, und dann schwanden. — Weder ich noch Granby sind Träumer, aber wir standen lange im Anblick dieser Nachtbilder versunken, ehe wir unsere Augen davon abziehen konnten.

Jetzt richteten wir unsere Blicke auf die Gruppen unter dem Baume.

Vor einem Cypressenholzfeuer saßen und hockten

vier Gestalten, von denen ich erst nach einem zweiten und schärferen Blick Taby und Prona erkannte. Die beiden Andern waren Männer, doch kehrten sie uns den Rücken zu, so daß ich für den Augenblick nicht erforschen konnte, wer sie waren. Sie hockten vor dem Feuer, an dem ein Ferkel briet, von dem sie Stücke abschnitten und mit Heißgier verschlangen. Eine Bouteille, die zwischen ihnen stand, ging regelmäßig aus einer Hand in die andere. Das ekelhafte Mahl mußte schon vor unserer Ankunft begonnen haben, denn vom Ferkel sahen wir bald nur das bloße Gerippe übrig. Keiner und keine hatten bisher ein Wort gesprochen. Jetzt aber rückte Prona dem Feuer näher, stieß das Gerippe, das an einem hölzernen, auf zwei kurzen Querpfählen gelegten Spieße stak, in den brennenden Holzhaufen, und stieß den einen der Hocker bei den Schultern zurück.

„Milo genug getrunken, gegessen, er betrunken sein!" stammelte sie.

„Milo nicht genug getrunken haben," gellte Milo, der sich aufrichtete, und nach einer zweiten Bouteille langte, die zwischen Prona und ihm stand.

Prona schnappte nach der Bouteille, aber der nach Rum lechzende Neger ergriff sie am Halse, riß ihr die Bouteille aus der Hand und schleuderte sie zu Boden.

Nachdem er einen langen Zug gethan, reichte er sie dem zweiten Neger, der noch immer vor dem Feuer hockte.

„Hannibal!" schrie Taby, „nicht zu viel trinken, Hannibal! nicht zu viel trinken!"

Das also ist Hannibal.

Hannibal setzte die Bouteille an den Mund.

„Hannibal zu viel trinken," schrie Taby, „er nicht gehen können, er Massa in die Hände fallen."

„Damn Massa, damn dat Tirann! Hannibal und Milo Massa todt machen!"

Ich wurde aufmerksamer. Die Worte waren mit einer seltsamen Wuth, mit der Wuth glühender, nachhaltender Rache ausgestoßen. Der Schwarze führt ohne Zweifel Arges im Schilde, nur der unwiderstehliche Rum hindert ihn an der Ausführung seines desperaten Planes.

In diesem Augenblick fiel ein Schuß; die vier Neger stürzten wie Klötze, von der Axt in der Lebenswurzel getroffen, zu Boden.

„Mister Granby, haben Sie geschossen?"

„Nicht, wie Sie sehen, Mister Howard, ich stehe keine zwanzig Schritt von Ihnen."

„Woher der Schuß? Wer that ihn? Ich habe doch nicht geschossen!"

Wir gingen auf die Neger zu, ich im halben Taumel, denn die empörend bestialischen Worte hatten mich in eine kochend stille Wuth versetzt, die mich beinahe besinnungslos machte.

„Massa!" heulten Männer und Weiber; — „wir todt sein! wir erschossen sein! Barmherzigkeit, Massa!"

„Wir Alle erschossen sein!" stöhnten sie abermals, ihre Gesichter in die Erde einwühlend.

Granby zog die Handschellen aus seiner Rocktasche; bei ihrem Geklirre schauten sie verwildert auf, stieren uns einen Augenblick an, fallen nieder zur Erde. „Massa, Barmherzigkeit! wir erschossen sein, wir mausetodt sein!"

„Macht es kurz!" sprach ich in strengem Tone — Hannibal steh auf."

Hannibal erhob sich.

„Massa," lallt er, „God bless Massa, Good Massa, Hannibal Massas Nigger, dat here Nigger — Taby bad woman!*)

Granby hat dem fremden Neger die Handfesseln angelegt, ich Hannibal.

„He Obeahman," schrieen Hannibal und Taby, mit Thränen in den Augen; „He bad nigger!" **)

„Mister Granby, die Weiber mögen ungefesselt bleiben. Wo ist nur der alte Peter?"

Ich that einen Stoß in's Horn, des Indianers gellender Pfiff antwortete mir.

„Peter, wo seid Ihr? Warum kommt Ihr nicht? Waret Ihr es, der geschossen?"

„Der rothe Mann ist auf den Jagdgründen seiner Väter!" antwortete Peter.

Der Indianer hat sich das Wachtfeuer zu Nutzen gemacht, und einen Hirsch erlauert. Wir müssen nach ihm sehen.

Ich ging der Richtung nach, in der seine Stimme zu hören gewesen, und fand ihn etwa zweihundert Schritte von dem Wachtfeuer beschäftigt, einem Hirschbocke den Kopf vom Rumpfe zu schneiden; wie er damit fertig ist, stiert er mich einen Augenblick an, murmelt: „Peter bessere Jagd machen, als weißer Master," und steckt dann das blutige Messer zwischen die Zähne. Ohne ein Wort weiter zu sagen, faßt er das Thier an den Vorderläufen, hebt es sich zwischen die Schultern, und mir andeutend, ein Gleiches mit den Hinterfüßen zu thun, setzt er sich in Bewegung auf das Wachtfeuer zu, an dem wir ziemlich müde, denn der Hirsch wog seine dreihundert Pfund, ankamen. So wie unsere Neger mich und den Indianer erblicken, ist alle Angst, aller Schrecken auch mit einem Male vergessen. — „Schau, Master Hirsch schießen," rufen sie, „er ihn selbst tragen — Massa Hirsch geschossen!" lachen sie, während ihnen die Thränen über die Wangen träufeln. Sind doch wunderliche Geschöpfe diese Neger; über den Anblick eines frisch geschossenen Hirsches vergessen sie Angst und Schrecken. Der alte Peter weiß, scheint es,

---

*) Gott segne den Herrn, guter Herr, Hannibal ist ihr Neger, dieser Neger da ein böser Schwarzer, Taby ein böses Weib.

**) Hexenmeister, Zauberer — werden sehr gefürchtet, besonders von den afrikanischen Sclaven und ihren unmittelbaren Abkömmlingen.

die Gelegenheit zu benutzen. Er wirft Hannibal das Vordertheil auf die Schulter, winkt mir, Milo das Hintertheil zu überlassen, die beiden Weiber häkelt er mit einer Schlinge zusammen, und mit einem dumpfen „Hugh“ gibt er das Zeichen zum Aufbruche — zu beiden Seiten Marius und Sulla, die einigemal ihre klaffende Stimme erhoben, die Neger, wie Metzgerhunde das Rind, umkreisen, und den Zug in Bewegung setzen.

Eine volle Stunde hatten wir zu thun, ehe wir über die Baumstämme, Aeste und das Palmettofeld in die Pflanzung zurück gelangten. Als wir an dem Wirthschaftsgebäude ankamen, schug die Glocke drei.

Es ergibt sich heute, daß der gestern von uns eingefangene Neger ein gewisser Milo ist, auf dessen Festnehmung seit mehreren Monaten ein Preis von hundertundfünfzig Dollars gesetzt ist. Er ist der Sclave eines Pflanzers, Namens le Compte, und kam ursprünglich aus Nord-Carolina, wo er wegen Widersetzlichkeit gegen seinen Herrn zum Tode verurtheilt, aber schließlich nach Louisiana exportirt wurde — die gewöhnliche saubere Weise, in der sich unsre östlichen und nördlichen Pflanzer ihrer schlechten, schwarzen Subjekte entledigen. Begeht ein solcher schwarzer Teufel ein todeswürdiges Verbrechen, so säumt man nicht, ihm das Urtheil zu verkündigen, statt ihn aber aufzuknüpfen zum warnenden Beispiele, steht es seinem Herrn frei, ihn in einen andern Staat auszuführen. So machen wir aus unserem eigenen Lande ein schwarzes Botanybay, und das ohnehin verheerend in unsern Eingeweiden zehrende Uebel noch furchtbarer — alles der lieben Dollars wegen. Oh!

Will doch sehen, was le Compte mit dem Burschen anfangen wird.

Hannibal, Taby und Prona sind nach der Zuckerpflanzung Merveille's eingeschifft. Sie hörten das Urtheil, das Mister Granby verkündete und vollzog, über alle Erwartung ruhig an, ohne Zweifel, weil ihnen ihr Gewissen sagte, daß die Strafe eine sehr gelinde sei. Taby erbat sich als die letzte Gnade, Maam zu sehen, was ihr diese auch gewährte. Der Thränen flossen viele, auch bat sie recht dringend, ihr Picanini zurücklassen zu dürfen, da Hannibal es nicht leiden könne. Auch dieß wurde ihr gewährt, da es Grausamkeit gewesen wäre, der fühllosen, und wie wir nun überzeugt sind, grundfalschen Negerin, den armen Wurm zu überlassen. — Meine Schwarzen sind von Herzen froh, dieses bösen Kleeblattes los zu sein. — Alle drei sind Creolen-Neger, und haben sich einer Menge Diebstähle schuldig gemacht, die erst jetzt an den Tag kommen. Keine Familie, die nicht bestohlen worden wäre; Salzfleisch, Fische, Wälschkorn, Bänder, eine Menge Dinge wurden in ihrer Kiste gefunden. — Männer und Weiber jubeln, wie ihnen ihr Eigenthum zurückgestellt wird: „Sie nichts sagen, Massa, Maam keinen Verdruß machen!“ ist der Refrain Aller. Aber auch mir ist ein Stein vom Herzen, seit diese schwarze Brut fort ist; die letzten Tage konnte ich beinahe kein Auge zudrücken; Louise ging es nicht besser. Feind, wie ich von der Peitsche bin, nagt jede Strafe, die ich diktiren muß, krebsartig an mir, und trifft mich stärker, als den Gestraften. — Und das ist grade der Weg, eure Sclaven nie zur Ordnung zu bringen. — Es ist eine traurige Wahrheit, daß unsre größten Tirannen am besten bedient sind. Ich wünsche aufrichtig das Beste meiner Schwarzen, ich habe den Weg eingeschlagen, der nach meiner innigsten Ueberzeugung der einzig richtige ist, sie allmählig zur Gesittung heran zu ziehen. — Ich will nach Kräften beitragen, um ein bestehendes Uebel, wie die Sclaverei, in unserer bürgerlichen Gesellschaft zum Guten zu wenden; — allein die Schwierigkeiten werden größer und größer, eure Kräfte, euer guter Wille erlahmen, zuletzt werdet ihr hartherzige Tirannen, wie Andere.

Der Cheetah (Tiger) von Gwallior.

Jagdbild.

Dort, wo der stolze Fels von Gwallior, mit der hehren Krone unbesiegter Mauern die nackte, schroffe Stirn zu den Wolken hebt, indeß weitastige Cedern an seinem Fuße alte Heldensagen rauschen; dort, an den Ufern eines klaren Bergwassers, das dem heiligen Dschumma zueilt, liegt eines jener unansehnlichen Dörfer, wie sie in Scindia, stets stundenweit von einander entfernt, gefunden werden. Die Sonne sank; der schneeweiße Silberreiher stand, den schlanken Hals zurückgezogen, unbeweglich an einer seichteren Stelle, um, plötzlich vorschnellend, noch einen jener muntern Fische zu berücken, die glitzernd vor ihm spielten. Die Königsweihe schwebte rüttelnd über dem Jungelhuhn, das, den gierigen Feind mit klugem, rothen Auge ängstlich beobachtend, sich vom Dickicht gedeckt, fest auf den Boden drückte. Dem schrillen Ruf des wilden Pfaus vom niedern Ast des Perin Nigra antwortete leise die im Geröhrigt unsern brütende Henne, im Gipfel girrte ein Turteltaubenpaar. Eine Heerde schwarzgrauer Büffel kehrt, mit Schlamm überzogen, schwerfällig von der Waide zurück: auf der Schulter des civilisirtesten unter ihnen sitzen zwei halbnackte, braune Knaben, und schreien im Rezitatio eins der alten, wilden Heldenlieder ihrer Heimath.

Rungi-Rao, der Bramine des Ortes, schritt in Nachdenken über die Verwandlungen Mahadeväs, über Chrischnu's Kampf mit der Schlange des Abgrunds dahin, am Ufer des Flusses die Abwaschung des Abends nach dem Gebet der Veda vorzunehmen. Jeder Ryot, dem er begegnete, grüßte ehrerbietig, und freundlich dankte der alte Priester. Er erreichte jetzt eine umbuschte Stelle des Stroms, den gewohnten Platz seines Gebets; auf weichem Sand trat er in die muntern, kleinen Wellen, mit jedem Schritt die vorgeschriebenen Worte leise sprechend, und aus einem kupfernen Gefäß die kühle Fluth auf sein kahles Haupt gießend. Ein

leises Rascheln im Gebüsch hörte er, so beschäftigt, nicht, seine Blicke hingen am Purpurglanz der sinkenden Sonne — hätte er sie rückwärts gewendet, so hätte er zwei flammendgrüne Kreise sehen müssen, die durch die dunkeln Blätter einer Erythrina ihn todkündend anstarrten. Der runde Katzenkopf drückte sich vorsichtig durch's Gebüsch, die zurückgezogenen Lippen zeigten das furchtbare Gebiß, die Ohren lagen dicht angezogen und mit weicher Schlangenwindung glitt der schlanke, gefleckte Leib näher und näher, in zuckenden Wellenlinien regte sich ungeduldig der langgestreckte Schwanz. Plötzlich hallt ein dumpfes, grauses Brüllen durch die Dämmerung — ein Todesschrei, augenblicklich erstickt, ist der letzte Laut des betenden Braminen. Wie eine Eisenkeule schmettert der Schlag der nervigen Tatze ihm auf's Haupt, indeß der weite Rachen augenblicks den Nacken zermalmt. Den zuckenden Leichnam schüttelt das Unthier im Blutgrimm, und dann erst, als mancher neckende Pfotenschlag, öfteres Herumwerfen kein Lebenszeichen mehr erpreßte, machte der Panther sich, behaglich knurrend, an sein grauses Mahl.

Wohl mancher arme Holzschläger und Ackerbauer war seit den letzten drei Monden so umgekommen, und die hungernden Kinder, das darbende Weib bejammerten seinen Tod; weit war der Schreckruf des Cheetah von Gwallior gedrungen, doch hatte keine Hand sich erhoben, die Gegend von ihrer Geißel zu befreien; waren es doch nur Ryots und Sudras, die Gewürgten! Als aber ein Hirtenjunge, der das Entsetzliche aus der Ferne gesehen, jetzt in's Dorf stürzte, und es verkündete, erhob sich laute, wilde Klage. Wha! Wha, Cheetah! schrieen die Weiber in den gellenden Lauten der Volkstrauer.

Auch der Almedar des Dorfs überließ sich, dem Anstande gemäß, den heftigsten Ausbrüchen des Schmerzes, dann aber ließ er Schur-Kani, den Tigerjäger des Orts zu sich entbieten, und machte ihm die empfindlichsten Vorwürfe über den Tod des Braminen, den er verschuldet, weil er den berüchtigten Panther nicht längst getödtet; obwohl die Bitte des Schikari (Tigerjäger) um Treiber dreimal zurückgewiesen war. Du hast, schloß er, schleunigst mir den Kopf des Panthers von Gwallior zu bringen, willst du nicht sehr arg geschlagen, und alle deine Verwandten, besonders die von mütterlicher Seite, der Verdammniß übergeben sein. Der unterwürfige Hindu aber schulterte blos die lange Flinte und entgegnete: Es ist dein Befehl, o Herr! Wohl trug er drei Medaillen auf der Brust, die ihm die englische Regierung für glücklichen Kampf mit den Raubthieren des Landes ertheilt, doch gegen die ungerechten, aberwitzigen Vorwürfe des weichlichen Beamteten hatte er kein Wort — nicht einmal Grimm darüber!

Einige Stunden entfernt bewohnte ein eifriger Jäger, der Major Manners ein Bungalo, lediglich damit beschäftigt, wie Theseus, die schädlichen Ungethüme des Landes zu bekriegen. Zu ihm eilte Schur-Kani. „O, Burra Sahib!“ flehete er, „du mächtiger Lord, du starker Krieger! in dessen Hand der Bhag (Tiger) gleich einer Maus ist, laß deinen Schatten auf einen armen Schikari fallen, daß der Bramine nicht länger den Geist meiner Mutter ängste, der in einer Kuh wohnt, die am Ganges waidet. Er erzählte nun in breiter, blumigter Rede, welche Opfer schon der Cheetah von Gwallior gefordert, der jede Falle vermeide, den keine Kugel ereile, den Bidhata, der Vertilger, selbst mit bunten Flecken gezeichnet. Der Major wechselte einige englische Worte mit seinem Freunde Charles Laing, dann ließ er dem Almedar sagen, daß er morgen schon eine Anzahl Treiber und Kulis (Lastträger) bereit zu halten habe, damit die Jagd unverzüglich bei seiner Ankunft beginnen könne.

In einem Jagdrock, der vor Zeiten einst grün war, jetzt aber einen sehr zweifelhaften Changeant angenommen hatte, bedeckt mit einem breiten Hut von Palmenblattrippen, die Füße bis zum Knie in Kamaschen von Hirschleder, nahm sich Major Manners unter den, in blendendes Weiß gekleideten Braminen mit bunten, reichen Turbanen etwas kurios aus. Und mehr noch kontrastirte das Benehmen: einfache Kürze, ruhige Sicherheit, gegen kriechende Demuth und schmeichelnden Wortschwall. Bald war die Anstandvisite geendet, und Manners warf den Rock ab, schleuderte die Kamaschen in einen Winkel, dehnte die Glieder in einem Armstuhl, und that lange Züge aus einer Hukah, neben deren Kopf sich ein brauner Diener kauerte, um ihn stets in Brand zu halten; daneben erlaubte er sich die ganze ehrwürdige Brüderschaft der Braminen eine Bande heuchlerischer Schurken zu nennen. Er sah seinem Elephanten zu, der sich im Strom frischte, und den Kulis, die am Ufer ihr frugales Mahl kochten. Azapah, sein Mahout, zechte mit Schur-Kani erfrischenden Palmwein.

Kaum dämmerte der Morgen, als der Schikari den Lord mit der Meldung weckte, daß alles bereit sei. Laß zwei Pferde satteln, antwortete eine schläfrige Stimme, den Elephanten schirren, und sorge, daß die Büchsen mit Pulver und Blei im Howdah (Sitz auf dem Elephanten) mit den Raketen gut verpackt werden; dann zieht in's Dschungle, wo du gestern Abend die Spur verlorst. Ich bin gleich bei euch.

Die Dämmerung jener Gegenden ist kurz; bis der Engländer abritt, konnte er deutlich die Spur des Elephanten erkennen, und ihr folgen. Schur-Kani führte die Jäger in ein wildes Thal, durch welches ein freundlicher Bach sich ergoß. „Bis hieher spürte ich ihn gestern, Sahib!“ sprach er, und zeigte auf die Eindrücke von vier gewaltigen Tatzen am weichen Rand des Wassers. Manners stieg sogleich ab, und bückte sich aufmerksam zur Fährte nieder.

„Er war nicht eilig, als er hier durchstrich, sondern träg und satt! Die Spur ist glatt und rein.“

„Hier weiß er sich sicher, Sahib Lord, dieß ist sein Ruheort.“

„Wohin glaubst du, daß er sich gewendet?“

„Wer kann sagen, wohin der streifende Panther geht, der selten nur zwölf Stunden in einem Lager weilt?“

„Wo sollen wir ihn denn suchen?“

„Dort, wo die Todtenklage schallt, wo er an warmem Menschenfleisch sich mästet! Du weißt, Sahib, daß der Cheetah, wie der Bagh, wenn er diese Nahrung einmal gekostet, den Feistthirsch verschmäht, der an seinem Lager sich äst.“

Schur-Kani, dich nennt das Volk Bagh-Mar, den Tigertödter; mir sagte ein Traum, du werdest den Cheetah von Gwallior mir zum Schuß bringen: wohin sollen wir uns wenden?

Diese Prophezeiung erheiterte jede Stirn, und war so schmeichelhaft für den, an welchen sie gerichtet war, daß sie jede Muskel für den hohen Burra Sahib spannte. Erfolglos freilich war es, daß man die Thalwände zu beiden Seiten abtreiben ließ, indeß der Elephant keuchend sich durch das dicke Gestrüpp des Grundes arbeitete — der Panther war nicht zu finden, doch die Hoffnung, ihn anzutreffen, stand fest: der Sahib hatte es ja geträumt.

Von einem Mangobaum hatte ein Affe dem Treiben schon länger zugesehen, jetzt ward er unruhig, drückte sich ängstlich in eine Astgabel, blickte aber, behutsam den Hals reckend, mit langem Grinsen hinunter, wo leise das lange Gras sich bewegte.

Schau, Sahib, rief Azapah vom Nacken des Elephanten, schau den Affen, und schau, hier ist die frische Fährte!

Hinüber, schnell hinüber!

Hiluh! scholl der Jagdruf, hiluh, Cheetah! Der Panther stieg mit trotziger Langsamkeit außer Schußweite den steilen Hang hinauf, drehete sich auf der Höhe noch einmal um, öffnete gähnend mit widrigem Geheul den weiten, dampfenden Rachen, und verschwand.

Der Jagdzug erreichte das Plateau. Eine Heerde fleckiger Ziegen rupfte hier die würzigen Alpenkräuter, welche da, wo ein Fels etwas Schatten spendete, kärglich grünten. Der Hirt, unbeweglich wie ein Broncebild, auf einem Granitblock sitzend, überwachte seine muthwillige Schaar, und dicht bei ihm sonnte sich der kleine, graue Fuchs, ohne seine Nähe zu beachten, denn Thier und Mensch lernen sich in der Wildniß verstehen. Ringsum Felsreihen, dazwischen heißer, steiniger Boden; ein Himmel ohne Wolken, eine Ebene ohne Grün, darüber eine glühende, sengende Sonne! —

Plötzlich hebt der Fuchs den feinen, klugen Kopf, schnuppert gegen den Wind, und gleitet am Felsen hinab, die Ziegen dagegen springen die steilsten Blöcke hinauf und wenden sich alle nach einer Richtung. Nun erhebt auch der Hirt sich, er winkt eifrig dem Mahout, und in schwerfälligem, doch äußerst räumendem Trab kömmt der Elephant mit dem Schützen herbei. Meine Büchse, Azapah! rief Manners, bei Gott, dort kömmt er. Der Schuß krachte, der Panther hielt einen Augenblick an, und stieß ein wildes Geheul aus, dann floh er weiter, aber die linke Pranke schleuderte, über dem Elnbogen zerschmettert, eine hindernde Last vor dem Bug herum, und schnell war er in den Felsen verschwunden.

Schon recht so, lachte der Schütz, er schweißt stark und ist nicht mehr sehr flink zu Fuß, jetzt weiter!

Warte, Sahib Lord, bat Schur-Kani, warte eine Stunde, der Blutverlust wird ihn schwächen, die Wunde peinlicher brennen und er unbeholfener kämpfen.

Eine Büffelheerde, die am Abhang graste, kam jetzt mit donnerndem Lärm daher galoppirt, sie schnoben wild, und warfen die plumpen Köpfe, trotzig scharrend, auf. Das Unthier hatte sie erschreckt, doch rings von den ungefügen Thieren umgeben, schlief unbesorgt ihr kleiner, etwa zwölfjähriger Hirt — er wußte, daß Löwe, Tiger und Panther seine gehörnten Wächter scheuen.

Schmeichelnd setzte man jetzt einen Schweißhund auf die Fährte, die er eifrig aufnahm. Vor einem undurchdringlichen Verhau dornigen Gestrüpps, über das sich die stachligen Blätter der Aloe breiteten, blieb er kläffend stehen. Vergebens warfen die Jäger ihre Raketen hinein, ihrem Platzen und Sprühen antwortete nur ein dumpfes Knurren, oder gellendes Wuthheulen, und die Saftpflanzen fingen nicht Feuer.

Schur-Kani hatte einen Felsen erstiegen, und gewahrte von seiner Höhe den Panther, der an den gewaltigen Stamm einer Galedupa gedrückt, das zähe Katzenleben theuer zu verkaufen entschlossen schien. Er schoß und traf, doch schräg von vorn aufschlagend, prallte die Kugel von der glatten, elastischen Haut ab, und flog pfeifend über den Köpfen der Treiber hin, die das Dickicht in weitem Kreis umstanden. Den Panther aber riß der Schlag zu wildem, gewaltigen Sprung auf, der ihn dicht vor Manners Elephanten hinwarf. Das kluge Thier hob den starken Rüssel hoch auf, und traf den verwundeten Feind so schmetternd auf den Rücken, daß er mit gebrochener Wirbelsäule nur noch sich heulend zu winden vermochte.

Der Lord Manners erzählte mir das obige Jagdabentheuer am lustigen Kaminfeuer seines Landsitzes in Derbyshire; vor dem Sopha lag die prächtige Haut des Cheetah von Gwallior gebreitet.

Schmidt.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

7. Rübezahl spielt den Wirth.

Es soll sich einstmals begeben haben, daß Rübezahl sich in eine verlassene Herberge gemacht und sich wie ein stattlicher Wirth erzeiget, indem es sich begeben, daß unterschiedliche vornehme Leute vorbei gereiset und sich über Nacht allda haben bewirthen lassen. Zwar anfänglich, wie die Gäste angekommen, ist wenig Köst-

liches zu sehen gewesen; aber in kurzer Zeit waren die Tische gedeckt und lagen auf den Bänken herum etliche leere Fäßer und große Klötzen, darinnen steckten Hähne, wie sonst in den Fässern zu sein pflegen.

Noch ferner hatte der Rübezahl das eine Fenster in dem Saale hübsch wie einen Schrank vermacht, den that er auf und nahm immer eine Schüssel voll Essen nach der anderen heraus, und setzte sie auf den Tisch. Ein Theil war kalt, ein Theil noch ein wenig warm. Und als er dieß vorgetragen hatte, meinten die Gäste, es wäre nun Alles geschehen; da gehet er abermals hin und bringet noch mehr Gerichte. Da fingen sie erst an sich zu verwundern, wo das herrliche Essen herkommen mögte, und wie er so viel darinnen beherbergen könnte. Aber sie schwiegen doch stille und hätten gerne getrunken, fragten: ob nicht was zu trinken vorhanden wäre? Der unbekannte Rübezahl nahm einen Stab, schlug an die Wand, da kam ein schöner Jüngling heraus, ganz wohl wie ein Deutscher gekleidet und gezieret, der hatte zween güldene Becher in seiner Hand, darauf stunden des türkischen Kaisers Namen und Wappen; ging hin zu dem einen leeren Fasse und zapfte einen guten spanischen Wein heraus, setzte den auf den Tisch und ließ sie den versuchen.

Bald schlug Rübezahl an eine andere Seite der Wand, da kam herfür eine hübsche Jungfrau, hatte einen ganzen Korb voll schöner, kunstreicher, güldener und silbener Trinkgeschirre, darunter vieler Fürsten und Herren Namen und Wappen waren, und sonderlich des Königs in Frankreich und Spanien; auch anderer vornehmer Prälaten, daß sie genug daran zu sehen hatten. Diese Dame ging hin zu dem dürren Klotz, zapfte einen guten und köstlichen Rheinischen Wein heraus, und gab ihn den Gästen.

Oben über dem Tische hing ein hölzernes Rohr. Wenn Einer ein wenig Wasser haben wollte, so hielt er sein Geschirr an das Rohr, da lief das Wasser hinein, so lange er an das Rohr klopfte, doch wußte Niemand, wie das Wasser hinein käme; denn es hing oben an einem Zwirnfaden. Ueberdieß lagen auch noch andere Fässer dabei, aus welchen allen Spanische, Ungarische und andere Weine gelassen wurden, dergleichen von den Gästen vor diesem niemals gekostet worden. Nach diesem brachte der Rübezahl noch mehr Speisen von seltsamen Vögeln und wunderlichen Fischen, deren in Schlesien nicht gefunden werden. Und als die Gäste nun fröhlich waren, kamen unterschiedliche andere Geister, in Spielleute Gestalt, mit einer lustigen Zunft, hatten alte Fiedeln, und schrabten darauf etliche Graseliedlein. Bald nahmen sie andere Instrumente und zeigten sich fröhlich; ja, sie waren so lustig, daß die merklichen und kurzweiligen Stücklein nicht alle können erzählt werden.

Wie sie nun das Mahl gehalten hatten, da griff Rübezahl wieder in seinen Schrank, und brachte herfür allerlei seltsame Früchte, so in Spanien, Frankreich, Niederland, Arabia, India und Griechenland wachsen, von herrlicher frischer Würze, und andere schöne Gewächse, so man mit Lust und Lieblichkeit essen kann, welche zum Theil den Gästen bekannt, zum Theil aber unbekannt gewesen. Auch waren dabei allerlei Blumen und wohlriechende schöne Kräuter, daß sie sich hoch verwunderten. Und als sie eine gute Weile fröhlich gewesen waren, fängt einer an unter ihnen und sagte zu Rübezahl:

„Herr Wirth, ich bitte freundlich, Ihr wollet uns doch auch einen hübschen kurzweiligen Possen sehen lassen.“

Der Rübezahl antwortet und sagt: „es wäre genug auf dieß Mal; er (der Gast) hätte, nebst den anderen Herren genug gesehen.“

Bald hernach, in einem Hui, bekommt derselbe einen Ochsenkopf mit großen Hörnern, recht wie ein solches Thier. Die anderen Herrn fangen an seiner zu spotten und zu lachen. Dieß verdrießt ihn und er will sich verantworten mit Schelten, fängt aber also gräulich an zu brüllen und zu brummen, als ein rechter natürlicher Ochse. Bald wollte er einen Becher in's Maul nehmen und trinken; da konnte er sich auch nicht dazu schicken, die Lappen am Maule waren ihm zu groß. Da brachte Rübezahls Knecht Wein in einem Fasse, da thät er einen guten Trunk. Also hatten die Herren ihre Phantasie mit dem Ochsen und gönneten ihm diesen Schalkpossen gar wohl.

Unterdessen kommt dieß Geschrei an dieses Gastes Ehefrau, indem sie auch, nebst anderen Gefährten, bei Rübezahl einkehrte und ihrem Manne nachreisete. Die erfährt, daß ihr Mann einen Ochsenkopf habe. Sie gehet geschwinde hinein und findet es also. Da machte sie sich mit losen Worten an den Rübezahl, und fluchte ihm sehr, warum er ihren Mann also beschimpft hätte. Rübezahl gab der Frau gute Worte und hieß sie still schweigen. Also thaten auch die Anderen, aber es war umsonst. Da zauberte Rübezahl der Frau einen Kuhkopf auf mit seinen Hörnern. Da ward das Gelächter noch größer; und wollte die Frau viel Winds machen, hub an zu plärren, desgleichen auch der Ochse.

Da hätte man lustige Geberden gesehen, wie sie sich stellten und wie ihnen die Kappen so lustig anstunden. Ueber solches Wesen schliefen endlich die Gäste mit einander ein und schnarchten die ganze Nacht durch. Wie sie aber endlich frühe, gegen den andern Tag erwachten, siehe, da lagen sie in einer Wüstenei, und nahmen die Begebnisse des vorigen Tages nicht anders auf, als einen Traum. Doch besannen sich Etliche, daß dieser Possen vielleicht ihnen von Rübezahl widerfahren.

(Nach einer alten Chronik.)



Albrecht Dürer

37

Albrecht Dürer.

(Taf. 37.)

Ein armer, aber redlicher und geschickter Goldschmiedgeselle, der zu Eutas in Ober-Ungarn geboren und in Eula seine Kunst gelernt hatte, dann Deutschland, die Niederlande und Elsaß durchzog, um sich in seiner Kunst weiter auszubilden, kam in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in das, damals vor allen Städten unsres Vaterlandes durch Handel, Gewerbfleiß, Pracht- und Kunstliebe sich auszeichnende Nürnberg, und fand dort im Hause des trefflichen Goldarbeiters Hieronymus Heller sein Unterkommen und eine bleibende Stätte. Es war Albrecht Dürer, der Vater des gleichnamigen berühmtesten aller deutschen Maler des Mittelalters. Durch Fleiß, Geschicklichkeit und Treue ausgezeichnet, erwarb sich der wackere Ungar das Vertrauen und die Achtung seines rechtschaffenen Meisters, und durch sein frommes, verständiges Herz und die Reinheit seiner Sitten, die Liebe und die Hand der Tochter des Hauses. Er ward selbst Meister, und der Fremdling, der ohne Vermögen in die Stadt eingewandert war, wurde nach wenigen Jahren so vortheilhaft im Kreise seiner Umgebung und unter seinen Mitbürgern bekannt, daß diese ihn zu einem „Genannten des größeren Stadtraths" erwählten, eine Auszeichnung, die nicht leicht einem Bürger der Stadt zu Theil wurde, der nicht zur Klasse der reichen Patrizier gehörte, oder sich sonst besondere Verdienste um das Gemeinwesen erworben hatte. Schlicht und recht lebend erzeugte er in glücklicher Ehe mit seiner Gattin Barbara achtzehn Kinder, die aber alle bis auf Albrecht, Andreas und Hans, die allein den Vater überlebten, wieder verstarben. Der Erziehung dieser widmete er alle Sorgfalt und Aufmerksamkeit, und seinen täglichen Spruch: „Habet Gott lieb und handelt treu an euern Nächsten!" suchte er stets durch sein eigenes Beispiel ihnen anschaulicher und eindringlicher zu machen, überhaupt ihnen stets als Vorbild zu leuchten. Besondere Vorliebe hegte er zu seinem Erstgeborenen, der mit des Vaters Namen auch des Vaters Geist und herzliche Biederkeit geerbt hat.

Albrecht Dürer, der Sohn, dessen Ruf als Künstler die Welt durchdringen sollte, wurde im Jahre 1471 zu Nürnberg geboren. Lieblich von Gestalt, sinnig, klug und verständig, wuchs er fröhlig heran, doch schon in frühester Jugend belebte ein höherer Geist sein Inneres, eine Ahnung künftiger Bedeutung ließ ihn in natürlicher Thätigkeit und bildender Beschäftigung seine Unterhaltung finden, und während seine Geschwister kindlichen Spielen nachgingen, saß er heiter und wohlgemuth emsig im einsamen Gemach über der Lösung einer mathematischen Aufgabe, oder bemühte sich, Zeichnungen zu kopiren, die der kunstverständige Vater, der das Genie des Lieblings ahnete, für ihn entworfen hatte. Mit Leichtigkeit lernte er so den Stift führen, war schon als Knabe im Stande, die Gestalten seiner schöpferischen Phantasie in bestimmten Umrissen selbstständig wieder zu geben, gedieh durch den Unterricht der öffentlichen Schule zusehends, und fand bei seinem Taufpathen, dem berühmten Buchdrucker Anton Koburger, der eine Menge Formschneider, Maler und andere Künstler beschäftigte, und im Studium der, in dessen Verlage erschienenen Bilderbibel, die reichste Fundgrube zur Befriedigung seiner Wißbegierde.

Nach vollendeter Schulzeit nahm ihn sein Vater zu sich in die Lehre, um einen tüchtigen, kunstvollen Goldarbeiter aus ihm zu bilden; doch das unbiegsame Metall war nicht willig genug, sich dem Fluge der Phantasie des jungen Kunstzöglings zu fügen, der einen weiteren Spielraum zu betreten wünschte, dessen Genius nicht blos zu mechanischer Handfertigkeit geboren war. Aus Liebe zum Vater bemühte er sich zwar, die aufstrebende Neigung zu unterdrücken, und zur Zufriedenheit des Vaters in dessen Kunst zu arbeiten; brachte es auch durch seine Beharrlichkeit zu großer Fertigkeit, und vollendete, kaum 16 Jahre alt, ein kunstreiches, in Silber getriebenes Werk, das Leiden Christi in sieben Darstellungen, das Jedermanns Bewunderung erregte; aber der eingeerntete Beifall spornte ihn nicht, immer mehr wurde es ihm klar, daß es bei einem Kunstwerke mehr auf die lebendige, schöne Gestaltung der Form ankomme, als auf die Kostbarkeit des Stoffes, und dringend lag er seinem Vater nun an, ihn zur Malerei übergeben zu lassen. Er sagt selbst darüber in seinem schriftlichen Nachlasse: „Da ich säuberlich arbeiten konnte, trug mich meine Lust mehr zur Malerei, denn zu dem Goldschmiedswerke, das hielt ich meinem Vater für, aber er war nicht wohl zufrieden; denn ihn reuet die verlorne Zeit, die ich mit Goldschmiedlern hatte zupracht — Doch ließ er mir's nach." — Mit allem Ernste war nun der Vater darauf bedacht, den begeisterten Jüngling bei einem vorzüglichen Maler in die Lehre zu geben, und fiel auf Martin Schonganer (Martin Schön) zu Colmar, mit welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, den er noch von der Wanderschaft her kannte, und der außer der Malerei auch die Goldschmieds- und Kupferstecherkunst betrieb, und in beiden ein ausgezeichneter Meister war. Schon war der Empfehlungsbrief geschrieben, der unserm Albrecht günstige Aufnahme sichern sollte, schon das Reisebündel gepackt, als die Nachricht von Schongauers Ableben in Nürnberg einlief, und der Vater sich nach einem andern Meister umzusehen genöthigt war.

Nürnberg selbst war nicht arm an tüchtigen Malern; besonders stand Michael Wohlgemuth als ausgezeichneter Künstler, nicht nur in der Malerei, sondern auch im Zeichnen, Holzschneiden und Kupferstechen allen andern voran. An ihn wendet sich Vater Dürer, mit der Bitte, seinen Sohn als Lehrling anzunehmen, und um so bereitwilliger wurde derselben entsprochen, als der durch Lust und Liebe zum Fache so trefflich vorbereitete Jüngling dem Meister eben so viel Nutzen als Ehre einzubringen verhieß. Und Wohlgemuths Erwartungen wurden nicht getäuscht: was unter den italienischen Malern Pietro Perugino dem Raphael war, sollte unter den deutschen Malern Dürers Lehrherr werden,

und jener wie dieser haben den Ruhm erlangt, ihre Zöglinge zu größeren Meistern gebildet zu haben, als sie selbst waren. — Eine Lehrzeit von drei Jahren war hinreichend, Dürer zum ersten Maler Nürnbergs zu bilden, und nebenbei hatte er sich in dieser Zeit auch im Zeichnen, Holzschneiden und Kupferstechen geübt und vervollkommnet. „In dieser Zeit," schreibt er von sich selbst, „gab mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernte, aber viel mußte ich von Wohlgemuths Knechten (Schülern) leiden." Diese mechanischen Köpfe, unfähig, die Idee der Kunst zu fassen, suchten den Liebling des Meisters durch Neid und Spott zu verunglimpfen, der als Lehrling schon mehr Wissen besaß, als sie insgesammt, und nicht selten mit seinen Leistungen die erfahrensten Gesellen beschämte. Die Zufriedenheit und der Beifall seines Lehrherrn war unsres Albrechts schönster Lohn, und lebenslänglich hegte er für Wohlgemuth Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit. — Ungeblendet von dem Lobe, das ihm gespendet wurde, dachte Dürer desto bescheidener über sich selbst und seine Leistungen, fühlte recht wohl die noch auszufüllenden Lücken seines Künstlervermögens, die Mängel jenes beschränkten, sich im Kleinlichen gefallenden Geschmacks, der von seiner Vaterstadt ausging, und wünschte sich so bald als möglich von den Fesseln desselben zu befreien. Er kannte weder Italiens große, ihm gleichzeitige Maler, noch die niederländischen Künstler, war aber überzeugt, daß es außer seiner Heimath noch viel Besseres und Vollkommneres geben müsse, und trachtete nun sehnsuchtsvoll darnach, auch dieses zu sehen.

Mit Bewilligung seines Vaters reiste er, ein neunzehnjähriger Jüngling, nach Ostern 1490 von Nürnberg ab, durchwanderte Deutschland und die Niederlande, besuchte die Werkstätten geschickter Maler, suchte überall noch zu lernen und sich in seiner Kunst weiter auszubilden, lauschte den Meistern, deren Bekanntschaft er machte, manches Geheimniß der Kunst ab, und wandte sich im Jahre 1492 nach dem Elsaß, wohin sein Streben schon früher gegangen war, und wo er manchen Freund seines Vaters, und bei diesen gastfreundliche Aufnahme fand. Von hier begab er sich nach Basel, und kehrte nach vierjähriger Abwesenheit, auf Veranlassung seines Vaters, an Erfahrungen reicher, und ein weit vollendeterer Meister in die Heimath zurück. Unvermögend, den Sohn bedeutend zu unterstützen, wähnte ihn der Vater oft in großer Noth, und lebte seinethalben in steter Besorgniß. Der aber, der für uns Alle sorgt, hatte seiner nicht vergessen, in sein Aeußeres den besten Empfehlungsbrief gelegt, und daher war es unserm Dürer in der Fremde nicht schwer gefallen, bei den Edelsten und Besten Zutritt und Eingang zu finden. Sein gerades, aufrichtiges Angesicht, die anmuthige, verständige Rede seines Mundes, und die deutsche Offenheit und Biederkeit seines Herzens empfahlen ihn hinlänglich, wo immer er auch hinkam. Im wahren Sinne des Wortes war er ein schöner Mann, voller Kraft und blühenden Liebreizes. Die Stirn war heiter, die Nase ein wenig gebogen, der Hals nicht zu stark und etwas länglich; sein schwarzbraunes Haupthaar rollte in Locken über die Schultern, die Brust war männlich und breit, und wohl geordnet und ebenmäßig der ganze Bau seines Körpers. Der Geist in ihm war aufmerksam, lebhaft, doch mehr bedächtig als ausschweifend und zerstreut, und von ungemeiner Fassungskraft, und mehr empfehlend aber als Alles war seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit. — Kaum in der Heimath angekommen, suchte sein Vater alle Anstalten zu treffen, ihn bleibend an Nürnberg zu fesseln. Eine Verheirathung sollte das Mittel dazu sein, und der Sohn ließ sich den Vorschlag gefallen. Er vertraute seiner Kunst und seiner fleißigen Hand, die ihm die Mittel gewähren würden, eine eigene Haushaltung führen zu können. Aus kindlichem Gehorsam erlaubte er sich keine Widerrede gegen des Vaters Plan, in welchem er dessen sorgende Liebe erkannte. „Als ich anheim kommen war," sagt er selbst in seinem Nachlasse, „handelte Hans Frey mit meinem Vater, und gab mir seine Tochter, mit Namen Jungfrau Agnes, und gab mir zu ihr 200 Gulden, und hielt die Hochzeit, die war am Montag vor Margarethe, im Jahr 1494."

So war denn, leider, ein Bündniß geschlossen, das für Dürer eine lebenslängliche Plage werden sollte. Seine Agnes war zwar nicht häßlich von Gestalt, wurde aber ein Ausbund eines zänkischen, keifenden Weibes. Ihr harter, unbeugsamer Sinn, ihr mürrisches, liebloses Wesen setzte Dürers sanftes, wahrhaft christliches Gemüth oft auf die allerhärtesten Proben, und dabei war sie geizig, von gemeiner Denkart, unverständig und doch hochmüthig. Dürer, der in den verschiedenen Zweigen seiner Kunst unermüdlich thätig und bis zur Uebertreibung fleißig war, gehörte nicht zu den Verächtern frohen und erheiternden Lebensgenusses; fiel es ihm aber nun einmal ein, sich eine Erholung zu gönnen, dem Winke der Freundschaft Gehör zu geben und die Gesellschaft zu besuchen, um seinen Geist von neuem zu stärken, so graute es ihm auch schon vor der Rückkehr, denn einen andern Willkommensgruß hatte er nie zu erwarten, als den, womit Xantippe, klassischen Andenkens, ihren Socrates zu empfangen pflegte, und vor ihrem Toben und Schelten fand er nur im verschlossenen, einsamen Atelier sichernde Rettung. — Nur hier, im Heiligthume der Kunst, vergaß er seinen Kummer und bildete sich seine eigene, schöne Welt von Gestalten, je mehr ihm die wirkliche durch die Nähe seiner Unfriedfertigen verleidet wurde. Hier schuf er die Meisterwerke seines Genius, die er im Spiegel seiner Seele erblickte. Viele derselben sind leider untergegangen, der kleinste Theil nur in seiner Vaterstadt, die meisten zerstreut in Bildergallerien, Kabinetten, Kirchen rc. in Deutschland, Italien, den Niederlanden, Frankreich, England, ja selbst in Spanien und Portugall. In jener Zeit bewies er auch, wie meisterhaft er den Grabstichel zu führen verstand, und die von ihm herausgegebenen Sammlungen: die Offenbarung Johannis in 15 Blättern; eine Passion in 12 Folioblättern; eine andere in kleinem Format in 37 Blättern; das Leben der Jungfrau

Maria in 22 Blättern — Alle in Holz geschnitten, und noch eine dritte Passion, in Kupfer gestochen, verbreiteten seinen Ruhm in aller Welt.

Der Unmuth über die Unfriedfertigkeit seiner Agnes steigerte endlich in unserem Dürer das Verlangen, sich den täglichen Quälereien derselben eine Zeit lang zu entziehen. Sein vertrautester Freund, der gelehrte und welterfahrene Patrizier Willibald Pirkheimer, war ihm zur Ausführung seines Wunsches, eine Reise nach Italien zu unternehmen, behülflich, lieh ihm zu den Reisekosten eine Summe Geld, und übernahm, während seiner Abwesenheit, in Fällen der Noth, die Fürsorge für seine Hausgenossen. Betrübten Herzens trennte sich Dürer von der geliebten Mutter, die er nach dem Tode des Vaters, der ihm am 9. September 1502 entrissen worden war, sammt seinen beiden Brüdern, Andreas und Johannes, zu sich genommen hatte, um ihrer zu pflegen. Auch in Venedig, wo er am Schluß des Jahres 1505 anlangte, waren diese Lieben der Gegenstand seiner Sorge, und zu wiederholten Malen empfahl er sie dem Schutze seines Freundes: „Ich bitt' euch," schreibt er an diesen von Venedig aus, „sprecht zu meiner Mutter, daß sie ihr selbst gutlich thue, und ob sie zu euch käm, leihens halber, wollt ihr Geld geben, bis mir Gott hinaus hilft, so will ich's euch zu Dank als gar erbarlich zahlen. Um meines Bruders halb (des jüngern Johannes, den er in der Malerkunst unterrichtet hatte, den ältern hatte er in ein Handelshaus untergebracht), sprecht zu meiner Mutter, daß sie mit Wohlgemuth redt, ob er sein bedarf, daß er ihm Arbeit geb, bis daß ich komm, oder bei andern, daß er sich behälf. Ich hätt ihn gern mit mir gen Venedig genommen, wär ihm und mir nütz gewest, auch der Sprach halber zu lernen, aber die Mutter furcht, der Himmel fiel auf ihn. Redt mit dem Buben, als ihr wohl könnt, daß er lern und redlich halte bis ich komm." — Für seine Gattin war er in der Zeit weniger besorgt: „Mit dem Weib," schreibt er, „hat's, gedenk ich, kein Noth. Ich hab ihr Geld über Frankfurt gesendet, und ob ihr mangeld, so muß ihr der Schwager helfen."

In Venedig verlebte Dürer frohe Tage. Eine neue Welt schloß sich ihm hier auf. Der heitere Geist der Italiener, die Bewunderung, die man seinen Arbeiten zollte, die schönen Dukaten, womit man sie ihm zahlte, Alles vereinigte sich, den Druck von ihm zu entfernen, der auf ihm lastete, und sein Gemüth zu Frohsinn und Heiterkeit zu stimmen, und zugleich hatte die Betrachtung der dort vorhandenen italienischen Meisterwerke einen sehr vortheilhaften Einfluß auf seinen früher etwas harten und gothischen Styl. In Farbengebung, Beleuchtung und Faltenwurf, besonders aber in der Perspektive, lernte er Manches von den italienischen Künstlern, und reiste von Venedig nach Bologna in keiner andern Absicht, als „um Kunst willen in heimlicher Perspektiva," die ihm dort einer lehren wollte. In Venedig malte er bald nach seiner Ankunft im Austrag der zu Venedig handelnden deutschen Kaufleute, ein Altarblatt für die St. Bartholomäuskirche, die Marter des heiligen Bartholomäus vorstellend. Kaum aber hatte Kaiser Rudolph II. von dem herrlichen Kunstwerke Nachricht erhalten, als er sich Mühe gab, dasselbe für seine Gallerie nach Prag zu kaufen. Es gelang ihm, und damit es keinen Schaden leiden sollte, ließ er es auf's Sorgfältigste verwahren, und auf Stangen von starken Männern von Venedig bis Prag tragen. Außerdem beendete Dürer hier ein Ecce homo für den Rath der Zehner in Venedig, ein Marienbild, und, nach einer fremden Zeichnung, die Gegend von Puzzuolo. Ferner, im Auftrag der deutschen Kaufmannschaft, die Krönung Mariens und Kaiser Maximilians I., welches letztere sich gegenwärtig in der kaiserlichen Gallerie zu Wien befindet. Auch manches andere Werk seiner kunstvollen Hand fertigte unser berühmter Landsmann damals, und das war es eben, was die Italiener an dem „barbarischen Deutschen" nicht genug bewundern konnten, denn eine solche Universalität in der Kunst, eine solche Meisterschaft in den verschiedenen Zweigen derselben, war ihnen noch nicht vorgekommen. Sie sahen Dürers vollendete Zeichnungen, seine meisterhaften Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte; erfuhren, daß er in Stein, Gyps, Elfenbein allerlei kunstvolle Werke zu arbeiten verstehe, daß er Basreliefs in Silber, Kupfer &c. verfertige, daß er in Holztafeln eine schöne Buchstabenschrift schneide, und daß er in der Mathematik und Geometrie, in der Bildhauer- und Baukunst die gründlichsten Kenntnisse und Einsichten besitze. Wie hätten sie den kunstvollen, einzigen Mann, der bei alledem so anspruchslos und bescheiden war, und mit den Vorzügen seines Geistes und seines gebildeten Wissens die einnehmensten Sitten verband, ihre Bewunderung und Achtung versagen können? Gleiche Auszeichnung wie in Venedig wurde unserm Dürer in Bologna zu Theil. Der berühmte Jurist Chr. Scheurl, der sich gerade damals in Bologna befand, erzählt unter anderem von ihm: „Mit verschiedenen Malern und andern Künstlern ist er in Gesellschaft, und jeder sollte ein Probestück seiner Meisterschaft ablegen. Als Dürern die Reihe traf, nahm er Kreide, zog damit auf dem Tische einen Zirkel, punktirte die Mitte desselben, und verlangte, man möchte nun mit dem Zirkel die Probe machen, ob der seine, aus freier Hand gezogene, die gehörige Rundung habe, und ob das Centrum getroffen sei. Zu Aller Erstaunen war auch nicht ein Haar breit abgewichen, und einmüthig erkannte man ihm den Preis der Meisterschaft zu. Sie nannten ihn den Fürsten ihrer Kunst, und priesen sich glücklich, seine persönliche Bekanntschaft gemacht, und in ihm einen so großen Künstler und so frommen, leutseligen Mann gefunden zu haben. — Nicht gewiß ist es, ob Dürer, außer Bologna auch noch andere Städte Italiens besucht hat. Nach Einigen soll er einer ehrenvollen Einladung des berühmten Malers Martegna Gehör gegeben, und sich auch nach Padua aufgemacht, dort aber den neuen Freund nicht mehr am Leben getroffen haben. Daß er auch in Rom gewesen sei, und in der Werkstatt Michel Angelo's, unter der Firma eines deutschen Farbenreibers Zutritt und Ein-

gang gesucht und gefunden, durch geheime, kunstvolle Zeichnung einer Fliege auf Angelo's englischen Gruß sich geflissentlich verrathen und wieder entfernt habe, gehört wohl unter die Mährchen, eben so wie die oft wiederholte Sage von Angelo's Neid und Eifersucht gegen Dürer, die ihn angetrieben, alle Schöpfungen des deutschen Meisters, die er habe habhaft werden können, zu zerstören und zu verbrennen. Unbezweifelt dagegen ist, daß Dürer noch vor seiner Abreise nach Deutschland dem Raphael seine Hochachtung bezeugte, und ihm als Zeichen seiner Huldigung sein, in Wasserfarben gemaltes Bildniß übersendete. Eine Aufmerksamkeit, die Raphael sehr hoch aufnahm, und für die er durch ein schönes Gegengeschenk eigenhändiger Zeichnungen zu danken sich für verpflichtet hielt. Beide erkannten sich gegenseitig in ihrer Größe, und wie Dürer lebenslänglich dem genialen Meister von Urbino huldigte, hielt dieser die Werke des deutschen Künstlers für seines Zimmers größten Schmuck.

Während unser Albrecht Dürer neues Leben unter Italiens Himmel einathmete, hatte Frau Agnes vor Pirkheimer sehnsuchtsvoll die Rückkehr des Gatten gewünscht und Besserung angelobt, und der Freund Dürers, den guten Anzeigen vertrauend, rieth ihm nun selbst dazu und zur Versöhnung, wie er ihn früher zu einer periodischen Scheidung ermuntert hatte und ihm behülflich gewesen war. Nicht ohne Wehmuth und mit der innern Gewißheit, daß es ihm im kalten Vaterlande und in der Nähe seines launischen Weibes nie wieder so wohl gehen werde, verließ Dürer am Schluß des Jahres 1506 das schöne Italien, und kehrte nach Nürnberg zurück. Die vorgenommene Kur war übrigens nicht ohne gute Wirkung an seiner zanksüchtigen Frau vorübergegangen, wenigstens war Dürer nach seiner Rückkehr nicht mehr so sehr dem häuslichen Unfrieden preisgegeben, wie früher. In ununterbrochener Thätigkeit lebte er vielmehr der Kunst, so wie ungestört den Freuden der Freundschaft in seines Pirkheimers Hause. Ein Familienstück, der Tod von Pirkheimers Ehegattin; Adam und Eva am Baume der Erkenntniß; der Gang Christi zum Kreuz; Paulus und Marcus, Johannes und Petrus; die Himmelfahrt Mariä, ein großes Altarblatt; die Dreifaltigkeit; Loth in der Hölle; ein Erlöser am Kreuz mit zwei Seitenstücken; Hubertus; das jüngste Gericht; die Abnahme Christi vom Kreuz; die Schöpfung, und der große Triumphwagen Kaiser Maximilians I sind die Ergebnisse jener Periode. Zu letzterem hatte Pirkheimer die Idee angegeben, und Dürer sie meisterhaft ausgeführt. Später gab er denselben in einem besondern Werke mit vielen Holzschnitten von Neuem heraus, und auch einen andern Triumphwagen in 92 Blättern, zu dem Kaiser Maximilian im Jahre 1512 den Entwurf eigenhändig angab. Von dem Ersteren sandte Pirkheimer ein Exemplar nebst Beschreibung an den Kaiser, erhielt darauf eine sehr gnädige Antwort, Dürer aber einen jährlichen Gnadengehalt von 100 fl., und von nun an im Dienste des Kaisers manchen ehrenden Auftrag. Ob er ihm ein eigenes Wappen verlieh, und in den Adelsstand erhob, wie Viele behaupten, darüber findet sich nirgends ein sicherer Beweis, und folgende Begebenheit hat wahrscheinlich zu dieser Sage Veranlassung gegeben: Dürer hatte einst in Gegenwart des kunstliebenden Monarchen, auf einer Leiter stehend, einen Riß zu entwerfen, und da dieser fürchtete, die Leiter möchte wanken, so erhielt ein in der Nähe stehender Ritter Befehl, sie zu halten. Meinte nun dieser, das erniedrigende Geschäft nicht mit seiner Würde vereinbaren zu können, oder zögerte er aus irgend einem anderen Grunde — kurz, der Kaiser erinnerte ihn mit den Worten: „Weißt du nicht, daß die Würde der Kunst jede Würde der Geburt übersteigt? Leicht wäre mir's möglich, einen Edelmann aus einem Bauer zu machen, aber wie könnte ich einen Ritter in einen solchen Künstler verwandeln, wie der ist, dem du eine kleine Handreichung thun sollst!"

Mit gleicher unermüdlicher Beharrlichkeit, und mit gleichem rühmlichen Erfolge, wie in der Malerei, arbeitete Dürer nun auch als Kupferstecher, und zwar keinesweges in der untergeordneten, blos nachahmenden, sondern der selbstständigen, originellen, der selbsterfindenden Kupferstecherkunst, die damals noch im Zustande der Kindheit sich befand, durch Dürers Bemühungen aber einen überraschend schnellen Fortgang nahm, besonders nachdem sein nach Vollendung hinstrebender Geist das Geheimniß der Aetzung in Kupfer ersonnen, und dadurch seinen Nachfolgern so unschätzbare Vortheile verschafft hatte. In wissenschaftlichen Werken, die Dürer später erst, am Abende seines Lebens, unter Beihülfe seines Freundes Pirkheimer herausgab, bewies er dieselbe aufrichtige Liebe zur Kunst, die in den Meisterwerken seiner Hand sichtbar ist. Wohl fühlend, daß die ersten Elemente der Kunst in der Geometrie zu suchen wären, fühlte er sich berufen, eine eigene Geometrie für Künstler auszuarbeiten, und es erschien von ihm im Jahre 1524 ein Werk: „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel rc. zu Nutz aller Kunstliebhabenden," das zu wiederholten Malen aufgelegt, auch in die lateinische Sprache übertragen wurde. Drei Jahre später erschien von ihm ein kleines Werk „über die Befestigungskunst," mit Holzschnitten, das den Beweis liefert, daß unser Künstler auch in der angewandten Mathematik treffliche Kenntnisse besessen hat. Sein letztes und ausführliches Werk, welches einen noch vollständigeren Beweis von der Unentbehrlichkeit eines mathematischen Fundaments für die bildenden Künste gibt: „Die Proportionen des menschlichen Körpers. Nürnb. 1528. Folio." wurde mehrere Male in's Lateinische und fast in alle europäischen Sprachen übersetzt, und stellt im dritten Buche, ohne der Physiognomik zu erwähnen, ein Fundament für diese Wissenschaft auf, welches, leider, spätere Bearbeiter derselben zu wenig berücksichtiget haben. — So bietet Dürers Leben den erfreulichen Anblick einer, mit allem Ernste und beispielloser Liebe der Kunst gewidmeten, ununterbrochenen Thätigkeit dar. Im Jahre 1520 suchte er seine, durch allzuang strengtes Arbeiten untergrabene Gesundheit durch eine Reise in die

Niederlande zu stärken, und auf dieser die großen Meister jener Länder und deren Werke kennen zu lernen. Begleitet von seiner Gattin und einer Magd, trat er nach Pfingsten seine Wanderung an. Die Reise glich einem wahren Triumphzug: der Ruf seines Namens ging vor ihm her und öffnete ihm Thüren und Herzen. Wohin er kam, fand sein Verdienst die ehrenvollste Huldigung, und der allgemeine Wetteifer, mit dem man sich bemühte, den seltenen Gast freundlich zu empfangen, gastfrei zu bewirthen und freigebig zu beschenken, glich nur der rührenden Bescheidenheit, mit der er alles dieses dahin nahm, und der Dankbarkeit, die sein Herz dabei fühlte und aussprach. Fürsten, Staatsmänner und Gelehrte bewiesen ihm gleiche Achtung, vor allen aber die Künstler. Schon in Antorf bewirtheten ihn die Maler überaus köstlich. Die Maler-Akademie zu Antwerpen ließ es noch weniger fehlen, und mit den namhaftesten Malern der niederländischen Schule schloß er freundschaftliche Bündnisse. Auch an den dortigen Gelehrten fand Dürer seine Bewunderer, und namentlich schloß Erasmus sich mit inniger Freundschaft an ihn an. Kaum hatte die kunstliebende Margaretha, Kaiser Karl V. Schwester, Dürers Ankunft erfahren, als sie ihn in die Nähe des kaiserlichen Hofes zu ziehen suchte. Durch ihre Vermittelung erhielt Dürer das Diplom als kaiserlicher Hofmaler, und die Bestätigung des ihm früher von Kaiser Maximilian ausgesetzten Gnadengehaltes, und besonders zuvorkommend bewiesen sich gegen ihn die portugiesischen Gesandten und König Christian II. von Dänemark, auf dessen Schiffe Dürer von Antorf nach Brüssel reiste, und zu verschiedenen Malen zu des Königs Tafel gezogen wurde. In der Mitte des Jahres 1521 kehrte Dürer wieder nach Nürnberg zurück. Unmuth und Unzufriedenheit über sein zänkisches Weib bewogen ihn, die Kur noch einmal zu versuchen, die er schon einmal an seiner Agnes erprobt hatte, unternahm 1523 noch einmal, aber allein, eine Reise in die Niederlande, und verweilte dort über ein Jahr in der Werkstatt seines Freundes, Lukas v. Leyden, mit dem er Arbeit und Vergnügen theilte. In den letzten Jahren seines Lebens plagte sein böser Dämon den Sanftmüthigen mehr als je. Wie seine Agnes an Jahren alterte, wuchs auch ihre Mißlaune und die Gewalt ihrer bösen Leidenschaften, des Geizes, der Mißgunst und der Eifersucht, so daß sie auf diese Art selbst den geselligen Umgang mit seinen Freunden, die ihm noch einzige Erholung, störte. Es erlag sein ohnehin kränkelnder Körper dem täglich wiederkehrenden Aerger. Die letzten Lebenskräfte schwanden, in einer völligen Auszehrung sich auflösend, und den 6. April in der Marterwoche des Jahres 1528 starb Dürer, von Tausenden beklagt und beweint. Auf dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg ruhen seine Gebeine. Sein Grabmal erneuerte Sandrart 1681, und schmückte es mit einer messingenen Tafel. Die Nachwelt ehrte ihn, wie es seine Zeitgenossen gethan. Der „Dürer-Verein" erwarb sein Haus, und machte dasselbe mit den Reliquien des großen deutschen Künstlers zu einem Denkmal, und seine in Erz ausgeführte Statue ist eine der schönsten Zierden seiner Vaterstadt.

Sein Freund Pirkheimer spricht in einem Briefe an den kaiserlichen Baumeister Tscherte zu Wien, sich über Dürers Tod folgendermaßen aus: „Ich habe wahrlich an Albrecht den besten Freund verloren, so ich auf dem Erdreich gehabt habe, und dauert mich nichts höher, denn daß er eines so hartseligen Todes verstorben ist, welchen ich nach dem Verhängniß Gottes Niemand, denn seiner Hausfrau zusagen kann, die ihm sein Herz eingenagt und dermaß gepeinigt hat, daß er sich desto schneller von hinnen gemacht; denn er war ausgedorrt wie ein Schaub, durft nirgends keinen guten Muth mehr suchen, oder zu den Leuten gehen, also hätt das böse Weib sein Sorg, daß ihr doch wahrlich nicht noth gethan. Zu dem hat sie ihn Tag und Nacht zu der Arbeit härtiglich gedrungen, allein darum, daß er Geld verdient, und ihr das ließ, so er starb; denn sie allweg verderben hat wollen, wie sie denn noch thut, unangehn, daß ihr Albert bis in die 6000 fl. Werth gelassen hat. Aber da ist kein Genügen, und in Summa ist sie allein seines Todes ein Ursach. Ich hab sie selbst oft für ihr argwöhnisch sträflich Wesen gebeten und sie gewarnt, auch ihr vorgesagt, was das End hiervon sein wird, aber damit hab ich nichts erlangt, denn Undank; denn wer diesen Mann wohlgewollt und um ihn gewesen, dem ist sie Feind worden, was wahrlich den Albrecht mit dem Höchsten bekümmert, und unter die Erden gebracht hat." — 5.

Ischl.

Es gibt keinen Badeort, der in kurzer Zeit eine solche Celebrität erlangt hätte, der einer solchen Auswahl von Kurgästen sich zu erfreuen hätte, dessen Besuch aber zugleich eine so reich gespickte Börse voraussetzte als Ischl.

Im Traunkreise von Ober-Oesterreich, im sogenannten Salzkammergut, in einem engen Gebirgskessel am Zusammenfluß der Ischl und Traun gelegen, zählt der Marktflecken etwa 250 Häuser und 2000 Einwohner. Das Alter desselben läßt sich nicht genau angeben. Aus einer Urkunde vom Jahr 1192 geht hervor, daß schon damals in der Umgebung und vermüthlich in dem eine halbe Stunde entfernten Pfandl Salz gesotten wurde. Kaiser Friedrich IV. erhob das Dorf 1466 zu einem Markt; 1777 brannte der größte Theil desselben ab, und jetzt zeigt der Ort neben dem alten Gepräge, das ihm von dem Betrieb des Salzwerks her eigenthümlich, die neue Physiognomie eines Bades für die elegante Welt. Das Salz wird übrigens nicht an Ort und Stelle gewonnen, sondern kommt von dem zwei Stunden entfernten Salzberge her. Mit dem Ausseer zusammenhängend, ist er minder reich, aber weniger Einstürzen ausgesetzt, und liefert jährlich nach annähernder Schätzung über 6000 Eimer Soole zu den Sudpfannen in Ischl und Ebensee. So wie indessen die Soole von

Ischl und Hallstadt in 2000 Röhren sieben Stunden weit nach Ebensee geleitet wird, um die Sudhäuser nach dem Holzreichthum der Gegend gehörig zu betheilen, so wird auch in Ischl Hallstädter Soole mit versotten. Die hiesige Pfanne, nach alter Art konstruirt, enthält 101 Klafter 2 Schuh 3 Zoll Quadr.=Maaß, und liefert bei 200,000 Centner Salz.

Wo die Natur das Salz so freigebig spendet, ist ein großes und gemeinnütziges Soolenbad ganz vorzüglich an seiner Stelle, um so mehr, als durch das geringe Erhitzen bis zu mehr als Badwärme der Salzsoole keine Hauptbestandtheile entzogen werden, und dieselbe demnach auch mit voller Kraft noch wirken kann, welches der Fall nicht ist, wo durch Wiederauflösen schon getrockneter Salze Soolenbäder bereitet werden.

Die Menschen haben indessen für Ischl wenig, die Natur alles gethan. Vor etwa 20 Jahren hat der Ort und das Paradies, das ihn umgibt, eigentlich kaum existirt. Außer den hier wohnenden Salzbeamten, ein paar einsamen Touristen, ein paar leidenschaftlichen Gemsenjägern hat Niemand hier seine Zelte aufgeschlagen. In jener Zeit lebten die Ischler noch im Stande der Unschuld, waren schlecht und recht; ihre Häuser enthielten kaum irgend ein Meubel, außer den einfachsten und nothwendigsten, aber es fiel ihnen auch nicht ein, auf die dem Fremden gebotene Gastfreundschaft einen hohen Preis zu setzen. Die wenigen Gäste, die herkamen, waren selig in dieser überschwenglich reizenden Natur, forderten wenig, erhielten noch weniger, und waren zufrieden mit Allem. Da bereiste Hofrath Wirer, ein ausgezeichneter Wiener Arzt, diese Gegend, und erstaunte über die unermeßlichen Schätze, welche den Ischlern sozusagen in den Schoos gefallen waren, und mit denen sie bisher nichts anzufangen wußten. Er erkannte die Paßlichkeit Ischls zu einem Kurort, den ganzen Komplex von Heilmitteln, die hier zerstreut umher lagen, und er zuerst vereinigte sie in einen Mittelpunkt. Dabei wurde nicht unterlassen, die allgemeine Aufmerksamkeit hieher zu lenken, was ihm um so leichter gelang, da er unter seinen Patienten Personen vom höchsten Rang zählte. Es wurde Mode, nach Ischl zu gehen; die schönsten Damen der Kaiserstadt freuten sich unendlich, aus ihren Palästen unter diese niedrigen Dächer zu treten, und ließen, wenn sie auf den harten Bänken den elastischen Divan vermißten, ganze Wagen mit Hausrath kommen, und ergänzten, was sie nicht fanden; auf eine Hand voll Geld mehr oder weniger kam es dabei nicht an. Kurz, so ist Ischl geworden, was es jetzt ist, der Sammelplatz der vornehmen Welt von Wien und ganz Oesterreich, der sich aristokratische und diplomatische Notabilitäten von Deutschland und ganz Europa mehrfach anschließen.

Neben der Soole fand sich hier zu Heilzwecken auch noch eine Schwefelquelle vor, die in dem Maria=Ludovika=Stollen des Salzbergs zu Tag tritt, und binnen 24 Stunden gegen 200 Eimer milchweißes, starkriechendes, mit Hydrothion und Kohlensäure geschwängertes Wasser liefert. Die Behörde erklärte sich geneigt, die Soole auch an Privaten gegen einen, die eigenen Aufbringskosten kaum übersteigenden Preis abzulassen, und so kam es 1823 zu Eröffnung einer ordentlichen Bad=Anstalt, wo vor der Hand Soolen= und Dampfbäder genommen werden konnten. In Kurzem erhielten aber dieselben durch Touche=, Spritz=, Sprudel= (eine glückliche Nachahmung des Wellenschlags der Seebäder darstellend), Fluß=, Schwefel=, Gas=, Schlammbäder eine zweckmäßige Ausdehnung. Dieser Schlamm ist jene bei dem im Salzberge vorgenommenen Auslaugungs=Proceß rückbleibende Masse, „der Laist" genannt, die sich vorzüglich bei veralteten Beingeschwüren sehr heilsam erweist. Zum innerlichen Gebrauch wird die Maria=Louisens=Salzquelle verordnet, Schwefelwasser, die hier besonders gut erzeugten Molken, Kräutersäfte u. a. m. Anstalten zum Kaltbaden, Schwimmen für gymnastische Uebungen bestehen gleichfalls, und so sind allerdings die verschiedenartigsten und vielseitigsten Heilmittel hier concentrirt. Damit erhielt auch der Markt ein stattlicheres Aussehen, die Straßen wurden genau abgegränzt, an den Eckhäusern, wie in großen Städten markirt, und man hat jetzt einen Traunplatz, ein Traunufer, die Badgasse, den Wolfsbühl, die Pfarrgasse, Lankstraße, Salzburger=, Wiener=, Grätzer=Straße, den Kreuzplatz, die Roith u. s. w. Das geräumige, vortrefflich eingerichtete Badhaus bildet ein Oblongum, rings von einer Kolonnade umgeben, mit Spiel= und Musiksaal. Auf dem Fronton trägt es die Worte: In sole et sale omnia consistunt. Nirgends hätte diese Inschrift besser hingepaßt, als nach Ischl, wo die Bewohner lange genug im Glauben standen, in Sonne und Salz bestehe Alles, was der Fremde bedürfe.

Eine finanzielle Beihülfe von Belang zur Emporbringung des Kurorts ist auch aus Staatsmitteln nicht geleistet worden. Dagegen sind Fremde um so thätiger gewesen, und man kann namentlich keinen Schritt machen, ohne immer wieder an Wohlthaten erinnert zu werden, die Ischl dem Hofrath Wirer zu danken hat. Ein Krankenhaus für solche Kurgäste, die nicht in ihren Wohnungen hinlängliche Pflege erhalten können, ein erweitertes Spital für die hiesigen Einwohner, eine Spinn= und Nähschule für kleine Mädchen, die Schwimmschule und der Turnplatz, die Wirers=Quelle mit ihrer Marmorfassung und einem zierlichen Trinksaale, Gartenanlagen und andere Verschönerungen sind ganz oder doch zum besten Theil durch Wirer errichtet, der nach und nach mehrere, sehr eifrige Beförderer seiner Plane um sich gesammelt hat. Auch was sonst Bedeutendes hier existirt, verdankt seine Entstehung fremden Wohlthätern*). Die Kaiserin Marie Louise ließ die Salzquelle fassen und hübsch überbauen; eine Anzahl jährlicher Besucher Ischls errichteten auf Aktien die beiden, äußerst zweckmäßigen und geschmackvollen Kasinosäle, und erst

*) Unter diese gehört namentlich auch der verstorbene Erzherzog Rudolph, Kardinal=Erzbischof von Olmütz, dem deßhalb auch sein Nachfolger, Freih. v. Somerau hier 1841 eine kolossale Metallbüste auf gleichem Sockel mit lateinischer Inschrift errichten ließ.

1842 den großen, zierlichen Speisesaal. Es ist nur Schade, daß wegen Mangels an gehörigem Raum die drei Gebäude, Badhaus, Restauration und Kasino hinter einander und nicht neben einander zu stehen kamen, wodurch die Schönheit der Façade vollständig verloren gehen mußte. Auch auf der Post ist die neue Einrichtung der Zimmer, so wie überhaupt das ganze Etablissement angemessen und selbst mit einiger Eleganz bestellt. Auch findet, wer auf seine eigene Menage nicht eingerichtet ist, hier in der Restauration, im Kasino an der Table d'hote recht genießbare Küche. Ein kleines Theater besitzt Ischl schon seit 1827. Unter den Privatwohnungen nehmen das Haus des Salzfertigers Seeauer, so wie das Heuschober'sche Haus an der Salzburger Straße den ersten Rang ein. Die Preise für Bäder sind mäßig, aber für Wohnungen ungeheuer. Anfänglich standen sie im Einklang mit der Aermlichkeit der Lokale, jetzt zahlt man 1000, 1500, ja 1800 fl. C.M., ohne daß bei manchen der Comfort darum beträchtlich gewonnen hätte, für die Erlaubniß, diese schöne Natur aus den Fenstern der Häuser betrachten zu dürfen.

Denn es ist wahr, Ischl liegt in einem Gebirgsgarten, welches die Anmuth des reizendsten Hügel-Geländes mit dem großartigsten Hintergrund der Hochalpen vereint. Von Süden gegen Norden durchströmt die Traun den Markt. Gegen Morgen führt ein herrliches Thal nach dem Salzberge, an dessen Mundloch zwei zierliche, aus Granit gearbeitete Pyramiden an die Einfahrt des hohen Kaiserpaars 1808 erinnern, zu den hübschen Wasserfällen an dem mittlern Berghause, während sich gegen Abend ein düsterer Waldgrund bis an den Wolfgang-See hinzieht, durch welchen die Ischl daher rauscht, um mit der Traun sich zu vereinigen. In mäßiger Entfernung erheben nach allen Richtungen die Hochgebirge ihre würdigen Häupter, deren Vorberge mit freundlichen Hainen und üppigen Matten bedeckt sind. Und in diesem irdischen Paradies ist die Kunst der Natur wieder mit schonender Hand zu Hülfe gekommen, nicht um an ihr umzuformen, zu ändern, zu verschönern, was unmöglich, sondern um die interessantesten Punkte zugänglich und das Verweilen an denselben thunlich zu machen. Aber auch für die Anlage solcher Ruheplätze, Spaziergänge u. dgl. gebührt den Kurgästen wieder das erste Verdienst, nicht blos sofern sie zu dem Verschönerungsfonds beisteuern, der zahlreiche und beträchtliche Gaben erhält, sondern auch, indem sie auf eigene Kosten die entworfenen Verschönerungen zur Ausführung bringen. So ließ auf der Spitze des Hoisenrats Graf Kolowrat einen weithinschauenden Thurm bauen; Fürst Metternich einen allerliebsten Platz mit einem gußeisernen, äußerst hübschen Pavillon verzieren. Wege wurden angelegt, Bänke und Bedachungen an allen schönen Punkten angebracht und unterhalten. Die meisten wurden nach den Erbauern benannt, und man zählt deren jetzt mehr als vierzig, aber ihre Benennungen sind meist unbegreiflich abgeschmackt. Daß man einen weiten, herrlichen Spazierweg, den der König von Dänemark anlegen ließ und erhält, den Dänenweg nennt, daß man einen Kaisers-Franzen-Gang (hinter dem Volksgarten), einen Kaiserin-Anna-Platz (am Kaltenbacher Waldwege), einen Rudolphs-Brunnen (in der Kaltenbach-Au), Max-Ahorn (an der Straße nach Salzburg), ein Sophien-Thal (am Fuß des Kottenbergs), nach den Erzherzogen Rudolph, Max und der Erzherzogin Sophie, einen Fürstenplatz (am Kaltenbacher Waldwege) nach Fürst Metternich benannt, zur Erinnerung hoher Besucher, daß man einfach eine Bank Elisensitz, Sophiensitz (beide im Schmalnauer Grunde) nach ihrer Stifterin tauft, ist, wenn man will, natürlich, aber da findet man noch eine Menge schwulstiger und emphatischer Benennungen, wie Potozka's Erbauung (an der Straße nach Ebensee, dem Kohlenstein gegenüber), Malfatti's Himmel (vor dem Dainzenberg), Eleonorens Einsamkeit (auf dem Calvarienberg), außerdem Ugicca's Gunst und Nunnia's Entzücken, Susanna's Erholung, Dolca's Abendsitz und Isa's Perspektive, Aloisens Stille und Henriettens Unruhe, einen Comtessenplatz und eine Magyarenbank, Henriettens Schirm, Bathiany's Ermunterung und Staudenheims Uebersicht u. s. w. Allein mit diesen und ähnlichen Spaziergängen begnügt sich der Kurgast nicht; nirgends hat man eine größere Sehnsucht nach entfernten Punkten, als in Ischl, wo die paradiesische Gegend unaufhörlich neue Reize enthüllt. Solche Parthien sind indessen nur mit großen, körperlichen Anstrengungen und noch größern pekuniären Opfern zu erlangen, mithin für den größten Theil der Besucher unerreichbar. Nicht jeder Kurgast ist stark genug, mehrere Stunden Berg zu steigen, nicht jeder reich genug, für sich und seine Familie 20 bis 30 Gulden für einen Spaziergang auszugeben. Kostet es schon eine bedeutende Summe, auf den herrlichsten Fahrwegen von der Welt an den Punkt zu gelangen, wo man auf Fußpfaden zu steigen genöthigt ist, so bleibt nichts übrig, als entweder zu gehen, oder sich auf offenen Tragstühlen tragen zu lassen, und ein solcher kostet für weitere Parthien wenigstens 4 fl. C.M. Esel oder Ponie's, wie sie am Rhein und in der ganzen übrigen Welt, wo Berge bestiegen werden, zu finden sind, sucht man in Ischl und der Umgegend vergebens, während Dutzende armer Familien, die jetzt kümmerlich vom Tragen der Salzsteine sich nähren, der Besitz eines Esels, in der Saison zum Gebrauch für Kurgäste, außer der Zeit zum Lasttragen — aller Sorge überheben würde.

Dr. Büchele.

Das gestreifte Wiesel und der Federschwanz.

(Taf. 38.)

Die wieselartigen Raubthiere sind über alle Zonen verbreitet, von mäßiger, theilweise auch von sehr geringer Größe, gehören aber zu den blutgierigsten des ganzen Stammes, und sind verhältnißmäßig eben so furchtbar, als die gewaltigen Katzen, in welchen man

gewöhnlich den Typus der reißenden Thiere als vorzüglich ausgeprägt annimmt. Sie haben einen harten, starken Schädel, eine stumpfe Schnauze, im Ober- und Unterkiefer stets sechs schneidende Vorderzähne, jederseits einen sehr entwickelten Eckzahn, und 4 oder 5 obere, so wie 5 oder 6 untere Backenzähne jederseits, von welchen die vordersten stets Lückenzähne, der hinterste immer ein Höckerzahn ist. Charakteristisch ist bei ihnen die langgestreckte Körpergestalt und die niedrige Stellung, welche der Bewegung aller wieselartigen Thiere um so mehr etwas Schlangenartiges verleiht, als keine andere Säugethierfamilie eine solche Biegsamkeit des Körpers besitzt, der überall durchzuschlüpfen vermag, wo nur der kleine Kopf Raum findet. An Behendigkeit stehen sie keinem Säugethier nach, laufen ungemein schnell, klettern sehr geschickt und springen weit. Fast alle führen ein nächtliches Leben, verbringen den Tag schlafend, in hohlen Bäumen, Felsspalten, Steinklüften, unter Hausdächern und in andern verborgenen Orten, verlassen diese erst mit einbrechender Dämmerung, und schleichen auf den dicht behaarten Pfoten geräuschlos umher, indem sie bald nur mit der Sohle, bald mit den Zehen auftreten. Alle schwächeren Nagethiere, Vögel und selbst Amphibien sind ihren Verfolgungen ausgesetzt, und werden von ihnen in größerer Zahl getödtet, als die Noth erfordert. Mit unnachgiebiger Entschlossenheit stürzen sie auf überraschte schwächere Thiere, lassen diese, wenn es ihnen einmal gelungen ist, sich im Nacken festzubeißen, nicht wieder los, und wissen instinktmäßig die verwundbarsten Stellen zu finden; den größeren Thieren beißen sie unter dem Ohre die große Halsarterie durch, den kleineren dagegen treiben sie die Eckzähne durch die Hirnschale. Sehr bezeichnend ist es bei allen Gattungen der Familie, daß sie oft nur zum Vergnügen morden, das Hirn ihrer Beute allein auffressen oder an deren Blute sich laben, und den Körper selbst unberührt liegen lassen. — An Gattungen und Arten ist die Familie ungemein reich; besonders die des eigentlichen Wiesels, Mustela, die außer dem Iltis, dem Frett und dem gemeinen Wiesel, den Hermelin und viele Marderarten enthält. Weniger reich an Arten sind die Geschlechter: Vielfraß, Gulo, Fischotter, Lutra, und Seeotter, Enhydris.

Geoffroy St. Hilaire erwähnt in dem handschriftlichen Katalog der Mammalien der Pariser Sammlung, eine von Madagaskar erhaltene Wieselart, die Sonnerat daselbst aufgefunden hatte, und beschreibt dieselbe unter dem Namen Mustela striata; Cuvier schildert dasselbe Exemplar in seinem „Regne Animal" als gestreiftes Wiesel von Madagaskar, Putorius striatus; später fand ersterer, daß das von ihm beschriebene Thier das Junge einer Wieselart sei, die mehr als zwei Fuß Länge erreiche, und dem Museum von Hrn. Goudot unter dem Namen Vonsire blanc überschickt worden wäre, und daß dasselbe von den Madagassen Vontsira futsch genannt würde. Eine genaue Untersuchung des Schädels erwies dasselbe als eine neue Gattung, und er belegte diese mit dem Namen Galidictis. Vor kurzem erwarb das britische Museum von Hrn. Tucker, vom Schiff Quadrant, ein von Madagaskar mitgebrachtes Thier, das mit dem Galidictis striata nahe verwandt zu sein scheint, von demselben aber in Einzelnheiten so weit abweicht, daß es als zweite Spezies angenommen werden kann. Gray legte demselben den Namen Galidictis vittata bei. Es ist dasselbe auf Fig. 1 unsrer Tafel abgebildet. Das Fell ist grau, schwarz und weiß gemischt; der Rücken und die Seiten sind mit acht, beinahe gleichen, parallelen, schwarzbraunen Streifen überzogen; Kinn und Unterleib sind blaßbraun, die Hinterfüße und Außenseite der Vorderfüße sind röthlichbraun; der Schwanz ist halbcylindrisch, buschig, schwarz und grau gemischt, und nach dem Ende zu weißlich. Die Länge des Körpers und Kopfes beträgt 14, die des Schwanzes 12 Zoll. — Der Dr. Thomson erhielt ein solches Thier in der Tulyah-Bay, auf Madagaskar, und besaß dasselbe über sechs Monate am Bord des Schiffes. Im Anfange war es ungemein schüchtern, bald aber wurde es zahm, und mit allen Theilen des Schiffes, besonders aber mit den Personen bekannt, die ihm einige Aufmerksamkeit widmeten. Es war merkwürdig behende, hielt beim Umherlaufen den langen, buschigen Schwanz etwas aufgerichtet, und stieß zuweilen Töne aus, die dem Zirpen oder Pfeifen einer Ratte glichen. Seine Hauptnahrung bestand in ungekochtem Fleisch, rohe Eier zog es aber Allem vor, wenn es solche erhalten konnte. Reichte man ihm ein Ei, so rollte es dasselbe gegen ein vorstehendes Stück Holz oder eine Kanonenschleife, legte sich an dessen Seite, packte es mit allen vier Füßen, und bemühte sich, es durch einen plötzlichen Stoß gegen den Vorsprung so weit zu zerbrechen, daß es zu dessen Inhalt gelangen konnte. Schildkröteneier wurden mit besonderer Vorliebe von ihm gesucht, und beim Verzehren seiner Nahrung war es stets so zum Zorne geneigt, daß es gegen Alle fuhr, die sich während dieser Zeit naheten, während es sonst immer zum Tändeln geneigt war, und wie ein Kätzchen mit Allen spielte, die es kannte. — Vom Wiesel unterscheidet es sich dadurch, daß es des Nachts schläft, und nur am Tage seiner Nahrung nachgeht.

Der Federschwanz, Ptilocercus Lowii, Fig. 2 unsrer Tafel, ist ein Insektenfresser, der mit der Gattung Tupaja verwandt zu sein scheint, in der Bildung des Schwanzes und der Form des Schädels aber von ihr bedeutend abweicht. Herr Low, der eine Sammlung von kleinen Säugethieren und Reptilien von Borneo nach England brachte, erzählte dem bekannten Naturforscher Gray, daß unter denselben ein rattenähnliches Thier mit federartigem Schwanze sich befände, welches er in des Rajahs Hause zu Sarawak gefangen habe. Bei näherer Untersuchung der Sammlung fand Gray, daß das so charakteristisch geschilderte Thier ein bisher noch völlig unbekanntes sei, eine eigene Gattung der Familie Tupaina bilde, und daß Borneo als die eigentliche Heimath dieser Familie angenommen werden müsse, da die Insel alle bekannten Gattungen derselben: Tupaja, Hylomys und diese neue enthalte, der er nach



der Form ihres Schwanzes den Namen Ptilocercus zuzulegen sich für berechtigt hielt. — Die wahre Tupaja, von welcher drei Arten, der Bangsring oder Sinsring, der Tana und Preß, bekannt sind, hat einen breiten, haarigen Schwanz, wie das Eichhörnchen; die Hylomys hat einen sehr kurzen, dürren, cylindrischen Schwanz, der mit kurzen, dicht angedrückten Haaren bedeckt ist, und der Ptilocercus, wiederum, hat einen verlängerten, cylindrischen Schwanz, der mit Ringen von breiten Schuppen, wie der der langschwänzigen Ratte, umgeben ist, gegen das Ende zu aber an jeder Seite mit einer Reihe straffer Haare bedeckt wird, die den Federn eines Pfeiles gleichen. — Die holländischen Naturforscher haben in den „Verhand. Mamm. t. 26." ein ebenfalls von Borneo gekommenes Thier unter dem Namen Hylogale murina beschrieben, das von der Tupaja (oder Hylogale) durch den cylindrischen, mit kurzen Haaren bedeckten Schwanz, der an der Spitze mit einem langhaarigen Pinsel versehen ist, sich unterscheidet. Den hier angegebenen Gattungskennzeichen nach verdient dasselbe ebenfalls als eigene Gattung bezeichnet zu werden, und Gray schlägt vor, dieselbe Dendrogale zu benennen. Jede dieser verschiedenen Gattungen zeichnet sich durch eigenthümliche Bekleidung aus: die Tupaja ist graulichgelb und braun, mit einem gelben Streifen über den Schultern; die Hylomy's gleichförmig dunkelfarbig; Dendrogale und Ptilocercus haben keine Schulterstreifen, dagegen an der Seite des Gesichts eine dunklere Stelle, welche die Augen umschließt, und der erstere hat einen weißen Flecken auf der Stirne, der beim letztern nicht bemerkbar ist. — Beim ersten Anblick gleicht der Federschwanz dem Cuscus, einer Gattung aus der Familie Phalangista, eine nähere Vergleichung der charakteristischen Kennzeichen, besonders aber der Mangel der so hervortretenden großen Zehe jener Gruppe, weist die Verschiedenheit mehr als deutlich nach. Der Low'sche Federschwanz, Ptilocercus Lowii, hat eine Körperlänge von 5½, der Schwanz eine Länge von 6½ Zoll; der Kopf ist kegelförmig, spitz zulaufend; die Schnurren sind verlängert, sehr steif; die Ohren mittelmäßig, nackt, blosgestellt; der Körper ist schlank, das Fell weich; die Füße sind mittelmäßig lang, fast gleich, hinten und vorn mit fünf freistehenden, etwas zusammengedrückten Zehen versehen; die Daumenzehen sind kleiner, und wie die anderen mit kurzen, dreieckigen, scharfen Krallen bewaffnet. Der Schwanz ist lang, an der Wurzel behaart, dann nackt und mit Ringen von breiten Schuppen umgeben, zwischen denen kurze Haare zerstreut stehen, und das letzte Drittel desselben ist auf beiden Seiten mit langen, steifen Haaren versehen, die demselben das Ansehen der Fahne einer Feder geben. Das Gesicht ist mehr kurz, der Schädel konisch. Das Gebiß ist eigenthümlich: oben sind vier, sämmtlich getrennt stehende, unten sechs, je zu drei und drei zusammenstehende Schneidezähne; Eckzähne sind keine vorhanden, dagegen auf jeder Seite jeder Kiefer sieben Mahlzähne. — Der obere Theil des Körpers des Federschwanzes ist schwärzlichbraun, zart untermischt mit den gelblichen Spitzen des feinen Haars; die unteren Theile des Körpers sind gelblich, die Seiten des Gesichts, welche die Augen umschließen, schwarz. Der Schwanz ist schwarz, und die Fahne desselben weiß, mit Ausnahme einiger schwarzen Haare in der Nähe des geschuppten Theiles. — Lebensart und Sitte des Thieres ist bis jetzt noch nicht bekannt, und das von Low mitgebrachte und als Spezies nach ihm benannte Exemplar, das einzige bis jetzt in Europa befindliche. 1.

Der Ansiedler auf der Alb.

Es ist ein ziemlich enges Stübchen unter niedrigem Dach, in welches ich meine Leser führe. Draußen ist's bitter kalt, hier aber ist's mehr wie warm, so daß zwei kleinere Kinder im bloßen Hemdchen auf dem Boden herum rutschen, die aber einen eigenen Changeant angenommen haben; zum Glück sind sie nicht lang, sondern aus sehr kurzem Flachs gesponnen. Zwei größere, ein Knabe von elf, ein Mädchen von sieben Jahren etwa, lesen am Tisch emsig Linsen, und es ist kein Luxus, daß sie es thun, denn der Haufen Trespe, Wicken, Rade, Schwindhafer, ist schier eben so groß, wie der des gereinigten Eßbaren. Darum sind sie aber auch an einer kahlen Bergkuppe im Wald gewachsen, und, hätte der Förster diese Kultur gesehen, so hätte er schwerlich genug Flüche auswendig gewußt zur Verwünschung solcher Frevelthat, so stark auch sein infernales Lexikon ist. Dafür indeß hatte der Anbauer Ruhe; die steilen, platten Felshänge kam der Schimmel nicht hinan, und weiter, wie er, ging auch sein Herr nicht. — An der Ecke, auf der die Lampe roth und trüb brannte, spinnen zwei Weiber in angelegentlichem Gespräch über den unmenschlichen Staat der Kaufmannsfrau, über das Aussehen von des Kronenwirths Magd, über die fleißigen Besuche des Doktors bei des Accisers Frau, auch wenn sie ganz wohl wäre, über den gewaltigen Stolz der jungen Frau des Balbierers u. s. w. u. s. w. Doch alles ward nur mit halber Stimme gesprochen, denn in dem Winkel am Ofen saß noch ein wetterbrauner Mann, vor sich eine nicht ganz geleerte Schüssel mit Wassersuppe und die Schalen eines halben Dutzends Kartoffeln. Er hatte eine kurze Pfeife hervorgezogen, und suchte eben den letzten Tabak in weiter Blase zusammen, den Maserkopf zu füllen, wozu er nicht ganz langen wollte. Er griff in die Tasche, zog einen kleinen Geldbeutel hervor, und seufzte schwer, als er ihn, bis auf einige Kupferkreuzer, die ihn getäuscht hatten, leer fand. Da stand der Knabe vor ihm, und bot den brennenden Spahn, und mit wehmüthigem Blick zog der Vater ihn zu sich. Dank, Robert, sprach er herzlich, und streichelte die dicken, braunen Locken, die ein offenes, kluges Auge beschatteten, aus dem der kindische Leichtsinn schon geflohen war, vor dem Dräuen der Armuth im kleinen Elternhause. Er zündete die halbgestopfte Pfeife an, und hielt mit dem linken Arm sein Kind

umschlungen, das die Wange an seine Schulter lehnte. — Vater, bat der Knabe, lieber Vater — hast du kein Geld? — Nein Kind! war die gepreßte Antwort. — Oh, sieh, ich wollte gern alle Abend hungrig in's Bett, wenn du mir nur die zwölf Kreuzer Schulgeld geben könntest, wenn der Büttel sie einfordert. Die andern Buben spotten mich aus, wenn ich sagen muß: ich will's später bringen, flüsterte der Knabe mit weinendem Laut. Der Vater seufzte noch tiefer, als vorher, indeß sein Sohn sich wieder zu der langweiligen Arbeit bückte, um die quellenden Augen zu verbergen.

Dumpf murmelnd, in gleichmäßigen Pausen beschrieben die Spindeln ihren Bogen auf dem grauen Bretterboden, eintönig tickte die Uhr an der Wand, leise rasselten die emsigen Fingerlein in dem Linsenhaufen auf dem Tisch, tief athmend schliefen die Kleinen, die Lockenköpfchen auf den zottigen Feldmann gelegt, der kein Glied regte, sie nicht zu stören, das Gewäsch der Weiber war erstorben, seit der Mann die Pfeife angebrannt hatte. Aber sie hätten nicht nöthig gehabt, sich zu geniren, denn in tiefem Sinnen blickte er trüb in die Dampfringel, bis sie mit dem A B im Maserkopfe ausgingen, und hörte nicht auf sie, sah weder sie noch seine Kinder — denn vor seinem innern Auge webte die Erinnerung ihre duftigen Nebelbilder in die graue Kette seiner Tage.

Wie fröhlich-frei, und kindlich-fromm kam der frische Forstkandidat von Tharand, die Zeugnisse des ehrenvoll bestandenen Examens in der gestickten Brieftasche, welche Karoline, die mit ihm konfirmirt wurde, die milde, treue Seele, mit den tiefen, innigen Braunaugen, ihm in nächtlich dem süßen Jugendschlaf abgedarbten Stunden, gestickt hatte. Er brachte gründlich erworbene, tüchtige Kenntnisse, unentweihte Jugendkraft, redlichen, treuen Willen — es konnte ihm nicht fehlen! Und doch fehlte ihm ein von vor dem ehrlichen Namen, fehlten ihm einflußreiche Gönner und Vettern, freundliche, einschmeichelnde Bäschen, und folglich auch die ersehnte Anstellung. Endlich, nach jahrelangem Sollicitiren und Antichambriren, gab man ihm die Waldschützenstelle in dem Städtchen, wo wir ihn nach vierzehn langen Jahren noch treffen, mit 120 Gulden, einschließlich zwei Klaftern Holz und drei Hundert Reisig. Aller Anfang ist schwer, nur das Lumpensammeln nicht, tröstete er sich selbst, bald bist du Forstwart, Assistent beim Forstamt und Revierförster. Doch Jahr auf Jahr verrann, er hätte sich die erfolglosen Bittschriften schier lithographiren lassen können, zur Zeitersparniß; er blieb, wie er war, und seine Probe- und Marterjahre nahmen kein Ende.

Karoline, der Engel seines Herzens, starb an nervösem Fieber, und nahm ihm, an der Marke dieses Lebens, das Versprechen ab, baldthunlichst zu heirathen. Ein lediger Mann in deiner Stellung, sprach sie mit erlöschender Stimme, verwildert an Leib und Seele; dein Herz aber möchte ich Jenseits gewiß wieder finden! Sie hielt ihm die kalte, feuchte Hand zum Gelübde hin, und, um der Sterbenden zu genügen, schlug er ein. Mit ihr ward seine Hoffnung auf Lebensglück begraben, und war er in das Städtchen gebannt. Vom Nachlaß seiner Mutter kaufte er das Häuschen, in dem sie lebte und starb, auch den Armsessel, in welchem sie verschied, es war sein Sorgstuhl geworden. Er heirathete ein schlichtes, gutmüthiges Bürgermädchen, welches nicht wußte, was er wollte, als er ihr sagte: sein Herz habe die Todte mit in's Grab genommen, doch verspreche er, ihr ein treuer, freundlicher Gatte zu sein. Er meldete sich nicht mehr, that pünktlich seine Pflicht, und schlug sich durch, wie es eben ging. Er klagte gegen Niemand — sie verstanden ja seinen Schmerz doch nicht; frug ihn Jemand, „wie geht's?" so antwortete er hastig: gut, recht gut! damit man ihn gehen lasse, und nur seine Kinder, und die Armen, denen er mit ihrer Last Leseholz, wenn kein Grünes drunter war, weit aus dem Wege ging — kannten sein Herz; die Leute glaubten, er sei finster und menschenfeindlich.

Es wollte aber heute Abend durchaus nicht gelingen, das Stübchen mit den alten, trauten Gestalten zu bevölkern, die seiner Phantasie sonst so mild, so beruhigend erschienen; seines Sohnes leise Klage um das ehrenhaft Nothwendige, das Entbehren des Tabaks, der seinen Träumereien so unentbehrlich war, beengten das weiche und wunde Herz. Holz hatte er überflüssig — doch verkauft darf kein Besoldungsholz werden; oft hatten die Wirthe ihm zu verstehen gegeben: es sei ihnen ganz einerlei, wer das Reh schicke, er, oder der Förster: doch wildern, bei dem bloßen Wort ballte sich seine Faust. Er stand plötzlich auf, zog den Rock an, warf Büchse und Tasche über, küßte die Kinder, und ging hinaus. Eisig blies der Wind ihm entgegen, zischend den feinen, mehligen Schnee vor sich her treibend — er empfand es nicht. Er stieg die Höhe hinan, und bald lag das Oertchen, eine dunkle, wirre Masse, aus der nur hie und da ein Licht blinkte, weit unter ihm. Der Halbmond stand im Zenith, und einzelne Wolkenflocken, die lautlos dahin zogen, deckten mildernd zuweilen seinen grellen Schein, der von der weiten, eintönigen Schneefläche blendend abprallte. Bleich standen des Bären sonst so blanke Sterne hinter ihm, vom Arctur gehetzt, rannten Asterion und Chara, dicht über dem dunkeln Walde funkelte aus Orions Schulter Beteigenze's Doppelstrahl. Ein Hase, der hungrig auf einem Kleeacker scharrte, richtete sich, ein Männchen machend, hoch auf, und Feldmann hob den feinen Kopf, doch ein kurzes „Pfui Haas!" machte ihn augenblicklich sein Gelüst vergessen. Mit pfeifendem, schnellen Flügelschlag zog eine Flucht Wildenten zu den warmen Quellen des klaren Forellenbachs, die im Wiesenthal sprudeln, und unhörbar, auf weichem, flaumigen Fittig eilte die Eule dem Thurm der alten Raubburg zu, der seitwärts von der Höhe, schwarz und riesig dräuete.

Der Waldschütz hatte den Forst erreicht, und lehnte sich aufathmend, an eine alte Gränzeiche. Hätt's nie geglaubt, murrte er, welch' ungeheures Geld drei Batzen sind, wenn man sie nicht hat! Mein armer Robert! — O Linchen, mein süßes, bleiches Lieb, wie klug tha-

test du, ein Engel zu werden, statt eines Waldschützen Frau. Gewiß sind deine milden Braunaugen jetzt auf mich gerichtet von deines Himmels Höhen, wie du stets mich so innig, stumm ansahest, wenn das Herz dir voll war. O, weißt du nirgend ehrliche zwölf Kreuzer für mich, oder achtzehn, daß ich wieder Tabak bekäme?

Feldmann stieß wiederholt jetzt mit dem Kopf an sein Knie, und knurrte leise, sein Herr unterbrach, aufmerksam gemacht, seinen Monolog, und horchte. Richtig, das war das Weben einer Säge dort unten aus dem Walde. Nur eines Winks bedurfte es, und der kluge Hund huschte lautlos durch's Gesträuch, indeß sein Herr von vorn her in die Richtstatt trat. Plötzlich stockte die Säge, und der Hund schlug wild an. Ein Mann kam purzelnd gerannt, und sank vor Schreck in die Knie, als Gruners Faust ihn am Kragen packte, der andere suchte mit geschwungenem Beil sich des Hundes zu erwehren, der wuthheulend ihn umkreiste. So wie du den Hund verletzest, sitzst du in's Teufels Wurstkessel, donnerte der Forstdiener, und beide Hähne knackten; dann, als Jener das Beil senkte, und Feldmann ruhig vor ihm stand, wandte er sich zu dem Ergriffenen, und erkannte überrascht einen behäbigen Dorfschultheiß der Nachbarschaft, der zitternd und händeringend vor Angst versinken wollte. O Herr Gruner, jammerte er, es ist mein Sohn, lassen Sie ihn gehen: Sie han ja mich! Feldmann, laß! rief Gruner, und kaum hatte der Hund gehorcht, als der Befreite mit weiten Sätzen bergein polterte.

Herr, wie kommen Sie zu Forstfreveln? frug der Waldschütz streng, eine armdicke, halbdurchsägte Ulme zornig betrachtend.

Ach Gott und Herr, winselte der Ertappte, ich will ja alles gestehen, nur bringen Sie mich nicht an ein Forstamt: ich käme ja vom Dienste.

Von Rechts wegen, war die Antwort, da kann ich nicht helfen.

Ich hab's gar nicht für mich holen wollen, flehete der Delinquent, die Jungfer Justizräthin hat's verlangt.

Hat nichts im Forst zu befehlen, entgegnete Gruner, und was will denn die mit Ulmenholz?

Sehen Sie nur, fuhr der Aermste fort, wie ich bei ihrem Vater gewesen bin, ist sie aus ihrer Stube gekommen, und ist angezogen gewesen, wie die Komödiantenjungfern am Jahrmarkt, und hat 'ne Zichorie geraucht, wie en Studente. O ha, sag ich, Jungfer Gustele, wollen Sie uf's Seil? — Sie hat aber ganz barsch gethan: ihr Geschlecht sei maltraitirt, jetzt aber wollte sie sich einen Mann zitiren.

Emanzipiren wohl, verbesserte Gruner.

Nun, meinetwegen auch, gab der Erzähler zu, und da wollte sie sich eine Holzsammlung anlegen, denn sie wollte ein Forstpolack werden, wie eine Jungfer in Berlin, die die Kandidaten schon examiniren thät. Dazu sollte ich ihr das Holz liefern, meinte sie, es würde mir gut bezahlt. Da sitz ich nun im Morast, dem überhirnigen Affen zu gefallen, bei dem ersten Stängle. Sie soll sich selber ihre Hölzle holen. Jetzt bitt ich, was ich weiß und kann: bringen Sie mich nur nicht auf den Rugtag; alle meine Lebtage geh' ich nimmer in den Wald.

Der Bittende faßte seine Hand, und drückte ein Geldstück hinein; wohl zuckte der Widerstrebende, doch, die Ueberzeugung, daß der Gewarnte wohl nie mehr wieder kommen werde — Roberts leises Weinen — — Nehmt Eure Säge, und geht! stieß er gepreßt hervor, und mit selten bewiesener Behendigkeit folgte der Schultheiß dem Befehle.

Der Waldschütz starrte ihm nach — lange, lange; den Kronenthaler warf er weg, in den Schnee, doch ungerufen apportirte Feldmann ihn wieder. Soll ich ihn behalten? frug er zum Himmel auf, Linchen, so gieb mir ein Zeichen. Da riß sich eine Feuerkugel aus der Cassiopeja los und zog eine lange, schimmernde Bahn weithin durch des Nachthimmels Azur. Dank, dank, mein Lieb, flüsterte der Arme, und stieg mit weitem Schritt zum Städtchen zurück.

In der Krone war eine Hochzeit, und zu einer gellenden Klarinette, einer Geige, die mit zwei Griffen sie begleitete, indeß der Künstler schlief, und einem Baß, den der Lehrling handthierte, drehete sich die muntere Gesellschaft, von den Löwen des Tags zuweilen mit schrillem Jauchzen angefeuert. Gruner setzte sich in die dunkelste Ecke, und ließ sich einen Schoppen bringen, um mit Ehren wechseln lassen zu können; kaum aber war dieß geschehen, als er den Wein hinabgoß und heimeilte. Leise trat er in die Kammer, wo tief athmend Weib und Kinder schliefen, nur Robert hauchte: „Guten Abend, lieber Vater!" Armes Kind, frug der Mann, am Bettchen niederknieend, läßt dich schon so früh die Sorge nicht schlummern? Sieh, da ist Geld, nun schlaf ein! Der Knabe schlang den Arm um des Vaters Nacken, und küßte ihn froh und innig; ist's dir sauer geworden? frug er; o ich will recht lernen und fromm sein, dann gibt der liebe Gott uns Segen. Sein Händchen faltete er in des Vaters Finger, betete flüsternd ein „Vater unser," und sank mit dem Amen träumend auf sein Kissen zurück. Gott segne Euch, meine Kinder, sprach Gruner ergriffen, und suchte gleichfalls sein Lager, wenn auch der Schlaf lange noch ihm fern blieb.

Als Gruner von der Morgenstreife rückkehrte, fand er den Befehl vor, eine Treibjagd auf den folgenden Tag zu rüsten. Er bestellte zu dem Ende die nöthigen Treiber, und beging genau das bestimmte Revier. Da stand er plötzlich vor der halbdurchsägten Ulme, und wiederholte sich im Geist den ganzen Auftritt. Die unbeholfene Angst des Forstfrevlers bewegte ihm kaum die feinen Lippen zu verachtendem Lächeln, desto dunklere Röthe flog ihm auf die Stirn, als er der ersten Bestechung gedachte, der er nachgegeben, der ersten Pflichtverletzung seines Lebens, deren er sich bewußt war. Die dringende Noth des Bedarfs wagte er nur schüchtern sich als Entschuldigung zu nennen, der liebende Aberglaube des gepreßten Herzens beruhigte ihn mehr: sein

Linchen hatte ihm ja deutlich ein beifälliges Zeichen gesandt, das war ihm genug. Wie aber, wenn er aus dem gestrigen Vorfall einen weiteren Nutzen sich gewänne, wenn er mit der Genehmigung des gutmüthigen Oberförsters, die Holzlieferung an die Emanzipirte selbst übernähm — ja die gewünschte Sammlung vollendet ihr brächte, da nicht die belehrende Mühe des Sammelns und Ordnens, sondern höchstwahrscheinlich der prunkende Besitz ihr Streben war. Er brauchte nur beim nächstens beginnenden Hieb sich die nöthigen Stückchen auszusägen, dem Aerar nicht zu Schaden, ihm aber eine große, erspriеßliche Zubuße. — Er blieb auf lustiger Höhe überlegend stehen, in den klaren Abendhimmel hinausschauend. Eine dunkelrothe Scheibe, strahlenlos, stand die Sonne nahe dem Horizont, und weit hinauf, bis zum Scheitelpunkt beinah, war das blasse Blau des Himmels in ein leichtes Chrysoprasgrün verändert. Einzelne Raben kehrten mit schwerem Flug zum Sammelbaum im schützenden Forst, einer weitastigen Eiche, indeß im Buchengipfel die geschwätzige Elster gackerte, und munter den langen Schwanz auf und ab schnellte. Des Hähers krächzender Ruf gab ihrem Plaudern Antwort, mit feinem, piependen Ton huschte der Baumläufer am Stamm hinauf, wenn der kräftige, muthige Laut der Spiegelmeise, die behend, wie ein Turner, sich in den Astgabeln einer einzelnen Fichte tummelte, weithin durch den schweigenden Wald hallte. In leichtem Trab schnürte der Fuchs am Waldsaum dahin, um die frischgefahrenen Düngerhaufen, die er auf dem Felde dort unten witterte, zu visitiren. Vom Ort herauf tönt einzelnes Peitschenknallen, leise knirrend wiegt der gefrorene Gipfel der Bäume sich im eisigen Nachthauch, und fern über dem Wald schlägt heiser ein Hund an; sonst Alles stumm, erstarrt — todt!

Der einsame Jäger schauderte. Er zog die Fuchshandschuhe aus, um bequem Feuer schlagen zu können, dann, als die Pfeife brannte, ging er die Richtstatt hinein, auf einem Umweg heimzukehren: denn selten nur, oder nie darf ein Waldschütz den gebahnten Pfad einschlagen, damit die Leute nie wissen, woher, wohin er geht. — Zu Haus, dieselbe Scene wie gestern, nur, daß Robert ihm freudig entgegen sprang, und die Probeschrift zeigte, mit welcher er über zwei seiner Mitschüler hinaufgerückt war. Hätte er das Schulgeld nicht gehabt, glaubte er, wäre es nie gelungen. — Kaum aber hatte Gruner seine stereotype Wassersuppe gegessen, als er in den Gasthof gerufen ward, dem Jagdherrn Rapport zu erstatten, und einen gnädigst bestellten Schoppen Landwein zu trinken, den er Amts und Ehre halber nicht ausschlagen durfte, und doch so gern entbehrt hätte.

Welche Lust wird mit so vollem Recht eine Edle, Ritterliche genannt, als das freudige Waidwerk? Wohl ist unsre Jagd nur noch der schwache Abglanz der hohen Jagd unserer Ahnen, die den mächtigen Ur, den gewaltigen Wiesent, den starken Bären, den grimmen Schelch des Nibelungenliedes angriffen und mit kühnem Muth besiegten. Auch der rauhborstige Keuler war noch ein tüchtiger Kämpe, dem weiche Muttersöhnchen gern auswichen, und darum gab's zur Zeit der alten Jäger noch weit weniger „passionirte Schützen“ und Sonntagshetzer, wie heut. Auch eine solenne Hochwildjagd in gut bestandetem Revier forderte noch stets „hirschgerechte Waidmänner“: denn gar mancher „lateinische Schütz“ ließ zitternd die Büchse fallen, wenn das Rudel, donnernd, wie ein Zug Reiter, gegen ihn daherbrauste, und mehr wie ein Kronhirsch ward von tüchtigen, doch ungeübten Schützen weit gefehlt, wenn das Hirschfieber das Auge umflorte, und das Korn wankend machte. Jetzt freilich treibt jeder Gevatter Schneider und Handschuhmacher so viel Courage auf, nach dem armen Lampe zu zielen, ja, wenn das bange Thier seinen unglücklichen Tag hat, ihn gar zu treffen, und die B l u m e als Trophäe, Frau und Kindern prangend zeigen zu können. Wer einen Rehbock erlegt, der aber vom grausamen Fatum dazu prädestinirt sein muß — der erbittet sich sicher das Geweih als Spoliae opimae, indeß ein Anderer bedauert, daß man ihm die Ruthe des Fuchses versagt, der noch dazu ihn beinah gebissen hätte. Indeß: wer keinen Kalk hat, muß mit Koth mauern, sagt der derbe Abbrich im Moos; und so zog denn am andern Morgen eine Schaar Treiber unter Gruners Leitung hinaus zum Wald, gefolgt von einem zahlreichen Zug Schützen. Das dunkle Auge unseres Freundes musterte scharf ihre Reihe, die ihm noch Unbekannten darunter zu sondiren, welcher Platz ihnen beim Anstellen gebühren möchte. Dem ernsten, schlichten Mann dort, der so klar und frisch wie der Morgen selbst, in die Gegend hinausblickt, denkt er den besten Wechsel zu; den Herrn mit der bunt gestickten Jagdtasche und der blauen Schneebrille, will er an den Vizinalweg stellen, damit er nicht im Feuereifer seinen Nebenmann für einen Hasen ansehe. Gegen ihn her will er sich selbst auf den Flügel der Treiber stellen, damit keinem der armen Bauern ein Unglück begegne.

Die Schützen sind angestellt; der Waldschütz gibt mit hellem Pfiff das Zeichen, und mit dem Wind dringen die Treiber in das Gehölz. Jeder sucht auf seine Weise den meisten und schrecklichsten Lärm zu machen. Die Buben schwingen die Klappern mit hellem gellem Geschrei, dem das tiefe, dumpfe Ho, ho, lauft! der Alten als Baß dient. Der Fuchs hat schon die ganze Reihe der Schützen sich angesehen, er kömmt zurück, um durch die Treiber zu brechen, was ihm endlich unter verdoppeltem Geschrei der Buben, und wilden Flüchen der Aelteren gelingt. Vorn krachts schon hin und wieder, mit verschiedenem Erfolg; der Schütz mit der blauen Brille hat ein schwarz und weißes Feldkätzchen für eine Wildkatze gehalten, und darauf geschossen, zum Glück aber ihm nichts Leids gethan: nach zweihundert Schritten wilder Flucht hält es an, und verwundert ob des gewaltigen Spektakels, blickt es lange zurück. Wechselnd folgen sich Feld- und Waldtriebe, bis der Abend sinkt und zur Heimkehr mahnt. Die Treiber mit der, an Stangen gehängten Beute voran, ziehen die Schützen dem Städtchen zu, wo ein kräftiges Mahl ihrer harrt.

Jäger essen rasch; keine Kuchen und Bisquite, nur ein Stück rezenter Käse und rothbackige Aepfel geben den Nachtisch, sammt klappernden Nüssen, bei dem jeder Fehlschuß gerügt und bespöttelt wird, so wie dem Jagdkönig, der die meisten Stücke erlegte, die Belobung nicht mangelt. Enger rückt die aufgethauete Runde an einander, und rasch kreist die Flasche. Den Gebildeten als ebenbürtig bekannt, sitzt Gruner mitten in dem frohen Kreise; die wohlthuende Anerkennung, der seltne Genuß der heiteren, intelligenteren Unterhaltung, der feurige Wein haben ihn sein Elend vergessen lassen. Die gesenkten, düstern Brauen heben und wölben sich auf der entrunzelten Stirn. Ja, als die Reihe zum Rundgesang ihn trifft, singt er Heine's

> Niemals habt Ihr mich verstanden,
> Selten nur verstand ich euch;
> Doch, als wir im Koth uns fanden,
> Da verstanden wir uns gleich!

Dann aber, wie erschrocken vor dem eigenen Muthwillen, befiel die alte Bangigkeit ihn plötzlich, das Herz war ihm wie zusammengeschnürt, und durch's Fenster in die Nacht hinausblickend, suchte er vergebens einen tröstenden Stern. Graue Schneewolken ballten sich, von rauhem Nordwest gejagt, wie die Sorgenmassen, die seine Seele bedrängten. Trotz alles Zuredens stand er auf und eilte heim. Erst, als er die Bettchen der Kinder sah, und den tiefen, ruhigen Schlafathem eines Jeden belauscht, sank die Last ihm von der Brust, und konnte er, nach innigem Gebete, einschlafen.

Und doch war's kein erquickender Schlaf, der ihn umfing. Wie des Nachtmahrs grause Gestalt stickend den Gequälten preßt, und mit vorgequollenem runden Glotzauge ihm Angstträume in's Hirn schaut, so schien etwas Ungeheures bedrohend ihn zu umfangen, und, so müde er war, ihm keine Ruhe zu gönnen. Er setzte sich auf im Bett. Ich habe heute Abend keine Wassersuppe gegessen, murrte er, drum kann ich nicht schlafen. Und auch du, Feldmann, was rennst und witterst du, und scharrst winselnd an der Thür? Was Teufel ist das für eine Helle! — Hilf Gott, es brennt!

Es war so. Der Giebel der benachbarten Scheuer brannte lohend, und hatte schon das Dach seines Häuschens entzündet, da die Flammen, vom raschen Winde getrieben, es prasselnd überflutheten. Ruhig und besonnen weckte Gruner Weib und Kinder, schloß dem beginnenden Zeter der Frau mit derbem Wort das Maul, und schaffte alles Lebendige aus dem brennenden Gebäu. Munter nahm Robert dem Vater vor dem Fenster die Betten und Kleider ab, da die Frau mit einigen Freundinnen begreiflich genug mit Schreien und Händeringen zu thun hatte, also nichts Anderes anfassen konnte. Noch den Ledersessel, in dem Karoline gestorben war, schob Gruner durch's Fenster, und trug ihn zu dem Häufchen Leinzeug und sonstiger kleiner Habe, der, von Feldmann bewacht, im Schnee lag — dann war sein Mobiliar ziemlich geborgen. Er wandte sich zur Feuerstätte. Die Scheuer, von der der Brand ausgegangen, war schon zusammengestürzt, eine glühende, qualmende Ruine, und auch sein Häuschen flammte vom Keller zum Dachforst, ohne Rettung verloren.

Um zwei weitere, brennende Häuser tummelte sich schreiend des Volkes Menge. Da das Wasser sogleich in den Spritzen gefror, auch Niemand bei der Kälte eigentlich bequem arbeiten konnte, so begnügte sich des deutschen Michels theure Sippschaft zu berathen, zu befehlen, und die Hände in den Hosentaschen, zu versichern, sie können jetzt nichts mehr thun, sie haben schon sehr viel gethan, und Andere thäten auch nicht mehr; Alles aber mit dem größtmöglichsten Geschrei und dem konfusesten Durcheinanderrennen. Wie ein gieriges Ungethüm tobte die Gluth in den Häusern, schlang sich prasselnd um die Sparren des Dachwerks, daß der unaufhörliche, klappernde Sturz der Ziegel jedes Nahen verbot. In gewaltigen, züngelnden Flammen leckte sie zum dunkeln Nachthimmel auf, weithin schwingende, zündende Funken ausstreuend. Grell beleuchtet steht der geschwätzigen, hindernden Weiber jammernde Schaar, der Männer lärmender, schreiender Haufen, um wenige, besonnen Thätige, die der hohl sausenden Lohe durch Einreißen Halt zu gebieten suchen.

> Leergebrannt ist die Stätte,
> Wilder Stürme rauhes Bette.
> In den öden Fensterhöhlen
> Wohnt das Grauen
> Und die Wolken Gottes schauen
> Hoch hinein. —

recitirte Gruner mit leiser, schmerzlich bewegter Stimme, am andern Morgen die Verwüstung überblickend. Nur die Grundmauer noch, die den qualmenden Schutthaufen begränzte, aus dem hie und da ein schwarz verkohltes, glimmendes Holzstück auftauchte, bezeichnete den engen Raum, in welchem er so viele schwere Stunden durchlebt. Neben dem eingestürzten Ofen ragte das Kamin schräg in die Luft — dort stand der Sessel, in dem Sie starb, und davor die Wiege seiner Kinder. Gottlob, es fehlt Keines meiner Lieben, flüsterte er, dankbar zum Himmel aufblickend, als eine Hand sich auf seine Schulter legte. Es war der ernste Mann, der dem Waldschützen gestern beim Anstellen schon aufgefallen war. Sie fühlen, sprach er, daß es nicht müßige Neugier ist, wenn ich frage: haben Sie viel verloren?

In Ziffern nur wenig, dem Bedürfniß — sehr viel, antwortete Gruner, besonders da ich keine Mittel habe, wieder aufzubauen.

Ich wünschte längst hier im Städtchen ein Haus zu besitzen, fuhr der Fremde fort; handeln wir: ich gebe Ihnen für den Bauplatz 200 Gulden und lasse Ihnen das Geld der Brandkasse.

Gruner sah auf, und schien ein solches Gebot, welches den Werth der Brandstatt weit überstieg, für Spott zu nehmen, doch als Graf M., trotz alles Einwendens und Vorrechnens beharrte, schlug er endlich ein. Doch auch jetzt noch wünschte der Graf, daß er ihn in den Gasthof begleite.

Sie erlauben mir, grade heraus zu sprechen, hub er an. Wenn Sie von Ihrem Gehalt noch Hausmiethe zu zahlen haben, so kann der Rest Sie mit der Familie nicht ernähren.

Gruner sah stumm vor sich hin.

Möchten Sie nicht auswandern?

Nein, ich verlasse das Vaterland nicht!

Das meine ich auch nicht; die Alb ist auch gut Württembergisch, alleweg.

Was soll ich dort beginnen?

Längs der ganzen Alb, auch auf meinen Besitzungen, liegen noch Tausende von Morgen Feldes brach, obgleich der fruchtbare Boden den Anbau reichlich lohnen würde. Wie viele Familien ohne erlerntes Handwerk, aber mit rüstigen Händen, sind schon nach Amerika und Ungarn gezogen, um dort wohlfeil Grund und Boden zu erwerben, den sie, ohne Reisekosten, sehr nahe hätten finden können. Urach, Dettingen, Neuhausen a. d. Erms, Glems, Eningen, Pfullingen haben ungeheure Waideplätze über ihren Markungen, an dem Steilhang der Alb. Das Vieh verschleppt das Dreifache an Dünger und Milch, bis es die steile Steige hinauf und herab kömmt, für das gewonnene Futter. Auch kann man den weiten Raum durch Austheilen an die Bürger nicht benützen, denn wer mag sammt seinem Gespann täglich Stunden weit die jähe Wand auf entsetzlichem Wege hinauf und herab klettern, abgesehen davon, daß kein Dünger hinauf zu bringen ist, und die Ernte kaum herunter. Bequeme, fahrbare Straßen würden ein enormes Kapital verschlingen, welches sich schlecht rentiren möchte. Kolonieen dort oben, das ist das einzig Thunliche; aber Keinen vermag das Gesetz dahin zu versetzen, und trotz aller Uebervölkerung, gehen die Leute nicht selbst. Sie fürchten die Einsamkeit, welche ihr Aberglaube mit abentheuerlichem, grausem Gethier belebt. Wäre aber ein Vernünftiger nur ein paar Jahr da oben, so würden sicher Mehrere sich bei ihm ansiedeln, und bald ein Dörfchen dastehen.

Uebernehmen Sie den Schutz und die Kultur meines Waldes dort, der mir zu weit von der Hand liegt, und ich gebe Ihnen acht Morgen Landes nach eigener Auswahl, die aber das Wachsen der Kolonie berücksichtigt, zum Eigenthum, nebst dem gleichen Gehalt, den Sie hier unten bezogen. Ueberlegen Sie dies.

Ist schon überlegt. Ich nehme dankend Ihr Erbieten an, Herr Graf; Sie sollen einen treuen Diener an mir haben.

Ich hoffe, wir werden Freunde werden. Noch in dieser Woche erhalten Sie die nöthigen Papiere, sammt der Kaufsumme der Baustätte, die Sie jetzt gewiß gebrauchen können.

Es war Frühling geworden. In einen felsigen Hügel war ein regelmäßiges Hohl gearbeitet, um dessen Rand so eben Gruner eine gleichende Mauer fertig gebracht hatte. Komm, Robert, wir dürfen ruhen, nach redlicher Arbeit, rief er seinem Sohn zu, der ihm als Handlanger gedient hatte, und bot ihm das Glas mit klarem Apfelmost. Morgen kommen die Zimmerleute, die den Werksatz, den sie unten im Thal behauen, aufrichten. Sieh, welch' trocknen, geräumigen Keller wir dem Felsen abgewonnen haben, und wie nett und eben unsre erste Mauerarbeit, der Schwellengrund, dasteht. Hier hinab, gegen Nord geschützt, wollen wir den Garten anlegen, und ich sehe nicht ein, warum nicht auch Obstbäume in ihm gedeihen sollten, daß wir unsern Most und Dörrobst nicht aus dem Thal zu beziehen nöthig haben. Der Strich am Bach hinauf soll Wiese werden, damit wir sie wässern können, der Waldgrund soll Dinkel und Kartoffeln tragen, will's Gott. Jetzt setz Wasser auf zur Suppe; ich will noch den Wald gegen das Dorf hin abstreifen, und komme in einer starken Stunde wieder.

Er ging, und Robert sah ihm ausruhend nach; dann kroch er in die enge Hütte, die aus Reisig und Rasen gebaut, dem Vater und ihm schon seit vierzehn Tagen Schutz gegen Kälte und Regen gab, indeß sie, wie die amerikanischen Squatters, nur mit größerer Unterstützung und Bequemlichkeit, die zukünftige Wohnung erbaueten. Die aus der Kellergruft gewonnenen Steine hatten theils die Mauer gegeben, theils hatte der Vater sie zu Kalk gebrannt, und diesen in eine große Grube gelöscht. Der dickschieferig sich sondernde Stein ließ mit geschicktem Hammerschlag sich zu ziemlich regelmäßigen Brocken schlagen, mit denen das Fachwerk leicht auszusetzen war. Platten auf's Dach hatte die zwei Stunden entfernte Ziegelei bereits geliefert, nebst Kluckern zum Kamin u. s. w.

In einem fußtiefen Erdloch fand der Knabe noch die Gluth vom Mittag unter der Asche, und bald lohete ein mächtiges Feuer, denn das Holz braucht man auf der Alb nicht zu sparen. Drei Felsbrocken stützten die Pfanne, deren langer Stiel in einer Astgabel ruhete, die im Rasen stak. Klares, herrliches Wasser des Bachs stand bereit, und begann bald singend zu kreisen, eine sprudelnde Blase folgte der andern, bis Alles brodelnd wallte. Mit des Vaters Genickfänger hatte Robert indeß das kräftige, schwarze Roggenbrod zu feinen Spänen geschnitten, und warf es jetzt, sammt würzendem Kümmel und Salz in die Pfanne, die er dann zudeckte und abhob. Nun schnitt er eine Zwiebel in spritzendes Schmalz, und goß es behutsam auf die Suppe. In die erlöschende Gluth aber scharrte er ein Dutzend großer Kartoffeln, und setzte die Pfanne wieder darüber, daß das Souper warm bleibe.

Seine Arbeit war gethan; ermüdet setzte er sich auf einen moosigen Fels, und lauschte, ob er nicht des Vaters Schritt aus der Ferne vernehme. Die Dämmerung sank thauend herab, und über dem Wald, der schwarz und schweigend dalag, stieg langsam des Mondes große, rothgelbe Scheibe empor. Ein Stern nach dem andern erglomm am blauen Himmelsdom, indeß die Venus strahlend zum Untergang sich senkte. Die Fledermaus flattert umher, der Nachtschwalbe gaukelnder Flug, spukhaft erscheinend und verschwindend, streicht durch der Buche hohen Gipfel, in welchem die Knospen

eben sich zu entfalten beginnen. Aus dem Felshorst tönt des Schuhu tiefer, dumpfer Laut, und fauchend lockt die Schleiereule das Weibchen in der hohlen Eiche. Begierig waidet ein Rudel Hochwild das zarte, saftige Grün des Bachrandes, doch mißtrauend hebt das Altthier oft den feinen Kopf, richtet die weiten Loser vor- und rückwärts, und windet mit weiten Nüstern gegen den Luftzug, der leise, leise die Aeste der Hängebirke schaukelt, deren weiße, leuchtende Rinde aus dem Dunkel der Nachbarstämme absticht. Aus dem Thal herauf anschwellend und verhallend, tönt der Abendglocke frommer Ruf. — — Der Knabe steht auf, faltet die Hände, und flüsternd bewegen sich die feinen Lippen zu innigem Gebet! — —

Jetzt endlich tönen dumpfe Schritte auf des Waldes Moosgrund heran. Schnell sieht Robert nach der Suppe, und scharrt die Kartoffeln aus der glühenden Asche, dann springt er dem Vater entgegen, und nimmt die Büchse ihm von der Schulter. Nur derbe Körperarbeit gibt solchen Appetit, wie der, vor dem die Suppe sammt den Kartoffeln rasch verschwinden. Du hast recht gut gekocht, mein Kind, lobt Gruner den Knaben, der vergnügt sich an ihn schmiegt. Noch ein Glas Most trinkt der Vater zu einer halben Pfeife, indeß ihm Robert von dem stolzen Vierzehner erzählt, dessen Rudel dort unten alle Abend äst; dann kriechen Beide in die Hütte, strecken sich auf's weiche Mooslager, und sind nach kurzem Gebete sogleich fest eingeschlafen. Draußen, hoch über den grauen Häuptern der Felsen führt die braune Nacht den hehren Sternenreigen — sie schlafen! —

Die Drossel flötet im Morgengraun vom Buchenwipfel, mit schrillem Laut schüttelt der Röthelfalk die langen Schwingen, und weckt den einen Schläfer in der Hütte. Leise steht er auf, daß der Knabe nicht erwache, doch kaum hat er nach dem Wetter gesehen, als Robert ihm schon zur Seite steht, und munter „guten Morgen“ bietet. Ich will das Frühstück kochen, begann Gruner nach der Toilette am frischen Bach, denn Kaffee zu machen weißt du nicht, und wir erwarten ja Gäste, denen man keine Suppe vorsetzen darf. Spül du indeß das Geschirr von gestern Abend reinlich, daß die Mutter nicht über die erblindete Pfanne schilt, wenn sie mit den Zimmerleuten herauf kömmt. Dann geh hinaus auf den Roßfelsen, und spring ihr entgegen, wenn du sie kommen siehst.

Nur fünfhundert Schritt vom Bauplatz des Hauses stürzt die Albwand steil ab in's Thal, und säumt ihren Rand mit barocken Felsklötzen, die in tausend abentheuerlichen Gestalten hinabblicken zu dem klaren Bergwasser, das in muthwilliger Jugendlust von Staffel zu Staffel springt, daß sein Brausen bis herauf schallt. Auf einem solchen Altan saß Robert, der Mutter, den Geschwistern entgegen blickend. Der Wiesengrund tief unter ihm war in weiten, wogenden Silbernebel verhüllt, aus dem der graue Thurm des Dörfchens, und hin und wieder ein Hausgiebel ragte; doch hörte man das muntere Plaudern der Mädchen am Bach, das taktfeste Klappen der Hanfbrechen, das Schelten der Bursche mit den ungefügen Ochsen beim Anspannen, das Pfeifen einer weichen Schwabenweise beim Abfahren. Ueber dem Dorfe schwebt in weitem, lautlosen Kreis der hungrige Gabelweih, und späht nach den gackelnden Hennen, dem stolzen, krähenden Hahn. Da kömmt langsam ein Zug Wandernder die schräge Steige herauf; schon am Blinken der Aexte erkennt Robert die Zimmerleute, unter ihnen die Mutter, einen Korb auf dem Kopf, den kleinen Heinrich an der Hand. —

Wie der Mond über dem Wald aufging, da wundert er sich gewaltig; am Hügel stand das Geripp eines netten, bequemen Hauses aufgerichtet, und vom Giebel flatterten im Abendwind die bunten Bänder des Kranzes. Auf dem Hügel aber standen zwei Männer, ernste Zufriedenheit, reine Freude auf den Stirnen: Graf M. und Gruner; weiter hinunter sitzt die Mutter in dem Kreis der Kinder, in der Weitung des Kellers aber umringen die Zimmerleute ein schon geneigtes Faß, denn der alte Reim sagt: sie schaffen schwer, und trinken sehr. —

Als des Herbstes gelbe und rothe Tinten den Wald schmückten, war die junge Ansiedlung aus dem Gröbsten geordnet, und das Haus sah mit blanken Fensteraugen weit hinaus. Gruner brachte einen Wagen Stoppelrüben mit zwei tüchtigen Ochsen an Halbjochen eben herein, die Frau kam mit blendendweißem Melkkübel von der Kuh im Stall, und Robert versorgte ein genügsames Eselein, mit welchem er etwaige Bedürfnisse aus dem Thal heraufholte. „Wo ist der Heinrich und die kleine Beate, rief er, der Kaufmann hat mir für Jedes einen Honigkuchen mitgegeben.“ Sie holen Eicheln im Wald, antwortete die Mutter, müssen aber jetzt kommen, wenn mir nicht bang werden soll.

'S wär arg, lachte Gruner, den Schweiß trocknend, wenn ein Eichhorn den Buben für 'ne Nuß geknackt hätte, sonst wüßte ich nicht, was ihm passiren sollte.

Sind nicht schon Wölfe und Luchse auf der Alb geschossen worden, sorgte die Frau.

Der schwäbische Wolf ist endlich so gut erlegt, wie der schwäbische Haas, tröstete der Vater, wenn so ein armes Ding zu uns kömmt, so ist ihm das Leben verleidet. — Sieh, da kommen Beide gestolpert, aber allerdings scheint ihnen etwas begegnet zu sein.

Die Kinder riefen und winkten schon von fern, und erzählten, wie sie hinten am Waldsaume einen Mann liegend gefunden, der nicht mehr fort könne.

Komm, Boldewyn, den holen wir! rief Robert, den Grauen am Zaum nehmend. Heinrich, sitz auf und führe uns. Gelt Vater?

Allerdings, rief der herüber, ich bringe nur die Braunen zu Stall, dann komm ich schnell nach.

Bald fanden sie, vom kleinen Heinrich geleitet, einen Mann schier bewußtlos im Graben liegen. Er war in sehr abgenutztes, schwarzes Tuch gekleidet, besonders war der Frack schon mehrfach geflickt, aber in einer Manier, die aussah, als habe der Ausbessernde die edle

Schneiderei eben erst erfunden. Daneben lag ein Bündel, in ein Schnupftuch geknotet, ein fuchsiger, verbogener Hut, und ein einfacher Dornstock.

Seht, ihr Jungen, sprach Gruner ernst, so sieht ein Betrunkener aus!

Aber mit nehmen wir ihn doch, bat Robert, es ist schon so kalt bei Nacht.

Jedenfalls, Kind, antwortete der Vater.

Komm, Herr Schulmeister, steh auf, rüttelte der kleine Heinrich den Betäubten, du darfst reiten! und schier lächelnd flüsterte Gruner: wahrhaftig, der Bube hat recht; das ist ein Schulherr!

Mit Mühe ward der Willenlose auf den Esel gehoben und heimgebracht, wo er auf weicher Moosstreu im Stall bald behaglich und vernehmlich schnarchte, da man vergeblich ihm Suppe einzuflößen versucht hatte.

Als Robert am andern Morgen den Gast zum Frühstück einladen wollte, saß er, ernüchtert, den Kopf in beiden Händen, auf seinem Lager, und lehnte es ab, zur Familie hinaufzugehen. Erst als Gruner selbst ihn holte, folgte er ihm in's Zimmer, wo er niedergeschlagen etwas Suppe genoß, dann aber eilte, dankend aufzubrechen. Gruner selbst wollte ihn auf der Morgenstreife zum rechten Weg geleiten. Er führte den müd Folgenden durch hallenden Hochwald, dessen buntes Laub im frischen Windhauch raschelte. Hoch herab tönten einzelne Laute abziehender Lerchen, wehmuthweckende Scheidegrüße; statt der Blumen glänzte das Scharlach des Fliegenschwamms, das Silberweiß des giftigen Täublings unter den Büschen, daneben des Ziegenbarts appetitlicher, zierlicher Astbusch. Es ist wirklich zu bedauern, begann der Wirth, daß eine solche bedeutende Menge angenehm nährenden Stoffs jährlich unbenutzt im Walde verfault, doch behalten die Schwämme mir stets etwas Unheimliches, der Tücke wegen, die dasselbe Gericht, welches vorher wohl bekam, nach ein paar Stunden zu Gift werden ließ.

Nur die Rothschäcken sind bös, entgegnete der Gast, die meisten andern Arten hab ich schon oft aus der Hand gegessen.

Ein eigener Appetit, kopfschüttelte Gruner.

Hunger thut weh! warf der Andere ein.

Gruner blieb stehen. Vor Hunger, frug er schwer betonend, riskirten Sie solchen gefährlichen Genuß? Sollten sich einem kräftigen Mann, wie Sie, nicht andere Nahrungsquellen genug bieten, wenn er möchte.

Ich bin ein abgesetzter Schulmeister, war die bittere Antwort, und jedenfalls verloren. Verloren, hier, wie dort! —

Um Gott, Mann, rief Gruner, laßt solchen schrecklichen Wahn Euch nicht befangen! Betet und arbeitet, so werden Gottes Engel Euch tröstend nahen.

Ich stehe allein, sprach gepreßt der Fremde. Schmerz und Schmach zu übertäuben, ward ich Branntweintrinker, und wie der Teufel die ihm Verfallenen, läßt der Schnaps mich nimmer los, so oft ich auch zu Gott um einen nüchternen Tod bat — im Rausch, weniger als ein Thier, werde ich hinfahren! Oh — —

Das wolle Gott nicht! sprach der Waldschütz bewegt. Setzt Euch hier auf den Fels, und erzählt mir Euer Leben, wenn Ihr mögt und könnt; wohl wird noch ein Rath für Euch zu finden sein.

Lange schon mochte kein milder, theilnehmender Mensch zu dem Aermsten gesprochen haben. Er setzte sich zu dem Mann, der Worte ernster, wehmüthiger Mahnung innigen Mitleids, kräftiger Ermunterung zu ihm redete, bis in heißem Thränenstrom der Krampf des trotzig bangen Herzens sich löste. Ein einsames Rothkehlchen hüpfte mit leisem Laut näher und näher um die regungslos dasitzenden Männer, als wollte es den flüsternden Selbstanklagen lauschen, und ein tröstendes Wörtchen mitsprechen.

Es ist genug, begann endlich Gruner mit tiefer, fester Stimme, ich weiß so viel, wie ich brauche. Ihr habt gegen der Menschen Satzungen gefehlt, und an Gottes Gebot gesündigt. Doch da Ihr erkennt und bereut, sollt Ihr nicht in thörichtem Trotz verderben und verzweifelnder Schwäche. Hier meine Hand, sie ist durch höhere Kraft stark genug, Euch stützend zu halten, wenn Ihr sie annehmen mögt. Ihr unterrichtet meine Kinder in den gewöhnlichen Fächern, außer der Religion, von der Ihr nur die klappernde, dürre Schale selber kennt, und seid mein Gehülfe und Hausgenoß. Klaviere mögen derweile Andere stimmen; erst wollen wir Euch frisch besaiten und beledern. Kommt!

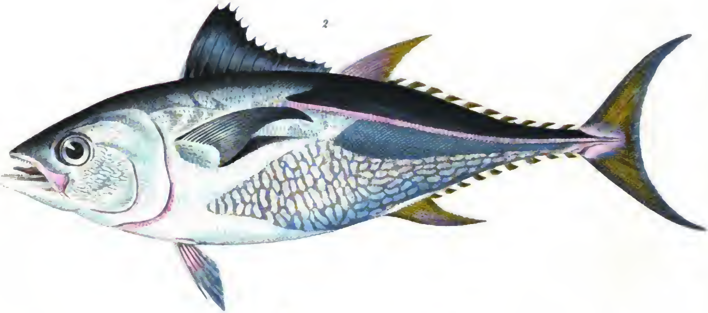
Es war kein leichtes Unternehmen, einen habituellen Branntweintrinker, wie der arme Ulrich es war, von Grund aus zu bessern, doch ward es unserm Freunde durch mancherlei Beihülfen thunlicher, wie jedem Andern. Hier, im einsamen Waldhause, lagen nur einige Flaschen Kirschengeist unter des Herrn alleinigem Verschluß, der ihn blos als Hausmittel zuweilen hervorholte. Also fehlte jede Gelegenheit, die allzeit fertige Verführerin, und auch jedes Beispiel, welches so gern verlockt. Dagegen Arbeit in Menge, freundliche, aufmunternde Behandlung, offene, schuldlose Kinderaugen, die bald mit Liebe dem eifrigen, geduldigen Lehrer sich zuwandten, und klarer, starker Apfelmost, den aufzuzählen ich nicht vergessen darf, ellenhoher Schnee, und zum Ueberfluß ein recht böser Fuß, das Nachweh früherer Verwahrlosung, welche beide Letzteren das Fortgehen unthunlich machten. Anfangs befiel den Unglücklichen oft eine quälende Unruhe, drückende Bangigkeit, marterndes Zittern, die Zeichen der zerrütteten Nerven, doch lernte er bald im Kauen der bittern Wurzel des gelben Bergenzians, in einer Pfeife starken Tabaks kräftige Gegenmittel kennen; später genügte Musik, deren hehre Klänge jedes nicht ganz verdumpfte oder verwilderte Herz mit eigenem Zauber umfangen. Gruner suchte sein Horn wieder vor, welches er meisterlich blies, und Ulrichs Geige oder Flöte damit begleitete.

Besonders nützlich war Ulrichs Handgeschick dem Hause, mit dem er jede fehlende Kleinigkeit herzustellen wußte, und dadurch bei der Frau sich in Gunst setzte, als z. B. einmal die Kaffeemühle hartnäckig den Dienst versagte. Hobel, Säge und Stemmeisen thaten in sei-

1



2



3



1849

39

ner Hand so gefällige Dienste, wie Feile, Löthkolben, Schlag- und Liegambos, welches Geräth alles nach und nach der Esel Boldewyn herausschaffte. Auf Betreiben Gruners, der sich von dem noch unbefriedigten und deßhalb wo möglich gesteigerten Gelüst der emanzipirten Dame Nachricht verschafft hatte, legte Ulrich eine Holzsammlung an. Die einzelnen Stücke hatten Buchform. Eichen-, Buchen-, Tannen- und Fichtenarten standen als derbe Folianten da; den Rücken bildete die Rinde, Titel war der deutsche und lateinische Namen, eine Seite war polirt, die andere nur gehobelt, und trug die, zierlich geschriebene, kurze Angabe des Standortes, der merkantilischen Hanbarkeit, der Verwendung; ein Schieber barg Samen u. s. w. Birke, Ulme, Maßholder, Akazie hatten Oktavformat geliefert, Wachholder, Hartriegel, Prunus- und Cratägusarten nur Taschenbüchlein, jedes jedoch in gleichen Maßen.

So befand, bei zweckmäßig vertheilter Arbeit, Alles sich behaglich und zufrieden im einsamen Hause auf der Alb — außer Frau Gruner. Sie fürchtete sich da oben, bekam Heimweh, und wollte verzweifeln am Ende, weßhalb sie angelegentlich in's Bett kroch und weinte. Nun ward die Sache Gruner zu viel. Liebe Hanne, sprach er mild, doch ernst, sag mir, was du eigentlich hier in unserm Gut vermissest? Wenn ich kann, so werd' ich's anschaffen.

Ich fürcht mich eben, schluchzte die Frau.

Du hast Recht, entgegnete der Mann, du fürchtest dich, dich selbst. Mit den Altweibermärchen deines Gehirns bevölkerst du Haus und Hof; denn sonst kann ich nichts Abentheuerliches und Napengeheuerliches auffinden.

Ich bin eben nicht so gelehrt, wie du, tönte es unter der Decke hervor.

Gelehrsamkeit schützt nicht vor Furcht. Ist denn Alles, was du von Gottvertrauen je gesprochen hast, leeres Gewäsch gewesen?

Ich trau auf Gott, wohl besser, wie du, trotzte Frau Hanne.

Das glaub ich gern; zumal da ich weiß, daß du ein gutes Gewissen hast.

Ich hab' nichts Unrechts gethan, all' mein Lebenlang, ich fluch nicht, hab' noch keines Kreuzers werth gestohlen, und zu uns kommt ja keine Mannsperson, das ganze Jahr.

Bist ja noch kein Vierteljahr hier! — Nun, wenn du denn so treu gegen Gott und mich bist, so werden wir Beide — jeder an seinem Platz — auch Alles thun, dich zu schützen und schirmen. Sag' mir, für mein Theil, nur — gegen Was? —

Ich weiß nicht, ich hab' eben 's Heimweh!

Hier ist dein Mann, deine Kinder, dein Beruf: also deine Heimath! Ich will dir sagen, was dir fehlt: deine Klatschbasen, diese Mistkarren, die den Schmutz des Städtchens herumschleppen und mit Wollust darin wühlen! Warum langweilst du dich, wenn Ulrich des Abends aus Salzmann, den Reisebeschreibungen, der Naturgeschichte, vorliest, indeß deine Kinder sich aufmerksam herbeidrängen?

Was geht mich das gedruckte Zeug an; es ist doch halb erlogen!

Das zu beurtheilen, gute Hanne, reicht dein Verstand nicht, und nur selten hat der Schöpfer es für gut gefunden, dein Geschlecht mit Vernunft zu plagen; Gründe verschlagen deßhalb nicht viel bei euch, darum kurz: unten im Thal kämpften wir mit Noth und Elend — hier oben sehe ich mit freudiger Müh und Arbeit ein behagliches, stets sich verbesserndes Leben vor mir. Hier sind die Kinder gern, hier bleibe ich. Am Altar hast du versprochen, mir überall hin zu folgen; also mußt auch du bleiben; nach eigner Wahl, mit freudigem Muth und Willen, oder in alberner Angst und thörichtem Trotz, dich selbst und uns quälend, — du magst entscheiden! —

Das frohe Jubelfest, die hehre Weihnacht, war gekommen, und wohl selten ist um diese Zeit ein so nüchternes, stockfaules Herz zu finden, das sich nicht lebhafter bewegt fühlte, da es Freude zu bereiten strebt, und Freude erwartet. Und über alles dies der reizende Schleier liebender Heimlichkeit, der kaum den lauten Jubel über gelungene kleine Listen zu dämpfen vermag. So war es auch auf dem Felshofe, wie Gruners Besitzung von den Umwohnern genannt wurde, und in dem allgemeinen Verhehlen Aller gegen Alle, war auch Frau Hanne's Zorn über die ernste Zurechtweisung Gruners ihr abhanden gekommen. Als nun vollends alles Gebäck trefflich gerathen war, und in Wort und That lebhafte Anerkennung fand, da tauchte der Fröhlichkeit versöhnender Strahl wieder aus den tiefen Stirnwolken auf, und spiegelte sich in den Augen der Kinder und des Mannes. Der hatte mit Ulrich schon zwei Tage oben in der großen Giebelstube handthiert, an deren Thüre mit Kreide: „Verbotener Eintritt!" stand. Endlich, endlich sank die zögernde Sonne, und die lärmende Klingel erscholl. Da stolperten die Kinder jubelnd hinauf, und fanden an und unter an die Wand genagelten Tannenzweigen die nützlichen, bescheidenen, beglückenden Gaben. In der Thür stand der arme Ulrich, mit Thränen im Auge — allein Gruner ergriff seine Hand, und führte ihn zu einem Tisch, auf dem ein vollständiger, neuer Anzug von grauer und grüner Farbe lag, darunter eine Bibel. Nicht geschenkt, nur besorgt habe ich die frische Takelung, sprach er zum Verstummenden; die Holzsammlung hat drei Karolin getragen. In schwarzer Kleidung bewegt jedes Menschenkind sich steif und gezwungen, das kann man überall sehen, wenn man beobachten mag: je natürlicher die Farben, je freier der Mensch darin. Und eine Bibel muß Jeder eigen haben, daß er drin lesen kann, wenn und wo das Herz ihn dazu auffordert, auch nach altem, tiefsinnigen Brauch das Wichtigste seines Lebens hineinschreiben kann, nur für sich, nicht für Andere.

Gruner war fortgeschlichen. Auf ragendem Felsaltan stand er, und schaute nach dem erleuchteten Giebel seines Hauses, und blickte hinunter in's langgedehnte

Thal, über dem des Mondes Sichel glänzte, und im dunkeln, blauen Schatten die Berge mit ihrer Zackenkrone auf den flimmenden Schnee zeichnete. Herr, betete er leise, Herr, du hast mich aus Nacht und Dunkel zu mildem Licht geführt, durch meines Herzens holden Engel, durch dich mein süßes Linchen. Dir sei Dank und Ehre — Amen.

Schmidt.

Der Thunnfisch und die Makrele.

(Taf. 39.)

Der Thunnfisch, Thynnus, gehört zur Familie der Makrelen, Scamberoidei, und ist für die Bewohner mancher Länder, besonders derer, längs dem nördlichen Ufer des mittelländischen Meeres von eben der Wichtigkeit, wie der Häring für die Anwohner der Nord- und Ostsee, oder der Stockfisch für die Küste der Bänke von Neuholland. Er ist der größte Fisch der Familie, wird bis 7 Fuß lang und mehrere Centner schwer, kommt in fast allen Meeren vor und ist bereits in vielen Arten bekannt. Beide Rückenflossen stehen bei ihm dicht hinter einander, und oben hat er 8 — 9, unten 7 — 8 goldgelbe Bastardflossen; sein Rumpf ist mit großen, rauhen Schuppen bekleidet, die um die Brust eine Art von Panzer bilden, ist oben stahlblau, unten grau mit dichten, silberweißen Flecken, und der Schwanz ist mit einem knorpeligen, zwischen Hautleisten gelegenen Vorsprunge gekielt. Die Kieferzähne sind klein, zugespitzt, und in einfacher Reihe; Kiemenstrahlen zählt er sieben. — Die wichtigsten Arten des Thunnfisches sind: der tropische Thunnfisch oder die Bonite, der gemeine Thunnfisch, der langfinnige Thunnfisch, und die Palamide oder mittelländische Bonite.

Der tropische Thunnfisch, Thynnus pelamys, Fig. 3, wird fast von allen Seefahrern, die das atlantische oder stille Meer bereisen, unter dem Namen der Bonite erwähnt, gar häufig aber auch unter diesem Namen mit dem Meerschwein, Delphinus phocaena, dem kleinsten der walfischartigen Säugethiere, verwechselt. Er gleicht einer großen Makrele, durchzieht in großen Gesellschaften die Tropenmeere, ist nichts weniger als schüchtern, und kommt oft dicht an segelnde Schiffe heran, die er mit erstaunlicher Schwimmfertigkeit umspielt, und dabei häufig von den Schiffen aus harpunirt wird, indessen keinesweges ein besonderes schmackhaftes oder zartes Fleisch liefert. Er wird selten über 2 Schuh lang, 6 Zoll hoch, und erreicht ein Gewicht von 5 — 8 Pfund; der Rücken ist dunkel-, die Seiten hellblau, und jederseits laufen unter der Seitenlinie auf dem silberglänzenden Grunde 4 — 6 ziemlich breite, schwarzbräunliche Längsstreifen. Die Schuppen sind fast unmerklich, der Fisch mithin fast nackt aussehend; die Brustflossen sind braun, die Steißflosse ist silberweiß, und oben hat er 8, unten 7 Bastardflossen. Fliegende Fische, Kalmare oder Dintenfische, und andere Weichthiere, Schalthiere und Meerschlangen dienen der Bonite zur Nahrung, und namentlich haben die ersteren an ihr einen furchtbaren Gegner und Feind, denn unablässig zieht sie hinter ihnen her und treibt sie schaarenweise aus ihrem Element, und gar oft auf die vorübersegelnden Schiffe. Welch' andere Nahrung die Bonite noch außerdem zu sich nimmt, ist bis jetzt nicht bekannt, sicher aber, daß ihr Fleisch nicht immer ohne Gefahr zu essen ist, und oft nach dessen Genusse fliegende Hitze, Ohnmachten, Grimmen, Durchfälle und andere Erscheinungen sich zeigen, die als Wirkungen vorher genossener giftiger Seethiere angenommen werden müssen. Dem Seefahrer, der lange nichts als Salzfleisch gegessen, sind die Boniten, die heerdenweise in allen Theilen der Tropenmeere gefunden werden, eine ersehnte und sehr gesunde Speise, nur müssen sie sorgfältig ausgenommen und zugleich von ihrer Haut befreit werden, denn ihr Magen und ihre Därme enthalten an neun verschiedene Arten von Entozoen, und von außen sind sie sehr durch Parasiten geplagt. Sie schwimmen bei gutem Wetter dicht an der Oberfläche des Wassers, springen oft spielend über dasselbe heraus, und werden entweder harpunirt, oder an der Angel mit Flocken von Baumwolle gefangen. Die Malayen fangen sie in Menge und salzen sie meistens ein.

Der gemeine Thunnfisch, Thynnus vulgaris, auch Scomber thynnus, Fig. 2, ist der wichtigste und größte aller Thunnfischarten; vereinzelt wird er in allen europäischen Meeren angetroffen, wo er gewöhnlich dem Häringe nachstellt, sein eigentliches Reich aber ist das mittelländische und schwarze Meer, wo er in Schaaren von vielen Tausenden zieht, und in früheren Zeiten in solchen Massen zusammengedrängt geschwommen sein soll, daß nach Plinius Bericht Alexander des Großen Flotte von ihm aufgehalten wurde. Er wird 12 — 18 Fuß lang und bis 1200 Pfund schwer; Individuen von 6 Fuß Länge und 4 — 500 Pfund Gewicht sind sehr gewöhnlich, und unter den Fischen, die der Mensch des Fleisches wegen fängt, gilt er unstreitig als der größte. Für Byzanz war einst der Fang der Thunnfische eine Hauptquelle des Reichthums, die unter der Herrschaft der Türken aber bald versiegte. Gegenwärtig nährt sich ein ansehnlicher Theil der Küstenbevölkerung des Mittelmeeres von demselben Fange, der auf sehr sinnreiche Art betrieben wird und eine ungeheure Menge von Fischen liefert, welche theils frisch aufgezehrt, hauptsächlich aber eingesalzen versendet werden. Im Bezirk von Palermo ist sein Fang so ergiebig, und wirft, ungeachtet er nur zu einer gewissen Zeit im Jahre betrieben wird, einen so reichen Gewinn ab, als der Thunnfischfang, der überhaupt einen der bedeutendsten Zweige der Fischerei Siciliens ausmacht. Nach dem allgemeinen Dafürhalten zieht der Thunnfisch seit Jahrhunderten in jährlicher, wundersamer Wanderung, und jedesmal im Frühjahre, in großen Truppen durch die Meerenge von Gibraltar in's mittelländische Meer, um da bis im Herbste zu verweilen; sie machen in diesem Meere ihre Küstenreisen nach Spanien, Frankreich und Italien, kommen in Kalabrien an, und setzen, anstatt durch die

Meerenge von Messina zu gehen, längs den Küsten von Sicilien und bis nach Palermo ihren Zug fort. Neuere Naturforscher sind der Meinung, daß die Thunnfische, wenn sie sich an den erwähnten Küsten zu zeigen anfangen, keineswegs aus fernen Meeren herbeikämen, sondern blos aus der Tiefe des Meeres heraufstiegen, wo sie den Winter über verweilten, um längs den Küsten der Strömung entgegen zu schwimmen, und ihren Laich in Tiefen von 100 Schuh, selten an seichteren Stränden abzusetzen, und die Beobachtungen Catti's, daß sich der Thunnfisch zuweilen auch zu ganz anderer Zeit, als derjenigen seiner gewöhnlichen Erscheinung, in mehr als einer Gegend des Mittelmeeres hat sehen lassen, verschafft dieser Ansicht wenigstens ziemliche Wahrscheinlichkeit. — Die Thunnfische werden mit Angeln an starken Grundschnüren, meistens aber in Netzen gefangen, die man an der Küste der Provence Mandraguen, an den italienischen Küsten aber Tonnaren nennt, und deren es zur Zeit des Fanges an den Küsten von Sicilien allein zwischen dreißig bis vierzig gibt, deren jede ihren besondern Namen hat. Eine der stärksten dieser Fischereien, die gewöhnlich in den letzten Tagen des Maimonats, im Juni und Juli in Thätigkeit sind, ist westlich von Palermo, eine Stunde von der Stadt, und bildet der Fang des Thunnfisches und dessen Zubereitung während dieser Zeit eine Hauptbeschäftigung der Küstenbewohner, und einen der wichtigsten Handelszweige. An der nördlichen Küste von Sicilien werden die zum Fange bestimmten Netze jederzeit in der Richtung von Morgen gegen Abend, an den übrigen Küsten der Insel aber, je nach der Ankunft oder Rückkehr der Fische, auch in andern Richtungen in's Meer gelegt. Diese Art des Fischfanges in Sicilien schreibt sich von uralten Zeiten her, und, wie Rocco Pirri meldet, wird schon in den Privilegien Wilhelms II., vom Jahre 1176, dessen Erwähnung gethan. Auch in Corsica, Sardinien, in der Provence und andern Revieren des mittelländischen Meeres, werden die Thunnfische auf dieselbe Weise gefangen. Um den Fang zu bewerkstelligen, werden sehr starke, aus Pfriemenkraut, mitunter auch aus Schilf verfertigte Netze vermittelst schwerer Steine oder Anker im Wasser befestigt. Der obere Theil aller dieser Netze wird durch Stangen, große Korkstücke, oder durch kleine Tonnen gehalten. Den Raum, in welchen sich die Fische hinein begeben, bevor sie ihren Weg nach der Stelle nehmen, wo sie sollen gefangen werden, bezeichnen zwei vertikal stehende Netze von ungeheurer Größe, mit sehr breiten Maschen, deren eines perpendikulär dem Ufer nach, das andere aber dieser Richtung parallel läuft, oder auch, da seine Enden sich unter dem Wasser aus einander legen, eine Einbiegung bildet. Diese Netze zwingen die sich dem Lande nachtreibenden Fische, ihren Weg zwischen beide hinein und gegen den Eingang der Tonnare zu nehmen. Diese Tonnare ist in mehrere, mit einander in Verbindung stehende Kammern abgetheilt. Gewöhnlich sind ihrer sechs oder sieben, von denen jede einen besondern Namen hat. Die mittlere Länge und Breite jeder dieser Kammern beträgt ungefähr 150 Fuß. Diejenige Abtheilung des Netzes, welche den Eingang bildet, und die letzte aus Hanf geflochtene, sind die größten. So wie sich die Fische in den Kammern fangen und häufen, werden diese mit hierzu besonders angebrachten Netzen verschlossen, und, wenn alle Abtheilungen voll sind, der Eingang versperrt. Nunmehr eröffnen die Fischer, deren Bewegungen insgesammt von einem Führer geleitet werden, welcher in sicilianischer Mundart Raisi heißt, den Eingang der hintersten Abtheilung, und treiben die Fische aus einer der vordern Kammern nach der andern heraus und in jene hinein, wobei man ihnen, da sie sich öfters nicht fügen wollen, Sand auf den Leib wirft, oder arges Geräusch macht, oder ein Netz hinter ihnen nachschleppt. Das Netz der letzten Abtheilung, welches den ganzen Grund der Tonnare annimmt, ist stärker als die übrigen, und sein Maschengeflecht nach unten enger zusammengezogen, damit sie dem Andrange der sich loszumachen suchenden Fische mehr Widerstand entgegensetzen. Wenn sich die sämmtlichen Fische in diese Kammer, welche auch die Todtenkammer, il corpo (in der Provence Corpou oder Corpon) genannt wird, zusammengethan haben, so muß das Grundnetz mit in den Fahrzeugen befindlichen Schiffswinden gehißt, und wenn es so hoch ist, daß man dem Fange beikommen kann, festgemacht werden. Sobald dieß in's Werk gesetzt ist, nähern sich die sämmtlichen Schiffer, mit großen Haken und Harpunen bewaffnet, dem netzumfangenen Raume, der ihre Beute einschließt, und in kurzer Zeit sind die Thunnfische, und was sich sonst noch von Seethieren in ihrer Gesellschaft befindet, gefangen und getödtet. Zuweilen schwingt sich ein kräftiger Fisch über die Netze hinaus, und entkommt seinen Verfolgern, was indeß nur selten vorkommt; häufiger dagegen wird der Fischfang durch die Muistini, eine Art Fische, gestört, die dem Thunnfisch feindselig sind, und diesem einen solchen Schrecken einjagen, daß sie die Netze der Kammern zu zerreißen und zu fliehen suchen. Die Jagd der Fische selbst, oder das Tödten derselben wird Matanze genannt; gewöhnlich werden bei einer solchen 3 — 400 Stück gefangen, doch hat man auch schon Matanzen von tausend und selbst von 1500 Stück gemacht. Das Springen und Schlagen der getroffenen Fische, das schäumende Blutmeer, das Geschrei und der Jubel der Fischer sind es, was außer dem Gewinnst dem Fange seinen Reiz verleiht, und oft Tausende von Zuschauern herbeilockt und belustiget. Sind die Kammern wieder in Ordnung gebracht, und die getödteten Fische an's Land geschafft, so zerhaut man dieselben, wirft die Stücke in große, mit Meerwasser gefüllte Kessel, und kocht sie mit so viel Salz, als das Wasser auflösen kann, weich. Hierauf wird das Fleisch mit Oel in Fässer verpackt und so versendet. Das Fleisch sieht fast wie Rindfleisch aus, wird durch Kochen blaß, und schmeckt wie Salmen. Es wird auch frisch genossen, und wie anderes Fleisch pfundweise ausgehauen. Bei Palermo, wo der Fang am reichsten ist, werden jährlich oft an zwanzigtausend Fässer Thunn-

fische eingesalzen. Frisch genossen ist das Fleisch sehr gesund, fängt der Fisch aber an, in Fäulniß überzugehen, so wirkt sein Genuß höchst nachtheilig auf die Gesundheit, und verursacht Entzündung im Schlund, heftige Magenschmerzen und Durchfälle, und reichlich genossen selbst den Tod. Bei Venedig wird der Thunnfisch vom August bis in den Oktober gefangen. Die häufigsten und besten sind hier die, welche zwischen 20 und 50 Pfund an Gewicht haben, doch werden auch hier viele gefangen, die fünf und mehr Centner wiegen. Die gefangenen Fische werden hier am Schwanz aufgehangen, ausgeweidet, das Fleisch vom Rückgrath abgesondert, zerschnitten, und ungekocht eingepöckelt; bei großen Fischen wird das Fleisch in senkrechte Scheiben geschnitten, und so gesalzen oder mit Salzwasser gekocht und in Oel gelegt.

Der langfinnige Thunnfisch, Thynnus alalonga, ist ebenfalls ein Bewohner des Mittelmeers, aber auch in großen Schaaren im atlantischen Ozean zu finden. Den Alten scheint er nicht bekannt gewesen zu sein, und selbst die Naturforscher des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts erwähnen seiner nicht. Er zieht schaarenweise, oft zu Tausenden, wie der gemeine Thunn, oft mit diesem zusammen, wird eben so wie dieser geschätzt und behandelt, und ist der Gegenstand einer bedeutenden Fischerei. Wie sein Verwandter hat er einen schwarzblauen Rücken und silberweißen Bauch, erreicht ein Gewicht von 80 Pfund und drüber, und zeichnet sich durch die ungeheure Entwickelung seiner Brustflossen aus, die, bei schmaler und sichelförmiger Gestalt, mehr als ein Drittel der Körperlänge ausmachen, und bis weit über den After hinaus reichen. Cuvier glaubte hierin Grund genug zu haben, um ihn dieser Eigenschaft wegen von den Thunnfischen zu trennen, und als eine besondere Gattung (Orcynus) hinzustellen. Er wird um ganz Spanien herum, so wie an der Küste von Süd-Frankreich, Sardinien und Sicilien gefangen. Im Meerbusen von Biscaya und an der Küste von Catalonien, wo er den Namen Germon führt, findet man ihn vom Mai bis zum Oktober, wo er am besten ist, in großen Zügen. Die Fischer der Insel Yau fangen in 14 Tagen oft 12—14,000 Stück mit großen Angeln mit gesalzenem Aal und mit künstlichem Köder, an 80 Klaftern langen Seilen.

Die Palamide, Thynnus sarda, die eigentliche Bonite des Mittelmeeres, oder Sarde, wird nur selten über 2 Schuh lang, und erreicht ein Gewicht von 10 — 20 Pfund; sie ist silberglänzend, oben blau, und hat auf dem Rücken schiefe, schwärzliche Streifen. Ihr Fleisch ist weiß und fett, wird am liebsten frisch gegessen, aber auch, da es sich sonst nicht lange hält, in Menge eingesalzen. An der westlichen Küste von Frankreich und Spanien, so wie an der afrikanischen Küste, ist die Palamide oder Sarde eben so häufig wie im Mittelmeer, und bei Konstantinopel, so wie im schwarzen Meer wird sie in Menge gefangen. Am beträchtlichsten ist ihr Fang bei Cadiz, wo ein Schiff mit 25 Mann oft bis 2000 Stück in einem Tage heimbringt.

Die Makrele, Scomber, die Grundgattung der Familie Scomberoidei, ist der eigentliche Scomber der Alten, aus dem sie ihre so beliebte Fischsauce, das Garum, bereiteten, welches als Gewürz an andere Speisen, und auch als Arzneimittel bei Verstopfungen angewendet wurde. Die Makrele zeichnet sich von den Thunnfischen dadurch aus, daß ihre erste Rückenflosse ungetrennt, die zweite aber weit getrennt, in Bastardflossen aufgelöst ist. Der glatte, stark zusammengedrückte Körper, welcher nur selten über zwei Schuh lang wird, ist mit kleinen, oft kaum wahrnehmbaren Schuppen bedeckt; die Seiten des Schwanzes sind leicht gekielt, und der Kiemendeckel ist glatt, ohne Spitzen. — Man findet die Makrele in allen Meeren der nördlichen Hemisphäre, wo sie gesellig zieht, in regelmäßigen Zeiträumen an den Küsten eintrifft, und den Gegenstand einer, selbst unter staatswirthschaftlichem Gesichtspunkt überaus wichtigen Fischerei ausmacht.

Die gemeine Makrele, Scomber scombrus, Fig. 1, wie der Häring ein weltbekannter, geselliger Seefisch, der rings um Europa und an den Küsten Nord-Amerika's gefangen wird, ist obenher blau, mit vielen, etwas wolkigen, nicht über die Seitenlinie herabreichenden, dunklen Querbinden, unten silberweiß, hat auf der obern sowohl als auf der untern Seite fünf kleine, falsche Flossen, ein weites Maul, einen fast cylindrischen Körper, und eine Länge von 13 — 20 Zoll. Im Winter hält sie sich in der Tiefe auf, kommt im Frühjahr nach den Küsten, um ihre Nahrung zu suchen, die größtentheils in Häringslaich und kleinen Fischen besteht, und streift in ungeheuren Schaaren bald von Norden nach Süden, bald von Osten nach Westen, oder umgekehrt, je nachdem sie ihre Nahrung verfolgt oder ihrem Laichgeschäft nachgeht. Im März, wo die Zeit des Fangs beginnt, müssen die Fischer weit auf dem hohen Meere ihre Beute suchen, im Mai und Juni sind sie stets den Küsten nahe, und oft kaum eine Meile vom Lande entfernt. An allen Küsten kennen die Fischer die Zeit der Ankunft der Makrelen auf's Genaueste, ihren Berichten aber, über die sich stets gleichbleibende Richtung ihrer Züge, ist nicht immer Glauben beizumessen, und eben so fehlt noch die Bestätigung für die ältere Erzählung des Vice-Admirals Pleville, welcher behauptete, daß in den Buchten von Grönland, der Hudsonsbai und Neufundland Millionen von Makrelen in senkrechter Stellung, den Kopf nach unten, bis an den halben Rumpf in weichen Schlamm vergraben ständen, und auf diese Weise den Winter über verbrächten. Die Makrele kommt stets an die Küste, um zu laichen, denn die im Mai gefangenen enthalten bis zu einer halben Million Eier; im höheren Norden verschiebt sie dieses Geschäft um einen Monat oder länger, weßhalb auch im nördlichen Norwegen der Fang erst mit den letzten Tagen des Juni beginnt, nachdem er in England schon sein Ende erreicht hat. An der Küste Nord-Amerika's beginnt der Fang Anfangs Juni, in

der Ostsee hingegen selten vor dem August. Gegen Ende dieses Monats haben die in der Nordsee gebornen Jungen schon eine Länge von 6 Zoll, und im November sind sie schon zu drei Viertel ausgewachsen. Um diese Zeit verschwinden sie, und ziehen wahrscheinlich in die Tiefen zurück, wenigstens werden Junge in dieser Zeit nie gefangen, während ältere Individuen in jeder Jahreszeit wenigstens einzeln den Fischern in die Hände fallen. Junge sowohl als Alte leben von Laich und kleinen Fischen, besonders von einer kleinen Art Sprotte, die sie bis in die äußerste Tiefe verfolgen. Sie fressen in Einem fort, und erreichen daher in kurzer Zeit ihre volle Größe und ein Gewicht, welches bis zwei Pfund ansteigen kann. Im Herbst, nach beendeter Fortpflanzung, werden sie sehr fett, verlieren aber ihre Schmackhaftigkeit, weßhalb auch die im Frühjahr gefangenen Fische theurer als die spätern verkauft werden. Ihr Fleisch ist weiß und zart, aber etwas weichlich, und hält sich nur wenige Stunden, weßhalb sie gleich an Ort und Stelle eingesalzen werden müssen. Im Norden Europa's genießt man sie nur im frischen Zustande. An der Küste von England, Frankreich und Nord-Amerika dagegen salzt man sie meistens ein, und versendet sie in kleinen Fässern nach dem Innern des Landes. Der Fang geschieht meistens mit Netzen, welche 20 Fuß hoch, 120 Fuß lang sind, durch Bleigewichte nicht hinabgezogen, sondern durch zahlreiche Korkstücke schwimmend erhalten, und daher Treibnetze genannt werden. Die Zeit des Fanges ist für alle Küstenbewohner eine ungemein bewegte, denn Alles, bis auf die Knaben herab, nimmt an dem Fange Theil, der übrigens nicht alle Jahre gleichen Ertrag liefert. Im Jahre 1809 gab es um Dover so viele Makrelen, daß 60 Stück für einen Schilling ausgeboten wurden, ohne Käufer zu finden. Eine noch nie wieder übertroffene Ausbeute gewährte das Jahr 1821, und im März 1833 brachten vier Fischerboote von Hastings als Lohn einer einzigen Tagearbeit 10,800 Makrelen an's Land. 1.

Vorbedeutung.

Im Hause des Försters saß Abends eine Jagdgesellschaft beim Glase Wein in traulicher Unterhaltung. Von den erlebten Ereignissen des Tages war man, nach Männerart, auf die welterschütternden Tagesereignisse gekommen, und von diesen auf ihre Ursachen, auf Prophezeihungen und Vorbedeutungen.

„Köhlerglauben! Ammenmährchen!“ rief der Förster, „es ist Alles nichts. Wer will sich vermessen, im Voraus schon der Zukunft dunklen Schleier zu lüften?!“

„Kein Mensch!“ entgegnete der Arzt. „Aber ohne Zweifel ragt doch mitunter das gewöhnlich unsichtbare Walten der Vorsehung sichtbar oder doch den Sinnen vernehmlich in die irdische Welt hinein, und ganz möchte ich niemals bezweifeln, daß es Vorahnungen und Vorbedeutungen geben könne.“

„Wenn nur nicht immer so viel Dichtung und Träumerei dabei wäre,“ meinte ein Referendar, „so daß man das Wahre vom Falschen nicht zu unterscheiden vermag, so wäre ich auch geneigt, an die Möglichkeit zu glauben.“

„Nein, nein, ich nie!“ brauste der Förster dazwischen. „Es gibt auch unter den Jägersleuten so vieles der Art, und noch nie hat sich mir auch nur das Mindeste bestätigt.“

„Mir aber!“ sprach ernst der Arzt. „Und wenn ich wüßte,“ fügte er hinzu, als die Gesellschaft ihn etwas erstaunt ansah, „daß man es nicht ungern hörte, so will ich's erzählen, und den Herren zum Schluß die nöthigen Beweise nachliefern.“

Damit waren Alle einverstanden, und der Arzt begann:

„Es sind nun reichlich dreißig Jahre her, als auf Deutschlands mächtigstem Strome, der Elbe, ein Schooner hinauffuhr, der von Amsterdam nach Hamburg steuerte. Von einem günstigen Südwestwinde getrieben, schwamm das Fahrzeug mit vollgebraßten Segeln an der reizenden Uferlandschaft, die unterhalb Altona bei Blankenese beginnt, vorüber. An den Terrassen der theils kahlen, theils mit köstlichen Parkholzungen bedeckten Berge, die sich hier an Holsteins Gestade erheben, liegt das genannte Dorf, vollständig das Ebenbild eines Schweizerdorfes, die kleinen, reinlichen Häuser bunt durch einander zerstreut, Wände und Dach mit Reben umkränzt, und Blumengärtchen an den Abhängen. Vielfach verschlungene Pfade führen durch die Schluchten die Hügel hinan. Im Hintergrunde ragt auf dem höchsten Gipfel ein vierarmiger Telegraph, der zwischen Hamburg und Cuxhafen Nachrichten befördert. Am Steuerrade stand der Lootse, unverwandten Blicks vorausschauend, der das Schiff an den gefährlichen Sandbänken, welche von der Fluth bedeckt waren, vorüberführte. Rasch eilte es durch die Wellen dahin. Bald hatte es Flottbecks beinahe flaches Gestade erreicht, und segelte dann wieder an der reizenden Hügellandschaft Nennmühlen-Oevelgönne vorüber, an den Häusern vorbei, die unten am Abhange liegen, vor der Thüre schattige Lauben und schlanke Flaggenstangen, während dicht hinter ihnen der Hügel steil emporsteigt, mit Buchen, Linden und Kastanien bewaldet. Ueber den Wipfeln der Bäume ragen mehrere Windmühlen empor, und durch die lichteren Stellen der Waldung schimmern die geschmackvoll gebauten Landhäuser der reichen Handelsherren. Weiter den Strom hinauf beginnen die Häuserreihen Altona's, hinter welchen zahlreiche Schiffe vor Anker liegen. Nach allen Seiten hin ist der Strom belebt. Kleine Segelfahrzeuge vermitteln den Verkehr an dem holsteinischen Ufer, lange, flache Ewer mit einem einzigen roth angestrichenen Segel fahren hin und her zwischen den Elbinseln und Hamburg-Altona, beladen mit frischer Milch und Gemüsen. Zierliche Dampfer rauschen durch die Fluth, den Strom hinunter nach Stade, Cuxhafen und dem britischen Felseneiland Helgoland oder hinüber nach Harburg am hannöverschen

Ufer, um den Personenverkehr zu unterhalten. Hier braust ein englisches Postdampfschiff daher, mit mächtigen Rädern die Fluth durchschneidend, dort segelt ein schwerfälliger Dreimaster heran, der von seiner transatlantischen Reise zurückkehrt, und wie er an Altona's Hafen vorübersteuert, hallen drei Kanonenschüsse von seinem Deck, ein Signal seiner Ankunft für die harrenden Rheder. Dazwischen winden sich eine Menge mit Waaren beladener Schuten hindurch, die bald bei jenem, bald bei diesem Speicher anlegen.

„Durch dies bunte Gedränge steuerte der Schooner hindurch, und gelangte erst zwischen Hamburg und Altona in ein etwas freieres Fahrwasser. Hier unterhalb St. Pauli, der ebenfalls auf einem Hügelufer liegenden Vorstadt der alten Hansestadt, lud man auch seine beiden Drehbassen, und als man sich Hamburgshafen näherte, verkündeten drei Salutschüsse seine Ankunft. Nach und nach glitten die Segel an den Stängen herab, das Ruder ward in Lee gelegt, alle Leinwand gereeft und beigeschlagen, der Schooner trieb, dem Winde folgend, über Steuer und über den Bug hinüber rollte der schwere Anker in die Tiefe. Noch ein Ruck — und das Schiff lag unbeweglich, hinter den mächtigen Eisbrechern, hoch am Mast flatterte Hamburgs Flagge mit den drei weißen Thürmen im rothen Felde.

„Es war damals noch eine günstige Zeit für die Schiffahrt. Gleich in den nächsten Tagen ward die Ladung gelöscht, und da schon neue Fracht für eine Reise nach Petersburg bei den Rhedern bereit lag, so wurden die eben erst geleerten Räume sogleich wieder gefüllt. Der Mannschaft ward nur verstattet, einen halben Tag an's Land zu gehen, und da zwischen ihr und dem Kapitän das beste Einvernehmen herrschte, so glaubte der Kapitän sich schon der Mühe überhoben, seine Musterrolle zu ändern, als einer der Matrosen am Tage vorher, als die Abreise bestimmt war, um seine Löhnung bat, da er nicht wieder mit in See wolle.

„Was Geert,“ fragte der erstaunte Kapitän, „du willst nicht wieder mit? Was hat dir denn an Bord gefehlt?“

„Gar nichts,“ erwiederte der Matrose.

„Hast du denn Streit mit Einem der Andern?“

„Nein, Kapitän, mit Keinem!“

„Kannst du etwa anderswo mehr Löhnung verdienen?“

„Ich wüßte nicht, Kapitän!“

„Worüber hast du dich denn sonst zu beklagen?“

„Ueber nichts!“

„Aber Junge, warum willst du denn absolut von Bord?“

„Darf's nicht sagen, kann's nicht sagen,“ antwortete Geert.

Der Kapitän sah den Matrosen verwundert an, dieser erwiederte seinen Blick und schwieg. Das brachte den Ersteren aus seiner Fassung.

„In des Henkers Namen,“ polterte er heraus, „ich glaube gar, dir ist die Seeluft zuwider, Junge, und willst bei den Landratten daheim bleiben.“

„'S wäre auch grade nicht zu verwundern, Kapitän, wenn ich's wollte,“ erwiederte Geert ernst, „wenn Einem wie mir so gewiß vor der Seele steht, daß ich mein Bischen Leben über Bord einbüßen muß.“

„Ueber Bord, Geert, über Bord?“ fragte der Kapitän, noch überraschter als zuvor. „Wer hat dir denn das gesagt, daß du solltest?“

„Gesagt hat mir's Niemand. Aber so gewiß, als diese Faust hier“ — und damit hob er seine rechte Hand gen Himmel — „die meinige ist, so gewiß ist es, daß ich von meiner nächsten Reise nicht wieder heimkehren würde.“

Des Fragens müde, drang der Kapitän nicht weiter in den Matrosen. Er ging in seine Kajüte hinab, nahm seine Musterrolle hervor, und war eben im Begriff, Geerts Namen zu streichen, als es ihm einfiel, noch einmal den Versuch zu machen, den Matrosen unter vier Augen zu einer Erklärung seines räthselhaften Betragens zu veranlassen. Er ließ ihn daher sogleich zu sich rufen, und fragte nach der Ursache seines Wunsches. Einen Augenblick besann sich der Matrose, dann aber ging er mit der Sprache heraus.

„Ich hab's Niemandem versprochen,“ sagte er, „etwas zu verschweigen, und will's am wenigsten, Kapitän, vor Euch. Aber Ihr werdet selbst einsehen, daß es nicht gut ist, wenn die Andern es erführen. — Es war vor drei Tagen draußen,“ fuhr er fort, „als wir mit Untergang der Sonne Helgoland in Sicht hatten. Ich wurde abgelöst, und stieg in den Raum hinunter, um mich in meine Koje zur Ruhe zu legen. Bald schlief ich ein. Ich mochte wohl kaum zwei Stunden geschlafen haben, als ich durch ein Geräusch aufgeweckt werde. Ich reibe mir die Augen und schaue umher, alles ist dunkel. Da aber wird die Luke vom Deck her aufgemacht, ein heller Lichtschein dringt in den Raum, der Bootsmann steigt die Treppe herab, eine Laterne in der Hand. Hinter ihm kommt Willem, und was trägt er? — kaum traue ich meinen Augen, — einen Todten. Er hat ihn bei den Füßen angefaßt, und Jan hält den Leichnam bei den Schultern. So kommen die drei Lebenden die Treppe herunter mit dem Einen, dessen Haupt hinterrücks hängt. Mit langsamen, feierlichen Schritten nähern sie sich meiner Koje, wie versteinert sitze ich aufrecht da, sprechen, rufen kann ich nicht, wie ein Alp liegt es mir auf der Brust. Aber meine Augen sind hell und klar, ich träume nicht, ich wache. Deutlich sehe ich seine Gestalt, seine Gesichtszüge — aber sie sind mir unbekannt, ich erinnere mich nicht, jemals im Leben ähnliche gesehen zu haben. Seine Kleider aber, die kenne ich, es sind genau die meinigen, ein blau und weiß gestreiftes Hemde, ein rothes Halstuch, eine blaue, kalmankene Jacke mit großen Hornknöpfen, weiße, linnene Beinkleider und Schuhe. Vor mir machen sie Halt, der Bootsmann setzt die Laterne auf den Boden, legt mit Hand an, und so schmeißen sie mir, ehe ich's mir versehe, den Todten in die Koje.“ — Der Kapitän, der dem Matrosen bis dahin mit ernster Miene zugehört hatte, fing ein wenig zu lächeln

an. Geert, der dies bemerkte, fuhr fort: „Es war wahrhaftig kein Spaß, Kapitän, der Kerl war kalt wie Eis, und machte sich recht breit neben mir in dem engen Raume, ich war nahe daran, herauszufallen. Aber wie er nun so bei mir liegt, und die Andern wieder fort sind — denn die gingen gleich die Treppe wieder hinauf, und legten die Luke zu — da wird der Todte neben mir immer kleiner, endlich schrumpft er ganz zusammen, und ich bin wieder allein. Was sollte das bedeuten? Ich habe es zwar keinem Menschen erzählt, aber überlegt habe ich es mir doch allen Ernstes, und weil der Kerl gekleidet war, wie ich, und sie ihn zu mir in die Koje legten, so kann's doch auch auf keinen Anderen Bezug haben, als auf mich selbst. Ginge ich mit, Kapitän, es wäre sicherlich meine letzte Reise, ich müßte bei lebendigem Leibe über Bord, ein Frühstück für die Seeungethüme." —

Geert schwieg. Nach einigem Besinnen sprach der Kapitän: „Du bist ein Träumer, Junge; doch ich kann dich nicht halten. Bleibt es denn dabei, daß du gehst?"

„Es bleibt!" erwiederte der Matrose.

„Nun, so schütze Gott dich ferner. Du bist rechtschaffner Leute Kind, und ein braver Seemann gewesen seit der fünf Jahre, daß ich dich an Bord gehabt habe."

Mit einem tiefen Seufzer entfernte sich Geert, brachte seine Kiste auf's Verdeck, nahm Abschied von der übrigen Mannschaft, die ihn ungern scheiden sah, die Jolle vom Schooner setzte ihn an's Land, und bald war er dort im Menschengedränge den Augen seiner ihm wehmüthig nachblickenden Kameraden verschwunden.

Der Kapitän miethete einen anderen Matrosen, Namens Rudolph, dem natürlich Geerts Posten und Schlafstelle angewiesen wurde. Die Mannschaft erfuhr von Geerts Mittheilung über jenes Gesicht nichts. Am folgenden Tage wehte der Wind günstig O.N.O., der Schooner lichtete die Anker und steuerte die Elbe hinunter. —"

Der Förster, auf dessen Antlitz schon lange die Ungeduld zu lesen gewesen war, die ihn bewegte, hielt nun, da der Arzt eine kleine Pause machte, um seine erloschene Cigarre wieder anzuzünden, nicht länger an sich.

„Und dieser tolle Spuck, Herr Doktor," rief er aus, „ging nun wohl in Erfüllung?" Doch ohne eine Antwort abzuwarten, setzte er hinzu: „Wer in aller Welt hat Ihnen denn so wortgetreu die fabelhafte Unterredung zwischen dem Kapitän und dem Matrosen aufgebunden?"

„Sie sollen Alles erfahren, werther Freund," entgegnete sanft der Arzt, „nur lassen Sie mich erst zu Ende erzählen, dann folgen die Belege."

„Ja, die werden sich auch wohl in blauen Dunst auflösen, gerade wie der Schuß, wenn er aus meiner Flinte heraus ist," meinte der Förster.

„Aber auch den rechten Fleck treffen, wie Ihre Kugel!" war des Arztes Antwort. „Haben Sie nur Geduld!" — Dann erzählte er weiter.

„Die Reise nach Petersburg ging ohne Unfall von Statten. Nach einigem Aufenthalt trat der Schooner mit einer Ladung Waizen die Rückfahrt an. Es war bereits Ende September, wo Herbststürme nicht selten den Schiffen in der Ost- und Nordsee, besonders im Kattegatt, an Jütlands nördlichster Spitze, gefährlich werden. Der Schooner war indessen um Skagen glücklich herumgesegelt, und schon umbrausten die dunkelgrünen Wogen der Nordsee seinen Bug, als sich bei einbrechender Dämmerung ein heftiger Nordwest erhub, der gegen Mitternacht bei einer pechschwarzen Finsterniß zu einem rasenden Sturme anwuchs. Der vorsichtige Kapitän hatte bereits, als die Kühlte mehr und mehr zunahm, ein Segel nach dem andern einholen lassen, nur Klüver und Sturmfock, beide zum Theil gereeft, boten noch ihre Flächen dem Winde dar, um das Fahrzeug einigermaßen in Cours halten zu können. Zwei Mann am Steuerrade vermochten nur mit Anstrengung aller Kräfte das Ruder zu regieren, und mußten öfter abgelöst werden. Die ganze Mannschaft war auf dem Deck, um augenblicklich bei der Hand zu sein, wo Hülfe Noth thue. So war das Schiff bereits eine geraume Zeit vor dem Winde dahergeflogen, wie ein gescheuchtes Reh, als plötzlich die Reeftalien am Marssegel rissen, und dieses, der fesselnden Bande entledigt, von der großen Raae herunterflatterte, und nach allen Seiten hin ungebändigt anschlug, wodurch das Fahrzeug in die größte Gefahr gerieth. Schnell wurden vier Matrosen, unter denen auch Rudolph, hinauf beordert, das losgerissene Segel wieder beizuschlagen, so gut es angehe. Unterdeß nahm der Sturm von Minute zu Minute zu. Höher als das Schiff stiegen die schaumbedeckten Wogen empor, gleich wilden, ungezügelten Rossen, und versanken im nächsten Augenblicke wieder in die gähnende Tiefe, um den nachfolgenden, noch höher gehenden Platz zu machen. Mitten in dieser Wogenschlacht warf die eine Welle der anderen das Fahrzeug zu. Bald schwebte es oben auf einer Wogenspitze, dann schoß es mit rasender Eile in den gähen Abgrund hinab, der vor ihm sich öffnete, und tauchte das Bugspriet tief in die Fluthen. In allen Fugen ächzend und stöhnend, arbeitete es sich wieder empor, um abermals auf dem Kamme einer Woge für einen Augenblick zu ruhen, von dem es dann im nächsten Momente sausend hinunterglitt.

„Bei einer solchen, unregelmäßigen, stampfenden Bewegung des Schooners konnten die Matrosen nur mit größter Mühe sich auf der Raae festhalten. Dennoch gelang es ihnen bis jetzt, und auch ihre Arbeit war nicht vergebens. Schon war der schwierigste Theil des Werkes ausgeführt, als plötzlich ein wüthender Windstoß zum zweiten Male die Reeftaue zerriß und das breite Leinen nur noch von den Bauchgordingen zusammengehalten, mit lautem Prasseln hinunterbauschte. Dem Windstoße folgte eine gewaltige Sturzsee, die über das Verdeck hin platzte, indem sie sich an der großen Raae brach. Sogleich erscholl der Grausen erregende Ruf: „Ein Mann über Bord!" Rudolph, der dem Maste zunächst gesessen, war verschwunden. Unwillkürlich eilten zwei Matrosen hin, die Jolle hinabzulassen. Aber die Nacht war stockfinster, das Meer

im furchtbarsten Aufruhr, es war unmöglich, einem über Bord Gestürzten beizuspringen, auch seine Retter wären verloren gewesen. Der Kapitän, welcher mit raschem Blicke die Gefahr übersah, rief die Matrosen zurück. Da rissen auch die Bauchgordinge, und ein dumpfer Fall ward gehört, als nun das ganz entfesselte Marssegel auf das Deck herabrollte. Es war Rudolph, der schon verloren Geglaubte. Zuerst war er nur in die Falten des Segels hinabgestürzt, nun da auch die Gordinge sprangen, fiel er ganz herunter — aber er that einen glücklichen Fall. Die flatternde Leinwand schleuderte ihn gerade in einen Korb, in welchem die Lothleine aufgerollt war, und der auf der Luke stand, die den Raum verschloß. Vom Gewichte seines Sturzes barst die Luke aus einander, der Korb sank hindurch und blieb in der Spalte hängen. Er hatte sich nicht verletzt, wie sich nachher zeigte, sondern war nur von der heftigen Erschütterung betäubt worden und seines Bewußtseins beraubt.

„Die in der Nähe stehenden Seeleute springen herbei, ihm zu helfen, und wer sind sie? — Der Bootsmann, Wilhelm und Johann. Schnell heben sie den Unglücklichen aus dem Korbe. Der Bootsmann räumt die Trümmer der Luke hinweg, und steigt, die Laterne in der Hand, die Treppe hinab. Ihm folgt Wilhelm, der den Besinnungslosen bei den Füßen angefaßt hat, dann Johann, — er hält ihn bei den Schultern. So tragen sie ihn hinunter, so schleppen sie ihn nach seiner Koje, — derselben, in welcher Geert jüngst diese Erscheinung erlebte.“ —

Der Arzt schwieg, seine Erzählung war zu Ende. Auch die Zuhörer, von wunderbaren Gefühlen bewegt, sahen still vor sich nieder. Nur der Förster besann sich nicht lange, er rief:

„Die Belege, Herr Doktor, die Belege!“

Stehen Ihnen zu Diensten, werther Freund,“ entgegnete der Arzt, „so viele und so vollständig Sie wollen.“

„Nun denn, der Kapitän, wer war der?“ fragte der Förster.

„Der Ihnen bekannte und befreundete Kapitän F., der vor wenigen Jahren starb. Er hat, wie Sie sich erinnern, manchen Rehbock in Ihren Gehegen erlegt, wenn er Muße fand, Sie zu besuchen. Von ihm habe ich die letzte Hälfte meiner Erzählung, den unglücklichen Sturz Rudolphs; und die nüchterne Glaubwürdigkeit dieses Mannes werden Sie doch nicht in Zweifel ziehen, Herr Förster?“ war des Arztes Antwort.

„Wie, rief der Förster, mein alter Freund! So war er ja auch Derselbe, dem jener Matrose, der Geert, das wunderbare Gesicht mittheilte.“

„Allerdings Derselbe,“ entgegnete ruhig der Arzt.

„Und hat er mir doch nie nur ein sterbendes Wörtchen von der ganzen Geschichte erzählt!“ fuhr der Förster fort.

„Glaub' es wohl,“ erwiederte der Arzt, „er verschwieg es in Rücksicht auf mich, dem er Stillschweigen versprochen.“

„In Rücksicht auf Sie, Herr Doktor?“ fragte verwundert der Förster, und schnell setzte er hinzu: „Wer war denn der Geert, dem der Spuck passirte?“

„Ich selbst, Verehrtester,“ lächelte der Arzt. „Der Geert bin ich; was ich zuerst erzählte, habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, habe ich buchstäblich treu Ihnen mitgetheilt, wie ich es selber erlebt habe. Ich war damals neunzehn Jahre alt, und jene Erscheinung bewog mich, das Seeleben, dem ich seit meinem vierzehnten Jahre mich gewidmet hatte, mit den Studien zu vertauschen, die ich, von vielen Seiten unterstützt, Gottlob nicht ohne Erfolg vollendet habe.“

Der Förster war wie vom Donner gerührt. Es dauerte lange, ehe er sich von seiner Bestürzung erholen konnte. Anfangs saß er unbeweglich, und blickte den Arzt unverwandten Blickes an, wie wenn er selber in ihm ein Gespenst zu erblicken glaubte. Dann rückte er ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her; endlich sammelte er seine umherschweifenden Gedanken und sprach:

„Ja, Doktor, Sie sind ein glaubwürdiger Mann, hätte aber nimmer geglaubt, daß ein so besonnener Arzt aus einem Matrosen geworden. Sie haben mich von meinem Unglauben bekehrt, es muß doch etwas daran sein, wenn solche Männer, wie Sie, aus eigener Erfahrung reden.“ Und dann sein Glas erhebend und die übrige Gesellschaft zum Anstoßen auffordernd, setzte er hinzu: „Unserem werthen Freunde, der nicht blos den gebrechlichen Leib, sondern auch die ungläubige Seele zu heilen weiß; meine Herren, preisen wir die wunderbare Erscheinung zur guten Stunde, die aus dem braven Matrosen einen treuen, geschickten Arzt gemacht hat.“

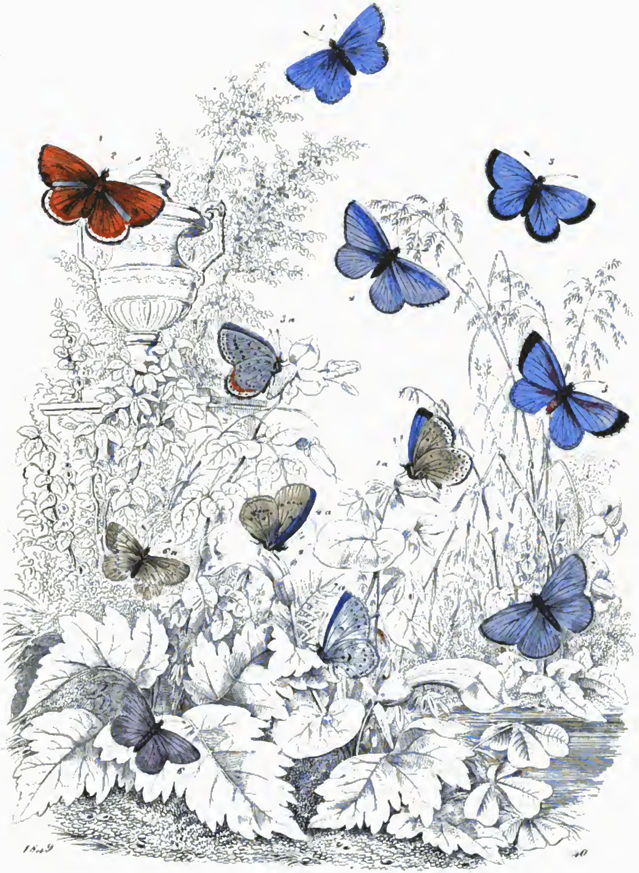
B—l.

Die Bläulinge.

(Tafel 40.)

Die **Bläulinge** oder **Vielaugen**, Polyommatus, gehören zur Sippe der mottenartigen Schmetterlinge, und sind kleine, schön blau glänzende Falter, mit vielen Augenflecken auf der Unterseite der Flügel, die aus schön gefärbten Hochschildraupen kommen, welche sich an Pflanzenstengeln oder halb in der Erde verpuppen. — Die wichtigsten derselben, die auch zugleich am häufigsten bei uns in Deutschland gefunden werden, zeigt unsere Tafel in natürlicher Größe.

Der **schöne Argus**, Polyommatus adonis, Fig. 1, kommt im August und September in großer Menge auf Waldwiesen vor; er ist blendend blau, mit schwarzem Rand und geschäcktem Saum; auf der Unterseite, Fig. 1 a, gelbgrau mit einer Menge Augen, und auf den Hinterflügeln mit einer Bogenreihe rothgelber Flecken versehen. Das Weibchen, Fig. 2, ist rostroth, weiß gerändert und mit geschäcktem Saum. Die Raupe des schönen Argus ist grünlich, mit einem dunklen Rückenstreifen und dreieckigen, rothgelben Seitenflecken; sie lebt auf Klee und Ginster, deren Blüthe sie frißt,



1849

40

und verwandelt sich in eine grüne oder dunkelbraune Puppe.

Der Ginsterfalter oder gemeine Bläuling, Polyommatus argus, Fig. 3, ist blau mit schwarzem Rand, unten, Fig. 3 a, hellgrau mit vielen Augen, mit einem silberblauen Tupfen hinter dem hochgelben Querband der Hinterflügel. Vom Juli an findet man ihn häufig in den Wäldern. Die Raupe ist grün, mit weißen Tupfen und drei rothbraunen Streifen. Sie lebt von den Blüthen des Ginsters, Besenkrauts, des Klees und der Esparsette.

Der kleine Argus oder Streupunkt, Polyommatus argiolus, Fig. 4, entsteht aus einer sechs Linien langen, länglich ovalen, gelblichgrünen Raupe, welche im Juni auf den Blättern des Faulbaums lebt; sie hat einen schwarzen Kopf, der unter dem ersten breiten Ringel verborgen ist, acht kurze Fußpaare mit halbem Borstenkranz, und oben eine Längsfurche; sie kriecht sehr langsam, und gleitet auf dem Boden fort, wie ein Kellerwurm. Zur Verpuppung hängt sie sich Ende Juni auf dem Blatt an einen Gürtel, läßt aber den Schwanz frei. Die Puppe ist nur drei Linien lang, walzig, anfangs grün, dann vorn braun und hinten gelblich mit einer schwarzen Rückenlinie. Nach 14 Tagen schlüpft der kleine Falter aus, von welchem Fig. 4 unsrer Tafel das Männchen, Fig. 5 das Weibchen zeigt.

Der kleine Bläuling, Polyommatus alsus, Fig. 6 und 6 a, wird oft mit dem Männchen des vorigen verwechselt, ist aber bei weitem kleiner, und hat nur selten über zehn Linien Flügelweite. Die kleine, grüne Raupe desselben lebt meist auf weißem Klee, von dessen Blüthen sie sich nährt, verpuppt sich im Juli, und läßt den kleinen Falter bereits in den letzten Tagen dieses Monats ausschlüpfen.

Der halbe Argus, Polyommatus acis, Fig. 7 und 7 a, ist schön blau, etwas in's Röthliche schimmernd, mit schwarzem Saum, unten ist er bläulichweiß, vielaugig, mit röthlichem Schimmer auf der Mitte der Flügel. Man findet ihn den ganzen Sommer hindurch in ziemlicher Menge auf Wiesen und in Wäldern. Die grünliche Raupe lebt auf Besenkraut, Ginster und andern Waldkräutern, und nährt sich von deren Blüthen; die bräunliche Puppe ist stets an oder halb in der Erde verborgen, und aus ihr schlüpft nach 14 Tagen der kleine Falter hervor. Geschieht die Verpuppung später, Ende Oktober, wo oft an warmen Tagen noch Raupen gefunden werden, so überwintert die Puppe in der Erde oder unter gefallenem Laub verborgen, und der Falter entschlüpft mit den ersten warmen Tagen des nächsten Frühlings. 1.

Deutsche Sagen,

erzählt von Franz Hoffmann.

8. Der Rathsherr von Schweidnitz.

In Schweidnitz hat sich vor uralten Zeiten einmal eine ganz sonderbare und seltsame Geschichte zugetragen. Es wohnte dort nämlich, gerade dem Rathskeller gegenüber, ein Rathmann, dem über alle Maßen nach dem Golde der Schatzkammer gelüstete, von dem er sich hatte seine Augen verblenden lassen. Lange dachte er darüber nach, wie er sich wohl in den Besitz des großen Reichthums würde setzen können, und verfiel endlich auf ein ungewöhnliches Mittel, durch welches er übrigens wirklich seine bösen und verabscheuenswerthen Zwecke erreichte. Er richtete nämlich eine Dohle ab, welche zu Abends durch eine ausgebrochene Glasscheibe, oder durch ein offenes, nur mit eisernem Gitter verwahrtes Fenster, in die alte Rathsstube hinein flog, und von den goldenen Münzen, welche man, da das Zimmer sicher genug verwahrt schien, nicht in die Kasten verschloß, sondern auf dem Tische liegen ließ, täglich ein oder mehrere Stücke in dem Schnabel nach Hause trug und ihrem Herrn überreichte.

Bald genug verspürten die anderen Rathsherren, daß der Goldstücke immer weniger wurden, und es konnte daher nicht fehlen, daß sie unter sich Einer gegen den Andern mißtrauisch wurden. Um dem Diebe auf die Spur zu kommen, verordneten Einige von ihnen, daß zu Nachts immer ein vereideter Wächter in der verschlossenen Rathsstube bleiben und auf den Dieb ein wachsames Auge haben sollte.

Der Wächter setzte sich still in das Gemach hinein, und sobald die Sonne untergegangen und es draußen dämmerig geworden war, kam die Dohle nach ihrer Gewohnheit durch das zerbrochene Fenster herein, ergriff mit dem Schnabel ein Goldstück und flog hurtig mit dem Raube davon, in das Haus ihres Lehrers und Gebieters hinein.

Mit Verwunderung und großem Erstaunen bemerkte der Wächter das Gebahren der Dohle und hütete sich wohl, sie vor der Zeit zu verscheuchen. Am anderen Tage aber theilte er seinen Gebietern die gemachte Entdeckung mit, und es wurde beschlossen, daß man mehrere Goldstücke mit einem heimlichen Zeichen versehen wolle, um den Dieb über der That zu ertappen. Da späterhin der betrügerische Rathsherr diese also gezeichneten Goldstücke ausgab, so kam sein Verbrechen an den Tag, und es handelte sich nur noch um die Strafe, mit welcher er für seine Spitzbüberei belegt werden sollte. Um selbige zu bestimmen, versammelte sich der ganze Rath in der gewöhnlichen Rathsstube und überlegte, was denjenigen für eine Strafe treffen solle, welcher das gemeine Wesen beraubt hätte. Jedermann gab seine Ansicht und Meinung ab; auch der diebische Rathsherr, der nicht wußte, daß man sein Verbrechen entdeckt hatte.

„Ich stimme dafür," sagte er, „daß Einer, der dem gemeinen Wesen die Einkünfte zu schmälern und zu entziehen sich unterstünde, würdig sei, daß er von dem obersten Umgange und steinernen Kranze des Raththurmes bis auf die Erde hinuntersteigen, oder darauf sein Leben, durch Zwang des Hungers, verlieren müsse."

„Wohlan, diese Strafe soll dich treffen," sprach

ernsthaft der Bürgermeister. „Du bist es, der durch eine Dohle unsern Schatz heimlich bestohlen hat.“

Bei diesen Worten erschrack der Rathsherr so sehr, daß er ganz blaß wurde und kein Wort zu seiner Vertheidigung sagen konnte, vielmehr das Verbrechen ohne Weiteres eingestand und sich willig der von ihm selbst bestimmten Strafe unterwarf. In Gegenwart vieler Menschen stieg er auf den Thurm hinauf, und starb dort oben eines jammervollen Todes.

---

9. Rübezahl verwandelt sich in einen Esel.

Es war im heißen Sommer, da wanderte einstmals ein Glaser über die Gebirge und hatte seinen Kasten voll der köstlichsten Waaren auf dem Rücken. Die Sonnengluth, die schwere Last und der mühsame Weg immer bergauf und bergab hatte den armen Mann so müde gemacht, daß er sich nach einem Plätzchen umsah, wo er wohl ein Weilchen mögte ruhen können. Grade als er so umherschaute, bemerkte ihn Rübezahl, und errieth augenblicklich seine Gedanken.

„Warte,“ dachte er da in seinem neckischen Sinn, „dich will ich anführen, daß du zeitlebens an mich gedenken sollst! Warum bist du so faul?“

Und schnell ein wenig voraus eilend, blieb er endlich auf einem schönen, schattigen Plätzchen, das so recht zur Ruhe einlud, stehen, und verwandelte sich mit Hilfe seiner Zaubermacht in einen großmächtigen runden Klotz. Als solcher blieb er ein Weilchen ganz still und ruhig liegen.

Lange dauerte es nicht, so kam keuchend und schwitzend unser armer Glaser angetrabt. Als er das herrlich schattige Plätzchen und daselbst den trefflichen Klotz erblickte, jubelte er laut und eilte frohen Muthes darauf zu, um hier ein Stündchen oder zwei auszuruhen. Recht gemächlich setzte er sich auf den Klotz nieder und schlenkerte vor Vergnügen mit den Beinen. Das Vergnügen dauerte aber nicht lange. Denn kaum hatte er ein paar Minuten gesessen, so rollte der tückische Klotz unter seinem Leibe weg, und der arme Glaser rutschte, ohne sich halten zu können, auf die Erde, und plautzte so tüchtig hin, daß von seinen kostbaren Waaren auch nicht ein einziges Stücklein ganz blieb.

Mühsam richtete sich der erschrockene arme Kerl wieder auf, und schaute mit trostlosen Blicken auf die Glasscherben nieder. Der Verlust des Glases war für ihn groß und schier unersetzlich, und vor lauter Herzeleid fing er bitterlich zu weinen an und wehklagte so herzbrechend, daß selbst der neckische Geist, der Rübezahl, ein Weniges von Rührung verspürte. In Gestalt des Klotzes war er in das nahe Gebüsch gerollt, um sich an dem Jammer des listig betrogenen Schelmes ein wenig zu weiden. Da er nun aber dessen Thränen und übergroße Betrübniß sah, nahm er hurtig die Gestalt eines Reisenden an, spazierte wie ganz von ungefähr um die nächste Waldecke und schritt auf den Glaser zu, der noch immer mit gerungenen Händen und trostlosem Gesicht neben seinen Scherben stand.

„Nun, Kamerad,“ redete er ihn an, „warum stehst du hier, wie Butter an der Sonne? Worüber weinst du und klagst so jämmerlich und seufzest vor Herzeleid? Heraus mit der Sprache! Vielleicht weiß ich einen Trost für dich!“

„Ach, für mich gibt es keinen Trost mehr,“ erwiederte der arme Glaser mit einem trübsinnigen Kopfschütteln. Seht, da saß ich, um ein wenig von der mühsamen Wanderung auszuruhen, auf einem runden Klotze, und auf einmal dreht der Klotz sich um und ich purzele so heftig auf die Erde, daß mir alle Glieder weh thun und mein ganzer schöner Glasvorrath in Scherben zerbricht. Was soll ich nun beginnen, ich armer Tropf, da ich keine Vorräthe mehr habe, um mein Geschäft fortzusetzen?“

„Ei nun, du mußt dir wieder Vorräthe kaufen, lieber Mann,“ erwiederte Rübezahl.

„Kaufen?“ schrie der Glaser. „Hab' ich denn Geld dazu? Wachsen denn die Laubthaler auf den Bäumen, wie die Laubblätter? Alles Geld, was ich hatte, wendete ich zum Kaufe des Glases an, dessen Splitter da auf der Erde umherliegen.“

„Na, und wie viel hat denn der ganze Bettel gekostet?“ fragte Rübezahl.

„Acht Thaler hat er gekostet,“ erwiederte der Glaser, der nachgrade über den Reisenden ein wenig böse wurde. „Und wenn für Euch acht Thaler ein Bettel sind, so sind sie's deßhalb für mich noch lange nicht. Und damit Punktum!“

Weil er glaubte, daß der fremde Reisende nur seinen Spott mit ihm treiben wolle, wendete er ihm den Rücken zu und ging davon. Rübezahl aber rief ihm zu, stehen zu bleiben, und sagte ernsthaft:

„Höre, guter Freund, ich muß dir nur gestehen, daß ich es war, ich, der Geist vom Gebirge, der dir in Gestalt eines Holzklotzes einen schlimmen Streich gespielt hat. Aber tröste dich und sei mir nicht böse um die Schalkerei, denn ich will dir deinen Schaden auf's Vollständigste ersetzen. Versteh' mich wohl! Ich werde mich jetzt in einen Esel verwandeln. Den nimmst du am Zaum und führst ihn hinunter in die Mühle, die dort unten am Fuße des Berges liegt. Wenn du genau hinschauest, siehst du das rothe Dach aus dem grünen Laube hervorschimmern. Wenn du in der Mühle ankommst, so verkaufst du mich an den Müller, so theuer du kannst, und dann machst du dich eilig davon. Um den Müller kümmere dich weiter nicht; mit dem will ich schon fertig werden, und kann dich versichern, daß er um seiner vielen Betrügereien willen eigentlich eine weit härtere Strafe verdiente, als ich ihm zugedacht habe. Also vorwärts marsch! du hast mich doch verstanden?“

Der arme Glaser war von den Eröffnungen Rübezahls ganz überrascht, doch sagte er, daß er Alles thun wolle, was der Geist ihm befohlen hätte. Hierauf verwandelte Rübezahl sich flugs in einen Esel, der Glaser nahm ihn am Zaume, und hinunter ging es den Berg, geradewegs auf die Mühle zu. Als die Beiden dort

ankamen, stand der Müller gemächlich vor der Thür, rauchte seine Pfeife und sah mit Schmunzeln zu, wie seine Knappen die Kunden um das Mehl betrogen.

„Herr Müller," rief ihm der Glaser zu, „kauft mir meinen Esel ab! Ihr seht mir gerade so aus, als ob Ihr einen gebrauchen könntet."

Der Müller sah sich den Esel an und mußte sich insgeheim gestehen, daß er noch nie in seinem Leben ein so gutes Lastthier im Stalle gehabt habe, wie das ihm zum Kauf angebotene. Er hatte daher große Lust, einen Handel zu machen, und überschlug in Gedanken den Preis von Zaum und Sattel des Esels, um wo möglich den armen Glaser zu übervortheilen.

„Nun," sagte er endlich, nachdem er gefunden hatte, daß das Geschirr des Esels mindestens seine zehn Thaler werth sei, „nun, ich gebrauchte das Thier eigentlich wohl nicht, aber wenn Ihr es gerne los sein wollt, so will ich es aus Mitleiden mit Euch nehmen. Was verlangt Ihr denn dafür?"

„Zwanzig Thaler!" erwiederte der Glaser, denn er wußte recht gut, daß sein Eselein so viel werth war.

„Seid Ihr toll?" rief der Müller. „Zwanzig Thaler für einen Esel? Ei, da kauf' ich ja lieber zwanzig Esel für Einen Thaler! Nein, nein! Zehn Taler will ich Euch geben, keinen Heller mehr und keinen Heller weniger! Wenn Ihr das zufrieden seid, so ist hier das Geld, wo nicht, so packt Euch mit Eurem Esel zum Henker!"

„Ei," dachte der Glaser, „zehn Thaler sind ein hübsches Sümmchen, und wenn ich die bekomme, so ist mein Schaden nicht nur vollständig ersetzt, sondern ich habe noch zwei ganze Thaler drüber. Nehmt das Eselchen hin," fügte er laut hinzu. „Zehn Thaler sind freilich ein Spottgeld, aber ich mag mich mit dem Thiere nicht mehr schleppen!"

Der Müller lachte innerlich über den guten Handel, so er geschlossen hatte, und gab mit Freuden seine zehn Thaler hin, mit denen sich der Glaser alsbald hurtig aus dem Staube machte. Während er davon eilte, winkte der Müller einem Knecht herbei und befahl ihm, den Esel in den Stall zu führen. Dieß geschah, und der Knecht schüttete dem Thiere ein wenig Heu vor.

„Was soll ich mit dem Heu? rief jetzt plötzlich Rübezahl mit starker Stimme, da er es an der Zeit hielt, dem Spaße ein Ende zu machen. „Fort damit! Ich freße kein Heu, sondern nur lauter Gebratenes und Gebackenes!"

Als der Knecht das Eselein also barsch und kräftig sprechen hörte, sträubte sich ihm vor Angst und Entsetzen das Haar in die Höhe und schreiend lief er zu seinem Herrn, um diesem die Wundermähr zu verkündigen. Schnell rannte der Müller in den Stall; als er aber hinkam, war der Esel weg, und da, wo er gestanden hatte, lag nichts weiter, als nur ein Häuflein Mist.

Also war der Müller um seine zehn Thaler betrogen worden, während er dachte, einen Anderen um eben so viel zu betrügen. Das geschah ihm schon recht, denn von jeher war es immer sein Bestreben gewesen, arme und ehrliche Leute hinter das Licht zu führen. Rübezahl mußte das, und suchte die armen Leute zu rächen, was ihm, wie wir gesehen haben, auch vortrefflich gelang.

---

10. Rübezahl und der Schneider.

Rübezahl hörte eines Tages, daß zu Liebenthal am Riesengebirge ein Schneider wohne, der ein gar schlauer und betrügerischer Gesell sei und alle Leute über den Löffel zu barbieren verstünde. Nun war Rübezahl wohl ein lustiger und neckischer Geist, aber er konnte es doch vor den Tod nicht leiden, daß irgend Einem Unrecht geschehe oder daß Jemand betrogen würde. Als er also diese schlimmen Nachrichten über den Schneider vernahm, so beschloß er, denselben zu strafen, und, wo möglich, auch besser zu machen.

Und an einem schönen Morgen nahm er die Gestalt eines feinen Junkerleins an, ging hinab nach Liebenthal, gerade in die Werkstätte des Schneiderleins hinein, und sprach zu dem: „Meister, messet mir ein Kleid an."

Der Schneider, als er den feinen, jungen Gesellen erblickte mit einer schweren, güldenen Kette um den Hals, und mit Ringen an den Fingern, die von Diamanten und Rubinen blitzten, ging ihm sogleich eilfertig zur Hand, machte einen Bückling nach dem anderen, und fragte ganz demüthig, was für ein Kleid der Junker begehre, von Sammt oder Seide, von Tuch oder Goldbrocat?

„Ich will ein vollständiges Kleid haben vom feinsten Tuche, mag es kosten was es wolle," erwiederte Rübezahl. „Nehmt mir nur das Maaß, und eilt Euch mit der Arbeit, denn nach drei Tagen muß der Anzug fix und fertig sein."

Nun nahm der Schneider das Maaß, und dann brachte er Stücke Tuch herbei, immer eines schöner und feiner wie das andere, aber immer auch eines theurer wie das andere. Rübezahl mäkelte nicht lange, sondern nahm vom kostbarsten Gewebe, fragte den Schneider, wie viele Ellen er haben müsse, und wie viel das Kleid zu machen koste, und versprach sodann, Tuch und Macherlohn zu bezahlen, wenn er nach drei Tagen das Kleid würde abholen lassen.

Der Schneider hielt Rübezahl für einen jungen Leichtfuß, der das Geld nicht zu achten verstünde, und sagte ihm daher, daß er so und so viel Ellen Tuch gebrauche, nämlich gerade noch einmal so viel, als wirklich zu dem Anzuge nöthig war, und das Macherlohn setzte er auch doppelt so hoch an, wie gewöhnlich. Rübezahl merkte das wohl, aber er sagte weiter nichts, als es wäre gut so, und ging davon. Der Schneider aber lachte in's Fäustchen und gedachte den Junker recht anzuführen. Anstatt also das feine Tuch zu nehmen, nahm er viel gröberes, was nur halb so viel werth war, und dann schnitt er das Kleid so enge zu und nähete es mit so weiten Stichen, daß er großen Vortheil davon haben mußte. Am dritten Tage, er war gerade mit dem

Anzuge fix und fertig geworden, kam ein junger Knecht in seine Werkstätte, zählte ihm zwanzig funkelnagelneue Goldstücke auf den Tisch und nahm dafür des Junkers Kleid in Empfang. Der Schneider aber freute sich nicht wenig über das schöne blanke Geld, schloß es in seine Truhe, und schnitt von dem feinen Tuche so viel ab, als der Junker bezahlt hatte. Er wollte am folgenden Tage zwei Anzüge daraus zuschneiden, denn für heute war es dazu schon zu spät.

Der betrügerische Schneider meinte noch nie so gut geschlafen zu haben, als in dieser Nacht. Er träumte von weiter nichts, als von den schönen blanken Goldstücken des Junkers und von allen den herrlichen Dingen, die er sich dafür würde kaufen können. Die angenehmen Träume hatten ihn ganz vergnügt gestimmt, und frohen Muths sprang er aus dem Bette, als am Morgen endlich die liebe Sonne hell in sein Gemach schien.

Erst kleidete er sich an und trank sein Morgensüppchen; dann aber dachte er an seinen Reichthum, und meinte, daß es gar nicht schaden könne, wenn er, bevor er in die Werkstätte ging, seine Augen noch einmal daran labte. Mit vergnüglichem Lächeln ging er an seinen Geldschrank, schloß die Schlösser auf, zog den Kasten heraus und — wurde auf einmal ganz kreideweis im Gesichte. Die schönen blanken Goldstücke, über die er sich so sehr gefreut, von denen er die ganze Nacht geträumt hatte, waren fort, und an ihrer Stelle lag in dem Kasten ein kleines Häuflein getrockneter Tannäpfel.

Das war ein Schlag für den betrügerischen Schneider, der ihn beinahe zu Boden schmetterte. Er weinte, ächzte und wehklagte vor Grimm, und lange dauerte es, bis er sich so weit erholte, daß er seinen Verlust einigermaßen berechnen konnte. Seine Berechnung tröstete ihn ein wenig.

„Gott sei Dank," sagte er, „der Schaden ist so groß nicht! Habe ich doch dem Junker von dem groben Tuche gegeben, das nicht viel kostet, und das Macherlohn kann ich auch nicht hoch anschlagen. Wenn er später einmal wieder kommt, will ich meinen Schaden schon ersetzen. Junges Blut läßt sich ja leicht betrügen!"

Der Schneider ahnte noch nicht, daß Rübezahl ihm einen Streich gespielt, sondern dachte, ein frecher Dieb habe ihn bestohlen, und um ihn zu höhnen, für die Goldstücke Tannäpfel in den Kasten gelegt. In dieser Meinung beharrte er, bis er in seine Werkstätte kam. Hier wollte er nämlich nun das gestohlene Stück Tuch zu ein paar andern Kleidern zurecht schneiden. Als er es aber hervorzog, siehe, da hatte sich der schöne, theure, kostbare Stoff, in eine große, grobe Decke von Schilf verwandelt, worin die Kaufleute ihre Waaren zu packen pflegten. Als er das sah, da ging ihm ein Licht auf, und trotz seinem großen Schrecken über den neuen Verlust, so ihn betroffen, überhäufte er den Geist des Gebirges mit einem wahren Strom von Schimpfwörtern und Schmähreden. Dazwischen jammerte er und rang die Hände, und war ihm ganz erbärmlich und traurig zu Muthe.

Während der Schneider also wüthete, stand Rübezahl unsichtbar vor dem Fenster, sah den Zorn des betrogenen Meisters und hörte die Flüche und Verwünschungen, die er gegen ihn ausstieß.

„Na warte nur, Schneider," dachte er in seinem Sinn, „deine Schmähungen und schlechten Nachreden mach' ich dir schon einmal wett!"

Nachher, als er sich genug an den Ausbrüchen der Wuth des angeführten Meisters gelabt hatte, machte er sich davon und kehrte in sein gebirgiges Reich zurück.

Es war ein Jahr hernach, der betrügerische Schneider hatte seinen Verlust bereits verschmerzt und dachte nicht mehr an Rübezahl, da traf es sich, daß er in nothwendigen Geschäften eine Reise über das Riesengebirge machen mußte. Er begab sich auf den Weg und stieg wohlgemuth über die Berge, thalauf, thalab. Auf einmal erblickte er in einem engen Felspasse einen seltsamen Reiter. Ein Mann kam daher getrabt, nicht aber, wie Ihr vielleicht denkt, auf einem munteren Rößlein, sondern auf einem großen Ziegenbocke kam er angezuckelt, der gar seltsame und absonderliche Sprünge und Capriolen machte. Der Mann selber hatte ein gar kurioses Aussehen. Seine Nase war gewiß eine Elle lang und er hing auf dem Ziegenbocke, wie ein Wollsack. Dazu schlenkerte er so heftig und närrisch mit den Beinen, daß man glauben mußte, er könne unmöglich lange auf seinem Ziegenbocke sitzen bleiben, sondern müsse in jedem Augenblicke auf die Erde purzeln. Der Schneider lachte laut auf, als er den Reiter sah, und lachte so sehr, daß ihm der Bauch wackelte und er mitten auf dem Wege stehen bleiben mußte.

Rübezahl aber, denn der war eben der Reiter, ritt ganz dicht an den Schneider heran, lächelte recht höhnisch und sagte: „also meine Nase gefällt dir, und du wünschest dir eben so eine? Gut, Schneiderlein, gut! Sollst eine haben, und wenn sie noch länger wäre als meine!"

Dabei schrieb er einige wunderliche Zeichen in die Luft, und ehe sich's der Schneider versah, wurde ihm auf einmal der Kopf so schwer, und wie er nach seinem Gesichte faßte, fühlte er eine Nase, die wenigstens zwei rheinländische Schuh lang war. Da hörte er plötzlich zu lachen auf; denn nun merkte er wohl, wen er vor sich hatte, und es wurde ihm so angst, daß er sich in Gedanken zehn Meilen weit weg wünschte.

Rübezahl betrachtete die zitternde Gestalt des Schneiders ein Weilchen mit höhnischen Blicken, brach dann in ein lautes Gelächter aus, und wurde endlich wieder ganz ernsthaft.

„Höre mal, Schneider," sagte er, „du wärest eigentlich werth, daß ich dich vierundzwanzig Stunden hindurch zwickte und zwackte, wie du mich und viele hundert andere Leute gezwickt und gezwackt hast; doch mag es einstweilen mit der langen Nase sein Bewenden haben, bis ich höre, daß du wieder sündigst. Also merke dir's, wenn du ehrliche Leute betrügst, ihnen gutes Tuch verkaufst und dann schlechtes nimmst, wenn du allzugroße Stücken in die Hölle fallen lässest und den Leuten das

Schneiderlohn mit doppelter Kreide anrechnest, dann hast du es mit mir zu thun, und ich werde eine gefährliche Abrechnung halten. Die Nase behalte zum Lohn für die Schmähungen, die du gegen mich, den Geist des Gebirges, ausgestoßen hast, als ich den Betrug, so du an mir geübt, mit der gehörigen Münze vergalt. Du kannst froh sein, daß es dir nicht schlimmer ergangen ist.“

„Ei ja, Bruder Meister, du Fleckeldieb, froh genug kannst du sein!“ hub auf einmal eine ganz fremde meckernde Stimme an zu sprechen, und als der Schneider genau hinschaute, da sah er, daß der Ziegenbock, auf dem Rübezahl ritt, sein Maul aufthat und zu reden begann. Darüber erschrak er dermaßen, daß er alsbald umfiel und halb todt auf den Rasen sank. Der Bock gab ihm noch einen Stoß mit seinen Hörnern, so derb, daß dem Schneider alle Rippen im Leibe knackten, und dann ritt Rübezahl, zufrieden mit der Rache, welche er genommen, davon.

Lange dauerte es, bis der Schneider seine Besinnung wieder gewann. Endlich raffte er sich aber doch auf, setzte tiefsinnig seinen Weg fort, und kam als ein ganz Anderer heim, als er ausgegangen war. Alle Leute, die ihn sahen, entsetzten sich vor seiner Nase, und flohen ihn. Der Schneider aber schlug in sich, betrog keinen Menschen mehr, und lieferte seine Arbeit so billig, wie er nur immer konnte. Dieß merkten die Leuten bald, und der Schneider erhielt eine so große Kundschaft, daß er nach und nach hundert Gesellen annehmen und eine Werkstatt bauen mußte, deßgleichen man noch niemals gesehen hatte, so groß war sie. Je größer aber die Werkstatt war, desto kleiner wurde auf einmal dem Schneider seine großmächtige Nase. Sie schwand dahin, wie ein Schatten, und eines Morgens, als der Schneider aufstand und sein Gesicht im Spiegel besah, hatte die Nase nur noch die gewöhnliche frühere Größe. Rübezahl war durch den Fleiß und die Ehrlichkeit des Schneiderleins besänftigt worden, und dieß hatte zur Folge, daß er ihm in Gnaden den Schandfleck aus seinem Gesichte wegnahm.

Der Aprikosenbaum.

Der Aprikosenbaum, Prunus armeniaca, stammt, wie die meisten unserer Obstarten, aus dem mittleren Asien, und wurde zuerst aus Armenien und Arabien, nach den Siegen Alexanders des Großen, nach Griechenland gebracht, von wo er später nach Italien verpflanzt wurde. Durch die Römer kam er unter dem Namen armenischer Apfel nach Spanien, Frankreich und Deutschland. Obschon seit Jahrhunderten bei uns einheimisch, hat er sich doch noch nicht recht an unser Klima gewöhnt, und verlangt im Freien eine warme, geschützte Lage und einen sonnenreichen Stand, wenn seine Früchte gut und schön werden sollen. — Als Hochstamm wird er selten über 20 bis 25 Fuß hoch. Er macht eine ziemlich ausgebreitete, gut belaubte Krone. Das Holz ist sehr brüchig und wird leicht durch Stürme beschädigt, weßhalb man ihn als Hochstamm nur da anpflanzen muß, wo ihn Sturmwinde nicht treffen. — Er verlangt einen guten, lockern und tiefen Boden und eine geschützte, warme Lage. Gewöhnlich wird er als Zwergbaum erzogen, doch gedeiht er auch als Hochstamm recht gut, zumal in einer geschützten Lage, in der er durch Gebäude, Anhöhen &c. gegen Stürme und kalte Winde gesichert ist, wie die hier am Rhein, bei Düsseldorf &c. befindlichen Aprikosenbäume, deren fast auf jedem größeren Gute, innerhalb des Hofraumes, einige sich befinden, zur Genüge beweisen.

Für Süd- und Mittel-Deutschland eignet er sich als Hochstamm sehr gut zur Anpflanzung. Die Früchte werden zwar etwas kleiner, bekommen dafür aber auch eine schönere Farbe und sind auch meist feiner von Geschmack. Sie reifen nach und nach am Baume, weßhalb man lange Zeit Genuß von denselben hat. Wegen ihrer frühen Reife (meist zeitigen sie gleich nach den Kirschen), wegen ihres eigenthümlichen, aromatischen, süßweinigen Geschmacks haben sie hohen Werth, sind sehr geschätzt und werden theuer bezahlt. An geeigneten Stellen ist ihre Anpflanzung deßhalb sehr zu empfehlen!

Der Aprikosenbaum wird durch Samen, durch Ableger und durch Veredlung auf Pflaumen-, Pfirschen- und Mandelstämme fortgepflanzt.

Die Vermehrung durch Samen ist in mancher Hinsicht zu empfehlen, besonders aber deßhalb, weil die Stämme dann mehr an's Klima, den Boden &c. gewöhnt sind. Auch hat man oft die Freude, neue, große und vorzügliche Sorten zu erhalten. Sollte dieses indeß auch nicht der Fall sein, so haben die Früchte, mögen sie auch klein bleiben, doch meist viel Saft und einen angenehmen, lieblichen Geschmack, der oft dem der besten Sorten gleichkommt. Am geeignetsten sollen zur Anzucht aus Samen die Steine der Ananas- oder holländischen Aprikose sein, indem die Früchte der Wildlinge von denselben meist einen Muskatellergeschmack haben und sehr saftig sind. Oft erhält man auch eine, der Mutterfrucht ganz gleiche Sorte. — Man legt die Steine entweder gleich nach dem Verspeisen der Frucht, oder läßt sie vorher, in feuchtem Sand im Keller, wie die Pflaumensteine, eingelegt, keimen, und pflanzt sie dann an eine Stelle, die guten, lockeren und nahrhaften Boden hat und vorher gut durchgearbeitet wurde. — Die Sämlinge wachsen meist rasch heran und tragen bald. Sollten die Früchte nicht viel werth sein, so muß man die Stämme mit bessern Sorten veredeln.

Das Ablegen geschieht nur selten. Man verfährt dabei wie mit den Ablegern von Nelken. Werden sie feucht erhalten, so erzeugen sie bald Wurzeln. Solche, von Grund aus veredelte Bäumchen werden nicht stark, erhalten auch nie ein bedeutendes Wurzelwerk, weßhalb sie am besten zu Spalier &c. benutzt werden.

Die Veredlung der Aprikosen geschieht gewöhnlich auf Zwetschenstämme, selten auf Aprikosen-, Pfirschen- und Mandel-Wildlinge, weil diese von Natur

zärtlich und gegen die Kälte empfindlich sind. Meist werden sie durch's Okuliren auf's schlafende Auge veredelt, weil man im Juli und August der Gesundheit des Edelreises sicherer ist, als im Frühjahre. Wenn die Rinde des Stammes sich leicht vom Holze löset, und die Arbeit nur gut von Statten geht, so bleibt selten ein Auge aus. Geschieht es dennoch, so muß man die Stämme im März kopuliren oder pfropfen. Auch das Kopuliren um Johanni schlägt sehr gut an.

Zu Hochstämmen nimmt man am besten Wildlinge von der gelben Eierpflaume, indem diese die dauerhaftesten und schönsten Bäume geben. Wenn die ersten Jahrestriebe nach dem Veredeln stark sind, so schneidet man sie nicht zurück; sind sie schwach, so geschieht es auf sechs bis acht Augen. Später beschneidet man sie nur so lange, bis sie ihre Kronen gebildet haben, etwa drei bis vier Jahre, oder man schneidet immer. Schneidet man die Bäume nicht, so werden sie früher tragbar, tragen mehr, aber kleinere Früchte; schneidet man sie alljährlich, so tragen sie zwar weniger, doch werden die Früchte schöner und größer, behalten gesunde, kräftige Kronen und leben länger. — Will man sie dennoch mit dem Beschneiden so viel als möglich verschonen, so muß man wenigstens alles alte, abgestorbene, unfruchtbare, durch den Frost zerstörte Holz im Frühjahr und Sommer, dicht an seinem Ursprunge, wegnehmen, damit das Uebel nicht weiter um sich greifen kann. Sind die Wunden von einiger Bedeutung, so muß man sie mit Baumwachs bedecken.

Sollten sich, wie es oft der Fall ist, in den ersten Jahren zu viele Früchte ansetzen, so muß man sie hie und da wegnehmen, damit das Wachsthum des Baumes nicht zu sehr geschwächt werde.

Die Blüthen, welche außer den kleinen Fruchtträgern des zwei- und dreijährigen Holzes, an dem jungen Holze einjähriger Triebe erscheinen, sind, da sie mit dem Beginn des Frühlings, oft schon Ende Februar und Anfangs März, je nachdem die Witterung ist, hervorkommen, den Frühlingsfrösten sehr ausgesetzt. Um sie durch den Schnitt nicht noch früher hervorzulocken, muß man die Aprikosenbäume erst dann beschneiden, wenn die Augen dem Ausbrechen nahe sind. Uebrigens muß man dabei vorsichtig zu Werke gehen, damit die Knospen nicht leiden.

Oft hangen die Hochstämme, wenigstens in günstigen Jahren, so voll, daß man einen Theil der Früchte wegnehmen muß, damit die übrigen schöner und größer werden, und sich gehörig ausbilden können. — Man muß die Früchte nicht überreif werden lassen, sonst verlieren sie ihren guten Geschmack. Solche, die zum Mehligwerden geneigt sind, wie die kleine und große Frühaprikose, nimmt man am besten einige Tage vor der völligen Reife ab, und läßt sie dann an einem kühlen Orte etwas nachreifen. — Sie lassen sich in den Städten gut verkaufen, können indeß auch, wenn Ueberfluß vorhanden ist, und sie sehr gut gerathen sind, auf verschiedene Weise aufbewahrt werden.

Will man einige Aprikosenspaliere anpflanzen, so muß man dazu nicht die gewöhnliche Aprikose und andere Sorten mit starkem Holze und üppigem Wuchse wählen, indem diese am Spaliere kaum zu bändigen und zu zügeln sind, sondern feinere Sorten, wie die Ananasaprikose, die Aprikose von Auvergne u. a. m., welche eine schwächere Triebkraft haben.

Zu Hochstämmen eignen sich vorzüglich die große Frühaprikose, die große gemeine Aprikose, die Braunauer große Frühaprikose u. a. m. Diese und andere Sorten sind in meinem „Obstbaumfreund," S. 159, ausführlich beschrieben, weßhalb ich Freunde dieser köstlichen Frucht darauf aufmerksam mache.

Der Aprikosenbaum wird meist nur 20—25 Jahre alt. Will man sein Dasein verlängern, so muß man ihn verjüngen, und zu diesem Zwecke, wenn er alt und entkräftet ist, die Früchte ausarten, klein und unschmackhaft werden, im Frühlinge einen Theil der Aeste, und zwar die schlechtesten zuerst, dicht an der Pfropfstelle wegnehmen, und die übrigen noch einige Jahre stehen lassen, bis die abgeworfenen wieder ersetzt sind. Die jungen Schossen, die an der Stelle der abgeschnittenen Aeste hervortreiben, müssen, da sie gewöhnlich dick und stark sind, und wenige oder gar keine Seitenäste haben, eingekürzt werden. Geschieht es im Juni, so macht der Baum für das künftige Jahr meist schon recht schönes Fruchtholz, das im Frühlinge auf 8 bis 12 Zoll eingekürzt wird. Mit dem folgenden Jahre kann man auch die übrigen Aeste wegnehmen. Die Wunden müssen sorgfältig beschnitten, geglättet und mit Baumwachs bedeckt werden, damit kein Brand entsteht. Kratzt man zugleich die alte Rinde ab, lockert den Boden gehörig auf, düngt ihn reichlich, so haben die Bäume in kurzer Zeit wieder eine neue, schöne Krone, tragen reichlich und erfreuen ihren Besitzer noch manches Jahr mit ihren köstlichen Früchten.

Manchen Ortschaften ist der Aprikosenbaum ein wahrer Wohlthäter, durch dessen Kultur Viele wohlhabend geworden sind. Das Aprikosendorf bei Paris versieht fast ganz Paris mit Aprikosen, und löset dafür nicht selten 20 bis 30,000 Franks. Auch in Deutschland ist er hin und wieder eine Quelle des Segens. So zieht z. B. das Städtchen Witzenhausen an der Werra, im Hessischen, einen bedeutenden Gewinn aus den Früchten. Es liefert den Beweis, daß auch im Norden von Deutschland der Aprikosenbaum noch fortkommt, und unter günstigen Verhältnissen sein Anbau sehr lohnend ist. Möchte das Angegebene zur Anpflanzung dieses nützlichen Baumes Einiges beitragen!

Rubens.

Die Quitte.

Der Quittenstrauch, Pyrus Cydonia, stammt von Creta, dem heutigen Candia, einer Insel im mittelländischen Meere, von wo ihn die Römer nach Italien verpflanzten, und ihn nach der Stadt Cydon, wo

sie ihn zuerst fanden, benannten. Von Italien aus wurde er nach und nach in alle Länder Europa's verbreitet. — Er wächst selten höher als 12 bis 15 Fuß, macht sperrige und krumme Zweige, die eine sehr mittelmäßige Krone bilden. Er wächst lieber strauchartig, als in der Baumform, und kann nur durch die Kunst des Gärtners zu einem Baum erzogen werden.

Der Quittenstrauch liebt einen sehr guten, lockern, nahrhaften, nicht allzufeuchten Boden, kommt aber auch in etwas schwerem, mergelhaltigen Boden noch gut fort. In trocknem und schwerem, lehmigen Boden, so wie in gar zu leichtem und sandigen gedeiht er nicht, und läßt dann seine Blumen und Früchte häufig fallen, letztere werden wenigstens unansehnlich und klein. Dieses ist auch der Fall, wenn er gar zu sehr im Schatten steht. In der Nähe von Teichen und Flüssen, wo er viel Luft und Sonne genießt, in Weinbergen, Gärten u. s. w., die eine Lage gegen Mittag haben, werden die Früchte am schönsten und größten. — Erzieht man den Quittenstrauch seiner Früchte wegen, so überläßt man ihn am besten seiner Natur. Am Spaliere läßt er sich gar nicht erziehen, weil die angebundenen Zweige häufig absterben, auch die Spitzen der Triebe nicht weggenommen werden dürfen, da an diesen sich seine Blumen und Früchte entwickeln.

Das Holz des Quittenstrauchs ist hart, und wird von Kunstdrechslern und Ebenisten sehr gesucht. Die Rinde an den jungen Stämmen ist braun, wird aber später grau. Die Blätter sind groß, länglich oval, an den Rändern nicht gezahnt, oben hellgrün und glänzend, unten mit einer feinen, dicken, weißlichen Wolle überzogen. Die Blüthen erscheinen im Mai, sind groß, stehen einzeln, und meistens an den Spitzen der Zweige, zuweilen auch an den kleinen, in demselben Jahre hervorgetriebenen Seitensprossen, gewöhnlich aber an den kleinen Fruchtträgern, die sich nach und nach bilden. — Die stiellosen, fünfblättrigen Blumen sehen weißlich-hellroth aus, haben zwanzig und mehr röthliche Staubfäden, und gehören nach Linné in die vierte Ordnung der zwölften Pflanzenklasse.

Die Früchte, welche im Oktober reifen, und gut aufbewahrt, sich bis in den Januar erhalten, sind von Gestalt entweder länglich und einer Birne ähnlich, oder oben am Kelch etwas schmäler als unten, und mehr platt wie ein Apfel geformt. Sie haben, wie die Calvillen bei den Aepfeln, acht bis zehn starke Rippen, wodurch die Rundung oft sehr entstellt wird. Die Schale ist gelb und mit einer feinen, weißlichen Wolle überzogen. Das Fleisch ist fest, abknackend, herbe und zusammenziehend. Das Kernhaus hat fünf Kammern; in jeder befinden sich zehn bis zwanzig Kerne, die aber selten vollkommen ausgebildet und mit einer klebrigen Substanz umgeben sind.

Obgleich die Frucht nicht roh genossen werden kann, ist sie doch nichts destoweniger eins der vorzüglichsten Produkte für die Wirthschaft, und wird, da sie auf so vielerlei Weise in der Küche und Konditorei verwendet werden kann, stets theurer bezahlt, als das übrige Obst. Ihre medizinische Kraft wird sehr gerühmt. Man gebraucht sie häufig als ein magenstärkendes Mittel; getrocknet und gepulvert soll sie hartnäckige Diarrhöen heilen. In der Küche weiß man sie durch's Kochen genießbar zu machen, und daraus allerlei Leckerbissen zu bereiten. Geschält, in Viertel geschnitten und getrocknet, können sie mit anderem Obste gekocht werden, welches dadurch einen ungemein lieblichen Geschmack erhält. Man kann sie auch auf verschiedene Art einmachen, sowohl mit, als ohne Zucker. Außerdem werden Torten, Konfekt, Marmelade, Auflauf, Gelée, Liqueure und noch eine Menge anderer Delikatessen daraus bereitet. — Für Liebhaber sollen am Schlusse einige Vorschriften dazu mitgetheilt werden.

Die Fortpflanzung und Vermehrung der Quitten geschieht durch Samen, durch Wurzelausläufer, Stecklinge, Ableger und durch die Veredlung.

Die Vermehrung durch Samen ist die beste, indem man dadurch die dauerhaftesten Stämmchen erhält, diese auch die wenigsten Ausläufer machen. Da die Kerne des vielen Schleimes wegen, womit sie umgeben sind, oft lange im Boden liegen, bevor sie aufgehen, ist es am besten, sie gleich nach dem Herausnehmen aus der Frucht in frisches Wasser zu legen, dieses am folgenden Tage zu erneuern, und damit so lange fortzufahren, bis aller Schleim beseitigt ist. Dann werden sie mit einem Tuche abgetrocknet, mit feinem Sande bestreut, und nachdem sie trocken geworden und durch den Sand gleichsam überzuckert sind, in einem Säckchen an einem luftigen Orte bis zum Frühjahre aufbewahrt, und sobald wie der Frost aus der Erde ist, ausgesäet. Bei dieser Behandlung habe ich noch stets die Freude gehabt, viele keimen und aufgehen zu sehen. Die Sämlinge können meist mit dem zweiten Jahre schon veredelt und verpflanzt werden. Beim Reinigen und Auflockern des Bodens muß man die an der Oberfläche sich hinziehenden Seitenwurzeln nicht verletzen, indem sie sonst Ausläufer machen. — Die auf diese Weise erzogenen Stämmchen geben die besten Unterlagen zu Zwergbäumen, und sind in der Topfbaumzucht fast unentbehrlich. — Hauptsache bei der Anzucht aus Samen ist, daß die Früchte ihre gehörige Reife am Strauch und auf dem Lager erhalten haben, was leider selten geschieht, indem sie nur zu oft vor ihrer gehörigen Reife abgenommen werden. — Die Aussaat kann zwar auch wie bei anderen Obstsamen vor dem Winter geschehen, da der Samen indeß bei strengen Winterfrösten leidet, ist es am besten, bis zum Frühjahr zu warten.

Die Vermehrung durch Wurzelausläufer ist am leichtesten, indem der Quittenstrauch, vorzüglich wenn der Boden um den Stamm herum aufgegraben und aufgelockert wird, eine Menge Wurzelschossen macht. Eine große Anzahl derselben erhält man, wenn im Frühjahre alte, unbrauchbare Quittenstämme dicht an der Erde abgeschnitten, und der Stumpf mit lockerer Erde bedeckt wird. Sie haben einen sehr starken Trieb, wachsen rasch heran, und können oft schon im ersten Jahre veredelt werden. Dennoch haben sie wenig Empfehlens-

werthes, indem sie immer große Neigung haben, Wurzelausläufer zu machen. Einige schlagen zwar zur Verminderung dieses Uebels vor, sie mit den Wurzeln recht tief einzusetzen, indeß hilft dieses Mittel blos in den ersten Jahren. Später zeigt sich der Trieb, Ausläufer zu machen, in doppelter Stärke; je mehr der Ausläufer weggenommen werden, desto zahlreicher kommen wieder andere an derselben Stelle zum Vorschein. Für den Besitzer von Baumschulen und den, welcher gern bald eine große Anzahl von Quittenstämmchen besitzt, ist diese Eigenschaft sehr erwünscht, nicht aber für den Obstfreund, indem der Fruchtertrag dadurch verringert wird. — Im Fall die Wurzelschossen nicht gehörig mit Wurzeln versehen sind, muß man sie unterbinden, d. h. da, wo sie auf der Wurzel hervorkommen, mit einem Draht oder Bindfaden fest umwinden, und dann die Erde etwas anhäufeln. Sie erzeugen dann viele Wurzeln, und können in Jahresfrist veredelt und verpflanzt werden.

Die Vermehrung durch Stecklinge geschieht, indem man im Spätherbst oder im März aus den stärksten und längsten Samenschossen fußlange Stücke schneidet, sie einige Tage in frisches Wasser setzt, und dann auf ein schattiges, gut gegrabenes Beet ½ Fuß tief und so einsteckt, daß zwei bis drei Augen über der Erde hervorstehen. Wird das Beet mit Lauberde oder kurzem Mist bedeckt, und bei trockener Witterung zuweilen begossen, so bewurzeln sie sich sehr leicht, und können meist schon im zweiten Jahre veredelt werden. Um hiebei sicher zu gehen, nehme man nur diejenigen Stecklinge, deren Trieb aus dem obersten Auge 1 bis 1½ Fuß lang ist, die weniger stark gewachsen sind, lasse man noch ein Jahr stehen, bis sich ihre Wurzelkrone besser ausgebildet hat.

Da die gewonnenen Stämmchen nur selten Ausläufer machen, eignen sie sich vorzüglich zur Erziehung der Birnstämmchen und Topfbäumchen.

Das Ablegen geschieht, indem man im Frühjahre die unteren Zweige des Quittenstrauchs zur Erde niederbiegt, sie in die gemachten Gruben einlegt, und Erde anhäufelt. Sie schlagen, wenn sie feucht erhalten werden, leicht Wurzel, und können gewöhnlich im folgenden Frühjahre schon verpflanzt werden.

Die Veredlung der verschiedenen Quittenarten geschieht entweder auf ihre eigenen Grundstämme, oder auf Birnstämme. Letztere sind vorzuziehen, indem die Früchte auf denselben nicht nur edler und besser sind, sondern die Stämme auch, in die Krone veredelt, leicht hochstämmig erzogen werden können. Beim Beschneiden hat man dann weiter nichts zu thun, als das alte, abgestorbene Holz wegzunehmen, und die am unrechten Orte stehenden und mißgestalteten Aeste zu unterdrücken.

Gewöhnlich erzieht man die Quittenstämme nicht, um ihre Früchte zu ernten, sondern meist nur, um Birnsorten, die man zu Zwergbäumen erziehen will, darauf zu veredeln. Daß sie indeß auch ihrer Früchte wegen häufige Anpflanzung, besonders in der Nähe von Städten, wo die Quitten meist sehr gesucht sind, und theuer bezahlt werden, — verdienen, ist aus dem früher Angegebenen ersichtlich. Wegen seiner schönen, großen Blüthen eignet er sich besonders zur Anpflanzung in Lustgebüschen und englischen Anlagen. Den größten Werth für den Pomologen hat er dadurch, daß er sich so ganz vorzüglich zur Unterlage der meisten, vorzüglich ältern Birnsorten eignet, und seine Vermehrung so sehr leicht ist.

Zum Schlusse noch Einiges von den Früchten und ihrer Benutzung: Die Reife der Quitten gibt sich dadurch zu erkennen, daß die Schale gelber wird und die Frucht einen angenehmen Geruch erhält. Dieser wird in der Zeitigung so stark, daß eine einzige Frucht das ganze Zimmer parfümirt. — Die Früchte werden an einem trockenen Tage abgenommen und in einer frostfreien Kammer, einzeln gelegt, aufbewahrt. Sie halten sich dann bis zum Februar, und können nach Belieben verwendet werden.

Will man die Quitten einmachen, so nimmt man die reifsten und schönsten, wischt den Flaum mit einem Tuche ab, schält und schneidet sie in Stücke, und wirft sie in frisches Wasser. Die Schale, so wie die ausgeschnittenen Kernhäuser werden weich gesotten, das Wasser durch ein Tuch geseiht, und dann die Quittenstücke darin auf's Feuer gebracht, gut zugedeckt, damit sie eine schöne, rothe Farbe erhalten, und dann so lange gekocht, bis sie weich werden. Ist dieses der Fall, so setzt man sie ab, nimmt auf jedes Pfund Quitten ein Pfund Zucker, siedet diesen im Safte oder in Weinessig, und gießt ihn, nachdem er etwas dick geworden und erkaltet ist, über die Quitten, welche man vorher in ein mit etwas Zimmt, Nelken und länglich geschnittenen Citronenschalen versehenes Zuckerglas einschichtet, bindet hierauf das Glas zu, und stellt es bis zum Gebrauche an einen kühlen Ort zur Aufbewahrung.

Um Quittensaft zu bereiten, werden die Früchte geschält und auf einem Reibeisen bis auf's Kernhaus abgerieben. Den Saft preßt man aus und läßt ihn 24 Stunden an einem kühlen Orte stehen, damit sich alles Grobe zu Boden setze. Hierauf gießt man den Saft ab, und kocht ihn über einem gelinden Feuer unter beständigem Abschäumen so lange, bis er eine bräunliche Farbe annimmt, und etwa zwei Theile davon eingekocht sind. Nachdem er nun erkaltet ist, füllt man ihn in gläserne Flaschen, und hebt diese an einem kühlen Orte auf. Er läßt sich, gut verkorkt, viele Jahre aufbewahren.

Noch schöner, aber auch kostbarer wird er, wenn man den Saft mit einer gleichen Quantität Zucker so lange einsiedet, bis er dick oder syrupartig wird.

Rubens.









Athen und Mistra.

(Taf. 41.)

Von Korinth aus gelangte ich nach Attika. Eine Hauptstraße führt von Megara aus über Eleusis nach Athen, der heutigen Hauptstadt Griechenlands. In Eleusis wurden in alter Zeit jene Geheimnisse gefeiert, welche den Eingeweihten den geheimen Sinn der Götterlehre Griechenlands enthüllten, und über die Natur der Dinge jene traditionellen Aufschlüsse gaben, die nicht nur die Gottheit entschleierten, sondern auch den Glauben an die Verwandschaft mit ihr, der Unsterblichkeit heiligen Gottesgedanken, in die Seele pflanzten. Es waren nicht gaukelnde Orakelsprüche, die den Verstand gefangen nehmen, nicht leere Ceremonien, wie viele Neuere meinen, die dort den strebenden Forscher in schwärmerische Entzückungen versetzten, sondern die weisesten Männer des Alterthums fanden in den Geheimnissen der Eleusinen Befriedigung für ihr Herz, und den Eingeweiheten wurden hier Ahnungen jener hohen Wahrheiten zu Theil, welche das Evangelium in reicher Fülle, wenn auch unter anderer Form, gegenwärtig der ganzen Menschheit zu Theil werden läßt. Ursprünglich waren die eleusinischen Mysterien, die man in dem Tempel der Demeter und Persephone feierte, eine Art Erndtefest, bald jedoch wurden mit ihnen von tiefer Denkenden Belehrungen und Mittheilungen über die Geheimnisse des menschlichen Lebens und des göttlichen Wesens verbunden, und als die Eleusinier sich den Athenern unterwarfen, behielten sie sich die Feier ihrer Mysterien vor, von denen nur mit Behutsamkeit gesprochen werden durfte, wie uns Herodot in seiner Geschichte so viele Beispiele aufbewahrt. Die Entweiher der Geheimnisse, die Verräther, verloren Freiheit und Leben, und selbst ein Alcibiades unterlag dieser Beschuldigung. Die Trümmer der alten geheiligten Ceresstadt muß man gegenwärtig in den Stoppelfeldern eines elenden Dorfes suchen; kaum findet man noch Spuren jener erhabenen Denkmäler, die der Tochter des Kronos und der Rhea errichtet worden waren, als sie auf ihren weiten Zügen, gastlich aufgenommen, Segen verbreitend, bei Keleos in Eleusis einkehrte, und dort als Göttin erkannt und verehrt, dessen Sohn, Triptolemos, ihr Drachengespann und den edlen Waizen übergab, um dessen Gebrauch auf Erden zu verbreiten. Der Weg von hier nach Athen ist immer noch der alte: die heilige Straße von Eleusis. Tausende sind einst denselben gewandelt, denen wir unsere heutige Kultur verdanken, längst aber sind die Fußtapfen eines Aristides und Themistokles, eines Cimon und Miltiades, eines Perikles verweht, und die Barbaren der Neuzeit kennen die heiligen Orte kaum den Namen nach, unter deren Trümmern ihre Schafe weiden. Jetzt heißt das jämmerliche Dorf auf den Trümmern von Eleusis Lepsina, und ihm gegenüber erhebt sich, im Busen von Aegina, die Insel Coluri, das alte Salamis. Inschriften findet man in Menge an allen Felsen, und im Hintergrunde erblickt man von hier aus den kleinen Hymettus, mit seinen trefflichen Marmorbrüchen. Verfolgt man die heilige Straße, so gelangt man an Saranto-Polamos oder die vierzig Flüsse, den attischen Cephisus, an dem man Trümmer christlicher Kirchen sieht. Die Trümmer der Denkmäler des Eumolpus und Hippothous, der Stifter der Eleusinien, finden sich unweit der Quellen der Salzwasser, wo der Pöbel die nach Eleusis Ziehenden insultiren mußte, zum Andenken an die Unbill, welche Ceres (Demeter) hier von einem alten Weibe erduldet hatte. Hier sieht man auch das Kloster Daphne, auf den Trümmern eines Apollotempels erbaut — die älteste Christenkirche in Attika — und hinter ihr bemerkt man noch Reste eines Venustempels. Der Hohlweg, durch welchen man hier zieht, und der einst die „mystische Straße“ hieß, erweitert sich allmählig, man schwenkt nun um den Berg Pöcile herum und erblickt plötzlich die Ebene von Athen.

Der erste Blick auf die Stadt überzeugt sogleich den Ankömmling, daß sie nicht mehr von alten Griechen, sondern von Neugriechen und Einwanderern aller europäischen Volksstämme bewohnt wird. Die Citadelle steht zwar noch da und scheint sich von Eleusis her an den Berg Hymettus zu lehnen, die Kapitäler der Propyläen, die Säulen des Parthenons und der Tempel des Erechtheus schauen uns entgegen; gothische Trümmer und Kanonen, so wie neu in fränkischem Geschmack erbaute Häuser enttäuschen aber schnell. Auf der südlichen und nördlichen Seite der Burg erheben sich die Hügel Anchesmus und Musäus — zwischen beiden liegt Athen mit seinen alten und neuen Häusern, flachen Dächern, Kuppeln und Trümmern in Schutt versunken, ausgebreitet; aber die Sonne bescheint alte Prachttrümmer und eine, trotz aller bayerisch-griechischen Neubauten, erbärmliche Gegenwart. — Die Ebene von Athen wird durch eine bis an's Meer reichende Hügelkette begrenzt; ein Theil derselben ist mit Haidekraut, der andere mit Getraide bewachsen, ein dritter mit einem Olivenhaine geziert; doch ist das Oel von Athen nur noch zur Seife gut. Das heutige Athen ist eine Stadt ohne Reiz, außer dem der Trümmer und der Geschichte. Die Landschaft ist traurig, dürr und öde; die Berge sind kahl und ein Baum, außer dem genannten Olivenhain, eine wahre Seltenheit. Sobald uns der Zauber der Erinnerung verläßt, befindet man sich unheimlich in dieser kahlen, afrikanisch aussehenden Gegend. Die Stadt ist sammt ihren Bewohnern der Vorwelt in keiner Hinsicht würdig. Die Geister der Alten müssen erst wieder erstehen, wenn hier etwas werden soll; erst unter künftigen Generationen wird Athen wieder werden, was es früher war.

Werfen wir einen Blick auf das alte Athen, die Hauptstadt Attika's und früher die größte, wenn auch nicht volkreichste Stadt Griechenlands, welche aus zwei Theilen, der Stadt und den Häfen (Pyräers, Munichia und Phaleron) bestand, die durch die sogenannten langen Mauern mit einander verbunden waren, so finden wir, daß das heutige Athen nur einen sehr klei-

nen Theil des Umfangs der alten Stadt einnimmt. Auf dem steilen Felsen, der sich in der Ebene erhebt, stand und steht noch heute die Burg (Akropolis), zu welcher die herrlichen Propyläen (Thorhallen) führten, von denen nur noch einige Säulen und ein paar Architrave davon stehen. Hinter denselben standen die Heiligthümer des Staats: zur Linken der Tempel der Pallas, der Staatenbeschützerin, mit dem Palladium, dem vom Himmel gefallenen Bildnisse der Göttin, und mit ihm verbunden das Erechtheion (der Tempel des Erechtheus); zur Rechten, auf dem höchsten Punkte der Burg, hoch emporragend das stolzeste Gebäude Griechenlands, das Parthenon, der Tempel der jungfräulichen Athene, mit der berühmten, 36 Fuß hohen Statue der Göttin aus Gold und Elfenbein, einem Meisterwerke Phidias. Jetzt stehen nur noch Trümmern, und von Sulla dem Plünderer, bis auf die Albaneser, Venetianer und Türken, hat der Tempel so viel gelitten, daß es nicht viel mehr bedarf, um das Werk des großen Perikles in einen Schutthaufen zu verwandeln. Was die Gothen nicht verdarben, raubten die Briten, und besonders war es der neue Herostrat, Lord Elgin, der die Basreliefs von Phidias Meisterhand raubte, um sie im britischen Museum aufzustellen.

„Ja! England war's, das stolz sich edel nennt;
Es raubte hier Harpyen ähnlich, seht!
Was Alter schonte, was Tyrannen scheuten!“

Doch — die Trümmer Athens, sie werden sich einst zu einem Tempel der Nemesis fügen! — Was hilft es denn, ihr Forscher, Trümmer auf Trümmer, Schutt auf Schutt zu häufen? Wir haben ja den Geist der größten Athener, von den Schlacken des Irdischen gereinigt, in der Geschichte heilig aufbewahrt, und dieser ist doch mehr als aller Schotter werth! — Von der umliegenden alten Stadt kennt man die Südwesthälfte, welche gegen die Häfen hin lag, am besten, und enthält diese die vorzüglichsten Gebäude. Am Fuße der Burg stand das Prytaneum auf der einen, das Odeon des Perikles und der Tempel des Bachus oder das große Theater des Dionysius auf der anderen Seite. Hier ertönten die Wettkämpfe der Dichter, hier ward das erste Trauerspiel gegeben, und im Prytaneum ehrte der Staat Gesandte und wohlverdiente Bürger, so wie die Prytanen (den Ausschuß des Senats, welcher die Geschäfte leitete) während der Dauer ihrer Verwaltung mit freier Tafel. Leider verstand man schon damals nicht, einen Sokrates dahin zu schicken! Für den B e s o n n e n e n, der es darum eben keiner Partei recht machte, hatte man nur einen Schierlingsbecher, — und darum auch allein liegt das alte Athen in Trümmern! — Das kleine Thal Cöle trennt den Schloßberg von einem Hügel, auf welchem sich der Areiopagos, ein Gebäude erhob, in welchem die Archonten in letzter Instanz über die schwersten Kapitalverbrechen entschieden; dieser Gerichtshof hatte zugleich die oberste Aufsicht über die Sitten der Bürger, die Erziehung der Jugend und über die Religion, und das Recht, die Beschlüsse der Volksversammlungen zu prüfen und aufzuheben, und stand wegen seiner Weisheit und strengen Gerechtigkeit einst in sehr großer Achtung. Benachbart war die Pnyx, ein anderer Hügel, wo das versammelte Volk sich von seinen Demagogen schmeicheln ließ, und über die Staatsangelegenheiten entschied. In den Felsen gehauen erblickt man noch die Sitze der Archonten und die Tribüne, auf welcher ein Demosthenes, Perikles, Aristides, freilich aber auch ein Alcibiades mit seiner großen, von Ehrsucht erfüllten Seele, und das Heer der Sykophanten (Ankläger des eigenen Nutzens willen), dieses Ungeziefer, das zuletzt die Republik vernichtete, ihre Reden hielten. Hier wurden den großen Staatsmännern und Heerführern Kränze und Ehren gespendet, — leider aber auch die Besten des Volkes exilirt und ein Sokrates, ein Phocion zum Tode verurtheilt. — Vom Areiopagos führte die Hermenstraße an der, mit des Polygnotus Wandgemälden geschmückten Poikile (einer Säulenhalle) vorüber, auf die neue Agora, und der ganze Weg von der Burg bis zum Pyräeus war mit den edelsten Denkmälern geziert. Im südöstlichen Theile der Stadt (Hadriansstadt) lag das Olympeion oder der Tempel des Zeus mit der kolossalen Bildsäule des Gottes aus Gold und Elfenbein. Außerhalb der Stadt befanden sich drei Gymnasien: die Akademie, wo Plato lehrte, der Kynosarges und das Lykeion, wo Aristoteles mit seinen Schülern umher wandelte. — Das neue Athen, jetzt der Sitz eines Königs und der obersten Landesbehörden, ist, trotz der vielen Ueberreste herrlicher Gebäude des Alterthums, kaum ein Schatten des Alten, zu dessen Größe Themistokles, der die Stadt nach ihrer Zerstörung im Perserkriege prachtvoller aufbaute und mit Mauern umgab, den Hauptgrund legte. Der Umfang Athens, die Hafenstadt mitgerechnet, betrug damals vier deutsche Meilen, seine Häuserzahl belief sich auf 10,000, und die Bevölkerung in der blühendsten Zeit auf 90—100,000 Seelen. Jetzt zählt die Hauptstadt Griechenlands 26,000 Einwohner, aber — keine alten Griechen mehr! —

Im Hause eines Freundes fand ich gastliche Aufnahme und eilte den Tag nach meiner Ankunft nach dem Hafen Pyräeus, um meine, mit zur See hierher beförderten Effekten zu holen. Der alte Hymettus hatte seine Nebelkappe aufgesetzt und der eisige Nordwind wehete kalt von ihm herab. Klar lag die attische Landschaft vor meinen Blicken: gegen Norden die Häupter des Parnes und Pentelikon, im Hintergrunde der Stadt der kahle Lykabettus; des Kekrops Hügel zur Rechten, mit den herrlichen Trümmern, die Höhe des Theseums überragend; endlich der Areiopagus und der Felsen des Pnyx. Lange schwelgte ich im Anschauen der herrlichen Landschaft, und eilte dann die, durch den Olivenwald führende, unlängst erst vollendete Straße, dem Hafen zu. Von den alten Mauern des Perikles ragen noch an verschiedenen Orten große Steinblöcke aus dem Boden. Zahllose Lastthiere mit Bauholz und Ziegeln, Weinschläuchen und Oelkrügen, Kisten und Ballen befrachtet, belebten die Straße. Lange Reihen von Kameelen schritten träge an mir vorüber, und trugen

Sopha's, Stühle, Kasten und Betten auf den breiten Höckerrücken. Mitunter gab es auch etliche vier- und zweirädrige Karren von ziemlich einfacher Konstruktion. Einen derselben belud ich mit meinen Sachen, welche das Zollamt mir verabfolgte, und nach zwei Stunden war Alles glücklich zur Stadt gebracht. — Nach Staatsrath Klenze's Plan sind hier neue Straßen aus- und angelegt, die neue Stadt ist aber kein altes Athen, und nur die herrlichen Reste griechischer Vorzeit entschädigen für den gezwungenen Aufenthalt in Griechenlands Metropole.

Mit dem nöthigen Einlaßschein zur Besichtigung jener Reste in der Tasche, stieg ich die Akropolis hinan. Der Weg zieht sich durch drei Thore, welche die neuere Befestigungskunst geschaffen hat. Die Hand der Zeit hat hier unerbittlich gewaltet. Der Propyläen mächtige Säulen sind mit dem Drittel ihrer Höhe in Schutt und Erde vergraben, und die freien Hallen durch plumpes Zwischengemäuer in Batterien umgewandelt, der Tempel der Nike (Victoria Apteros) ist gänzlich verschwunden. Entzündete Pulvermagazine haben die herrlichen Marmortafeln, welche den Propyläen zur Decke dienten, zerschmettert, das zierliche Erechtheum und des Parthenons Mitte zerstört. Durch Erdbeben wurden die Tempelbasen erschüttert, und das einst so mühevoll gefügte Gestein zeigt gegenwärtig klaffende Risse. Während der wiederholten Belagerungen, welche die Burg zu bestehen hatte, wurden alle lösbaren Baustücke von den Mauern auf die Feinde hinabgewälzt, und jede metallene Zier, wie das bindende Blei, zur Wehr und Geschossen verwendet. Und, welchen Schaden haben noch in neuester Zeit Archäomanen an Allem verübt? Uralte Denkmäler, denen Jahrtausende nichts anhaben konnten, mußten unter räuberischen Händen vergehen, und Eitelkeit und Gewinnsucht wurden zu Triebfedern, die alle das abgenutzte Wort Wissenschaft beschönigen mußte. — Von den Propyläen führte einst eine prachtvolle Treppe bis an den Fuß des Tempels der Weisheitsgöttin; tiefer Schutt hat nun diese sowohl, als auch einen Theil des Unterbaues in seinem Schooß begraben. Der gegen Westen blickende Portikus des Eingangs, wie auch der Hintertheil mit einem Stücke der Cella, ist noch erhalten. Eine, jetzt ebenfalls in Verfall gerathende Moschee nimmt, nahe dem Standpunkte von Phidias Göttin, die Mitte des weiten Raumes ein. Von dem neben anstehenden Erechtheum geben nur noch wenige verstümmelte Säulen jonischer Ordnung einen schwachen Begriff von der ehemaligen Zierlichkeit dieses Tempels. Der Besteigung der Pnyx wurde ein ganzer Tag gewidmet. Im Norden ist sie kaum dem Namen nach gekannt und nie von Künstlern abgezeichnet worden. Es ist eine cyklopische, eine gigantische Arbeit, wie es deren so viele in Griechenland gibt, die schon das Alterthum für alt hielt. Wer sie, die alle Stürme scheute, in die Felsen des Gebirgs gegraben und mit einem Amphitheater von aufgethürmten Pyramidenblöcken umgürtet hat, ist unbekannt. Man sagt, sie stamme aus Herkules, aus Kekrops und Kadmus Zeit, in welche man sich genöthigt sieht, fast alle dem Zahn der Zeit trotzenden riesigen Bauwerke Griechenlands zu verweisen, und bei ihrer Betrachtung möchte man fast den Träumereien glauben, die uns von Riesen und Centauren, von himmelstürmenden Titanen und bestienbekämpfenden Heroen überliefert wurden. — Die Pnyx war der erste Versammlungsplatz des atheniensischen Volkes. Sie lag zuerst außer, später in der Stadt, und liegt jetzt wieder draußen. Wenn man vom Theseustempel, anstatt zur Akropolis zu gehen, sich rechts zu einem Hügel wendet, gelangt man an die Stützmauer des halbrunden Platzes und endlich auf die Felsterrassen und die Rostra derselben, wo Rednerbühne, Treppen, Sitze und Tribünen für ewige Zeiten in den Kalksteinberg gemeißelt sind. Die amphitheatralische Mauer, welche gegen das Thal des Areiopagos hin das Monument einschließt, ist aus Würfelsteinen von zehn Fuß Länge, Dicke und Höhe, mithin von unerhörten, tausend Kubikfuß starken Steinmassen zusammengefügt. Die Gestalt der Pnyx ist ein auf der Ostseite, gegen die nahe alte Stadtmauer zu, abgeschnittener Kreis, dessen gebrochene Hälfte die erhabenere Bühne mit den Sitzen der Archonten, Staatsbeamten, Senatoren und Richter enthält. In der Mitte der Scene erhebt sich, über zierlich gewundenen Stufen und Terrassen des Felsens, der, jetzt seines Purpurs und seiner Embleme beraubte Sprecherstuhl, von welchem, die senkrechte Felsenorchestra entlang, zu beiden Seiten langsam aufsteigende Tribünen emporgehen. Ihre Länge beträgt, wie die des Durchmessers der ganzen Pnyx, 420 Fuß. Vor ihr abwärts im Halbkreise des Parterres stand das Volk auf einer Fläche von nahe an 100,000 Quadrat-Palmen. Von hier aus beredete Themistokles die Athener zum Seekrieg und bereitete der Perser Untergang, und von hier aus auch beschwatzte sie ihr böser Genius Alcibiades, zum Feldzug in Sicilien. Hier sprachen Perikles, Cimon, Demosthenes; ja selbst Theseus, der Halbgott, und Kekrops, der Aegyptier, der Attika die Grundzüge einer Verfassung gab; sie sprachen hier auf der ersten Volkstribüne der Welt, die schon drei tausend Jahre steht, und deren noch zehntausend stehen wird, ohne ihre Felsenstaffeln zu verändern. — Wo wird im deutschen Vaterlande sich die Pnyx erheben — wer wird der Deutschen Kekrops sein? —

Der Distrikt Mistra in der Landschaft Laconien, auf Morea, welcher im Westen von den Taygetus, dem Gebirge von Maina, Sparta's unzugänglichem Asyle begrenzt wird, umfaßt das Becken des Eurotas, welcher einst das Bad war, in dem die Spartanerinnen ihre Neugebornen stählten, und zählt gegenwärtig 118 unbedeutende Flecken und Dörfer, aus denen viel Seide, welche hier das Haupterzeugniß ist, ausgeführt wird. Die Stadt Mistra oder Misistra liegt zwei Stunden westlich vom Eurotas und eine halbe Stunde von den Ruinen von Sparta, an den beiden kleinen Flüssen Hebriopolamos und Panthalma, in einer weiten Ebene,

die voller Oel- und Maulbeerbäume, Korn- und Maisfelder und Gärten ist, und war sonst die Hauptstadt von ganz Laconien. Sie schmiegt sich am Ostabhange eines auf allen andern Seiten ziemlich steilen Berges hinauf, und hat auf dem Gipfel desselben eine früher sehr bedeutende Citadelle. Die Stadt ist ziemlich weitläuftig gebaut, und wird in die eigentliche Stadt, zwei Vorstädte, drei Flecken und das Schloß geschieden. Das gothische Schloß auf dem Gipfel zerfällt gegenwärtig in Ruinen, da nichts an demselben gethan wird; man genießt von hier aus eine prächtige Fernsicht. Der obere Theil der Stadt heißt Katachorion, die Burg unter dem Schlosse; weiter vorwärts ist die mittlere Burg oder das Mesochorion, mit großen Gärten und rothbemalten Häusern umgeben, wo sich die Chans und Bazare befinden, und weiter abwärts ist die sogenannte Judenstadt, die von den Albanesern zerstört, gegenwärtig meist in Trümmern liegt. Rechts am Fuße des zerrissenen Taygetus befinden sich die Flecken Tritselia, Panthalama und Parori. — Mistra hat mehrere in Verfall kommende Moscheen, eine herrliche Kirche, einen erzbischöflichen Palast, Schulen, Bäder, milde Stiftungen und 2000 Häuser, von denen viele von Stein erbaut sind. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 6000 Seelen, Griechen, die sich selbst Spartaner nennen, und Juden, die sich von Handwerken, Eisenarbeiten, Baumwollenspinnerei, vorzüglich aber vom Seidenbaue nähren. — Etwas nördlich vom heutigen Mistra liegt das venetianische Mistra mit seinen Kastellen, das aber wegen seiner ungesunden Lage verlassen wurde. Mistra genoß lange Zeit die unverdiente Ehre, für das alte Sparta gehalten zu werden, und erst dem geistvollen Chateaubriand, der ein schlechter Politiker, aber ein trefflich beobachtender Schriftsteller war, verdanken wir die Entdeckung der Ruinen des wirklichen Sparta. Das alte Sparta lag am Eurotas, und war eine der größten, nicht aber der prächtigsten Städte Griechenlands; denn die weisen Gesetze Lykurgs, die jeden Bürger ohne Unterschied bändigten, erlaubten keine atheniſche, viel weniger griechische Pracht. Ihre Mauern waren ihre Männer, ihr festes Schloß waren die Mütter, die edlen Frauen Sparta's, welche ihre Söhne nur mit oder auf dem Schilde wiederfinden wollten. Das Gesetz war ihr Bollwerk, die Armuth ihr Schirm, und die Denkmäler gefallener Helden machten den Hauptschmuck des lorbeerbedeckten Landes am Eurotas aus. Chateaubriand sah sogleich, daß Mistra nicht Sparta sei, und fragte den Führer nach Basilipotamos, nach Sparta, Lacedämon, alles vergebens. Endlich suchte er Paläochori, und da zeigte man ihm endlich von ferne eine weiße Hütte. „Wir waren bereits eine gute Stunde auf einem ebenen Wege gegen Südosten fortgeschritten,“ berichtet Chateaubriand in seinem Reisetagebuche, „als ich einige Trümmer einer langen Mauer von alter Bauart erblickte. Das Herz fing mir laut an zu klopfen. Der Janitschar wendete sich zu mir um, zeigte mit seiner Peitsche zur Rechten hin nach einer weißlichen Hütte, und rief mit einem zufriedenen Tone: Paläochori! — Ich eilte auf die Hauptruine zu, welche ich von einer Anhöhe entdeckte. Indem ich nun diese Anhöhe auf der nordwestlichen Seite wegritt, in der Absicht, sie zu ersteigen, wurde ich auf einmal durch den Anblick des großen, in Gestalt eines Halbzirkels sich öffnenden Umfangs überrascht, das ich sogleich für ein Theater erkannte. Ich bin nicht im Stande, die Gefühle zu schildern, die sich meiner da bemächtigten. Der Hügel, an dessen Fuß ich mich befand, war einer der Hügel, auf welchem die Citadelle von Sparta stand, weil das Theater sich an dasselbe gelehnt hatte. Die Ruinen also, welche ich auf dem Hügel sah, waren vom Tempel der Minerva Chalcidkos, der sich innerhalb der Citadelle befand. Die Trümmer der Mauer, bei welcher ich weiter hinab vorbei gekommen war, machten also einen Theil der Zunft der Cynosuren aus, weil sie denselben nördlichen Theil der Stadt bewohnte. Sparta lag also vor meinen Augen, und sein Theater, das ich gleich bei meiner Ankunft entdeckte, zeigte mir auf der Stelle die Lage der Stadtviertel und der Denkmäler. Ich stieg ab und eilte schnell nach den Hügeln der Citadelle hinauf. — Als ich auf dem Gipfel derselben ankam, stieg die Sonne hinter dem menelaischen Gebirge herauf. Welch' ein Schauspiel! aber zugleich wie düster! — der träge, unter den Trümmern der Brücke Bapi dahingleitende Eurotas, auf allen Seiten die Schutthaufen, und zwischen diesen Trümmern — keine Seele. Unbeweglich stand ich da, ergriffen von staunender Betäubung starrte ich diese Scene an. Ein Gemische von Bewunderung und Schmerz hemmte den Gang meiner Gedanken. Alles schwieg um mich her; wo sich keine Menschenstimme mehr hören läßt, wollte ich das Echo sprechen lassen, und rief mit voller Stimme: Leonidas! Keine Ruine gab mir den Namen zurück und Sparta selbst schien seiner vergessen zu haben.“ — Chateaubriand umschritt nun den Hügel und das Theater, und fand diese Ruine 780 geometrische Schritte weit. Er fand eine 70 Fuß breite Treppenterrasse, die zur Citadelle geführt haben mag, welche erst unter Sparta's Tyrannen so stark befestigt wurde; über dem Theater steht aber ein kleines, zu drei Vierteln zerstörtes, und mit Nischen zur Aufnahme geeigneter Bilder und Urnen versehenes, viereckiges Gebäude. — „Stellt man sich mit mir,“ fährt Chateaubriand in seinem Berichte fort, „auf den Hügel der Citadelle, so fallen rings umher folgende Gegenstände in die Augen. Gegen Osten, d. i. gegen den Eurotas, erblickt man einen kleinen Hügel in verlängerter Form, und auf seinem Gipfel geebnet, gleichsam um zu einem Hippodrom zu dienen. Von beiden Seiten des Hügels, zwischen zwei andern kleinen Bergen, die mit ersteren zwei kleine Thäler bilden, nimmt man die Ruine Babyx und den Lauf des Eurotas deutlich wahr. Von der andern Seite des Flusses her wird die Aussicht durch eine Kette von länglichen Hügeln eingeschränkt; dieses ist das menelaische Gebirge, und hinter demselben steigt die große Masse der Gebirge auf, welche von weitem den Meerbusen von Argos umkränzen. In diese Gegend nach Osten hin,

zwischen der Citadelle und dem Eurotas — etwas mehr rechts und mehr links, muß man den Stamm der Limnaten, den Tempel des Lykurg, den Palast des Königs Demaratus, die Zunft der Orgyden, so wie der Messoaten, das Denkmal des Kadmus, den Tempel des Herkules und der Helena, und die Insel Platanistos versetzen. In diesem weiten Umfange zählte ich sieben aufrecht auf dem Boden stehende Ruinen, welche aber gestaltlos und zerfallen sind." — Das also allein ist übrig vom weltberühmten Sparta! Alles ist demnach Staub, was Menschen schaffen, und nur die Tugend ist unvergänglich und ewig. Die Mauern von Sparta sind zerfallen, aber die Tugenden der Spartaner stehen in Griechenlands Glorie da! Auch im Norden, im Westen und Süden findet man noch Trümmern. Der Eurotas ist noch mit Lorbeeren umwachsen; die Insel Platanistos ist wie ein Garten mit Lorbeersträuchen, Maulbeerbäumen und Sykamoren überzogen, aber keine Platanen sind mehr vorhanden, und die Jungfrauen Sparta's winden hier keine Kränze mehr! 1

Die Vertilgung der Janitscharen.

Der fromme Mollah Abd-ul-Eddin, dem das Paradies sei, spricht: „So du Wahrheit weißt, sollst du sie nicht verbergen, daß das Volk sie höre, und recht urtheile." Darum will ich, den der Schatten Allah's zum Geschichtschreiber seiner Thaten erwählt, Aßad-Scheaf-Eddin, aller Welt sagen, wie es mit der Vertilgung der Jenitschri zugegangen ist. Ich habe alles in der Nähe gesehen, ich habe auf meinem Knie die meisten Befehle des hohen Sultans Mahmud II. geschrieben, und habe die Rotte sterben sehen. „Das Blut, das fließen soll, wird nicht in der Ader bleiben", sagt der heilige Koran. Insch Allah! ich beginne.

Wenn ich meine Augen auf die erhabene Pforte richte: so kann ich mir nicht verhehlen, daß ihr Glanz gemindert, ihr hehres Ansehn leider im Abnehmen ist. Nicht mehr mit gebogenem Knie, barfuß, im Staube nahen die Gesandten der Franken dem Bab Humayum, nein, in glänzenden Carossen, höhnisch auf den Moslemin, der ihnen auszuweichen gezwungen ist, herablächelnd, brausen die Freunde des unreinen Thiers heran, Hunde, deren Mütter Hündinnen waren. In ihrem Munde ist Lüge, ihr Blick ist Trug; das nennen sie Diplomatik; sie unterstützen die griechischen Empörer, sind also Aufrührer, denen der Pfahl durch den Leib gehört, und schwatzen von Völkerrecht: das heißen sie Politik. Wien zittert nicht mehr vor Mahoms Halbmond, nein, der Giaur, der Kafir wagt es, dem erhabenen Divan, dem Herrscher der Gläubigen, Noten zu übergeben, zu unterhandeln, zu drehen sogar! Allah ist groß, und sein Wille heilig! —

Der Moskoviten gewaltiges Heer hat den Balkan überstiegen, und die Mauern Edrenes *) bezwungen. Die Schiffe der Inglasi durchschwärmen das Marmormeer bis Anatoli Janar, und werfen unter den Thürmen der Ummud-dünja *) ihre verfluchten Anker. Woher kömmt dieser Gräul, daß die Feinde des Islam es wagen, der Alempenah **) aufrechtstehend in den Bart zu lachen, beim Zuge zur Moschee? — Weil unser Heer verwildert, jeder Kriegszucht entbehrt, und besonders, weil wir kein Fußvolk, kein gut bedientes Geschütz, keine muthigen Seeleute haben. Wir verließen den Propheten und Allah verließ uns — sein Name sei gelobt! — Die Jenitschri und Levanty hat er gerichtet.

Wie könnte es auch nur gedacht werden, daß mit einer Ordnung, die aus lauter Mißbräuchen bestand, eine zügellose Truppe von solcher Zahl zu lenken sei. Einundfünfzig Ortas oder Regimenter wurden von eben so vielen Muschirs befehligt, deren keiner Lust hatte, dem Aga zu gehorchen. Der Thorbaschi spottete des Muschir, der Odabaschi höhnte ihn und der Janitschar alle drei. Er saß als Schuster oder Sorbethändler in seiner Bude, oder trieb sich müssig, wie ein Hund, in den Straßen, auf den Plätzen umher, und erschien nur in der Kaserne, um seinen Sold zu holen und seine Rationen zu verkaufen, die der Odabaschi ihm mit wenig Paras bezahlte, und dann wohl für sechzig Mann zumal empfing, was er als Proviant an die abfahrenden Schiffe, an Juden oder Armenier verschacherte. Sie traten nur zusammen, wenn es galt, dem Aga, dem Divan, ja dem Schatten Allahs, zu trotzen, und ihre Kessel auf dem Atmeidan umzukehren. Vergeblich tönte der Ezan des Muezzin für sie vom Minaret, und es gab Leute unter ihnen, die in Jahren nicht den Rikaat gebetet, noch die Thespikugeln berührt hatten. Allah ist langmüthig.

Schon mehrere der erhabenen Vorgänger des Padischahs, unseres Herrn, hatten, erleuchtet, all Dieses betrachtet und zu verbessern beschlossen; doch erst in unsern Tagen sollte es gelingen: so war es geschrieben. Mahmud I., Mustapha III., Abd-ul-Hamid und Selim III. versuchten es, andere Truppen zu bilden, und die Jenitschri zu beseitigen, daß ein disziplinirter Kern von Fußvolk dem Heere zur Grundlage diene. Umsonst! ehe die neuen Ortas sich gefügt und eingeübt, zerstörten die Janitscharen das begonnene Werk, daß ihre alten Rechte, die doch Unrecht sind, erhalten bleiben, dem ganzen Islam zum fressenden Krebs. Ja Selim, dessen Gedächtniß in Seegen sei, erfüllte sein Schicksal, gemordet von der heillosen Rotte. Dennoch mogte der Schirmherr der Welt, unser Padischah Mahmud II. nicht mehr die Entwürdigung des Halbmonds unthätig ansehen; er beschloß eine durchgreifende Verbesserung, um jeden Preis zu erzielen.

Und als des Muezzin Ruf vom Minaret der Aya Sophia scholl, ward ich, der geringe Sklav von zwei Kavassen, aus der Ruhe des Gebets erweckt. Durch den Bab Humayum ward ich geführt, von dessen Höhe

*) Edrene, Adrianopel.

*) Ummud-dünja, Weltmutter, Constantinopel.

**) Alempenah, Zuflucht der Welt, der Sultan.

acht Köpfe mit blutigen Bärten herab warnten. Die Kapidschis der Wache sahen, wie mein Antlitz erbleichte, als ich dem zweiten Thore, der hohen Pforte entgegen geleitet ward, hinter der die blutige Horde der Kahnas die Urtheile schnell vollstreckt — und lachten laut meiner Angst. Tartaren, mit hohen Mützen, harrten hier, die Zügel des Rosses am Arm, um jeden Befehl des Statthalters Gottes windschnell zu den Gränzen der Ungläubigen in undenkbare Ferne zu tragen. Armenier, Turkomannen, Kurden, die den Teufel anbeten, Araber, heilige Derwische, Marabuts, Caloyer, Offiziere, Juden, Neger, Zigeuner und Christenhunde, die Hände mit gelbem Leder überzogen, da sie stets unrein sind, flehende Gläubige und trotzige Tscherkessen — alles wimmelte hier unter einander. An der Mauer aufgeschichtet, lagen eine Menge bleicher, blutiger Köpfe, und Lachen frischen, noch dampfenden Blutes deckten hin und wieder den Boden. Vor dem Palast des erhabenen Veziers Tahir Pascha lagen seine Carakulubgis umher, und am Brunnen Ablas unter schattenden Platanen lachten und schäckerten die schönen, jungen Itschoglans, in rothe und blaue Seide gekleidet, und warfen den Dscherrid nach rollenden Kugeln. Deren riefen meine Begleiter zwei, die durch das Thor der Glückseligkeit mich führten. Du sollst vor dem Großvezier erscheinen, Effendi, sprach der Aeltere zu meiner zagenden Seele, er bedarf Deiner. Dann hob er einen breiten Purpurvorhang, indeß ich meine Babuschen abstreifte, und schob mich in's Selamlik. Im Hintergrund auf vergoldetem Divan, den eine gelbe Löwenhaut deckte, lag der Mann, der das Haupt Ali Tebolons, des Voli-Zade von Janina nach Stambul gebracht; rechts am Lager kniete sein Tschibuktschi, der dem Gewaltigen das Ambramundstück der duftenden Pfeife bot, aus der er zuweilen einige Züge that. Ich warf mich auf's Antlitz, den weichen Teppich aus Farsistan mit der Stirn zu berühren, dann rief der Herr: „nahe!“ und eilig gehorchte ich dem Ruf.

Bist du Aßad Effendi, frug der Pascha, von dem die Leute sagen: er kenne alle alten Schriften des Reichs?

Ja, Tod der Ungläubigen, entgegnete ich, mich neigend. Verschmähe die Weisheit nicht, und wenn ein Hund sie bellte, schrieb Abu-Beko, dem das Paradies sei, an Onaer, den Kalifen, fuhr der Säbel des Sultans fort, drum magst du mir sagen, ob die Bande der Jenitschri durch den Koran oder sonst heilige Sprüche das Recht hat, das Antlitz des Padischas durch Ungehorsam und Widersetzlichkeit zu schwärzen, und mir, sammt dem ganzen Divan, in den Bart zu spucken.

Die Jenitschri sind Staub, entgegnete ich, und was du sagst, verdient siebenfachen Tod!

Der Pascha rückte am Goldgriff des Hantjar. Du sprichst vernünftig, erwiederte er: acht Jahre war ich Aga der Janitscharen, und kenne also diese Hunde. So, wie sie es treiben, ist es nicht länger zu ertragen: ihr Athem ist Trotz und ihr Blut Widersetzlichkeit; deß freuen sich alle Ungläubigen. Die englischen Tuchkrämer *), die französischen hornlosen Böcke **) und Aufschneider, die italienischen Aalfresser ***), die verruchten, geigenden Russen †), ja, die wüsten Flucher ††), die Deutschen, wagen es, uns Koth zu bieten, die griechischen Hasen, diese Spione zu stützen, durch unsinniges Geschwätz von der Ehre längstvergangener Zeiten sie aufzuwühlen — weil wir keine gehorchenden, ergebnen Truppen haben! — Ihre Vorfahren, was waren sie? boschder, Nichts! Hunde, Söhne von Hündinnen, deren Grab mit Unrath bedeckt liegt. Allahkerim!

Dein Mund ist Wahrheit, erlauchter Veli-zade, sprach ich, mich neigend: möge Niemand mehr einen Jenitschri kennen wollen! —

Dennoch, fuhr Tahir Pascha fort, will der Padischah, unser Herr, nochmals, gegen meinen Rath, die Milde versuchen; er befiehlt dir, das Dienliche aus der Geschichte der Sultane, die schon die Umgestaltung der Jenitschri erstrebt haben, aufzuschreiben und morgen es dem Divan vorzulegen. Die Ulemas mögen dann entscheiden, ob es nicht möglich ist ohne die hohe Filzmütze, deren viereckiges Hinterstück den halben Rücken bedeckt, ohne die hoch auf sich bäumenden Achselklappen und den goldbetreßten, mit Korallen behangenen Schurz, in leichter, angemeßner Kleidung, mit Gehorsam und Disziplin, ein ächter und tapferer Moslem zu sein.

Dich hören, ist befolgen, rief ich, die Hände über der Brust kreuzend, dann ward ich in ein niederes Gemach geführt, wo ich die Richtschnur der Welt, den Koran, und eine Menge anderer Schriften an den Wänden gereiht fand, Rohre, zum Schreiben gespitzt und Tinte; Pflug und gesegneter Samen der weisen Hand für den Boden der Charte, die die Feringhi bereiten. Ein Stummer bot mir Kahweh von Mokha und die Tschibouke, und ich rauchte lange, daß meine Seele die Ruhe wiederfinde: denn meine Gebeine bebten, und vor meinen Augen schwirrten die Geister, die mit den Wellen dampfenden Blutes hier aus dem Herzen geflossen waren. Allah hatte meinen Athem vor dem Gewaltigen, den Strom meiner Adern vor dem Bluttrinker bewahrt: Er sei gepriesen. — Dann tauchte ich das Rohr in des Tintenfisches schwarzen Saft, und schrieb bis die elfte Stunde der Nacht erscholl.

Früh schon, beim zweiten Ruf des Muezzin ward ich in den Saal des Divan geführt, wo alle die Säulen des Islam in würdigem Schweigen saßen. Chosrew Pascha, der Greis, Riza Pascha, mit braungelocktem Bart, Ismael Bey, Abd-ul-Hamid, der Serasker, Rifaat Pascha, der die Fürsten der Franghia sah, Churschid Pascha, der Sieger Albaniens, alle die heiligen Ulema's mit dem Schick-ul-Islam an der Spitze, und an der Thür mit gezogenen Yataghan, Michael Pacho Bey, der Kapidschi Baschi. Im Grund aber, durch ein

*) Ressar Benki Inglesi.
**) Feringhi Bojenssis Gloyne tussul.
***) Laex Jejidschi.
†) Deschurer kafir.
††) Ruszi menkjus, tschingene.

enges, goldnes Gitter sah ich zuweilen ein dunkles Augenpaar Blitze sprühen — Allahs Schatten — der Sultan!

Tahir Abbas, der Vezier begann. Er zeigte, daß nur eine vollkommene Umgestaltung des Heeres, besonders der Jenitschri und Levanty, den Sieg wieder zu den Roßschweifen des Halbmonds zurückführen könne; ohne sie streite man stets mit höchst ungleichen Kräften, da nicht die Zahl, sondern Waffenübung und Disziplin der Truppen Ueberlegenheit gewähre. Er frug zuletzt den Mufti und die Ulemas, nachdem ich gewürdigt war, die Geschichte der vergangenen Tage der Jenitschri vorzulesen, — ob es dem Islam entgegen sei, die Kriegskunst, wie sie jetzt durchaus nöthig werde, zu erlernen, und dem gemäß Einrichtungen zu treffen.

Der Mufti sprach:

In der 31. Sure des heiligen Korans liesest du: „Deine Waffen seien schneidender, als die, deines Feindes, wo nicht, so schärfe sie mit Fleiß. Dein Roß sei „behender, wie das deines Widersachers, wo nicht, so „gewöhne es, ob es auch ächze beim Spornstich.“ Wer anders lehrt, der sterbe!

So sei es, Insch-Allah! rief die Versammlung, und aus dem Goldgitter scholl ein tiefes Aferin — gut — bei dem Alles verstummte.

Darauf wurden die Muschirs der Janitscharen einzeln zu den Paschas berufen, und ihnen die beschlossene Umgestaltung sammt ihrer Art und Weise kund gegeben. Dann, als die Einzelnen vorbereitet waren, wurden Alle zum Palast des Mufti beschieden, der ihnen sagte, wie der Koran jedem Moslem gebiete, die Kriegskunst zu lernen und Mannszucht zu halten. Ihr wißt alle, schloß er, daß Ihr, die Freunde, bei den Unterthanen des Sultans mehr gefürchtet seid, als die Feinde des Islam selbst. Aus dem Wenigen, was ich sage, schließet auf Vieles, was ich verschweige! — Die Führer der Jenitschri erkannten hierauf an, daß nicht Alles sei, wie es sollte, und eine Verbesserung nöthig sei, der sie sich hiemit unterwerfen. Nun befahl der Großvezier mir, seinem Sclaven, den hohen Fetwa des Sultans zu verlesen, welcher die Errichtung der Echkentschis, und ihre Auswahl aus den Ortas der Jenitschri befahl. Der Sold, die Verpflegung, die Uebungen, das Vorrücken der Offiziere — Alles war in 46 Artikeln genau bestimmt, und ward von Allen mit lautem aferin! gutgeheißen, und dann von Jedem unterschrieben.

Der Aga der Janitscharen, Mohamed Abd-ul-Eddin, ritt nun, begleitet von seinen Großoffizieren in feierlichem Zuge zu seinem Palast am Etmeidan zurück, wo sämmtlichen Führern der ein und fünfzig in Stambul liegenden Ortas der hohe Fetwa des Padischah vorgelesen ward. In düsterm Schweigen hörten die Offiziere ihn an; als sie nun aber aufgefordert wurden, ihn zu unterschreiben, erhob sich wilder Lärm. Allah verderbe Euch, die Ihr unser Recht antastet, wagte Einer zu rufen, doch der Tschokdar Aga brachte, ehe ein Derwisch zwanzig Namen Allahs hersagen konnte, seinen Kopf mit blutigem Bart herein, und Alles ward still. Bismillah! rief der Thorbaschi der Achtunddreißiger, ich unterschreibe. Dem sende Allah Unglück, der sich dem Padischah und den Ulemas zu widersetzen wagt! — Er möge enden, wie das Schwein des Christen! fuhr ein alter Odabaschi fort, ich folge dir. Und nun schrie keiner mehr. Alle drängten sich wetteifernd herzu, aber an der Weise, wie sie die Rohre ergriffen, an der Art, wie sie die Namen unter Klexen hinsudelten, an der Manier, wie sie heranstürmten, und sich unter Flüchen auf die Zehen traten, erkannte man leicht ihre Herkunft, ihre Sitten. Gott gab ihren Müttern Kinder, doch sie wurden zu Thieren! Ay Allah! —

Nun wurden die Echkentschis, junge, kräftige Leute, bei denen man guten Willen und einiges Geschick voraussetzen durfte, ausgewählt. Ein ägyptischer Muschir leitete die Uebungen, und mehrere Renegaten aus der Franghia waren seine Helfer; Solyman Pascha, (Oberst Saloes), der einst für den Sultan Kebir, Bonybrad, focht, überwachte Alles. Den übrigen Jenitschri ward der Sold wie bisher, ausgezahlt, nur mußte Jeder seine Rationen selbst fassen, und ward es streng verboten, damit zu handeln. Durch diese sehr milde Ausführung glaubte der erlauchte Divan das Gelingen des Plans zu sichern; doch Allah sprach: Ihr sollt irren! Er sei gepriesen!

Die Janitscharen hatten wohl dem Ferman ihre Zustimmung gegeben, da sie es nicht wagten, sich frei und offen zu widersetzen, doch bald roch die Nase der Klugen den Rauch des versteckt glimmenden Brandes. Die Bektaschi, Mönche treulosen Herzens, beschlossen, den Koth zu mengen, den der Sultan essen sollte. Sie eilten geschäftig hin und her, trugen die Botschaften der Unzufriedenen, und fachten das Feuer mit dem Athem ihres Bauchs. Endlich war ihr Verderben reif, und sie eilten, es zu erndten. In der Nacht, die dem Tage Jehanni folgt, der ein Vorläufer war Issa, des Propheten, 1826, versammelte sich die Rotte auf dem Etmeidan, und schickten Abgeordnete an Hussein Aga, die ihn aufforderten, an ihre Spitze zu treten. Er antwortete: Suleiman Ben Daud, der weise Schach im Morgenland spricht: „Wo das Recht ist, dahin eilt der Sieg; dem wende dich zu.“ Ich werde warten! — Doch die Weisheit ist der Thoren Spott; sie stürmten mit wildem Geschrei seinen Palast, daß er mit Mühe entkam, und plünderten sein Gut. Mit Fleiß suchten sie dann das Gebäude anzuzünden, doch, da es, schon vor dem heiligen Propheten, von lauter rothen Steinen erbaut ist, wollte es nicht brennen. Die Ungläubigen nennen es den „Porphyrpalast.“

Nun war der Aufruhr, das Verderben, entzügelt, und raste wie ein tolles Roß dahin. Alle Ortas brachten ihre Kessel auf den Etmeidan und kehrten dort sie um. All das Gesindel, welches mit den Hunden, von Koth ernährt, die Gassen durchschwärmt, kam lärmend herbei, wie der ekeln Geyer Schwarm, wenn das Schiff der Wüste fiel: es witterte Raub und Mord, seine Lust. Heulend, wie die nächtliche Menge der Schakale, fielen sie in die Wohnungen der Paschas, des ägyptischen

Gesandten, wo sie den Tribut an die Pforte, mehrere Millionen Piaster jubelnd erbeuteten. Von Stunde zu Stunde wuchs die grause Bande, und mit der Zahl ihre Raserei.

Doch auch der Nachfolger des Propheten war von Gül-Haneh herbeigeeilt. „Tahir, rief er dem Belyzi zu, du hattest Recht; jetzt aber soll die Rotte sterben, oder der Pflug über Stambuls Grund gehen." Eigenhändig erhob er den Sandschack Scherif, die heilige Fahne des Propheten, alle Imanes riefen in den Straßen die Gläubigen zum Kampf. Von Kassabai Topdschilar rasselte die Artillerie heran, Piri Pascha sandte seine kräftigen, schwarzen Ankerschmiede, aus ihrer Vorstadt strömten die Otakdschilars *) herbei, Skutari und Kasiköi schickte seine Treuen über das Meer, die Studirenden und Doktoren kamen bewaffnet und voll trotzigen Muthes für ihren erhabenen Wohlthäter zu streiten. Ein Hauptmann der Bumbaradschi, Ibrahim Scheitan (der Teufel) genannt, fuhr seine Batterie Zwölfpfünder auf, dann trat er vor die gähnenden Röhren, und forderte die Empörer auf, sich zu ergeben; sie antworteten mit wildem Geschrei. Ibrahim trat zurück, er sprach nur Ein Wort, dann brüllten seine fränkischen Drachen, und der Todesengel mähete in dem dicken Haufen. Mit tausendstimmigem Allahschrei versuchten die Jenitschri heranstürmend die Geschütze zu gewältigen: doch Ibrahim hatte hölzerne Büchsen voll kleinerer Kugeln, genannt Krabeschi, hineinstopfen lassen, und diese warfen ganze Odas zumal darnieder. Erschrocken wandten die vom Tod Verschonten sich, und flüchteten in die Kasernen und das Kloster daneben, und schossen mit wüstem Fluchen aus den Fenstern. Augenblicklich waren die Gebäude umzingelt, und eben so schnell prasselte die gefräßige Lohe aus ihnen auf. Andere Batterien Kanundschi pflanzten sich auf, und schmetterten die Mauern zusammen, wie ein geschleuderter Dscherrid durch die süßen Waben des honigreichen Bienenschwarms zischt. Innen stickte und sengte die rothe Flamme, was heraus sich zu retten wähnte, würgte der Yataghan, zerschmetterte das Geschütz. Zum Himmel auf gellte der Angstruf der Verlornen — sie erfüllten sterbend ihr Geschick. „Das Blut, das fließen soll, wird nicht in der Ader bleiben." Gott ist groß! — —

Das Kismat (Geschick), von mehr wie 20,000 Menschen, war mit ihrem Blut hier besiegelt: so war es ihnen bestimmt, und „was sein soll, wird sein!" Der Sieg war vollkommen, und Pflicht war es, ihn zu benützen. Noch viele der Rebellen waren der Gluth, den Kugeln, dem Stahl entronnen, und der Padischah befahl, auch den Letzten zu vertilgen. Alle Thore waren geschlossen, jeder Schlupfwinkel ward durchsucht, und die Aufgefundenen sogleich auf den Hippodrom gebracht, wo der gewaltige Großvezier sein Kriegsgericht hielt, und die Verdächtigen augenblicks den Kahuas überwies. Drei hundert sechs und vierzig, darunter viele höhere Offiziere, wurden an diesem Tag geköpft und erwürgt.

*) Otakdschilars, Zeltspanner.

Auch benutzte man klüglich die Gelegenheit, eine Menge von Gesindel, griechische Spione, die anscheinend irgend ein harmloses Gewerbe trieben, vom heiligen Islam Abtrünnige, die unter dem Schutz der Franken unantastbar waren, auszurotten. Sie wurden nicht gezählt; beschler! sie sind verschwunden! Bismillah!

Wie es nun in der Welt ist, daß das giftigste Gewürm in den buntesten Farben schillert, und am harmlosesten sich gebärdet: so war auch die heuchlerische Rotte der Bektaschi am emsigsten bemüht, die Häupter der Jenitschri auszuspähen, und dem Tode zu überliefern. Mir aber sagte ein vertrauter Jude, daß noch siebenzehn Baschen im Kloster verwahrt seien: doch nur Einer nach dem Andern werde, vom Werk des Herrn (Masch Alla-Opium) berauscht, ausgeliefert, damit sie nicht, vereinigt, gegen die eigentlichen Aufrührer Zeugniß gäben. So ward ich denn, und Ibrahim Scheitan — dem Segen sei — mit den Schypatars abgesandt, das Eulennest zu durchstöbern, und — wir fanden mehr, als wir suchten! Dann hatte ich — da ein Geistlicher schwerer anzugreifen ist, als ein Stachelschwein — das Urtheil der Ulemas mit ihrem Scheik-ul-Islam zu erwirken. Es lautete:

> Wie soll man den Priestern thun, die Empörung anzetteln; Fleisch des unreinen Thiers, in dessen eigenen Gedärmen verpackt, Woasti von den Giaurs geheißen, fressen; Wein saufen, und die Flaschen mit zusammengerollten Blättern des heil. Korans verstopfen; die nach fränkischer Weise, auf Säcken voll Federn schlafen?

Sie sterben! Ihr Name erlösche im Islam! Gott weiß es am besten!

Der arme Emir
Jussuf Abd-Allah.

Und so geschah es. Von 437 Bektaschis sah Keiner den Morgen. Ihr Gut aber ward eingezogen und zu Belohnungen vertheilt. Sogar mich hat die Gnade des Schattens Gottes mit Kühle erreicht — Allah sei gedankt. Von den Flaschen mit langen Hälsen fand ich eine bretterne Kiste voll, und mein Arzt Hadschi Jacuff Hakim hat mir verordnet, die Arznei, so darin enthalten, zu trinken — — es ist Koth, widrig, wie die, so ihn bereiten — doch da meine Gesundheit es nöthig macht, so habe ich mich gefügt, ja ich habe noch zwei solcher Kisten von einem Juden gekauft — Allahkerim!

So ist der Verlauf der Vertilgung der Jenitschri, und es wird mich trösten, auf dem Gang über die Brücke zur Seligkeit, die nicht breiter ist, als die Schneide meines Schwertes, daß ich dabei mitwirken durfte! La illah, il Allah!

Schmidt.



1 & 2. 42

Bläßhühner.

(Taf. 42.)

Die Bläßhühner unterscheiden sich von den übrigen wasserhühnerartigen Vögeln besonders durch die kahle Platte, die sich von der Basis des Oberschnabels aus über die Stirn hin ausdehnt.

In Europa drei Gattungen:

1) Teichhuhn, Gallinula. Zehen ohne eigentliche Hautsäume; die Firste vor den Nasenlöchern schwach eingesenkt. Auf unserem Erdtheil blos eine Art heimisch:

Das grünfüßige Teichhuhn (Rohrhuhn), Gallinula chloropus, Latham. — Stagnicola chloropus, Brehm, Fig. 1.

Der Schnabel bräunlich, an der Spitze gelb, an der Basis roth; die kahle Stirnplatte ebenfalls roth; Iris rothbraun; Füße mit sehr langen Zehen, saftgrün, über dem Fersengelenk ein hellrothes, gelbgesäumtes Band.

Oberkopf, Rücken, Flügeldeckfedern, Bürzel und obere Schwanzdeckfedern glänzend olivenbraun; Schwingen und Schwanz braunschwarz; die Außenfahne der ersten Schwungfeder mit weißlichem Rand; Hals, Brust und Unterleib schwärzlichgrau; Seitenfedern mit weißem Längsfleck; untere Schwanzdeckfedern in der Mitte sammtschwarz, die äußern ringsum gelblichweiß, so lang als der keilförmige Schwanz.

Am Flügelbug ein kleiner Sporn.

Länge des ganzen Vogels 11 — 12 Zoll.

Die Weibchen sind etwas heller.

Die Jungen nach der ersten Mauser haben grünlichen Schnabel und Stirnhaut (die letztere weit kleiner als die der Alten). Unter dem Auge ein weißlicher, halbmondsförmiger Fleck; Hals und Unterleib hellgrau, mit weißlichen Federrändern.

Unser Vogel läuft, schwimmt und taucht sehr gut, ist schüchtern, und versteckt sich bei Annäherung einer Gefahr in Binsen oder Buschwerk, läßt sich aber nicht mehr leicht aus einem solchen Zufluchtsort vertreiben. Bringt der stöbernde Hund das Huhn zum Aufstehen, so läuft es einige Augenblicke flatternd auf der Oberfläche des Wassers fort, ehe es in Flug kommt, fällt aber immer bald wieder ein. Der Flug ist gerade, langsam und schwerfällig, und der Vogel läßt dabei die Ständer herabhängen. Oft gelingt es einem guten Wasserhunde, solche Hühner im Lager oder im Aufgehen zu fangen.

Die Teichhühner ruhen entweder auf Gebüschen oder auf der Erde, in letzterem Fall meist auf einem Bein stehend, mit eingezogenem Hals. Schwimmend nicken sie beständig mit dem zierlichen Köpfchen und dem aufgerichteten Schwanz, und lassen dabei ihre pfeifende Lockstimme hören; im Affekt dagegen stoßen sie heisere, knurrende Töne aus.

Die Nahrung, Wasser-Insekten, Schneckchen, Wasserlinsen und Gesäme, suchen sie schwimmend oder stehende auf Seerosen und andern breitblättrigen Sumpfpflanzen herumlaufend.

Das grünfüßige Teichhuhn findet sich in ganz Europa, nordwärts bis in's mittlere Schweden, im gemäßigten Asien, auf den Inseln des indischen Oceans, nicht aber in Amerika; häufig in allen fluß- und sumpfreichen Gegenden Frankreichs, Englands, Deutschlands. In Holland und Ungarn oft in ungeheurer Menge, ebenso den Winter über in Dalmatien, Griechenland und Italien; bewohnt vorzüglich buschige, mit vielem Röhricht bewachsene Ufer der Flüsse und Bäche, Altlachen, Weiher, unzugängliche Moore, ausgedehnte Wassergräben und Erlenbrüche.

Ist bei uns Zugvogel; kommt im März einzeln oder familienweise, streicht kurze Zeit auf Flüssen und Seen herum, bezieht im April seine Standörter, die erst im November wieder verlassen werden. Einzelne bleiben sogar in gelinden Wintern ganz da.

Zur Paarungszeit soll es unter den Männchen zu hitzigen Kämpfen kommen, wobei sie sich ihrer Flügelsporen bedienen.

Im Juni bauen sie — wahrscheinlich Männchen und Weibchen gemeinschaftlich — ein nicht kunstloses Nest, entweder auf der Oberfläche des Wassers (siehe Abbildung), aus zusammen geknickten Binsen und Schilf, oder in dichtes Buschwerk, unter Schöpfe, legen im Juni fünf bis zwölf schmutzigweiße, mit wenig blaugrauen und rothbraunen Flecken und Punkten besetzte Eier, die vom Weibchen in zwanzig Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen sind mit schwarzem Flaum bedeckt, schwimmen sogleich, und werden von den Alten sehr sorglich gehütet.

Brüten wahrscheinlich blos nur dann zweimal, wenn die erste Brut zerstört wurde.

Alte sowohl als Junge lassen sich leicht zähmen, und nehmen dann mit jeder Nahrung vorlieb.

Im Falle die Hühner nicht in sehr dichtem, unzugänglichem Röhricht liegen, gelingt die Jagd auf sie mit dem Vorstehhund gut, indem die Aufstehenden, ihres schlechten Fluges wegen, leicht zu schießen sind. Auch werden sie auf dem Anstand erlegt, und in Lauf- und Halsschlingen gefangen.

Ihre hauptsächlichsten Feinde sind Falken, und namentlich Iltisse und Wiesel, die es aber bloß auf die Brut abgesehen haben.

Die fetten Jungen werden zur Herbstzeit gegessen.

2) Purpurhuhn, Porphyrio, Fig. 2. Vorderzehen mit seitlichen, an den Zehengelenken eingeschnürten, kleinen Hautsäumen. Firste und Kopfplatte in einer Ebene. Nasenlöcher kreisrund; Flügelspitzen erreichen wenigstens das Schwanzende.

Das blaue Purpurhuhn, Porphyrio hyacintinus, Temmink. — Porph. antiquorum, Bonap. — Fulica porphyrio, Pallas.

Die Kopfplatte, welche bis hinter die Augen reicht, wie der harte Schnabel lebhaft hochroth; Iris feurig karminroth; Füße dunkel fleischroth, stark; Zehen sehr lang; Nägel fast gerade, obere Theile glänzend-, die

untere matter indigo-blau; Schwungfedern und Schwanz schwärzlich; untere Schwanzdeckfedern rein weiß. Von der Größe eines Haushuhns.

In Bezug auf seine Lebensart gleicht dieser prächtige Vogel seinen Gattungsverwandten, bewohnt wie sie auch hauptsächlich sumpfige und morastige Gegenden, namentlich die ungeheuern Reisfelder und Lagunen des südlichen Europa's. Die Purpurhühner nähren sich von Waizen, Reis, von Samen und Wurzeln verschiedener Sumpfpflanzen, seltener fressen sie kleine Fische. Sie halten sich mehr als die übrigen Wasserhühner auf dem Festland, fliegen gut, gehen mit Leichtigkeit sowohl auf der Erde als auf Wasserpflanzen, und klettern zuweilen wie die Zwergscharben und Zwergrohrdommeln (Carbo pygmaeus und Ardea minuta) an Rohrstengeln und Baumästen hinauf.

Ihrer langen Zehen sollen sie sich zum Ergreifen der Nahrung bedienen, doch thun dies zahme Purpurhühner nicht, oder wenigstens selten.

Unser Vogel bewohnt Nord-Afrika, wahrscheinlich auch Asien, indem er in Aegypten nicht selten vorkommt, ebenso am Kaukasus. In Sicilien und Calabrien häufig, seltener auf Sardinien und in den pontinischen Sümpfen; in der Türkei, Ungarn (?) und Dalmatien; auf den jonischen Inseln; nach v. d. Mühle ist er in Griechenland, wenn er überhaupt dort vorkommt, sehr selten und sein Vorkommen auf wenige Distrikte beschränkt. Nach einer Anmerkung in Landbecks „systemat. Aufzählung der Vögel Württembergs“ wurde ein Exemplar in dem kalten Winter 1788 in Melchingen im Sigmaringen'schen von einem Zaune herunter geschossen.

In Unter-Italien hält man öfters gezähmte Purpurhühner unter dem übrigen Hausgeflügel.

Ihr kunstloses Nest bauen sie in Reisfelder und mit fast undurchdringlichem Gestrüppe und Rohr bewachsene Sümpfe; es besteht aus Schilf, Binsen und dürren Zweigen, und enthält 4 — 6 große, weiße, mattglänzende Eier, von oft fast kugelförmiger Gestalt, die durch das Bebrüten braungelb werden. Die Jungen sind schwärzlich.

Vogel und Eier werden in Italien gegessen.

3) Wasserhuhn, Fulica. Vorderzehen mit großen Schwimmlappen; Firste vor den Nasenlöchern schwach eingesenkt; Nasenlöcher länglich oval; der Schwanz ragt unter den zusammengelegten Flügeln hinaus.

Die europäische Art:

Das schwarze Wasserhuhn, Fulica atra, Linné.

Kopfplatte und Schnabel weiß, der letztere leicht kastanienroth angehaucht; Iris braun- bis dunkelroth; Füße grüngrau mit gelblichem Fersenband.

Kopf und Hals schön sammtschwarz, die übrigen obern Theile dunkler, die untern heller schieferschwarz, die mittleren Schwingen mit weißem Endsaum; erreicht fast die Größe eines Haushuhns. Beim Weibchen ist die Kopfplatte etwas kleiner als beim Männchen.

Brust und Unterleib der jungen Vögel nach der ersten Mauser grau schattirt, die kahle Stirnplatte ganz klein.

Die Wohnplätze des grünfüßigen Teichhuhns sind auch meist die des Wasserhuhns. Es kommt fast nie auf's feste Land, ist nicht schüchtern, und läßt sich leicht zähmen; fliegt schlecht, bloß nieder und mit hängenden Ständern, sein Gang ist unbeholfen und tappend; schwimmt gut, taucht selten und nicht anhaltend. Auf dem Wasser angeschossene Exemplare steigen aus und verstecken sich in Büsche und Wurzeln; leben meist gesellschaftlich. Ihre Nahrung besteht aus Wasser-Insekten, Wasserpflanzen und deren Samen.

Das Wasserhuhn ist sehr gemein in England (namentlich in Irland), in Holland, Frankreich, Dänemark, Scandinavien und Rußland. In Nord-Italien und Griechenland zur Brütezeit einzeln, dagegen vom Oktober bis März in ungeheurer Menge. Bei uns Zugvogel; kommt im März und April, zieht im Oktober südlich. Nistet Ende Mai's in das dichteste Röhricht und Gebüsch, ähnlich dem Teichhuhn. Legt 6 bis 12 längliche, schmutzig röthlichweiße, grau und violett punktirte Eier, die in drei Wochen ausgebrütet werden. Die Jungen (im Nestkleid) sind mit schwarzem, langem Flaum bedeckt; der Schnabel und die kaum bemerkbare Kopfplatte grau.

Diese Hühner werden zumal im Herbst auf dem Zuge häufig gejagt und gegessen; sie sind sehr fett, haben aber einen thranigen Geschmack.

Ihre vorzüglichsten Feinde sind Rostweihen, Hornweihen, Wiesenweihen und schwarze Milane; Raben und Iltisse zerstören zuweilen die Brut.

Heuglin.

Dick von Mocha, der Riesenwalfisch des stillen Oceans.

Ein Seebild.

Das Leben des Matrosen gilt uns Binnenländern nicht nur, sondern auch dem Küstenbewohner und dem gereisten Seemann selbst mit Recht für ein poetisches, romantisches, für ein bei aller Eintönigkeit der nächsten Umgebung so recht mit Abentheuern, unvorhergesehenen Zufälligkeiten, Freuden und Leiden gewürztes Dasein. Schon der Anblick eines Schiffes oder eines über See gekommenen Gegenstandes fremder Zonen erfüllt die starke, männliche Brust und die jugendlich-rege Phantasie mit froher Schwellung, und Wenige altern so sehr, daß sie nicht gerne ein Blatt oder Buch zur Hand nähmen, darin ihnen so 'ne recht herzig derbe, körnige, treuherzige, Abentheuer durchwobene, schlicht erzählte Seemannsgeschichte, ein Lebensbild vom Ocean geboten wird. Solcher Geschichten wollen wir nun eine Reihe „abspinnen“, wie der Matrose sagt, und den Anfang davon soll gleich ein Bild aus dem Leben der Walfischjäger bilden, die alljährlich aus aller Herren Länder gen Nord und Süden nach den Polen hinziehen, um den Leviathan, das Unthier der Tiefe, zu erlegen. Das fried-

liche Seeleben, die Handelsmarine, bietet im Walfischfahrer den Gipfelpunkt der Abentheuerlichkeit und des Romantischen, und die Matrosen drängen sich um berths oder Stellen auf solchen Schiffen, welche stets mehrere Jahre ausbleiben, nicht allein wegen der gelinderen Mannezucht auf solchen Fahrzeugen, und wegen des verhältnißmäßig lohnenderen Dienstes, sondern hauptsächlich auch um des romantischen Reizes willen, welchen der stete Kampf mit den Elementen, die Waidmannsfreude (wie man bei diesem Wild der Tiefe wohl sagen darf, da es ja den Säugethieren angehört), und der Krieg gegen solch' mächtige Beute dem unsteten Sinn des Seemanns bietet.

Die Geschichte selber lassen wir erzählen von einem handfesten, trockenen amerikanischen Matrosen, der an Bord eines „Walers“ im stillen Ocean gedient. Mocha, von wo dieser einzelne Riesenwal seinen Spitznamen ableitet, ist eine kleine Insel im stillen Ocean, seewärts, oder, wie der Matrose sagt, „auf der Höhe“ der Küste von Chile in Südamerika, unter 38 Grad 28 Minuten südlicher Breite, dem sogenannten Araukanerlande gegenüber.

Dick von Mocha, oder schlechthin Mocha Dick, war ein männlicher Walfisch (ein Walfisch-Bulle, wie man mit dem kunstgerechten Walfischjäger-Ausdruck sagt), von seltener Größe, der allen Seeleuten wohl bekannt, die je auf Walfischbooten die Südsee durchstreifen. Aus hundert Kämpfen war er als Sieger hervorgegangen, es war, als ob er „fest“ gewesen gegen jeglichen Harpunenwurf, und seine ungewöhnliche Stärke, Gewandtheit und List war bei all' seinen Verfolgern gefürchtet geworden. Vermöge einer seltsamen Laune der Mutter Natur, vielleicht auch aus Alter, war Moha Dick sozusagen ein Albino, ein Kakerlak unter den Walfischen, nämlich am ganzen Leibe so weiß wie Wolle. Statt seinen Strahl in schiefer Richtung nach Vorwärts auszuwerfen, und in kurzen, krampfartigen Stößen und mit schnarchendem Geräusch zu athmen, wie es den Thieren seines Geschlechtes eigen, stieß er das Wasser in senkrechtem, hoch aufsprühendem Strahl wie eine Wassergarbe in regelmäßigen und ziemlich langen Zwischenräumen durch die Nase, und schnaubte dazu mit einem Geräusch, das die Entladung der Sicherheitsklappe einer sehr großen Dampfmaschine übertäubt haben würde. Aus großer Ferne gesehen, vermochte das erfahrene Auge des Seemanns nur zu entscheiden, daß die bewegende Masse des ungeheuren Thieres kein weißes Segel eines am Horizonte hinsegelnden Schiffes sei; im Uebrigen war man bei der ersten Begegnung stets unklar, was man aus der gelblichweißen, auf den Wogen treibenden Masse machen solle, und mehr als Ein wettergebräunter Steuermann wollte hoch und theuer schwören, er sehe einen treibenden Schneeberg oder eine weiße Muschelkalk-Insel in See. Auf dem eigentlichen Walfisch, dem Kaschelot oder Pottfisch, siebt man selten Entenmuscheln; auf Mocha Dicks Kopfe aber waren sie in so dichten Klumpen angesiedelt, daß seine ganze Oberfläche von den Muschelschalen uneben und rauh anzusehen war. Kurz, unter was für einem Gesichtspunkte man ihn auch ansehen mochte, er war in jeder Hinsicht ein außerordentliches Gethier, ein „Erzbulle“ vom schwersten Kaliber.

Wann man ihn zum Erstenmale bemerkt, das steht noch im Zweifel. So viel aber ist gewiß, daß man ihn schon vor dem Jahre 1810 in den Gewässern von Mocha gesehen und gejagt hatte. Unzählige Boote waren von den wuchtigen Schlägen seines ungeheuren Schwanzes zerschmettert, oder unter seinen fürchterlichen Kinnladen zermalmt worden. Ging ja sogar die Sage, er sei einmal als Sieger aus dem Kampf mit den Mannschaften der Boote von drei englischen Walfischfängern hervorgegangen, habe sie alle in die Flucht gejagt, und das letzte der Flüchtenden mit einem einzigen Schlage seines Schwanzes noch zertrümmert in die Lüfte geschleudert, als es eben aus dem Wasser sich erhob, während man es an den Penterbalken des Schiffes an Bord ziehen wollte. Trotz dem aber glaube man ja nicht, daß er nicht auch derbe Narben und Schrammen aus diesen verschiedenen, erbitterten Kämpfen davongetragen. Sein breiter Rücken war ganz mit Harpuneneisen bespickt, und viele Harpunenleinen von 50 — 100 Ellen Länge, welche in seinem „Kielwasser“ nachzogen, bewiesen hinreichend, daß er — ob auch unbesiegt — doch nicht unverwundet geblieben war. Seit Dicks erstem Auftreten auf der feuchten Kampfbahn, wuchs sein Ruf von Jahr zu Jahr, bis er in diesen Breiten so allgemein bekannt wurde, daß alle Schiffe, die einander begegneten, unmittelbar nach den üblichen Fragen über Wind, Wetter, Beute und Dauer der Fahrt die Erkundigung an einander richteten, ob sie nichts von Mocha Dick gesehen. In der That umsegelte fast kein Kapitän eines Walfischfahrers, der irgend Ehrgeiz in seinem Berufe besaß, das Kap Horn, ohne ein paar Tage oder Wochen an der Insel in der Absicht anzulegen, seine eigene Geschicklichkeit oder den Muth seiner Mannschaft in einem „Gange“ mit diesem Leviathan zu erproben, der keinem Angreifer jemals auswich. Seltsamerweise schien übrigens der alte Bursche seine besonderen Listen zu haben, wenn er angefallen wurde; so pflegte er gewöhnlich dem Harpunier nur seinen breiten Rücken zum Ziele seines Wurfgeschosses zu bieten; niemals aber den gefährlicheren Punkt unter seinen Finnen oder unter dem Schwanze bloßzugeben. Wenn auch stark und kühn, war Mocha Dick doch keineswegs bösartig, so lange man ihn unangefochten ließ. Im Gegentheil sah man ihn manchmal müßig und harmlos im Kreise um ein Schiff streichen, oder zwischen den Booten sich herumtummeln, die zu seiner Erlegung bemannt waren. Allein dieser Gleichmuth warb ihm dennoch wenig Gönner, und um nur irgend einen Scheingrund wider ihn zu haben, wollten die alten Walfischjäger behaupten, in dem langgezogenen Schwunge seines wuchtigen Schwanzes liege eine lauernde Teufelstücke. Sobald aber die erste Harpune die mächtigen Flanken des Thieres kitzelte, war sein träger Gleichmuth dahin; seine wilde Kraft loderte in furchtbarem Zürnen auf, und den verfolgen-

den Booten blieb oft keine andere Wahl, als die Leine der Harpune zu durchschneiden, und sich eilends an den schützenden Bord des Schiffes zu retten. — Doch genug nun von dem Thiere, und zu unserer Geschichte!

„Will Euch nicht ermüden mit der Schilderung von Wind und Wetter unserer Fahrt, bis wir das Kap Horn erreichten," hub der alte Matrose an, und schob ein neues Stück Kautabak unter die linke Wange; — — „so 'was erlebt ja Jeder selbst. Unser Schiff, so 'n kapitales Fahrzeug als jemals Eines von der schmucken Insel Nantucket ausgelaufen, war stattlich bemannt und trefflich befehligt; der Proviant war gut und überreich für etliche Jahre. Für die, so noch nie auf solchen Schiffen gedient haben, will ich hier einschalten, daß es üblich ist, auf Walfischfahrern aus den Vereinigten Staaten ein paar Tage nachdem man in hoher See ist, 'mal an einem schönen Morgen alle Hände auf Deck zu rufen; da wird dann die ganze Mannschaft durch Kapitän und Steuermann gemustert, die Bootsmannschaften für die Walfischboote herausgelesen und ein Schiffswart gewählt. So ein Schiffswart aber hat ein wichtiges, schwieriges Amt, und der Mann, der dazu genommen wird, muß ein tüchtiger, gescheidter und gewiegter Bursch sein. Ihm liegt viel ob, denn er muß das Schiff regieren und Haus halten, so lange die Boote draußen auf dem Fang sind, wo Koch und Proviantmeister nebst ihm oft die einzige Bemannung bilden. Zu solcher Zeit ist er stets auf der Mastspitze, ausgenommen, wenn er zur Lenkung des Schiffs mit Hand anlegen muß. Droben in den Tops hat er nach Walen umzuschauen, und zugleich ein sorgsames Aug' auf die Boote draußen zu haben, damit er ihnen in Nothfällen sogleich Hülfe und Beistand leisten kann. Sollte ein Walfisch windwärts von den Verfolgern auftauchen, und diese mit den Booten zu weit entfernt sein, als daß man ihnen mittelst des Sprachrohrs hierüber Mittheilung machen könnte, so muß er den Klüver herablassen. Kommen Wale leewärts vom Schiff zum Vorschein, so hat er den Brodwinner, ein anderes kleines Segel, aufzuhissen, und während beider Manöver die kleine, schwarze Signalflagge so lange am Mast zu lassen, als die Fische noch über dem Wasser sind. Gibt die „Heerde" Fersengeld, und geht unter den Wasserspiegel, so wird die Signalflagge gestrichen, und erst dann wieder entfaltet, wenn die Thiere wieder zu Tag kommen. Sollten gar Umstände eintreten, welche die unverweilte Rückkehr des Kapitäns an Bord seines Schiffes nöthig machen, so muß die Flagge an der Besanspitze aufgezogen werden. Ferner hat ein Schiffswart darob zu achten, daß die Mannschaft, wann sie von der Jagd heimkommt, ihre tücht'ge Mahlzeit und brav zu trinken findet, denn nach so 'nem Stück Arbeit im Ruderboot schmeckt Dick und Dünn gar baß. Daran erseht Ihr wohl, Jungens, daß der Schiffswart keinen leichten oder gleichgültigen Posten hat, und daß er darum allzeit ein wackerer Seemann sein muß.

„Daß uns auf unserer Fahrt nichts von Belang passirte, bis wir um's Kap Horn gekommen waren, hab' ich Euch bereits gesagt. Wir hielten nun stracks auf die Küste von Chile, vor einer leichten Brise aus Süden, die uns fast unmerkbar vorwärts trieb. Es war ein schöner, stiller Abend. Die See glänzte und glitzte in den beinah' wagrechten Strahlen der sinkenden Sonne, daß man zu glauben versucht war, die Wogenkämme all' seien aus gediegenem Gold. Duftige, dunkelgelbe Wolken standen über dem Scheidepunkt der Sonne am abendlichen Himmel, und darüber zogen wie dunkle Schwäne ein paar Dutzend kleine, graue Schafwölkchen, durchsprengt mit schneeweißen Wolkenflocken, wie Perlen zwischen Gold und grauem Schmelz — ein Bild, zum Malen schön, — während weiter nach Nordost im dämmernden Zwielicht der kegelförmige Gipfel von Mocha duftig aus der See tauchte. Die ganze Mannschaft war an Deck, fröhlich und guter Dinge, und emsig beschäftigt mit dem Schärfen ihrer Harpunen, Spaten und Lanzen zur bevorstehenden Jagd. Nichts Schöneres, als solch' ein Abend, Jungen! da schwillt dem wackern Seemann die Brust höher und höher; da fühlt er erst recht, wie schön sein edel Gewerb, wie männlich solche Jagd! Die jüngeren Matrosen träumen erst von den Gefahren, die sie noch bestehen sollen; die älteren gemahnt er mit frischem Eindruck an die überstandenen, und Alle brennen vor Verlangen, thätig zu sein. — So also war's auch bei uns an jenem Abend. Der Mann im Marskorb — ein tücht'ger Bursche, aber noch ein Neuling auf einem Walfischfahrer — lehnte am Mast, und träumte ebenfalls von dem, was da kommen sollte; der Kapitän ging hastigen Schritts und ungeduldig auf dem Quarterdeck auf und ab, und spähte mit sehnsüchtigen Blicken nach allen Richtungen hin über den Ocean. Plötzlich aber blieb er stehen; sein Aug' haftete auf einem Gegenstand leewärts, der seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln schien; dann rief er mürrisch zur Mastspitze hinauf: „Heda, Bursche! hast wohl deine beiden Stückpforten geschlossen? Bist du blind, Bursche, frag' ich?" setzte er hinzu, und deutete rückwärts auf einen Punkt in See, wohl eine Meile vom Backbordbug, wo eine weiße, gleißende Wassergarbe sich deutlich vom glühenden Horizont abzeichnet; — „bist du blind, du bleiäugiger Bärenhäuter! Du Mondkalb von einem Seebären, daß du das nicht siehst? Herunter Bursch', sag' ich! du bist zu dumm zum Marskorb!"

„Dort spritzt Einer, ein Pottfisch! ein alter Knabe!" rief der Mann in Nachsicht heischendem Tone, während er herunter kam. Wir sahen Alle hin, und sieh' da! es war ein Walfisch, ein mächtiges Thier, und allein. Da aber ein einzelner Walfisch gewöhnlich ein alter Bulle von ungewöhnlicher Größe und Stärke ist, so ließ sich auch ungewöhnlicher Zeitvertreib mit ihm und 'ne seltene Ehre bei seiner Erlegung erwarten, und eine freudige Aufregung durchlief die ganze Mannschaft.

„Der Untersteuermann und ich erhielten Befehl, uns zum Auslaufen fertig zu machen; das war denn das Signal zu einem wahren Wetteifer von Geschäftigkeit, wie sie Worte gar nicht genugsam zu beschreiben

vermögen. Wasserfässer, Fäßchen mit Harpunenleinen, Wurfspieße, Harpunenschäfte wurden alle eilends in die Boote geworfen, die Eisen der Speere ꝛc. am Rechen aufgesteckt, und die nöthigen Manöver mit dem Schiffe in unglaublich schneller Zeit durchgeführt, und zwar trotz der scheinbar herrschenden Verwirrung, mit der äußersten Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit. Der Eifer der Mannschaft kam nämlich allen Befehlen der Offiziere zuvor. Ehe wir uns versahen, waren wir unserem Wilde so nahe, als es die Vorsicht nur immer erlaubte.

„Das große Marssegel zurück!" rief der Kapitän.

„Dort spritzt er, dort!" rief der Mann im Marskorb, der den Träumer abgelöst hatte, und in höchster Aufregung war; „gerade vor uns! Der Strahl ist so lang und dick als unsre große Raa!"

„An Backbord, zum Bootaussetzen! alle Händ an Backbord!" befahl der Kapitän von Neuem; „Koch, Küfer, Proviantmeister! helft Alle mir beim Bootaussetzen!"

„Alle eilten zur bezeichneten Stelle und standen an ihrem Platze, noch ehe der Befehl verhallt war; Jedem brannten die Sohlen, der Erste bei der Jagd zu sein. — „Boote ausgesetzt — und bemannt!" tönte es von Neuem; des Bootsmanns Pfeife gellte, die Kiele platschten in's Wasser, und Mann um Mann schwang sich über Bord. „Nur frisch hinein, Jungens! vergeßt die Haken nicht! die Ruder eingesetzt, und greift aus, als ob der T..... Euch im Kielwasser folgte!" Wie der Pfeil von der Sehne, so schossen die Boote unter dem Bug des Schiffes hinweg durch die klare, glatte Fluth.

„Der Untersteuermann war mir mit seinem Boote um ein klein Wenig vorangekommen, und der Stern seines Bootes rieb sich an dem Bug des meinigen, als ich den Steuerhelm faßte, und den Befehl zum Ausgreifen gab. Ein einziger Ruck von meinem Arm, und wir befanden uns in seiner schäumenden Spur. Nun kam erst die rechte Kampfesmühe. Ein tücht'ger Ruderer zu werden, dazu gehört, wie Ihr wißt, natürliches Geschick. Das fehlte nun wahrlich meinen Leuten nicht, und jeder meiner Burschen that seine Schuldigkeit und legte sich in die Schaufeln, als wär' er mit einem Ruder in der Hand zur Welt gekommen. Hei, wie straff zog sich jeder Muskel, damit unser Boot der Ehre theilhaftig werde, die erste Harpune nach dem mächtigen Thiere zu werfen! Die zähen Ruder bogen sich bei jedem Streich, als ob's nur schwanke Weidengerten wären, und glänzten wie gehärteter Stahl im Abendsonnenlicht, wenn sie wieder aus der rückwärtsrollenden Welle tauchten. Noch 'ne halbe Meile vor uns lag das Ziel unseres Ehrgeizes, und tummelte sich mit harmlosen Sprüngen im lauen Naß, als ahnte das Riesenthier gar nichts von unserem Nahekommen.

„Da spritzt er! ein alter Bulle, beim Jupiter! Paßt auf, Jungens; da warten achtzig Tonnen Thran, daß wir sie an Bord ziehen!... Lange Züge, und gleichmäßig, dann kommt Ihr am weitesten!... Seht, nun spürt er den Zug, aber er hält stille! Frisch auf ihn los! So, noch einmal... Eins, zwei, drei! So, jetzt ist's gewonnen!" So rief ich meinen Ruderern zu, die ihr Bestes thaten, während ich mein langes Steuerruder handhabte. Nicht lange, so lagen wir ihm auf einen Speerwurf nahe, das Wasser kochte unter unserem Bug, und der Schweiß perlte meinen braven Burschen von der Stirne.

„Da lag der mächtige Fisch ruhig auf dem Wasser, nur seine langen Finnen regten sich in gleichmäßigem Zuge, zu dem er mit dem gefährlichen breiten Schwanze den Takt schlug. — „Nun frisch dran, ihr herrlichen Jungen! laßt uns den Andern unsern Stern zeigen — so, noch einen Ruderstreich! Und jetzt, Harpunierer! rüste dich, aber wirf nicht eher, als bis ich dich's heiße!"

„Schafft mich nur zu ihm heran, und sein Name ist D e n n i s *)!" rief der Bootsmann zuversichtlich. Da rudert der Wal abseits, und wir ihm nach. Wir waren dem Hauptboot vielleicht um hundert Fuß voran und noch fünfzig von dem Thier entfernt, das jetzt seinen Höcker kaum einen Zoll hoch über dem Wasser zeigte, dann ein paar Finnen von wohl achtzehn Fuß Länge heraufbrachte, und im Nu unter Wasser war. Auf's Neue legten sich die Matrosen in die Ruder. „Dort spritzt er wieder!" rief einer der Ruderer, als ein hoher, senkrechter Wasserstrahl wenige Klafter von unserer Steuerbordseite wieder in die Höhe stieg. Da wir aus seinem früheren Manöver abnehmen mußten, daß der alte Kerl schon von anderen Booten geneckt worden war, und unser Vorhaben witterte, wollt' ich eben meinen Leuten befehlen, so leise und vorsichtig wie möglich hinwegzurudern, als wir an seinem Zucken und Stampfen merkten, daß er keine Lust habe, uns herankommen zu lassen, und uns die Ehre der Eröffnung der Feindseligkeiten zu gönnen. Mit seinem wuchtigen Schwanze die See peitschend, daß Alles ringsum lauter Schaum und Brandung war, kam er mit allem Ungestüm gerade auf uns zu, und schlug die Kinnladen zusammen, als wolle er uns mit Mann und Maus verschlingen. Wie er so herankam, und seinen langen, gewölbten Rücken zuweilen über die schäumende Brandung erhob, sahen wir, daß sein ganzer Rumpf so weiß war, wie der Schaum der Brandung, und die Leute sahen einander betroffen an, während der gefürchtete Name Mocha Dick von Mund zu Mund flog.

„Bah, was Mocha Dick!" rief ich; „dieß Boot weicht vor keinem Wesen, das die Gestalt eines Wales trägt! Rudert leicht bei Seite, daß Ihr ihm freies Spiel gebt!" Als der Walfisch näher rückte, mäßigte er seine wüthende Geschwindigkeit etwas, und in Kabellänge von unserem Boote bog er in einem scharfen Winkel von unserem Kurs ab.

„So kommt er recht!" rief ich; „steh' auf, Harpunierer, aber sei nicht vorschnell und übereifrig! Halt dein Eisen höher und fester — nun drauf!" rief ich, als wir noch eine Bootslänge von ihm weg waren; „gieb's ihm jetzt derb zu kosten!"

„Aber der Livithan tauchte unverletzt in die Tiefe,

*) Dennis heißt man den Walfisch, sobald er Blut spritzt; von dem alten französischen Schlachtruf „Saint-Denis."

denn der noch junge Harpunierer, der sonst den leibhaften Gottseibeiuns nicht fürchtete, hatte angesichts des gefürchteten Mocha Dick und eingedenk der fürchterlichen Geschichten, die seine Kameraden von ihm erzählt hatten, das „Walfischfieber" bekommen, und das Thier gefehlt. Die Harpune streifte nur den breiten, glänzenden Rücken des Wals, prallte dann ab, und fiel harmlos über ihn hinaus in die See. Ein zweiter Speer flog hinüber, sobald der Wal wieder zum Vorschein kam; aber war auch dießmal des Harpunierers Knie fester und sein Arm sicherer, so trügte ihn doch das Auge, und der Speer fiel zu kurz. Der Wal ruderte gemüthlich ein paar Klafter weiter, trieb uns alsdann — gleichsam zur Verhöhnung — eine Wolke von Schaum und Wasserstaub mit seinem Schwanze entgegen, und taucht dann so rasch in die Tiefe, daß unser Schifflein wie ein Kreisel auf dem dadurch verursachten Wirbel tanzte.

„Die Nacht war mittlerweile eingebrochen, und der Kapitän gab das Signal zum Heimkehren. Bald darauf waren wir wieder an Bord, lagen um den Fockmast, stritten und zankten uns um die widrigen Erfolge des Tages, und bauten Luftschlösser auf das bessere Glück des kommenden Morgens. Manche konnten vor Aufregung die ganze Nacht kein Auge zuthun.

„Am andern Morgen knubberten wir eben an unserem Frühstück, als die Wache auf der Vorbramstenge lustig den Ruf hören ließ: „Ein Wal in See! dort bläst er!" Im Nu war Alles auf den Beinen. — „In welcher Richtung?" rief der Steuermann, und stürzte aus der Kajüte, die Fernröhre in der Hand, so hastig, daß er den Proviantmeister, der mit einem frischgefüllten Kaffeetopfe aus der Schiffsküche kam, über den Haufen rannte, und dem armen Kerl die nackten Füße elend verbrannte. Der arme Schlucker hüpfte auf einem Beine herum, als hätt' er den Veitstanz, und hatte zum Schaden noch den Hohn der Anderen.

„In welcher Richtung?" rief der Kapitän, der ebenfalls an Deck gekommen war.

„Drei Grade leewärts von unserem Bug in See!" war die Antwort.

„Wie weit?"

„Kaum eine Seemeile; hält denselben Kurs wie wir. Dort sind sie, eine ganze Heerde!" gab der Mann zur Antwort, während er langsam die Wanten herunter kam, und mit dem Auge die spritzende Heerde unablässig verfolgte.

„Haltet zwei Grade von ihm ab![*]) aber langsam und vorsichtig, — so langsam als die Wale ziehen!" rief der Kapitän.

„Der Kurs ist langsam, Sir!" versetzt der Steuermann; „der Wind drückt aber ein Wenig auf's Schiff!"

„Laßt die Bramsegel herunter, Jungens, und legt Alle mit Hand an; vielleicht kitzeln wir ihm dießmal die Flanken, wenn er wieder herauskommt!" so kommandirte der Kapitän aus den Wanten herab, in denen er schnell hinaufgeklettert war, und von wo aus er mit dem Spähroh̃r die Heerde verfolgte. „Da kommen sie wieder!" rief er dann nach einer Weile, „es ist ein ganzes Rudel Pottfische, und ein paar tüchtige Bullen darunter! Bringt die Leinen in die Boote! Mannschaft angetreten! Die Krahnen ausgedreht und die Boote eingehängt!"

„Indessen war der Fisch untergetaucht, und jedes Auge strengte sich an, seines Wiederzutagekommens zuerst gewahr zu werden. — „Da bläst er wieder, ganz nahe bei uns! und ein mächtig großer Wal ist's, Sir!" rief ein junger Gelbschnabel aus dem Hauptwanten herunter.

„Das werden wir besser entscheiden können, wenn wir ihn 'mal haben, mein Söhnchen!" sagte der Untersteuermann trocken. — „Braßt das große Bramsegel!" tönte jetzt das Kommando, und das Schiff, welches seither rasch gerade aus gefahren war, lag binnen wenigen Minuten so ruhig, als ob es vor Anker liege.

„Alle Hände an Deck! Boote ausgesetzt!" rief es nun, und im Nu plätscherten das Steuerbord-, das Backbordboot und die beiden Schanzboote im Wasser. Jeder Offizier sprang in das seinige, die Mannschaften nahmen ihre Posten ein, die Steuerleute der Boote begannen ihre Boote herzurichten, und wir stießen zusammen vom Schiffe; der Kapitän rief uns noch in seiner lakonischen Weise nach, wir sollten unsre Sache gut machen.

„Pfeilschnell schossen unsre Boote in der Richtung unserer Beute davon, welche sich lustig im Kreise herumtummelte, wenn man diesen Ausdruck auf so riesenhafte Thiere anwenden kann. Das harmlose Spiel der Wale hat nämlich etwas ungemein Possierliches für den, der es noch nie gesehen; die großen Thiere haben in ihrer Lustigkeit etwas so Täppisches, daß man unwillkürlich darüber lachen muß. Da taucht auf einmal so ein ganzes, unförmliches Thier an die vierzig Fuß hoch aus dem Ocean, steht eine Weile kerzengerade auf seinem Schwanze, schüttelt sich die Finnen, und poltert dann mit seinem ganzen Gewicht wieder in's Wasser zurück mit einem ungeheuren Platsch, der das Wasser weithin in eine kochende, schaumsprühende Masse verwandelt — eine wahre Karrikatur auf alle Gelenkigkeit, und so lustig anzuschauen, als ob ein wohlgenährter, ehrenfeister Londoner Alderman einen hochländischen Schwertertanz ausführen wollte! Possierliche Thierchen, diese Wale!

„Wir mochten etwa noch hundert Ruthen von den Walen entfernt sein, als sie plötzlich auf gemeinsamen Antrieb und wie auf Ein Signal mit einander untertauchten. — „Folgt mir!" rief ich den anderen Booten zu, und schwenkte meinen Hut; „ich sehe ihre Fährte noch unter dem Wasser; sie schwimmen zwar rasch, allein wir werden mitten unter ihnen sein, wenn sie wieder auftauchen. — Legt Euch tüchtig in die Ruder!" hieß ich dann meine Leute, „beugt Euch bis auf die Ruderbänke herunter! zieht rascher aus, wir wollen mitten drinne sein, wenn das Rudel wieder zu Tage kommt!" Und die Burschen regten sich, daß es eine Freude war.

*) d. h. bleibt um einige Knoten von ihm entfernt.

Nachdem wir etwa eine Meile weit gerudert, ließ ich stille liegen, und wir lauerten erwartungsvoll auf den Augenblick, wo der erste Pottfisch seine breite Schnauze über das Wasser bringen würde. Es herrschte gerade vollkommene Windstille; kein winzig Wölklein hing am tiefblauen, durchsichtigen Firmament, und trübte mit seinem Widerschein den klaren Spiegel des Oceans, der vor uns lag. In geringer Entfernung von uns lag unser schmuckes Schiff, dessen müßige Segel wie Guirlanden an den Raaen hingen; der Rumpf schien auf seinem verkehrten Spiegelbilde zu stehen, das sich im Wasser abzeichnete, so scharf und deutlich als das Urbild vom klaren Luftgewölbe. Kein Ton, kein Geräusch unterbrach die allgemeine Stille, als unser lautes Athmen, das leise Plätschern des Wassers an den Seiten des Bootes, und der Flügelschlag der Albatrosse, die schläfrig durch die lautlose Atmosphäre zogen. Wir mochten etwa fünf Minuten stille gehalten haben, als unmittelbar vor uns ein dunkler Gegenstand über dem Wasser zum Vorschein kam, der sich als ein kleines Pottfischkalb auswies, das im Sonnenschein spielte.

„Rudre hin und harpunier' es!" rief ich dem Untersteuermann zu, dessen Boot dem Thiere zunächst lag; — „es bringt dann die Alte, vielleicht auch das ganze Rudel herauf!" — Der Untersteuermann folgte dem Wink, und binnen weniger Minuten hatte sein Boot den Säugling eingeholt, und er war von der Harpune durchbohrt. Nicht sobald aber hatte das Thierchen zappelnd im Todeskampfe um sich geschlagen und untergetaucht, so kam eine ungeheure Walfischkuh hart neben ihrem verwundeten Jungen zu Tage. Das Erste, was sie versuchte, war, das Junge unter ihre Finnen zu nehmen, um es fortzuschaffen; und es war bei Gott rührend anzusehen, mit welcher Sorgfalt und Mutterzärtlichkeit sie sich des Kalbes annahm, und ihren Zweck zu erreichen suchte. Das arme Thierchen aber war, von der schweren Harpune nur allzu gut getroffen, schon am Verenden, überstürzte sich, legte sich auf den Rücken und trieb todt auf der See, während die Mutter noch immer ihre Bemühungen nicht aufgab, es zu veranlassen, daß es mit ihr entfliehe. Endlich aber sah die Walfischkuh doch ein, daß ihr Liebkosen vergeblich sei, und nun wandte sie sich im mütterlichen Grimme gegen die Verfolger, die ihr den Liebling erschlagen. Fürchterlich war es anzuschauen, wie das Thier in einer Wolke von Schaum, Gischt und Wasserstaub daher brauste, um das Erschlagene zu rächen, und wie es dabei mit donnerndem Getöse seine mächtigen Kinnladen zusammenschlug. Der Untersteuermann aber war auf seiner Hut; — kaum daß er die Absicht des Thieres gemerkt, so hieß er den, der das Steuer führte, rückwärts lenken, durchschnitt mit seinem Kappmesser die Leine, daran das Kalb nachgeschleppt wurde, zog aus dem Rechen ein anderes Harpuneneisen, und schleuderte es mit aller Wucht seines ganzen Körpers dem Walfischweibchen in die Seite, während das Boot seitwärts absteuerte, um dem wüthenden Anrennen der Mutter auszuweichen. Ich sah, daß das Thier gut getroffen war, aber den Ausgang abzuwarten, blieb mir nicht Zeit, denn fast in demselben Augenblick tauchte etwa eine Meile seewärts von unserem Steuerborddeck ein Walfisch auf. Ein einziger Blick, den ich auf das wieder niedertauchende Thier geworfen, hatte indeß genügt, mich zu überzeugen, daß ich es mit Mocha Dick, meinem alten Bekannten, zu thun hatte, denn der zum Vorschein gekommene Walfisch war schneeweiß gewesen.

Es war, als hätten wir uns beiderseitig erkannt, denn kaum hatte Mocha Dick seinen breiten Butzkopf wieder aus der Fluth erhoben, so prallte er mit voller Wucht gegen uns heran, daß ein hoher, schäumender Wellenkamm vor ihm hertrieb, und ein langen Streifen kochenden, zischenden Wassers von mehr als Klafterbreite sein Kielwasser bezeichnete, von seinen riesigen Flossen aufgewühlt.

„Er riecht das Blut im Wasser und steuert darnach hin!" riefen meine Leute, denn in der That wandte sich das Thier dem Orte zu, wo das erlegte Kalb umhertrieb. — „Komm' her, Harpunier! steure du das Boot und laß mich an deinen Platz!" rief ich und sprang in den Bug; „die Sturmvögel sollen mich fressen, wenn er mir dießmal hinauskömmt, und wär' er der Beelzebub selber! Halt' auf das rothe Wasser!"

„Während ich noch so sprach, schien sich auf einmal des Thiers Wuth zu legen. Es hielt plötzlich in seinem Daherbrausen inne, und lag ruhig auf dem Wasser, das sein breiter Höcker wie ein Bergrücken überragte. — „Der alte Bursch streicht die Segel!" rief ich spottend; „nun greift in die Ruder, Jungen! zieht aus, und er ist unser. Meine Kleider, meinen Tabak, mein Flaschenfutter, all' mein Hab' und Gut sollt Ihr bekommen, wenn Ihr mich an seine Langseite bringt, eh' ein andres Boot herankömmt! Potz Flunder! was für ein Höcker! seht nur die lange Reihe Harpunen, mit denen er bespickt ist! Aufgepaßt jetzt — nicht gegafft! Rudert nur tüchtig' — Recht so, Jungen! wenn Ihr mich lieb habt . . . . wenn Ihr Eure Weiber und Schätzchen in Alt-Nantucket wiedersehen wollt . . . . wenn Ihr Yankeeland lieb habt, und wackere Söhne der Freiheit seid, so rudert vorwärts! Immer drauf, legt Euch bis in die Ruderbänke zurück! Frisch gerungen! so recht, wackere Burschen, nun spür' ich Euch! — Nur noch fünf Seen — ja, keine fünfe mehr! . . . . Noch eine Minute, nur noch eine h a l b e Minute! — So recht! jetzt leise! kein Geräusch mit den Rudern! So wird's gehen, jetzt Hurrah drauf und dran!"

„Bei diesen Worten erhob ich die Harpune über den Kopf, zielte rasch, aber sicher, und schleuderte den Speer zischend dem Thier in seinen dicken, weißen Speck!

„Nun rückwärts gerudert, Burschen, wenn Euch Euer Leben lieb ist!" schrie ich, denn in dem Augenblick, wo der Walfisch die Speerspitze in seiner Seite zittern fühlte, tauchte er mit so rascher Bewegung unter und drehte sich so schnell im Kreise, daß unser Boot, von den haushohen Wogen ergriffen, die er mit Schwanz und Ruderfinnen wirbelnd aufgewühlt, weit hinausflog und mehr als einmal nahe daran war, umzuschlagen. So

wenig nun dieß Treiben als Spiel der Wellen uns angenehm gewesen, so war es doch das Mittel zu unserer Rettung geworden, denn wären wir dem Thiere näher gewesen, so wären wir entweder in dem Wirbel versunken, den es aufwühlte, oder unser kleines Boot hätte unter den furchtbaren Streichen seines Schwanzes zerschellen müssen. Jetzt tauchte es wieder auf, und schwamm eilends davon — eine Weile rollte das Tau der Harpune rauchend durch die Schoren, dann als kaum noch ein paar Klafter auf dem Boden des Fasses lagen, griff die Zunge das Rad und stellte den Haspel, und mit emporgehaltenen Rudern und tief in die See gedrücktem Bug flogen wir in der brausenden Spur des verwundeten Unthieres dahin, bald auf Wogenkämmen tanzend, bald in die Tiefen hinabgeschleudert, wie es dem vorgespannten Ungethüm beliebte. Vergeblich waren jedoch all seine Bemühungen, sich unserer zu entledigen; die Stränge des Taues waren allzustark, und die Widerhaken der Harpune allzu tief in's Fleisch des Wales gegraben, als daß sie nachgaben, so daß das wüthende Thier bald merkte, es seie festgebannt an uns, ob es schwimme oder tauche. Einmal hob Mocha Dick in ohnmächtigem Grimme gar seinen furchtbar großen, breiten Kopf voll Entenmuscheln ganz aus dem Wasser und hoch über die brausenden Schaumwellen, und schlug die Kinnladen mit einem Getöse zusammen, das mir das Herz im Leibe erbeben machte; dann aber waren die oberen Umrisse seines ungeheuren Rumpfes kaum zu sehen, wie er so unter aufstiebenden Wolken von Wasserstaub und Schaum hinbrauste, während scharlachrothe Streifen im weißen Wirbel seiner Spur bewiesen, daß der Schaft der Harpune bereits vom ausströmenden Blute mit ausgestoßen worden war.

„All diese Zeit über war das ganze Rudel der Walfische um uns her aufgetaucht, und aus hundert Nüstern spritzten mit bedeutendem Getöse Wasserstrahlen ihren feinen Regen von allen Seiten auf uns herab, während der Anblick all dieser riesenhaften, wild auf- und abtauchenden Rümpfe inmitten der spiegelglatten See von ferne gesehen den Anblick eines wahrhaft dämonischen Aufruhrs entfesselter, wüthender Meeresungeheuer bieten mußte. Der Untersteuermann und der Bootsmann waren mit ihren Booten mitten in dem allgemeinen Aufruhr.

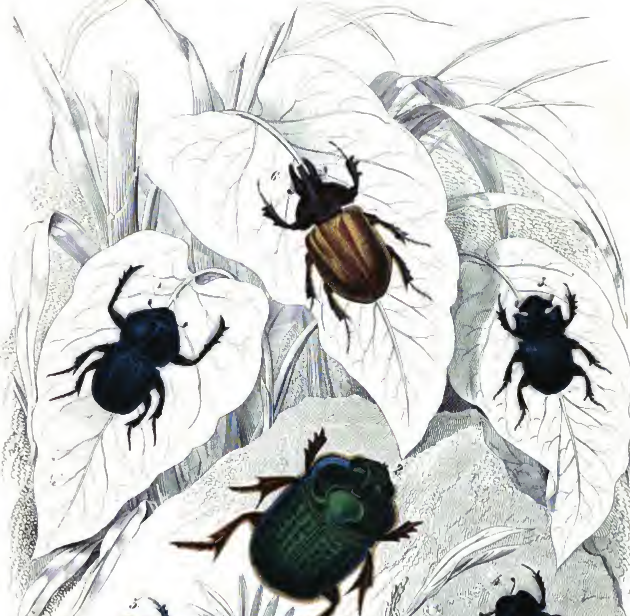
Mocha Dick's ungestümmes Eilen und Rennen ließ endlich mehr und mehr nach; wir spürten, daß seine Kräfte auf die Neige gingen. Keuchend und mit Herzklopfen hatten wir seitdem im Boote gestanden, und uns mit solcher Sturmeseile davontragen lassen — nun winkte die nahe Freude des Siegs. — „Windet nun die Leine wieder auf und bugsirt mich zu ihm hin, und du, zweiter Ruderer, netzest das Tau, während es hereinläuft! Holt die Leine, Burschen! greift frisch in das Tau! Potz Galeeren! wißt Ihr denn nicht, wie man einem todten Wale zu Leibe geht? Leewärts, leewärts, Steurer!"

Die Leine ward am Haspel aufgezogen, und wir kamen rasch an die Langseite des Thieres, das schon Blut aus den Luftlöchern spritzte, und halb auf der Seite lag. Als wir nahe genug lagen, gab ich ihm mit der Lanze gerade unter dem Schulterblatt den Gnadenstoß. Ein leises Zucken wie ein Schauder ging durch den mächtigen Rumpf des Thieres, dann lag Dick ganz ruhig auf der See. Plötzlich aber mochten sich nach einer Weile Todeskämpfe bei ihm einstellen, die ihn aus seiner Lethargie aufschreckten, denn er tauchte unversehends mit einem einzigen Ruck senkrecht in die Tiefe, und zwar mit einer raschen Wendung nach unserem Boote zu, so daß er an das Steuerruder stieß und den hintersten Ruderer, der eben aushülfsweise das Steuer führte, zehn Fuß hoch über unser Schaudeck emporschleuderte. Der arme Bursche kam im Herunterstürzen kopfüber auf den Schwanz des Thieres zu fallen, und ward von der saugenden Gewalt der sich schließenden Wasser in die Tiefe gezogen, als ob er eine Feder gewesen wäre. Schon glaubten wir ihn verloren, da kam er nach langem, langem Ausbleiben (das deutlich bewies, wie tief er hinuntergetaucht worden sein mußte), endlich wieder halb erstickt und erschöpft an die Oberfläche, und ward unter dem herzlichen Glückwunsch und zu Aller Freude in's Boot gezogen, wo er sich bald wieder erholte.

„Wir ließen dießmal natürlich die Leine von Neuem ablaufen, und 200 Faden Tau hatten sich mit so gewaltigem Zuge durch die Schoren abgesponnen, daß das Wasser, womit das Tau beim Einziehen benetzt worden war, in heißem Dampfe davonflog. Allein immer noch tauchte der Riesenwal mit ungeminderter Eile in die Tiefe: Faden um Faden lief ab, bis nur noch drei Windungen im Tönnchen lagen.

„Schneid' ab!" rief ich; „kappt das Thau, sonst sind wir verloren!" Während ich aber noch sprach, flog die zischende Leine mit verdreifachter Geschwindigkeit durch das rauchende Holz, und schleuderte das Kappmesser aus der Hand des Bootssteurers, der es eben an die erhitzten Stränge gesetzt hatte. Das Boot stieg bolzgerade in die Höhe und sein Bug vergrub sich in die See; ein allstimmiger Angstruf, ein augenblickliches Stoßgebet entfuhr auch den Kühnsten unter uns, denn schon glaubten wir uns dem Tode geweiht, als — o Wunder und unerwartete Rettung! — das sausende Tau seine Spannung verlor, und unsere leichte Barke halb mit Wasser gefüllt, schwer auf ihren Kiel zurückfiel! .... Nie werd' ich diesen Augenblick vergessen! In jedem Auge stand eine Thräne, und jedes Herz ergoß sich innerlich in ein brünstiges Dankgebet für diese unerwartete Befreiung!

„Von seinen Wunden überwältigt, und erschöpft durch seine verzweiflungsvollen Anstrengungen und den gewaltigen Druck des Wassers, das über ihm stand, mußte das riesige Thier nun wieder an die Oberfläche kommen, um Luft zu schöpfen. Es tauchte auf, und hob zwanzig Fuß seines riesigen Rumpfes in gewaltsamem Stoße über die See; aber noch erlag es seinen Wunden nicht völlig. Wir hatten kaum unser Boot, das am Versinken war, durch Ausschöpfen wieder flott



1849. 43.

gemacht, so brach Mocha Dick von Neuem aus, und dießmal mit verjüngter Kraft, wie mir schien. Eine Viertelmeile weit theilten wir die widerstandleistenden Wogen, als ob sie Luft gewesen wären; dann drehte unsre mächtige Beute plötzlich bei und trieb wie gelähmt dahin, wobei sein ganzer Körper zitterte und zuckte wie von krampfhaftem Beben durchschüttert, und sogar sein Strahl aus den Nüstern nur niedrig, ohnmächtig und stoßweiße emporsprützte. Ich gab Befehl, das Boot am Tau zu ihm hin zu bugsiren, erfaßte einen Bootshaken mit langer Speerspitze, und stieß ihm diese zweimal mit aller Wucht unter der Schwanzspitze ein, in der Hoffnung, ihn dießmal durch den Ort und die Tiefe der Wunde kampfuntüchtig zu machen. Dick drehte sich grimmig im Kreise und beantwortete meinen Gruß durch gewaltige Streiche seines Schwanzes nach unseren Billen *).

„Wir waren ihm so nahe, daß er unsere Barke unfehlbar zerschellt haben würde, wäre ihm nicht zum Glück für uns noch rechtzeitig die Kraft ausgegangen und uns die Zeit geblieben, durch rasches Beilegen und Wiederwenden seinen letzten Schlägen zu entgehen. Nun hatte die Lanze also den Sitz des Lebens getroffen, seine letzten Kräfte schwanden, langsam versank er, streifte unsern Kiel, als er sachte unter uns wegtrieb, und kam nach einigen Minuten etliche Faden von uns in entgegengesetzter Richtung wieder zu Tage.

„Ihm nach, meine wackeren Burschen!“ rief ich, „wir wollen ihm vollends den Garaus machen!“ Ich sah aber jetzt, daß sein Muth gebrochen war. Es bedurfte keiner Lanze oder Speeres mehr, denn es war mit ihm zu Ende. Das verendete Thier blies durch die Sprützlöcher sein eigenes Blut in die Luft, und zuckte in einem Wirbel blutigen Schaumes, der weithin die See roth färbte. — „Zurück jetzt, sonst sind wir Alle des Todes!“ schrie ich, als Dick wie betäubt in einem weiten Kreise umhertobte, mit Kopf und Schwanz die See peitschte, und wild die gefährlichen Kinnladen knirschend und mit fürchterlichem Geräusch an einander schlug. Es waren die letzten krampfhaften Zuckungen, mit denen sich zugleich der letzte, schwarze, dichte Blutstrom aus seinen Nüstern ergoß, und den Rumpf des Thieres und unser Boot mit dem fetten, schleimigen Blutschaum übersprengte.

„Das ist der Kehraus!“ rief einer meiner Ruderer, ein alter Walfischmann, — „da geht das letzte Lebensblut von ihm, so zäh und schwarz wie Theer! Nun rasch zurück, denn jetzt will er den letzen Athem austoben!“ So war's denn auch; in einem minutenlangen Kampfe, wobei er mit Schwanz und Finnen donnergleiche Schläge auf die Wogen führte, rang er das Leben vollends aus, legte sich dann langsam und schwerfällig auf die Seite und lag starr und todt auf dem Ocean, welchen er so lange als unbesiegter Eroberer und Herrscher durchfurcht hatte.

*) So nennt man bei rundgegatteten Schiffen denjenigen Theil des Schiffskörpers, welcher zwischen dem Spiegel (Vordertheil) und den Rusten über das Wasser ragt.

„Er hat verendet! Hurrah, hurrah, hurrah!“ rief ich, so laut als meine Lungen es erlaubten, riß die Mütze ab und sprang wie ein Tollhäusler von einer Ruderbank auf die andere. Mir war wie einem Trunkenen, als wir wieder an das todte Thier heranruderten, und ich möchte alles Ernstes behaupten, daß unser tapferer Commodore, der zuerst der Briten Unbesiegbarkeit zur See brach, indem er die „Guerrière“ nahm, keinen höheren Stolz und kein innigeres Vergnügen empfand, wie er unsere Streifen und Sterne *) über der britischen Flagge wehen sah, als ich fühlte, da ich von meinem Boote aus auf Dick's breiten Rücken sprang, meinen Speerschaft und die kleine Bootsflagge in die dicke Speckschwarte unseres Wildes stieß, und das schmale Endchen Tuch im Winde wallen sah, welches den glücklichen Ausgang der harten, mühevollen Jagd eines Walfischfängers bekundet.

Der Kapitän und der Untersteuermann, von denen ein Jeder so glücklich gewesen war, einen Fisch zu erlegen, kamen bald darauf herangerudert, und wünschten mir Glück zu unserem Fange. Bald war Dick mit tüchtigen Haken und starken Kabeln in's Schlepptau genommen, und da sich schon vor einer Stunde ein günstiger, frischer Schönfahrwind erhoben und dem Schiff erlaubt hatte, hinter uns her zu segeln, so daß es nur noch eine Kabellänge von uns entfernt war, so hatten wir das riesenhafte Wild bald unter unseren Stern gebracht. Die beiden anderen Wale, die man erlegt, ebenfalls starke Bursche, lagen in der Nähe gleichfalls an Kabeln, und nachdem nun die Mannschaft bei tüchtiger Mahlzeit und einem Tönnchen ächten Monongahela sich von den Strapazen der Jagd erholt hatte, ging's emsig mit allen Händen an's Zerhauen. — Mocha Dick war der größte Walfisch, den wir alle je gesehen: er maß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze seine volle siebenzig Fuß, und gab über 100 Fässer klaren Thran, der reichlichen Kopfschwarte **), der Zunge und des Hirns gar nicht zu gedenken. Man konnte von ihm ausdrücklich sagen, daß die Zahl seiner alten Wunden Legion war, denn wir zogen nicht weniger als zwanzig Harpunen aus seinem Rücken, die von manchem harten, verzweiflungsvollen Strauß zeugten! — Das, meine Jungen, war die schönste That und die beste Jagd meines Lebens in diesem Gewerbe!“ — K. Müller.

Deutsche Dung- und Baumkäfer.

(Taf. 43.)

Die Dung- und Baumkäfer gehören zur Zunft der Erdkäfer. Es sind meistens große, ovale, durch-

*) Die Flagge der Vereinigten Staaten von Amerika.

**) Der Schädel des Walfisches ist im Verhältniß zur Größe seines Kopfes sehr klein, indem der letztere nahezu ein Dritttheil seiner ganzen Länge beträgt. Dieß erklärt sich dadurch, daß sich zwischen der Haut und dem Schädel sehr große und tiefe Höhlen befinden, welche mit sehr klarem Fett gefüllt sind, das bei den älteren Walen eine gallertartige Beschaffenheit hat. Die abgestutzte Zunge ist äußerst weich und so fettreich, daß man von ihr allein oft über drei Tonnen Fett gewinnt.

gängig hartschalige Käfer mit großem Hals, breitem Kopf, stacheligen, breiten Schienbeinen, starken Vorderfüßen zum Graben, fünf Zehengliedern und blätterigen Fühlhornkolben; haben sehr verschiedene, zum Theil abenteuerliche Gestalten, und die meisten von ihnen leben im Mist der Thiere und Menschen im Freien, der ihnen auch zu ihrer Nahrung dient. Ungeachtet ihres schmutzigen Aufenthaltsortes sind es ungemein reinliche, glänzende Thiere, die einen äußerst feinen Geruch haben und ihre Nahrung überall zu wittern wissen; denn, kaum hat ein Pferd oder Rind auf dem Wege oder der Weide den Dung fallen lassen, so kommen sie von allen Seiten herbei geflogen, wühlen ihn aus einander, und graben dann unter demselben Löcher in die Erde, um ihre Eier zu legen, oder sie legen ihre Eier in den Dung und bilden denselben zu einer Kugel, die sie fortwälzen, um sie in lockerer Erde zu vergraben. Die Larven, welche walzig, und hinten meistens etwas dicker und abgerundet sind, bestehen aus 12 weichen Ringeln mit Runzeln, und nähren sich von den Bestandtheilen ihrer Wohnungen, von Mist oder Mulm. Der Kopf ist hornig, mit zwei starken Kiefern, kurzen Fühlhörnern und vier Freßspitzen; sie haben 3 Fußpaare, und an den Seiten befinden sich, wie bei den Raupen, 9 Luftlöcher. — Unsre Tafel gibt von ihnen vier, am häufigsten vorkommende Gattungen, und zwei verwandte Ausländer.

Der **Kothkäfer**, Onitis Olivieri, Fig. 1, findet sich meist in Kuh- und Pferdemist. Die Füße desselben sind kurz, die Vorderbeine bei den Männchen meist länger, dünner und gebogener; Kopf- und Halsschild sind bei einigen gehörnt; die beiden letzten Gelenke der neungliederigen Fühlhörner bilden einen blätterigen großen Knopf. Ihm verwandt ist: der **brasilische Dungkäfer**, Phanaeus ensifer, Fig. 2, der unstreitig der größte Käfer der Sippe ist. Bei ihm ist das erste Glied der Lippentaster das größte von allen und an der inneren Seite erweitert. Die Männchen sind durch Erhöhungen, in Gestalt von Hörnern auf Kopf und Halsschild, sehr von den Weibchen verschieden, doch haben die Füße bei beiden gleiche Länge und Form.

Der **mondförmige Pillenkäfer**, Copris lunaris, Fig. 3, ist von glänzendschwarzer oder dunkelbrauner Farbe, 9—10 Linien lang und mehr als halb so breit, und der Hinterleib ist nicht länger als der vordere. Die Flügeldecken desselben sind gefurcht, der Hals mit 3 Buckeln versehen, und das Kopfschild mondförmig mit einem langen Horn. Man findet ihn in Kuh- und Pferdedung auf Weiden, unter welchem er sich tiefe Löcher gräbt, um seine Eier hineinzulegen und bei nahender Gefahr sich zu verbergen. Er fliegt gewöhnlich erst nach Sonnenuntergang mit einem brummenden Geräusch; am Tage kriecht er nur langsam im Schatten umher, und stets mit niedergesenktem Kopfe, als ob er damit etwas ausgraben wollte. Berührt man ihn, so zieht er Kopf, Füße und Fühler ein und stellt sich todt.

Der **Zwiebelhornkäfer** oder **gemeine Rebkäfer**, Lethrus cephalotes, Fig. 4, ist ein sehr schädlicher Käfer, der in Deutschland nur selten, desto häufiger aber in Ungarn und Rußland gefunden wird, wo er in trockenen, wüsten Gegenden, in trockenem Mist und in Weinbergen Löcher in die Erde gräbt, in denselben paarweise wohnt, und den Eingang zu diesen hartnäckig vertheidigt, wenn ein anderer Käfer einzubringen versucht. Er ist glatt und schwarz, unten stahlblau und überall behaart; die Hinterfüße stehen sehr weit hinten, die vordern dagegen dicht am Kopfe. Den Weinbergen wird er ungemein schädlich, da er die jungen Triebe der Reben abreißt und in seine Wohnung schleppt.

Der **gemeine Roßkäfer**, Geotrupes, stercorarius, Fig. 5, ist einer der gemeinsten Käfer, und den ganzen Sommer hindurch, bis tief in den Herbst hinein, auf Weiden und Angern in Pferde- und Kuhmist anzutreffen. Er ist meistens 9 Linien lang, verhältnißmäßig sehr breit und gewölbt, oben glänzend schwarz, unten violett, und die Fühlhörner sind braunroth. Des Abends fliegt er schnurrend umher, stößt dabei nicht selten auf Vorübergehende an, und fällt dann sogleich zu Boden. Frischen Dung wittert er ungemein weit, und läßt sich sogleich auf demselben nieder. Nicht selten sieht man ihn zu Dutzenden den Mist durchwühlen. In dem von ihm gegrabenen Erdloch knetet das Weibchen den frischen Dung in einen walzigen Klumpen, hängt ihn an die mit eingekneteten Graswurzeln, und legt ein einziges Ei darauf, das er mit etwas Mist bedeckt und hierauf davon fliegt, um ein anderes Loch zu graben und in diesem dieselbe Operation zu wiederholen. Berührt man den Käfer im Kriechen, so macht er Halt, streckt die Beine aus und stellt sich todt. Bei schlechtem Wetter läßt er sich nicht sehen, sein abendliches Erscheinen zeigt mithin schönes Wetter an. Die Larve des Roßkäfers entschlüpft dem Ei schon nach einigen Tagen, nährt sich von dem in der Erde frisch gebliebenen Dung, häutet sich während des Herbstes und Winters viermal, verpuppt sich in einer glatten, mit ihrem Unrathe ausgeschmierten Höhle und fliegt im nächsten Frühjahr als Käfer aus.

Der **Actäon** oder **tropische Dungkäfer**, Agacephala Latreillii, Fig. 6, ist ein Gattungsverwandter des vorigen und in Menge auf den mit Heerden bedeckten Savannen Süd-Amerikas und St. Domingo's zu finden. In Lebensart und Sitte ist er dem Roßkäfer gleich; seine Oberlippe ist ganz verborgen; der Endlappen der Kinnladen einfach behaart, und die Fühler sind zehngliederig, während die des Roßkäfers achtgliederig sind. 1

Der Perlenfischer.

Nach Gabriel Ferry.

Als Westindien noch die Herrschaft Spaniens anerkannte, war der Hafen von San Blas am Eingange des Meerbusens von Californien der Stapelplatz der

philippinischen Inseln; Schiffe, reich beladen mit Seidenwaaren aus China und kostbaren Gewürzen aus dem Oriente, drängten sich auf der Rhede; eine geschäftige Bevölkerung füllte die Straßen; wohlversehene Arsenale und thätige Werfte erhoben San Blas damals zu dem wichtigsten Punkte der Südküste. Jetzt ist dieser Glanz verschwunden, und San Blas hat nur noch als Ueberreste von Werften und Arsenalen, Ueberreste der Bevölkerung, die Erinnerung an seinen ehemaligen Handel, und seine malerische Lage.

Die Stadt zerfällt in zwei Theile, die Oberstadt und die Unterstadt oder den Strand. Von den Bogengängen der Kommandatur auf dem Gipfel eines steilen Felsens aus umfaßt das Auge eine der zugleich traurigsten und schönsten Aussichten, welche man sehen kann. Auf der einen Seite erblickt man die stille und entvölkerte Oberstadt, die traurig und düster ist, wie alles, was versinkt und in Trümmer fällt, nachdem es groß und mächtig gewesen ist; auf der andern zieht sich ein dichter grüner Wald, dessen erste Stämme gleich einem grünen Walle die Kommandatur berühren, amphitheatralisch bis zum Strande hinab. Ein geschlängelter Weg, der unter den Bäumen bald verschwindet bald wieder erscheint, steigt bis an das Meer hinunter. Hier, am Strande, unter Gruppen von Palmen und Bananen, zeigen sich überall malerische Bambushütten. Im Meere spiegelt sich das glänzende Blau des Himmels, und lachende Inseln glänzen im Strahle der Sonne gleich Sträußern von Seeblumen; gewaltige Felsen erheben sich wie Pyramiden von Bernstein, und einige entfernte Fischerböte entfalten auf der leuchtenden Tiefe des Horizontes ihre dreieckigen weißen Segel.

Ich befand mich vor einigen Jahren in San Blas. Handelsinteressen riefen mich nach Californien, und ich wartete ungefähr vierzehn Tage auf ein Fahrzeug, das nach einem Punkte dieser Küste unter Segel gehe. Endlich erfuhr ich, daß die Guadalupe, eine kleine Goelette, nach Pichlin oder Pichilingue fahre, und zwar unter dem Kommando eines katalonischen Kapitäns, welcher auch der Eigenthümer sei. Ich suchte ihn auf, und nahm einen Platz an Bord.

Berge schöner, wohlschmeckender Zwiebeln von San Blas, Flaschenkürbisse und Bananen waren auf dem Verdecke der Goelette aufgeschichtet, und diese Haufen von Früchten und Gemüsen bildeten nebst meinem Koffer so ziemlich die ganze Ladung. Das Schiff wurde damit der Gnade und Ungnade der Winde und Wellen überlassen.

Die Mannschaft war nicht minder seltsam zusammengesetzt als die Ladung. Der katalonische Kapitän, Don Ramon Pauquinos, hatte unter sich einen französischen Matrosen, der von einem Walfischjäger entlaufen war, einen Mexikaner, welcher als erster Lieutenant zu figuriren versuchte, einen Canaca oder Indianer von den Sandwichinseln, einen Chinesen, der mit gleicher Abneigung aus der Küche an das Takelwerk und umgekehrt überging, und endlich zwei junge Apachen von vierzehn bis fünfzehn Jahren, welche als Knaben ihren Wildnissen entrissen waren, und als Schiffsjungen dienten. Der Kapitän ging umher, wenn er sich nicht mit seinen Leuten zankte, die er nicht immer zum Gehorsam brachte, rauchte oder musterte seine Zwiebeln und Kürbisse. Der Franzose behandelte mit der seiner Nation eigenen Anmaßung den Kapitän und seine Kameraden als Pariser, d. h. als Leute, die von der Schifffahrt so viel als gar nichts verstehen; er hatte sich die Handhabung des Steuers vorbehalten, bei dem er müßig zu sitzen pflegte, die Nacht dem Schlafe und den Tag dem Nichtsthun widmend. Der Mexikaner, der sich für einen Offizier hielt und faul in der Pirogue lag, klimperte fortwährend auf einer Mandoline, die er fast nie aus der Hand legte. Er schien sich sehr zu wundern, wenn ihm der Kapitän einen Befehl ertheilte, und sah es für unerträgliche Tyrannei an, wenn derselbe seine Autorität geltend machte. Der Chinese, der in der Küche und bei dem Takelwerke thätig sein sollte, that eigentlich gar nichts. An seiner Statt kochte der Indianer den Reis und die Bananen, welche nebst Cecina (in der Sonne gedörrtem Fleisch) ausschließlich unsere Nahrung ausmachten. Wenn aber der Kapitän befahl, ein Segel einzuziehen, versicherte der Chinese, er sei in der Küche beschäftigt, und vertrieb aus derselben den armen Indianer. Dieser, der eigentlich allein unter der ganzen Mannschaft arbeitete, wurde, wie das in solchen Fällen meist geschieht, am schlechtesten bezahlt. Die beiden jungen Apachen wetteiferten zum Zeitvertreib als ächte Wilde in der Handhabung des Messers. Sie kauerten gewöhnlich dicht vor einander, hielten eines ihrer nackten Beine vor, balancirten langsam ihre Messer zwischen dem Daumen und Zeigefinger, und ließen sie auf ein gegebenes Zeichen fallen, um damit den Fuß zu verwunden, der nicht schnell genug zurückgezogen wurde. Die ganz neue Fechtart gab Veranlassung zu tausend äußerst komischen aber selten glücklichen Paraden, und das Lieblingsspiel der Apachen befleckte zuletzt immer das Verdeck mit Blut.

Es waren bereits vierzehn Tage vergangen, seit wir die Anker gelichtet hatten, und wir glaubten noch immer weit von Pichilin entfernt zu sein. Das Wasser verdarb in den Fässern unter der glühenden Sonne; die Cecina war mir verhaßt und der Reis unerträglich geworden. Ich sehnte mich nach dem Ende unserer Fahrt, als eines Tages, während die Sonne in den fernen Nebeln des Horizontes zu verschwinden begann, der französische Matrose mir winkte.

„Da, sehen Sie einmal dort unten,“ sagte er, und wies mit dem Finger auf einen fernen, fast unbemerklichen Punkt. „Für Landratten, zu denen Sie auch gehören, ist jener schwarze Punkt vielleicht nur eine Wolke, die etwas niedriger hängt, als die andern; ich aber bin in diesem Meere bekannt, und weiß, daß es die Insel Cerralbo ist, welche die Insel Espiritu Santo verdeckt.“

„Und was ist von dieser Nähe zu halten?“ fragte ich verwundert.

„Was davon zu halten ist? daß wir über Pichlin-

gue, das an der äußersten Spitze von Californien liegt, wenigstens 60 St. weit hinaus sind. Da nun der Kapitän noch sechzig St. davon entfernt zu sein glaubt, so ist das ein Rechnungsfehler von hundert und zwanzig St. — gewiß wenig bei einer Fahrt von etwa der doppelten Ausdehnung.

„Wissen Sie das gewiß?"

„So gewiß," antwortete der Mann, „als ich gewiß weiß, daß ein englischer oder französischer Kapitän eines solchen Versehens wegen die Gelbsucht bekommen würde, der unsrige aber auch nicht mit den Wimpern zucken wird. — Kapitän," rief er fast gleichzeitig aus, „wir haben Land gerade vor uns."

„Ah!" entgegnete Don Ramon, indem er näher kam. „Es ist wahrhaftig so. Nun, desto besser. So kommen wir schneller an, als ich erwartet hatte."

Als er endlich seinen doppelten Irrthum gewahr wurde, wendete er sich an mich und sagte gutmüthig, ohne sich eben sehr zu verwundern: „es ist ein Glück, daß ich mich nicht um hundert Stunden geirrt habe, denn sonst müßte ich Sie noch länger beköstigen. Aber machen Sie sich keine Sorgen; wir ruhen auf Cerralbo aus und bringen Sie dann nach Pichlingue zurück."

Der französische Matrose warf mir einen ausdrucksvollen Blick zu. Er hatte vollkommen Recht. Die Sonne sank bereits, als die bezeichneten Inseln auch für andere als Seemannsaugen deutlich zu werden anfingen, und sie war dem Untergehen nahe, als wir am Eingange des Kanals ankamen, welcher die Insel Cerralbo von Espiritu Santo trennt. Es kann kaum einen traurigern Anblick geben, als diese beiden Inseln mit ihren steilen Ufern von schwarzen Felsen, an denen sich das Wasser bricht und in Schaum aufspritzt. Meist sind sie unbewohnt, und nur zwei Monate im Jahre halten sich Perlenfischer da auf, im Juni und Juli. Und wir standen zu Ende des erstern. Wir erkannten allmählig die Hütten, welche diese Abentheurer zeitweilig erbaut hatten, und die Fahrzeuge, welche in den Felsenbuchten angebunden lagen, als zwei Böte, jedes mit einem Mann, von denen das eine das andere zu verfolgen schien, von der Insel Cerralbo abstießen und nach der benachbarten Insel hinzusteuern schienen. Geschrei am Ufer verrieth, daß man am Lande lebhaften Antheil an diesem Vorfalle nahm. Die beiden Böte, die an Schnelligkeit mit einander wetteiferten, schienen auf der Meeresfläche, die in einiger Entfernung von den Felsen ganz glatt war, hinzufliegen. Der Verfolger kam indeß offenbar dem Fliehenden langsam näher. Unsere Mannschaft sah gespannt zu; der Canaca und der Chinese stiegen in das Takelwerk hinauf, um die Wettfahrer besser sehen zu können. Der Kapitän selbst nahm sein Fernrohr, und als er einige Minuten lang aufmerksam zugesehen hatte, wandte er sich zu mir und sagte:

„Er ist verloren."

„Wer?" fragte ich.

„Der Mann, welcher in dem Boote flieht."

„Warum glauben Sie das?"

„Weil Jose Juan ihn verfolgt."

Dieser Name erklärte mir nichts, ich hielt es aber nicht für gerathen, durch meine Fragen den Kapitän zu stören, den der Ausgang der Wettfahrt sehr zu interessiren schien. Die Goelette schwamm immer weiter, und da die Entfernung, welche uns von den beiden Böten trennte, immer geringer wurde, so konnte ich den Verlauf des Wettkampfes deutlicher beobachten. Der Fliehende schien offenbar eine kleine Bucht erreichen zu wollen, welche man unter den steilen Felsen an der Insel Espiritu Santo bemerkte. Es war die einzige Stelle, wo eine Landung möglich zu sein schien. Von dem Punkte aus, wo er sich befand, mußte er in gerader Linie auf diesen Zufluchtsort hinsteuern. Jose Juan schien anfangs diese Absicht nicht zu errathen, denn statt dieser geraden Linie zu folgen, vergrößerte er die Entfernung, welche ihn von seinem Gegner trennte, dadurch, daß er in den Kanal weiter hinausfuhr. Der Verfolgte sah ihm mit Besorgniß zu, und verdoppelte seine Anstrengung, aber er hatte wahrscheinlich mit einer starken Strömung zu kämpfen, denn sein Boot wich merklich von der geraden Linie ab. Das Fahrzeug Jose Juans dagegen richtete sich, nachdem es die Spitze des Winkels erreicht hatte, den es beschrieb, scheinbar leicht nach der Seite, so daß es die Bucht vor dem Fliehenden erreichen mußte.

„Der Mensch sollte sich doch fangen lassen," sagte der Kapitän, „statt sich nutzlos anzustrengen."

Der arme Teufel, von dem der Kapitän sprach, ruderte aus Muthlosigkeit oder Ermüdung wirklich nur noch kraftlos, und drehete sich von Zeit zu Zeit um, als wolle er sehen, wie fern sein Verfolger ihm noch sei. In dem Augenblicke, als ihm dieser, den jeder Ruderschlag näher brachte, zum Erreichen nahe war, schien er einen verzweifelten Entschluß zu fassen, legte die Ruder hin, stieg auf das Vordertheil des Bootes, und sah aufmerksam auf das Wasser.

„Er ist verrückt," rief der Kapitän aus, „oder die Furcht verwirrt ihn, wenn er sich in's Meer stürzen will, und so dem besten Taucher dieser Küsten zu entgehen hofft."

Gleichwohl war dies das einzige Rettungsmittel, das ihm blieb... die Nacht brach an, das Wasser färbte sich bereits dunkler; noch einige Minuten, und er entzog sich seinem Feinde im Schutze des Dunkels des Himmels und des Meeres, wenn der Beweggrund zu seiner Flucht so bedeutend war, daß er sich den Haifischen auszusetzen wagte, von denen es in allen Gewässern der heißen Zone wimmelt. Leider war keine Minute zu verlieren, denn mit einigen Ruderschlägen mußte Jose Juan das Boot des Gegners berühren. Dieser sprang kopfüber in das Meer, und die Fluth schloß sich über ihm. Nun kam die Reihe an Jose Juan, das Ruder hinzulegen und sich an den Vordertheil seiner Barke zu stellen. In der einen Hand hielt er eines der Netze, deren sich die Taucher bedienen, um die Muscheln zurückzubringen, die sie von den Felsen losmachen, in der andern einen ziemlich langen Strick. Nach kurzer Zö-

gerung ließ er das Netz fallen, behielt den Strick, und verschwand ebenfalls im Wasser, während die beiden der Strömung überlassenen Böte an einander stießen.

Kaum war eine Minute vergangen, als sich an der Oberfläche ein Kopf zeigte, der des Verfolgten. Er schwamm mit der ganzen Kraft der Verzweiflung nach Espiritu Santo zu, als er mit einemmal, als würde er von einem gewaltigen Wirbel erfaßt, untersank und verschwand. Ein leichter, weißer Schaum und kleine Wellen, die sich über der Stelle wie kochend bewegten, wo man ihn aus dem Gesichte verloren hatte, verriethen einen Kampf unter dem Wasser. Fand er zwischen Jose Juan und dem Gegner statt, oder wehrte sich der Unglückliche gegen eines der gierigen Ungethüme, bei deren bloßem Anblicke der Mensch schaudert, der sie in Sicherheit von dem Verdecke eines Schiffes aus betrachtet? Der Schaum wurde noch immer stärker, und färbte sich mit Blut. Dieser Anblick beunruhigte die Zuschauer. Endlich theilte sich das Wasser von neuem, und es erschien ein Kopf, dann ein zweiter; der erstere war der Jose Juans, der zweite der des Flüchtigen. Auch bemerkte man bald, daß der letztere sich nur durch die Bewegung der Beine an der Oberfläche erhielt, denn der Strick Jose Juans hatte ihm die Arme dreifach fest an den Leib geschnürt. Diese bewunderswürdige That, welche unter dem Wasser ausgeführt worden war, erregte sowohl am Ufer als auf dem Schiffe einen Beifallsdonner, in welchen sich der Ruf mischte: viva Jose Juan! que viva!

Die Nacht, die jetzt eintrat, entzog uns die weitere Entwickelung dieses ungewöhnlichen Vorfalles, aber wir hörten nach einigen Augenblicken klägliche Töne, die mit ironischem Lachen vermischt vom Ufer herüberdrangen, und das dumpfe Gemurmel eines Kampfes mehrerer Menschen mit einem Einzigen, worauf alles still wurde.

Als die Guadalupe eine halbe Kanonenschußweite von dem Ufer der Insel Cerralbo vor Anker gegangen, war die Ruhezeit für das Volk von Tauchern, Handelsleuten und Abentheuerern gekommen, deren Tage an Gefahren und Strapazen so reich sind. Der Mond war bereits aufgegangen, und beleuchtete mit seinem blassen Lichte den weichen Wellenschlag des Meeres. Lange Wogen brachen sich mit eintönigem Rauschen an der mit Perlenmuscheln bedeckten Küste, die man für völlig öde hätte halten können.

Die Inseln Cerralbo und Espiritu Santo sind zu jeder Zeit in dem Meerbusen von Californien durch ihre Perlenmuschelbänke und die große Anzahl jener Schildkröten berühmt gewesen, welche das Schildkrot liefern. Das Perlenlager wurde von einem spanischen Soldaten entdeckt, der nach einem abentheuerlichen Unternehmen ein Vermögen von mehr als hunderttausend Thaler besaß. Seit dieser Zeit lassen Pächter dieses Perlenmuschellager jährlich in den Monaten Juni und Juli ausbeuten. Die Perlenfischerei nimmt eine bedeutende Stelle in der Industrie und dem Handel Mejiko's ein. Ein glücklicher Zufall hatte mich an einen der Hauptschauplätze dieser Industrie geführt, und ich wollte ihn nicht ungenutzt vorübergehen lassen. Zweierlei namentlich interessirte mich hauptsächlich, zuerst der Zustand der Perlenindustrie selbst, dann wollte ich auch die Erklärung des seltsamen Vorfalls suchen, der mir bei der Ankunft vor Cerralbo begegnete, und dessen Held ein Perlenfischer, Jose Juan, war. Ich nahm mir vor, die Inseln nicht eher zu verlassen, bis meine Neugierde befriedigt sei.

Wenn man durch Zufall oder Nachforschung in Mejiko ein Gold- oder Silberlager findet, zeigt man die Existenz desselben dem Gouverneur des Staates an, welcher die Erlaubniß zur Ausbeutung gibt, wenn der Angeber weder ein Fremder, noch ein Soldat, noch ein Geistlicher ist, unter der Bedingung, daß die Abbauung binnen einem Jahre und einem Tage beginne, weil im Gegenfalle die Benutzung dem Staate zufällt. Fast eben solche Förmlichkeiten bestehen bei dem Auffinden von Perlenmuschelbänken.

Die Eigenthümer der „Bank,“ welche ausgebeutet werden soll, verlocken von den Indianerstämmen an der Küste Californiens und Sonoras so viele Buzos (Taucher) als sie brauchen. Diese Taucher erhalten, wie die Grubenarbeiter, weiter nichts, als einen gewissen Antheil von dem Ertrage. Sobald die Arbeiten begonnen haben, werden die Taucher unablässig beaufsichtigt, da es natürlich sehr leicht ist, eine Perle von großem Werthe zu unterschlagen. Diese Sorge liegt dem Capataz oder Vorsteher einer Abtheilung ob, der gewöhnlich ein Mann ist, dessen geistige oder körperliche Kraft seine Kameraden zur Achtung oder Furcht zwingt.

Die Taucher sind von ihren Familien begleitet, und in ihrem Gefolge erscheinen die Zauberinnen der verschiedenen Stämme. Diese Weiber, welche den Aberglauben der Indianer ausbeuten, haben die Haifische zu behexen, und deren Blutgier oder Wachsamkeit einzuschläfern. Die Rescatadores (Käufer) begeben sich ebenfalls zu dem Buceo (Fischplatze), um den Tauchern ihren Antheil am Ertrage, der ihnen in Perlen bezahlt wird, abzukaufen. An Spekulanten niedern Ranges fehlt es auch nicht, und sie eröffnen Tendajos (Wirthshäuser) oder Casas de partida (Spielhäuser). Da die Zeit der Perlenfischerei auch die des Schildkrötenfanges ist, welcher zahlreiche Flotillen nach Cerralbo und Espiritu Santo zieht, so sammelt sich plötzlich auf diesen, zehn Monate des Jahres öden, Inseln eine nomadische Bevölkerung von zwei- bis dreihundert Personen. Kaum sind die Fischer angekommen, so bessern sie die Hütten aus, die vom vorigen Jahre stehen geblieben sind, und bauen sich im Nothfalle neue.

Die Böte, welche für die Fischerei eingerichtet sind, enthalten die Ruderer und die Taucher. Die letzteren stürzen sich abwechselnd in das Wasser, d. h. der eine ruht aus, während der andere taucht. Ein Strick, an dessen Ende sich ein ziemlich großer Stein befindet, und den sie zwischen der großen und der zweiten Zehe halten, erleichtert ihnen das Tauchen. Das andere Ende, das im Boote befestigt ist, unterstützt ihr Heraufsteigen, wenn ihre Schwere durch die Last der Muscheln ver-

mehrt ist, die sie in einer Tiefe von zehn bis zwölf Klaftern von den Felsen losgebrochen haben. Diese Muscheln füllen ein Netz, das die Taucher wie eine Schürze vor sich tragen. Sie bleiben nicht selten drei bis vier Minuten unter dem Wasser, worauf sie erschöpft emporkommen, was sie indeß nicht hindert, an einem Morgen vierzig bis fünfzig Mal zu tauchen. Die besten Taucher sind im Allgemeinen die Hiaquis, Indianer, welche an den Ufern des gleichnamigen Flusses bei Guaymas wohnen. Sie verwendet man denn auch vorzugsweise. Obgleich die Haifische sich in großer Anzahl an diesen Fischplätzen wie an allen besuchten Orten dieser Gewässer einfinden, tauchen die Hiaquis doch in dieser fürchterlichen Nachbarschaft mit einer Kühnheit, bei der man schaudert, namentlich wenn man an die einzige Waffe denkt, die sie bei sich haben. Es ist dies ein Holzstück mit an beiden Seiten zugespitzten und im Feuer gehärteten Enden. Diese plumpe Waffe, die sie im Gürtel ihrer kurzen, ledernen Beinkleider tragen, heißt Estaca. Bekanntlich muß sich der Hai wegen der Bildung seines Unterkiefers umdrehen, wenn er seine Beute fassen will; diesen Augenblick benutzen die Taucher, um den Pfahl in den Rachen ihres Feindes zu stoßen, der dann die Kinnladen nicht wieder schließen kann. Eine einzige Art der Haifische, die Tintorera, trotzt dem Muthe der Hiaquis, und versetzt sie in die Angst, welche andere Menschen vor einem gewöhnlichen Hai empfinden.

Jeden Abend schüttet man die Muscheln, die von den Felsen abgerissen worden sind, am Ufer auf, bis sie sich durch die Fäulniß, welche die Sonne sehr bald entwickelt, öffnen. Dann schreitet man zum Waschen, das fast eben so geschieht, wie die Goldwäscherei, nämlich in großen hölzernen Trögen. Man wühlt gierig in der schrecklich fauligen Masse umher, welche giftige Dünste verbreitet, und sucht die Perlen heraus. Diejenigen, welche man so an der ganzen Küste Californiens, in der Mission La Paz, in Loreto fischt, zeichnen sich im Allgemeinen nicht durch die Weiße ihres Wassers und die Reinheit ihres Glanzes aus, wie die indischen; ihre Farbe ist meist bläulich; die größten haben sogar eine in's Violetschwarze spielende Schillerfarbe und eine Birnengestalt. Gleichwohl besitzen diese Perlen einen gewissen Werth, und werden zu Trauerschmuck verwendet. Auch gibt es in der ganzen mexikanischen Republik keine irgend wohlhabende Frau, die nicht ein Perlenhalsband von großem Werthe besäße, dessen Perlen sämmtlich von Californien kommen.

Ist die Fischerei beendigt, so steigt die gesammte nomadische Bevölkerung wieder in die Böte, welche sie hergebracht haben; die Indianer kehren in die Städte zurück, um ihre Arme zu anderer Arbeit zu verdingen, die Zauberinnen erzählen ihren Stämmen die Macht ihrer Kunst, die Rescatadores wandern von Haus zu Haus, um den Gewinn ihres Ankaufes zu verwirklichen, die Schenkwirthe und die Bankhalter suchen anderswo Geschäfte zu machen, die Schildkrotfänger überbringen denen, die sie mietheten, den Ertrag ihrer Arbeit, und die beiden Inseln werden bis zur nächsten Saison vollkommen öde. In dieser Zeit vollendet sich die geheimnißvolle Arbeit von neuem, welche die Perle bildet, und an den Ufern liegen Haufen von Perlmutterschalen. Im Anfange erhielten die europäischen Schiffe, welche sie als Balast mitnahmen, eine Prämie, jetzt aber sind sie ein Gegenstand der Spekulation geworden, da diese Schalen ja bekanntlich die Perlmutter liefern.

In der Zeit, als ich an den Inseln Cerralbo und Espiritu Santo ankam, wurde die Fischerei gerade mit dem größten Eifer betrieben. Gleich am nächsten Tage, als ich auf dem Verdecke der Guadalupe erschien, bot sich mir ein lebenvolles Schauspiel dar. Eine große Anzahl Böte mit Flaggen von verschiedener Farbe bedeckten die Meeresfläche, und bewegten sich entweder oder lagen still. Die ersteren trugen die Fischer, welche in das offene Meer hinausfuhren, um Schildkröten schlafend auf dem Meere zu überraschen, während ihre Gefährten an den abgelegensten Stellen der beiden Inseln Netze aufstellten, um sie zu fangen, wenn sie erschienen, um ihre Nahrung an dem Seegrase zu suchen. Zu den stillhaltenden Barken gehörten die Taucher. Von Minute zu Minute sah man sie unter dem Wasser verschwinden, und dann ermüdet wieder heraufkommen. Sie legten in ihre Fahrzeuge die Muscheln, welche sie von den Bänken hatten losreißen können, streckten sich selbst aus, um zu ruhen, bis ihre Kameraden erschienen, mit denen sie abwechselten, und tauchten dann von neuem in die Tiefe. Einige von ihnen stillten mit Seewasser das Blut, welches ihnen in Folge der zu lange fortgesetzten Zusammendrückung der Lungen aus den Ohren und der Nase floß.

Von Zeit zu Zeit erschienen auf den Gipfeln der Vorgebirge, welche die Rhede beherrschten, einige alte, häßliche, kaum bekleidete Frauen, — indianische Zauberinnen. Sie streckten ihre fleischlosen Arme nach den Wogen aus, und murmelten oder sangen geheimnißvolle Worte, um die blutgierigen Haifische einzuschläfern. Dieses so malerische Ganze, die Sprünge der Taucher, das fortwährende Geräusch des spritzenden Wassers, die Signalrufe, das Zureden, die Herausforderungen, die Töne vom Lande her, welche sich mit denen auf dem Meere mischten, die schauerlichen Gesänge der Zauberinnen, und von Zeit zu Zeit die Bewegungen der Haifische, die man erkannte, — alle diese so seltsamen und verschiedenartigen Auftritte gewährten für einen Europäer eines der merkwürdigsten Schauspiele. Während ich dasselbe mit dem lebendigsten Interesse betrachtete, trat der Kapitän zu mir, und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe:

„Wenn meine Leute nicht von ihren Anstrengungen ausruhen müßten, würde ich Ihnen ein Boot zur Verfügung stellen; aber Sie können auch eine der Barken anrufen, und man wird Sie für eine Kleinigkeit nach Cerralbo bringen. Ein Tag auf festem Lande thut nach einer langen Fahrt sehr wohl.“

Da ich ganz derselben Meinung war, so befolgte ich den Rath des Kapitäns, und stieg nach einigen

Augenblicken an Cerralbo an's Land. Der erste Anblick der Insel ist nicht eben angenehm. In einiger Entfernung vom Meere steht ein ganzes Dorf von Hütten, die aus Brettern, aus Ueberresten dienstuntauglicher Barken oder gescheiterter Schiffe, aus Bambus- und Palmenstämmen gebaut sind. An dem Strande bemerkte ich Haufen von Perlmutterschalen, welche von dem reichlichen Ertrage der letzten Fischerei zeugten; weiterhin wurden Muscheln, welche Fäulniß geöffnet hatte, in hölzerne Tröge geschüttet und sorgfältig ausgewaschen. So oft die Arbeiter eine etwas große Perle fanden, erhoben sie ein Jubelgeschrei. An andern Orten der Insel brieten unglückliche Schildkröten lebendig, unter entsetzlichen Leiden, in ihrem Schilde, welches das Feuer erweichte und von dem Körper ablösen half. Man besserte Barken und Netze aus, härtete Estacas oder schärfte Harpunen, kurz die Thätigkeit am Lande war eben so groß wie die auf dem Meere.

Obgleich die Stunde noch nicht geschlagen hatte, in welcher die Fischerei jeden Tag endiget, standen doch alle Taucher unbeweglich in den Böten, mit ausgestrecktem Halse, die Augen unverwandt auf einen Punkt im Meere nahe an der Bank gerichtet, welche sie bearbeiteten. Die alten Weiber, von welchen ich schon gesprochen habe, verdoppelten ihre Beschwörungen, und zwar mit lauter Stimme und in einer unbekannten Sprache. Mit einem Male erhoben die Fischer bei dem Anblicke der häßlichen Gestalt eines Haifisches, welcher große Kreise beschrieb, und dabei langsam tiefer in das Meer sank, ein lautes Geschrei, um wo möglich das Ungethüm zu erschrecken.

„Es ist eine Tintorera," sagte der Mejikaner zu mir, den ich unter den Zuschauern traf.

Damit war das Entsetzen erklärt, welches diese Haifischart den Unerschrockensten einflößt.

„Es ist eine Tintorera," wiederholte der Mejikaner, „und wenn jeder Andere als der Taucher, welchen Sie aus dem Wasser werden kommen sehen, sich in dieser Lage befände, würde er verloren sein; dieser aber macht sich so wenig daraus, wie aus einem Botete"*).

„Um Gottes Willen," rief ich aus; „es ist ein Unglücklicher unter dem Wasser, und Sie kennen ihn?"

„Allerdings; es ist Jose Juan."

Es war das zweite Mal seit dem vorigen Tage, daß man mir den Namen dieses Mannes in einer lakonischen Weise hinwarf, welche anzeigte, jede weitere Erklärung sei bei ihm nutzlos. Der Mejikaner hatte seine kurze Erklärung kaum gegeben, als man den Taucher wie einen Pfeil aus dem Wasser emporschießen und in sein Boot mittelst des Seiles sich schwingen sah, das daran befestigt war. Fast in demselben Augenblicke wurde dieses Seil von den Zähnen des Hai's wie ein Spinnwebefaden zerbissen; eine Sekunde Zögerung hätte dem Manne ein gleiches Schicksal gebracht. Jubelgeschrei, Vivas und Beifallsklatschen erhoben sich bei dem Erscheinen des Tauchers von allen Seiten. Dieser nahm sie wie eine verdiente, aber doch schmeichelhafte Huldigung hin, wenigstens sah er dem Rückzuge seines Gegners mit stolzverächtlichem Blicke nach.

Nicht die Furcht hatte Jose zur Flucht bewogen. Am Ufer stand unbeweglich, einer Ohnmacht nahe, eine junge, schöne Frau, und ein liebevoller Blick, den ihr Jose Juan zuwarf, erklärte mir deutlich, daß er ihr das Opfer gebracht habe. Der Mejikaner seufzte, und sagte bedauernd zu mir:

„Vor einem Jahre würden wir einen schönen Kampf zwischen ihm und dem Hai gesehen haben. Um dieselbe Zeit hat er eine Tintorera getödtet, um einen Freund zu retten; freilich war er damals noch nicht verheirathet. Seit er Ehemann, ist er verweichlicht. Soll ich Ihnen diese Geschichte erzählen? Sie ist sehr merkwürdig."

„Nein, ich danke Ihnen; lieber höre ich sie von ihm selbst, denn ich denke ihn diese Nacht um gastliche Aufnahme zu bitten."

Meine Unentschlossenheit war vorüber, die Hütte, welche einen solchen Mann barg, mußte in meinen Augen die schönste von allen sein. Ich fragte also Jose Juan, ob er mich für diese Nacht unter seinem Dache aufnehmen wolle. Die Hütte des kühnen Tauchers stand in ziemlich großer Entfernung von den andern, und fast am Ende der Insel Cerralbo. Sie lehnte sich an einen Felsen, in dessen Spalten Cactus und Aloe wuchsen, und dessen Gipfel in den zehn Monaten, in welchen die Insel verödet ist, Seevögel birgt. Von der Schwelle der Hütte aus überblickte man den Strand und das Meer; man konnte sogar die steilen Ufer von Espiritu Santo sehen, und das dumpfe Rauschen der Brandung dort hören. An diese wildschauerliche Stelle führte mich mein Gastfreund mit aller Artigkeit seiner Landsleute, ohne daß irgend etwas in seinem Benehmen die entsetzliche Gefahr verrieth, welcher er entgangen war.

Jose Juan war ein Mestize, der Sohn eines Indianers und einer Weißen; er hatte die Kupferfarbe seines Vaters geerbt, und der indianische Schnitt seines Gesichtes gewährte nichts Eigenthümliches. Er war von mittlerer Größe und hatte fast zierliche Hände, aber seine breiten Schultern, seine schmalen Hüften und seine sehnige Magerkeit verriethen eine große Körperkraft, auf welcher vielleicht seine Seelenstärke beruhte.

Als ich in der Hütte ankam, war die junge Frau, von welcher ich schon gesprochen habe, mit der Zubereitung unserer Mahlzeit, einer ächt indianischen, beschäftigt. Eine Schildkröte, der man das Bauchschild abgerissen hatte, briet auf Kohlen in ihrem Rückenschilde. Nach den Mahlzeiten des Kapitäns Don Ramon, und in Folge der Gewürze, mit welchen das Gericht reichlich versehen war, fand ich diese Kost vortrefflich. Eine Flasche Mescal von Tequila, für die ich gesorgt hatte, und die dem Jose Juan sehr zu munden schien, führte bald jene Traulichkeit herbei, welche die Annehmlichkeit einer guten Mahlzeit noch vermehrt. Die Flasche war von meinem Wirthe zur Hälfte geleert, und eine rauchende, mit Schildkrötenthran genährte Lampe verbrei-

*) Ein giftiger Fisch, der in der Luft aufschwillt und platzt.

tete ein ungleiches Licht. Die junge Frau Jose Juans saß gleich uns am Erdboden, aber in der ungezwungenen Stellung der Indianerinnen, und hörte unserem Gespräche zu. Von der offenen Thür aus sah man das Meer seine leuchtenden Wellen an den Strand wälzen; am Himmel funkelten die Sterne, die Zeit und die Oertlichkeit waren ganz für ergreifende Jagd- und Fischergeschichten geeignet, und ich entschloß mich rasch.

„Ich gestehe, Don Jose Juan, daß wenn irgend Jemand meine Neugierde gereizt hat, so sind Sie es, und zwar in unbeschreiblichem Grade."

Jose Juan sah mich verwundert an.

„Die beiden seltsamen Umstände, in denen ich Sie zuerst zu sehen das Vergnügen hatte, so wie das, was man mir von Ihnen erzählt hat, rechtfertigen gewiß diese Neugierde, und ich hoffe, daß ich Sie damit nicht beleidige."

„Sie meinen die Tintorera, welche mich beinahe gepackt hatte?" fragte der Mestize mit verächtlicher Miene, „das ist nichts Außerordentliches."

„Ich gebe Ihnen Recht; aber was hatte Ihnen der arme Teufel gethan, den Sie verfolgten und zurückbrachten?"

„Mir persönlich gar nichts; ich ging deßhalb auch ohne große Leidenschaft zu Werke," antwortete Jose Juan lachend. „Als Capataz mußte ich ihn nur zwingen, eine Perle von großem Werthe wieder von sich zu geben, die er verschluckt hatte, und die er bei seinen Freunden auf Espiritu Santo in aller Gemächlichkeit verdauen wollte."

„Es war aber keine leichte Aufgabe, ihn dazu zu zwingen."

„Ah," erwiederte mein Wirth, „die Arme waren ihm bereits gebunden, wie Sie vielleicht gesehen haben, und eine gute Dosis Thran brachte die Perle trotz seinem Geschrei sehr bald wieder in unsere Hände. Auch solche Dinge kommen häufig vor und sind nicht merkwürdig."

„Sie werden wenigstens gestehen, daß man sich nicht alle Tage so muthig, wie Sie, für Freunde in Gefahr begibt, und daß Ihnen Ihr Kampf mit einer Tintorera zur großen Ehre gereicht."

Bei diesen Worten überflog eine solche Todtenblässe das Gesicht der jungen Indianerin, daß ich in dem angedeuteten Vorfalle ein häusliches Drama ahnen mußte, an das sie meine Worte schmerzlich erinnert hatten. Das Gesicht Jose Juans blieb unverändert, er erwiederte aber den flehendlichen Blick, den ihm seine junge Frau zuwarf, mit einem Ausdruck unbarmherziger Härte, und schickte sie mit einer gebieterischen Geberde fort. Die junge Frau gehorchte mit jener Demuth, welche die Frauen ihres Volkes auszeichnet, und die fernste Thür der Hütte schloß sich hinter ihr.

Als sie sich entfernt hatte, trat ein Ausdruck wilden Stolzes in das Gesicht Jose's, das eben noch so starr und finster gewesen war.

„Ich weiß nicht," sagte er, „aber ich bin niemals geneigter zu vertraulicher Mittheilung gewesen, als eben jetzt."

Und er leerte wieder ein Glas des Mescal, dem ich die mittheilende Stimmung zuschrieb, welche sich Jose Juan nicht erklären konnte.

„Sie erzählten mir, daß Sie morgen wieder abreisten?" fragte er plötzlich.

„Morgen mit Tagesanbruch."

„So sollen Sie meine Geschichte erfahren," sagte Jose Juan, indem er aufstand und mir winkte, ihm zu folgen. Vor der Hütte draußen blickte er nach dem Himmel hinauf und setzte hinzu: „der Coromuel weht wie gewöhnlich, und morgen um zehn Uhr wird die Guadalupe weit hinweg sein."

Dann setzte er sich auf ein umgestürztes Boot vor der Thüre seiner Hütte und begann:

„Als die Fischerei im vorigen Jahre begann, traf ich überall mit einem Menschen zusammen. Er war ein Taucher wie ich. Er wollte auch, gleich mir, keinen Familiennamen haben, und nannte sich Rafael. Unter dem Wasser, am Waschtrog, überall begegneten wir einander. Das hatte uns zu guten Freunden gemacht, und ich achtete ihn sogar, weil er mit nicht gewöhnlicher Geschicklichkeit tauchte. Sein Muth stand übrigens seiner Geschicklichkeit nicht nach; um die Haifische kümmerte er sich gar nicht; er habe, sagte er, eine gewisse Art sie anzusehen, welche sie muthlos mache, kurz er war ein unerschrockener Taucher, ein trefflicher Arbeiter und dabei ein lustiger Gesellschafter.

Wir entzweiten uns aber bald, um ein Mädchen, dessen Gunst wir zugleich zu erringen strebten. Er schien der Bevorzugte, und es erwachte in mir ein glühender Haß gegen den Günstling des Schicksals. Eines Abends, als ich von Espiritu Santo, wo sie wohnte, herüberschwamm, war der Himmel von dunkeln Wolken bedeckt, das Meer aber nicht so dunkel, daß mir in den Wellen ein schwarzer Körper hätte entgehen können, der nach der Art, wie er sich bewegte, nur ein Mensch sein konnte. Ich nahm mir vor, den Schwimmer zu ermitteln, und damit er mich nicht sehe, schwamm ich unter dem Wasser nach ihm hin. Als ich berechnet hatte, daß wir an einander vorüber gekommen sein müßten, er auf, ich unter dem Wasser, kam ich an die Oberfläche empor. Das Blut, das mir in den Kopf gestiegen war, hatte mich so geblendet, daß ich im Dunkel nur phosphorescirenden Schein erkennen konnte, der sich auf dem Kamme der Wogen zu bilden anfing, und die Annäherung eines Gewitters verrieth. Ich schwamm indeß nach Espiritu Santo weiter, aber erst nach einigen Minuten sah ich den Kopf des Schwimmers wieder. Er arbeitete so gewaltig, daß ich ihm kaum zu folgen vermochte. Unter allen, die ich kannte, vermochte nur einer an Geschwindigkeit ziemlich sich mit mir zu messen. Ich verdoppelte meine Anstrengung, und kam ihm bald so nahe, daß ich zurückbleiben mußte. Kurz, ich sah ihn an einem Felsen an's Land steigen,



1849

44

und im Scheine eines Blitzes, der plötzlich das Meer und den Strand beleuchtete, erkannte ich Rafael.

„Einen Augenblick hatte ich die Absicht, ihn zu rufen und mich zu erkennen zu geben, aber in manchen Augenblicken des Lebens thut man nicht was man will. Ich ließ ihn gehen, und kaum hatte er den Felsen verlassen, als ich auf demselben stand. Von da aus konnte ich ihm leicht nachsehen. Er schlug den Weg ein, der mir selbst so wohl bekannt war, klopfte an der Thür der Hütte an, die ich so genau kannte, und trat hinein.

Ich lief an den Strand zurück; da lag ein Boot; ich band es los; die Wuth gab mir neue Kraft, ich fuhr über das Meer hinüber, holte aus meiner Hütte ein Messer, und kehrte von neuem auf die Insel Espiritu Santo zurück.

„Der Sturmwind begann sich zu erheben; die Wogen leuchteten im Dunkel der Nacht und spritzten in Feuerfunken in der Brandung empor; die gaviota klagte traurig auf dem Gipfel der Felsen, die Seehunde heulten in der Finsterniß, und von Zeit zu Zeit mischte die Seekuh ihre Klagetöne in die Seufzer des Windes. Mit einem Male vernahm ich ein anderes Geräusch, das aus der Tiefe des Meeres heraufzukommen schien. Ich lauschte, aber ein Windstoß trieb die verworrenen Stimmen der See von mir hinweg, und ich glaubte mich getäuscht zu haben, als jener Ruf nach einigen Sekunden deutlich zu meinen Ohren drang. Dießmal konnte ich mich nicht irren; es war ein Schrei der höchsten Angst, der Hülferuf eines Menschen in der fürchterlichsten Gefahr. Da die Stimme von Espiritu Santo her kam, so konnte ich leicht errathen, daß Rafael um Hülfe rief. Von tausend verschiedenen Gefühlen bestürmt, trat ich auf das Vordertheil des Bootes, um mich vollkommen zu überzeugen, daß ich mich nicht täusche, aber vergebens blickte ich auf dem Meere umher; die Nacht war zu dunkel, als daß ich etwas hätte erkennen können.

„Mit einem Male hörte ich von Neuem und ganz deutlich: „Ein Boot! Um Gottes Willen ein Boot!"

„Es war die Stimme Rafaels.

Jose Juan seufzte tief und fuhr dann fort:

„Wenn man auch einem Feinde den Tod geschworen, wenn man auch gerechte Ursache zum tödtlichen Hasse gegen ihn hat, und es dringt in einer finstern Nacht wie jene seine Stimme aus der Tiefe eines Meeres voll blutdürstiger Ungeheuer, diese Stimme ist überdieß die eines muthigen Mannes, der nur in der höchsten Angst zittern kann, so liegt in dieser entsetzlichen Todesangst eine geheimnißvolle Macht, welche das Herz ergreift. Ich schauderte unwillkührlich."

„Diese Rührung dauerte freilich nicht lange. Bald hörte ich das Wasser mit Gewalt schlagen und ich ruderte nach dieser Stelle hin; bald erkannte ich den weißen Schaum, der emporspritzte und Rafael inmitten des Funkenregens, der um ihn niederfiel. Merkwürdig war mir dabei, daß er seine Schwimmerkraft nicht aufbot, um zu meinem Fahrzeuge zu gelangen, sondern auf einer Stelle blieb. Bald errieth ich jedoch die Ursache seiner Unbeweglichkeit. In einiger Entfernung von ihm, etwa eine Klafter unter dem Wasser glänzte ein phosphorischer Schein. Dieser Schein kam langsam auf Rafael zu. Es war eine tintorera von der schönsten Art."

Ein Ruderschlag brachte mich ganz nahe an Rafael, er stieß einen Schrei aus als er mich erblickte, hatte aber nicht die Kraft, zu sprechen; die Angst und die Ermattung erstickten seine Stimme. Mit einer verzweifelten Anstrengung ergriff er mit beiden Händen den Rand des Bootes, aber seine erschöpften Arme konnten die Last seines Körpers nicht heben. Seine Augen blickten mich in seiner Seelenangst so ausdrucksvoll an, daß ich seine beiden Hände erfaßte und sie mit Gewalt auf den Rand des Fahrzeugs drückte. Die tintorera kam immer näher. Einen Augenblick, einen einzigen Augenblick blieben die Beine Rafael's unbeweglich; da stieß er einen entsetzlichen Schrei aus, seine Augen schlossen sich, seine Hände ließen los, und die obere Hälfte seines Körpers sank wieder in das Wasser; der Hai hatte ihn in der Mitte durchgebissen."

„Ohne daß Sie ihm beistehen konnten?"

„Hm!" entgegnete der Taucher, „es ist möglich, daß ich ihm den Beistand nicht geleistet habe, welchen er in einem solchen Falle von jedem Andern, außer mir, erwarten mußte."

„Ohne böse Absicht?"

„Nun," entgegnete der Mestize mit einer Stimme, die ich kaum vernahm, „ich glaube, ich hinderte ihn, in das Boot zu steigen."

„Und Sie haben nie Reue darüber empfunden?"

Der Taucher, welcher seit einigen Augenblicken sich eine Cigarre zusammengerollt hatte, schlug Feuer an, und in dem Lichte der Funken, die umherflogen, erkannte ich, wie sehr er sich über meine Frage verwunderte.

„Caramba! Der Alcade hatte kein Recht auf meine Person. Aber warten Sie nur," fuhr der Taucher fort, „ich bin mit meiner Geschichte noch nicht zu Ende. In dem Augenblicke, als Rafael mit dem Wasser verschwand, stürzte ich mich selbst hinein."

Nun war die Reihe an mir, ihn bei dieser unerwarteten Wendung der Erzählung erstaunt anzusehen. Jose Juan bemerkte es.

„Ich hatte hundert Gründe," sprach er weiter, „so zu handeln. Zuerst mißfiel mir der Hai, ob er mich gleich von einem verhaßten Nebenbuhler befreit, wegen der Rohheit, mit welcher er den armen Rafael zerstückt hatte. Er hatte dadurch die Ehre der Korporation der Taucher verletzt. Vergessen Sie nicht, daß ich einer ihrer capataz bin. Nachdem das Ungethüm einmal Menschenfleisch gekostet hatte, würde es uns später unfehlbar ferner angegriffen haben. Konnte endlich der Kriminalrichter oder Alcade Rechenschaft wegen meines Freundes von mir verlangen, wenn ich den Hai getödtet hatte? Sie können wohl die Lebensweise der Haifische nicht?"

Ich gestand aufrichtig meine Unkenntniß ein.

„Nun sehen Sie, nichts reizt ihre Gefräßigkeit so sehr, (ich spreche von der tintorera und nicht von dem gewöhnlichen Hai, vor dem sich Rafael, wie gesagt, gar nicht fürchtete) als eine solche Gewitternacht, wie die, in welcher ich meinen Nebenbuhler sterben sah. Es verbreitet sich da ein klebriger Stoff, der aus den Löchern an dem Rachen der tintoreras dringt, über ihre ganze Haut und macht sie leuchtend wie Feuerfliegen, besonders wenn es blitzt und donnert. An diesem Leuchten erkennt man sie in der Nacht, und je dunkler die Nacht ist, um so heller glänzen sie. Zum Glück sehen sie nicht, und ein stiller Schwimmer hat den Vorzug des Sehens vor diesen Ungethümen voraus. Dazu rechnen Sie, daß sie uns nicht anders fassen können, als indem sie sich auf den Rücken legen, und sie werden einsehen, daß ein muthiger Mann und guter Schwimmer einige Aussicht hat, sie zu besiegen.

„Ich tauchte, wie Sie sich denken können, nicht sehr tief, um den Athem nicht zu verlieren und auch um über, unter und um mich sehen zu können. Die Wogen donnerten über mir wie der Donner am Himmel, feurige Spitzen trieben umher wie der Staub im Sturmwinde, aber unter mir war Alles ruhig. In der Tiefe stieß eine schwarze Masse an mich — das, was von Rafael übrig war. . . Ich sollte ihm bis zuletzt überall begegnen.

„Ich dachte, das Thier, welches ich suchte, könne nicht weit von mir entfernt sein, und wirklich wurde ein Feuerstreifen immer größer und größer. Die tintorera und ich mußten uns in gleicher Tiefe befinden, aber der Hai stieg höher. . . Mir fing der Athem an auszugehen, und ich wollte dem Hai den Vortheil nicht lassen, über mir zu sein, denn in diesem Falle brauchte er sich nicht umzudrehen, um mir dasselbe Schicksal zu bereiten, wie Rafael. Ich dachte, um mein Vorhaben auszuführen, nur an die Zeit, die er brauchte, um dieß Manöver durchzumachen. Die tintorera schwamm so geschwind auf mich zu, daß ich einen Augenblick so nahe an ihr war, um in dem Phosphorglanze ihres Körpers die Haut zu erkennen, welche ihre Augen halb bedeckte und ihre bräunlichen Flossen an meinem Körper zu fühlen. Noch hingen Fleischstücke an ihrem Rachen und sie kaute dieselben, wie es schien, mit großem Behagen. Das Ungethüm warf mir einen matten Blick zu. Mein Kopf befand sich eben in gleicher Höhe

mit dem ihrigen. Ich athmete geräuschvoll ein, hob mich über den Hai empor und drehte mich um; es war die höchste Zeit. Der silberglänzende Bauch der tintorera blitzte einen Augenblick, und zugleich öffnete sie den Rachen, der wie eine Krempel von spitzen, dicht neben einanderstehenden Zähnen starrte. Mein Dolch, den ich für Rafael bestimmt hatte, bohrte sich in ihren Leib und riß, so weit mein Arm reichen konnte, eine tiefe blutige Furche. Die tödtlich verwundete tintorera machte einen furchtbaren Satz und schlug zweimal mit dem Schwanze auf das Wasser; zum Glück wurde ich davon nicht getroffen. Nur mußte ich mich eine Minute schütteln, denn es blendete mich ein Regen blutigen Schaumes, der mir in's Gesicht spritzte; als ich dann meinen Feind todt auf dem Wasser schwimmen sah, stieß ich einen Triumphschrei aus, den man troß dem Sturme auf beiden Inseln hörte.

„Der Morgen graute, als ich, erschöpft von den Anstrengungen, das Ufer erreichte. Die Fischer sahen nach ihren Netzen, und die Wellen trugen fast gleichzeitig mit mir die tintorera und die Ueberreste Rafaels an das Land. Niemand zweifelte daran, daß ich meinen Freund dem Schicksale habe entreißen wollen, dessen Opfer er geworden. Ich ließ die Leute meinen Muth und meine Freundschaft rühmen. Sie allein," setzte der Taucher hinzu, „kennen meine Geschichte und nach einigen Stunden werden Sie weiter reisen."

Der Taucher schwieg und schien in tiefes Nachdenken zu versinken. Nach einiger Zeit erinnerte er sich der Pflichten der Gastfreundschaft, und wir gingen wieder in die Hütte hinein. In dem entlegensten Gemache, wohin sich die junge Frau auf den Befehl ihres Mannes begeben hatte, brannten zwei Lichter allmälig nieder. In ihrem bleichen Scheine erkannte man ein grobgemaltes Bild, das die Seelen im Fegfeuer darstellte, zu deren Ehre und Erlösung die beiden Kerzen jeden Abend brannten. Die junge Frau saß auf der Erde, hatte den Kopf auf ein Bänkchen gestützt und war vor Müdigkeit eingeschlafen. Die langen Flechten ihres Haares fielen bis zu ihren Füßen herab. Nachdem der Mestize sie einige Augenblicke betrachtet hatte, rollte er eine chinesische Matte auf und breitete sie in dem Gemache am Eingange der Hütte aus; das war das prächtigste Bett, das dieser halbwilde Mann seinem Gaste bieten konnte. Das ganze Geräth des Hauses bestand in zwei ähnlichen Matten und einigen Rohrstühlen. Die Gastfreundschaft des Kapitän Don Ramon war übrigens nicht kostbarer; warum aber soll ich nicht gestehen, daß ich nach dieser blutigen Geschichte das Verdeck unserer kleinen Goelette dem Dache dieses Mannes vorgezogen hätte? Ich konnte kein Auge schließen, und der Tag brach an, als die Stimme Jose Juans rief:

„Der Coromuel weht noch immer, und die Guadalupe wird den Anker lichten."

Ich nahm Abschied von meinem Wirthe, um ohne Zögern an Bord zurückzukehren.

„Nun," rief mir der Kapitän zu, als er mich ankommen sah, „werden Sie sich nicht mehr wundern, wenn man von Jose Juan spricht! Was halten Sie von diesem Manne?"

„Er ist ein sehr aufopfernder Freund," antwortete ich.

Am nächsten Morgen warfen wir zu Pichilin Anker... Dießmal hatte sich der Kapitän nicht geirrt.

Systematische Eintheilung der Pflaumen und Zwetschen.

(Taf. 44.)

Dem Pflaumen- oder Zwetschenbaume, Prunus domestica, haben wir bereits im Jahrgange 1847 unsres Buch's der Welt auf S. 368 u. ff. eine größere Abhandlung gewidmet, und lassen hier nachstehend eine kurze Monographie der vorzüglichsten Spielarten und Sorten der köstlichen Frucht folgen, die unsern Lesern hoffentlich um so angenehmer sein wird, als es für den nicht zum Fruchtzüchter gebildeten Obstliebhaber ungemein schwierig ist, aus der Menge trefflichen Steinobstes, das unsre Gärten und Märkte füllt, die einzelnen Sorten und deren Namen herauszufinden.

Nach der Gestalt seiner Früchte scheidet man die Erzeugnisse des Pflaumenbaums in zwei Klassen: in Zwetschen (Zwetschgen, Zwetschken, oder Zwötschken), wenn sie länglich eiförmig, und Damascener oder eigentliche Pflaumen (Pfludern), wenn sie rundlich sind. — Die Ordnungen dieser Klassen werden nach den Sommertrieben bestimmt, und die Unterabtheilungen dieser Ordnungen nach den Farben der Früchte.

I. Klasse. — Zwetschen. — Früchte länglich eiförmig.

Erste Ordnung. — Eigentliche Zwetschen. — Mit kahlen Sommertrieben.

a. Mit blauen Früchten:

1. Gemeine Zwetsche (Hauszwetschge, Hauspflaume, Backpflaume; frz. Couetche); unsre allgemein bekannte blaue Zwetsche; die nützlichste aus allen; mittelgroß, sehr länglich, in der Mitte aufgeschwollen; Fleisch süß und angenehm; Haut violett, mit weißlichem Duft überzogen. Der Baum wird stark und groß, ist ungemein tragbar, und verdient deßhalb die allerhäufigste Anpflanzung.

2. Augustzwetsche; etwas kleiner als die vorige, ihr aber sonst in Allem gleich; sie reift gegen Ende August und ist zu jedem Gebrauch geeignet; der Baum ist äußerst tragbar, und besonders zur Anpflanzung in kälteren Gegenden geeignet.

3. Italienische Zwetsche; größer als die gemeine Zwetsche und dieselbe an lieblichem Geschmack übertreffend; schwarzblau; Frucht reift Mitte September. Baum groß und sehr tragbar.

4. Steinlose Pflaume (Prune sans noyaux); klein, etwas länglich; hat statt des Steins eine Haut mit einer Gallerte; Fleisch gelblich, saftig, nur mittelmäßig gut; reift Anfangs September, und wird blau. Wird bloß der Seltenheit wegen gezogen.

b. Mit rothen Früchten:

5. Rothe Eierpflaume (Marunke; Cyprische Pflaume); Frucht groß, fast einem Hühnerei gleich, mit einer vom Stiel herablaufenden, nicht sehr merklichen Furche; Fleisch hellgelb, fest, ziemlich saftig, von sehr angenehmem Geschmacke; reift im August und September, und ist dann roth mit hie und da durchschimmernden gelb, oft mit hellblauem Duft überzogen; Haut dick. Der Baum wird groß und trägt fast jährlich.

6. Rothe Diapre (Diaprée); hat die Größe der gemeinen Zwetsche, nur ist sie etwas dicker und runder, oben und in der Mitte gewöhnlich etwas breit gedrückt, und hat statt der Rinne eine kurze Linie. Das Fleisch ist etwas hart, graulich-gelb, hat einen Zuckersaft und sehr delikaten, süß weinsäuerlichen Geschmack;

sie reift Anfangs September und wird dunkelroth, gelb und braun punktirt. Der Baum wächst kräftig und trägt reichlich.

7. Blaue Eierpflaume (Aubert-grosse); sehr groß, eiförmig; Fleisch grünlich-gelb, sehr saftig, süß, von angenehmem Geschmack; Haut sehr sauer; reift gegen Ende August, und ist unter dem blauen Staube etwas rothbraun. Der Baum wird groß und recht tragbar.

c. Mit gelben Früchten:

8. Gelbe Eierpflaume; sehr groß, 3—4 Zoll lang, mit einer breiten, aber flachen, vom Stiele bis zum andern Ende laufenden Furche; Fleisch zart, sehr saftig, süß, von delikatem Geschmacke; reift im August und September und wird wachsgelb; Haut dünn, etwas zähe, leicht abzuziehen; unter derselben schimmern viele zarte, weiße, hie und da auch einige größere graue und braunrothe Punkte hervor. Der Baum wird groß, gedeiht in jeder Lage und jedem Boden und trägt fast jährlich reichlich.

9. Coe's Goldpflaume; Frucht sehr groß, gelb, hell violett punktirt; Fleisch sehr süß, saftig, von aromatischem Geschmack; reift gegen Ende September, hält sich 4 Wochen. Baum wächst kräftig, trägt reichlich und blüht früh.

10. Weiße Perdrigon; Frucht mittelmäßig groß, rundlich, etwas gedrückt, mit einer flachen Rinne; Fleisch etwas fest, grünlichgelb, fein, saftig, von delikatem Geschmacke; reift Ende August oder Anfang September; wird weißlichgelb, sehr bestäubt, und ist an der Sonnenseite karminroth getupft und punktirt. Die Früchte werden gedörrt und geben treffliche Prünellen. Der Baum wird groß und stark.

11. Katharinenpflaume (Ste. Cathérine); mittelmäßig groß, länglich, unten etwas spitzig; Fleisch gelb, saftig, von angenehmem Geschmack; zum frischen Genusse, wie zum Trocknen, vorzüglich; reift im September und Oktober, und wird unter dem weißen Staub fast goldgelb. Der Baum ist ungemein fruchtbar.

Zweite Ordnung. — Damascenerartige Zwetschen. — Mit weichhaarigen Sommertrieben.

a. Mit blauen Früchten:

12. Blaue Diapre (Violette Diapre); mittelmäßig groß, fast etwas herzförmig, mit einer Rinne; Fleisch fein, grünlich, hat einen Zuckersaft und sehr angenehmen Geschmack; reift in der letzten Hälfte des August; wird schön dunkel violett und stark bestäubt; gibt von der dünnen, leicht abziehbaren Haut befreit und ausgekernt, vortreffliche Prünellen. Baum trägt ungemein reich.

b. Mit rothen Früchten:

13. Dattelpflaume (Ungarische Zwetsche); Frucht groß, lang, gegen den Stiel dünn; Fleisch etwas fest, gelb, süß, von angenehmem Geschmacke; reift zu Ende des Juli, ist unter dem blauen Staube röthlich.

14. Kaiserpflaume (Impériale; Violette Kaiserin); groß, rundlich, mit einer starken Nath; Fleisch grünlichgelb, fein, hält sich lange fest ohne weich zu werden; hat einen sehr guten Geschmack; reift Ende August, und ist unter dem violetten Staub schwarzroth, mit goldenen Punkten besetzt. Der Baum wird sehr stark, ist dauerhaft und trägt fast jährlich zum Brechen.

c. Mit gelben Früchten:

15. Reizensteiner Zwetsche; Frucht hat Größe und Form der gemeinen Zwetsche, ist pomeranzengelb, an der Sonnenseite hellroth; das Fleisch ist gelb, zart, von eigenthümlichem, sehr süßem, aromatischem Geschmack; reift in der zweiten Hälfte des September. Baum wird groß und trägt reichlich.

d. Mit grünen Früchten:

16. Weiße indische Pflaume; Frucht länglich, 1¾ Zoll lang, 1 Zoll dick; Fleisch zart, sehr saftig, zuckersüß, von trefflichem Geschmack; reift Anfang September, ist grün, mit weißem Dufte überzogen. Baum wächst stark und trägt reichlich.

II. Klasse. — Damascener, — eigentliche Pflaumen. — Früchte rund.

Erste Ordnung. — Zwetschenartige Damascener. — Mit kahlen Sommertrieben.

a. Mit blauen Früchten:

17. Violette Damascenerpflaume (Damas); ansehnlich groß, eiförmig, unten abgerundet, mit einer Furche in der Länge; Fleisch goldgelb, saftig, von süßem, fast aprikosenähnlichem Geschmacke; reift im August, ist unter dem hellblauen Staube schwarzblau; gibt abgezogen und getrocknet gute Prünellen. Baum wird groß und stark.

18. Später Perdrigon; Frucht nur einen Zoll hoch und breit, kugelrund, dunkelblau, gelb punktirt und mit himmelblauem Duft überzogen; Fleisch delikat, zuckersüß; zum Trocknen vorzüglich geeignet; reift Mitte September und hält sich bis zum November. Baum trägt ein Jahr ums andere sehr reichlich.

b. Mit rothen Früchten:

19. Rothe Nektarine; Frucht 1¾ Zoll hoch und dick, rothbraun; Fleisch sehr saftig, von lieblichem Geschmack; reift in der ersten Hälfte des August. Verdient wegen ihrer Größe, Schönheit, Frühzeitigkeit und köstlichem Geschmack, so wie wegen der Tragbarkeit des Baumes, häufiger angepflanzt zu werden.

20. Rothe Perdrigon; Frucht groß, gegen den Stiel etwas verschmälert, unten dick und rund, mit einer starken Nath; Fleisch goldgelb, helldurchsichtig, mit weißen Adern durchzogen, sehr saftig, süß und wohlschmeckend; reift im August und September; wird schön roth, mit blauem Staube überzogen; gibt geschält, ausgekernt und getrocknet, herrliche Prünellen.

c. Mit gelben Früchten:

21. Gelbe Aprikosenpflaume (Abricotée), Frucht 1½ Zoll groß und fast so dick; Fleisch fest, etwas trocken, gelb, ablösig, von Muskatellergeschmack; reift im August und September, ist wachsgelb, mit weiß-

lichem Duft überzogen, an der Sonnenseite roth gefleckt.

22. Gelbe, muskirte Damascenerpflaume; Frucht nicht groß, rundlich, mit einer leichten Rinne; Fleisch zart, sehr saftig und wohlschmeckend; reift im August und wird dann fast goldgelb.

23. Weiße Diapre; Frucht 1½ Zoll hoch und 1 Zoll dick; nicht eingedrückt und ohne Rinne; Fleisch fest, hochgelb, hat einen Zuckersaft und sehr delikatem Geschmack; reift im September und wird gelblich- oder grünlichweiß, roth gefleckt. Der Baum wächst stark und trägt sehr reichlich.

24. Weiße Kaiserin; Frucht von mittlerer Größe, weißgelb, um den Stiel roth angelaufen und roth gefleckt; Fleisch sehr saftig, von einem süßen, feinen Geschmack; zeitigt im September; eignet sich besonders zum Trocknen.

d. Mit grünen Früchten:

25. Rothe Aprikosenpflaume; Frucht groß, rundlich, mit einer breiten, tiefen Furche; Fleisch fest, gelb, sehr saftig, von süßem, angenehmem Geschmack; reift im September und wird dann weißlichgrün, auf der Sonnenseite roth.

26. Große grüne Reineclaude (in Oesterreich Ringlott); groß, rund, tief gefurcht; Fleisch sehr schmelzend, hat vielen süßen Saft, und einem ganz eigenen delikaten Geschmack; reift im August oder Anfang September; hat eine feine, helle Haut, wird grün, auf der Sonnenseite etwas röthlich, und zuweilen auch etwas grau gefleckt. Gibt getrocknet ganz vorzüglich schöne Prünellen.

27. Kleine Reineclaude; der vorigen ähnlich, nur bedeutend kleiner; hat gelbes, trockenes Fleisch, ist nicht ganz so gut und wird etwas später reif.

e. Mit bunten Früchten:

28. Bunte Perdrigon; Frucht hellroth, an der Schattenseite weißlichgrün, gelb punktirt; Fleisch sehr saftig, von süßem, angenehmem Geschmack; reift in der zweiten Hälfte des August; Baum wird groß, und trägt jährlich und reichlich.

Zweite Ordnung. — Wahre oder eigentliche Damascenen. — Mit weichhaarigen Sommertrieben.

a. Mit blauen Früchten:

29. Frühe Herrnpflaume (Herzogspflaume; Prune de Monsieur); groß, fast rund, oben etwas eingedrückt, mit einer kleinen, nicht tiefen Furche; Fleisch fein, süß, saftig, ungemein aromatisch; reift im Juli und August; ist dunkelviolett und stark bestäubt.

30. Normänische Perdrigon; von der Größe der vorigen, dunkelblau, und von süßem, sehr angenehmem Geschmack; zeitigt Mitte September. Baum treibt stark und trägt reichlich.

31. Königspflaume (Royale); groß, rund, mit einer starken Rinne; Stiel sehr vertieft; Fleisch hell, gelblichgrün, sehr saftig, von delikatem, süßsäuerlichem Geschmack; reift im August, und ist violettschwarz, stark goldgelb punktirt.

b. Mit rothen Früchten:

32. Myrobalane; mittelmäßig groß, rund, etwas platt gedrückt; Fleisch gelb, süß, sehr saftig, schmackhaft; reift im August und wird dunkelroth, mit blauem Staube, und fein goldgelb punktirt.

33. Blaue Reineclaude; so groß wie die große Grüne (26), von rothblauer Farbe, oft fast schwarz; Fleisch durchsichtig, gelblichweiß, saftig und zart, süß und angenehm; reift im Anfang des September und eignet sich gut zum Trocknen.

c. Mit gelben Früchten:

35. Goldpflaume (Doppelte Mirabelle, Drap d'or); diese köstliche Pflaume, von welcher unsre Tafel eine Abbildung zeigt, ist mittelmäßig groß, eiförmig; das Fleisch derselben glänzend gelb, saftig, süß, sehr schmackhaft und ungemein aromatisch; sie zeitigt im August, und ist unter dem weißgelblichen Staube hochgelb; die Haut, welche sich abziehen läßt, ist hochgelb, roth punktirt. Zum Trocknen ist diese Pflaume sehr geeignet, und läßt sich meist durch den Stein ächt fortpflanzen.

36. Gelbe Mirabelle; der vorigen fast ganz ähnlich, nur viel kleiner, länglichrund, schön gelb, roth punktirt, und von lieblichem, zuckersüßen Geschmack; sie reift Ende August und ist sowohl zum frischen Genusse als zum Trocknen vortrefflich.

37. Washingtonspflaume, Frucht groß, meist 1¾ Zoll hoch und dick, vom Geschmack der Goldpflaume (35); sie zeitigt in der ersten Hälfte des September, sieht erst grün, dann gelblich, ist mit einem weißen Dufte bedeckt, und erhält zuletzt eine leichte, schwache Rosenröthe. Der Baum wächst stark, und trägt die Früchte klumpenweise. 1

Die Albanesen.

Die Albanesen, die Bewohner Albaniens, welche sich selbst nach ihrem Geschlechtsnamen Schypetars nennen, stammen aus dem Kaukasus, bilden gegenwärtig mehr als den dritten Theil der Bevölkerung Griechenlands, und wanderten schon sehr frühzeitig in Macedonien ein. Die Schypetars, die bald nach Jasons Unternehmung auf Colchis nach Westen vordrangen, legten Niederlassungen im Hintergrunde des adriatischen Meeres an, bauten sich an den Küsten des macedonischen Illyriens Wohnstätten und bevölkerten bald das ausgedehnte gebirgige Land Albanien, nach dessen Namen sie später von den Europäern benannt wurden, während die Türken sie als Arnauten, die Griechen als Arvaniten bezeichnen. Mit den Illyriern vermischt, waren sie bald Unterthanen, bald Feinde der Könige von Macedonien, je nachdem das Glück oder die Zeiten sich änderten, und blieben Jahrhunderte lang gleichsam vergessen, bis Thucydides bei Erwähnung der Unternehmung des Königs der Thracier gegen Perdiccas ihr Andenken erneuerte und ihren Versammlungsort zu Doberos nannte, wo sie sich organisirten, um von ihren Gebirgen herab über das transepische Macedonien herzufallen. An diesem Zuge allein erkannte man das vergessene Dasein der Schypetars, die uns Ptolomäus im zweiten Jahrhunderte bereits unter dem Namen Albanesen am Ufer des

Scombi (jetzt Tobi) als Bewohner der Stadt Albanopolis (Elbassan) zeigt, wo ihre Nachkommen sich noch bis auf den heutigen Tag aufhalten. Als Schypetars oder Scheteschips bilden die Albanesen vier Familien, die einerlei Ursprung haben, nämlich: die Gueguen und Mirditen, die Toriden, die Japper und die Schamiden, und unterscheiden sich nach Zungen, welche die Guegaria, die Toskaria, die Japuria und die Schamuria heißen; diese sind die vier großen Stämme.

Die erste Zunge oder die Guegaria erstreckt sich von Budua, der Grenze von Cataro, und Montenegro her bis an die Herzogewina, und gegen Süden bis an die Linie des Drin. Da finden sich in dem Küstentheile des adriatischen Meeres, Kraina genannt: Antivari, von den asiatischen Antibarriern gegründet; Dulcigno, das seinen Ursprung einer Kolonie von Colchos verdankt; die Zogs, die ihren Namen dem Landessee gegeben haben; die Murden und die Schiscangs in der Nähe des Sees Labeatis; und wenn man östlich von diesem Kanton hinaufgeht, so kommt man in die Ländereien des Zadrima, wo Scutari der Hauptort ist, und findet in diesem die Bardi, die Kutschioti, die Lesporoschen, die Musselims, die Drivasten, welche ein Hause rascischer Räuber sind, und die Gruemirs. — Gegen Osten und Norden von dem Zadrima, zwischen der Boliana und dem Zem, der in den See Labeatis fällt, leben die Pulati, die Schoti, bei denen man die Völkerschaften der Mognlen, der Castrati, der Bogns, der Siwans oder Soans findet, und weiter nach Westen hin die Pascoli, die von den Türken Kolbans oder Hirten genannt werden. Zwischen den Flüssen Moraca und Tara, welche, mit dem Limi vereinigt, den Lauf des Zem bilden, wohnen die Scodrans, die Panani oder Pannonier, und diese stoßen an die wilden Bergbewohner, die Colascinier, deren Banden oft Bosnien und die Herzogewina verheeren. Die Wasserscheide zwischen den Flüssen, die dem See Zenta zuströmen, und den Zuflüssen des Drin, bewohnen die Clementiner. — Dieß sind die vorzüglichsten Völkerschaften der Guegaria.

Die zweite Abtheilung der guegischen Zunge begreift die Mirditen oder Braven, welche die große Mehrheit der Einwohner des Paschaliks von Croia ausmachen. Unter Scanderbeg haben sie oft den Sultan Amnrath und die Mohamedaner geschlagen. Das Land der Mirdiden, von welchem Oroß der Hauptort und die Residenz ihres Prink oder Fürsten ist (denn sie sind unabhängig), begreift die Zuflüsse und das rechte Ufer des Matis oder Matia. In den Thälern desselben wohnen die Völkerschaften der Latschi oder Lazen, einer mingrelischen Nation, der Sumagnis und der Greschis, welches gleichbedeutend mit den Griecks, einer Völkerschaft des Tanais ist, welche die letzten Familien der Gueguen nach dem See Lychnidus hin sind.

Südlich von der Guegaria, am Abhange der Berge, welche ihre Gewässer nach dem adriatischen Meere hinschicken, fängt auf dem rechten Ufer des Genussus die Toskaria an, welche die zweite Zunge Albaniens bildet. Berat, von den Türken Arnaut Baligrad genannt, ist der Hauptort der Toskaria, welche das Musasche oder Neu-Epirus begreift. — Die Japuria, die dritte Zunge, enthält die Sandschaks von Berat und Delvino, und die Schamuria oder die Zunge der Schamiks oder Schamiden begreift bloß die Massakier, die Aidoniten, die Bewohner der Ufer des Acheron, die Sulioten und die Parganer. — Die Bewohner der Ebene nahmen auf des Siegers Bajazets Geheiß die mahomedanische Religion an, allein die Mirditen boten dem Sturme Trotz und blieben Christen. Die Orthodoxen, welche die Gebirge gewinnen konnten, zogen sich nach den Kantons von Chimera, Suli und Parga hin, und diejenigen, welche die Felsen nicht schützen konnten, gingen nach dem Peloponnes. Da sie aber von den Türken gedrängt und verfolgt wurden, so gewannen Einige das geranische Gebirge, und Andere mußten eine Zuflucht auf den Inseln Hydra, Spezzia, Poros und Salamia suchen, wo wir jetzt noch ihre blühenden Kolonien sehen. Die Schypetars, welche, durch Gewalt getrieben, Mahomedaner geworden waren, gewöhnten sich bald an eine Religion, welche den menschlichen Leidenschaften günstig ist, und von Bajazets Zeiten an nahmen sie Dienste unter den Janitscharen, nahmen als Nation Theil an allen Kämpfen des Reichs, und sind als freiwillige Truppen in allen Paschaliks des türkischen Reiches.

Die Gueguen werden als die wildesten Bewohner Albaniens betrachtet und zeichnen sich durch einen athletischen Körperbau, schwarze Augen, eine regelmäßige Nase, einen dicken Bart, durch Stärke und Gesundheit aus. Von der Sonne verbrannt, und durch ihr Hirten- und Kriegerleben genöthigt, immer in freier Luft zu leben, haben sie das schwarzbraune Ansehen der Griechen, unterscheiden sich aber von diesen durch die Festigkeit des Fleisches und durch die Entwicklung ihre Muskelkraft; sie sind von mittler Statur und nur selten über $5^1/_2$ Fuß groß. Ihre rothe Tracht, ihre Waffen, ihre dicken Knebelbärte und ihre behaarte Brust erhöhen das Ansehen ihrer körperlichen Kraft.

Die Mirditen und die Stämme der katholischen Christen, welche in den Thälern und mitten in den Gebirgen an den beiden Drins zerstreut leben, haben keine so stark ausgeprägten Formen, obschon sie auch stark sind, sehen aber edler und gewandter aus und haben in ihren Gesichtszügen etwas Strenges und Melancholisches. Sie sind zwar unterwürfig, aber doch keine Sklaven, sind ebenso treue Unterthanen als unerschrockene Krieger, und dulden weder die Verachtung noch die Mißhandlungen der Tyrannei. Ihre Tracht gleicht dem Anzug der französischen Ritter in den Zeiten der Kreuzzüge.

Die Toriden gewähren keinen so wilden Anblick als die Völkerschaften der Guegaria. Der Gewalt unmittelbar unterworfen, weniger frei, aber reich, hat ihr Wohlstand vortheilhaft die Naturgeschenke des georgischen Blutes verändert, das in ihren Adern fließt. Sie sind groß und gewandt, von schlankem Körperbau, haben einen leichten Gang, regelmäßige Züge und ein feines, ja süßliches Ansehen. Blaue Augen, eine kleine Stirn, dunkelrothes Haar, eine römische Nase ohne Bogen, ein dünner Hals und ein sanguinisches Temperament machen den Hauptzug ihres physischen Charakters aus, und unter den Albanesen sind sie die schönste Völkerschaft. Ihr Anzug ist die alte Heldentracht, und man könnte sie für Krieger des Achilles oder Pyrrhus halten.

Die Japier bewohnen die steilen akroceranischen Gebirge und die gefährlichen Ufer dieses Theils der adriatischen Küste. Alle ihre Züge verrathen Wildheit, und unter ihnen bildet der Stamm der Sifypher, der Auswurf der Albanesen, der nur vom Verheeren lebt, eine abgesonderte Klasse. Klein, mager, verbuttet, häßlich und im höchsten Grade unreinlich, kann man von ihnen mit noch größerem Rechte, als von den Dardaniern, sagen, daß sie nur dreimal in ihrem Leben, bei ihrer Geburt, den Tag vor ihrer Verheirathung und bei dem Tode gewaschen werden. Sie sind selten über 5 Fuß hoch; von Kindheit an sehen sie wie ihre glatten Felsen aus; ihr Blick ist düster, ihre Stimme scharf und schneidend, und ihre Bewegungen sind schnell und zuckend. Sie legen sich bloß auf Raub, ziehen, ächten Räubern gleich, nur des Nachts auf Beute aus, und obwohl ihr Anzug hinsichtlich des Schnitts jenem der Toriden gleicht, ist er, jener Ausflüge wegen, doch immer nur von dunklen Farben. Jeden Schmutz sehen sie als ein Zeichen der Tapferkeit an, und in Parteikriegen zeichnen sie sich mehr durch ihre Geschicklichkeit aus, dem Feinde Schaden zuzufügen, als durch ihren Muth. Nach ihnen kommen die Chimarioten, die weniger barbarisch sind und am Port-Panormo leben, die Argyro-Castioten, die einen schneeweißen Anzug tragen, und die durch ihre Tapferkeit und ihr Unglück berühmten Cardioten. — Unter einem sanfteren Himmelsstriche erlangt die Schönheit wieder die Oberhand. Am Strande des jonischen Meeres, mitten in den herrlichen Gegenden Thesprotiens, in den immergrünen Wäldern, welche der Thyamis auf seinem gekrümmten Laufe bespült, leben die Schamis. Einst glücklich im Schooße der Gesetzlosigkeit, dem Handel ergeben, brav in ihren politischen Stürmen und in der Bildung fortschreitend, erkannte man sie an ihren blonden oder kastanienbraunen Haaren, an der Lebhaftigkeit ihrer Gesichtszüge, ihren sanften Augen und an der Zartheit ihrer Haut. Ihre schönen und reinlichen Wohnungen, ihre auf romantisch gelegenen platten Erhöhungen zerstreut stehenden Dörfer gewährten mitten unter einem bewaffneten Volke das Bild eines patriarchalischen

Lebens. Frei, ohne Gesetze, keinen Abgaben unterworfen, erkannten sie nur Gott, zu dem sie in der Kirche und in der Moschee beteten, als ihren Herrn an, und da sie mehr erbauten, als sie brauchten, lebten sie in einem gewissen beneidenswerthen Zustande. Die wiederholt unter ihnen wüthende Pest und Ali Pascha's Schwert haben den Stamm der Schamiten heruntergebracht, und in seinen Ueberbleibseln wird man schwerlich mehr das von allen Reisenden so gepriesene Volk mehr erkennen.

Die Frauen, die bei allen Morgenländern nur als untergeordnete Geschöpfe betrachtet werden, werden bei den Schypetars nach dem Charakter der verschiedenen Horden verschieden behandelt. Bei den Albanesen an den Ufern des Drin verrathen ihr stolzer Blick und Gang, daß sie die Gefährtinnen und Mütter der an Mühseligkeiten und Gefahren gewöhnten Männer sind. Auf ihren Reisen und Zügen haben sie Pistolen in den Gürteln und werden von großen Hunden begleitet. In Gefechten sieht man sie, wenn der Heerd bedroht ist, unter den Männern streiten, und hört sie diese zum Kampf ermuntern. — Die Toxidinnen, die bescheiden und zurückhaltend sind, machen die Zierde der türkischen Harems aus. In dem Musaché und in den Thälern des Tomoros sind sie sehr schön. Große, blaue, feurige Augen, blonde oder kastanienbraune lockige Haare, eine zarte Nase und ein lieblicher Mund sind den Frauen der Toskaria eigen. — Die Weiber der barbarischen Japyer in den akrokeraunischen Gebirgen sind Sklavinnen, zur Arbeit verdammt, dumm, herabgewürdigt, von der Sonne verbrannt, und besitzen nichts Anmuthiges. Ihre Gesichtsbildung ist beinahe häßlich, besonders bei den Arberis oder Avaren, die an den Golf von Vallone grenzen. Eine schwarze ölige Haut und rauhe straffe Haare machen sie beinahe zu eckelhaften Gegenständen. Gefährtinnen der Dardanier, leben sie mit ihnen im gemeinschaftlichen Elende, kennen bloß gemeine bäuerliche Erholungen, und zum Vergnügen das Schwimmen, worin sie es mit den unerschrockensten Seemännern aufnehmen können. — Die thesprotischen Schamiden haben den griechischen Gesichtswinkel, große schwarze Augen und lange kastanienbraune Haare; ihre zarte, obschon etwas braune Haut, ein schöner runder Hals, eine üppige Haltung, und der nette und zarte Fuß der Albaneserinnen sind die allgemeinen Charakterzüge ihrer Schönheit, die man ebenfalls bei den Pargarotinnen, aber nicht mehr bei den Suliotinnen sieht, welche, wie die Akroceraunerinnen, die härtesten Feldarbeiten verrichten müssen. Die albanesischen Frauen des Tomoros und Thesprotiens haben allein ihre Schönheit beibehalten, nur ist auch diese nicht andauernd, denn im zwölften Jahre schon verheirathet, werden sie vor der Zeit Mütter, und schon im fünfundzwanzigsten sind sie mit Runzeln bedeckt.

Das Leben im Freien hat den Albanesen eine besonders kräftige Organisation gegeben, und die Schypetars sind insgesammt an hartes Leben gewöhnt. Der Schypetar des macedonischen Illyriens und von Epirus, den man bisweilen als Räuber behandelt, ist unerschrocken und liebt seine Gebirge. Von Jugend auf an eine herumschweifende Lebensart gewöhnt, ein Feind der Ordnung und des Gehorsams, scheint er bloß zum Verzehren und zum Zerstören geboren zu sein. Die herumziehende und ungemischte Lebensweise der Gebirgsvölker, die sie mit den Bedürfnissen in Kampf brachte, und bald Jäger, bald nach den Umständen Räuber oder Krieger aus ihnen machte, trug nicht wenig dazu bei, ihren Charakter zu verschlechtern. Immer bereit, die Partei zu wechseln, und nach ihrem Interesse einem Herrn zu dienen oder zu verrathen, ist die Gesetzlosigkeit, in der sie leben, und ihr Mangel an Einheit, außer in dem Falle, wo Heerd oder Altar von einem fremden Feinde bedroht werden, die Hauptursache, die ihrer Civilisation entgegensteht. Jeder freie Kanton ihres ausgedehnten Landes besteht aus unabhängigen Dörfern, und diese Dörfer aus Phares oder Parteien, welche freiwillig den Befehlen eines oder mehrerer Häuptlinge gehorchen, die jeder von ihnen sich wählt. Eine Phara begreift eine oder mehrere Familien, und nach dieser Einrichtung sind die zahlreichsten oder die reichsten Familien auch die mächtigsten. Der Haß und das Mißtrauen, was Alle beseelt, bringt übrigens einen fortwährenden Kriegszustand unter den Schypetars hervor, und daher haben die Flecken und Dörfer in ihrer Bauart eine ganz besondere Gestalt. Jedes Haus ist mit Zinnen oder auch mit Schießscharten versehen, die hinter einem äußern Anwurfe versteckt sind, und steht jederzeit einzeln, außerhalb der Schußweite jeder andern Wohnung. Die Familien einer und derselben Partei oder eines gemeinschaftlichen Stammes entfernen sich wie Nebenzweige von dem Haupte, von welchem sie abstammen, und bilden stufenweise Quartiere um eine Anhöhe her oder auf einer steilen, flachen Erhöhung, so daß sie einander beistehen können, dabei aber auch zugleich von den Angriffen ihrer eigenen Stammesgenossen gesichert sind. Ganze Phares leben oft in unversöhnlicher Feindschaft mit einander, und man geht nur des Nachts und heimlich auf gewissen Straßen. Jede Umgrenzung hat ihre Brunnen, ihre Cisternen, ihre Oefen und ihren besondern Markt, man besucht aber oft weder die Kirche, noch die Moschee, um nur nicht mit einem Feinde zusammenzutreffen. Dieser unselige Zustand ist übrigens nur eine Eigenthümlichkeit der Städte; der Ackerbau und das Weiden des Viehs gestatten nur selten Zwietracht. Außerhalb der Flecken und Dörfer lebt jede Familie in Frieden und verrichtet ihre Geschäfte, denn man schlägt sich nur in der Heimath. Bricht zwischen zwei Häusern einer und derselben Phara, oder zwischen einem Quartier und dem andern ein Krieg aus, so nimmt Niemand als die Betheiligten daran Antheil. Allein wenn ein Dorf oder eine Stadt mit einer andern Stadt oder einem Flecken Krieg führt, so wird die Sache ernsthafter: man versammelt sich, man berathschlagt, die Privatzwietracht schweigt, und will man gegen eine ganze Einwohnerschaft ausziehen, so benachrichtigt man einander davon, was aber nicht durch einen besondern Herold geschieht, sondern durch einen Wanderer oder Mauleseltreiber, durch welchen man den Feind wissen läßt, daß man zu der und der Zeit angreifen werde. Die Ursachen eines Krieges sind oft nur unbedeutend, und der Grund eines solchen ist meist die Entführung eines Frauenzimmers, der Raub einiger Ziegen, häufig aber auch die Beeinträchtigung der Grenzen. Bei solchen Dorf- oder Städtekriegen sieht man an der Spitze der Kolonnen keine Fahnen wehen, denn es ist nur eine bürgerliche Streitigkeit, die man unter Brüdern ausmachen will; die Standarte wird bloß gegen einen äußeren Feind aufgepflanzt. Ohne Ordnung zu beobachten und Taktik zu befolgen, bricht man nach vielen Plänkeleien plötzlich hervor und erhebt ein furchtbares Geschrei, um den Feind in Schrecken zu setzen. Bleibt dieser in seiner Linie, so fordert man ihn durch beleidigende Gesänge oder durch unanständige Stellungen heraus, droht ihm seine Dörfer zu verbrennen, und seine Weiber und Kinder als Sklaven fortzuführen, und die erbitterten Gemüther geben alsdann nicht selten Veranlassung zu einem allgemeinen Gefechte. Wenn zehn Mann von beiden Seiten getödtet worden sind, so sieht man dieß als eine Schlacht an, von welcher man zwanzig Stunden in der Runde spricht. Nach einem solchen Kampfe schließt man Waffenstillstand, um die Todten zu begraben und ihnen Grabmäler von festem Mauerwerke mit pomphaften Aufschriften zu errichten. Hat man durch Ueberfall oder nach langen Anstrengungen dem Feind ein Dorf genommen, so muß stets Blut fließen, die abgehauenen Köpfe werden mitgenommen, die Einwohner als Sklaven hinweggeführt, und die Häuser werden ausgeplündert und dann niedergebrannt. Nach langen Blockirungen, wenn von der siegenden Partei die Heerden genommen worden sind, oder in den Familien Hungersnoth sich einstellt, denkt man ans Unterhandeln; da aber der Albanese zu stolz ist, sich vor irgend Jemand zu demüthigen, überläßt er die Sorge für das öffentliche Wohl der Vermittlung der Weiber. Die angesehensten Albaneserinnen erhalten den Auftrag, eine Annäherung zu bewirken, und die schöne Hälfte des Menschengeschlechts ist bei diesen Halbwilden zur Besänftigung der Leidenschaften bestimmt. Als Friedensgesandtinnen gehen die Albaneserinnen ohne Gefahr und Besorgniß durch die kriegführenden Horden, und man hat kein Beispiel, daß ihnen irgend etwas zu Leide gethan worden wäre. Durch ihre Thränen erweichen sie die rauhen Herzen, beklagen das gemeinschaftliche Elend ihrer Familien, und seufzen über das Loos derer, die umgekommen sind, und die fast lauter Brüder oder Anverwandte waren; denn die Bande der Verwandtschaft erstrecken sich unter den Schypetars sehr weit. Endlich versteht man sich; der Haß schweigt, und die Streitigkeiten werden zwar nicht beigelegt, aber doch aufgeschoben, denn die Schypetars sind der Meinung, daß der

Krieg zuweilen auch eine Wohlthat sein könnte. — In Epirus herrscht unter den Schypetars eine Feudalherrschaft, welche die Beys ausüben, die eine Art von Adel ausmachen. Bei den Guegnen, unter den Toxiden und in dem Chamuri hat der Adel den größten Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, doch haben die Beys weder Titel, noch Wappen, noch Vorrechte, und sind nicht gegen die Erpressungen eines bürgerlichen Satrapen geschützt, der ihnen die Bastonade geben, oder sie, wenn er Lust hat, ohne weitere Umstände spießen läßt.

Die Zapuria und die freien Kantons Akroceranniens, welche von rechtgläubigen Christen bewohnt werden, nähern sich einer Regierung, die halb patriarchalisch, halb demokratisch ist. Die Flecken und Dörfer, welche in Phares eingetheilt sind, erwählen aus dem Schooße jedes Stammes eine oder zwei wegen ihrer Rechtschaffenheit angesehene Personen, die man Geronten oder Greise nennt, und denen man das Geschäft überträgt, alle Privatstreitigkeiten zu schlichten, und das zu entscheiden, was auf die Verhältnisse mit andern Phares Bezug hat. Daß man Diebstahl und Raub bei einem Volke ungemein nachsichtig behandelt, bei dem Räuberei als ein Theil des Nationalgewerbfleißes angesehen wird, ist leicht zu erklären, und viele Stämme der Albanesen, welche die Straßen in Bosnien und Rumelien unsicher machen, werden unter ihren Landsleuten nach dem Werthe der Beute geschätzt, die sie mit in ihr Vaterland zurückbringen. Die Laufbahn eines Straßenräubers wird als der erste Schritt auf der Laufbahn der Waffen bei den Albanesen angesehen, und wenn er glücklich ist, so ist er der Weg, um zu den ersten Würden des Reichs zu gelangen, namentlich wenn man zugleich Mahomedaner ist.

Das Familienleben der Schypetars ist höchst eigenthümlich. Der Albanese heirathet nicht aus Liebe, sondern aus besondern Rücksichten der Eltern. Man verlobt die Kinder noch in der Wiege und erlaubt ihnen nicht, sich einander zu sehen, wenn sie heranwachsen. Kommt die Zeit, wo die Verlobten einander heirathen sollen, was bei den Mädchen gewöhnlich im zwölften, bei den Knaben im fünfzehnten Jahre geschieht, so schickt der Vater einen seiner Verwandten an den Vater der Verlobten, um die Vollziehung der Ehe zu verlangen. Wird der Antrag genehmigt, so händigt der Freiersmann dem Vater des Mädchens einen Ring als Verbindungspfand ein und setzt das Heirathsgut fest, welches der Mann seiner künftigen Gattin geben will. Reiche Leute kommen über dieses in Getraide oder Vieh, gemeine Leute aber in baarem Gelde überein. Hundert Ziegen, eben so viele Hammel, zwei Maulesel und einige Zuchtesel-Paare, die man in diesem Falle gibt, werden als ein prächtiges Heirathsgut angesehen und als besondere Freigebigkeit in den Hochzeitsgesängen gepriesen. Ist die Trauung vorbei, so bringt man die Frau in das Haus ihres Gatten, der sie nun zum erstenmal ohne Schleier zu sehen bekommt. Bei seinem Anblick wirft sie sich vor ihm nieder, um ihm die Hand zu küssen, und legt zu seinen Füßen einen Sack und einen Strick hin, um dadurch anzudeuten, daß sie zum Lasttragen bestimmt sei und die Vorräthe der Wirthschaft erhalten soll. Ihr Hochzeittag ist für sie der einzige Festtag; denn nach diesem fangen ihre Mühen und Sorgen an, welche erst mit ihrem Leben ein Ende haben. Wenn sie die Hochzeitbinde abgelegt hat, so darf sie nicht mehr an den Tisch ihres Mannes, als blos an Festtagen erscheinen, und nährt sich mit der Familie nur von den Ueberresten seiner Mahlzeit. Auf Reisen folgt sie ihm mit der Wiege auf dem Rücken, worin das neugeborne Kind liegt, zu Fuß nach; auch trägt sie seine Flinte auf der Schulter, während er auf seinem Maulesel hockt, ruhig seine Pfeife raucht und der Verdauung obliegt. Der gebieterische Herr wirft nicht einmal einen Blick auf seine keuchende und vom Schweiß triefende Gefährtin; ja diese Frau, die ihren Zustand für gerecht und ganz in der Ordnung hält, würde sogar gegen einen Fremden aufgebracht werden, der sie bemitleidete und ihr Unglück beklagte. Dasselbe ist der Fall, wenn sich Jemand hinein mischt, wenn sie einmal geschlagen wird, und sie schreit über Gleichgültigkeit, wenn sie der Mann in dem Grade vernachlässigt, daß er sie nicht zuweilen tüchtig durchklopft. Sie lieben ihre Männer aufrichtig, und die Furcht, die diese ihnen einflößen, kann bei ihnen nicht die Liebe schwächen, die sie dem Oberherrn des Hauses schuldig sind. Geht der Mann auf Reisen, so versäumt die Frau nicht, etwas als Andenken in seine Kleider einzunähen, und ihm Amulette zum Schutz gegen Gefahren mitzugeben, und befindet er sich in weiter Entfernung, so befragt man die Wahrsager oder zieht Glücksloose, um über sein Schicksal und Wohlbefinden Nachricht zu erhalten. Stirbt ein Albanese, so wird ein fürchterliches Heulen und Wehklagen erhoben; Anverwandte und Freunde versammeln sich im Hause und schlagen sich unter lautem Geschrei auf die Schenkel, und die Weiber reißen sich die Haare aus, wälzen sich auf der Erde herum und erfüllen die Luft mit ihrem durchdringenden Geschrei.

Der Schypetar lebt im allgemeinen sehr mäßig, und diese Tugend, welche die Noth allen Stämmen zur Pflicht macht, welche unfruchtbare Gebirge bewohnen, ist bei den Mirditen und Toxiden in den fruchtbaren Thälern Mittel-Albaniens zugleich die Ursache ihres Widerwillens gegen den Ackerbau. Ein Stück Maisbrod, Käse, Oliven, Zwiebeln, bisweilen Fleisch, machen die Nahrung des gemeinen Mannes aus; die Reichen genießen außerdem noch das, was ihnen die Jagd verschafft, und etwas Backwerk, das stets mit Honig bestrichen wird. Da die Weiber und die Christen, die zu den Tschiftliks gehören, die Einzigen sind, die sich mit dem Ackerbau abgeben, so baut man nur so viel Getraide als zu dem eigenen Gebrauche nothwendig ist. Aus Sorglosigkeit wird der Gartenbau fast ganz vernachlässigt, und nimmt man einige gewöhnliche Gemüsepflanzen aus, unter denen die Zwiebel die Hauptrolle spielt, so gibt es fast gar nichts dieser Art. Der gemeine Mann lebt an Fasttagen von wild wachsenden gekochten Kräutern, an die man etwas Oel, Essig und Salz thut; wäre man jedoch nicht so faul, so würde jeder gern eine gute Mahlzeit essen. Die Christen unter ihnen mästen Schweine, die sie an Feiertagen verzehren. Die Mohamedaner dagegen zeichnen sich im Mästen der Gänse aus, die sie mit einem Fuße annageln, damit sie sich nicht bewegen können, und geben ihnen so zu fressen, aber sehr wenig zu saufen. Die Gerichte sind bei den Albanesen einfach; ein Lamm oder eine junge Ziege, ganz gebraten, sind eine köstliche Mahlzeit; ein Hammelkopf, im Ofen gekocht, ist ein Leckerbissen, so wie auch ein Karpfen oder eine Forelle, auf die nämliche Art zubereitet. Der öffentliche Ofen ist immer geheizt; er dient den Reichen und Armen immer zur Küche, die zu jeder Stunde ihr Brod, ihre Schüssel mit Fleisch, Fisch, Gemüsen, Zwiebeln und alle ihre Ragouts dahin bringen können. Er ist auch der Sammelplatz der Weiber, die sich die Neuigkeiten hier erzählen und die Abwesenden durchhecheln. Den Vortheil des gemeinschaftlichen Ofens genießen jedoch nur die Bewohner der Städte und Flecken. Die zerstreut lebenden Hirten und Landleute haben in ihrem Hause einen kleinen Ofen von Erde, und oft begnügen sie sich auch damit, das Brod unter der Asche zu backen, ohne es zu säuern. Auf Reisen entbehrt der Schypetar diesen Vortheil gänzlich; dann ist er mit einem Stücke schlecht gebackenen Maisbrodes zufrieden, das er an der Thür der Karawanserais kauft, und trinkt nichts als das Wasser der Flüsse und Brunnen dazu. Wenn er einen Oliven- oder Zwiebelsalat ißt, so ist dieß für ihn ein Leckerbissen; er hält täglich fast nie mehr als eine Mahlzeit, und ohne die Tabackspfeife, die ihn in eine Art von Trunkenheit versetzt, begreift man nicht, wie er die langen und beschwerlichen Märsche, die er macht, aushalten kann. Bisweilen findet er auf seinen Zügen den schrecklichsten Mangel; alsdann schnürt er den Gürtel um den Leib fest zu, und scheint dadurch den Hunger zu besiegen; er kann alsdann schlafen, und der Schlaf gewährt ihm neue Kräfte. Wenn aber der Albanese bei'm Mangel außerordentlich hungern kann, so ißt er auch wieder sehr viel, sobald er etwas umsonst erhält, und es ist nichts ungewöhnliches, daß zwei solche Gäste auf einmal eine Ziege von 20 Pfund verschlingen, als Beiessen mehrere Dutzend harte Eier dazu verzehren, Knoblauch essen, Wasser trinken und eher am Tische einschlafen, als daß sie denselben verlassen, so lange noch etwas Genießbares da ist; die Mäßigkeit der Schypetars scheint daher mehr eine erzwungene von der Noth gebotene zu sein, als eine die im Charakter des Volks begründet ist.

Der Albanese verläßt sein Lager vor Anbruch der Morgenröthe; sein erstes Bedürfniß ist die Pfeife. Der Hirt, der auf

den platten Erhöhungen der Berge bivouakirt, führt noch vor Tage seine Heerden auf die Waide, während sich der Eigenthümer, je nach seinem Stande, der Jagd überläßt, oder an der Spitze der Felder niederkauert, die seine Frau und Kinder bearbeiten. Der Schäfer holt seine Ziegen und Schafe, um sie zu melken; von ihrer Milch macht er die Butter und den Schmierkäse, die man in Schläuchen aufbewahrt, und mit diesen Arbeiten füllt er seine müßigen Stunden aus. Der stolze Krieger würde sich durch Handarbeiten etwas zu vergeben glauben, und erwartet alles von seiner Familie; aufgeblasen und schweigend hält er den Kommandostab in der Hand, fordert Dienste und Beistand von seinen Untergebenen, und gibt sich nur in so weit mit Wirthschaftssachen ab, um das Ueberflüssige des Ertrags zu vertauschen oder zu verkaufen. Seiner Frau packt er einen Sack voll Getraide auf, den diese zu Markte trägt; er hat alles Erworbene in Verwahrung, und hat auch die Schlüssel, mit denen man Sachen von Werth verschließt. Seine einzige Beschäftigung besteht darin, daß er seine Waffen in gehörigem Stande erhält, für sein Schuhwerk sorgt, seine Patronen verfertigt und sich Kriegsmunition anschafft; seine übrige Zeit bringt er mit Tabakrauchen und Vegetiren zu. Der Akroceraunier blickt fern hin auf das Meer, um Schiffe zu entdecken, die seine Habgier reizen, und der Bewohner von Dukates hintergeht den unbefangenen Seemann durch falsche Leuchtfeuer, um ihn in seine Brandungen zu locken. Scheitert ein Schiff durch diese Lockungen verführt, an ihrer gefährlichen Küste, so fallen die treulosen Bergbewohner über die Trümmern her, werfen die unglücklichen Seeleute, die der Sturm verschonte, in Fesseln, und plündern was sie erlangen können.

So klein der Kreis der Bedürfnisse der Albanesen ist, beurtheilen sie ihren Zustand doch nicht für ungünstig, obgleich sie im Auslande Gelegenheit genug gehabt haben, um Vergleichungen anstellen zu können. Viele sind in Aegypten gewesen eine Menge haben Konstantinopel gesehen, und fast alle Chimarioten haben im Königreich Neapel gedient; allein alle diese Auswanderungen haben ihre Sitten nicht geändert; sie scheinen dieselben vielmehr noch mehr zu lieben, denn, sobald sie in ihre Berge zurück kommen, werden sie wieder Albanesen. Jetzt, seitdem in Griechenland Frieden ist, wandern sie nur noch aus, um bei den Pascha's in Europa, Asien und Afrika, wo sie unter dem Namen der Arnauten bekannt sind, in Kriegsdienste zu gehen. Die Anwerbung, die freiwillig ist, geschieht in den Phares durch einen Häuptling, der sich eigenmächtig Buluk-Baschi oder Pelotonsbefehlshaber nennt. Je mehr ein solcher Abenteurer Glück und Ruf hat, desto mehr bekommt er Soldaten zusammen. Der Buluk-Baschi, der den Werber macht, kommt mit den Freiwilligen, die sich einfinden, über die Größe ihres Soldes überein, der 8—15 Piaster monatlich für jeden Mann beträgt, wenn er in die Dienste eines Paschas von Albanien tritt, aber auf noch einmal so viel sich beläuft, wenn der Mann sich verbindlich macht, über das Meer nach fernen Gegenden zu gehen. Der Sold des Buluk-Baschi hängt von den Bedingungen ab, die er mit einem Pascha eingeht, und wird dabei auf die Horde und den persönlichen Ruf desselben Rücksicht genommen. Die Soldaten, die man ohne Rücksicht auf Alter und Größe nimmt, müssen sich auf ihre eigenen Kosten bewaffnen und kleiden. Den Anzug überläßt man ihrem Gutdünken. Die Bewaffnung besteht aus einer Flinte, zwei langen Pistolen, einer Patrontasche, welche 40 Patronen enthält, und bisweilen aus einem Säbel oder kurzem Degen. Einige Häuptlinge tragen, mehr zum Staate als zu ihrer Vertheidigung, einen Kuiraß und Kothurnen von Silber, die durch Charniere auf- und zugemacht werden. Sobald der Schypetar wirkliche Dienste beginnt, gibt man ihm Wohnung und Lebensmittel, die in einer Oka Maisbrod, ohne Fleisch und Gemüse bestehen. Auf den Posten, die man ihnen anweist, bauen sie sich Hütten, und statt ihre tägliche Ration in Empfang zu nehmen, was unmöglich sein würde, weiset man ihnen jährlich dreihundert Okas Mehl an, welche die Dörfer zu liefern haben, in deren Nähe sie stehen, und denen man diese Abgabe dann an den Steuern erläßt. In Besatzungsörtern werden die Soldaten ausschließlich bei den Christen einquartiert, häuft sie da oft Rottenweise in einem Hause zusammen, wo sie dann in der Regel den Eigenthümer desselben fortjagen, um sich seiner Geräthschaften zu bemächtigen. Die Pelotons, die zum Dienste der Forts bestimmt sind, bringen oft ganze Jahre in einem abgesondert stehenden Thurme ohne andere Kost zu als Maisbrod und Bobota, das sie mit einigen Knoblauchszehen würzen; zum Trinken haben sie nichts als Wasser. In diesen Quartieren, die wahre Räuberhöhlen sind, gibt es weder Nachtposten, noch sendet man Patrouillen aus, außer um zu stehlen; nie übt man sich im Exerziren, und noch weniger stellt man Manöver an. Sobald es Nacht ist, nimmt man die Thurmleiter weg, oder man macht auch die Thore eines Schlosses zu, wenn es dergleichen hat, und sind die Truppen in ihrer Wachtstube versammelt, so glaubt man, daß der ganze Ort in Sicherheit sei. Ohne Disciplin thut jeder, was er will, ißt, wenn ihn hungert, schläft oder wacht, wenn es ihm einfällt, oder singt aus vollem Halse, wenn seine Kameraden schlafen wollen. Der Tanz ist der Soldaten Hauptbeschäftigung, ihr übriges Leben ein bloßes Vegetiren, das nur durch Raubzüge auf die benachbarten Dörfer unterbrochen wird. Trotz ihrer Unreinlichkeit ziehen sie doch zuweilen ihre Hemden aus, um sie zu waschen, noch häufiger aber begnügen sie sich damit, dieselben über einem Strohfeuer auszuschütteln, und auf diese Art zu reinigen. Ihre Waffen, die den Hauptgegenstand ihres Staats ausmachen, sind immer in gutem Zustand und glänzend, und fortwährend putzen sie daran, sonst aber beschäftigen sie sich mit nichts, als der Verfertigung ihres Schuhwerks, mit Kugelngießen, Patronenmachen und Maisbrodbacken. Dieß nennt man dienen. Die Soldaten werden übrigens auch darnach behandelt. Der Buluk-Baschi, der die Angeworbenen einen Monat voraus bezahlt, bekümmert sich nicht mehr um die Bezahlung, sobald sie wirklich in Dienst getreten sind. Bei ihrer Ankunft an dem bestimmten Orte reichen die Buluk-Baschis das Verzeichniß ihrer Braven ein, und der Schatz des Fürsten übernimmt die Auszahlung des Soldes. Nach dieser Uebernahme finden die Anführer, da keine Musterung gehalten wird, erst Gelegenheit, sich ihren Vortheil zu machen, und eine genau durchgezählte Horde von 200 Mann ist im wirklichen Dienste selten über sechzig Mann stark, da die gefälligen Buluk-Baschis einander gegenseitig ihre Mannschaften als Figuranten bei der Uebernahme leihen, um die Rationen und den Sold der nicht wirklich eingetretenen in die eigene Tasche fließen zu lassen, was um so vortheilhafter ist, als der Sold von einem Bayram zum Andern, oder nach zwölf Mondenmonaten auf einmal ausgezahlt wird. Die Christen einiger Völkerschaften, wie unter andern die Chimarioten, haben bisher ihre Dienste blos den Königen von Neapel und den jedesmaligen Besitzern der jonischen Inseln verkauft. Die wilden Stämme des Bergs Ogirad und des Kantons Coulonias nehmen eine andere Richtung, und verbinden sich mit den furchtbaren Räubern in Rometien, welche Kersates heißen. Die Mirditen nehmen Dienste bei den Hospodars der Moldau und Wallachei; die Dulcignoten gehen vorzüglich nach Tripoli und Tunis, und die noch wilderen Dibraner bildeten vor dem Jahre 1830 das Söldnerheer des Deys von Algier. Für die mohamedanischen Schypetars sind die Vortheile der Auswanderung noch einträglicher, als für die Christen, da sie wegen ihrer Religion bei allen Paschas des türkischen Reichs gern Aufnahme und Anstellung finden. In Griechenland findet man überall albanesische Kolonien, besonders im Korinthischen und in Attika. Dort sind die thätigsten und unternehmendsten Albanesen; die Inseln Hydra und Spezzia sind durch sie zu großem Wohlstand gebracht worden; sie treiben gegenwärtig den bedeutendsten Handel im mittelländischen Meere, und das Seeräuberhandwerk, das sie früher gemeinschaftlich mit den Griechen betrieben, ist gegenwärtig fast ganz von ihnen aufgegeben worden.



Stahlstich v. Carl Mayers Kunst-Anstalt in Nürnberg

Afrika.

Südafrika und die afrikanische Thierwelt.

(Taf. 45.)

Das südliche Ende von Afrika, das im Westen von der Mündung des Fischflusses und dem atlantischen Meere, im Osten von der Delagoa-Bay und dem indischen Ozeane begränzt wird, und sich vom 22 Grad südlicher Breite bis zum 35 Grade erstreckt, bildet ein unregelmäßiges Viereck, durch welches sich zwei große Gebirgsreihen ziehen, die an vielen Stellen in's Meer vorspringen und theils höhere theils niedere Vorgebirge ausstoßen, die hin und wieder unter den Wogen als gefährliche Riffe fortsetzen. Die zusammenhängenden Gebirgsketten, die das Gerippe des Landes bilden, bestehen aus Sandstein, ruhen auf einer Unterlage von Granit, und bieten nur dort Quellenreichthum und fruchtbares Land, wo die Granitbasis sich über und aus den Sandsteinlagen hervorhebt, wie am Tafelberge und auf der südlichen Küstenterrasse; wo aber das Sandsteingebirge die Oberfläche des Landes bedeckt, ist wie im nördlichen Afrika Wasserarmuth, und wie dort bleibt auch hier das Land dem Charakter des ganzen Erdtheils getreu, daß mitten in den Einöden, wo nur eine Quelle aufsprudelt, gleich eine unglaubliche Fruchtbarkeit herrscht, und auch hier solche bewässerte Plätze wie glückliche Oasen in der Wüste angesehen werden. Das Kapland und Kaffraria ist mannigfach schon Auswanderern zur Ansiedelung empfohlen worden, wir sind aber überzeugt, daß die Verhältnisse der Einwanderer hier sich nichts weniger als glänzend herausstellen dürften, und die Meisten der hier Ansiedelnden ihren Entschluß und die daran gewendeten Kosten bitter bereuen würden. Zwar findet man auch hier treffliche Lagen, und der Kapdistrikt gehört theilweise zu den fruchtbarsten Landstrichen, die reichsten Stellen sind aber bereits alle in Besitz genommen und werden zu Preisen ausgeboten, die nicht geringer als die sind, zu welchen man in fast allen Theilen Deutschlands Ackerland noch in Menge kaufen kann. Das Land im Osten der Piketberge ist ergiebiger, als das auf der westlichen Seite, und überall erblickt man dort freundliche Kolonistenwohnungen unter Eichen- und Mandarinenbäumen, und übersteigt man die nächste Terrasse, so gelangt man in's Flußgebiet des Olifant-Riviers, in dessen Thälern die Südfrüchte trefflich gedeihen. Boden und Klima sind aber in diesem Theile Afrika's zu sehr wechselnd, und das reiche oder wenigstens ergiebige Land nicht im Verhältniß zur Größe des Gebietes. Die Gegend von Zwellendamm hat im Sommer mehr Regen, als die nördlicheren und selbst die am Kap, und ist daher fruchtbar; das Land weiter südlich aber, vom Zwarteberg an, nach dem Kap Agulhas zu, ist wieder sehr wasserarm und dürr, und bietet nur in der naßkalten Jahreszeit der Viehzucht einigen Gewinn. Man nennt das Land hier eben, weil es keine hohen Berge hat, aber es besteht ganz aus langen Hügeln, mit flachen abgerundeten Rücken. Die östlicheren Gegenden sind so fruchtbar, daß man in gewöhnlichen Jahren das zehnte und zwölfte Korn erndtet, in nassen Jahren trägt Gerste, die hier vorzüglich gebaut wird, neunzig und hundertfältig. Der ganze Landstrich, zwischen der südlichen Gebirgsreihe und dem Meeresufer, ist als ein Vorland zu betrachten, dessen Natur durch die niedrige Lage, die Nähe der See und die vortheilhafte Lage gegen die Gebirge gegeben und bedingt ist. Der Lauf des Gebirgszugs von Osten nach Westen macht, daß die Sonnengluth hier weniger brennt; die Höhe der Gebirge, zwischen 4—5000 Fuß wechselnd, und die Nähe des Meeres, daß hier mehr Feuchtigkeit ist; daher auch überall reichere Vegetation und große Waldungen in den Schluchten. Die kapische Halbinsel ist von einer Bergkette durchschnitten, die eine Sandebene von den westlichen Gebirgen trennt; ihr Südende ist das Vorgebirge der guten Hoffnung, im Norden ist der bekannte Tafelberg, der Löwenberg und der Teufelsberg, die mit dem Fuß zusammenstoßen. Oben hat der Tafelberg eine vollkommene Ebene, die eine halbe Stunde lang und 3000 Fuß breit ist, und von ihm ziehen sich ähnliche Plateau's, durch tiefe Schluchten von einander getrennt, nach Süden fort, während nach Norden hinauf einzeln stehende Bergreihen von Sandstein aus der Sandebene hervorragen und in die Piketberge übergehen, deren höchster Rücken scharfzackig, nach beiden Seiten abgekantet ist. Einzelne gewaltige Säulen, die von dem höchsten Sandsteinlager stehen geblieben sind, und von Quarz- und eisenhaltigen Gängen durchzogen werden, lassen errathen, daß es einst zwischen ihnen keine Lücken gab; man glaubt Schöpfungen der Menschenhand in ihnen zu erblicken, und ist versucht, sie für Ruinen von Thürmen zu halten. An mehreren Stellen verzweigt sich diese südliche Bergkette mit der Gebirgsreihe, die von Westen nach Osten streicht, und aus den Gebirgsknoten, welche beide zwischen Tulbagh und dem Lokkewald, so wie zwischen Drakenstein und dem Bosjeswald mit einander bilden, entspringt das Gebirge, das sich unter dem Namen des schwarzen Berges (Zwarte Berg) wie eine steile Mauer, nur an wenig Stellen von Karrooflüssen durchbrochen, bis an die Algoabay erstreckt. Gegen Norden bildet dieses Gebirge geräumige lange Thäler, von denen Kachmanns Kloof, t'Kango und der Thalweg des Olifantriviers, die bedeutendsten sind, und über diese Längenthäler und Gebirge, welch' letztere die Gemeinschaft zwischen dem Küstenlande und der um einige tausend Fuß höher liegenden Terrasse aufheben, gelangt man nur an wenigen Punkten, durch gefährliche Schluchten (Kloofs) zu der großen Karroo, die mit ihrer ganzen ungeheuren Ausdehnung den Raum zwischen den schwarzen Bergen und der zweiten großen Bergreihe einnimmt, die unter den Namen der Nieuveveldts-Gebirge bekannt, durch eine zweite Terrasse mit den hohen Sneeubergen in Verbindung stehen. Letzteres erhebt sich bis sechsthalbtausend Fuß, ist weniger steil als die andern Gebirge, umschließt große Thäler mit flachen sumpfigen Niederungen, und erscheint mit seinen abgerundeten Kuppen mehr kahl und eintönig, als wild und majestätisch. Hat man die Schneeberge, an welche sich im Norden die Achterschneeberge, die Rinoster-, Taay-

bosch=, Bambos= und Roodeberge anschließen, überstiegen, so erreicht man die Hochebene, die sich allmählig von Osten nach Westen senkt, und theils aus reichen Grassteppen, theils aus wasserleeren Strecken besteht, in denen man hier und da Salzlachen findet. — Unterm 31 Grad südlicher Breite erheben sich auf derselben die Karreeberge, die viele Tagereisen weit von West=Nordwest nach Ost=Südost fortziehen und die nördliche Gränze des Kaplandes bilden. Ausgezeichnet ist bei ihnen, die sämmtlich zwischen achthundert und tausend Fuß über die Ebene hervorragen, auf welcher sie stehen, die gleiche Höhe sämmtlicher Gipfel, die alle oben völlig platt sind, und von denen manche eine Quadratfläche von mehreren Stunden einnehmen mögen. Das ganze Gebirge ist eine öde Wildniß. Die weit klaffenden Thäler sind ohne Baum und Strauch, ohne Bäche und Gründe. Die Thäler werden durch lauter gleich hohe, einzeln stehende Berge, die bald stumpfe Kegel oder Thürme, bald Tafeln sind, gebildet, und nackte, wellenförmige Linien verbinden die muldenähnlichen Niederungen mit den glatt abgerundeten Seiten der eigenthümlichen Höhen. Lichtenstein sagt, man möchte die ganze Gegend mit einem im heftigsten Wogensturme erstarrten Meere vergleichen; man schaut durch die Berge hin, in unabsehbar verschlungene Thäler; mit jeder neuen Wendung öffnet sich ein Blick in ein neues Labyrinth. Man sieht keine Spur, daß jemals ein Mensch oder menschliche Kultur hier gewesen, keine Pflanze, die dem Menschen Nahrung gewähren könnte. Südlich von den Karreebergen findet man nur harten, trockenen Thonboden, mit losen Gebirgstrümmern überschüttet und fast keine Vegetation; im Norden dieser Berge dagegen ist die Hochebene mit Grasfluren und niedrigem Buschwerke bedeckt, und mehrere Flüsse entspringen hier, die theils dem indischen Ozeane, theils durch den Oranjefluß dem atlantischen Meere zuströmen. Am südlichen Ufer des Oranjeflusses trifft man tiefen Sand, aus welchem sich Sandsteinfelsen oft senkrecht und in großen Strecken, wie ungeheure Mauern erheben. Der herrschende Südostwind treibt im Lande oft hohe Sandberge zusammen, die mit versteinerten Schaalthieren untermischt sind; nur selten und stets in großer Entfernung von einander trifft man hier Quellen, bei diesen aber immer Vegetation, besonders Geranien, Stapelien, Mesembryanthemums rc. Im Norden des genannten Flusses bildet das Land eine allmählig ansteigende Fläche, geht in die Asbestberge über und jenseits derselben wiederum in eine Hochebene, an deren südöstlicher Abdachung der Gariep hinströmt. — Die zwischen den genannten Bergketten sich hinziehenden, nur stiefmütterlich von der Natur behandelten, unbewohnbaren Flächen werden Karroo genannt, die große Karroo aber vorzugsweise der Landstrich, der sich zwischen den ersten beiden Gebirgsreihen, die mit der Südküste und mit einander parallel laufen, von Osten nach Westen gegen sechzig Meilen hinzieht, von Norden nach Süden eine Breite von 15 — 20 geographischen Meilen hat, einen Flächenraum von mehr als tausend Quadratmeilen bedeckt, und eine mittlere Höhe von 3000 Fuß über der Meeresfläche erreicht. Die Karroo sind übrigens keine völlig ebenen Flächen, und in ihrer Mitte erheben sich bedeutende Thonschieferberge, die nur neben den mächtigen Gebirgen, die ringsum die Karroo einschließen, als unbeträchtliche Höhen erscheinen; der Boden besteht durchgängig aus Thon mit Sand gemischt, und enthält überall mehr oder weniger Eisentheile, weßhalb auch im Kaplande jedes ocherfarbige Thon= und Sandgemenge Karroogrund genannt wird. Gräbt man einen Fuß tief, so stößt man überall auf todtes Gestein. Im Sommer dörrt die Sonnengluth den Karrooboden fast zur Härte eines gebrannten Ziegels. Alle Vegetation erstirbt, nur die Mesembryanthemen und andere Saftgewächse leben fort, und unter der oberen Rinde die Wurzeln der Gorterien, Berkheien und Astern, so wie die Zwiebeln der Lilien, welche die sorgsame Natur hier mit einem zehnfachen, elastischen Netz holziger Fasern überzog, und so vor den Eindrücken des erhärteten Bodens schützte. Sobald hier in der kühleren Jahreszeit der Regen bis zu ihrem Lager durchdringt, saugen diese Fasern die Feuchtigkeit ein, dehnen quillend den zähen Thon aufwärts und unter ihrem Schutze bildet sich die junge Zwiebel und entfaltet bald ihren Keim. Der nächste Regen findet das Erdreich schon aufgelockert; die jungen Triebe zum Durchbruch bereit, und in wenigen Tagen bedeckt sich die unübersehbare Weite mit einem Teppich üppigen Grüns. Noch einige Tage und man sieht tausend und tausend Blüthentrauben und Büsche und Glocken sich entfalten: der milden Mittagssonne öffnen die Mesembryanthemen und Gorterien ihre Strahlenkronen mit den glänzenden Farben, die Luft ist mit Wohlgerüchen erfüllt, und in dieser Zeit belebt sich die ganze, nun zu einer lachenden Flur umgeschaffenen Einöde. Von den Höhen kommen Heerden von Straußen und Antilopen der verschiedensten Art herab, von Hyänen, Löwen und Schakals gefolgt, Gnu's, Zebra's und Quagga's stellen sich ein, und der Kolonist zieht von den Gebirgen mit seinen Heerden zu diesen saftigen Waiden, um hier mit den Seinen in behaglicher Ruhe zu leben, oder abwechselnd der Jagd zu pflegen, die ihm zur zweiten Natur geworden ist. — Kaum aber einen Monat steht die Karroo in ihrer Pracht, wenn nicht seltene, späte Regen einfallen. Die zunehmende Länge der Tage, die höher steigende Sonne wirken zerstörend auf die Vegetation. Die Pflanzen verdorren, die Quellen und Flüsse versiegen, die Kolonisten entfernen sich wieder, und ziehen mit ihren Heerden in die Berge zurück. Gegen Ende September ist die Karroo völlig verödet; der Boden spaltet sich, das Grün ist verschwunden, die Blätter der ausdauernden Pflanzen gewinnen einen graulichen Ueberzug; die dicklichen Blätter der Saftgewächse, die Salsola, Salicornia, Crassula und anderer decken sich mit ähnlichem Dufte; ein schwärzlicher Staub, die Asche der verdorrten Pflanzen, überzieht den harten, röthlichen Boden, und nur an den Flüssen, die jetzt nur dürftig zusammenhängenden Lachen gleichen, halten sich die Mimosen, deren Blätter und Zweige zahllosen

Thieren zur Nahrung dienen. Allein dort, wo Quellen sind, bleibt das Land fruchtbar, ist angebaut und gewährt reichen Ertrag, nur sind diese Stellen nicht gerade besonders häufig. — Nördlich vom Oranjefluß breitet sich im Westen der Kamhanni-Gebirge, eine große Sandwüste aus und dehnt sich in eine unbekannte Ferne hin. Betschuanen, welche die Gränze dieser Hoch-Wüste bewohnen, geben an, daß sie Monate lang in derselben nach Nordosten und dann nach Westen fortgezogen wären, und nichts in derselben gefunden hätten, als wilde Melonen und Heerden von Gnu's, Antilopen und Zebra's, letztere aber auch nur unfern der Gränze. Stürme, die Sand fortwirbeln und zu wandelnden Bergen aufhäufen, toben hier auf der Höhe, wo in den Winternächten das Wasser zu Eis gefriert, bei Tage aber die Sonnengluth unerträglich ist. Im Süden dieser Wüste, nach dem Oranjefluß zu, ist wie in der Karroo der Boden mit Saftpflanzen und dornigen Sträuchern bedeckt, und der Aufenthalt von Löwen, Nashörnern und unzähligen Ein- und Zweihufern, die von einem Futterplatze zum andern ziehen, und stets von ihren Feinden begleitet werden.

Süd-Afrika ist nicht arm an Flüssen, unter denen der Oranje der größte ist, und bei hohem Wasserstande eine Breite von beinahe einer Stunde, sonst aber selten über 1800 Fuß Breite und 20—25 Fuß Tiefe hat; die meisten Flüsse des Landes versiegen aber in manchen Jahreszeiten, und bestehen, den größten Theil des Jahres hindurch, nur aus einer Kette größerer und kleinerer Sümpfe, Lachen und Seen, die durch trockene Kanäle mit einander verbunden sind. Alle größern Flüsse haben eine durch eine Sandbank verschlossene Mündung, und nach der Jahreszeit, je nachdem der Fluß oder das Meer mächtiger ist, liegt die Bank bald weiter im Fluß, bald außen vor der Mündung. Die meisten Küstenflüsse kann man zur Zeit der Ebbe bequem durchwaten, ja manche werden ganz trocken. Alle Bergströme sind dicht mit Palmiten (Acorus palmita) bewachsen; es ist dieses eine Wasserpflanze, die ihre Wurzeln tief in das Flußbett hinabsenkt, einen nackten, hohen, 2—3 Zoll dicken, oben hohlen Schaft treibt, und an dessen äußerster Spitze eine palmenähnliche Blätterkrone bildet. Die Palmiten stehen so dicht, daß man gewöhnlich unter ihnen das Wasser nicht sieht. Bei den nach Süden laufenden Flüssen sind die Ufer mit Mimosen, Weiden und andern Bäumen dicht bewachsen; bei allen nach Norden strömenden fehlen diese, dagegen ist das Ufer bei diesen mit Schilf (Arundo phragmites) besetzt.

Im Süden des Gleichers gelegen, sind die Jahreszeiten in Südafrika den unsern entgegengesetzt, und dort herrscht Sommer, wenn in Europa Winter ist, und so umgekehrt. Man theilt das Jahr gewöhnlich nur in zwei Jahreszeiten, in den guten und schlimmen Monsonn. Die schöne Jahreszeit dauert vom Anfang Septembers bis zum März: die drei ersten sind die angenehmsten, unserm Frühlinge zu vergleichen, die drei folgenden die heißesten, unser Sommer. Der Herbst, vom März bis Junius, ist veränderlich, zuletzt gewöhnlich schön, und die drei folgenden Monate sind im Durchschnitt angenehm, oft jedoch windig und regenbringend. Die Hauptwinde sind Nordwest und Südost. Der erste fängt mit Ende des Mai an, und weht bis zum September; der andere den übrigen Theil des Jahres hindurch. Die Ankunft des Winters bemerkt man, wenn die Südostwinde seltener und schwächer wehen, und sich keine Wolken mehr auf den Bergen lagern. Der Thau fällt dann häufig, dicke Nebel bedecken des Morgens alle Hügel, der nach Nordwest umsetzende Wind wird rauh, kalt, und verwandelt sich am Ende in einen starken Sturm, der gewöhnlich von Regen, Blitz und Donner begleitet wird, und fast stets zwei bis drei Tage anhält. So wie das Wetter sich aufhellt, erblickt man die höheren Berggipfel mit einer dünnen Schneelage bedeckt, und die Temperatur ist während dieser Zeit im Durchschnitt früh 50°, des Nachmittags 60° F., im Sommer dagegen von 70—80, manchmal auch sogar 90—100° F. — Ein heiterer, hellblauer Himmel und Wolken, die wenn sie kommen, fast unbeweglich scheinen, verkünden die Annäherung des Sommers. Der Wind geht nun nach Südost um, und wird, je öfterer er wiederkehrt, um so stärker. Die Morgenstunden sind in Südafrika gewöhnlich am schwülsten, denn gegen Mittag erheben sich in der Regel die Südostwinde, die bis zur Nacht anhalten, und nur das Unbequeme haben, daß sie vielen Staub mitbringen. Der Temperaturwechsel der Tageszeiten ist ungemein auffallend; auf einen heißen Tag folgt oft ein kühler, ja kalter Abend, und die Luft ändert sich manchmal plötzlich. Die Nächte sind selbst im Sommer immer kühl. Der kälteste Monat ist der Julius, der wärmste der Januar. Heftige Gewitter sind häufig und oft mit Hagel begleitet. Der Donner rollt furchtbar, und der Blitz ist heftig, nicht zickzackförmig, sondern wellenartig, und dauert länger als in Europa; es scheint als wenn flüssiges Feuer herabströmte. Trotz des bedeutenden und schnellen Temperaturwechsels ist das Klima von Südafrika sehr gesund. Epidemien sind hier unbekannt, wohl aber verursacht die große Hitze während des Sommers bisweilen Gallenfieber, und die heißen Nord- und Nordwestwinde Nervenleiden und beschwerliches Athmen. Schwindsüchtige müssen daher Südafrika meiden, denn Lungenkrankheiten allein sind es, von denen die Kolonisten vorzüglich befallen werden, und die allein auch jährlich eine Menge Eingeborener, Hottentotten sowohl als Kaffern, hinwegraffen.

Europäer von verschiedenen Nationen haben sich bereits in Südafrika, besonders im Kap- und Natallande angesiedelt. Wein, Waizen und Wolle sind die Haupterzeugnisse ihrer Thätigkeit, und nach denselben scheidet man die Kolonisten, die außer den wenigen Städten des Landes wohnen, in Wein-, Korn- und Viehbauern. Je näher der Kapstadt die Ansiedelungen sind, desto wohlhabender, gebildeter und an bürgerliche Ordnung gewöhnter sind die Kolonisten, desto mehr Lebensgenüsse stehen ihnen zu Gebote. Je entfernter vom Kap, desto weiter von einander entfernt liegen die

Besitzungen, desto abgeschnittener ist der Kolonist von der übrigen Welt, und bloß auf sich, seine Familie und Hausgenossen beschränkt. Diese Isolirung, so wie die leichte Befriedigung der ersten Bedürfnisse, die Entbehrlichkeit des nachbarlichen Beistandes, und die unbewachte Willkühr aller Handlungen macht, daß bei aller Einfachheit und Reinheit der Sitten, bei aller Unbekanntschaft mit den gröberen Lastern der europäischen Völker, der afrikanische Kolonist sich weit öfter von einer verwerflichen als lobenswerthen Seite zeigt. Selbstsucht, Gesetzlosigkeit, Härte, Unverträglichkeit und Rachsucht sind vorherrschende Flecken in seinem Charakter, die kaum durch seine Genügsamkeit, Treue, Gastfreundschaft und Religiosität aufgewogen werden, und empörend ist oft die Härte, womit er Sklaven und Hottentotten behandelt, und die Erbitterung und Unversöhnlichkeit, mit der er oft seinen nächsten Nachbar anfeindet. Die Kolonisten in den nördlichen Gegenden und im Natallande leben, da sie ihrer Heerden wegen, von einem Orte zum andern ziehen, nach Art der Nomaden. Ihre Wohnungen sind daher klein, ärmlich und unbequem; die Häuser haben selten mehr als 30—40 Fuß Breite und 20 Fuß Tiefe, und beim Eintritt in die niedrige Thür sieht man sogleich bis in die Spitze des Schilfdachs, das von krummen, unbehobelten Sparren aus Mimosazweigen, oft auch nur von Bambuszweigen getragen wird. In dem Vorderraum, dem Aufenthaltsort der Familie, findet man oft auch den Herd. Zur Seite führt eine enge Thüre in ein dunkles Gemach, das der ganzen Familie zum Schlafen, und zur Aufbewahrung von mancherlei Vorräthen dient. Der Hausrath besteht aus einigen einfachen Tischen, Stühlen und Bänken ohne Lehne. Statt der Schränke sind offene Nischen in den Wänden; die Wände sind von Schiefer erbaut, in manchen Gegenden auch aus Lehm und Erde. Neben dem Haupthause stehen eben so einfache kleinere Gebäude für die Hottentotten und Sklaven, so wie Vorrathshäuser; dann kommen die Hürden für das Vieh, hier Kraale genannt. Die für Ochsen und Pferde sind mit 5—6′ hohen Mauern umgeben, die für die Schafe nur mit Dornhecken. Die Kleidung dieser herumziehenden Kolonisten ist höchst einfach: die Männer tragen gewöhnlich einen Hut mit breitem Rande, ein blaues Hemde, lederne Pantalons ohne Strümpfe, und Schuhe von selbstgegerbtem Leder. Die Weiber bedecken den Kopf mit einer dick ausgestopften Kappe, die mit zwei breiten Streifen unter dem Kinne zusammengebunden wird, und hinten über die Schultern herunterfällt; tragen eine kurze Jacke und einen Rock, keine Strümpfe und nur selten Schuhe. — Die Besitzungen derer, die von Viehzucht leben, sind sehr ausgedehnt; ein sogenannter Lehnplatz ist eine Stunde lang und eben so breit, und doch reicht wegen Wassermangel ein solcher Platz selten zum Unterhalt hin, und die Kolonisten sind genöthigt, noch andere dazu zu kaufen. Näher nach der Kapstadt zu, wo der Boden besser ist, und die Ansiedler vom Land- und Gartenbau leben, sind die Grundstücken bedeutend kleiner, oft kaum über 60—100 Morgen groß. Ein afrikanischer Lehnplatz eines Viehzüchters gleicht einem kleinen geschlossenen Staate. Von dem Ertrag des Landes und der Heerden muß das ganze Personal, das oft hundert Personen beträgt, ernährt werden, so daß der Ueberschuß jährlich nicht so groß ist, als man glauben sollte, und wohl oft nur eben hinreicht, die Sachen einzukaufen, die man nicht selbst gewinnen kann, wie: Tuch, Leinwand, Hüte, Waffen, Kolonialwaaren, Gewürz, Eisen, Theer und Pech. Unter den Sklaven oder Dienstleuten befinden sich stets die nöthigsten und unentbehrlichsten Handwerker, so daß in den Werkstätten um das Herrenhaus her Alles verfertigt wird, was man in solcher Abgeschiedenheit bedarf. Der Herr führt die Oberaufsicht, was ihn hinreichend beschäftigt, daher man mit Unrecht die Kolonisten der Faulheit beschuldigt, besonders wenn man bedenkt, daß auch das Klima, die Lebensweise, die Abgeschiedenheit von Andern, diesen Ansiedlern ein Phlegma gibt, das sie nicht bezwingen können. Die Natur selbst, die mit so freigebiger Hand für ihre Bedürfnisse sorgt, befreit sie von den Anstrengungen, und dem Drängen und Treiben, das unter dem nordischen Himmel nöthig ist, um dem kargen Boden und dem unfreundlichen Klima das zum Leben Nothwendige abzuzwingen. Bedenkt man aber die steten Gefahren, mit welchen der einsame Bewohner der, von der Kapstadt entfernteren Distrikte Südafrika's von den Buschmännern, Kaffern und umherschwärmenden Banden entlaufenen Sklaven und Hottentotten, und von wilden Thieren bedroht wird, so begreift man kaum, wie ein Mensch hier seines Daseins froh wird. Beachtet man noch die furchtbare Dürre der Felder und Waiden, die oft drei Monate lang kein Regen erquickt, wo nun hin und wieder eine kleine, kaum sichtbar fließende, schmutzige Quelle, oder eine mitten in dem ausgetrockneten Flußbett stehen gebliebene Lache den Trank für Menschen und Vieh darbietet, wo außer den zartbelaubten, auch nur selten sich findenden Mimosengebüschen, kein Strauch anzutreffen ist, der einigen Schatten gibt, wo der Mensch mit wilden Thieren, oder noch wilderen Menschen um seine einsame, freudenleere Existenz kämpfen muß; rechnet man dazu, daß er hier durch heftige Gewitterregen, durch Viehseuchen und Wassermangel fortwährend in Gefahr schwebt, einen großen Theil seiner Habe zu verlieren, so sieht man, daß der Ansiedler hier ungemeine Schwierigkeiten zu überwinden hat, und nicht jeder Auswanderungslustige Charakterstärke genug besitzt, kaltblütig seine und der Seinen Zukunft einem solchen Lande anzuvertrauen. Nur die oft große Leichtigkeit des Erwerbs, mehr aber noch die freie ungebundene Lebensart, bewegt viele, die noch einiges Kapital besitzen und eine starke Familie, sonst aber keine Aussicht im alten Vaterlande haben, hierher zu ziehen und allen Bequemlichkeiten des Lebens zu entsagen, denn — die Heerden gewähren ja häufig reichen Unterhalt, und der Ackerbau, wo dieser daneben betrieben wird, ebenfalls; daß aber auch der Mensch in einer solchen Lage selbst leicht zum Halbwilden herabsinkt, daran denken leider nur wenige.

An Hausthieren findet man im südlichen Afrika Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, einige Schweine und Hunde; Rinder und Schafe besonders in ungeheuren Heerden. Die hiesigen Hunde, eine Art großer Windhunde, den Kolonisten so unumgänglich nothwendig, sind sehr kühn und stark, und nehmen es mit den reißenden Thieren des Landes auf; die Engländer haben Neufoundländer und andere starke Rassen eingeführt, sie scheinen aber das Klima nicht vertragen zu können und magern ab. Die Hunde der Buschmänner und Kaffern haben Aehnlichkeit mit dem hier heimischen schwarzrückigen Fuchs; sie bellen nie, dienen zum Aufspüren des Wildes, sind aber feige und nicht besonders wachsam. Es gibt auch sogenannte wilde Hunde, die oft in Schaaren die Viehheerden anfallen und großen Schaden anrichten, es ist aber nach Burchells genauer Beobachtung eine Art Hyäne und zwar die Hyaena venatica. Am häufigsten, sogar in der Nähe der Kapstadt, und dort Wolf genannt, ist die gefleckte Hyäne, Hyaena crocuta; im nördlichen Theile des Kaplandes, besonders aber im Kafferlande, jenseits des Oranje, findet man Löwen, Panther, Unzen, Leoparden, Schakals und den Serval. Der Elephant hat sich aus den bewohnbaren Gegenden zurückgezogen; ebenso das Nashorn. Affen verschiedener Art findet man überall; Ameisenfresser, von den Boers Aardvarken genannt, Stachelschweine, Springhasen oder Jerboas, Kaninchen, Stinkthiere, Rattel oder Honigdachse sind überall heimisch, und heerdenweise findet man Zebra's und Quagga's, die jährlich, wenn die Sonne in die nördlichen Zeichen tritt, aus der Nähe des Wendekreises nach den südlicher liegenden Gegenden des Flusses Malalaveen wandern, wo es zu der Zeit wärmer ist. Schaaren von vielen Hunderten sieht man dann ziehen, die höchstens zwei bis drei Monate daselbst verweilen, und diese Zeit wird der „Buschmänner Erndte“ genannt. Löwen folgen Familienweise der Spur der Quagga's, deren Fleisch sie besonders zu lieben scheinen, sonst aber auch die verschiedenen Antilopenarten nicht verachten, die alle Gegenden Südafrika's durchziehen. Gnu's, blaue Antilopen, Springböcke, Kudu's und die niedliche Zwergantilope, hier Oribi genannt, werden in Heerden von vielen Tausenden angetroffen, die größte Antilopenart aber, der sogenannte Rothbock, nur selten südlicher als Littaku gesehen. Auf den höheren Terrassen trifft man Giraffen, besonders am Oranjefluß, wo ihre Hauptnahrung, der Giraffenbaum, in Menge wächst, und in den Waldungen findet man überall wilde Büffel, und dort, so wie in den sumpfigen Niederungen das Engallo oder afrikanische Schwein. Wo sandige Gegenden sind, hält sich Mus maritimus und M. capensis in großer Zahl auf, und werden durch die Löcher, welche sie wühlen, den Reitern oft sehr gefährlich. — In den nördlichen Flüssen trifft man das Flußpferd, am Kap Seekuh genannt; innerhalb der Grenzen der Kapkolonie aber nur noch im großen Bergfluß. Die Meeresküste ist reich an Robben, Wallrossen, mehreren Arten von Wallfischen und Nordkapern.

An Vögeln ist Südafrika ungemein reich, doch zeichnen sich die Vögel mehr durch Größe und Farben, als durch ihren Gesang aus. Geier findet man in großer Menge, besonders den Vultur percnopterus und auricularis, hier „Zwart Aasvogel“ genannt; dann Adler, Falken, Eulen, Habichte und andere Raubvögel; Papagaien in mannigfachen Arten; Spechte, Eisvögel, Wiedehopfe, Baumläufer und Raben; viele Kukuksarten, worunter Cuculus indicator, auratus und persa; verschiedene Lerchen, Staare und Drosseln. Von Loxien: Loxia oryx, der Feuervogel, und L. gregaria, welch' letztere in Kraals beisammen auf einem Baume wohnen, und das gemeinschaftliche Nest mit einem überhängenden Dache bedecken; Finken; Sperlinge; Fliegenfänger; Schwalben, die auch hier in der kalten Jahreszeit fortziehen; Ziegenmelker; viele prachtvolle Taubenarten; Wachteln; Repphühner; Perlhühner, die in ganzen Schaaren des Abends auf den Bäumen sitzen; und von Trappen den Otis kori, der von den Kolonisten „wilder Pfau“ genannt wird. Der Strauß lebt in den großen Ebenen, nördlich und südlich vom Gariep, und Flamingo's, Kronkraniche, Kraniche, Reiher, Schnepfen und Regenpfeifer sind häufig in den südlichen Gegenden und an den Seen und Teichen nördlich von Littaku. Seevögel, besonders Taucher, Meven, Sturmvögel, Albatrosse, Pelikane und Pinguine, sind an der östlichen und westlichen Küste, und Enten und Gänse dort ebenfalls nicht selten.

An Amphibien ist eben so wenig Mangel. Schildkröten verschiedener Art sind an der Küste häufig; Eidechsen findet man in Menge, darunter die von den Hottentotten t'Geitje genannte Art, welche sehr giftig sein soll; Kröten, von widriger Gestalt, und in allen Pfützen und Teichen Frösche in Unzahl, die zur trockenen Zeit sich verbergen, so wie aber die Regenzeit beginnt, in Masse die Niederungen beleben. Schlangen sind ungemein häufig, und unter den verschiedenen hier heimischen Arten sehr viele giftige.

Die Flüsse der Kapkolonie sind arm an Fischen, manche der Bayen dagegen ziemlich fischreich; Karpfen findet man im Rietrivier; eine Art Wels, Silurus anguillaris, im Oranjefluß und in der Löwenfontein; der Silurus gariepinus, mit glatter, schuppenloser Haut, fett und wohlschmeckend, lebt nur in den nach West strömenden Flüssen, der Aal hingegen ist nur in den nach Osten strömenden anzutreffen. Rochen, Haien, Kugel-, Stachel- und Schwertfische, Kabeljaus, Klippfische, Schollen, Zungen, Brassen u. a. werden in der Nähe der Küste gefunden, doch ist dem Fischfang bis jetzt noch wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden.

Von den Insekten erwähnen wir nur der Heuschrecken, die oft in ungeheuren Schwärmen das Land verheeren, und den Hottentotten und Buschmännern zur Speise dienen; die wilden Bienen, die sich in Klüften und hohlen Bäumen ansiedeln; die weißen Ameisen, die in den sogenannten sauren Feldern ihre, den Bienenkörben an Gestalt und Größe gleichen Wohnungen errichten, und die Termiten in den Karroogegenden, die jenen

im Aeußern ganz gleich sind, aber nie über der Erde bauen. Den Buschmännern sind diese weißen Ameisen ein angenehmes Nahrungsmittel, die Kolonisten gebrauchen sie, ihr Federvieh zu mästen, und der zellenartige Bau dient ihnen als Brennmaterial. Der schwarze Skorpion ist in manchen Gegenden sehr häufig, sein Stich aber gefährlich, oft tödtlich, und die kleine Sandfliege, die in Menge zu finden ist, wird ungemein beschwerlich. Die Entomologie Südafrikas steht im Verhältniß mit seinem sandigen, dürren Boden und seinen Gewächsen. Die Coleopteren, Tetrameren und Lepidopteren sind selten, solche aber, die in der Erde oder im Sande leben, die sich von Wurzeln, von gefallenen Thieren oder Dung nähren, sehr häufig.

Den größeren Thieren Afrika's, den Löwen, Leoparden, Elephanten, Nashorn, der Giraffe, dem Flußpferd und verschiedenen Antilopenarten, haben wir bereits früher eigene Abhandlungen in unserem Buche der Welt gewidmet, nachstehend folgen die Zebra's, Quagga's, der Schakal und das Warzenschwein, Thiere, die nach jenen die wichtigsten und verbreitetsten des Welttheils sind, und die der Leser auf Tafel 45 abgebildet findet.

Die Zebra's, Dauws und Quagga's oder gestreiften Pferde bilden die dritte Gruppe der Einhufer, und sind von den beiden ersten Gruppen, dem Pferd und Esel, durch eigenthümliche Kennzeichen wesentlich unterschieden. Der Kopf behauptet bei allen drei genannten, unter sich wiederum verschiedenen Thieren, hinsichtlich seiner Länge ein mittleres Verhältniß; der Hals ist stärker, der Nacken gewölbter, der Umfang des Rumpfes ansehnlicher, die Muskulatur gedrungener, der Unterkiefer gerundeter, das lanzettförmige Ohr weiter, die Schulter steht schiefer, und der Widerrist ist höher als am Esel; auch der Huf ist höher, und nach vorn oval, nach hinten fast viereckig. Die Haare des Schweifes und der aufrechten Mähne sind nicht ganz so hart und dick wie bei'm Pferde, allein weniger weich und biegsam wie bei'm Esel. Alle Arten sind zum Theil oder auch über den ganzen Körper symmetrisch schwarz und weiß gestreift, und bisweilen läuft auch zwischen den Streifen eine rothgelbe Färbung über Rumpf und Hals. Die Füße sind allezeit weiß, und das Gebiß verhält sich dem Gattungsbegriffe angemessen. Alle besitzen ausgezeichnet scharfe Sinne, sehen bei Tag und Nacht gleich gut, übertreffen die Pferde der nördlichen Hemisphäre an natürlichem Muth und kommen ihnen hinsichtlich der Schnelligkeit fast ganz gleich. Sie können alle gezähmt und geritten werden, und ihr tückischer, böswilliger Charakter bessert sich, wie die Erfahrung bewiesen hat, bei angemessener Behandlung, und dürfte nach einigen Generationen wahrscheinlich ganz schwinden. Im wilden Zustande gesellen sie sich zwar zusammen, bilden aber keine sehr großen Heerden, und stehen, wie die Pferde der Ukraine, stets unter Leitung eines Hengstes. Einige ziehen Gebirge, andere die Hochebenen zum Aufenthalte vor, und jede Art von ihnen scheint einer besonderen Spezies von Wiederkäuern vorzugsweise zugethan zu sein und die Gesellschaft derselben ausschließlich zu suchen. Unter den gestreiften Pferden ist das Zebra, Equus zebra, am längsten und am genauesten bekannt. Die Gestalt zeichnet sich aus durch Leichtigkeit, Ebenmaaß, feingebaute Füße und mittelgroßen Kopf; nur der Schwanz erinnert an den Esel. Die Grundfarbe des Felles ist weiß, in's Gelbliche ziehend; auf ihr stehen scharf geschieden eine ziemliche große Zahl von Streifen, die über den Kopf theils der Länge, theils der Quere nach geordnet, um das Auge einen Ring bilden. Ueber den Hals laufen acht schwarze Binden, über die Schultern zwei, und über den Leib zwölf, die nach hinten gradweise an Länge abnehmen. Ueber die Hanken laufen horizonte Streifen und eine große Zahl umgibt in Gestalt unregelmäßiger Ringe die vier Füße. Der Bauch und die Innenseite der Schenkel sind weiß. Die Mähne steht senkrecht empor, und erreicht nirgends bedeutende Länge; sie beginnt am vordern Stirnrande, setzt zwischen den Ohren fort, verschwindet auf dem Widerrist und besteht aus abwechselnd schwarzen und weißen Haarbüscheln. Das ächte Zebra findet sich von der Südspitze Afrika's an bis zum südlichen Wendekreis, bewohnt dort die steinigen Gebirge des Innern, und vermeidet sorgfältig alle von Menschen oft besuchte Landstriche. Das Zebra in dem Gebiete der Schangallas, den Gebirgen von Tegla, und des Südens von Abyssinien, scheint eine eigene Spezies zu sein. Seiner Jagd stehen viele Schwierigkeiten entgegen, und besonders erschwert die Unzugänglichkeit der schroffen Gebirge dem Schützen die Annäherung an das aufmerksame, scharfsinnige und flüchtige Thier. Der Dienstbarkeit unterwirft es sich nie oder nur sehr schwer, und benutzt in der Gefangenschaft jede Gelegenheit zum Widerstande. Am Kap hat man schon viele, aber fast stets erfolglose Zähmungsversuche gemacht. Ein reicher Bürger jener Kolonie, erzählt Sparrmann, hatte junge Zebra's aufgezogen und bis zu einem gewissen Punkte, in der Absicht künftiger Verwendung zum Reiten und Fahren, gezähmt. Als er sie zum ersten Male an einen leichten Wagen spannte, geriethen sie in blinde und unbändige Wuth, und stürzten so unaufhaltsam nach ihrem Stalle zurück, daß das Geschirr zertrümmert wurde, der Fuhrmann mit genauer Noth das Leben rettete und für immer die Lust zur Erneuerung des Versuches verlor. Barrow behauptet, daß ungeachtet dieser und ähnlicher Thatsachen die Zähmung wohl möglich sei, nur müsse man mit mehr Geduld und Umsicht zu Werke gehen als die holländischen Bauern der Kapkolonie und nicht vergessen, daß ein von Natur stolzes und muthiges Thier eine andere Behandlung verlange, als ein furchtsames, und durch Schläge und Mißhandlungen wohl zum hartnäckigsten Widerstande, nicht aber zur demüthigen Unterwerfung gebracht werden könnte.

Der Dauw, Equus Burchellii, wurde lange Zeit mit dem ächten Zebra verwechselt. Statur und Größe sind bei beiden ziemlich gleich; die aufrechtstehende kammartige Mähne ist fünf Zoll hoch und schwarz und weiß

gestreift; der Schwanz ist fast pferdeartig, 36 Zoll lang und beinahe bis zur Wurzel behaart; Kopf, Hals und Rücken sind blaßhellbraun, Bauch und Füße weiß. Zahlreiche schwarze Striche, die unten gegabelt sind, überziehen den Körper, und bilden auf dem Gesichte ovale Zeichnungen; über den Rücken läuft ein schwarzer, weiß eingefaßter Längsstreifen, die Füße sind ohne alle Zeichnung, und die Hufe schwarz. Der Dauw bewohnt die Ebenen nördlich vom Gariepflusse und findet sich bis Abyssinien hinauf, wenigstens schmücken die Häuptlinge der Gallas den Hals ihrer Pferde mit Fransen, die aus Streifen von Mähnen des Dauw zusammengesetzt sind. Man findet ihn in zahlreichen Heerden, die von Zeit zu Zeit, sobald die Flüsse und Teiche der großen Binnenebenen versiechen, und mit dem Wassermangel die Vegetation erstirbt, auswandern, und mit Schaaren von Antilopen, verwüstenden Strömen gleich in bebautere Länder fallen, und dort, die unablässigen Verfolgungen der geübtesten Jäger nicht achtend, verweilen, bis die eingetretene Regenzeit ihnen die Rückkehr in die heimathlichen Wildnisse gestattet. Der Dauw ist stark und muskulös gebaut, läßt sich ohne Schwierigkeit bis zu einem gewissen Grade zähmen, bleibt aber immer tückisch und widerspenstig. Eine bemerkenswerthe Thatsache ist die, zwischen den Dauws und Straußen bestehende Geselligkeit; letztere weiden oft mitten in den Heerden der Dauws, ohne Belästigung zu erfahren, und eine fliehende, von Jägern verfolgte Heerde, mit Straußen untermischt, gewährt ein überaus schönes Schauspiel. Sie werden häufig gejagt und mit Speeren und Flintenschüssen erlegt; ihr Fleisch wird von den Eingebornen ungemein geschätzt; einem europäischen Gaumen sagt es weniger zu, da es dem Pferdefleisch durchaus ähnlich ist. — Das Quagga, Equus Quagga, die dritte Art der gestreiften Einhufer, nähert sich dem Pferde durch Form und Verhältnisse der Körpertheile, durch leichtere Gestalt, kleineren Kopf und Ohren, hat aber den Schwanz eines Esels. Die Grundfarbe seines Felles ist braun, dunkler am Kopf und Hals, heller auf dem Rücken, den Seiten, Kreuz und Hanken; der Bauch, die Inseite der Schenkel und die Schwanzhaare sind rein weiß. Neben dem schwarzbraunen Kopf und Hals laufen grauweiße Streifen; auf der Schulter verlieren diese immer mehr ihre deutliche Färbung, und verschwinden ganz in der Gegend des Kreuzes. Ein schwarzer Längsstreifen erstreckt sich über den Rücken bis zum Schwanze. Man findet es am häufigsten in den weiten, den Oranjefluß einschließenden Ebenen, wo es heerdenweise vorkommt, nie aber ein Zebra unter sich duldet. Ein eigentliches Wiehern läßt es nie hören, dagegen einen rauhen, oft wiederholten Schrei, der von Einigen den Sylben Quah — quah verglichen wird und den Namen der Art erklärt. Es ist der Zähmung fähig, und Kapbauern haben öfters gelungene Versuche gemacht, es zum Zuge abzurichten. Hinsichtlich des Charakters weicht es übrigens nicht von seinen Verwandten ab, ist wie diese unbeständig, launisch und widerspenstig, und sucht durch Beißen und Ausschlagen Alles aus seiner Nähe zu vertreiben. Die Kolonisten in Südafrika erziehen sie gern unter den gewöhnlichen Heerden, weil sie muthig auf Hyänen und andere Raubthiere losgehen, diese vertreiben und somit die muthloseren Hausthiere schützen.

Der kapische Schakal, Canis mesomelas, ist in Sitte und Lebensart nicht von dem syrischen Schakal verschieden. Niemals verläßt er freiwillig seinen Schlupfwinkel vor Eintritt der Dämmerung, verbringt aber dann, gesellschaftsweise umherziehend, Nahrung suchend, die ganze Nacht in weiten Streifereien. Dem Aeußern nach ist er den Füchsen verwandter als den Wölfen und bildet das Mittelglied zwischen beiden. In menschenleeren Gegenden nähren sie sich theils nach Art des Fuchses, indem sie schwache Säugethiere und Vögel beschleichen, oder sie gesellen sich in Haufen zusammen, die nicht selten hundert bis zweihundert Köpfe stark sein sollen, und jagen dann gemeinschaftlich auf Antilopen. Auch begleiten sie in gebührender Entfernung Löwen, Panther und andere größere Raubthiere, und fressen, was diese von ihren Mahlzeiten übrig lassen. Die Kolonisten werden öfters von ihnen heimgesucht, nicht selten wagen sie sich sogar in geschlossene Höfe, berauben Hühnerställe und schlecht verwahrte Vorrathshäuser, und verzehren jedes todte Thier, was sie finden. Ist eine Antilope, ein Gnu oder ein Zebra oder Quagga in der Ebene gestürzt, so machen sie den Aasgeiern die Beute streitig oder verzehren sie gemeinschaftlich mit ihnen, und wo man Geier herunterstoßen sieht, sind auch ganze Heerden von Schakals nicht weit vom Platze entfernt. Den Menschen fürchten sie nicht und werden durch ihre Zudringlichkeit in manchen Gegenden zur wahren Landplage. Sie heulen bald einzeln, bald im zahlreichen Chor von Sonnenuntergang bis zum hellen Morgen, und hindern den Ungewohnten an nächtlicher Ruhe durch ihre bald scharfen, bald melancholischen Töne, die nicht selten dem Hülferuf oder dem Schmerzenslaut menschlicher Wesen täuschend gleichklingen.

Das Warzenschwein, Phascochoerus, ist sicher das mißgestaltetste Geschöpf der ganzen Ordnung der Pachydermen. Der ungeheure Kopf mit sehr langem, vorn unverhältnißmäßig breiten Rüssel, die erstaunlich großen Hauer, das tückisch glänzende Auge und die warzenartigen Auftreibungen an den Seiten der Schnauze, so wie die Hautlappen der Wangen vereinigen sich, um ihm ein furchteinflößendes Ansehen zu verleihen. Die Warzenschweine, von denen man zwei Arten, das abyssinische (Ph. aeliani) und das südafrikanische (Ph. aethiopicus) unterscheidet, sind von ansehnlicher Größe, vier bis fünf Fuß lang, und gleichen in den allgemeinen Körperumrissen zwar den Schweinen, sind aber von etwas höherer Statur und verrathen im Baue größere Stärke. Der Körper ist zwar überall mit steifen Borsten bekleidet, scheint aber glatt im Vergleiche mit dem Nacken und Rücken, über welche eine lange Mähne verläuft. In früheren Zeiten war es in der Kapkolonie ungemein häufig und wurde dort „Vlake Vark“ genannt; Sparrmann fand es noch am Sonntagsflusse, gegenwärtig ist es aber auf dem Gebiete der Kolonie nicht mehr

anzutreffen, und selbst an den äußersten Grenzen nur selten zu finden. An der Natalküste ist es dagegen gemein und bricht da selbst am hellen Tage ungescheut in die Pflanzungen ein. Wo es die Feuergewehre kennen gelernt hat, wird es vorsichtiger und wagt sich nur am frühen Morgen oder späten Abend oder in mondhellen Nächten aus seinen Verstecken. Wird es in diesen aufgesucht und angegriffen, so geräth es in die äußerste Wuth und bringt die Jäger nicht selten in die größte Gefahr, indem es pfeilschnell auf sie losschießt, und mit den neun Zoll langen Hauern ihnen den Bauch oder die Schenkel aufzuschlitzen sucht. Auch die muthigsten Hunde weichen vor ihnen zurück, da sie fast immer den kühnen Angriff mit dem Leben büßen müssen. Zu Pferde ist ihnen noch am besten beizukommen, nur müssen die Reiter sattelfest sein und den Speer gut zu handhaben wissen. — Sein Fleisch gleicht ganz dem Schweinefleisch und wird von den Boers, den Hottentotten und den Betschuanas gern gegessen, von den Kaffern aber nicht berührt. — Jung eingefangen und mit zahmen Hausschweinen aufgezogen, sollen sie sich mit diesen kreuzen. — Niedere, dicht verwachsene Büsche, Rohrbrüche und mit vielem Unterholz verwachsene Wälder, durch welche es nur im Falle der Verfolgung rasch durchbricht, sind der gewöhnliche Aufenthalt des Warzenschweins; meistens bewegt es sich nur kriechend und mit eingeschlagenen Vorderfüßen durch das dichte Gebüsch, schiebt sich mit den Hinterfüßen vorwärts, und gräbt in dieser Stellung mit seinen großen Hauern die Nahrung liefernden Wurzeln aus. 19.

Naturgeschichtliche Anekdote.

In einer kleinen hübschen, vor Kurzem in London erschienenen Schrift: „The intellectuality of domestic animals, by Caesar Otway," erzählt und verbürgt der Verfasser Folgendes. „In einer der Mahlmühlen von Tuberakeena bei Clonmell lebte eine Gans, die irgend wie weder Gatten noch Kinder, weder Gänserich noch Küchelchen hatte. Da geschah es, was sehr gewöhnlich ist, daß die Müllerin einer sitzenden Henne eine Anzahl Enteneier unterlegte, die in gehöriger Zeit ausgebrütet waren. So wie die kleinen Enten im Freien erschienen, führte ihr Instinkt sie in's Wasser, und darüber gerieth die Henne in schreckliche Verlegenheit. Mutterliebe trieb sie ihren Jungen nach, und Selbstsucht hielt sie auf dem Lande fest. Plötzlich kam die Gans herbeigesegelt, und nach einem lärmenden Geschnatter, welches in wortgetreuer Uebersetzung so viel hieß als: „überlaß die nur mir!" schwamm sie mit den Entchen auf und ab. Sobald diese an der Wasserpromenade genug hatten, brachte die Gans sie der Henne zurück. Am nächsten Morgen fanden sich die Enten wieder bei dem Teiche ein. Die Gans nahm sie in Empfang, und die Henne gerieth abermals in die gestrige Verlegenheit. Ohne nun behaupten zu wollen, daß die Gans aus Rücksicht für die mütterliche Angst die Henne einladete, so steht doch fest, daß sie nahe an's Ufer schwamm, die Henne auf ihren Rücken sprang und da ruhig sitzend die den Teich auf und nieder schwimmenden Entchen geleitete. Dieß geschah nicht ein vereinzeltes Mal, nein! Tag für Tag stieg die Henne an Bord der Gans und folgte höchst zufrieden und vergnügt ihren Entchen. Eine Menge Menschen strömte herbei, das Schauspiel zu sehen, und das dauerte bis die Entchen verständig geworden, und der vereinten Obhut der Gans und der Henne nicht mehr bedurften. 2.

Das Schaf, seine Rassen und Arten.

(Tafel 46.)

Die Gattung Schaf, Ovis, bildet die dritte Gruppe der Familie der hohlhörnigen Zweihufer, und zeichnet sich von den andern Gruppen dadurch aus, daß die Hörner derselben querrunzelich, spiralförmig gewunden sind, die Gesichtslinie konvex, die Nasenkuppe behaart, und bei allen Arten, deren die Gattung sechs zählt, das Kinn ohne Bart ist. Die wilden Arten haben durchaus abgerundete Körperformen, anliegendes Haar, unter demselben eine kurze, feine, aber dichte Grundwolle, dünne Füße, und sehr große, mehr oder weniger eckige, schmutzigweiße oder gelbliche, spiralgedrehte und seitlich gewendete Hörner. Die Böcke derselben übertreffen den Steinbock an Größe, die weiblichen Individuen kommen nur unserer Hausziege gleich und haben entweder keine, oder nur kleine, zugespitzte, fast senkrechte Hörner. Die Grundfarbe der wilden Arten ist röthlichgrau oder dunkel rehfarben. Alle halten sich heerdenweise zusammen und bewohnen die unzugänglichsten Gebirge. Die Gattung ist über alle Welttheile verbreitet, nur in Neuholland allein ist keine Art heimisch, und die Schafheerden, die sich dort bereits ins Unglaubliche verbreitet haben, sind von Europa eingeführt worden. Im Allgemeinen sind die Schafe furchtsame Thiere, dabei wie viele andere Wiederkäuer ungemein neugierig, keineswegs aber so dumm, wie man gewöhnlich meint, und deßhalb auch unser zahmes Schaf zum Sinnbild der Dummheit gemacht hat. Sie sind mit einem Instinkt ausgerüstet, dessen Aeußerungen oft wie Folgen einer Art von Ueberlegung erscheinen. An Muth übertreffen die Schafböcke die Ziegenböcke bei weitem; oft kämpfen sie mit einander um den Besitz der Weibchen, und wissen in ihre Stöße eine solche Kraft zu legen, daß der Besiegte bisweilen in einen Abgrund gestürzt wird; sie scheuen sich nicht, Hunde und Füchse anzugreifen und oft sogar zu tödten, und in Ländern, wo man die zahmen Schafheerden sich mehr selbst überläßt, als es in Deutschland der Fall ist, entwickeln die Schafe eine Entschlossenheit, die man ihnen kaum zutrauen möchte. — Die bis jetzt bekannten Arten sind: der Argali, der Kuschgar, der Muflon, das Mähnenschaf, das amerikanische Bergschaf und unser gewöhnliches Hausschaf mit seinen Rassen.


46

Der Argali, Ovis ammon, Fig. 1., ein Bewohner Asiens, ist zwar schon seit Jahrhunderten bekannt und soll in den Urzeiten schon von orientalischen Völkern gezähmt gehalten worden sein, ist aber erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Pallas genauer beschrieben worden. Sein eigentliches Vaterland sind die unbewaldeten Bergketten und Hochebenen des mittleren Asiens, vom Altai bis zum Meerbusen von Ochotsk, mithin das eigentliche Sibirien. In Persien, Armenien und auf dem Kaukasus ist er nicht heimisch, wie man irrthümlich glaubte, und ist die als armenischer Argali bezeichnete, dort wild vorkommende Schafart der Kuschgar. Nördlich findet man den sibirischen Argali bis zum 60. Breitengrade. An Größe kommt er dem Damhirsch oder einer kleinen Hirschkuh gleich; ein ausgewachsener Bock mißt in der Länge 6 Fuß und drüber, und steht vorn und hinten 3 Fuß 7 Zoll hoch. Die Hörner des Bocks sind sehr dick, an der Basis dreieckig, aber stumpfkantig, nach vorn platt, quer gestreift, bedecken an der Wurzel das ganze Hinterhaupt, stehen hoch oben, wenden sich anfangs seitlich und rückwärts, weiterhin sind sie nach vorn und auswärts gedreht, runzlich und von braungrauer Farbe; sie werden bis 3½ Fuß lang und erreichen ein Gewicht von 30—40 Pfund; die Hörner des Weibchens sind einfach sichelförmig gekrümmt, selten über einen Fuß lang. Das Vließ ist im Sommer von der Nasenspitze bis in die Kreuzgegend schmutzigweiß, die Seiten und der größte Theil des Bauches sind braun, und über das Kreuz läuft ein brauner Streifen, der das grauweise Hintertheil und den kurzen, nur 3½ Zoll langen Schwanz von dem Rücken scheidet. Im Winter verschwindet die dunklere Färbung, wird weißlich, und nur um die Schwanzwurzel bleibt ein brauner Ring stehen. Die Weibchen sind kleiner als die Böcke, lichter gefärbt, und haben auch den weißen Spiegel nicht auf dem Hintertheile, der den Bock schon in weiter Ferne kenntlich macht. Das Haar des sibirischen Argali ist lang und starr, und unter demselben liegt eine sehr dichte und weiche Wolle. Die Argali's halten sich in Heerden zusammen, nähren sich im Sommer von den üppigen Pflanzen alpinischer Thäler, im Winter von Moos und Flechten. Sie sind ungemein flüchtig und nicht minder geschickt als die Ziegen auf den schmalsten Felsgraten und am Rande der tiefsten Abgründe schnell und sicher dahin zu laufen. Zur Paarungszeit kämpfen die Böcke mit einander, und zwar in solcher Wuth, daß sie nicht selten in die Tiefe stürzen und zerschellen. Die Weibchen werfen zweimal im Jahre, im Frühjahre und im Herbst, ein bis zwei Lämmer, die mit grauer Wolle bekleidet sind und, jung eingefangen, sich leicht zähmen lassen. Die Erwachsenen sind außerordentlich scheu und furchtsam, zugleich aber ungemein neugierig; bei der geringsten Veranlassung ergreifen sie die Flucht, laufen schnell davon, aber mit seitlicher Bewegung, wie die gemeinen Schafe, und bleiben in einiger Entfernung stehen, um sich nach dem Verfolger umzusehen. Die Mongolen und Tungusen, die sie leidenschaftlich jagen, machen sich diesen Charakterzug zu Nutzen, verfertigen eine Art von Puppe, welche der Argali unverwandten Auges betrachtet und schleichen sich in entgegengesetzter Richtung herbei, um das Thier zu berücken. Die Oertlichkeit macht übrigens die Jagd der Argali, die auch mit Hunden betrieben wird, sehr gefährlich, und soll, da die Böcke sich öfters widersetzen und mit gesenktem Kopfe auf den Angreifer losstürzen, vielen Eingebornen das Leben kosten. Das Fleisch wird gerne gegessen, ist jedoch nur im Sommer und Herbst genießbar, da die sparsame und elende Nahrung des Winters vollkommene Abmagerung des Thieres nach sich zieht. Die Felle dienen zur Kleidung, und stehen selbst an Ort und Stelle in ziemlich hohem Preise; aus den Hörnern werden Löffel, Trinkgeschirre ꝛc. gefertigt.

Der Kuschgar oder armenische Argali, Ovis Gmelini, wurde früher identisch mit dem sibirischen Argali gehalten, von Gmelin aber, der sie in Menge auf den höchsten Gebirgen Persiens, und dort an einem Orte den Boden weit und breit mit den im harten Kampfe abgebrochenen Hörnern der Böcke bedeckt fand, als eigenthümliche Art erklärt. Auch in Armenien sollen sie, nach Sir John M'Neills Berichten, ungemein häufig, übrigens von dem eigentlichen Wildschafe des inneren Persiens wesentlich verschieden sein. An Größe gleichen sie den gewöhnlichen Schafböcken, haben rückwärts gebogene, mit den Spitzen einwärts gerichtete, 20 Zoll hohe, starke, dreieckige, tiefgefurchte, weißliche Hörner, kurzes, glänzend kastanienbraunes Haar, und die Böcke einen Streif langer, schwarzer Haare von der Kehle bis auf die Brust herab. An beiden Geschlechtern bemerkt man um die Vorderbeine einen Anfang jener an Manschetten erinnernden Haarkränze, die im Mähnenschafe ihre volle Ausbildung erlangen. — Verwandt mit dem Kuschgar, und eben so häufig mit dem Argali verwechselt, ist das von Eschscholtz zuerst beschriebene Schneeschaf, Ovis nivicola, welches die kamtschadalischen Gebirge bewohnt und auch auf den Kurilen und Aleuten gefunden wird, wohin es wahrscheinlich auf schwimmenden Eisschollen gelangt ist. Es kommt dem gemeinen Schafe an Größe gleich, und unterscheidet sich von dem Argali durch kreisförmig gewundene Hörner und ein rehfarbenes Winterkleid. — Die Kenntniß der wilden Schafe Asiens ist noch immer sehr unvollständig, doch hat man die Hoffnung noch nicht aufgegeben, irgendwo noch den Urstamm unseres so nützlichen Hausschafes zu entdecken. Besonders reich an Wildschafen, unter denen vielleicht noch viele neue Arten sich befinden, sind die Gebirge von Mittelasien. Auf dem 16,000 Fuß hohen östlich von Bokhara gelegenen Hochebenen Pamir lebt das Pamirschaf, Ovis Poli, der Raß oder Rusch der Kirgisen, das schon Marco Polo erwähnt, und welches von Burnes und Wood auch in Bokhara gefunden wurde. Dasselbe erreicht eine solche Größe, daß sein ausgeweideter Körper eine hinreichende Last für ein gewöhnliches Pferd abgab; wegen seiner großen, 3, 4 und selbst 6 Spannen langer Hörner, die den Eingebornen als Gefäße dienen, hat es einen ungemein

schweren Kopf; es ist von graugelber Farbe und bewohnt in großen Heerden die kältesten, von andern Thieren vermiedenen Gegenden. Burnes, so wie Marco Polo, trafen auf ihren Reisen verlassene Lager der Kirgisen, wo aufgeschichtete Haufen der Hörner des Pamirschafes theils gelungene Jagden bezeichneten, theils die Grenzen der Lager andeuteten, zu deren Umzäunung sie verwendet worden waren. Die Kirgisen stellen dem Raß seines Fleisches wegen sehr nach, erlegen ihn mit Pfeilen, und erzählen sogar, daß ein ausgewachsener, in Stücken getheilter Bock zwei Pferdeladungen ausmache. In Nepal, oder vielmehr auf dem Himalajagebirge, kommen noch zwei andere Wildschafe, Ovis Nahoor und Ovis Burrhel, vor, die in kleinen Heerden unter Leitung eines alten Bockes die höchsten, mit Gletschern umgebenen Thäler durchstreifen.

Der **Muflon**, Ovis musimon, wurde früher als das Stammthier des gemeinen Schafes, wenigstens des europäischen angesehen, und mag ehedem über ganz Südeuropa verbreitet gewesen sein, gegenwärtig kommt er aber nur noch auf Korsika und Sardinien vor. Der Muflon, dessen sardinische Name **Mussione** durch Verderbung des griechischen, Wildschaf bezeichnenden Wortes Ophion entstanden sein mag, bewohnt die höchsten Rücken der kahlen Gebirge jener beiden Inseln und hält sich dort in Heerden von ein- bis zweihundert Stück zusammen, die unter Leitung eines alten Bockes stehen. Von dem Argali unterscheidet er sich nur durch seine geringere Größe und dadurch, daß das Weibchen nur selten Hörner hat, die dann ganz klein sind. Er läuft und springt mit der Leichtigkeit des Steinbocks, stürzt sich von großen Höhen auf die Füße herab, nicht aber auf die Hörner, wie Cetti berichtet, und hat in seinen Sitten viel Aehnlichkeit mit der Ziege. Er ist ungemein furchtsam, aber auch außerordentlich scharfsinnig, und merkt die Annäherung des Jägers stets zeitig genug, um sich flüchten zu können. Die Paarungszeit ist im Dezember und Januar und zieht harte Kämpfe unter den Böcken nach sich. Die Weibchen werfen im Mai oder Juni zwei Junge, die der Mutter schon nach wenigen Tagen folgen und von ihr muthvoll vertheidigt werden. Ihre volle Größe erreichen sie erst im dritten Jahre, sind aber schon nach achtzehn Monaten fortpflanzungsfähig. Die Färbung des Muflon ist im Allgemeinen gelb, zieht sich aber theils in Kastanienbraun, theils in Grau, und wird der Rückenlinie entlang immer dunkler. Der Kopf ist aschgrau; Schnauze, Augengegend, Bauch, innere Seite der Gliedmaßen, die Fußenden und die Spitze des Schwanzes sind weiß. Hellgefärbte Spielarten kommen öfters vor. Die Körperlänge des Muflon beträgt 3½, die Schulterhöhe 2 Fuß 3 Zoll; die Hörner des Bockes sind halbmondförmig gebogen, spitzig, zusammengedrückt, an der Wurzel dreikantig, gerunzelt, mit Querringen versehen, bräunlich und 30—32 Zoll lang, das Profil sehr gewölbt, die Ohren mittellang, aufrecht und sehr spitz. Die Weibchen haben in der Regel kaum, oder nur 1—2 Zoll lange Hörner. Die Jungen sind blaßgelb.

Das **Mähnenschaf** oder der **afrikanische Muflon**, Ovis tragelaphus, Fig. 4., hat in seinem Aeußeren eben so viel Verwandtschaft mit den Ziegen als mit den Schafen. Der ausgewachsene Bock mißt nahe an 6 Fuß in der Länge, steht vorn 3½ Fuß hoch und hat 2 Fuß lange gebogene, nicht spiralförmig gewundene Hörner; das Weibchen ist um ein Drittel kleiner und meist ungehörnt. Beide Geschlechter haben kurzes, rothbraunes, weiches, an den Spitzen weißes Haar; der Bauch ist weiß. Unter dem Halse ist eine lange herabhängende Mähne, und an den Vorderfüßen steht im Halbkreise ein langer Haarbüschel, der die Knie wie lange Manschetten umwallt. Das Mähnenschaf ist über ganz Nordafrika verbreitet, wird auch am obern Nil, in Abyssinien und am Sinai gefunden, und dringt gegen Süden bis zum 18° n. Br. vor. Auf den höchsten Felszipfeln des Atlas, hoch über der Region der Wälder, soll es sehr häufig sein. Von den Mauren der Berberei wird es **Audad**, von den Arabern Aegyptens **Kebsch** genannt. An Schnelligkeit, und an der Fähigkeit, die kühnsten Sprünge auszuführen auf den geringsten Vorsprüngen der Bergwände festen Fuß zu fassen, gibt es der Gemse und dem Steinbock nichts nach. Es wird von den Mauren häufig gejagt, und sein Fleisch ist eine Lieblingsspeise derselben.

Das **amerikanische Bergschaf**, Ovis montana, ist in den westlichen Theilen Nordamerikas, besonders auf dem Felsengebirge zu Hause, wo es in kleinen Heerden die höchsten Berggipfel bewohnt, und weit nach Norden hinauf gefunden wird. Es ist etwas größer als der sibirische Argali, hat dicke, schön spiralförmig gewundene 2½—3 Fuß lange Hörner, und im Winter grobes und sprödes, im Herbste kurzes, feines und geschmeidiges Haar. In Sitte und Lebensart ist es dem Argali völlig gleich.

Das **gewöhnliche Hausschaf**, Ovis aries, Fig. 2, ein allgemein bekanntes Thier, das von keiner der genannten, im wilden Zustande vorkommenden Arten, mit Sicherheit abgeleitet werden kann, und hinsichtlich der Gestalt der Hörner, der Größe, Farbe und Bekleidung, je nach Aufenthaltsort, Klima und Behandlung mehr Veränderung erlitten hat, als irgend ein anderes Hausthier. Eine der auffallendsten Veränderungen besteht in der Umwandlung seines Haares in eigentliche Wolle. Alle vorhergenannten wilden Arten sind mit einem langen, rauhen, oft sogar brüchigen Haar bedeckt, zwischen dessen Wurzeln die spiralförmig gedrehten Wollhaare eine mehr oder weniger dichte Schicht bilden. Durch den Einfluß der in verschiedenem Grade betriebenen Kultur hat das zahme Schaf nicht nur das Grannenhaar der wilden Arten fast ganz verloren, sondern auch eine Wolle erhalten, die im günstigsten Falle eine bei keinem wilden Säugethier (außer dem Alpaka) jemals vorkommende Länge erreicht. Klima und Futter mögen vorzüglich beigetragen haben, diese Umwandlung hervorzubringen, und die schafzuchttreibenden Völker der ältesten Zeit mögen schon auf eine ursprüngliche Neigung einzelner Individuen zur Hervorbringung feiner

Wolle aufmerksam geworden sein, und diese, ohne Anwendung jetzt gebräuchlicher Vorsicht, zu erhalten und zu vermehren gesucht haben; was indessen unter angemessenen Klimaten in dieser Beziehung freiwillig von der Natur hervorgebracht ward, oder ohne große Mühe von den Schäfern erlangt werden konnte, ist in Deutschland und im Norden unseres Erdballs nur die Frucht der aufmerksamsten Behandlung und der sorgfältigsten Kreuzung verschiedener Rassen, die man, auf Erfahrung gestützt, künstlich herbeiführte. In den Merino's scheint die Grenze erreicht zu sein, in welcher die Natur die Umgestaltung des natürlichen Typus eines Thieres zu den Zwecken des Menschen gestaltet; zwischen dem Merino aber und dem wenig gepflegten Schafe der menschenarmen Heidegegenden des nördlichen Europa's, liegen eine Menge Zwischenstufen, deren niedrigste sich, hinsichtlich der Wollbildung, wenig von jener entfernt, auf welcher die meisten Wildschafe stehen. Bisweilen wiegt das Grannenhaar so vor, daß die Schafe eigentlich haarige genannt werden könnten. So bekleidet ist unter anderen das kretische oder sogenannte Zackelschaf, **Ovis aries var. stepsiceros**, Fig. 3, das spiralförmig gewundene lange Hörner hat, und in Kreta, Griechenland, Ungarn, der Wallachei 2c. häufig ist, und das Schaf der Bokharen. — Nächst der Bekleidung sind auch andere Körpertheile der Abänderung nach den Rassen unterworfen, besonders die Hörner, die bei einigen, wie beim englischen Schaf, ganz fehlen, bei anderen, wie beim isländischen Schaf, **Ovis aries var. brachyura**, welches sehr klein ist, einen kurzen Schwanz und braunröthliches Blies hat, und auf Island und den Faröern in Menge gehalten wird, vier bis achtfach vorhanden sind, oder auch hinsichtlich der Größe, der Richtung und Krümmung sehr variiren. Auch der Schwanz ist bei den Schafen mannichfachen Abänderungen unterworfen; so hat das tartarische Schaf, **Ovis aries var. steatopygos**, eine große, das Hintertheil umkleidende Fettmasse, welche dem Thiere ein wunderliches Ansehen verleiht und den kurzen Schwanz zwischen den Fettpolstern fast verschwinden macht. Das langschwänzige Schaf, im südlichen Rußland, welches in der Gestalt und den Hörnern dem Zackelschaf gleicht, hat einen so langen Schwanz, daß er auf der Erde schleppt, und am syrischen und ägyptischen Schafe, **Ovis aries var. macrocercus**, besteht der breite, meinst lange Schwanz anscheinend aus zwei durch eine Längsfurche getrennten Fettklumpen, die gewöhnlich 15 Pfund wiegen, bei sorgfältig gemästeten Thieren aber 30—40 Pfund schwer werden, und dann einen unbequemen, vom Thiere mühsam nachgeschleppten oder, wenn der Schäfer sorgsam ist, auf einem kleinen Rädergestell nachgezogenen Anhang bilden. Der die Masse bildende Stoff soll kein eigentliches Fett sein, sondern Aehnlichkeit mit Knochenmark haben und oft anstatt der Butter gebraucht werden. Dieselbe Spielart findet man auch in Arabien und Südafrika, nur sind sie im letzteren Lande mehr grobhaart als wollig. — Auch die Länge der Ohren wechselt in den verschiedenen Rassen; bei einigen sind sie stehend, bei andern liegend, mehr oder weniger kurz, und das Guinea-Schaf, **Ovis aries var. guineensis**, hat lange Schlappohren wie ein Wachtelhund, und zeichnet sich noch durch sehr lange Beine, unter der Kehle befindliche Hautläppchen und langes Haar, bei fast völligem Mangel an Grundwolle aus.

Unter allen Rassen steht die des Merinoschafes, **Ovis aries var. hispanica**, unstreitig oben an. Von den gewöhnlichen Schafen unterscheiden sie sich durch ihre mit Wolle bekleidete Stirn und Wangen, die starken breiten, gleichmäßig vom Kopf abstehenden, in doppelte Spirale gewundene, mit den Spitzen nach außen gerichteten, den Krümmungen nach oft zwei Fuß langen Hörner, den großen Kopf, die wenig konvexe Gesichtslinie, den Ansatz zu einer Kehlwamme, die in Spanien immer als Zeichen einer feinen Rasse gilt, und durch die feine, sich sanft anfühlende, spiralgedrehte, ölige Wolle. Ihr Name soll von trans marinus herkommen, weil die Araber sie übers Meer von Afrika nach Spanien brachten. — In Spanien selbst nimmt man verschiedene Schläge an, deren berühmteste, Cavaste und Negrote, in Estramadura in Heerden von vielen Tausenden vorkommen, und den Hauptreichthum der Landbewohner bilden, die mit ihnen, je nach der Jahreszeit, herumziehen. Der Sovan genannte Schlag zieht jährlich aus Andalusien und Estramadura bis Soria, ja bis in die Pyrenäen und legt Entfernungen von hundert deutschen Meilen zurück. Unter Leitung einiger vollkommen zahmer Widder folgt die Heerde ruhig dem Schäfer, der mehrere Gehülfen unter sich hat und die Richtung und Länge der Tagereisen bestimm. Einige Maulthiere tragen das Gepäck und die Mundvorräthe der Hirten, und eine Meute besonders starker Hunde wehrt die etwaigen Angriffe der Wölfe ab. Eine besondere Behörde, Mesta genannt, regelt diese Wanderungen, welche durch uralte Gesetze begünstigt werden, die nach dem Volksvorurtheile den eigentlichen Grund der Vorzüglichkeit jener Schafe abgeben sollen, dem Ackerbau aber bedeutenden Abbruch thun. Die alten Gesetze verbieten das Reisen auf einer Straße, auf welcher eben Schafheerden wandern, und geben dem Schäfer nicht allein das Recht, alles uneingehegte Land als Weidegrund zu benutzen, sondern bestimmen sogar, daß jeder Grundbesitzer den wandernden Heerden, wenn es verlangt wird, den Durchzug durch seine angebauten Ländereien auf einem 90 Varas (270 Fuß) breiten Raume gestattet.

Außer den drei genannten Schlägen, die man wandernde (transhumantes) nennt, gibt es auch andere, die ihren Wohnort nicht verlassen (estantes), und von diesen zeichnen sich die in den Pyrenäen, die nur den Sommer in den Bergen verbringen und im Winter Schutz in den Thälern finden, durch mindere Empfindlichkeit gegen Witterungswechsel und durch die Reinheit ihrer Wolle aus. Vor der Schur läßt man die Merinos in einem Schwitzhause schwitzen und wäscht die Wolle erst, wenn sie geschoren ist. Das Vließ eines spanischen Merino wiegt durchschnittlich 3—5 Pfund,

und hat auch, wenn es von der feinsten Sorte ist, an der Oberfläche eine schmutzigbraune, fast schwärzliche, durch Staub entstandene Farbe, ist aber innen von der reinsten Weiße. Die Menge der von Spanien ausgeführten Merinowolle beträgt jährlich gegen 9 Millionen Pfund. In Deutschland ist die Schafzucht zuerst in Sachsen vervollkommnet worden. Vor einigen und achtzig Jahren kamen die ersten Merinoschafe als Geschenk Königs Karl III. aus Spanien nach Sachsen. Der Boden und die mehr knappe als reiche Weide in Sachsen sagte diesen Schafen sehr zu, und aus dem spanischen Originalstamm entstand die Elektoralrasse, welche die edelste Wolle, die bis jetzt gefunden wird, liefert, und die der spanische Merinos weit übertrifft, so daß man Elektoralschafe nach Spanien transportirte, um durch Kreuzung die dortigen Rassen wiederum zu veredeln. Von der sogenannten Superelektoralwolle hat ein Vließ den doppelten und dreifachen Werth der spanischen Originalvließe, und das Pfund derselben wird in London nach einem zehnjährigen Durchschnitte mit 7 Schillings (4 fl. 6 kr.) bezahlt. Die folgende Sorte ist die Elektoralwolle, die 4 Sch. 6 P. (2 fl. 42 kr.) in London gilt; ein Pfund der folgenden Sorte, Prima-Wolle, gilt 3 Sch. (1 fl. 45 kr.), während ein Pfund spanische Originalwolle mit 2 Sch. 6 P. (1 fl. 30 kr.) bezahlt wird. — In England, Frankreich, Süd-Rußland, Nord-Amerika und Australien, hat die Schafzucht neuerer Zeit ungemein überhand genommen, und überall hin bezieht man Rassenschafe aus Deutschland, um bessere Wolle zu erzeugen. In den betriebsamen und hochcivilisirten Staaten der heutigen Welt ist das Schaf von solcher Bedeutung geworden, daß die Regierungen selbst die größten Opfer bringen, um seine Zucht zu verbessern; auf Schäfereien wird in manchen Staaten mehr verwendet, als auf Schulen, und ein guter Schafmeister wird besser besoldet als ein Schullehrer. Vom staatswirthschaftlichen Gesichtspunkt aus wird auf die Zahl der Schafe und deren Ertrag ein größeres Gewicht gelegt, als auf die sich mehrende Zahl der Landeskinder, und es erfreut sich einer reichen Literatur, die nur mit ihm sich beschäftigt. 17.

Die Jagd auf Meergeflügel auf der schottischen Insel Sanct Kilda.

Die nördliche und nordwestliche Küste von Schottland sind, wie uns ein Blick auf die Landkarte zeigt, von einer ungemein zahlreichen Schaar von Inseln und Eilanden verschiedener Größe umsäumt, die in ferner Vorzeit irgend eine ungeheure Naturgewalt vom großen Hauptlande losgerissen und in die grüne, schrankenlose See hineingesät zu haben scheint. Die bedeutendsten dieser Inselgruppen sind die Hebriden oder Western-Isles, etwa 300 an der Zahl, mit einem Gesammtflächenraume von mehr als 160 Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von nahe 80,000 Köpfen aus rein gälischem Stamme; ferner die Orkneys oder orcadischen Inseln und die Schottlands-Inseln; die erstern nur durch die schmale Pentlands-Föhrd vom schottischen Hauptlande getrennt, aus 67 Eilanden und Inseln mit 28 Quadratmeilen Flächenraum etwa 29,000 Seelen; letztere eine Gruppe von 86 Eilanden mit einer Gesammtfläche von 46 Quadratmeilen und nahezu 30,000 Einwohnern. Inmitten eines ewig stürmischen Meeres gelegen, unter einem feuchten, kalten, fast immer trüben Himmel, sind diese Inseln ein höchst unwirthlicher Aufenthalt, und darum auch nur theilweise bewohnt. Die Natur aber hat den armen Bewohnern trotzdem eine treue, innige Heimathliebe eingeimpft, und die ärmliche Umgebung, die Dürftigkeit ihres heimischen Bodens, der keinen Baum trägt, sondern nur spärliche Sträucher und einen reichen Graswuchs auf dünner Erdschichte, die selbst des fleißigen Ackermanns Arbeit mit kaum zwölffacher Ernte an schwarzem Hafer und Buchwaizen, — hat im Gemüthe der gemeinsamen Bewohner jene schönen Tugenden der Urvölker geweckt: Gastlichkeit, Offenheit, Treue, Genügsamkeit, Zucht, Sittenreinheit und herzliches Familienleben, die in anderen, reicher begabten Ländern so häufig dem verschlimmernden, theilenden Einflusse der Civilisation weichen. Die gütige Natur hat an Manchfaltigkeit und Fülle thierischer Geschöpfe das ersetzt, was sie an Pflanzenleben ihren Bewohnern versagen mußte. Die seichten Gewässer, welche diese Eilande trennen, sind von zahllosen Fischen belebt, die zuweilen noch durch die aus dem höheren Norden kommenden Wanderzüge der Häringe, Kabeljaue und anderen Bewohnern der Polarmeere vermehrt werden. Das zahlreiche Geschlecht der Robben sucht die flachen Küstentheile und Eilande heim, und die nackten Felsgipfel, welche sich oft mehrere tausend Fuß hoch in starrer Majestät aus dem Meere erheben, sind die Horste und Brutplätze jener Millionen geflügelter Wesen, die den Ocean der nordischen Zone beleben, und den Bewohnern Fleisch, Fett, Dunen und reiche Waidmannsfreude bescheeren. Die Mittelschicht der Inseln aber, haidebewachsene Moore oder Berghalden, bieten der Viehzucht ein weites, ergiebiges Feld, und so sehen wir denn selbst unter dem ungastlichen Nebelhimmel jener Strecken, welche uns die alten Erdbeschreiber als das ultima Thule schildern, ein zwar schmutziges und rohes, aber biederes, treuherziges, fleißiges und fröhliches Geschlecht wohnen, das — zugleich ein Fischer-, Jäger- und Hirtenvölkchen — auch im unwirthlichen Norden noch Gewerbfleiß und reinen Sinn für Häuslichkeit, Dichtkunst und praktische Kenntnisse hat, und zu dem zufriedensten und harmlosesten der Stämme gehört, die das britische Königsscepter regiert.

Wenig ist uns bekannt von dem Leben und Treiben dieser Inselbewohner, wenig von der Natur, welche sie umgibt, denn des Menschen Wißbegier und Forscherdrang lenkt seinen Blick weit lieber der Sonne und der wuchernden Fülle der Länder in der Nähe des Aequators und derer der gemäßigten Zone zu. Aber eben darum dürfte es doppelt verdienstlich sein, das zu sam-

meln, was wir Genaues von jenen Inseln wissen, und die Theilnahme der Freunde der Erdkunde und Naturgeschichte auch auf diejenigen Schätze und Eigenthümlichkeit zu lenken, in welchen die reiche Mutter Natur dort ihre Fülle, ihre Liebe und Milde, und ihren unversiegbaren Schöpferdrang offenbart. Von jenen größeren drei Inselngruppen werden wir je einzeln noch später in eigenen Aufsätzen handeln; für jetzt wenden wir den Blick auf eine der Inseln, in welcher sich die berührten Kontraste zwischen der Armuth des Pflanzen- und dem Reichthum des thierischen Lebens beinahe am auffallendsten kundgibt, auf die schottische Insel Sankt Kilda.

Mitten im Ocean, noch weit westlich von der Gruppe der Hebriden gelegen, zu welcher es noch gezählt wird, liegt dieses Eiland, ein steiler Felsenkegel von zerklüftetem Bau, vereinsamt im nebeligen Meere. Kaum hundert Menschen bewohnen seinen Flächenraum von etwa ⅓ Q.M., dessen höchste Spitzen den Meeresspiegel um 3000 Fuß überragen. Die Jagdliebhaber, welche St. Kilda besuchen wollen, müssen sich so frühzeitig von der Heimath aufmachen, daß sie spätestens in der vorletzten Woche des August in den Häfen von Belfast in Irland, oder von Greenock, Ayr oder Kilbride in Schottland eintreffen, wo sie beinahe allwöchentlich Verbindungen mit den Hebriden oder mit St. Kilda direkt treffen, wenn sie es nicht vorziehen sollten, von Liverpool, Leith oder irgend einem andern Hafen aus in einer eigens gemietheten Sloop sich dorthin auf den Weg zu machen. Die Fahrt von der schottischen Küste aus währt gewöhnlich drei bis fünf Tage, zuweilen auch noch länger, und wird desto unruhiger, je länger man sie in die Zeit der Tag- und Nachtgleiche hinein verschiebt. Der Jäger, der einen längeren Aufenthalt Behufs der Jagd auf Meergeflügel auf St. Kilda oder den Hebriden beabsichtigt, hat sich vor Allem mit mehreren langen Doppelflinten zu versehen, welche ein möglichst großes Kaliber schießen, wenn sie auch zum Freihandschießen nicht besonders tauglich sein sollten. Ferner wird er immer gut thun, wenn er noch eine Büchse oder Büchsflinte mitnimmt, um nöthigenfalls einen Delphin oder eine Robbe erlegen zu können, welche ihm sehr häufig vorkommen werden. Gutes Pulver und Schrot von allen Größen darf natürlich nicht fehlen. An den Gewehren muß eine besondere Vorrichtung von Leder oder Kautschuck angebracht werden, um sie gegen die Feuchtigkeit zu schützen, die besonders durch den Spritzschaum der Wellen sehr bedeutend ist. Auch Kugeln für die verschiedenen Kaliber seiner Gewehre dürfen nicht fehlen, da man oft Raubvögel aus der Höhe von Klippen herunter zu holen versucht ist, zu welchen kein Schrot mehr emporträgt. Schon in hoher See und ehe er noch St. Kilda zu Gesicht bekommt, wundert sich der Reisende über die Menge von Vögeln, welche das Meer beleben, und verspricht sich eine dankbare Jagdbeute. Tüchtig herumgeschickt vom stürmischen Ocean dieser hohen Region, bekommt der Reisende endlich die Insel zu Gesicht, und fragt sich erwartungsvoll, an welchem Punkte des riesigen Felskegels man denn wohl zu landen im Stande sein werde; erst in nächster Nähe gewahrt er, daß die hohen Felsenmauern sich an einer Stelle etwas verschieben, oder besser gesagt, zu einem kleinen Schlupfhafen öffnen, welcher den einzigen Ankergrund der Insel bildet. Ein kleiner, schmaler Strand macht sich im Schooße der Bai durch seinen gelben Sand bemerklich, besetzt von Booten, die entweder müßig liegen oder vom Fischfange heimkehren, oder endlich sich zu einem neuen Auszuge rüsten. Sobald das fremde Fahrzeug sich der Insel nähert, tanzt ihm eines der leichten, eleganten Fischerboote entgegen, und bringt den Lootsen an Bord, der allein das größere Fahrzeug über die Barre des Schlupfhafens zu bringen weiß. Die Einzelnheiten der Insel zeigen sich jetzt dem Ankömmling; steil steigen die Felswände aus den tosenden Wogen, und bieten große Spalten und Klüfte dar, welche der Kunstfleiß der Eingeborenen in ziemlich rohe Straßen und Wege verwandelt hat. Der Gipfel des Hochplateau's wird von den Eingeborenen eingenommen, welche zugleich Fischer, Vogelfänger und Ackerbauer sind. Ein einziges kleines Dörfchen enthält die Einwohnerschaft der Insel. Der Boden ihres Eilandes ist dünnkiesig und unergiebig, und muß erst mit ungeheurer Mühe durch den Gewerbfleiß der Eingeborenen befruchtet werden. Die Wohnungen der Eingeborenen bestehen aus Steinmassen, welche ziemlich wirr und unordentlich über einander gethürmt sind, und nicht einmal durch Mörtel oder ein anderes Bindemittel vereinigt sein sollen; die Dächer sind meist ganz flach oder nur etwas Weniges geneigt, um desto leichter den Stürmen widerstehen zu können, welche den größten Theil des Jahres hindurch die Insel umtosen. Die Viehzucht ist ebenfalls eine Erwerbsquelle der Einwohner. Hauptsächlich züchtet man Schafe, die hier sehr gut gedeihen, und im Verein mit dem Meergeflügel, das hier in zahllosen Massen gefangen wird, das Hauptnahrungsmittel der Einwohner bilden. Die Scheidung der Einwohner in drei verschiedene Stände ist indeß durchaus nicht so streng, wie sie von früheren Reisenden geschildert worden ist; vielmehr betreiben sämmtliche drei Gewerbe gleichzeitig, wie es die Jahreszeit und ihre Muße mit sich bringt. Nur einige wenige Familien widmen sich ausschließlich dem abentheuerlichen und gefährlichen Berufe des Vogelfangs, der besonders den Fremden höchlich interessirt. Die Gestaltung der Küste der Insel ist allerwärts sehr steil, die Felswände sehr hoch, und mannigfach beinahe senkrecht abfallend, einzelne derselben gegen 2500 Fuß aus dem Meere ragend. In den Klüften und Spalten dieser Klippen nun nistet eine beinahe endlose Mannigfaltigkeit von Meeresgeflügel. Die Wogen, welche beständig an den Fuß der Felsen schlagen, unterwühlen die Küste oft so stark, daß gewaltige Felsmassen überhängen und von unten ganz unzugänglich sind. Diese Stellen sind besonders beliebte Brutplätze der Meeresvögel, die hier auch wirklich vor jeder Verfolgung sicher, ihre Nachkommenschaft aufziehen könnten, hätten sie es in den Vogelfängern von St.

Kilda nicht mit Feinden zu thun, welche keine Gefahr zurückschreckt. Welcher kaltblütige Muth gehört dazu, sich vom Rande einer Klippe von solcher Höhe an schwankem Tau herabzulassen, in die unergründliche Leere unter sich hinabzuschauen, von der Gefahr bedroht, hinunter zu stürzen, um an den Felsen zu zerschellen oder auf Nimmerwiedersehen in den thurmhohen Wellen der Brandung zu versinken, welche mit der Wuth eines Orkans so weit unter ihm tosen, daß er nur noch eine weiße Schaummasse sieht! Und demnach ist jener kalte Muth unter diesen Insulanern so gewöhnlich, daß man Jung und Alt beinahe alltäglich auf diese Weise 3 bis 400 Fuß unter dem Rand der Klippen auf schwankem Seil zwischen Himmel und Erde schweben sieht, um die verschiedenen Bewohner der Felsspalten: den Kormoran, die Seeschwalbe, Möve, Eidergans, Schottengans (Sula bassana) u. s. w. in ihren Nestern heimzusuchen und ihrer Jungen und Eier zu berauben. In der Brutzeit sind diese Felsen besonders belebt und der Schauplatz einer Regsamkeit, die nicht allein von den Menschen, sondern auch von den Vögeln selbst herrührt. Auch unter den letztern geht es nicht ohne Streit und heftige Kämpfe ab, denn manche von ihnen sind zu träg, sich selber Nester zu bauen, und suchen daher andere daraus zu vertreiben. Dies ist besonders unter dem Mövengeschlechte sehr häufig, und der arme Vogel, der durch den stärkeren Eindringling aus seinem Heimwesen vertrieben ist, scheint in trüben Gedanken neben seinem Neste zu sitzen, in welchem es sich der Feind so wohl sein läßt. Nicht immer aber läßt sich der Schwächere so leicht vertreiben, und häufig setzt es herbe Kämpfe, an welchen ganze Schaaren verschiedener Meeresvögel Theil nehmen. Der Anblick einer Klippe, die auf diese Weise ganz mit brütenden Vögeln bedeckt ist, macht einen äußerst angenehmen, keineswegs uninteressanten Eindruck, und die Vögel, die so auf den verschiedenen Schichten und Reihen der Felsenwände sitzen, und überall die weiße Brust herausbieten, erinnern unwillkürlich an die in Reihe und Glied stehenden Glasflaschen und Salbenbüchsen eines Apothekerladens.

Ein kleines Eiland an der schottischen Küste, die sogenannte Baß-Insel, die kaum eine englische Meile im Umfang hat, ist während der Monate Mai und Juni auf ihrer ganzen Oberfläche mit den Nestern, Eiern und Jungen von Seevögeln so bedeckt, daß man kaum vor ihnen gehen kann. Die Flüge dieser Seevögel verdunkeln beinahe die Luft wie eine Wolke, und verursachen einen solchen Lärm, daß man kaum sein eigenes Wort hören kann. Blickt man von einer der steilen Felshöhen auf das Meer herab, so scheint es über und über bedeckt von einer Unzahl Vögel der verschiedensten Arten, die sich hier ihre Beute suchen. Umsegelt man die Insel, so sieht man an ihren überhängenden Felsklippen in jeder Ritze oder Spalte unzählige Vögel von verschiedenen Arten und Größen, mehr als Sterne am Himmel in einer reinen, heiteren Nacht, und die ganze Insel erscheint aus der Ferne wie ein ungeheurer Bienenkorb, so sehr ist sie von ihren geflügelten Bewohnern umschwärmt. Das Gleiche gilt auch von St. Kilda, dessen Einwohner im Durchschnitte jährlich 23,000 Vögel verzehren, die Unzahl der gesammelten Eier gar nicht zu rechnen. Sie bilden beinahe das Hauptnahrungsmittel der Einwohner das ganze Jahr hindurch, und man kann aus dieser Summe auf die Unzahl von Thieren schließen, welche sich zu jeder Brütezeit hier einfinden. Vögel und Eier werden von den Einwohnern in pyramidenförmigen, steinernen Gebäuden aufbewahrt und mit Torfasche bedeckt, um die Verdünstung ihrer Feuchtigkeit zu verhindern. Mag auch diese Kost keine sonderlich schmackhafte sein, so schmeckt sie doch gewiß, wenn das Sprichwort wahr ist, daß die mit der meisten Gefahr verdiente Mahlzeit auch die schmackhafteste sei. Unmöglich macht man mit Worten eine entsprechende Schilderung der Mühe und Gefahr, welche es diese Menschen kostet, sich ihre Wintervorräthe von Vögeln und Eiern anzulegen. Gewohnheit und natürliches Geschick setzen sie in den Stand, ihren Zweck besonders auf zweierlei Weise zu erreichen, indem sie entweder von unten auf diese hohen Vorgebirge erklettern, welche beinahe so steil sind, wie eine Wand, oder indem sie sich an Tauen von oben herunter lassen. Klettern sie von unten hinauf, so führen sie eine starke Stange von 16 — 18 Fuß Länge mit einem eisernen Haken an der Spitze, welchen die Untenstehenden an den Gürtel eines Mannes befestigen, um ihn so auf die höchsten Stellen zu schieben, wo er noch Fuß fassen kann; auf diese Art hilft einer dem andern, und die Obenstehenden leisten ebenfalls den Nachkommenden mit ihren Stangen Beistand. Haben sie den Rand einer Klippe erreicht, wo sie Vögel finden, so nehmen sie ein starkes Tau, und befestigen es sich gegenseitig um den Leib, damit der Eine, der unglücklicherweise ausgleiten würde, doch noch von den Andern gehalten werden könnte. Jedenfalls ist diese Art die gefährlichere, und selten vergeht ein Jahr, wo sie nicht mehrere Opfer kostete. Da aber manche Felsen von unten gar nicht bestiegen werden können, so müssen sich die Vogelfänger mittelst Tauen an ihren Wänden herunterlassen. Ein solches Tau ist 3—400 Fuß lang, aus starkem Rindsleder gemacht, das besonders für diesen Zweck zubereitet und in drei Strängen von gleicher Länge rundgeschnitten wird. Diese werden sodann zusammengeflochten und mit einer äußeren Hülle von Schafleder umgeben, damit sich das eigentliche Tau nicht so schnell zerreibe. Auf diese Art kann das Tau, das sehr dauerhaft ist, und sich gewöhnlich durch mehrere Geschlechter fortvererbt, ein sehr bedeutendes Gewicht tragen. Es ist das werthvollste Besitzthum eines solchen Insulaners, vererbt sich gewöhnlich nur auf den Erstgeborenen fort, und macht das Mädchen, das ein solches Tau besitzt, zur gesuchtesten Parthie. Der Vogelfänger, welcher herabgelassen werden soll, setzt sich auf das kleine Querholz, das am einen Ende desselben angebracht ist, schlingt sich das Tau einige Mal um den Leib, und wird von seinen Gefährten daran an den Abhängen hinuntergelassen, indem diese ein Stück Holz über den Rand des

Abgrundes legen, damit die Klippe nicht mit ihren scharfen Kanten und Ecken das Tau zerreißt. In der einen Hand führt der Mann am Tau einen langen, starken Stab mit eisernem Haken und Spitze, am Leibe hängt ihm ein Sack von Segeltuch, zur Aufnahme der Beute bestimmt; längs des Haupttaues laufen noch einige dünnere Stränge, mittelst deren der Vogelfänger seinen Gehülfen oben die nöthigen Signale gibt, oder die gemachte Beute hinaufsendet. Im Gebrauch dieses Tau's legen die Vogelfänger in der Regel eine überraschende Geschicklichkeit an den Tag. Mittelst ihrer Füße und des Stocks, den sie in der Hand führen, schwingen sie sich in allen Richtungen an einer Felsenwand hin und her und in die engsten Spalten und Klüfte hinein, in welchen sie besonders auf dankbare Ausbeute rechnen dürfen, und nur selten verunglückt einer derselben, der ein gutes Tau hat und sich seiner geschickt zu bedienen weiß.

Außer dem Gewinn, welchen den Vogelfängern diese Art von Jagd bietet, ist es besonders noch der Lohn, den sie von reichen Jagdliebhabern aus England und Schottland für die Begleitung derselben auf Jagdausflügen bekommen, und der rein menschliche Ehrgeiz und Stolz auf ihr gefährliches Gewerbe, welches sie dieses so lieb gewinnen läßt. Sobald nämlich der fremde Jäger auf der Insel angekommen ist, und in einem der armseligen Häuser ein kleines Stübchen mit nackten, unbetünchten Wänden und einem großen Kamin gefunden hat, so geht seine erste Sorge dahin, sich mit einigen tüchtigen Vogeljägern in Beziehung zu setzen, damit ihm diese sowohl die ergiebigsten Standorte und Brutplätze nachweisen, als auch eine Bootsmannschaft auffinden, auf welche er sich verlassen kann. Der Vogelfänger erhält für seine Mühe 2 — 2½ Kronen per Tag, jeder Ruderer 2½ — 3 Shl. Sterl. Das erste, was der Jäger dem Ankömmling verschafft, ist das Vergnügen einer Strandjagd auf Papageienalke und andere Alkenarten, die man gewöhnlich um die Zeit der Ebbe auf den zu Tage stehenden Felsbänken oder Strandflächen antrifft. Das Boot, bemannt mit vier Ruderern und drei bis vier Schützen läuft mit Anbruch der Ebbe aus, und nähert sich der ersehenen Stelle unter dem leichten Drucke eines halbgerefften Segels und der Ruder. Ist man dem bestimmten Platze bis auf die Entfernung einer halben englischen Meile nahe gekommen, so wird das Segel so geräuschlos wie möglich eingebunden, und das Boot langsam dem Strande genähert, wobei man die Vorsicht gebraucht, dem Wilde den Weg in die hohe See abzuschneiden. Ist es nämlich einmal über die Brandung heraus, so ist bei der großen Fertigkeit der Alke im Schwimmen und Tauchen gar nicht daran zu denken, diese Vögel wieder zum Schusse zu bringen, wenn sie einmal den Strand verlassen haben. Hat man ihnen dagegen die Flucht seewärts abgeschnitten, so flattern sie bei ihrem schweren Fluge noch lange an den Felswänden hinauf und suchen ihre Nester, wobei ein leidlicher Schütze Stunden lang noch immer Beschäftigung für seine Flinte findet. Ist man mit dem Boote auf Flintenschußweite nahe gekommen, und ist es insbesondere gelungen, noch innerhalb der Widersee (Brandungslinie) anzulegen, so verhält man sich eine Weile ganz ruhig, um die Vögel sicher zu machen, die gewöhnlich in Schaaren hier hocken. Zwei der Bootsleute ziehen ihre Ruder ein, und haben die Reserveflinten zu laden; die Schützen liegen schußfertig hinter dem Schambeck, bereit, auf den ersten Wink des Vogelfängers zu feuern. Dieser gibt den Befehl, sobald er die Vögel gehörig beruhigt glaubt, und die erste Salve ist in der Regel entscheidend. Kaum aber erdröhnen die Schüsse an den Felsenwänden, so flattern Tausende von Vögeln erschreckt und mit betäubendem Geschrei aus allen Ritzen und Spalten des Felsens hervor, und suchen entweder das Weite oder die schützenden Spitzen der Klippen. Jetzt erst beginnt die regelmäßige Jagd. Zuerst fallen diejenigen, welche vor Schreck oder Bestürzung ihr Nest nicht mehr finden können, und unter diese gehören zumeist die Alke und Tölpel, dann aber auch die Eiderenten und Schottengänse, sodann besonders Möven und einige der kleinen Seeschwalben oder Sturmvogelarten, welche vom Geschrei der übrigen aus der See herbeigelockt werden und nun ebenfalls ihren Nestern zuflattern. Länger als eine halbe Stunde dauert jedoch selten die Jagd; man sammelt das erlegte Geflügel, das theils auf den Felsen liegt, theils auf den Wellen treibt, und macht sich nun nach einer andern Stelle auf den Weg, um wo möglich noch einmal zum Schusse zu kommen, bevor die Ebbe verrinnt und die eintretende Fluth an die Heimfahrt mahnt. Im günstigsten Falle kommt man auf diese Art etwa drei Mal nach einander zur Strandjagd, denn die Vögel sind ausnehmend scheu, sobald sie einige Mal durch Schüsse verscheucht worden sind. Auf der Heimfahrt sucht es der Vogelfänger möglich zu machen, daß man noch einige Robben zu Schusse bekomme, die gewöhnlich an solchen Stellen der Felsen liegen, wo diese vom Meere ausgewaschen oder unterwaschen sind, und theilweise prächtige Hallen bilden, in welchen das Brausen der Wogen wie Orgelton wiederhallt. Man findet diese Robben hauptsächlich auf der Südseite der Insel, weil sie gerne der Sonne nachgehen. Die beste Zeit, sie zu überraschen, ist der Mittag, es gehört jedoch schon ein tüchtiger Schütze und ein sicheres Gewehr dazu, die größern Robben auf den Kopf oder auf den Stich zu treffen, daß sie sogleich liegen bleiben; sind sie nämlich nicht ganz schwer verwundet, so tauchen sie blitzschnell, und sind dann auch kaum mehr durch die Harpune zu bekommen.

Minder mörderisch aber unterhaltender ist die Kreuzfahrt längs der Klippen, wo man nie um Wildpret verlegen sein darf. Je höher und steiler die Felswand, desto mehr Wildpret bietet sie dar, aber um so stärker ist auch in der Regel die Brandung, welche eine Annäherung verbietet, und desto länger müssen daher auch die Gewehre, desto größer muß ihre Tragweite sein. Die unterhaltendste Jagd bleibt jedoch immer eine Art Pürschjagd oder Strichjagd auf der Krone der Felsen. Erste

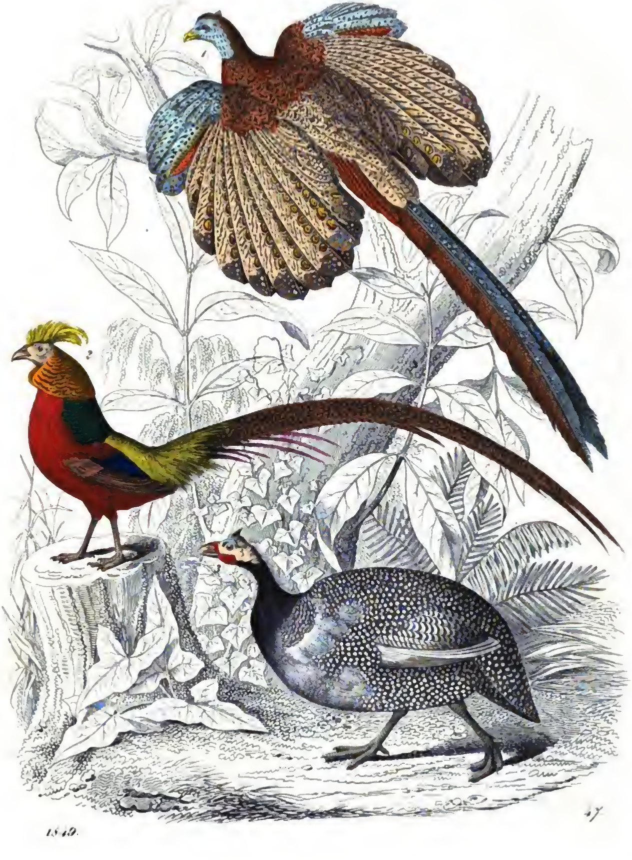
Bedingung dafür ist jedoch windstilles Wetter und einige Uebung im Klettern, denn bei heftigem Winde ist nicht nur beinahe jeder Schuß vergeblich, sondern auch der Schütze in beständiger Gefahr, vom Winde ergriffen und über den Rand der Felsen hinuntergeführt zu werden. Man hat auf St. Kilda eine Art kleiner Wachtelhunde, welche vorzüglich klettern, und besonders diejenigen Vögel und Nester aufzufinden wissen, welche dort oben auf der Oberfläche der Felsen zu treffen sind, und sich unter der dürftigen Vegetation derselben versteckt halten.

Was nun das Wild selber anbelangt, so würde es uns zu weit führen, wollten wir diese Vögel alle einzeln aufzählen und nach ihren Gewohnheiten, Sitten und Lebensweisen schildern. Es genüge zu sagen, daß hier fast alle Meeresvögel nisten, welche der nördlichen Hälfte der alten Welt angehören. Zuweilen verliert sich der Albatros, dieser Bewohner der südlichen Erdhälfte, sogar bis hieher in diese hohen Breiten, und wird von den Insulanern erlegt, wenn er den fliegenden Fischen nachsetzt, die seine Lieblingsnahrung bilden. Sodann sind es die Sturmvögel, welche hier in ihren verschiedenen Spielarten vorkommen, und wie die Möven für die Vorboten von schlechtem Wetter gelten. Seltsamerweise hört man den Schrei der Sturmvögel, wenn sie nicht erschreckt oder gejagt werden, nur bei Nacht, wo er sehr durchdringend, anhaltend und gellend klingt; sie werden nur selten am Lande gesehen und geschossen. Ferner sind es die Alkenarten, besonders Alca arctica, Alca torta, und die seltenern Alca impennis, welche hier getroffen werden. Daß es nicht an allen Arten von Möven, Tölpeln, Tauchern, Seeschwalben und Lummen fehlt, versteht sich von selbst. Eiderenten und Schottengänse, Pinguine, mehrere Entenarten, Seeraben u. s. w. fehlen ebenfalls nicht, und eine Unzahl anderer Vögel, welche hier ziemlich häufig geschossen werden, sind nach dem heutigen Standpunkte der Ornithologie nicht einmal zu bestimmen.

Von Mövenarten zählt man nicht weniger als vierzehn, und sie sind so zahlreich, daß man seine Zeit nicht besser vertreiben kann, als indem man sie wegschießt. Zu diesem Zwecke bedient man sich langer Entenflinten und des gröbsten Schrotes. Da sie aber ziemlich scheu sind, so nimmt man gewöhnlich seine Zuflucht zu einer kleinen List, um sie einfallen zu machen. Man nimmt nämlich eine ausgestopfte Möve mit ausgebreiteten Flügeln, welche man an einen starken Bindfaden von 20—30 Ellen Länge gebunden hat, und wirft sie vom Verdeck aus in die See. Sobald sie einfällt, fliegen auch die andern Möven auf Schußweite heran, und können so leicht erlegt werden. Manche Vogelsteller von St. Kilda und den Hebriden besitzen eine besondere Geschicklichkeit in der Nachahmung des Rufs der verschiedenen Vögel, welche man in diesen Gewässern trifft, und locken sie dadurch fast immer mit Erfolg zu sich heran, denn jeder Laut, der dem Rufe eines Seevogels gleichkommt, lockt Möven oder Tölpel herbei. Der Instinkt der meisten Seevögel, besonders aber der Sturmvögel und Möven treibt sie, wie schon gesagt, beim Herannahen eines Sturmes landwärts. Die Einwohner der Hebriden, Shetlands-Inseln u. s. w. wissen sich dieß recht zu Nutze zu machen. Sobald nämlich ein Sturm heranzieht, den diese Vorboten unzweideutig verkündigen, begeben sie sich mit ihren Gewehren an den Strand, und erlegen eine Menge von Vögeln, welche erschöpft aus der See heimkehren, und ihnen auf diese Weise zur leichten Beute werden. Gewöhnlich bricht der Sturm los, ehe es noch möglich ist, das erlegte Geflügel mit Booten aufzusuchen, allein man läßt es auf den Wellen treiben, bis das Meer wieder ruhig geworden ist, und findet es selten mehr als eine Meile vom Lande weggetrieben. Der Jäger, der Zeit und Geld hat, einige Wochen auf St. Kilda der Jagd obzuliegen, wird eine Quelle überreichen Vergnügens in einem Aufenthalte daselbst finden, denn er sieht nicht nur eine Menge der interessantesten Geschöpfe in ihrem natürlichen Zustande, die ihm selbst in den meisten Menagerieen nicht einmal zugänglich sind, sondern er kann bisweilen sogar noch das Vergnügen, einen Walfisch zu sehen, mit in den Kauf nehmen. Der Potfisch und Nordcaper erscheinen nämlich zuweilen in der Nähe von St. Kilda, und lassen ihr Schnauben und Pusten stundenweit hören. Auch das Walroß verirrt sich zuweilen unter die ausgewaschenen Felsen der Küste dieses Eilandes, und verscheucht auf Augenblicke die kleineren Robbenarten, die sich dort herumtummeln.

Seltsam ist es immerhin, daß man in England die Erfahrung gemacht hat, daß trotz all der seltenen Genüsse und reichen Ausbeute, welche ein derartiger Besuch von St. Kilda dem Jagdliebhaber gewährt, dieser doch selten von denjenigen wiederholt wird, welche schon einmal dort waren. Was mag wohl der Grund hiefür sein? Müssen diese Genüsse mit allzu großen Strapazen erkauft werden, oder wird der Aufwand an Zeit, Geld und Mühe in den Augen der Mehrzahl der englischen Jagdliebhaber durch die gewonnene Ausbeute nicht aufgewogen? Die Jagdliebhaber Englands sind meistens sehr reiche Herren und an Genüsse aller Art gewöhnt, welche das rauhe, unwirthliche St. Kilda nicht gewähren kann; was kümmert einen solchen Herrn in der Regel der Gewinn, welchen die Naturwissenschaft aus einem solchen Aufenthalte ziehen könnte? Ist er daheim in seinem Schloß auf dem schottischen Hochlande oder in den irischen Mooren, so erwartet ihn bei der Heimkehr von einem ermüdenden Pürschgange die behaglichste Wohnung, die reichlichste Küche, die fröhlichste Gesellschaft — lauter Behaglichkeiten und Genüsse, auf welche er während seines Aufenthalts auf jener einsamen Insel verzichten muß. Auf St. Kilda bieten sich ihm nur Fische, thraniges Wildgeflügel und Schöpsenfleisch, statt der feinen Gemüse nur Tang, statt der behaglichen Wohnung nur eine räucherige Hütte.

Seine Gesellschaft besteht aus einfachen Insulanern in rauhen Frieshemden und Jacken von Robbenfell, die in ihrer harten, gälischen Mundart nur von Jagd und



Fischfang zu erzählen wissen, und mit Gefahr wie mit mühevoller Arbeit gleich vertraut sind. Wo die Natur wenig thut, da muß die Menschenhand desto rühriger sein, und nichts trägt mehr dazu bei, solch mühevollen, ausdauernden Fleiß zu wecken, als die starre Nothwendigkeit, daß nur auf diesem Wege die Bedürfnisse des Alltagslebens befriedigt werden müssen. Man denke sich nur, wie mühsam und undankbar die Arbeit des Ackerbaues auf dieser Insel ist, wenn er die Tangarten, die er zum Düngen seines Bodens verwendet, erst mühsam im Meere suchen und ablösen, sodann heimbringen, und auf dem Kopf und Rücken auf steilen Pfaden mehrere hundert Fuß hoch auf seine Felder schleppen muß! Da mag sich freilich so ein weichlicher, sybaritischer Lord nicht gefallen.

C. Müller.

Der Argus, der Goldfasan und das Perlhuhn.

(Taf. 47.)

Die hühnerartigen Vögel, Gallinae, bilden eine ziemlich abgeschlossene Abtheilung der Federthiere, und die Männchen der meisten Gattungen zeichnen sich, als wahre Prachtvögel, durch schöneres Federkleid, durch Größe, Spornen, fleischige Lappen, Häute, Federbüsche ꝛc. vor den Weibchen aus. Sie haben einen kurzen, oben gewölbten und wenigsten an der Spitze gekrümmten Schnabel, und die mit einer Knorpelschuppe bedeckten Nasenlöcher liegen bei ihnen in einem weiten, häutigen Raume an der Wurzel des Schnabels. Die Flügel sind wenig ausgebildet, kurz, stumpf und gewölbt, das doppelt ausgeschnittene Brustbein schwächt die Flugkraft derselben ungemein, die Beine dagegen sind kräftig und mit drei eben so kräftigen Vorderzehen versehen, die an ihrer Wurzel durch eine Haut verbunden werden. Die Hinterzehe ist höher eingelenkt, als die vorderen, und selten ist sie sehr kurz oder fehlt ganz. Der Körper aller hühnerartigen Vögel ist schwerfällig und fleischig; die Haut liegt locker um denselben herum und ist schleimig und dehnbar; die Federn, die oft mit den schönsten Farben und Zeichnungen geziert, bei vielen aber auch nur einfärbig sind, stehen locker in derselben befestigt und fallen leicht aus, und das Fleisch der meisten ist weiß und zart, und nur das der Waldhühner schwarz. — Ihre Nahrung besteht in Körnern, mehlreichen Sämereien und Insekten aller Art, manche fressen auch Knospen und Beeren, Blüthenkätzchen und Blätter. Die harten Sämereien, die sie genießen, werden im Kropfe erweicht, und in den starken, muskulösen Magen mechanisch durch Zerreiben verdaut, die Zerreibung selbst aber durch kleine, verschluckte Steinchen oder Sandkörner befördert. Durch die Organisation ihrer unteren Gliedmaßen mehr zum Laufen als Fliegen bestimmt, sind alle Gattungen der Familie, mit Ausnahme der Wachteln und Flughühner, Standvögel; leben meistens auf der Erde, obgleich viele von ihnen, um vor Nachstellungen gesichert zu sein, häufig auf Bäumen und erhöhten Punkten ihre Ruheplätze suchen. Alle Gattungen scharren gern den lockeren Boden auf, bedecken sich mit Erde und Staub, und legen sich die Federn sträubend, mit Wohlbehagen in die Sonne. Die Mauser ist in der Regel einfach, nur wenige Gattungen mausern zweimal. Die meisten hühnerartigen Vögel leben in Vielweiberei; selbst aber bei denen, welche in Einweiberei leben, nehmen die Männchen keinen Antheil am Brutgeschäft; sie vermehren sich ungemein stark, und die Weibchen brüten ihre Eier auf der Erde, auf einer unbedeutenden Unterlage von Heu oder Stroh aus. Die Jungen kommen schon sehr entwickelt aus dem Ei, können sogleich selbst ihre Nahrung suchen, werden jedoch von der sorgsamen Mutter eine Zeitlang geführt und geleitet, und bei nahender Gefahr unter die schützenden Flügel aufgenommen. Mehrere Gattungen, unter denen namentlich der Pfau, das Huhn, der Fasan, der Truthahn, und das Perlhuhn, sind zu Hausthieren geworden, schon seit undenklichen Zeiten gezähmt, und für die Menschen von außerordentlichem Nutzen; die meisten aber haben allen Zähmungsversuchen widerstanden, und pflanzen sich auch nur selten in der Gefangenschaft fort. — Gegenwärtig sind einige und dreißig Gattungen hühnerartige Vögel bekannt, die in unzähligen Arten und Spielarten in allen Theilen der Erde gefunden werden. Die prachtvollsten derselben, außer dem Pfau und Truthahn, sind der Argus, der Goldfasan und das Perlhuhn, die unsere Tafel zeigt.

Der Argus, Junovogel oder Argusfasan, Argus giganteus, Fig. 1, ist ein Bewohner der Gebirge von Sumatra, Malacca, Pegu, Siam und Cambodja. Wie die meisten der durch Pracht ausgezeichneten Hühner Asiens, ist er erst in neuerer Zeit bekannt geworden. Man besaß zwar schon vor dem Jahre 1780, wo das erste Exemplar von der Halbinsel Malacca nach Batavia gelangte, einige Kenntniß von ihm, doch war diese nur unvollständig, als sie sich auf einzelne Federn und nur ungenügende, chinesische Abbildungen stützte. Marsden, der Erforscher von Sumatra, lieferte später eine Beschreibung desselben, ließ sich in derselben aber in sofern eine Uebertreibung zu Schulden kommen, als er den Argus für prächtiger erklärte, als den Pfau, und ihn zu einem nächtlichen, lichtscheuen Thiere machte. Ohne die Prachtfarben des Pfaues zu haben, ist der Argus doch ein schöner, und dabei sonderbar gestalteter Vogel. Er hat die Größe einer Truthenne, ist mit den langen Schwungfedern zweiter Ordnung fast drei Schuh lang, und über diese reichen die zwei mittleren, sehr breiten Schwanzfedern noch über drei Fuß hinaus. Wie andere Hühnergattungen hält sich der Argus am Liebsten am Boden auf, läuft schnell, weil er lange Füße besitzt, fliegt aber ungern und schwerfällig, indem sein Flügelbau solcher Bewegung eben so wenig angemessen ist, als sein schwerer und runder Körper, und der lange, den Flug nur hindernde Schwanz. Die Schwungfedern zweiter Ordnung über-

treffen bei ihm diejenigen der ersten beinahe dreimal an Länge, haben sehr weiche und nachgiebige Schäfte und breite, zum Widerstande im Fliegen ungeeignete Fahnen. Sie bilden des Vogels herrlichsten Schmuck, und er ist sich desselben wohl bewußt, denn wenn sich ihm das Weibchen nahet, breitet er nach Art des Truthahns die Flügel aus und schleift, stattlichen Schrittes einhergehend, den Rand derselben am Boden hin, und dann erst wird die prachtvolle Zeichnung der einzelnen Federn sichtbar, die wir an unserer Zeichnung bewundern. Auf der äußern, gelblichgrauen, sehr breiten Fahnenhälfte derselben steht eine Reihe sehr großer, weißer oder bläulichgrüner Augenflecke, welche mit zahlreichen kleineren und unregelmäßigen, braunen Punkten wechseln; die innere Fahnenhälfte, welche bedeutend schmaler ist, trägt nur längs dem Schafte braune Flecken und hat einen weißen Saum. Die vorderen, ebenfalls gelblichgrauen Schwungfedern haben blaue Schäfte und ovale dunkle, die Schwanzfedern zahlreiche weiße Flecken in schwarzen Ringen. Der Vorderrücken ist blaßbraun, der Unterrücken ledergelb, und wie das Fell eines Leoparden gefleckt. Brust und Bauch bekleiden röthlichbraune, gelb- und schwarzgefleckte Federn. Den Hinterkopf schmückt ein sammtartiger Kamm, der nach dem Nacken zu eine haarartige Beschaffenheit annimmt, und nach vorn auf der nackten, karminrothen Kehle und den eben so beschaffenen Wangen, in förmliche, dünn verstreute Borsten übergeht. Die Füße sind roth; Sporen sind nicht vorhanden. Die Weibchen gleichen dem Männchen so wenig, daß Laien, die beide zusammensehen, sie schwerlich als zu einer Gattung gehörend, halten würden. Sie sind ein Drittel kleiner als die Männchen; ihr Gefieder ist braun, mit schmalen Zickzacklinien gezeichnet, an der Brust rostfarbig; die hintern Schwungfedern sind kaum drei Zoll länger als die vorderen; der Schwanz besteht aus nur 12 — 13 Zoll langen Federn, die hinsichtlich der Stellung wie bei unserer Haushenne sich verhalten, und anstatt des Kammes finden sich bei ihnen nur Borsten. Ueber die Lebensart des Argus ist fast nichts bekannt; er soll sehr wild und ungemein schwer zu zähmen sein. In der Gefangenschaft hält er es nie lange aus, und überlebt selten den ersten Monat. Auf Sumatra, wo er sich in den dichtesten Bergwaldungen aufhält, ist er in großer Menge zu finden, wird häufig von den Malaien gejagd, sein Fleisch gern gegessen, und sein Balg, der jetzt bedeutend im Preise gesunken ist, als Handelsgegenstand benutzt. —

Der Goldfasan, *Phasianus pictus*, Fig. 2, ist unter allen in Europa heimisch gewordenen, oder in Zahmheit lebenden Vögeln unstreitig der schönste, und wird an Farbenpracht von keinem unsrer Vögel, selbst vom Pfau nicht erreicht. Den blendenden Glanz seines Gefieders mit Worten schildern zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen, gibt ja selbst das schönste Kolorit nur eine schwache Andeutung seines Farbenschmuckes. Auf dem Oberrücken grün, dem Unterrücken und Bürzel hochgelb, am Bauche lebhaft scharlachroth, vereinigt sein Körper die schillernsten Farben, und als zusätzliche Zierrath trägt er um den Mittelhals einen etwas aufrichtbaren Kragen von gelben, schwarzgemaschten Federn, auf den rothbraunen Flügeln einen großen, blauen Flecken, und am Hinterkopfe einen herabhängenden, goldfarbenen Federbusch. Selbst die langen Schwanzfedern sind nicht einfärbig, sondern auf braunem Grunde grau gefleckt; die Backen sind roth, die Augen goldgelb, der Schnabel gelblich, und die starken, kräftigen Füße fahlbraun. Kein Wunder, daß die Römer, die von ihm nur unzureichende Beschreibungen hatten, ihn für den ächten Phönix hielten, von welchem seit uralten Zeiten im Oriente die sonderbarsten Sagen umliefen. Auf ihn allein paßt die Schilderung des Aeußern, die wir bei Plinius (Lib. X, cap. 2) lesen: „Aethiopien und Indien bringt wunderschön gefärbte Vögel hervor, und Arabien vorzüglich den edlen Phönix, von denen es nur einen einzigen in der Welt geben soll, wenn es nicht eine Fabel ist, und den man selten gesehen hat. Er sei so groß als ein Adler; am Halse goldglänzend, übrigens purpurroth und habe einen bläulichen Schwanz, durch rosenrothe Federn ausgezeichnet. Kämme am Schnabel und einen Federbusch auf dem Kopf. Zuerst hat der Senator Manilius über ihn geschrieben: niemand habe ihn je fressen sehen; er sei in Arabien der Sonne geheiligt, lebe 509 Jahr, baue sich im Alter ein Nest aus Reisig vom Zimmet- und Weihrauchbaum, fülle es mit Rauchwerk und sterbe darauf. Aus seinen Knochen und Mark entstehe zunächst eine Art Wurm, daraus werde ein Küchelchen, welches dem Alten das Begräbniß bereite, und das ganze Nest nach Panchaia, in die Sonnenstadt trage und auf den Altar lege. Mit dem Leben dieses Vogels gehe das große Jahr an, und es kehren die Zeichen der Witterung und der Gestirne wieder; es fange um Mittag an, wann die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, und dieses sei geschehen, als er schrieb unter dem Konsulat des P. Licinius und Cn. Cornelius; die Epoche war 215 Jahr. Unter dem Konsulat des Qu. Plautius und Sex. Papinius sei ein Phönix nach Aegypten geflogen. Als der Prinz Claudius Censor war, wurde einer nach Rom gebracht im Jahr 800, was die Akten bezeugen; jedermann hat ihn aber für einen unächten gehalten." — Daß die Römer den Goldfasan je gesehen, ist nach dieser Schilderung kaum zu glauben; wahrscheinlich aber erhielten sie die unvollkommene Kunde durch Handelsleute, welche sich weit genug in das Innere von Asien vertieften, um mit Eingebornen jener Länder in Verkehr zu treten, in welchen der Goldfasan heimisch ist. — Die ersten dieser Vögel gelangten im 16. Jahrhundert durch Vermittelung der kühnen Eroberer Südasiens, der Portugiesen, nach Europa, doch blieben sie immer selten, und wenn man sie jetzt häufiger auf Hühnerhöfen reicher Landbesitzer und in Fasanerien sieht, rührt diese Vermehrung weniger von der Fruchtbarkeit des Vogels, als von der sorgfältigen Behandlung her, die man ihm angedeihen läßt. Gegen den Witterungswechsel ist er ungemein empfindlich, er legt 10—15 ockergelbe, kleine, stark abgerundete Eier, die er in 25

Tagen ausbrütet, die Jungen sind aber ungemein zärtlich, und kaum die Hälfte einer Brut kommen fort. Bei guter Wartung und Pflege erreicht der Goldfasan auch bei uns ein Alter von 12 — 15 Jahren. Sein eigentliches Vaterland ist China, wo er jedoch, so viel man weiß, nicht mehr wild, sondern nur domestizirt vorkommt; im südlichen Sibirien dagegen soll er noch häufig im vollkommen wilden Zustande angetroffen werden. Das Weibchen ist bedeutend kleiner und nur unansehnlich; schwarzbraun mit rostgelben Streifen, und Rücken und Schwanz braun mit hellen Tupfen.

Das Perlhuhn, Numida meleagris, Fig. 3, war schon den Römern und Griechen bekannt, und erhielt von den letzteren den Namen Meleagris. Zufolge des alten Mythus wurden die Schwestern des Meleager (des Sohns der Althaea und des Mars), welche über den Tod des Bruders untröstlich blieben, von der Diana in Vögel, die Meleagriden, verwandelt, deren Federn wie mit Thränentropfen besprengt aussahen. Schon Aristoteles, Plinius, Columella u. a. erwähnen in ihren Schriften das Perlhuhn, welches die Aetolier zuerst nach Griechenland gebracht haben sollen. Die Römer schätzten das Fleisch desselben ungemein, doch scheint das Perlhuhn nirgends sehr verbreitet gewesen zu sein, denn im Mittelalter verliert man seine Spur vollständig; erst später wurde es zum zweiten Male aus dem westlichen Afrika zu uns nach Europa gebracht, und im Anfang des vorigen Jahrhunderts war es bereits in allen Gegenden Deutschlands bekannt, obwohl es nur immer als Seltenheit oder zur Zierde gehalten wurde. Es ist schieferfarben, über und über mit perlweißen, runden Flecken besäet, hat auf dem Kopfe einen schwieligen Knoten oder Helm in Gestalt eines abgestutzten Kegels, eine Art auch einen Federbusch, wie der Pfau, und von jeder Seite des Unterkiefers hängt ein rundlicher, rother Lappen herab, der auf beiden Seiten wie ein Schnurrbart sich ausbreitet. Der Schnabel ist kurz, stark, gewölbt, dick und an der Wurzel mit nackter Haut umgeben. Die Läufe sind stark und ohne Spornen, der Schwanz ist kurz, und die Länge des ganzen Thieres beträgt 22 — 24 Zoll. Das eigentliche Vaterland desselben läßt sich nicht angeben; man weiß nur, daß es aus Afrika stammt, und dort, wo es in sechs verschiedenen Arten vorkommt, einen sehr großen Bezirk behauptet. Verwildert kommen sie auf den Antillen und im nördlichen Brasilien vor, wohin sie direkt von Guinea aus gebracht worden sind, und sich dort in's Unglaubliche vermehrt haben. Sie halten sich am liebsten in feuchten Niederungen und an den Ufern großer Flüsse auf, sind sehr gesellig und nicht scheu, und ziehen oft in Heerden von mehreren hundert Stück am Tage herum, um ihr Futter zu suchen. Sie fliegen niedrig und gerade aus, wie die Repphühner, verbringen ihre Nächte auf Bäumen sitzend, und dabei so dicht zusammen, daß man auf einen Schuß oft ein halbes Dutzend erlegen kann. Als Hausthier hat das Perlhuhn viel von seinen ursprünglichen Sitten beibehalten, ist ewig unruhig und lebhaft, und sucht stets über das andere Hofgeflügel zu dominiren. Beschränkungen erträgt es nicht, läuft gern davon, und die Weiber sogar in die Wälder und kehren mit den Jungen zurück, nachdem man sie schon lange verloren gegeben. In enger Gefangenschaft brütet das Weibchen nie seine Eier aus, und zeigt sich scheuer und wilder als irgend ein anderer Vogel, auch wenn man ihm noch so viel Raum gestattet, und man ist dann genöthigt, die Eier durch eine Trut- oder Haushenne ausbrüten zu lassen. Die Falzzeit ist im März oder April, und zu Ende des Mais legt das Weibchen in einen verborgenen Winkel unter Büschen oder Gestrüpp 12—20 hartschalige, dunkelgelbe, rothbraun punktirte Eier, die zu den schmackhaftesten Speisen gehören; nimmt man dieselben einer Henne weg, ohne sie brüten zu lassen, so legt sie nach, und man kann von einer Henne 50 — 70 Stück in einem Sommer erhalten. Das Fleisch der Jungen ist von delikatem Geschmack, das der Alten aber außerordentlich zähe. — Ihr eintöniges, klagendes Geschrei und ihr zänkisches, unverträgliches Wesen macht sie unausstehlich, und da sie während der Jugend eine besonders sorgfältige Abwartung verlangen, werden sie weniger häufig auf Hühnerhöfen gehalten, als sie wohl verdienen. 2.

Dhulib Banka.

Dicht am Thor einer süddeutschen Stadt dehnt sich, hinter bequemer Wohnung, ein weiter Garten bis an die Weinberge. Er ist nicht mit genau rechnender Oekonomie angelegt; zwischen die Beete mit Küchengewächsen schieben sich saftige Grasplätze, und über die Gipfel der Obstbäume ragt hie und da eine Gruppe duftiger Birken, rauschen der ernsten Fichte dunkle Zweige, und zieht die unheimliche Farbe der Blutbuche den Blick an. Eine kleine Voliere enthält gelbe Canarinen, einige schnurrige Zeisige, ein Paar kluger, bunter Distelfinken und einen ernsthaften soliden Dompfaffen, der, sanft und melancholisch flötend, das Futtergeschirr mit scharfen Schnabelhieben sich zu sichern sucht. Dort steht, leicht gezimmert, ein räumiger kleiner Saal mit weiten Fenstern, zwischen denen einfache Tische sich an die Wand hinauf schlagen lassen, und den, auf niedrigen Feldstühlen Sitzenden bequem sich bieten, ohne den Raum zu beengen. Hier saß an einem warmen Maitage eine kleine Gesellschaft. Die Sonne sank schon dem Walde zu: dann wachen alle Vögel wieder auf, die in schattigem, kaum begrünten Busch die Hitze des Tages verträumten, und beginnen neuen, munteren Sang. Weit standen die Fenster auf, dem kühlen Streichen des Ostwinds vom Berge her, freien Paß zu lassen, der die feinen würzigen Düfte der röthlichen Apfelblüthe trug, welche gerade in jubelnder Ueppigkeit sich erschloß. Vom Bronnapfelbaum, der die weiten Aeste fast in den Saal breitete, schallte der barocke, wechselnde Sang des Laubvogels, muthwillig schäckernd, übermüthig schmetternd und wieder mild lockend, toll auflachend.

Wenn man jetzt solchen Zweig mit seinen zarten weißen Blumen und mildrothen Knospen recht treu malen könnte, begann ein hoher, ernster Mann, und schriebe den Namen eines ostindischen Baumes darunter, so würde Alles das Wunderland preisen, das solche Pracht erzeugt, und nicht glauben, daß beinah jedes Dorf in einem Walde solcher Blüthenkronen steht.

Caroline hob, von der Idee überrascht, die milden Braunaugen von der Arbeit, und musterte, als wollte sie ihre Wahrheit prüfen, die Zweige des Baumes, indeß das Köpfchen leise beistimmend nickte.

Deutschland über Alles! rief Hermann, ein rüstiger Turner, mit Pathos.

Laß stecken, Bursch, lächelte ein hoher Graukopf, dessen gerader Haltung man den alten Soldaten sogleich ansah; Unversuchtes schmeckt nicht!

In meinem Alter warst du auch noch nicht Oberst bei den Seapoys, Onkel, lachte Hermann. Du hast aber dennoch den Ganges verlassen, um uns am Neckar dein treues Schwabenherz zurückzubringen. Ergo muß es hier doch schöner sein!

Das geschah den Leuten zu Lieb, du travestirter Armin, aber nicht den Bergen und Bäumen! Alles, was man schön finden soll, muß aus gewisser Ferne angesehen werden, und nach Dem, was man zur Hand hat, sehnt man sich nicht.

Concedo, Herr Onkel, entgegnete mit komischem Ernst der Neffe: den Leuten zu Lieb bist du in die Heimath zurückgekehrt: also muß dir das weichliche, versinkende Volk der Hindu doch nicht die Liebe und Achtung abzugewinnen gewußt haben, wie der herrliche Stamm der Germanen, und deine Anhänglichkeit an das braune Gesindel kömmt nur daher, weil du es „aus gewisser Ferne betrachtest“ und „gerade nicht zur Hand hast!“

Aus dem willst du einen Bergmann hauen lassen? frug den Bruder lächelnd der Onkel. Gib den Einfall auf! Nur als Advokat, bei'm mündlichen Verfahren ist der Rabulist an seinem Platz.

So ganz unrecht scheint Hermann mir dießmal doch nicht zu haben, erwiederte der Angesprochene, zur eigentlichen Poesie hat sich kein asiatisches Volk aufgerafft. Ich meine hiermit nicht die Verse ihrer Dichter, denn die kenne und achte ich: ich meine die in's Leben tretende Romantik, z. B. das Ritterthum, das Klosterleben.

Du irrst, Bruder, vertheidigte sich der Alte, du scheinst z. B. die Bankas der Hindu nicht zu kennen.

Wirklich, von denen hörte und las ich noch nie!

Onkel, schmeichelte Linchen, Beispiele erklären am besten. Ich will dir deine Houka holen, dann erzählst du uns von den fahrenden Rittern Ostindiens.

Der Onkel nickte, und kaum hatte Hermann den gewaltigen Meerschaumkopf des Vaters gestopft, als die lange Houka mit dem Jasminrohr und der Ambraspitze auch schon brannte. Wie ein Hindu kreuzte der alte Herr die Füße auf einem niedrigen Sopha, rückte den Arrack, mit dem er seinen Thee mischte, in bequeme Nähe und begann.

Banka nennt man in Indien eine Art Leute, die man jetzt nur noch an den kleinen Höfen der eingebornen Fürsten trifft, da die militärische Disziplin und Uniform der Truppen der Compagnie ihnen nicht zusagen. Es sind, wie Linchen sie sehr richtig nannte, die fahrenden Ritter jener Zone. Das Wort Banka bedeudet „gebogen, schmiegsam“ und soll hier wohl „gewandt, behende“ bezeichnen. Ein Banka muß Meister in der Führung jeder Waffe sein, welches schon einen vollendeten Reiter voraussetzt, er soll der blumenreichen, schwülstigen Rede mächtig sein, die der Orient schön nennt, oder gar Verse zu machen wissen, auch die schwierigen theoretischen Grundsätze, auf denen die hindostanische Musik beruht, muß er kennen. Daß seine Waffen, sein Roß vorzüglich seien, versteht sich von selbst, auch zeichnet ihn seine Kleidung aus, die ziemlich dem mittelalterlichen Mi-parti gleichkömmt: eine Seite z. B. roth, die andere blau, oder auch diagonal getheilt: die rechte Seite des Oberkleides grün, wie der linke Schenkel, der rechte Fuß dagegen, und der linke Arm gelb. Um einen Knöchel trägt er, wenn die Lanze seine Lieblingswaffe ist, einen goldenen oder silbernen Ring, und sein Pferd über dem Knie des linken Vorderfußes ein hellfarbiges Band. Führt er vorzugsweise den Säbel, so trägt das Roß Quasten von Seide an den Spitzen der Ohren, und sein Reiter läßt die Enden seines Turbans den Rücken hinabhängen, zum Zeichen, daß er entschlossen ist, es mit Jedem aufzunehmen, der es wagen will, in seiner Gegenwart einen Turban mit Enden von ähnlicher Länge zu tragen. Dieß heißt Bana, die Ausforderung.

So haltens die Tyroler Bursche mit ihren Spielhahnfedern auch, unterbrach Hermann.

Entsteht unter den einheimischen Fürsten Krieg, fuhr der Onkel fort, so stellen sich auf jede Seite die Banka unter die freie, unbesoldete Truppe, die sich um die Person des Rajah sammelt, und Ikha genannt wird. Treffen die Heere auf einander, so sprengen sie vor, ihre Gegner suchend und laut auffordernd; schnell hat sich eine Reihe von Einzelkämpfen angesponnen, denen die Fürsten von den Elephanten herab zusehen, nie aber dulden, daß einer gestört werde. Der beste europäische Fechter hat sehr wenig Hoffnung, einem schlangengewandten, durch Opium exaltirten Banka gegenüber; wohl oft haben ritterliche englische Offiziere solchen Kampf angenommen, doch nur zwei kennt man, die ihn mit Glück bestanden: den jetzigen alten Herzog Wellington, als Lieutnant Wellesley, und Sir Charles Metcalfe von den Dragonern. Die große Zahl derer, die unterlagen, veranlaßte den Gouverneur, diese Kämpfe streng zu verbieten.

Nach dem Siege werden die Bankas meistens mit Ländereien belohnt, und viele der kleinen Dynasten erwarben ihre Besitzungen als Solche. Ist das Glück der Parthei, die er wählte, abhold, so treibt der Banka auch gelegentlichen Straßenraub, wie die Ritter vom Stegreif, doch ist bei uns liber Baro (freier Räuber) zum

Baron geworden, indeß Banka in Indien immer noch den Nebenbegriff „Spitzbube“ festhält. — — —

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lagerte, am Ufer des Benar, dort, wo er seine Fluthen dem heiligen Ganges mischt, unter dem halbversunkenen Bogen eines Tempels, eine eingeborne Musiker- und Gauklertruppe. Das breite Blätterdach einer Melanorrhöa deckte mit den fußlangen, rothwolligen Blättern gegen den sengenden Sonnenstrahl, ohne dem kühlenden Wind zu wehren, der über die weite Wasserfläche herstrich. Sie lagen träg am Boden, oder kauerten, Betel kauend, den Rücken an die ehrwürdigen Trümmer der Tempel vergangener Zeit gelehnt, gedankenlos vor sich hin stierend, auf den Fersen. Eine der Devedaschis unterschied sich wesentlich von den Uebrigen. Sie war lichter gefärbt, als ihre Genossen, ohne die breiten Jochbogen, die die Malayen bezeichnen; die Nase stand dem griechischen Profil nahe, auch war der Wuchs über die Größe, welche die Hindu zu erreichen pflegen. Das weite dunkle Auge glitt fragend, verwundert über die mächtigen Ruinen, die sie umgeben — die Reihen der verstümmelten Elephanten, das ungeheure Bild des heiligen Stiers, aus dem Felskern eines ganzen Hügels gehauen, überwältigten ihre Ideen, wie die riesigen Tempelkuppeln, die, vom Strom unterwühlt, wohl in ihm versanken, doch noch heute unzerfallen, schräg, aus den Wellen hervorragen, die seit vielen Jahrhunderten sie umspülen. Ein Fakir, der regungslos dem glühenden Sonnenstrahl unempfindlich ausgesetzt, die Arme über dem Kopf gekreuzt hielt, weckte gleichfalls ihr Erstaunen; sie sah, wie die Nägel beider Hände in ein widriges Gewirr verwachsen, es unmöglich machten, die durch die lange, unnatürliche Stellung schon halberstorbenen Glieder irgendwie zu bewegen, sie sah, wie reich geschmückte Braminenfrauen dem absurden Heiligen naheten, ihn, wie ein Kind fütterten, reinigten, mit einer Selbstverläugnung, die eines edleren Zwecks würdig gewesen wäre. Die Kulis hatten einen Palankin im Schatten einer weitastigen Baniane abgesetzt und ihr frugales Mahl — eine Hand voll gequellten Reis, genossen, indeß der Burra Sahib im Innern halbschlummernd rauchte. Ein Boot mit hohem, schwanhalsig gebogenen Vordertheil schoß auf dem Strom daher, unter seinem luftigen Dach ruhete ein alter Raja. In die leichte, gestreifte Seide von Madras gekleidet, horchte er dem eintönigen Sang seiner acht nackten Ruderer, die, trotz der Gaviale des Ganges, auf dem Bord reitend, den einen Fuß dicht über der Wasserfläche hielten.

Das Schauen schien das Mädchen zu ermüden. Und wie immer, wenn dem Verstande eine Menge Bilder sich zudrängen, wallt, wenn der Kopf ermattet, das Herz ungestümer auf: dem anwogenden Neuen setzt es das theure Alte, Verlorne entgegen, nie regt sich Sehnsucht und Heimweh lebhafter, schmerzlicher, als nach hinreißender Zerstreuung. Hinter einen Felsblock setzte sie sich und nahm die Vina auf den Schooß, ein altes Instrument der Ostindier, welches ziemlich der Bergzitter gleicht. Die feinen Finger schlugen nur leise an die Stahlsaiten, doch mehr und mehr riß das Gefühl sie hin, daß laut die Töne erbrausten, zu den wechselnden Strophen des Khils, in dem sie die hehren Berge der fernen Heimath pries, und ihr Sehnen nach ihnen aussprach. Sie hatte, in Erinnerung versunken, es nicht bemerkt, daß ein Reiter ihr genaht, und wenige Schritte hinter ihr sein schlankes Roß zügelte. Doch jetzt scharrte der Hengst, und die Sängerin blickte erschrocken und unwillig auf.

Zürne nicht, holde Peri, bat der Banka, der vor ihr hielt, daß Rustem dich störte. Das Sehnen nach den Bergen, die deine Silberlaute schildern, ergriff auch ihn, daß er fort möchte, zu ihnen, und ungeduldig scharrte sein Huf. Wo glänzen sie, wo duftet das Thal, das dich gebar?

Cutsch ist fern! antwortete seufzend die Bajadere. Cutsch? wiederholte der Banka, dorthin trägt mich meines Rosses Schritt, dort wird mein Säbel schlachten, wie die Gadha Schiwenus.

Auch die Schwerdter der Ibarradschah's sind scharf, entgegnete mit stolzem Seitenblick die Jungfrau.

Deß freut sich das Herz meiner Brust! rief laut der Reiter, der Kampf mit Tapfern, gegen Tapfere ist's, was mein Muth ersehnt, wie der Wanderer den kühlen Quell. Doch sind es leider nur Radschputen, die wir vertilgen werden.

Allah vernichte sie, Bhavani schütze Euch! —

Du rufst Allah an, den nur die Moslem nennen, und Bhavani, die an Wischnus Herzen ruht? — —

Auch ich bin eine Ibarradschah!

Verehren Sie Allah und Brama zugleich? Gib mir Licht, du holder Stern!

So höre, daß du die erkennst, für die du fechten willst. Vor Jahrhunderten kam Ibar, der Sohn Omars, des Chalifen, zu den Hirten, die damals Cutsch bewohnten. Eine ihrer Töchter bezwang den Helden, daß er sie, als sein Weib nach Ispahan führte. Doch bald nahm Bidhata ihn hinweg, und die Hinduwittwe ward hinaus gestoßen, wie Abram der Ismaelitin Hagar that. Mit einem Knecht und ihrem Sohn bestieg sie ein Kameel und erreichte die Heimath, einen reichen, verborgenen Schatz im Kleide tragend. Ihr Sohn wuchs heran, und nahm sich Hindufrauen, obwohl er nach dem Gesetz des Korans lebte. Seine Enkel schon besaßen das Land und setzten dem Titel „Radscha“ den Namen ihres Ahnherrn vor. Die Bhyaud *) der Ibarradschah besteht jetzt aus 251 Häuptlingen, deren Erster „der Rhoa“ ist, sie sein Familienrath. — Ein Urgesetz verbietet, die Töchter der Ibarradschah an niedrigere Familien zu verheirathen; da aber keine Höhere, Edlere lebt, so werden die Mädchen getödtet, daß sie nicht entwürdigt leben, und keine Schande das erlauchte Geschlecht entehre, — denn Alle sind Brüder, Zweige eines Stammes.

Nur allein mich Unselige gebar die Mutter, eine Fürstin der Afghanen, und die Liebe zum einzigen Kinde blendete ihr Auge, daß sie mir nicht die, mit Opium

*) Bhyaud, Brüderschaft.

eingeriebene Brust reichte, zu sanftem, bewußtlosen Tod. Einer Sklavin ward ich gegeben, die mit mir floh. Die Mutter starb, und ihr fürstliches Kind ist — Bajadere! — —

Das Mädchen verhüllte die thränenden Augen, und der Banka stieg vom Roß. — Auch in's düsterste Thal, sprach er tröstend, blickt die Sonne; dort blüht in stiller Quelle der heilige Lotos, die nährende Nenuphar, und von den Aesten des Pinang hängt die duftige Blüthentraube der Maravara. Erhebe das stolze Herz; stets kreist um Wischnus Finger der Ring der Chakra, und mit ihm das Geschick der Menschen. Nicht immer wohnt auf den Höhen das Glück, die Gipfel des Himalaya starren in ewigem Eise!

Sieh, fuhr er zur Schweigenden fort, auch mich segnete die Mutter in stiller Waldhütte, indeß der Vater, ein Schikari, den Tiger der Dschungeln bekämpfte, um von fremden weißen Herren den Preis des Goldes zu erlangen. Wenn der Nachtvogel über den Michaun, auf dem er den Panther erwartete, seine kläglichen Töne ächzte, flehete er zu Brama um mein Leben, das ich jede Stunde ausbiete. Ich bin Banka, meine Bana flattert für Jeden im Winde, der den Muth hat, meinen Arm zu erproben, im Ohr trage ich seit einem Jahr den schweren Goldreif mit leuchtendem Smaragd für den Helden, der mein Haupt vom nackten Halse mir haut. — Und dennoch hoffe ich auf sanften Tod, der mich hinüber führt zu Vaikonthas kühlem seligen Garten, auf ein geliebtes Weib, das meine Leiche in der Flamme des Scheiterhaufens stützt, auf tapfere Söhne, und schöne Töchter. Hyder Ali, der Fürst von Mysore, hieß einst Hyder Banka; was er erreichte, das kann Dhulib Banka auch erlangen. — Jetzt gehe ich nach Cutsch, wo Sahib Somrou,*) der blutige, den noch Niemand lächelnd sah, mit den Ibarradschah's verbündet, den Radschah von Bhurtpore bekriegt. Seine Ikha werde ich führen, und, erlebe ich den Frieden, so wird eine Landstrecke mir lohnen. Dann werde ich kommen, den Betel der Liebe von dir zu begehren. Bis dahin lebe wohl! — Ein breiter Goldreif, wie die Töchter reicher Nairen ihn über dem Fußknöchel tragen, rollte in den Schooß der Devedaschi; Dhulib Banka war in den Sattel gesprungen und Rustem flog das Ufer entlang. Das Mädchen sah noch lange, wie die prächtigen thibetanischen Kuhschweife an seinem Sattel im Winde wogten! — — —

Der Tschenab, ein wilder Bergstrom, wälzte seine trüben, durch ein Hochgewitter geschwellten Fluthen dem Indus zu, wo er die Gränze des Landes der Radschputen und Kandahars bezeichnet. Ein Reiter trabte am Ufer dahin, und spähete emsig nach einer Furth, die er durch ein Rudel Gazellen endlich fand, welches in scheuer Flucht die andere Stromseite gewann. Was treibt die schlanken, klugen Thiere in so großer Zahl aus ihrem gewohnten Stand? frug sich Dhulib Banka: das vermag nicht der streifende Tiger, nicht das Hetzen des Panthers, und nicht die flüchtige Jagd. Er hatte den Fluß durchsetzt, das Dickicht der Junglen, welches das Ufer säumte, lag hinter ihm, und er sah die Lösung des Räthsels. Vor ihm ordnete sich ein kleiner Heerhaufen mit der Hast und Verwirrung der Noth; in seiner Mitte flatterte ein großes Banner mit der goldenen, gekrönten Schlange, dem Feldzeichen Somrou's, der Beweis, daß er persönlich hier sei. Und fernher sah man die gewaltigen, wohl zehnfach stärkeren Massen der Radschputen daherstürmen, in weitem Halbkreis den gehaßten Feind umzingelnd. Dhulib Banka sprengte heran, er nahete dem starken, blonden Mann, der, düster wie eine Wetterwolke, vor der Schaar seiner Ikha hielt.

Wie willst du den Kampf annehmen, hoher Herr, frug er in fliegender Eile, zehn gegen einen, hinter dir den brausenden Strom, der jedem Rückzug wehrt?

Was bleibt mir übrig? frug Somrou entgegen. Der Tschenab ist nicht zu durchsetzen, noch weniger der Sind; vor uns der Feind — die Wahl ist bald getroffen!

Eben erst passirte ich den Strom, noch trieft das Fesselgelenk Rustems. Noch bleibt dir Zeit genug, deine Truppen dort hinüber zu retten, wo ein bergiger Waldgrund den Feind hindert, seine Uebermacht zu nützen, einer kleinen, entschlossenen Schaar aber tausend Vortheile bietet.

Somrou's Blicke maßen argwöhnend den ritterlichen Fremden, der mit feuriger Rede jetzt die Ikha des Fürsten aufforderte, ihm zu folgen. In neckendem Reiterkampf wollten sie die Radschputen hemmen, bis der Fürst das andere Ufer gewonnen, und dort seine Leute klug aufgestellt habe. Seiner frischen Spur folgend, sei die Furth nicht zu verfehlen. Die Ikha, meist aus den Ibarradschahs und ihrem Gefolge bestehend, jauchzte dem muthigen Banka zu, und rasch entschloß sich der Fürst: die Ikha schwenkte ein, und brauste unter Dhulibs Führung den Radschputen entgegen, indeß Fürst Somrou den Uebergang seiner Truppen leitete. Die Feinde hielten den ansprengenden Reiterhaufen für den Vortrab; sie machten Halt, und stellten sich in tiefe Schlachthaufen, indeß die leichten Seapoys heranstürmten. Dhulib Banka sprengte vor, und forderte laut einen Gegner aus ihren Reihen zum Zweikampf, den der Führer der Radschputen sogleich annahm. Sausend kam sein Dscherrid geflogen, doch Dhulib wich ihm mit leichter Beugung seitlich aus, indeß sein Wurfspieß dem Gegner den Turban vom Kopf riß. Ohne ihm Zeit zu lassen, eine zweite Lanze zu werfen, bot er dem Feinde dann die krumme Klinge, der nicht säumte, ihr zu begegnen. Doch schon hatte der gewandte Banka die linke Seite gewonnen, über die Zügelfaust weg war der Radschpute nicht im

*) Somrou war leider ein Deutscher. Er leitete den Meuchelmord der sämmtlichen englischen Beamteten in Patna 1763 und erhielt zum Blutlohn eine Strecke Landes von den einheimischen Fürsten. Er war stets düster, weßhalb er von den Hindus nur Somrou, der Finstere, genannt wurde. Seinen wirklichen Namen kennt man nicht, doch wird von Major Archer behauptet, er habe Sommer geheißen.

Stande, die windschnellen Streiche zu pariren, deren einer voll den Hals traf: nur noch an der Haut hing der Kopf auf der rechten Schulter. Ein wilder Schrei des Entsetzens scholl aus der Schaar, die ihren Hauptmann fallen sah, und unaufhaltsam rannte die Masse heran, von den aufjauchzenden Ibarradschahs mit toller Siegesfreude empfangen, und nach kurzem Gefecht, in verwirrte Flucht geworfen. Einer zweiten überlegenen Reitermasse mußte Dhulib durch kluge Schwenkung auszuweichen, um auf einer andern Stelle mit überraschendem Angriff zu drohen. Stets wilder, gereizter stürmten die Radschputen daher, als Dhulib seinen Haufen zu eiligem Fliehen wandte. In einen regellosen Knäul gewirrt folgten die Reiter der Radschputana, und eben setzte Rustem, der Letzte, den jenseitigen Uferrand hinauf, als diese hier in den Strom sich warfen. Nur schmal war die Furth; ein Labyrinth von Felsblöcken hatte oberhalb den Sturm der Fluthen gebrochen, daß er hier einen Augenblick zu ruhen schien, um nach kurzer Rast desto wilder loszutosen. Erst nachdem eine Anzahl Pferde fortgerissen war, mäßigte sich das Ungestüm der Aufgestachelten in so weit, daß der Uebergang mit einiger Ordnung sich fortsetzte, um so mehr, als die Menge derer, die schon jenseits waren, übergroß erschien, den thörichten Muth des verwegenen Banka gebührend zu strafen. Schon ermatteten seine Reiter, und bald, man sah es, mußte er eingeholt sein — da tönten die Schlachthörner Somron's rechts und links, da entbrannte ein Mordkampf gegen die Abgeschnittenen, dem die Ihrigen vom andern Ufer unthätig zusehen mußten. Nach halbstündiger Blutarbeit lebte kein Radschpute auf dieser Seite des Tscheneb mehr; nur drei ihrer Fürsten hatte man verschont, um reiches Lösegeld zu erpressen.

Dieser entscheidende Sieg hatte die Kräfte numerisch, und noch mehr moralisch gleichgestellt. Ihm folgten mehrere andere, bei deren Erkämpfung Dhulib Banka sich stets auszeichnete; es schien daher ganz in ostindischer Ordnung, daß beim Abschluß des Friedens ihm ein Landstrich mit sechs Dörfern als Eigenthum zugetheilt wurde. Somron's Gemahlin, die Begum (Fürstin), ein Weib von klugem Geist und männlicher Festigkeit führte fast allein die Regierung des erkämpften Gebietes, da Somron selbst mehr und mehr in Trübsinn versank, der ihn in kurzer Zeit dem Selbstmord überlieferte. Die Schatten der zu Patna Gemordeten umschwirrten ihn überall, und ließen ihn des Blutlohnes, den er wieder durch blutigen Kampf erringen mußte, nie froh werden.

Die Begum hielt mit orientaler Pracht ihren Hof, und Dhulib Banka, der Führer ihrer Leibgarde, konnte nicht daran denken, einige Zeit für sich zu gewinnen, obwohl ihn ein liebes Bild vom Ufer des Ganges oft umschwebte. Ein französischer Abentheurer, Le Bassu, wußte mehr und mehr sich bei ihr einzuschmeicheln, und theilte bald ihren Thron. Kluges Heben des Ackerbaues, geschicktes Anknüpfen vortheilhafter Handelsverbindungen füllten die Kasse der Herrscherin und sicherten ihr ein Einkommen von acht Lak Rupien jährlich da, wo ihr Vorgänger kaum fünf zu erpressen wußte. Doch all der umgebende asiatische Pomp und Luxus konnten ihren Gemahl, den muntern, ungebundenen Franzosen nur drücken und peinigen, nicht erfreuen: er war nur der erste Sklav eines eigensinnigen, despotischen Weibes, die ihn ihre Sultanslaune oft so schwer empfinden ließ, als den Letzten ihrer Palankinträger. Paris mit dem ewigen Wechsel raffinirter Genüsse war das Ziel seiner stachelnden Sehnsucht. Was waren die Leistungen seiner Musiker, die nur die Quantität und gellende Kraft der Töne erwogen, gegen die schmelzenden Harmonien der großen Conzerte, was die Dhurpads, von Chören vorgetragene Heldenlieder, gegen die Oper, die Tänzerinnen gegen das Ballet. Dort, mit den hier unerquicklichen Schätzen, war Er Gebieter und Herr — hier ein verächtliches Spielzeug. Er begann der goldgierigen Begum von Neuen, alles Vorige überflügelnden Erfindungen zu erzählen, und, als er sie hinreichend gekirrt wähnte, schlug er vor, die Einrichtungen selbst an Ort und Stelle zu prüfen, da eine Reise nach Frankreich kaum drei Wochen koste u. s. w. Die Begum schien auf Alles einzugehen, während düsteres Mißtrauen sie mehr und mehr erfüllte. Zuerst wollte der Treulose sie von ihren Anhängern weglocken, um sich ihrer dann auf jede Weise zu entledigen, daß er herrschen könne, das schien ihr klar.

Sie gab Befehl ihre Juwelen, ihr Gold zu packen, und bestimmte die Nacht zur Abreise, um durch scheinbares Fügen dem Ueberfall eines etwa gebildeten Komplotts zu entgehen, und es dann mit einem Schlage zu zermalmen. Dhulib Banka, den sie wegen seines bestimmten Versagens, die Reise mitzumachen für treu hielt, befahl sie bis Calcutta an ihrem Palankin zu bleiben.

Eine düstere, schwüle Nacht sank herab. Im innern Hof des Palastes lagen die Kuli's um den Palankin der Begum, vor dem Thor schwenkte der geschirrte Elephant le Bassus ungeduldig den Rüssel, um sich der Stiche der Mosquiten zu erwehren. Endlich erschienen die Erwarteten, und sogleich sprengte Dhulib, erhaltenem Befehl zufolge, mit seinen Reitern vor, das Tragbette der Fürstin zu umringen, als von der andern Seite eine starke Schaar ihrer Bogenschützen heran drängte. Jede Truppe behauptete beordert zu sein, und es erhob sich ein wildes Geschrei. Dhulib riß den Gaul aus dem tollen Knäul, um den Fürsten herbeizuholen, der bereits seinen Elephanten bestiegen hatte, da es ein Verbrechen gewesen wäre, die Dame im Palankin zu behelligen. Le Bassu glaubte all seine Pläne verrathen und sich verloren, und als er nun den Reiter heransprengen sah, schoß er sich eine Kugel durch den Kopf! — Dieß ist das Faktum, wie es bekannt ward: ob es genau ist, mögte schwer zu ermitteln sein. Jedenfalls ist die kopflose Verzweiflung eines kühnen und listigen Abentheurers nicht hinlänglich motivirt — vielleicht war der angebliche Selbstmord nur einfach Mord! —

Die Begum kehrte in ihre Gemächer zurück, und

alles blieb in gewohntem Gleise. Surab, die Bajadere, hatte wie Preciosa ihren Trupp vor einiger Zeit an den Hof geführt, an welchem, dem Gerücht nach, der Mann in hohen Ehren lebte, der ihr einst ein mildes, mitfühlendes Herz gezeigt hatte, und Dhulib Banka hatte sie mit inniger Freude empfangen; ja, die Begum hatte sie, auf seinen Wunsch, unter ihre Frauen aufgenommen. Bald doch nach dem Tode le Vassu's schien sie die Verbindung der Herzen ihrer Dienerin und des ersten Offiziers ihrer Leibwache nicht mehr mit günstigem Auge zu betrachten; je mehr Dhulib mit Ehre und Gütern überhäuft wurde, desto mehr ward die arme Surab gemartert und zurückgesetzt. Dhulib suchte die Gequälte durch öffentliche Beweise seiner innigen Neigung zu trösten, und wies einen, deshalb ihm von der Fürstin ertheilten, schmollenden Verweis, mit der Bitte um Entlassung entschieden zurück. Diese konnte freilich nicht gewährt werden, da ihre Truppen mit voller Hingebung an dem geliebten, tapfern Führer hingen, und ein Ersatzmann für ihn nicht zu finden war.

Zu dieser Zeit starb ein benachbarter Fürst, der den Hof der Begum Somrou besucht hatte, plötzlich an einem Anfall von Cholera, und seine Wittwe sprach sogleich den Entschluß aus, Suttie zu werden, d. h. sich mit der Leiche zu verbrennen. Fürst Somrou und auch le Vassu hatten sich stets diesem altindischen Brauch abgeneigt bewiesen, die Begum hingegen schien ihn zu begünstigen, obwohl sie für eine Christin galt. Es wurden daher eiligst alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, und schon am nächsten Morgen war Alles bereit. In glänzendem Zuge nahete die Fürstin, begleitet von ihren Frauen, denen sie empfohlen hatte, sich sorgfältig zu schmücken, dem schaurigen Opferplatz. Ein gewaltiger Scheiterhaufen aus dürrem, kleingespaltenem Holz war in Form eines Tempels aufgesetzt, und wohl mit Palmöl getränkt. Mitten darin war ein hohler Raum, wie ein kleines Gemach, rings mit Teppichen bekleidet, und mit Polstern belegt, auf denen die Suttie, die Leiche im Arm, ruhete. Es war eine jugendlich volle Gestalt; im Auge nur glimmte ein unheimliches, düsteres Feuer, sonst erschien sie ruhig, heiter. Mit freundlichem Lächeln reichte sie die einzelnen Stücke ihres reichen Schmuckes den sie umgebenden Verwandten, mit denen sie gelassen sprach. Mit Ungeduld hatte sie die Ankunft der Fürstin erwartet, und kaum war der Palankin abgesetzt, als sie die enge Oeffnung mit Reisbündeln schließen, und das Feuer anzünden hieß. Im Nu prasselte die Lohe gen Himmel, Hörner heulten, Trompeten schmetterten, Pauken donnerten und die Tausende von Zuschauern schrieen wild auf. Nach einer Stunde schon sammelten die Braminen die glimmende Asche in kupferne Gefäße, um sie in die Fluth des heiligen Stroms zu senden. Dhulib Banka erhielt den ehrenden Auftrag, die Wallfahrer schirmend zu geleiten.

Am nächsten Morgen ward Surab zur Fürstin gerufen. Du warst gestern mit den Blüthen der Vanda bekränzt, sprach sie mit eisiger Kälte zur Eintretenden, weißt du nicht, daß man sie Begum Buki, Fürstinblumen nennt? Nur Fürstinnen dürfen sie tragen! —

Dhulib hatte sie mir gesandt, entgegnete mild die Bedrohte.

So werde ich Dhulib zu strenger Rechenschaft ziehen, zürnte die Begum. Er steht mir also nach Thron und Leben, da er dich, Verächtliche, schon mit dem Schmuck der Herrscherin behängt. Jede Paria trüge ihn mit gleichem Recht, wie du!

Ich bin als Fürstin geboren, wallte Surab auf. Edleres Blut, wie das der Jbarradschah, strömt durch kein Herz in Indien, so weit der Ganges fließt!

Die Jbarradschah, grollte tückisch die Begum, tödten ihre Töchter, daß kein niedriger Stamm sich dem Ihren verbinde. Sie sind meine Freunde, und ich habe die Pflicht zu sorgen, daß nicht der Sohn eines Schikari sich der erlauchten Bhyaud verschwägere! —

Als der Mond aufging, war Surab — lebendig begraben! — Und, als fürchte sie, die Unselige mögte heimlich gerettet werden, brachte das schreckliche Weib auf dem Grabe ihres Opfers zwei Tage unter einem Zelte zu.

Dhulib Banka kehrte nach mondenlanger Abwesenheit zurück, und mit dem gewinnendsten Lächeln empfing ihn die Begum.

Ich habe Euch treuen Dienst bis zum Tode gelobt, sprach mit düsterm Ernst der Mann. Würde ich leben können, so müßte ich Euer Feind sein, und die rächen, deren Leben Ganesa von Euch fordern wird. So löse ich mein Wort, und ende meine Qual!

Er stieß sich den Kris durch den Hals, und starb zur Stelle. —

Schmidt.

Ostindische Schmetterlinge.

(Taf. 48.)

Die, Kontinenten an Größe gleichenden, Inseln des ostindischen Archipels bieten eine üppige Natur, die alle Reize und Schönheiten in sich einschließt, die andere Theile unsres Erdballs nur einzeln aufzuweisen vermögen. Liebliche Thäler und schroffe Gebirge, mit Bambus bedeckte Sümpfe und durch Lianen in undurchdringliche Gehege verbundene Waldungen, gesegnete Reisfelder und mit Kaffeepflanzungen überzogene Hügel, duftende Gewürzsträucher und wogende Zuckerrohranlagen, wechseln lieblich mit einander ab, und der die großen Handelsstädte der Küste bewohnende Europäer, dessen Schiffe die Schätze der reichen Inseln dem alten Vaterlande zuführen, ahnt und beachtet es kaum, daß selbst die niedere Natur seiner Umgebung Schönheiten bietet, die an Glanz und Farbenschmuck Alles übertreffen, was die Heimath an ähnlichen Geschöpfen aufzuweisen hat. Auf den üppigen, natürlichen Wiesen, die von Palmenhainen umgeben sind, deren stolze, himmelanstrebende Stämme auf eigenthümliche Art imponiren, gaukeln leichtgeschwingte Schmetterlinge von Blume zu



1849.
48

Blume, nippen den Thau aus den süßduftenden Kelchen, und spielen, selbst geflügelte Blumen, im Glanze der tropischen Sonne. Java und Sumatra bieten eine Unzahl noch unbestimmter Arten, die nur als Seltenheiten sich in die Kabinette der Sammler verirren. Die auf unserer Tafel abgebildeten Bewohner Javas und der kleinen Sunda-Inseln: Fig. 1, 2 Papilio Hyparete, Fig. 3, 4 P. Lampedia; Fig. 5, 6 P. Porsenna (die Dione Donnavants), und Fig. 7, 8 P. Eborea, sind nur in wenigen holländischen und englischen Sammlungen zu finden; ungekannt und unbeachtet verbringen sie ihr Dasein in ihrem Heimathlande, und ihre Raupen, so wie ihre Verwandlungen sind den Entomologen noch immer Räthsel, wie so Vieles, was die Tropenwelt in sich birgt. Nur für Gegenstände des Handels hat der dorthin wandernde Europäer Augen und Sinn, nur was reellen Nutzen bringt, zieht seine Aufmerksamkeit auf sich; im Schatten der Palmen berechnet er den möglichen Gewinn, und sucht, trotz der Großartigkeit der Palmenwälder und der um ihn ausgebreiteten, reichen Natur, vergebens nach der lachenden Schönheit, welche ein hellbelaubter Buchenhain mit seinem Sängerheer in unsern nordischen Regionen bietet. 1

Panther und Elephanten in Afrika.

Ich hatte von der Kapstadt aus, erzählt der berühmte Reisende Le Vaillant, meinen Freund Slaber, einen Colonisten, besucht, um vierzehn Tage in seiner Gesellschaft vergnügt zu sein. Ich benutzte diese Zeit sehr gut, und sammelte Conchylien und Pflanzen. Am meisten beschäftigte mich aber meine Lieblingsleidenschaft, die Jagd. Ihretwegen setzte ich mich oft den größten Gefahren aus, und erwarb mir daher zehn Stunden weit in der ganzen Gegend umher den Ruf unerschütterlichen Muthes.

Eines Abends, da ich bei guter Zeit nach Hause kam, fand ich daselbst einen Colonisten, Namens Smit, den ich nicht kannte, auf mich warten. Er bat mich um Hilfe gegen einen Panther, der sich seit einiger Zeit nahe bei seinem Hofe aufhielt, und ihm regelmäßig alle Nacht ein Stück Vieh wegholte. Ich nahm seinen Vorschlag mit Vergnügen an; denn ich rechnete darauf, ich würde durch eine regelmäßige Jagd mich für den Schrecken rächen, den mir ein anderes Thier dieser Art an der Seldanha-Bai verursacht hatte. Wir wählten gleich den folgenden Tag, und bewogen einige junge Leute aus der umliegenden Gegend, mit uns Gesellschaft zu machen. Sie wollten nicht gern daran; aber ich beschämte die Feigsten, und dieß diente den Uebrigen zum Sporn. Wir nahmen alle Hunde zusammen, die nur zu finden waren, und bewaffneten uns auf das Beste. Ich konnte die Nacht über vor Ungeduld und Freude kein Auge zuthun. Bei Tagesanbruch ging ich dann mit meinem Gefolge in die Ebene, wo Smit und einige Freunde uns schon erwarteten. Wir Jäger waren etwa unsrer achtzehn Mann, und eben so viel Hunde hatten wir auch. Uebrigens erfuhren wir, der Panther habe in der vergangenen Nacht wieder einen Hammel geholt.

Der eine Lauf meiner Flinte war mit Laufkugeln, der andere mit Rehposten geladen; außerdem hatte ich aber einen mit Kugeln geladenen Karabiner, den mein Hottentotte trug. Die Gegend war ziemlich frei, nur hier und da zeigten sich einzelne Gebüsche, von denen wir die, welche auf unserem Wege lagen, mit vieler Behutsamkeit untersuchen mußten. Als wir uns schon über eine Stunde so beschäftigt hatten, kam uns der Hammel zu Gesichte, der nur zur Hälfte von dem Panther aufgefressen war. Nun befanden wir uns endlich auf der Fährte; das Thier mußte also nahe sein, und konnte uns nicht entgehen. Wirklich liefen einige Augenblicke nachher unsere Hunde, die bis jetzt nur unordentlich umhergeschweift waren, auf einmal zusammen, und schnell auf ein großes, zweihundert Schritte von uns entferntes Gebüsch zu, wo sie dann aus allen Kräften bellten und heulten. Ich sprang vom Pferde, gab es meinem Hottentotten, eilte nach dem Busche zu und stellte mich auf einen fünfzig Schritt davon entlegenen Hügel; aber, als ich mich umsah, bemerkte ich, daß nicht ein einziger von meinen Gefährten die beste Fassung hatte. Johann Slaber, einer von den Söhnen meines Freundes, ein langer Mensch von sechs Fuß, stellte sich dicht neben mich, weil er, wie er mir sagte, selbst mit Gefahr seines Lebens bei mir bleiben wolle. Aus seinem Herzklopfen und aus der Bestürzung in seinem Gesichte, schloß ich dann aber, daß der arme junge Mensch sich wenig auf sich selbst verließe, und daß er einen entschlossenen Mann nöthig habe, der ihm Muth zuspräche. Indeß, so groß sein Schrecken auch war, so mogte er sich doch wohl bei mir sicherer halten, als mitten unter seinen feigen Kameraden, die in der Ebene umherschweiften und sich in einer ehrfurchtsvollen Entfernung hielten.

Alle hatten mir gesagt: wenn ich dem Thiere so nahe wäre, daß es mich hören könne, so sollte ich ja nicht „Sa! Sa!“ rufen, denn dadurch komme der Panther in Wuth, und falle gerade den an, der diese Sylbe ausgesprochen habe. Allein, da ich im freien Felde stand, und das Thier mich nicht überraschen konnte, so rief ich wohl tausend Mal Sa! Sa! theils um es aus seinem Schlupfwinkel hervorzulocken, theils um die Hunde anzufeuern. Doch es war umsonst; der Panther und die Hunde fürchteten sich gleich stark vor einander: Er wagte sich nicht heraus, und sie sich nicht in das Gebüsch hinein. Und doch waren große Hunde dabei, auf deren Ueberlegenheit ich gewettet haben würde, wenn sie eben so muthig als stark gewesen wären. Nur meine Hündin, die kleinste unter der ganzen Anzahl, war immer an der Spitze der Uebrigen, und sie allein wagte sich ein Stückchen Wegs in das Gebüsch. Freilich kannte sie meine Stimme, und ward dadurch lebhafter und feuriger als die übrigen.

Der Panther heulte gräßlich, und ich erwartete jeden Augenblick, daß er hervorschießen würde. Die Hunde liefen oft, ohne Zweifel dann, wenn er nur die mindeste

Bewegung machte, eilig und so sehr sie nur konnten, zurück. Einige Flintenschüsse, die ich auf's Gerathewohl that, brachten ihn endlich zu einem Entschluß, und er kam wild hervor. Diese plötzliche Erscheinung war für Jedermann das Signal zur Flucht. Selbst Johann Slaber, der doch bei seiner herkulischen Größe beinah mit dem Thiere hätte ringen und es in seinen Armen erdrücken können, verlor auf einmal den Kopf, ließ sich von der Furcht überwältigen, und entfloh zu den Anderen, so daß ich mit meinem Hottentotten allein blieb. Der Panther lief, fünfzig Schritte von uns entfernt, bei uns vorüber, um nach einem anderen Gebüsche zu kommen, hatte dabei die sämmtlichen Hunde hinter sich, und ward von uns unterwegs mit drei Schüssen begrüßt. Das Gebüsch, in welches er floh, war weniger hoch, groß und dichte, als das erstere. Uebrigens vermuthete ich aus Spuren von Blut, daß ich ihn angeschossen hätte, worin ich durch die verdoppelte Hitze der Hunde noch bestärkt ward. Nun näherte sich ein Theil meiner Jagdgesellschaft; aber die Meisten waren gänzlich verschwunden. Wir beunruhigten das Thier noch länger als eine Stunde, und schossen wohl über vierzig Kugeln auf's Gerathewohl in's Gebüsch hinein. Endlich ward ich dieses Verfahrens, das nichts entschied, überdrüssig, setzte mich wieder zu Pferde, und begab mich, doch nicht ohne Behutsamkeit auf die andre Seite, so daß die Hunde mir gegenüber waren; ich glaubte nämlich, der Panther werde sich gegen diese vertheidigen, und es mir folglich leicht sein, ihn von hinten zu überfallen. Hierin irrte ich mich nicht und sah ihn wirklich. Er hatte sich niedergesetzt, und schlug mit den Tatzen, um meine kleine Hündin zurückzuschrecken, die beinahe ganz dicht an ihn heran war und immer bellte. Ich nahm mir die nöthige Zeit, gut zu zielen, schoß dann einen Karabiner auf ihn ab, ließ diesen fallen, und griff hierauf geschwind nach meiner Flinte mit zwei Läufen, die ich hinten auf meinem Sattel hatte. Diese Vorsicht war indeß überflüssig, denn das Thier kam nicht zum Vorschein; vielmehr sah ich es nun gar nicht mehr. Zwar wußte ich gewiß, daß ich es getroffen hatte; aber doch würde es unvorsichtig von mir gewesen sein, wenn ich sogleich in das Gebüsch hineingegangen wäre. Da sich der Panther nicht mehr hören ließ, so vermuthete ich übrigens, er müsse entweder todt oder gefährlich verwundet sein. „Freunde!“ rief ich nun denen von unsern Jägern zu, die sich wieder genähert hatten, „laßt uns Alle in grader und geschlossener Linie auf das Thier losgehen; lebt es noch, so wird es, wenn wir Alle zugleich schießen, schon zum Vorschein kommen; und zeigt es sich — was für Gefahr können wir laufen?“

Alle antworteten mir einstimmig, aber mit — Nein. Nun ward ich unwillig und sagte zu meinem Hottentotten, der eben so feurig war als ich: Setze dich zu Pferde, nähere dich, wie ich es vorher machte, und suche zu entdecken, in welchen Zustand wir den Panther versetzt haben. Ich werde hier vorn Wache halten; und wenn er uns dieß Mal entwischen will, so schieße ich ihn gewiß nieder. Wir können auch ohne diese feigen Leute wohl mit ihm fertig werden.

Kaum war der Hottentott im Gebüsche, so rief er mir zu: er sehe den Panther der Länge nach ohne alle Bewegung ausgestreckt liegen und halte ihn für todt. Um sich dessen ganz zu versichern, schoß er noch einmal mit seinem Karabiner nach ihm. Ich lief voll lauter Freude hinzu, und mein braver Hottentotte nahm Antheil an meinem Vergnügen. Diese Seelenstimmung verdoppelte unsere Kräfte, und wir schleppten das Thier, das ungeheuer schien, in das Freie. Nun maß ich es sogleich aus, untersuchte es von allen Seiten, und bewunderte es mit Stolz. Ich hatte jetzt mein Probestück gemacht, und der Panther war durch ein Ungefähr gerade ungewöhnlich groß, übrigens von männlichem Geschlechte. Er hatte von dem äußersten Ende des Schwanzes bis an den Rachen sieben Fuß zwei Zoll in der Länge, und zwei Fuß zehn Zoll im Umfange. Ich erkannte an ihm alle von Buffon so gut beschriebenen Unterscheidungszeichen des Panthers; aber in der ganzen Kolonie wird dieß Thier nicht anders als der Tiger genannt. Dieß ist nun einmal eingeführt, ob man gleich in dem ganzen südlichen Theile von Afrika keinen eigentlichen Tiger antrifft, und obgleich beide Thiere sehr von einander unterschieden sind. Bei den Hottentotten heißt der Panther: Garu Gamma, d. i. der gefleckte Löwe.

Im Ganzen fürchten die Kolonisten am Kap den Panther weit mehr als den Löwen. Dieser kündigt sich immer durch ein schreckliches Gebrüll an, und gibt den Menschen gleichsam ein Signal, sich zu vertheidigen, als wenn er mehr Vertrauen in seine Kräfte setze, oder als wenn er bei seinem Angriffe edler zu Werke gehen wolle. Jener hingegen vereinigt Hinterlist mit Wildheit, kommt immer in aller Stille, schleicht geschickt heran, sieht seinen Vortheil ab, fällt über seine Beute her, und schleppt sie weg, ehe man nur dachte, daß er komme. Ich habe in der Folge Gelegenheit gehabt, mehrere von diesen Thieren zu sehen, und eben so eine andere Art, die von den Holländern Luppar (Leopard) genannt wird.

Als ich meine Bemerkungen über meinen Panther alle angestellt und ihn abgezeichnet hatte, machten wir uns darüber, ihm die Haut abzuziehen. Jetzt, da unsere feigen Gefährten uns so ruhig arbeiten sahen, kamen sie nach und nach heran, und zwar, wie sich leicht denken läßt, mit Schaam und Verlegenheit. Wirklich mußten sie wohl vor einem Fremden erröthen, der jetzt zum ersten Mal an ein wildes Thier gerieth, und doch mehr Muth zeigte als sie Alle, ob sie gleich, so zu sagen, mitten unter den afrikanischen wilden Thieren geboren und erzogen waren. — So wie die Haut meines Panthers herunter war, hing mein Hottentotte sie um, und ich empfahl mich meinen muthigen Jägern. Auf unserem Wege nach Hause folgten uns mehrere Hunde, deren Herren sich zuerst unsichtbar gemacht hatten. Sie wagten sich aber nicht nahe heran, da sie sich vor der Panthershaut fürchteten, und wenn mein Hottentott, um sie noch mehr zu erschrecken, sich umkehrte, und eine Bewegung gegen sie hin machte, so liefen sie um die

Wette, als wenn der leibhafte Panther hinter ihnen wäre. —

Als le Vaillant seine Reise in das Innere von Afrika angetreten hatte, erlebte er am 25. Juni 1780 folgendes Abentheuer.

Wir hatten die Spur von Elephanten gefunden, und ich war so begierig, einen zu schießen, daß ich meine Zelte aufschlagen ließ und auf der Stelle Halt machte. Unter meinen Hottentotten war einer, der die Gegend umher kannte. Diesen nebst vier von meinen besten Schützen wählte ich aus, und nun verfolgten wir alle sechs, mit einigen Lebensmitteln versehen, die erwähnte Spur, ohne sie einen Augenblick aus dem Gesicht zu lassen; aber es ward Nacht, und wir sahen noch immer nichts weiter. Nun aßen wir ganz vergnügt, suchten einander die Annehmlichkeiten der Zelte aus den Gedanken zu bringen, zündeten ein großes Feuer an, und legten uns dabei auf der kalten harten Erde nieder. Gar zu ruhig schliefen wir eben nicht; denn bei dem mindesten Winde, und bei dem leisesten Rauschen eines Blattes horchten wir auf, und waren auf unserer Hut. Mit Anbruch des Tages weckte ich meine schlafenden Begleiter durch einen Zuruf. Sie brachten nicht lange mit ihrem Putze zu, und ein Glas Branntwein machte, daß sie mein unsanftes Aufwecken leicht vergaßen. Wir verfolgten nun die Spur der Elephanten sogleich weiter, waren aber nicht glücklicher, als am ersten Tage. Am Abend gingen wir wieder eben so zu Werke, wie am vorigen, doch mit dem Unterschiede, daß wir jetzt etwas dreister waren und auf einen ruhigern Schlaf hofften. Allein wir wurden bald ziemlich stark gestört. Kaum schliefen meine Hottentotten eine Stunde bei unserem Feuer, als ein Büffel, den der Schein angelockt hatte, ganz nahe an uns heran kam. Doch sobald er uns nur bemerkte, gerieth er, da er den Menschen fürchtet, in Schrecken, und entfernte sich augenblicklich. Durch das Geräusch, das er machte, um in das Gebüsch einzudringen, wachten wir auf. Ich griff sogleich nach meinen Waffen; aber zu spät. Der Büffel war verschwunden, und wir kehrten, nachdem wir eine Stunde lang die Gegend durchwandert und einige Flintenschüsse auf das Gerathewohl gethan hatten, unverrichteter Sache wieder zu unserem Feuer zurück.

Der dritte Tag war unruhiger, als die beiden ersteren; doch, hie muß ich umständlich erzählen. Wir hatten die Spur der Elephanten noch immer nicht verloren. Als wir einige Stunden mit vieler Beschwerlichkeit durch ein Gebüsch voll Dornen fortgegangen waren, kamen wir endlich an eine sehr lichte Stelle, wo nur junger Anflug und einige Sträucher standen. Hier machten wir Halt. Einer von meinen Hottentotten kletterte auf einen Baum, sah sich nach allen Seiten um, und gab uns dann dadurch, daß er den Finger auf den Mund legte, das Zeichen, daß wir uns ruhig halten sollten. Dann machte er die Hand mehrere Mal auf und zu, und deutete uns damit an, wie viele Elephanten er sehe. Als er wieder herunter gestiegen war, überlegten wir, was zu thun sei, und beschlossen, uns den Thieren unter dem Winde, und so unmerklich, als wir nur könnten, zu nähern. Mein Hottentott führte mich nun durch das Gesträuch ganz nahe zu einem von den Ungeheuern hin. Wir waren schon ganz dicht dabei, und doch sah ich es nicht. Ich stand nämlich auf einer Anhöhe über dem Elephanten; und nun mogte mein braver Hottentott winken, so viel er nur wollte: ich sah immer weit vor mich hin, und konnte mir nicht einbilden, das, was ich etwa zwanzig Schritte unter mir hatte, und was ganz unbeweglich da lag, sei etwas anderes, als ein Stück Felsen. Endlich ward ich doch durch eine kleine Bewegung des Elephanten aufmerksam. Er drehete jetzt den Kopf, der mir bisher durch den übrigen ungeheuren Körper verborgen worden war, unruhig nach mir hin. Nun legte ich augenblicklich meine große Flinte auf die Stütze und schoß ihn so glücklich vor die Stirn, daß er todt niederfiel. Ueber den Schall geriethen sogleich die andern, etwa dreißig an der Zahl, in Schrecken, und flohen mit der größten Geschwindigkeit. Doch dieß war nur das Vorspiel eines weit lebhaftern Auftritts. Ich sah den Elephanten noch nach, als einer bei uns vorbeilief, den einer von meinen Leuten angeschossen hatte. Daraus, daß er stark blutete, schloß ich, er müsse gefährlich verwundet sein, und wir verfolgten ihn also. Er legte sich zuweilen nieder, und stand dann wieder auf, um von Neuem zu fallen; wir verfolgten ihn aber immer, und brachten ihn durch Flintenschüsse wieder zum Aufstehen. So kamen wir endlich in hohes Gesträuch, zwischen dem sich hin und wieder auch abgestorbene und umgestürzte Baumstämme befanden. Bei dem vierzehnten Schusse wandte der Elephant sich endlich wüthend gegen den Hottentotten, der ihn getroffen hatte. Durch den fünfzehnten ward seine Wuth noch vermehrt; und der Hottentott, von dem er kam, sprang nun auf die Seite, und rief uns zu, wir sollten uns in Acht nehmen. Ich war nur fünfundzwanzig Schritte von dem Elephanten entfernt, und, die Munition ungerechnet, mit meiner dreißig Pfund schweren Flinte beladen. Ueberdieß hatte ich mich weiter vorgewagt, als meine Leute, die nun dem fürchterlichen Rüssel leichter entgehen und sich durch die Flucht retten konnten. Auch ich floh; aber mit jedem Augenblicke kam der Elephant mir näher. Halbtodt und von allen meinen Leuten verlassen (einen einzigen ausgenommen, der mir zu Hülfe eilte), hatte ich nun weiter kein Rettungsmittel mehr, als mich nieder zu werfen, und mich hinter einem großen, umgefallenen Baumstamme zu verbergen. Kaum hatte ich das gethan, so war auch der Elephant da und schritt über den Stamm weg; aber jetzt gerieth er durch den Lärm, den meine Leute vor ihm machten, von Neuem in Schrecken und stand horchend still.

Von dem Orte aus, wo ich versteckt lag, hätte ich ihn wohl schießen können, da meine Flinte zum Glück geladen war; aber er hatte schon so viele Kugeln vergeblich bekommen, und stand mir überdieß so wenig schußrecht, daß ich nicht hoffen konnte, ihn mit Einem

Schusse zu tödten. So blieb ich denn unbeweglich liegen, und erwartete mein Schicksal. Meine Leute waren indeß meinetwegen unruhig, und riefen mich von allen Seiten, worauf ich ihnen denn freilich nicht antwortete. Da sie aus meinem Stillschweigen schlossen, daß sie ihren Herrn verloren hätten, so verdoppelten sie ihr Geschrei, und kamen in Verzweiflung zurück. Der Elephant kehrte nun erschrocken um, und sprang zum zweiten Mal, ohne mich zu sehen, sechs Schritte weit von mir, über den erwähnten Baumstamm weg. Jetzt stand ich auf und schoß ihm, theils aus Ungeduld, theils um meinen Leuten ein Zeichen von meinem Dasein zu geben, noch eine Kugel in den Hintertheil. Bald nachher kam er uns gänzlich aus dem Gesicht; indeß zeigten die Spuren, die er hinterließ, in welch einen gefährlichen Zustand wir ihn versetzt hatten.

Noch ist meine Schilderung nicht zu Ende, und die Dankbarkeit fordert von mir, daß ich erzähle, was ein Hottentott, Namens Klaas, für mich that. Ich erhielt ihn bei meiner Abreise vom Kap von Herrn Fiskal Boers als einen Menschen, auf dessen Muth und Treue ich mich verlassen könne. Dieser sagte ihm: er müsse sich schlechterdings nicht von mir trennen, und wenn er dann mit mir wohlbehalten nach dem Kap zurückkomme, und ich ihm ein gutes Zeugniß gäbe, so solle er auch eine Belohnung haben. Wirklich hatte er mich auch keinen Augenblick verlassen; und als ich ihm endlich auf einmal aus dem Gesichte kam, suchte er mich allenthalben, wiewohl vergeblich. Er rief mich mit halb erstickter Stimme, wandte sich hierauf an seine Kameraden, warf ihnen vor, daß sie mich in der Gefahr feigherzig verließen, sagte ihnen, was sie erwarten müßten, wenn sie ohne mich nach dem Kap zurückkehrten, und erklärte dann: er wolle mich, todt oder lebendig, wiederfinden und mit mir sterben. Mein Flintenschuß war nun das Signal zu allgemeiner Freude. Ich sah mich augenblicklich von meinen Leuten umringt, und Klaas schloß mich fest in seine Arme. Er küßte wechselsweise mein Gesicht und meine Kleider und seine Kameraden streckten die Hände nach mir aus, als wollten sie mich um Verzeihung bitten. Ich beruhigte sie; denn meine Empfindung bei dieser rührenden Scene war zu süß, als daß ich sie durch unnütze Vorwürfe hätte verderben mögen. Seit diesem Tage sah ich den guten Klaas als meinesgleichen, als meinen Bruder an, und ließ ihn an meinen Freuden, so wie an meinem Mißvergnügen theilnehmen.

Indessen rückte die Nacht heran, und wir eilten nun zu dem Elephanten hin, den ich glücklich mit einem einzigen Schusse erlegt hatte. Wir kamen gerade zu rechter Zeit, da sich schon verschiedene Raubvögel und andere kleine, von Fleisch lebende Thiere dabei eingefunden hatten. Es wurden mehrere Feuer angezündet, und meine Leute rösteten sich, da es uns ganz an andern Lebensmitteln fehlte, einige Stücke von dem Elephanten, und für mich etwas von dem Rüssel desselben. Ich aß dieß Gericht zum ersten Mal; fand es aber so wohlschmeckend, daß ich mir vornahm, es öfter zu thun. Klaas versicherte mich, wenn ich nur erst die Füße gekostet hätte, so würde ich den Rüssel bald vergessen, und, um mich davon zu überzeugen, machte er sogleich Anstalten zu einem leckeren Frühstück für den nächsten Morgen. Man grub ein viereckiges, drei bis vier Fuß weites Loch aus, füllte es mit glühenden Kohlen, legte trockenes Holz darauf, und unterhielt einen Theil der Nacht hindurch ein starkes Feuer. Als man glaubte, daß das Loch hinlänglich geheizt wäre, ward es ausgeräumt, und Klaas legte nun die vier Elephantenfüße hinein, bedeckte sie mit heißer Asche und glühenden Kohlen, und zündete dann ein Feuer darüber an, das bis zum Morgen brannte. Diese ganze Nacht über schlief ich allein, und meine Leute wachten, wie Klaas es ihnen befohlen hatte. Morgens erzählte man mir dann, es hätten sich viele Büffel und Elephanten hören lassen. Ich wunderte mich hierüber weiter nicht, da es ihrer in dem ganzen umliegenden Walde sehr viele gab. Uebrigens hatten wohl unsere vielen Feuer sie abgehalten, uns zu beunruhigen.

Meine Leute brachten mir nun zum Frühstück einen Elephantenfuß, der durch die Hitze so stark aufgelaufen war, daß ich ihn kaum wieder kannte. Er sah aber so gut aus, und roch so angenehm, daß ich begierig davon kostete. Es war in der That ein königliches Essen, und ich verzehrte den ganzen einen Fuß ohne Brod, indeß meine Hottentotten dicht bei mir andere Stücke von dem Thiere aßen, welche sie nicht minder wohlschmeckend fanden. Den Ueberrest des Morgens brachten wir damit zu, daß wir unserem Elephanten die Fangzähne ausbrachen. Da er von weiblichem Geschlechte und nur acht Fuß drei Zoll hoch war, so wogen sie nur etwa zwanzig Pfund. Meine Leute nahmen noch so viel Fleisch mit, als sie tragen konnten, und dann machten wir uns auf den Weg nach unserem Lager. Zwar wollten wir erst noch die Spur des Elephanten verfolgen, den wir so schwer verwundet hatten; aber während der Nacht waren so viele andere in der Gegend gewesen, daß wir ihre Spuren nicht mehr unterscheiden konnten. Ueberdieß hatten wir uns Alle so ermüdet, daß ich besorgte, meine Leute möchten unwillig werden; daher kehrte ich denn sogleich mit ihnen nach unserem Lager zurück, und setzte den Tag darauf meine Reise in das Innere des Landes fort.

Alphabetisches Register.

In demselben Verlage sind ferner neu erschienen und in a[illegible]chhandlungen zu haben

Erstes Bilderbuch zur Unterhaltung und Belehrung [illegible] Kinder. 10 col. Tafeln mit Text. 4. Preis, geb., ½ thlr. — 54 kr.

Hoffmann, Franz, die erzählende Mutter. Kleine mora[illegible] für Kinder von 5 bis 8 Jahren. Zweite verschönerte Auflage m[illegible] Bildern. Preis, geb., 1 thlr. — 1 fl. 48 kr.

— —, Geschichtenbuch für die Kinderstube. Kleine moralische Erzählungen für Kinder von 5 bis 8 Jahren. Zweite, mit vielen neuen Bildern verschönerte Auflage. Preis, geb., 1 thlr. — 1 fl. 48 kr.

— —, Weihnachtsgabe für gute Kinder, in neuen kleinen Erzählungen und Fabeln. Mit 8 Bildern. Preis, geb., ½ thlr. — 54 kr.

— —, Geschichte von Reineke dem Fuchs, für die Jugend neu bearbeitet. Mit 24 Bildern. Preis, geb., ⅔ thlr. — 1 fl. 12 kr.

— —, deutsche Volks-Mährchen, mit 16 Bildern. Preis, geb., ⅔ thlr. — 1 fl. 12 kr.

—, **Friedrich,** Fünfzig neue Fabeln und Erzählungen, mit 50 Bildern. Preis, ½ thlr. — 54 kr.

Lafontaine's Fabeln, neu bearbeitet von Friedr. Hoffmann. Mit 12 Bildern. Preis, geb., ½ thlr. — 54 kr.

Die Thierwelt in Bildern. Ein Weihnachtsgeschenk für kleine, artige Kinder. Mit vielen colorirten Abbildungen. 4. Preis, geb., ½ thlr. — 54 kr.

Lang, Dir. E., Gallerie kleiner Fabeln und Erzählungen. Zweite verbesserte Auflage mit 8 Bildern. Preis, geb., ½ thlr. — 54 kr.

Neuestes Bilderbuch zur Belehrung und Unterhaltung; 500 colorirte Abbildungen mit ausführlicher Beschreibung in deutscher, französischer und englischer Sprache. Folio. Preis, geb., 2½ thlr. — 4 fl. 30 kr.

Blasche, B. H., der junge Papparbeiter; fünfte von J. J. Schuerr revidirte Auflage. Mit 130 Musterfiguren. Preis, cart., ⅚ thlr. — 1 fl. 30 kr.

Berghaus, Prof. **Heinr.,** allgemeine Länder- und Völkerkunde. 6 Bände mit 6 Stahlstichen. gr. 8. Preis, br., 11¼ thlr. — 18 fl.

Berge, Fr., Schmetterlingsbuch, oder allgemeine und besondere Naturgeschichte der Schmetterlinge, mit besonderer Rücksicht auf die europäischen Gattungen. Nebst einer vollständigen Anweisung sie zu fangen, zu erziehen, zuzubereiten und aufzubewahren. Mit 1100 col. Abbildungen. 4. Preis, schön geb., 6 thlr. — 10 fl. 48 kr.

— —, Käferbuch, oder allgemeine und specielle Naturgeschichte der Käfer, mit vorzüglicher Rücksicht auf die europäischen Gattungen. Nebst der Anweisung sie zu sammeln, zuzubereiten und aufzubewahren. Mit 1315 color. Abbildungen. 4. Preis, schön geb., 5⅓ thlr. — 9 fl. 40 kr.

Schmidt, Dr., Mineralienbuch, oder allgemeine und besondere Beschreibung der Mineralien. 24 Bogen mit 44 col. Tafeln. Preis, br., 4⅙ thlr. — 7 fl. 12 kr.